Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Sechster Band.

April 1859 — September 1859.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1859.

Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
Monatshefte

6. Band.

BRAUNSCHWEIG.
George Westermann.

Schnorr inv.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

sechsten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Beesten, W. v., in Osnabrück, 216. 443. — Biedermann, Karl, in Weimar, 478. 603. — Brahe, H. in Berlin, 180. 277. — Brühl, J. A. M., in Münster, 203. — Chrysander, F., in London, 438. — Cohausen, A. v., in Frankfurt a/M., 389. — Deutsch, Emanuel, in London, 540. — Fraas, K., in München, 92. — Germar in Altona, 509. — Glaser, Adolf, in Braunschweig. — Gottschall, Rudolf, in Breslau, 661. — Grube, A. W., in Hard am Bodensee, 406. — Guseck, Bernd v., in Berlin, 347. — Hartmann, Moritz, in Paris, 301. — Hettner, Hermann, in Dresden, 70. — Hirth, G., in Gotha, 488. — Hörmann, L., in München, 369. — Keferstein, W., in Göttingen, 33. — Klemm, Gustav, in Dresden, 259. 379. — Klopp, Onno, in Hannover, 148. 477. 591. — Koenig, Heinrich, in Hanau, 459. 571. — Landau, G., in Kassel, 295. 673. — Landgrebe in Kassel, 520. — Lau, Th., in Berlin, 253. — Lammers, August, in Hannover, 560. — Lichterfeld, F., in Berlin, 171. 517. — Mädler, J. H., in Dorpat, 160. — Meyr, Melchior, in München, 313. — Müller, Wolfgang, von Königswinter, in Cöln, 427. 533. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 48. 273. 516. 637. — Oetker, Fr., in Brüssel, 154. — Oppermann, H., in Capstadt, 231. 454. 568. — Ott, Alexander, in Philadelphia, 27. — Peez, Alexander, in Frankfurt a/M., 64. — Rank, Jos., in Weimar, 78. — Reinhold, W., in Danzig, 222, 627. — Reisewitz, Gustav, in Coburg, 290. — Ring, Max, in Berlin, 246. — Rodenberg, Julius, in Berlin, 323. — Rollmann in Stralsund, 659. — Roquette, Otto, in Berlin, 1. 121. 235. — Runge, H., in Zürich, 152. — Schellen, K., in Düsseldorf, 549. — Scherzer, Karl, in Wien, 51. 393. 615. — Schmarda, L. K., in Wien, 195. — Schmidt, Moriz, in Jena, 492. — Simrock, K., in Bonn, 366. — Söltl in München, 20. — Uhde, August, in Braunschweig, 421. 424. — Vogel, A. jun., in München, 328. 671. — Wagner, Adolf, in Wien, 103. — Walesrode, L., in Hamburg, 206. — Weingärtner, Wilhelm, in Göttingen, 528. — Winckler, G. G., in München, 502.

Inhalt des sechsten Bandes.

Erste Abtheilung.

Novellen, Culturbilder, Charakteristiken ꝛc.

Zweite Abtheilung.

Naturwissenschaftliches, geographische Charakterbilder, Reiseberichte ꝛc.

Dritte Abtheilung.

Bildende Kunst, poetische Literatur, Musik, Theater.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Namen- und Sachregister zum sechsten Bande.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 31. April 1859.

Erste Abtheilung.

Titze von Trixen.

Erzählung
von Otto Roquette.

Erstes Capitel.

Das Vaterland lag unter dem schweren Drucke der Fremdherrschaft. Seit der Niederlage bei Jena war Preußens Selbständigkeit dahin, und die sechs folgenden Jahre ließen französischen Einfluß, französische Sitten und Sprache, französische Depravation immer tiefer und verderblicher durch alle Schichten der Gesellschaft dringen. In Berlin vorzüglich wimmelte es von französischen Abenteurern aller Art, nichtsnutzigem Gesindel, das sich einen neuen adligen Namen beilegte, sich in hohe und niedere Häuser drängte, um verbrecherische Zwecke zu verfolgen, und überall seine Rechnung fand. Eine Klage gegen diese französischen Herren war immerhin bedenklich. Die Behörden, selbst von tausend Rücksichten gegen ihre Unterdrücker geplagt, wagten Nichts gegen sie zu thun, und die französische Gesandtschaft drückte selbst über das schreiendste Unrecht ein Auge zu, da sich diese in allen Winkeln umherkriechenden Gäste durch ein organisirtes Spionirsystem bei ihr nützlich zu machen wußten. Die Aristokratie litt am wenigsten unter diesem Drucke. Französische Sprache und Sitten brauchte sie nicht anzunehmen, da sie schon die ihrigen gewesen waren, sie fand sich mit der Zeit ab, wie sie eben war, und sah französische Einquartierung und den nachdrängenden Troß der Abenteurer als einen, wenn auch kostspieligen, doch immerhin willkommenen Zuwachs der Geselligkeit an. Denn gefälliges Wesen, Witz, anmuthige Umgangsformen brachten die Sieger demjenigen, der sich ihnen fügte, allerdings entgegen.

Das Haus des Kriegsraths Grafen Brunneck war ein Hauptsammelplatz französischer Elegants, über deren zweifelhaften Charakter man hinwegsah, da sie der herrschenden Nation angehörten. Er schien durchaus im Sinne der Regierung zu handeln, wenn er in dieser Weise lächelnd das fremde Joch küßte, zumal er sich zuweilen in einem schüchtern vertraulichen Momente, durch einen verstohlenen Seufzer, einen Blick, einen Händedruck seinen Amtsgenossen als einen heimlichen Patrioten, und seinen Vorgesetzten als einen Mann anzudeuten wußte, auf den man unter allen Verhältnissen rechnen könne. Von französischer Seite war man vielleicht in gewisser Hinsicht auf der Hut mit ihm, jedenfalls aber suchte man ihn durch Schmeichelei, List und andre geheime Gewalten immer von Neuem zu umgarnen und Nutzen von ihm zu ziehen. Viele Leute dagegen gab es, ihm sehr nahe stehende, welche ihm in keiner Weise trauten,

sich mancherlei von seiner Vergangenheit in's Gedächtniß riefen, und die Ueberzeugung hegten, dem Grafen könne, auch aus andern als politischen Gründen, unmöglich in seiner Haut wohl zu Muthe sein.

Es war im Sommer achtzehnhundert und zwölf. Die französische Riesenarmee zog unter Anführung des Kaisers durch Rußland, um sich das Czarenreich und mit ihm den ganzen Osten Europa's zu unterwerfen. Die französischen Bulletins lauteten glänzend, wie immer, insgeheim aber kamen allerlei Nachrichten, die von sehr zweifelhaften Siegen der kaiserlichen Adler flüsterten. Die Franzosen lachten hochmüthig und behaupteten, der bloße französische Name werde Rußlands Riesenbau über den Haufen werfen. Aber in bürgerlichen Kreisen erhellten sich allgemach die Augen, man sprach nicht mehr gedrückt von Politik, Gerüchte gingen umher, die alle Herzen lebhafter schlagen machten, und die Patrioten schlossen sich enger an einander. Der Graf Brunneck wußte vielleicht mehr als Alles, was man sich mit neuen Hoffnungen erzählte. Er machte den Versuch, gegen bekannte Freunde des Vaterlandes sich theilnehmend und mittheilsam zu zeigen, mußte aber bemerken, daß man sich von ihm zurückzog. Auch er zog sich wieder zurück, denn er wußte und sah sich von den Franzosen zu sehr überwacht, und hätte sich ihnen um Alles nicht in zweideutigem Lichte zeigen mögen. Eine Zeit lang ging er nachdenklich umher, dann begann er sich unwohl zu fühlen und beschloß, einige Wochen von der drückenden Last der Geschäfte auf dem Lande auszuruhen. Er reiste mit seiner Tochter nach seinem etwa vier Stunden von der Hauptstadt entfernten Gute Sophienthal. Nichts natürlicher als das. Es war Sommer, die Zeit der Villeggiatur, und da eine größere Vergnügungsreise weder durch die Zeitumstände begünstigt, noch auch, wie jetzt, schon zur Sitte geworden war, konnte ihm Niemand verargen, wenn er sich für einige Wochen auf seine Güter zurückzog. Im Gegentheil, man mußte ihn glücklich preisen, daß er einen Platz in der Einsamkeit hatte, wohin er sich aus dem aufreibenden politischen Wirrwarr zu retten vermochte. Doch reiste er nicht allein mit seiner Tochter. Ein junger Marquis de Lacroix, Attaché der französischen Gesandtschaft, begleitete ihn. Man sagte, dieser Marquis sei die Schildwache, die ihm seine sorgsamen Hüter, die Franzosen, mitgäben; Andre meinten, er sei der voraussichtliche Bräutigam der Gräfin Natalie; noch Andre behaupteten Beides, und fügten hinzu, daß es dem Grafen übel bekommen könnte, wenn seine Tochter so frei wäre, den Marquis zu verwerfen. Uebrigens schien das Letztere auch nicht zu befürchten. Der Marquis war der Sohn oder Enkel eines Generalpächters aus alter Zeit, der das Schiff seines Reichthums durch die Stürme der Revolution sicher hindurchgesteuert hatte — so sagte man. Der Marquistitel sei dem jungen Manne in jener Zeit, wo selbst Königskronen auf den Bäumen wuchsen, so angeflogen, man untersuchte das nicht. Er war als Attaché der Gesandtschaft nach Berlin gekommen, um politische Carriere zu machen, und da man bei seinem Reichthum äußerlich nicht für ihn zu sorgen hatte, hieß man ihn willkommen, denn er zeigte sich als gewandt und durchaus politisch brauchbar. Jung, geistvoll, von einnehmender, glänzender Erscheinung, glatt wie ein Hofmann, und liebenswürdig wie — ein Franzose, spielte er bald eine Rolle in der vornehmen Welt. Im Hause des Grafen Brunneck hatte er bald festen Fuß gefaßt, und schon war man gewohnt, die Gräfin Natalie in der Oper, oder wo sonst die feine Welt sich zeigte, an seinem Arm erscheinen zu sehn. Der Kriegsrath, wohl wissend, daß Herr von Lacroix ihm auch ungeladen bald nach Sophienthal folgen würde, machte ihm den Vorschlag, auf einige Wochen draußen sein Gast zu sein, ein Vorschlag, der mit Vergnügen angenommen wurde. Auch das war wieder sehr natürlich, nur daß Leute, die über Alles ihre Bemerkungen machten, auch darin etwas Politisches erkennen wollten. —

Der Graf Brunneck war von Hause aus nicht nur nicht reich, sondern stammte aus einer „finanziell etwas derangirten" Familie, das heißt, er hatte gar kein eignes Vermögen. So war ihm Nichts übrig geblieben, als der Staatsdienst. Den nachherigen Wohlstand verdankte er seiner Frau. Diese hatte jedoch ihr Erbgut Sophienthal durch ihren letzten Willen Natalien, ihrer einzigen Tochter, vermacht.

Schloß Sophienthal lag in einem alten, schattigen Parke, in einladender Gegend, umgeben von Wald und Seen. Der Kriegsrath hatte das Gut seinem ältesten Sohne Karl (der jüngere war Officier) zur Bewirthschaftung übergeben. Karl, seit etwa einem Jahre verheirathet, empfing seine Familie mit Freude, und war gegen den Gast höflich, ohne ihm jedoch mit derjenigen Zuvorkommenheit zu begegnen, die der Vater dem jungen Marquis zollte. Schon am ersten Tage fiel dies dem Kriegsrath auf, und er erklärte seinem Sohne, daß er Herrn von Lacroix als einen gefeierten und geehrten Gast aufgenommen zu sehen wünsche.

Karl sah seinen Vater mit einem durchdringenden Blicke an. „Was die Höflichkeit gebietet," entgegnete er, „werde ich gegen

diesen — Marquis" (er legte einen Ton auf diesen Titel, der nicht wie Hochachtung klang) „nicht versäumen, im Uebrigen aber kennst Du meine Ansichten!" Er wandte sich um und ging seinen Geschäften nach.

Der Kriegsrath sandte ihm einen beängstigten Blick nach. In der That, er kannte leider die Ansichten seines Sohnes. Er wußte, daß Karl nicht nur nicht französisch gesinnt war, sondern zu den glühendsten Patrioten gehörte, die nicht thatlos dem Ruin des Vaterlands zusehn wollten. Er wußte, daß Karl sich insgeheim einer Verbindung zugesellt hatte, die dahin zielte, die Ketten abzuwerfen; er wußte sogar, daß sein Sohn nicht einmal besonders aristokratische Ansichten hegte. Denn er hatte es, unbekümmert um den Zorn des Vaters, durchgesetzt, die Tochter eines bürgerlichen Beamten zu heirathen, den man wegen seiner offen ausgesprochenen antifranzösischen Gesinnung abgesetzt hatte. Ferner wußte der Kriegsrath auch, daß der Schwiegervater seines Sohnes seit Kurzem in das Cabinet des Freiherrn von Stein, des wegen seiner Vaterlandsliebe entlassenen preußischen Ministers, nach Petersburg berufen worden war.

Dies Alles war nun keineswegs geeignet, ihn die heitre Stimmung, die er in der Stadt eingebüßt, auf dem Lande wiederfinden zu lassen. Aber gewohnt, sich zu beherrschen, und selbst in der bedenklichsten Lage noch unbefangen zu erscheinen, ließ er sich von all den Befürchtungen, die eine nach der andern in ihm aufstiegen, Nichts merken, und schien in heiterer Stimmung die Landluft zu genießen.

Eines Nachmittags saß die Familie auf einem kühlen Platze des Parks beim Kaffee. Clara, die junge Gattin Karl's, machte die Wirthin. Die Unterhaltung wurde größtentheils französisch geführt, aber Karl unterbrach dieselbe so oft als möglich durch deutsche Sätze, da er wußte, daß der Marquis der deutschen Sprache mächtig sei. Der Kriegsrath war es, der das Gespräch dann wieder in das fremde Idiom zurückleitete. Man sprach über französische und deutsche Literatur. Karl wollte Nichts von der erstern wissen, und pries, trotz des flehend abwehrenden Mienenspiels seines Vaters, den neuen glänzenden Aufschwung der deutschen Dichtung. „Ein Dichterpaar, wie Schiller und Goethe," sagte er, „habe weder die französische, noch eine andere Nation aufzuweisen." Er hatte bei dieser Ansicht in seiner Gattin eine Verbündete, welche sogleich erklärte, daß ein Gedicht von Schiller ihr das Höchste erscheine, was überhaupt gedichtet werden könne. Natalie ging nicht so weit, aber sie bedeutete doch den Marquis, daß die Franzosen heutzutage kein Recht mehr hätten, so geringschätzig auf die deutsche Literatur herabzusehen, als etwa zur Zeit Friedrich's des Großen. „Ich habe," sagte sie, „große Freunde und Lieblinge unter den französischen, besonders unter den Romandichtern, muß mir aber ausbitten, Marquis, daß Sie mir gegen Goethe nicht ketzern! Wenn Sie ihn nicht lieben, so liegt das darin, daß Sie ihn als Franzose vielleicht nicht verstehen."

„Großen Dank für das Compliment, das Sie mir und meiner Nation machen!" rief lachend mit einer Verbeugung Herr von Lacroix. — Natalie blickte wieder auf ihre kleine Handarbeit, während der Kriegsrath einen Schreck in allen Gliedern empfand. Diesen Ausspruch hatte er von seiner Tochter, die er bisher als gute Französin zu kennen glaubte, nicht erwartet. Er beruhigte sich indessen, als Herr von Lacroix folgendermaßen einlenkte: „Nun," sagte er, „Ihr Goethe muß wohl kein gewöhnlicher Dichter sein, da sogar der große Kaiser ihn eines Gesprächs gewürdigt hat. Aber sagen Sie selbst, Gräfin, wie kann ein Repräsentant der gebildetsten Nation sich in Ihre barbarische Sprache hineindenken? Was muß ein an Wohllaut gewöhntes französisches Ohr bei Anhörung deutscher Namen empfinden? Z. B., um bei Goethe stehen zu bleiben, der Name Götz von Berlichingen! Ist er doch kaum auszusprechen! Wer kann da noch an Genuß denken, wenn er gleich bei dem Titel das Geräusch des Kratzens, Hackens, Quiekens und Stampfens zu vernehmen meint? Götz von Berlichingen —!" wiederholte er mehrmals hintereinander, indem er den Namen in spöttischer Weise mißhandelte. Der Graf lachte dabei sehr gefällig und lustig, während Karl die Achseln zuckte und Natalie gleichgültig über ihre Arbeit gebückt saß.

„Was würde der Marquis da zu dem Namen unsers Nachbars sagen!" rief noch lachend der Kriegsrath. „Wie gefällt Ihnen der Name Titze von Crixen?"

Der Marquis brach in ein schallendes Gelächter aus. „Das ist deutsch," rief er, „das ist echt deutsch! Götz von Berlichingen! Titze von Crixen!"

„Wissen Sie auch," begann Clara, während Herr von Lacroix noch immer lachte, „daß der alte Crixen vor einigen Tagen gestorben ist?"

„Weiß wohl!" entgegnete der Kriegsrath, ohne sein behagliches Lachen zu unterbrechen. „Und wenn Sie nun gar den alten Baron von Crixen persönlich gekannt hätten, Marquis! Das tollste Original von einem bäurischen Landritter! Seine Familie, in welcher merkwürdigerweise Frauen eine Seltenheit waren, hatte das mittelalterliche Faustrecht bis auf

die Gegenwart fortgeführt. Vollkommen verarmt, lebte dieser Raufbold in seinem baufälligen Stammhause da im Walde wie ein gesetzloser Raubritter fort, und — weiß der Himmel, es war ihm nicht beizukommen. Uebrigens war er ein gefährlicher Mensch!" fügte der Graf in ernsterm Tone hinzu. „Seine Nachbarschaft — nun er ist todt, wir können damit zufrieden sein."

„Titze von Crixen!" bemühte der Marquis sich nochmals zu wiederholen. „Titze — ist das ein Taufname?"

„Eine Abkürzung oder Verschmelzung des Namens Dietrich," entgegnete Karl, „wie Götz von Gottfried, Fritz von Friedrich. Unsre Namen klingen rauh, aber sie haben eine Abstammung und Bedeutung, die tief im Gemüth und Volkscharakter wurzelt. Andere Nationen können sich dessen nicht in gleichem Maße rühmen."

Herr von Lacroix schenkte diesen Worten keine Aufmerksamkeit. Es fing ihn an zu befremden, daß Natalie sich seit einigen Tagen auffallend kalt gegen ihn zeige. Er beugte sich zu ihr hinüber und fragte: „Haben Sie dies Ungeheuer, Titze von Crixen genannt, persönlich gekannt, schöne Gräfin?"

„Ich erinnre mich nur einmal ihn gesehen zu haben, und zwar in früher Kindheit," antwortete sie. „Als meine Mutter noch lebte, fuhr sie einmal mit mir zu einem Besuche in die Nachbarschaft. Einige Reiter begegneten uns, und Mama rief sehr erschrocken: Das ist Crixen! Um Gotteswillen, Ludwig, mach', daß wir vorüberkommen! Der Kutscher trieb die Pferde an, und sie zog mich an sich, als fürchte sie, ich könnte ihr geraubt werden. Aber zu unserer Ueberraschung grüßte der gefürchtete Crixen sehr artig in den Wagen hinein, und wir kamen ungefährdet vorüber."

Der Graf verrieth bei dieser Erzählung seiner Tochter eine kleine Spur von Unruhe, welche aber nur sein Sohn bemerkte.

„Ich erinnere mich auch," fuhr Natalie fort, „daß neben dem alten Crixen ein Knabe herritt, ungefähr von meinem Alter. Ich erfuhr, daß das der junge Titze von Crixen sei, der Sohn des alten. Mich interessirte der kleine Reiter, und noch weiß ich, daß ich mehrere Tage lang vom kleinen Titze von Crixen sprach, bis es mir verboten wurde."

„Also dies Geschlecht deutscher Faustritter ist mit dem Alten nicht ausgestorben!" lachte Herr von Lacroix. „Kennen Sie den Jüngling Titze?"

„Nein!" lachte Natalie jetzt mit, „den Jüngling Titze kenne ich nicht, ich habe den Träger dieses Namens überhaupt nur einmal gesehen. Uebrigens werden schreckliche Dinge von ihm erzählt!"

„O bitte, erzählen Sie!" rief der Gesandtschaftsattaché, der, da er aus nobler Passion auch schriftstellerte, schon einen witzigen Aufsatz über preußischen Landadel für ein französisches Feuilleton im Sinne hatte. „Erzählen Sie! Es gibt noch wundervolle Originale in Deutschland, wie mir scheint, man kann hier ein Stück Mittelalter in der Nähe sehen!"

Es konnte nicht fehlen, daß sich die Gesellschaft durch diese höhnischen Worte verletzt fühlte, wenn sie sie gleich als zum Theil wahr anerkennen mußte. Man schwieg, nur der Kriegsrath sagte halb lächelnd, halb mit einem Seufzer: „Leider, leider! Nun, wir haben ja mächtige Freunde, die auch uns der Civilisation näher bringen werden."

Eine hohe Röthe des Unwillens und der Scham über diese unwürdige Schmeichelei seines Vaters bedeckte Karl's Gesicht. Er stand auf und verließ den Tisch. Clara zuckte leise zusammen, und blickte auf Natalien, die, scheinbar gleichgültig, die seidnen Fäden ihrer Stickerei zog. Der Marquis wiegte sich behaglich nachlässig in seinem Gartensessel, und spielte mit der Lorgnette. Er schien völlig ahnungslos über die Bewegung, die plötzlich durch den Kreis gegangen war, sah den Grafen erwartungsvoll an und sagte: „Nun? Sie wollten mir vom alten Titze von Crixen erzählen!"

„Da Sie den Götz von Berlichingen gelesen haben, lieber Marquis" — begann der Kriegsrath, „so können Sie sich ein ungefähres Bild vom alten Crixen machen. Nur müssen Crixen's Thaten um so auffallender und ungeheuerlicher erscheinen, da sie in unserer gesetzlich und staatlich geordneten Zeit vorkommen durften."

Der Marquis lächelte verächtlich zu diesen Worten und nahm ein Knäulchen von Nataliens Seide in die Hand, um damit zu spielen.

„Crixen lebte", fuhr der Graf fort, „in seinem Stammhause gleiches Namens, wie ein mittelalterlicher Ritter auf seiner Burg. Dieser Stammsitz liegt abgelegen im Walde, fern von allen belebtern Verkehrsstraßen. Die Familie war einst begütert gewesen, aber schon der alte Crixen hatte seine Besitzung in herabgesunkenem Zustande überkommen. Er war nicht der Mann, diesen Zustand zu verbessern. Um Landwirthschaft bekümmerte er sich wenig, die Jagd war seine Arbeit und sein Vergnügen. Roh, unwissend, von unzähmbarer Wildheit, ohne Achtung vor bürgerlicher Ordnung, gewaltthätig, trat er alle Formen der guten Gesellschaft mit Füßen. Ehrlich, offen und arglos war er, glaub' ich, aber seine rauhe Begegnung, seine rücksichtslosen, wilden Scherze, die Tollheit seines Redens und Treibens, bewirkte, daß alle Familien der Nachbarschaft ihn fürchteten und flohen. Dennoch fand er zu seinen Jagden

und Gelagen immer Genossen, und das Leben in Crixen bei dergleichen Anlässen ist durch seine Zügellosigkeit in der Gegend sprichwörtlich geworden. In dem Maße als sich die Gesellschaft von dem Gefürchteten zurückzog, näherte er sich nun den Bauern, der Landbevölkerung, und wußte sich unter ihnen Freunde zu machen. In Dorfschenken saß er mit ihnen zusammen, trinkend und rauchend, und galt für das Orakel der Gegend. Rastlos und ungestüm, wie er war, mußte er immer Etwas zu thun haben, und so verschaffte er sich eine tyrannische Autorität in allerlei schiedsrichterlichen Fragen. Lagen ein paar Bauern mit einander in Streit, so ließ er sie in der Schenke oder in seinem Hause vor sich erscheinen, ließ sich ihre Sache vortragen, und entschied ohne Umstände über Recht und Unrecht. Seine Popularität war so groß, daß die Parteien in den meisten Fällen sich mit seinem Urtheil zufrieden zeigten. Wehe aber dem, der, nachdem Titze die Sache entschieden, noch in die Stadt zu einem Advocaten ging und einen Proceß anfing. Er war sofort ein Feind des Dictators und nirgends vor seinen Gewaltthaten sicher. Leute aber, denen irgend ein Unrecht geschehen war, kamen mit ihrer Klage bei Crixen immer an den rechten Mann. Sofort rückte er aus. Zu Pferde, von einigen Knechten begleitet, zog er vor das Haus des Beleidigers, prügelte oder mißhandelte ihn ohne viel Umstände, zwang ihn, sein Unrecht gut zu machen, und ritt getrost wieder von dannen. Fand er den Uebelthäter nicht zu Hause, oder konnte er ihm persönlich nicht beikommen, so lauerte er mit seinen Mannen an den Wegen, nahm ihm Pferde, Kühe, ganze Heerden Vieh, Fuhren mit Getreide und Kartoffeln weg und gab seinen Raub nicht eher heraus, bis der Kläger vollständige Genugthuung erhalten hatte. Anhang und Verbündete fand er genug, so daß ihm seine Gewaltthätigkeiten immer gelingen konnten. Eine Klage gegen ihn selbst wäre aber etwas Unerhörtes gewesen. So kam es, daß die Gerichte keine Veranlassung fanden, gegen ihn einzuschreiten. Uebrigens stand er diesen Gewaltstreichen mit völliger Naivetät gegenüber. Er fühlte in sich den Charakter und die Autorität, er sah, daß man ihm immer gehorchte, und so sah er seine Tyrannei als ein gutes Recht an. Auch verlautet nicht, daß er jemals das Faustrecht zu eigenen gewinnsüchtigen Zwecken benutzt habe. Der Augenschein spricht dagegen, denn seine Besitzungen verfielen zusehends, er mußte alljährlich ein Stück seines Grundes veräußern. Daß er, wie es heißt, Unbemittelte auch mit Geld unterstützt habe, ist kaum glaublich, denn im Hause Crixen soll es meist knapp genug hergegangen sein, zumal in der letzten Zeit. Es ist natürlich, daß die Bereitwilligkeit des Ritters auch oft mißbraucht wurde. So kam denn allerlei Gesindel in sein Haus, und da er derlei Volk oft zu heimlichen Anschlägen bedurfte, wenn Gewalt nicht anwendbar war, so wurde das Haus des Geschlechtes Derer von Crixen der Sammelplatz von fahrendem und gefährlichem Gelichter aller Art. Es war zeitweise förmlich eine Vagabundenherberge, bis sich gelegentlich einmal einer seiner Gäste gegen ihn verging, ihm z. B. etwas stahl. Dann prügelte er seine Gäste hinaus, und machte für kurze Zeit reinen Tisch. Aber die Verbindung mit diesen Leuten brachte ihn doch nicht selten in drohende Gefahr. So erinnere ich mich eines furchtbaren Brandes auf einem nicht entfernten Gute. Eben gefüllte Scheunen, Ställe, das Wohnhaus selbst brannten nieder, Menschenleben wurden eingebüßt, es war ein furchtbares Unglück. Man wollte Verbündete des wilden Crixen bei der Katastrophe gesehn haben. Es wurde gesagt, der unglückliche Gutsherr habe sich an irgend einem seiner Leute allerdings schwer vergangen, und dieser habe ihm mit Rache gedroht. Kurz darauf geschah das Unglück. Man wollte darin die beabsichtigte Rache sehen, und Crixen's Namen wurde genannt. Er mußte sich bei der Untersuchung vor Gericht stellen — ich glaube das einzigemal in seinem Leben — doch war Nichts gegen ihn herauszustellen, und er wurde freigesprochen. Indessen schien es, als sei der Tyrann der Gegend von der Zeit an vorsichtiger. Man könnte tagelang von seinen Thaten erzählen, doch genug davon. Er ist todt, aber sein Sohn lebt, der junge Titze von Crixen, und wenn er sonst die Energie des Alten hat, so wird er das Treiben wohl fortzusetzen versuchen. Dieser junge Mensch hat nun sein Lebenlang nichts Anderes von der Welt gesehn, als die tolle Wirthschaft im Hause des Alten. Kurze Zeit hatte ihn der Vater in eine Pension und Schule der benachbarten kleinen Stadt geschickt. Bald aber zerschlugen sich die Studien, denn das junge Ungeheuer gab eines Tages dem Rector ein paar Ohrfeigen. Natürlich mußte er fort. Der Alte empfing ihn lachend zu Hause, denn er hatte bereits herausbekommen, daß sein Sohn im Rechte gewesen sei. Und da der Junge anstellig genug gewesen war, in kurzer Zeit lesen und schreiben, und allerlei Dinge zu lernen, die dem Alten als enorme Gelehrsamkeit erschienen, so hielt er dafür, daß es des Studirens genug sei, und behielt ihn bei sich. Roh, zügellos, völlig verwahrlost ist er da herangewachsen, und hat sich zum Stolz des Alten schon auf eigene Hand

einen Namen in der Gegend gemacht. Ein wachsames Auge wollen wir auf den Burschen aber doch haben, denn ich denke, es war genug an einem Titze von Crixen."

Der Marquis hörte dieser langen Erzählung schon lange nicht mehr zu. Anfangs hatte er hier und da ein paar witzige Bemerkungen dazwischengeworfen, bald aber gingen seine Gedanken andere Wege. Nataliens Gleichgültigkeit gegen ihn gab ihm zu denken, und er erkannte, daß er vorsichtiger und doch entschieden zu Werke gehen müsse. Er beobachtete sie lange, bewunderte die schöne Ruhe und Regelmäßigkeit ihrer Züge, wiewohl ihm die theilnahmlose Hingebung an die kleine Spielerei ihrer Arbeit ärgerlich war. Sie sah während der ganzen Erzählung des Grafen nicht einmal auf. Solltest Du mir entschlüpfen wollen, räthselhafte Schönheit? dachte er. Gib Dir keine große Mühe, es gelingt Dir nicht! Du gibst mir mehr zu thun als Andere, es ist wahr, aber je schwieriger das Ziel, desto verführerischer! Dieser reine Schwung der dunkeln Augenbrauen! Der stolze Mund! Der reizende Hals auf dem wundervollen Nacken! Heuchlerin! Ich werde dies Herz feuriger schlagen machen! — So füllte der Marquis sich die Minuten aus, und es schien ihm nothwendig, wo möglich noch heute eine Stunde mit Natalien allein zu sein, um sich wenigstens über ihre Stimmung aufzuklären. Plötzlich merkte er, daß der Kriegsrath zu erzählen aufgehört hatte.

„Köstlich, köstlich!" rief er. „Aber ehe es zu spät wird," fuhr er, die Uhr ziehend, fort, „Sie hatten mir heut einen Spazierritt versprochen, Gräfin! Wir müssen aufbrechen?"

Natalie hob das Haupt in die Höhe, nickte mit einer Art von Herablassung und sagte stolz lächelnd: „Es soll Ihnen die Gnade zu Theil werden, mich auf meinem Spazierritt begleiten zu dürfen, Marquis! Die Stunde desselben wird aber von mir abhängen, denk' ich?"

„Wie Sie mich mißdeuten, schöne Gräfin!" rief der Marquis mit seiner graziösesten Bewegung, indem er Miene machte, Nataliens Hand zu ergreifen. Sie gab sie ihm nicht, sondern wehrte ihn damit lächelnd aber entschieden ab. Ihre Arbeit zusammenfaltend sagte sie: „Ich werde Toilette zum Reiten machen, und Sie rufen lassen, wenn es Zeit ist!" Leicht und ruhig verneigte sie sich, nahm den Arm ihrer Schwägerin und ließ die Herren allein.

Zweites Capitel.

Eine Stunde darauf ritten Natalie und der Marquis den hügeligen Waldweg entlang. Die junge Gräfin saß vortrefflich zu Pferde, und die kühne Sicherheit, mit der sie ihr edles Thier lenkte, flößte ihrem Begleiter nur noch größere Bewunderung ein. Daß der Gesandschaftsattaché eine eingehende Unterhaltung mit ihr wünschte, wußte sie recht gut, aber sie hatte beschlossen, ihm scheinbar die Gelegenheit dazu zu gewähren, ohne ihn doch zum Ziele gelangen zu lassen.

Natalie war ein Kind der sogenannten großen Welt. Aufgewachsen im inhaltlosen Treiben der Gesellschaft, bewundert, verwöhnt, zur eiteln Selbstüberhebung erzogen, kümmerte sie sich wenig um die Schwere, die auf dem bürgerlichen deutschen Leben lastete. Die Schmach der Fremdherrschaft hatte sie nie fühlen gelernt, denn so weit ihre Erinnerungen reichten, herrschte das Franzosenthum, dem sie ihre Bildung, ihren Verkehr, alle ihre geselligen Genüsse verdankte. Sagte ihr gleich ihr gesundes Gefühl, daß der deutsche Geist durch seine neuste Literatur eine siegreiche Macht geworden, so flößte dies ihr noch keineswegs patriotische Empfindungen ein. Sie nahm es als schöne bunte Spiele der Phantasie, die eben wie bunte Schmetterlinge an ihrem eben so bunten Gesellschaftsleben vorüberflatterten. Ob Krieg, ob Frieden, ob französisch oder deutsch, kümmerte sie wenig, und so ließ sie sich, wie tausend andere Frauen, von den Verhältnissen tragen, ohne einen tiefern Blick in die Welt oder in sich selbst zu werfen. — Der Marquis von Lacroix war ihr unter solchen Umständen ein willkommener Gesellschafter, ja, er war ihr mehr als das. Sie hielt ihn für das vollkommene Muster einer noblen Erscheinung, und wohl nicht ganz mit Unrecht. Seine Liebenswürdigkeit fesselte sie, und aus seinen manchmal zärtlichern Redewendungen klang ihr ein Ton heraus, der ihr zum Herzen sprach. Trotzdem aber stand sie mit ihm auf einer Art von Kriegsfuße. Sie forderten einander heraus, maßen ihren Geist, ihre Spöttereien an einander, erzürnten sich wohl einmal, und doch verstand sich die Versöhnung immer von selbst. Alles in Allem, wenn der Marquis noch vor acht Tagen um ihre Hand angehalten hätte, sie würde sie ihm nicht versagt haben. — Aber in diesen acht Tagen in Sophienthal war Nataliens leichtes Traumleben mannigfach gestört worden. Sie liebte ihren Bruder Karl, und seine von den ihrigen so verschiedenen Ansichten begannen sie nachdenklich zu machen. Sie hatte seine Verheirathung bisher mit Unwillen, und seine Gattin mit Abneigung betrachtet, und doch bewirkte Clara's liebevolles Entgegenkommen, daß Natalie schon nach einigen Tagen schwesterlicher für sie zu fühlen begann. Die abweichenden gemeinsamen Grundsätze der jungen Gatten traten im Gespräch mannigfach her-

vor, und warfen fremde, überraschende Schlaglichter auf ihre bisherige Lebensweise. Auch gewisse üble Eigenschaften des Marquis schienen ihr jetzt erst deutlicher hervorzutreten; seine Eitelkeit, sein französischer Hochmuth, das Sicherheitsgefühl, mit dem er sie zu beherrschen glaubte. Natalie wurde stutzig, begann zu beobachten, und beschloß, auf ihrer Hut zu sein. —

Voll kecken Uebermuthes sprengte sie auf dem sandigen Wege in den Wald hinein, um durch den schnellen Ritt die Unterhaltung unmöglich zu machen. Dann wieder hemmte sie ihren Lauf, um, sowie der Marquis Miene machte, ein Gespräch anzuknüpfen, lachend ihr Pferd in Trab zu bringen. So kam es bei fast halbstündigem Ritt nur zu sporadischem Austausch von gleichgültig oder übermüthig hingeworfenen Worten. Er hatte ihr das Manöver bald abgemerkt, gab für jetzt jede zärtlichere Erklärung auf, und forderte durch boshafte Bemerkungen über die Gegend, über Land und Leute, ihre trotzigsten Entgegnungen heraus. Sie lachte, sie verhöhnte ihn, ihr Gesicht glühte in Schönheit und stolzem Selbstgefühl.

„Und es ist dennoch eine elende Gegend!“ sagte Herr von Lacroix im Gespräch. „Wär's nicht um des Ruhmes willen, den Erdkreis zu beherrschen, die große Nation könnte den Besitz dieses Landes, dieser Steppe und Wüste, ruhig aufgeben!“

„Sie haben sie noch nicht, großer Marquis!“ rief Natalie. „Kein Sandkorn dieser Steppe und Wüste ist Ihr Eigenthum, keine dürre Tannenfrucht dieses Waldes, kein Tropfen jenes Sees!“ — Und indem sie ihr Pferd in wilden Galopp ausgreifen ließ, schwang sie die Reitgerte empor, und sprengte mit dem Ausruf: Vive la patrie! den Hügel hinan. Der Marquis folgte ihr, indem er in ihren Ruf einfiel mit den Worten: La France et la gloire!

Aber auf dem Hügel neben ihr angelangt, bot sich ihm ein gar sonderbares Bild dar. Auch sie hatte Halt gemacht, und beide blickten mit Verwunderung auf einen Zug, der von der andern Seite den Hügel heraufkam. Der Weg war schmal, sie mußten warten, bis der Zug vorüber war, und thaten es fast unwillkürlich, gefesselt von der ungewöhnlichen Erscheinung.

Dem Zuge voran ritt ein phantastisch aufgeputzter Bannerträger mit einer zerfetzten, vielleicht auch von Motten zerfressenen alten Fahne. Ihm folgte eine Schaar von Musikanten, von jener Art herumziehender Fiedler, die aber auf dem sandigen, hügelansteigenden Wege jetzt ihre Instrumente ruhen ließen. Dann kam ein schwarzbehängter Leichenwagen mit Eichenlaubgewinden geschmückt. Obenauf lag ein Hirschfänger, ein altes Wappenschild und noch einige Stücke aus einer staubigen Rüst- und Rumpelkammer. Dem Leichenwagen wurde von zwei Knechten ein lediges Pferd nachgeführt, bedeckt mit einem großen schwarzen Tuche. Die Führer aber hatten rostige alte Brustharnische umgeschnallt, und trugen Eisenblechkappen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dann kamen zwei Reiter, der eine jung und mit schmerzlich verdüsterten Zügen. Aber diese Züge trugen den Ausdruck einer unbändigen Energie, scharf, fein, edel gezeichnet. Das Gesicht leicht gebräunt, um das Kinn der erste Anflug eines blonden Bartes. Der Jüngling war nicht minder ungewöhnlich gekleidet als seine Gefährten. Zwar hatte er sich mit keinem Eisen aus der Rüstkammer beladen, aber er trug doch einen dreieckigen Hut mit schwarzen Federn, grünen Jagdrock, lederne Hosen, und hohe, bis über die Knie reichende Stiefeln. Ein langer schwarzer Mantel hing ihm von den Schultern herab. Neben ihm ritt ein alter bärtiger und buschiger Gesell, im Brustharnisch und in der Eisenkappe. Aus seinem verwilderten Gesicht sprach eben so viel Rohheit als Verschmitztheit. Mit einem Blicke wilden Frohlockens stieß er den Jüngling heftig an, da er an Natalien und ihrem Begleiter vorüberkam, und flüsterte ihm etwas zu. Der aus seinem Hinbrüten Geweckte fuhr wie elektrisirt auf und schoß nach der schönen Reiterin einen Blick wie dunkelblaue Feuerflammen hinüber, so daß sich die Amazone von einem leisen Schauer überrieselt fühlte. Rasch, aber erröthend und wie es schien selbst verwirrt, schlug er die Augen wieder zu Boden. Sein buschiger Begleiter jedoch bemerkte das spöttische Lächeln, das um des Marquis Lippen spielte. Ein Schwur der Rache war in seinen Mienen zu lesen, und mit herausfordernder Bewegung stemmte er die geballte Faust in die Seite. — Der Zug bewegte sich weiter. Es folgten noch zwei Fahnenträger, dann junge Bauernburschen, die sich mit den halbzerbrochenen Rüststücken des Waffensaals stolz aufgeputzt hatten. Hier ein schwerer Helm, ein verschossener bunter Rock, Schärpen und Eisenhandschuh, farbige Decken, die man als Fahnen, und Hirschgeweihe, die man auf Stangen trug. Eine große Schaar von Landleuten, Weibern und Kindern, folgten dem Zuge.

Hätte man denselben in den eleganten Straßen der Stadt, oder auf einer Bühne erblickt, so würde er höchst lächerlich erschienen sein. Hier aber im Freien, in der Umgebung des dunkeln Kiefernwaldes, nahm sich das Alles ganz anders aus. Waren die Farben auch verschossen, die Rüstungen schad-

haft, unvollständig und ohne Kenntniß zusammengestellt, so verfehlte der Trauerzug, wie er sich in gemessenem Schritt den Hügel hinauf und wieder abwärts bewegte, doch nicht einer malerischen Wirkung und Natalie empfand den Eindruck derselben und sprach ihn ungeheuchelt aus.

„Ist es glaublich!“ rief lachend der Marquis, indem er dem Gefolge nachblickte. „Wahrhaftig, das veritable Mittelalter, nur fadenscheinig und zum völligen Plunder geworden! Ist das hier die gewöhnliche Form der Leichenbegängnisse auf dem Lande, gnädigste Comtesse?“

Natalie erblickte unter der Schaar einen Diener aus Sophienthal, und winkte ihn zu sich. „Der alte Titze von Crixen wird begraben,“ entgegnete er auf ihre Frage. „Er hat das Alles vor seinem Tode so angeordnet bis auf's Kleinste. Sie führen die Leiche nach Niederberg in die Familiengruft der Crixens. Was das für ein Klagen und Jammern unter den Leuten ist! Sonst machte man die Kinder fürchten, wenn es hieß: Der Titze von Crixen kommt! und nun er todt ist, klagen Alle, sie hätten ihren Beschützer verloren. Die Franzosen hätten nur bis in die Gegend kommen sollen, sagen sie, der Titze mit seinem Sohn hätte sie allein zu Paaren getrieben!“

Der Marquis lachte laut auf. „Und nun ist er todt!“ rief er, „und die Franzosen sind nicht mehr zu Paaren zu treiben! Bei den Siegen des großen Kaisers! schöne Comtesse, es ist Naivetät in Ihren Landsleuten! Wenn es Ihnen recht ist, so reiten wir dem Zuge nach, und sehen uns die Leichenfeier mit an.“ — Natalie nickte, und lenkte ihr Pferd dem Zuge nach. Herr von Lacroix aber, der jetzt wieder an seine beabsichtigte Schilderung des preußischen Landadels dachte, ritt mit höhnischer Freude neben ihr her, und jubelte innerlich dem Eindruck entgegen, den sein Feuilleton in Paris machen werde.

Es war nicht gar weit bis nach dem Dorfe Niederberg. Man bog um eine Waldesecke und erblickte den See und den Kirchthurm vor sich. Am Thore des Kirchhofes harrte bereits eine Schaar von Landleuten aus der Nachbarschaft dem Zuge entgegen. Natalie und der Marquis sahen sich, bei der rings herbeiströmenden Menge, plötzlich mitten im Gefolge. Jetzt ertönten Böllerschüsse rasch hintereinander, und die Musik fiel mit unvorbereitetem Fortissimo ein. Da bäumte sich Nataliens Pferd erschreckt empor, die Menge sprang zur Seite, und das scheu gewordene Thier floh mit der Reiterin in wildem Carriere bahnlos in den Wald zurück. Auch das Pferd des Marquis war unruhig geworden, und während er es zu bändigen suchte, war seine Begleiterin seinen Augen bereits entschwunden. —

Natalie hatte die Macht über ihr Roß verloren, und mußte sich von ihm widerstandslos dahinreißen lassen. Mitten durch den Wald ging der gefährliche Ritt, ihr langes Gewand wurde zerrissen, ihr Hut von Zweigen zu Boden geschleudert, ihr Haar ging auf, und flatterte um die Schultern. Immer noch dröhnten Schüsse in der Ferne, und mit schnaubenden Nüstern setzte das angstgescheuchte Thier über Hecken und Gräben, durch Dornen und Dickicht. Jeden Augenblick sah' sie ihrem Sturze entgegen. Sie fühlte einen heftigen Schmerz am Arme, und sah unter dem Aermel hervor Blut über ihre Hand rinnen. Es war ihr, als jagte sie an einem finster aussehenden alten Hause mit Thürmen vorüber. Sie hörte einen Schrei, und sah, wie ein altes Weib mit einem Reisigbündel bei Seite sprang. Zugleich aber, von dem Schrei auf's Neue erschreckt, bäumte sich das Pferd noch einmal hoch empor. Natalie stürzte, und fühlte, wie ihr die Sinne vergingen. —

Als sie die Augen aufschlug, sah sie sich in einem fremden Zimmer. Sie lag auf einem Bette, dessen Vorhänge von geblümtem Kattun zurückgezogen waren. Der Raum war von kleinen erblindeten Fenstern matt erhellt, und zeigte an den Wänden schweres, altväterisches Mobiliar von gebräuntem Eichenholz. Ueber sie gebeugt stand eine alte Frau, auf dem Stuhl zu ihren Füßen aber, die Augen starr in ihr Antlitz gerichtet, saß derselbe Jüngling, den sie hinter dem Leichenwagen hatte reiten sehen. Es war der junge Titze von Crixen. Ueber seine Schulter guckte neugierig das buschige Gesicht seines Begleiters.

„Gott sei Dank, sie schlägt die Augen auf!“ rief die Alte. „Drei Stunden war sie wie todt, aber sie lebt noch! Bleiben Sie liegen, gnädige Gräfin! den Arm hab' ich verbunden und ein heilsames Kraut auf die Wunde gelegt.“

Natalie bemerkte erst jetzt, daß sie einen Verband am Arme trug. Sie fühlte sich matt, wie an allen Gliedern gelähmt, es kostete ihr Mühe, sich aufzurichten. „Wo bin ich? Wie komme ich hierher?“ fragte sie, erschreckt durch die fremde Umgebung.

„Beim jungen Herrn Titze von Crixen sind Sie,“ entgegnete die Alte, „und liegen auf dem Bett seiner seligen Frau Mutter. Sie sind in guten Händen, gnädige Gräfin! Heiliger Gott, was das für ein Reiten war! Als der Herr Titze vom Begräbniß zurückkam, fand er Sie mitten im Wege für todt liegen. Er hob Sie auf den Arm, und trug Sie in sein Haus. Ich bin Schaffnerin hier

im Hause, und wie er Sie brachte, da erkannte ich gleich die Dame wieder, die ich vorher so wild hatte vorüberjagen sehen."

Der junge Titze hatte sich erhoben, sobald Natalie aus ihrer Ohnmacht erwacht war. In seinem Gesichte wechselte in raschen Uebergängen ein verschiedenartiger Ausdruck. Bald heftete er seine Augen auf die schöne Ermattete, als wollte er sie verschlingen, bald schlug er sie zu Boden, und eine dunkle Röthe der Verwirrung bedeckte seine Züge bis zur Stirn hinauf.

Natalie fühlte sich durch sein Schweigen, die durchdringende Gluth seiner Augen, durch die ganze Situation, in der sie sich befand, sehr beunruhigt. Allein, ermattet, verwundet in einem fremden Hause, dessen Besitzer in dem Rufe der unbändigsten Gewaltthätigkeit stand, überkam sie von Minute zu Minute, und jemehr sich ihr erwachendes Bewußtsein klärte, eine beängstigte Empfindung über ihre Situation. Sie war eine starke und muthige Natur, aber körperliche Erschöpfung machte sie in dieser Stunde schwächer und furchtsamer als sonst. Die Gegenwart der alten Frau, obgleich diese weder sauber noch sonst anmuthig oder Vertrauen erweckend aussah, beruhigte sie einigermaßen.

„Ich danke Ihnen, Herr von Crixen, für Ihre freundliche Hülfe!" sagte sie, sich ermannend. „Haben Sie die Güte, nach Sophienthal zu schicken, und mir meinen Wagen holen zu lassen."

„Ist schon geschehen", entgegnete die Alte. „Gleich als Sie kamen, habe ich einen Boten abgefertigt."

Der junge Crixen, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte, fuhr plötzlich empor, wie ein junger Löwe, der aus dem Versteck auf seine Beute springt. „Sie hat sich unterstanden ohne meinen Befehl —?" rief er mit dem Ausdruck wilden Zornes. — Die Alte schrak zusammen, und wich zurück. „Nun ich dachte —" stotterte sie — „die Gräfin kann doch nicht hier —"

„Hinaus!" schrie er ihr entgegen. „Von heut an bin ich Herr im Hause, und weh Ihr, wenn Sie sich untersteht, ohne meinen Willen zu handeln!"

Die Alte verließ das Zimmer, und Natalie, von dieser Scene nur noch mehr erschreckt, erhob sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte. Da wurde der Hufschlag eines Pferdes hörbar. Der Diener sah durch's Fenster, und rief: „Der französische Affe!". Titze warf den Kopf zurück, und ein Lächeln der Verachtung trat auf seine Lippen. „Wolf!" sagte er, „hast Du Lust, ihn gleich die Treppe hinunterzuwerfen?" Wolf nickte, und machte eine Bewegung nach der Thür, als könne er kaum erwarten, das von seinem Herrn Angeregte auszuführen. „Zurück!" rief ihm Titze zu, da er sich anders besonnen zu haben schien. Wolf wich mürrisch zurück, wie ein gehorsamer aber knurrender Pudel. Da wurde die Thür rasch geöffnet und der Marquis eilte herein. „Comtesse!" rief er, „theuerste Comtesse, wo muß ich Sie suchen! Himmel, Sie sind verwundet!" — Er wollte auf sie zuschreiten, Titze aber trat ihm entgegen, und schob ihn mit der flachen Hand zurück. Der Marquis stutzte, und es fiel ihm erst ein, daß er sich dem wilden Crixen gegenüber befand. Indessen viel zu hochmüthig und selbstbewußt, um vor einem an Kräften auch weit Ueberlegenen so leicht zurückgeschreckt zu werden, mußte er in Titze's Begegnung eine empörende Beleidigung sehen. „Herr, sind Sie toll?" rief er, „das Weitere mit Ihnen nachher!" Von Neuem ging er Natalien entgegen. „Nehmen Sie meinen Arm, theure Comtesse! Der Wagen folgt mir auf dem Fuße. Gehen wir immer hinunter."

Anstatt Nataliens jedoch, ergriff Titze den Arm des Marquis mit großer Ruhe aber eiserner Kraft, und führte den vergeblich sich Sträubenden zur Thür zurück. „Da bleiben Sie stehen!" rief er, „und rühren sich nicht von der Stelle!" Der Marquis war außer sich und sprachlos vor Zorn, und daß ihm diese lächerliche Behandlung vor Nataliens Augen widerfuhr, wirkte auf ihn fast vernichtend.

„Das Mädchen ist mein!" fuhr Titze fort. „Ich habe sie gefunden und in mein Haus getragen. Ich gebe sie nicht heraus, und Dir am allerwenigsten, Du fränkischer Affe!"

Natalie, die eine solche Wendung selbst in ihrer schlimmsten Befürchtung nicht vermuthet hatte, fühlte trotz des Schauders, der sie überlief, die Energie ihres Geistes erwachen. Zwar mit noch bebenden Knien, aber doch mit innerlicher Festigkeit that sie einige Schritte vorwärts, und sagte: „Es ist sehr gütig, Herr von Crixen, daß Sie mich nur am Arme meines Vaters wollen Ihr Haus verlassen sehen, aber der Marquis von Lacroix ist ein Freund unsers Hauses, und kommt durchaus im Auftrage meines Vaters."

Bei dem Tone ihrer Stimme, der überlegenen Macht ihres Auges, überkam den jungen Wilden eine neue Verwirrung, und wiederum trat eine dunkle Röthe auf seine Wangen. Man hatte bei der Heftigkeit dieser Scene das Geräusch eines heranrollenden Wagens überhört. Plötzlich that sich die Thür auf, die alte Schaffnerin trat ängstlich ein, aber rasch wurde sie vorwärts geschoben. Gräfin Clara, gefolgt von einer Kammerfrau und einem Diener, drängten sich hinter der Alten her. Clara stürzte blaß und in Thrä-

nen auf Natalien zu und schloß sie in ihre Arme. „Du bist am Leben!“ rief sie, „Gott sei gelobt! Wir waren in fürchterlicher Angst! Geschwind, folge uns, der Vater trieb uns zur Eile — er ist außer sich über den Ort, wo Du Dich befindest!“ — Sie hielt erschrocken inne, denn in den fremden Männergestalten, die sie jetzt erst erblickte, erkannte sie die Bewohner des Schlosses Crixen. Wolf starrte mit offenem Munde die neuen Gäste an, während Titze verwirrt, unschlüssig und unwillig, sich halb abgewendet hatte.

Die Kammerfrau nahm dem Diener ein Päckchen ab, und fragte Natalien leise, ob sie sich umzukleiden wünsche? Natalie schüttelte den Kopf, und ergriff Clara's Arm. „Herr von Crixen,“ sagte sie, „ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft! Mein Vater und mein Bruder werden nicht verfehlen, Ihnen auch ihrerseits ihre Verpflichtung auszusprechen!“ — Die Damen verließen Arm in Arm rasch das Zimmer. Der sich in verzweiflungsvoller Wuth verzehrende Marquis folgte ihnen, die Kammerfrau und der Diener aus Sophienthal schlossen den Zug der Gäste. Titze sah sie davon gehn, und stand wie an die Stelle festgezaubert, während Wolf vor Begierde brannte, wenigstens den fremden Diener durch einen Tritt in den Rücken die Treppe hinabzubefördern. Schon an der Thür, wurde er durch einen gebieterischen Ruf seines Herrn, der die Absicht witterte, zurückgerufen. Titze trat an's Fenster. Er sah wie der Marquis Natalien in den Wagen half, sah den Franzosen die Hand der Gräfin küssen, und stampfte in brennendem Ingrimm mit dem Fuße, daß die Dielen krachten, und sah, wie der Wagen davonrollte. Aber der Marquis bestieg sein Pferd noch nicht, sondern eilte in das Haus zurück und war in wenigen Augenblicken wieder oben im Zimmer.

„Jetzt zu Ihnen, wahnsinniger Bursche!“ rief er dem jungen Hausherrn entgegen. „Wenn Sie ein Edelmann sind, so werden Sie soviel Gefühl für Ehre haben, mir mit Waffen Genugthuung zu geben!“

„Auf der Stelle!“ rief Titze, dessen Augen vor Kampflust brannten. „Wolf, bringe die Pistolen aus dem Schranke!“

„Jetzt liegt es mir ob, die Gräfin Natalie ihrem Vater zurückzubringen,“ entgegnete der Marquis. „Aber heut Nacht um elf Uhr werde ich Sie zu finden wissen, wo Sie wollen!“

„Auf dem Wege nach Niederberg,“ rief Titze, „auf der Anhöhe, wo Sie mit der Gräfin hielten, als unser Zug vorüberkam!“

„Es sei!“ Der Marquis ging ohne Gruß davon, bestieg sein Pferd und jagte dem Wagen nach, der die Gräfin davongetragen hatte. —

Drittes Capitel.

Der zwanzigjährige Titze von Crixen war allein in seinem Hause, als dessen Herrn er sich eigentlich erst seit dieser Stunde zu betrachten hatte. Denn so lange die Leiche des Alten in den Mauern gewesen, war Alles noch nach den Anordnungen gegangen, die der verstorbene Burgherr gemacht, sein Wille hatte fortgeherrscht, bis die Gruft seine sterblichen Reste aufgenommen. Jetzt war der Sohn Herr. Die Natur hatte ihn seinem Vater ähnlich gebildet, und das Beispiel desselben, seine Energie, die unbedingte Ausübung der Herrschergewalt über die Untergebnen, stand ihm als unwandelbares Gesetz vor Augen. Aber eine Regung war mächtiger in ihm, als in dem Alten, wenn sonst sie in demselben vorhanden gewesen. Wenigstens hatte der alte Crixen in einem wilden, tollen Leben sie nur selten gezeigt. Der junge Titze hatte einen Schatz an Gemüth, den er selbst am wenigsten zu schätzen wußte. Er schalt sich als weibisch, wenn ihn ein Mitleid mit irgend einem Unglück erfaßte, oder sonst eine weiche Regung überkam, und that sich Gewalt an, um hart und grausam zu erscheinen. Gleichwohl war er unbändig, wild bis zur Rohheit, tollkühn, willkürlich und gewaltthätig, ganz nach der Art des Alten. — In dem Augenblicke nun, da die fremden Gäste das Zimmer verlassen hatten, überkam ihn ein Gefühl tiefster Unzufriedenheit mit sich selbst. Ihm war's, als habe er sich etwas vorzuwerfen, als habe er sich nicht stark und eisern genug gezeigt. Eine unerklärliche, ihn peinigende Empfindung des Mißbehagens warf ihn in ein langes finsteres Hinbrüten. Dann wieder gährte es in ihm auf, wie die Regung eines nie gekannten Seelenjubels, daß ihm das Blut zu Kopfe stieg und mit wilden Pulsschlägen in den Schläfen pochte, und dann wieder war's, als stürze er tief hinab, und als habe er mit dem Sarge des Vaters sein ganzes Leben zu Grabe getragen. — Als er aus seinem Hinbrüten erwachte, fand er sich auf einem Schemel neben dem Bette sitzend, worauf die Gräfin geruht hatte, das Auge starr auf den Eindruck gerichtet, den ihr schöner Leib in den Kissen hinterlassen hatte. Er sprang auf, und sah sich wie verwundert um. Es war ein Zimmer, in das er seit Jahren nicht gekommen war, das Schlafzimmer seiner Mutter, die er verloren hatte, da er noch ein Knabe gewesen. Man hatte es im alten Zustande gelassen, ohne es zu benutzen, wie man überhaupt das obere Stockwerk nicht bewohnte. Nur der große Saal mit den Hirschköpfen und sonstigen Jägerzeichen wurde alljährlich einigemal zu den großen Jagdgelagen geöffnet.

Titze verschloß das Zimmer von innen, und wanderte mit dem großen Schlüsselbunde durch die Reihe der anstoßenden Zimmer, dem bezeichneten Saale zu. Ihm war's, als müsse er als Herr des Hauses einen Rundgang durch dasselbe machen. Es waren der Räumlichkeiten nicht gar viele, denn Schloß Crixen hatte nur geringen Umfang. Aber er fühlte sich allein, fast vereinsamt in seinem Besitzthum. Trotz seines eigenwilligen, selbständigen Charakters hatte er sich gewöhnt, einer ihm imponirenden Autorität zu folgen, die zu sehr mit seiner eignen Natur im Einklang war, als daß er sich jemals durch ihren Willen hätte beeinträchtigt fühlen sollen. — Er betrachtete die lange Tafel von massivem Eichenholz, die in der Mitte des Jägersaals stand, die Reihen von plumpen, schweren Stühlen an den Wänden. All dies Mobiliar rührte von Urvätern her, war von Würmern zernagt und durchwandert, aber schien immer noch fest genug, um neuen Generationen dienen zu können. Er dachte daran, daß Er es nun sei, der an diesem Tische dem wilden Troß der Gäste präsidiren müsse, ihnen zuzutrinken, durch tolle, ausgelassene Geschichten ihr wildes Gelächter hervorzurufen habe. Und es fiel ihm plötzlich auf, daß diese ausbündigen Nimrods in den letzten Jahren fast ganz zusammengeschmolzen waren, daß ihrem Geschlecht keine ähnliche Jugend nachgewachsen, daß er der einzige Jüngling unter den Alten gewesen, und daß sein Vater einsam gestorben sei. In der That, drei Jahre war es her, seit dieser Saal zum letztenmal den Jubel des Gelages vernommen hatte. Er erinnerte sich, daß Der und Jener von des Vaters Genossen gestorben, und daß das Schloß Crixen seit lange fast ganz ohne Umgang mit Nachbarn gewesen sei. Alle diese Entdeckungen waren ihm plötzlich so neu, so befremdlich überraschend, daß ihm das Haus öde und er sich wie verlassen vorkam. Er verschloß auch den Saal, und stieg die breite Wendeltreppe des Thurmes, die die Stockwerke verband, hinab in die Wohnzimmer des Erdgeschosses. Im Wohnzimmer seines Vaters fand er Wolf, der den Waffenschrank geöffnet hatte, und ein paar Pistolen untersuchte. Dieser Anblick gab den Träumer der Wirklichkeit wieder. Er strich sich mit der Hand über die hohe, gewölbte Stirn, über die eine ungeordnete Fülle dunkelblonden Ringelhaars fiel, und warf das Schlüsselbund auf den Tisch. Wolf legte die Pistolen mit einer Geberde auf den Tisch, welche andeutete, daß sie in Ordnung wären. Titze nahm eine derselben, untersuchte den Hahn, legte sie wieder hin, und warf sich in den alten ledernen Lehnstuhl seines Vaters. Wolf stand an den Tisch gelehnt, sah seinen Herrn an, und beide schwiegen geraume Zeit. Endlich räusperte sich der alte Diener. Titze sah auf, und Wolf wußte nun, daß er reden dürfe. — „Die hat sich der Junker davongehn lassen!“ begann er mit einiger Zurückhaltung. Titze schwieg. — „Und es hätte sich kaum besser treffen können!“ fuhr Wolf etwas beherzter fort. „Sie war in unserer Gewalt. Die fränkische Puppe von Mannsbild hätte ich hinausfuchteln wollen, daß er wie ein Knäuel vor der Thür gelegen und das Wiederkommen vergessen hätte. Aber das verwünschte alte Weib mit ihrer Botschaft nach Sophienthal! Na — dem Gerümpel von Execution, das sie von daher nach der Gräfin schickten, hätt' ich auch die Wege weisen wollen — wenn's der Junker nur gestattet!“ — Titze schwieg noch immer. Auch Wolf machte eine Pause, und sah seinen Herrn forschend an. — „Ja, ja!“ fuhr er in etwas leiserm Tone fort: „Wegen der Weiber —! Wenn der Junker sich wegen der Weibsleute nur ein Herz fassen könnte, und nicht gar so — so zimperlich wäre!“ — Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht des Jünglings, er runzelte die Brauen und machte eine Bewegung des Unwillens. — Wolf aber ließ sich jetzt nicht mehr aus der Fassung bringen und beschloß von dem alten Rechte des bewährten Dieners, in gewissen Fällen mitreden zu dürfen, Gebrauch zu machen. — „Das wird auch der Gestrenge wohl bedacht haben, als er auf seinem Todbette den Junker schwören hieß. Denn ein Schwur muß erfüllt werden. „„Er ist mein Todfeind von Alters her,““ sagte der Gestrenge, „„schwöre mir, mich an ihm zu rächen! Thu' ihm das Aergste an, verführ' ihm seine Tochter —““

„Schweig!“ rief Titze, indem er aufsprang und mit glühenden Wangen durch das Zimmer schritt. — Wolf schwieg eine Minute, aber er hatte, wie es schien, noch etwas auf dem Herzen, was jetzt über die Lippen sollte. „Es ist aber doch wie ich sage!“ redete der Alte weiter. „So hat's der Gestrenge gewollt, und obwohl es nicht gleich über des Junkers Lippen mochte, er hat's dem Gestrengen geschworen. Und es ist recht so, denn der Gestrenge hat gut gethan, grade das als Rache zu verlangen. Junker —!“ sagte er plötzlich in geheimnißvollem Tone, „ich weiß, warum der Gestrenge des Grafen Todfeind war! Ich weiß es — seitdem die Geschichte vorfiel, denn ich war auch dabei. In der Nacht, bevor es zum Sterben ging, und ich am Bette wachte, da sagte der Gestrenge: „„Wolf, Du wirst's dem Jungen sagen, wenn ich todt bin, warum ich Des aus Sophienthal Feind bin! Ich kann's ihm nicht sagen, aber Du sollst es, denn Du weißt es eben so gut. Dem alten Fuchs in Sophienthal kommt es gelegen, daß ich jetzt sterbe und

seine Angst vor Denen von Crixen aufhört! Sie soll nicht aufhören! Er hat eine Tochter und ich habe einen Sohn. Wissen muß es der Junge endlich, was zwischen uns vorgegangen, und er soll mich rächen. Und schwören soll er mir, einen heiligen Eid schwören, daß er ihm die Tochter —"“

„Schweig, sag' ich!“ donnerte Titze in vollster Zornesgluth dazwischen, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Platte krachte. Sie hatte schon manchen kräftigen Schlag ausgehalten, und blieb in ihren Fugen. Obgleich eine heftige Neugier über den Grund der bekannten alten Feindschaft in dem jungen Hausherrn plötzlich lebendig wurde, so rief dies Gespräch doch Regungen in ihm hervor, die ihn so mächtig überstürzten, daß er fast zu schwindeln glaubte. Der Gedanke, daß er die Ausführung jenes furchtbaren Schwurs in seiner Gewalt gehabt, die Erinnerung an die schöne Gestalt, die er auf seinen Armen in sein Haus getragen, die er auf das Lager niedergelegt, machte all sein Blut gleich einem Feuerstrom durch die Adern rinnen. Aber seine schöne Beute war verwundet, ohnmächtig gewesen, und er — war vom Begräbnisse seines Vaters gekommen! Und daß der rohe Mahner an jenen Ort, an jene Situation und an diesen Tag die Erfüllung seines Schwurs knüpfen konnte, erfüllte ihn mit flammender Empörung. Freilich hatte er in völliger Selbstvergessenheit dem Marquis gegenüber Natalien als seine Beute betrachtet. Aber es war nur ein Augenblick gewesen, und eine tiefe Scham hatte ihn in der nächsten Minute erfüllt. Diese Beschämung wurde jetzt von Neuem in ihm lebendig, und brachte seine innere Aufregung auf den Gipfel. Jetzt erst wußte der sich selbst noch unbekannte Natursohn, warum er unzufrieden, aufgebracht über sich selbst gewesen war. Nataliens Wesen, ihr sicheres, gebietendes Auge, der Ton ihrer Stimme, als sie ihm für die Aufnahme dankte, stand ihm mit einemmal vor den Sinnen, strafend, verspottend, und doch mit räthselhafter Beseligung auf ihn eindringend. Wie ein Sturmwind fegte und wirbelte es durch seine Seele, und wühlte ein Chaos von Empfindungen auf, erhabenen und niedrigen, edeln und gemeinen, Alles durcheinander, in drehender Verwirrung. Wie wäre an Ordnung zu denken gewesen in dem Gemüth eines unbändigen, wild aufgewachsenen Jünglings, das zum erstenmal und zugleich mit ganzer Gewalt von Leidenschaft angefaßt wird! — Mit untergeschlagenen Armen stand er am Fenster, und sah nach der Straße, auf der die Gräfin dahingefahren war.

Wolf lehnte noch immer am Tische und sah beobachtend seinen Herrn an. Ihm erschien es wie eine Nothwendigkeit, daß das, was der Alte ihm sterbend für den Sohn aufgetragen, schon heut über die Lippen müsse. Er wollte von dem Grunde der alten Feindschaft erzählen, und so begann er denn auf's Neue sich zu räuspern, was so viel galt wie eine Frage, ob er reden dürfe. — Titze wandte sich schnell um. „Kein Wort mehr!“ rief er mit zornfunkelnden Augen, und Wolf wußte nun, daß er seine Bekenntnisse heut nicht an den Mann bringen könne, und verließ kopfschütelnd das Zimmer.

Auch Titze ging hinaus und mit mächtigen Schritten die einsame Waldstraße entlang. Er kam zu der Anhöhe, wo er Natalien heut mit dem Marquis erblickt hatte. Er erinnerte sich nicht, sie vorher jemals gesehen zu haben, oder die Scheu und Verachtung, die er für alle Weiber empfand, hatte die Erinnerung in ihm verlöscht. Erst der rächerische letzte Wille des Vaters, der ihn peinigte und aufstachelte, hatte dem Gedanken an sie eine Bedeutung gegeben, und ihr Anblick bei dem Leichenzuge hatte wie ein Blitzstrahl in sein Herz gezuckt und gezündet. — Er warf sich auf den mit Kiefernnadeln bedeckten dürren Waldboden, und überließ sich den rastlosen Phantasien von Freude und Schmerz, die dieser Tag in ihm geweckt hatte, und die in seiner leidenschaftlich schrankenlosen Natur mit verzehrender Heftigkeit auftraten. Immer jagte in diesen Träumen die schöne, stolze Gestalt der Gräfin zu Rosse an ihm vorüber, aber immer folgte ihr der Marquis, und ergriff ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen. Knirschend vor Wuth sprang Titze auf, und Eifersucht und Haß gegen diesen seinen Feind spannten jede Muskel seines Körpers. Er hätte den Nebenbuhler bei der Kehle packen, ihn würgen oder mit einem Faustschlag niederstrecken mögen. — Noch tobender aufgeregt, als er gegangen war, kam Titze zu Hause wieder an. Es war dunkel geworden. Die späte Sommersonne vergoldete mit den letzten Strahlen die Wipfel der Föhren, aber unten herrschte graue Dämmerung. Das Haus lag düster und unheimlich im Föhrenschatten da. Es war kein stolzer Bau wie jene Burgen zwischen waldigen Anhöhen, oder an breiten sonnigen Flüssen im Süden und Westen Deutschlands. Gänzlich unromantisch, unheimlich, düster, im tiefen Walde versteckt, lag es in ebner Gegend, nur auf einer leichten Anschwellung des Bodens. Der Thurm erhob sich kaum bis zu den Wipfeln der Kiefern, das Giebeldach hatte sich auf der einen Seite herabgesenkt, als wolle es niederfallen. Der Mauerbewurf war zum Theil herabgebröckelt und ließ das Fachwerk des Obergeschosses erkennen. Nur der untere Theil war massiv, aus Feldsteinen. Das Haus erschien baufäl-

liger als es war, und machte den Eindruck einer finstern Unbehaglichkeit. Selbst der junge Besitzer empfand denselben, und zwar zum erstenmal in seinem Leben. Er war oft genug an dem schönen Schlosse zu Sophienthal vorübergeritten, und hatte einen gleichgültigen oder verächtlichen Blick durch das eiserne Gitter des Gartens geworfen, heut aber stand es ihm lebhafter als je vor der Seele, und der Vergleich überraschte und verstimmte ihn. „In der alten dunkeln Höhle soll ich fortan allein wohnen?“ dachte er. „Was soll ich hier? Was hab' ich darin zu thun? Womit werde ich meine Tage ausfüllen?“ — Wolf trat aus der Thür. Als er seinen Herrn mitten im Wege mit untergeschlagenen Armen in die Betrachtung des Hauses versenkt sah, blieb er stehen, gleich als wäre er unschlüssig, und wollte dann rasch vorübergehen. — „Wolf, wohin?“ rief Titze. — Der Alte blieb stehen. „Es ist nur — wegen des Abendessens!“ sagte er zögernd. — Titze hatte heut wenig genossen, und empfand plötzlich, daß es Zeit sei, an eine Mahlzeit zu denken. „Komm' schon!“ sagte er, und ging hinein. Da hörte er, wie Wolf sich hinter ihm räusperte. Er wandte sich um. „Was ist?“ fragte er. — Wolf schien verlegen. „Junker,“ begann er, „in Küche und Keller ist's leer, die Musikanten und all das Volk hat rein aufgezehrt, und ich wollte nur sagen, daß —“

Er unterbrach sich, denn er sah, wie Titze in die Tasche fuhr, wahrscheinlich um nach Geld darin zu suchen. Aber der junge Hausherr zog die Hand leer heraus, untersuchte noch einige Taschen, und überzeugte sich und seinen Diener, daß nichts von Münze in denselben aufzutreiben sei. Sie gingen in's Wohnzimmer. Titze öffnete einen alten Schrank, in welchem sich sonst die Casse des Vaters befunden hatte, zog große und kleine Schubladen, durchstöberte alle Winkel, fand aber keinen Pfennig. — „Wolf!“ sagte er mit philosophischer Ruhe, „ich glaub', wir sind zu Rande!“ — „Hab's wohl vermuthet!“ entgegnete ebenso der Andere. — „Ja, Wolf!“ fuhr Titze nach einer Weile gleichgültig fort, „da ist Nichts zu machen!“ — „Doch, Junker! Ich will in's Dorf gehen, der Schulze muß herausrücken!“ — „Für Dich und die Andern,“ entgegnete Titze, „für mich nicht!“

Er sagte das in einem Tone, der dem alten Diener auffiel. Wolf betrachtete ihn aufmerksam, wie er sich wieder in den Lehnstuhl warf, und konnte sich nicht entschließen, das Zimmer zu verlassen. — In der That war der neue Blick, den der junge Mann in die Gegenwart und Zukunft that, nicht eben erfreulich. Die schlechte, unregelmäßige Wirthschaft im Hause seines Vaters hatte er Jahre lang angesehn, ohne darüber nachzudenken, daß und wie dies anders sein könnte. Er kannte es nicht besser. Zwar waren ihm die mannigfachen Geldverlegenheiten nicht verborgen geblieben, indessen hatten sich die Mittel für den gewöhnlichen einfachen Bedarf der Tage immer noch gefunden. Stück um Stück des Grundbesitzes war veräußert worden, die Summe für das letzt Verkaufte hatten die jüngsten Monate, und den Rest das Leichenbegängniß aufgezehrt. Der letzte Groschen war ausgegeben, Titze besaß nur noch das Haus seiner Vorfahren, in demselben aber Nichts, um seinen Hunger zu stillen. Das Geschlecht der Crixen war vollkommen verarmt, und der letzte Enkel des Hauses sah rathlos dem folgenden Tage entgegen. Der erste Tag seiner Selbständigkeit im Leben brachte des Neuen, Belastenden und Verwirrenden zu viel. Wolf ahnte, was in seinem Herrn vorging, und sah mit Antheil und Sorge, wie er, den Kopf auf die Hand gestützt, dasaß. — „Wolf!“ begann endlich der Hausherr, „wenn der Franzose mir zu Nacht eine Kugel durch den Kopf schösse, es wär' das Beste für mich!“ — „Ist der Junker des Teufels?“ fuhr Wolf auf. „Von so einem fränkischen Hans Affen sich niederschießen lassen? Nu, da bin ich auch noch! Und ich sag's dem Junker, daß es mir gleich nicht gefallen hat, dem Franzosen nachzugeben, daß er sich mit der Pistole gegenüberstellen darf. Hinausgetrommelt hätt' ich ihn, das wär' für Den genug gewesen! Und hier sag' ich's, ich geb's nicht zu, daß der Junker sich mit ihm duellirt, ich geb's nicht zu! Dem Hallunken brech' ich's Genick, eh' er losdrückt! Der Junker ist der letzte aus unserm Hause und hat mehr in der Welt zu thun, als sich um Nichts und wieder Nichts zu Nacht im Walde niederschießen zu lassen! Der Junker hat das Zeug dazu, was Rechts zu werden, und mehr noch als der Gestrenge war, Gott verzeih' mir's! Aber es ist wahr, denn ich kenn' ihn von Kindesbeinen! Und die Schießerei geb' ich nicht zu, sag' ich und wiederhol' ich! So, jetzt hab' ich mal gered't!“

Wolf war über sich selbst erstaunt, und über diese lange und heftige Rede. Er hatte die Ueberzeugung, daß nun von Seiten seines Herrn ein Donnerwetter losbrechen werde. Aber zu seiner Verwunderung blieb Titze vollkommen gelassen. „Das verstehst Du nicht, Wolf,“ sagte er ruhig und bestimmt, „das Duell muß vor sich gehen! Wenn Du Hunger hast, so lauf' in's Dorf, und such' Dir was zu essen, Dein Herr — kann Dir Nichts mehr geben.“ Bei Anhörung dieser letzten Worte hatte der rauhe alte Gesell eine Empfindung, wie er sie selbst an der Leiche seines alten Herrn nicht gehabt, für den er doch durch's

Feuer gegangen wäre. Es ging ihm wie ein Stich durch's Herz. Hastig eilte er aus dem Zimmer, aus dem Hause, und befand sich bald auf dem Wege zum Dorfe. Es war Nacht, als er dort anlangte. Die Dorfbewohner schliefen; es kostete ihm Mühe, den Schulzen, der zugleich eine Schankwirthschaft hatte, herauszupochen. Endlich gelang es, und er verlangte Brot, Butter, eine Flasche Bier u. s. w. Der Schulze wollte so spät nichts mehr hergeben, und während der Hin- und Herreden, Drohungen und der endlichen Gewährung des Verlangten verging geraume Zeit. Wolf nahm das Empfangene unter den Arm. „Hol' Dir das Geld bei uns ab!“ rief er dem überraschten Schulzen zu und machte sich schleunigst auf den Heimweg. „So, das ist für den Junker!“ rief er bei sich frohlockend. „Meines alten Herrn Sohn soll nicht hungrig zu Bette gehn, und müßt' ich für ihn stehlen und rauben!“ Der Weg kam ihm lang vor, trotz seines tüchtigen Ausschreitens. Er hatte die Hälfte zurückgelegt, da hörte er die Dorfuhr schlagen. Der Nachtwind nahm ihm den Schall weg, und er dachte: „Zehn Uhr kann's wohl sein!“ — Zu Hause angelangt, fand er das Wohnzimmer finster. Er setzte seine Beute auf den Tisch, und räusperte sich mehrmals hintereinander. Keine Antwort. Er ging hinaus, da trat ihm die alte Dienerin entgegen. Er erfuhr durch sie, daß der Herr vor einer Weile noch hinausgegangen sei. Wolf flog aus dem Hause und den Waldweg entlang. Plötzlich hörte er zwei Schüsse rasch hintereinander fallen. — „Junker Titze! Junker Titze!“ schrie er in Wuth und Besorgniß um seinen Herrn. — „Hierher, Wolf!“ rief Titze. Der Alte ging dem Schall der Stimme nach. „Wo ist der französische Hallunke?“ schrie er, in blinder Wuth umherfahrend. Endlich sah er Titze, der ihm entgegenschritt. „Junker, seid Ihr am Leben?“ rief er. — „Na, Du siehst es ja!“ — „Wo ist der Franzose?“ — „Schon davongegangen.“ — „Dem will ich nachsetzen!“ — „Sei kein Esel, sondern gib mir Deinen Arm. Ich hab' Eins in die Seite bekommen, denk' ich, laß uns nach Hause gehn!“ — „Verwundet, zum Donner —!“ schrie Wolf im höchsten Schreck. — „Ja, zum Donner!“ entgegnete Titze ärgerlich. „Schweig endlich, und komm nach Hause!“

Sie eilten mit raschen Schritten dem Hause zu. Titze war aufgeregt, und sprach mehr als gewöhnlich. Wolf wunderte sich darüber, ahnte nichts Gutes, und schwieg. Als sie jedoch in's Wohnzimmer traten, taumelte Titze plötzlich, und hielt sich an der Tischkante. Wolf, der mit Licht kam, sah seinen Herrn auf der rechten Seite wie gebadet in Blut, und den Fußboden bereits roth genetzt. In demselben Augenblick wankte Titze und stürzte dröhnend auf die Dielen nieder.

„Hat mir's doch geahnt!“ schrie Wolf, und kniete von Schrecken ergriffen neben den von übermäßigem Blutverlust Ohnmächtigen nieder. Er rief die alte Schaffnerin und die übrigen Knechte zusammen, und unter Wehklagen, Verwünschungen und Drohungen gegen den Franzosen brachte man den erschöpften und bewußtlosen Jüngling auf sein Lager. —

Viertes Capitel.

Natalien's Zustand war ohne alle Gefahr, die Wunde am Arm nur ein starker Riß in die Haut. Bloß die furchtbare Anspannung aller Kräfte während des Rittes, und die Erschütterung des Körpers beim Sturze hatte ihre Ohnmacht herbeigeführt und ihren Körper ermattet. Trotzdem hütete sie das Bett, und der zu Nacht herbeigeholte Arzt erklärte, daß das Gefühl der Lähmung wohl noch einige Tage fortdauern werde. — Der Kriegsrath war außer sich vor Schreck und hauptsächlich über den Schutz, den seine Tochter in dem Hause der Erixen gefunden hatte. Er konnte nicht daran denken, ohne daß ein Schauder ihn erfaßte, und alte Erinnerungen mit Bangigkeit und Furcht in ihm auftauchten. Was Natalie dort erlebt, wußte er jedoch nicht. Sie selbst schwieg darüber, und der Marquis war sich der vernichtend lächerlichen Rolle, die er einen Augenblick gespielt hatte, zu sehr bewußt, als daß er es über sich vermocht hätte, dem Grafen die Scene in ihrem ganzen Umfange darzustellen. Aber seine Maßregeln und Vorkehrungen für die Zukunft beschloß er doch zu treffen. Nachdem er Nachts von dem Zweikampf nach Sophienthal zurückgekehrt war, begab er sich noch behufs einer geheimen Unterredung in das Zimmer des Kriegsraths. Er erklärte ihm, daß er den jungen Erixen, dessen Benehmen ihm Nachmittags nicht gefallen, soeben im Duell durch einen Schuß verwundet habe. „Die Wunde ist nicht gefährlich,“ sagte er, „und es ist nicht nöthig, daß Sie darüber erschrecken, denn wir stehen unter dem Schutze meiner Gesandtschaft. Aber Sie werden wohl thun, Herr Graf, sobald die Gräfin hergestellt ist, nach Berlin zurückzukehren. Ich erwarte dies von Ihnen, da ich nicht wünsche, daß Comtesse Natalie jemals wieder durch den Zufall in irgend eine Verbindung mit jenem Menschen gebracht werde. Ich selbst reise morgen mit dem Frühesten nach Berlin zurück, wo ich Sie in Kurzem wieder zu sehen hoffe, und damit ich morgen Ihre Ruhe nicht störe, sage ich Ihnen jetzt schon — auf Wiedersehen!“ — Der Marquis empfahl sich. Er hatte beschlossen zu reisen,

um für's Erste den Anblick Nataliens zu vermeiden, dann aber auch von dem Duell selbst bei seinem Gesandten Anzeige zu machen, damit jede etwaige Untersuchung darüber niedergeschlagen würde. Von Tiße glaubte er jetzt Nichts zu fürchten zu haben, doch hatte er sich noch eine Rache für ihn vorbehalten, die nachhaltiger sein sollte, als jener Streifschuß. —

Je weniger aber der Marquis von seinem neuen Gegner fürchtete, desto mehr wußte der Kriegsrath, daß eine Zeit neuer Angst vor dem Namen Crixen für ihn gekommen sei, und seine Bestürzung wuchs nur noch mehr. Ihn und den Alten hatte Geheimniß um Geheimniß, Schuld um Schuld im Schach gehalten, der Sohn hatte keine Rücksicht zu nehmen. Machte er sich zum Feinde des Grafen — und bei dem zügellosen Geiste der Crixen war dies anzunehmen, dann stand viel mehr als vor sechzehn Jahren auf dem Spiele. — War es dem Kriegsrath schon unmöglich gewesen, gestern auf die Nachricht von dem Sturze seiner Tochter nach Crixen zu fahren, so konnte er auch in den nächsten Tagen nicht zu diesem Entschlusse kommen, obwohl er fühlte, daß es schicklich sei, bei Tiße mit irgend einem Worte der Verpflichtung vorzusprechen. Sein Sohn Karl, der ihm den gefürchteten Besuch hätte abnehmen können, war leider in Geschäften verreist, und so verbrachte der Kriegsrath eine Woche in ziemlich bedrängter Geistesverfassung. Aber dieselbe steigerte sich noch, da Karl immer länger und länger ausblieb, ohne in seinen Briefen einen andern Grund anzugeben, als daß sich seine Geschäfte in die Länge zögen. Clara schien völlig beruhigt über das Ausbleiben ihres Gatten, und so kam er immer mehr zu der Ueberzeugung, daß geheime politische Verbindungen seinen Sohn festhielten. Er kannte diese Bestrebungen zum Theil, beobachtete sie mit Furcht und tausend Sorgen, er wußte, daß die Seele der Nation in ihnen lebte, daß hier im Stillen die Schwerter geschmiedet wurden, die das Vaterland befreien sollten. Denunciationen, Untersuchungen, Einkerkerungen fanden überall statt, und dem Kriegsrath stand ein Tag vor Augen, wo man auch seinen Sohn auf die Festung bringen werde. — Unter solchen Beängstigungen um öffentliche und Privatverhältnisse waren drei Wochen vergangen, und Karl immer noch nicht zurückgekehrt.

Natalie hatte ihre volle Gesundheit und frische Lebensfarbe längst wiedergewonnen, der Marquis schrieb Briefe über Briefe, die zur Rückkehr mahnten, aber alle Zureden des Grafen waren vergeblich, Natalien zur Rückreise nach der Stadt zu bewegen. Durch sein ganzes Erziehungssystem hatte er sich das Recht eines Machtspruches über sie verscherzt und doch sah er ein, daß er ohne dieselbe dem Marquis sehr unwillkommen erscheinen werde. Natalie indessen erklärte, sie bedürfe noch der Ruhe und Erholung, und ihre Schwägerin Clara der Gesellschaft, und so werde sie Sophienthal in den nächsten Wochen nicht verlassen. Der Kriegsrath sah sich schließlich auch durch seine Geschäfte abgerufen, und reiste mit schwerem, sehr schwerem Herzen allein nach Berlin zurück. —

Natalie und Clara waren allein in Sophienthal. Die letzten Wochen erst hatten sie zu Freundinnen gemacht. Aber nicht allein diese Wendung ihres Herzens sollte Natalie in den letztvergangenen Wochen erfahren, es schien eine durchgreifende Wandlung in ihr ganzes inneres Leben treten zu wollen, ja vielleicht war es die Innerlichkeit überhaupt, die sich ihrem Leben jetzt erst aufschloß. Der nähere Umgang mit ihrem Bruder und Clara hatte ihr Augen und Herz geöffnet, und mit Schreck und Unwillen sah sie sich plötzlich in einer andern Welt, als eine oberflächliche Beobachtung ihr bisher gezeigt. Sie war auf dem Wege, eine eifrige Patriotin zu werden, und zugleich nicht abgeneigt, den freisinnigen Ansichten ihrer bürgerlich geborenen jungen Schwägerin zu huldigen. Doch fühlte sie, daß ihr Herz dabei doch einigermaßen in's Gedränge kam. Denn mußte sie sich auch schelten, daß sie dem Marquis, als einem Feinde des Vaterlandes, eine Bevorzugung gewährt, so konnte sie doch nicht finden, daß Herr von Lacroix darum weniger liebenswürdig geworden sei. Er war ihr niemals der „französische Affe" gewesen und auch jetzt stand er ihr in keinem verächtlichen Lichte da. Zu lange und zu sehr war sie durch den Zauber seiner Erscheinung gefesselt worden, als daß sie sich in dem Augenblick, da sie ihn als einen Feind des Vaterlands betrachten sollte, schnell und kalt hätte von ihm losreißen können. — Und dachte sie nun an die Scene in Crixen zurück, so ließ sie ihrem tiefen Abscheu vor der Rohheit und Mißachtung aller Sitte, die der junge Crixen ihr gezeigt hatte, freien Lauf. Sie, die in den auserlesenen Kreisen, in denen sich ihr Leben bisher bewegte, keine Ahnung eines derartigen Betragens gehabt hatte, mußte sich mit Verachtung und Zorn von einem solchen Menschen abwenden. Und doch war der Auftritt in ihrer Erinnerung noch zu neu, als daß sie nicht immer wieder daran hätte denken sollen, ja, sie machte eine Erfahrung bei sich, gegen die sie förmlich ankämpfen mußte. Der stärkere Mann, wäre auch nur die rohe Naturkraft seine Waffe, wird mit seinem Siege über den schwächern selten eines Eindrucks, einer Bevorzugung bei Frauen entbehren.

Und dazu kam, daß sie den tollkühnen Jüngling einen Augenblick in so wilder, dämonischer Schönheit gesehen zu haben glaubte, daß sein Anblick sich ihr so immer wieder vor Augen stellte. Ihr ganzes Wesen empörte sich gegen ihn, sie fürchtete ihn nicht, aber sie konnte auch nicht mit jener wegwerfenden Gleichgültigkeit an ihn denken, wie etwa an einen trunkenen und unzurechnungsfähigen Beleidiger. Haß war es, was sie gegen ihn zu empfinden glaubte — er war nicht zu unbedeutend für sie, um gehaßt zu werden. —

Arm in Arm schritten die Freundinnen einige Tage darauf durch die breiten, schattigen Gänge des Parks. Geheimniß um Geheimniß war unter ihnen getauscht worden. Natalie hatte Clara'n erst heut den ganzen Sachverhalt ihres Erlebnisses in Crixen erzählt und von der Letztern dafür die ihr bis heut verheimlichte Mittheilung des Duells erhalten. — „Ich hätte es mir denken sollen," sagte Natalie, „daß Lacroix die Beleidigung nicht auf sich sitzen lassen würde. Gefühl für Ehre hat er und weiß sich als ein Mann zu betragen. Und Du sagst, der — Mensch (sie meinte Titze) ist nicht gefährlich verwundet worden?"

„Er hat mehrere Tage im heftigsten Fieber gelegen," entgegnete Clara, „hat sich aber vollkommen wieder erholt. Ich habe täglich Jemand hingeschickt, um mich nach ihm zu erkundigen, ja, daß ich es nur gestehe, ich habe ihm heimlich sogar Suppen, Nahrungsmittel und Wein gesendet. Denn, wie meine Leute mir berichteten, herrscht in Crixen der schrecklichste Mangel, der unglückliche Mensch ist völlig verarmt. Uebrigens erzählt man sich nichts Gutes von ihm. Friedrich, der Kutscher, den ich noch kürzlich fragte, meinte, er sei „„toll und wüthig wie der leibhaftige Teufel"" und gegen ihn sei der Alte ein Lamm gewesen. — Natalie!" fuhr sie nach kurzer Pause fort: „Du weißt, wie gern ich Dich bei mir sehe! Aber nach dem, was Du mir heut erzählt, muß ich anfangen, mich hier für Dich zu ängstigen! Fürchtest Du Dich nicht selbst —?"

„Fürchten?" rief Natalie mit Verachtung. „Welches Ungeheuerliche stellst Du Dir vor? Träte er jemals wieder vor mich, ich wollte ihn die ganze Tiefe meines Abscheus fühlen lassen!" —

Wiederum schritten Beide eine Weile schweigend nebeneinander. Dann begann Clara von Neuem: „Es ist schade um den jungen Menschen! Karl, der zwar keinen Umgang mit den Crixens pflog, sagte doch, so wenig er von dem Alten wissen mochte, aus dem jungen Titze könnte Etwas werden. Er hat ihn ab und zu auf der Jagd, oder sonst, wie es bei der Nachbarschaft nicht zu vermeiden ist, gesprochen, und ich weiß, daß er ihn nicht ungern mag. Und, siehst Du, wir leben in einer Zeit, wo die Starken fest zusammenhalten müssen. Mein Vater schreibt, die Zeit der Erhebung gegen die Unterdrücker werde bald kommen. Da lebt nun der junge Crixen in rohem Nichtsthun hin und wenn man ihm nur die Augen öffnete — das Vaterland könnte in ihm einen Freiheitskämpfer mehr finden!"

Natalie wußte nicht wie es kam, aber sie empfand diesen Gedanken wie eine Wohlthat. Es ward ihr leichter um's Herz und ein lebhafteres Roth stieg in ihre Wangen. „Ach!" rief sie, „warum bin ich nicht ein Mann, daß ich mithandeln könnte! Du und unser Karl, Ihr habt auch mir die Augen geöffnet und ich möchte meine lange Verblendung gut machen. Ja, Clara, es ist viel Schuld in unserm Hause abzubüßen! Meine Brüder sind brav, auf sie kann das Vaterland rechnen. Aber mein Vater —! Ich fürchte, er ist auf's Unheilvollste durch eigene Schuld mit den Franzosen verstrickt und eine Erhebung des Vaterlands wird wenig in seinem persönlichen Interesse sein!"

„Leider, leider!" sagte Clara mit einem Seufzer. „Du weißt —?" rief Natalie schnell. Clara zauderte. „Clara, sage mir Alles, ich muß es wissen und kann es hören!"

„Es ist, wie Du sagst!" entgegnete Clara. „Karl und ich wissen es lange. Dein Vater hatte durch seine frühere Verschwendung seine Vermögensverhältnisse fast zu Grunde gerichtet. Französisches Gold half ihm wieder auf. Noch bis heute bezieht er ein französisches Jahrgehalt und dafür —"

„Nun dafür —?"

„Dafür hat er sich zum — geheimen Berichterstatter des Feindes gemacht, muß nach seiner Willkür handeln, ist — sein Sclave geworden!"

„Gott im Himmel!" rief Natalie. „Ein Spion! Ein Verräther des Vaterlandes! Und Karl wußte das und sprach nicht mit ihm und ließ es geschehen?"

„Er sprach mit ihm!" seufzte Clara. „Was konnte er weiter thun? Handelt Dein Vater nicht ganz im Sinne unserer unglücklichen, selbst geknechteten Regierung, wenn er französisch denkt? Was er darüber hinausthut, sieht seiner äußern Pflicht zu ähnlich, als daß er eine Anklage nicht zurückzuweisen vermöchte. Was Karl darunter leidet, magst Du Dir vorstellen!"

„Verblendete, die ich war!" rief Natalie. „In Prunk und Glanz lebte ich und wußte, sah nicht, daß wir den Aufwand durch das Sündengeld des Verrathes bestritten! Von mir geworfen sei fortan aller Glanz und Flitter! Du sagtest mir von geheimen Samm-

lungen, da das Vaterland Geld brauche. Nehmt meine Juwelen und Spangen, allen Schmuck, der mich jetzt in Scham zu Boden drücken würde, nehmt Alles hin und laßt es einschmelzen! Arm will ich sein, wie es mir gebührt, und mich nicht schämen, mir durch meiner Hände Arbeit mein Brot zu verdienen!"

„Natalie! Natalie!" rief Clara, indem sie ihr entzückt um den Hals fiel. „Jetzt bist Du ganz unser! O mit welcher Freude, mit welchem Stolz Karl seine Schwester umarmen wird, wenn er sie so hört!" —

Nach kurzer Fortsetzung des Gesprächs befanden sich die Freundinnen in der Nähe des Schlosses. Clara wurde in wirthschaftlichen Angelegenheiten abgerufen. Natalie aber, von hundert neuen Gedanken bestürmt, schritt, ohne auf ihren Weg zu achten, weiter und vertiefte sich von Neuem in die schattigen Baumgänge. Als sie aufblickte, befand sie sich am Ausgange des Parks, wo sich eine Aussicht über den nahen See darbot. Sie nahm auf einer Bank Platz, und überließ sich ihren Gedanken.

Lange hatte sie starr vor sich hinblickend gesessen, da fuhr sie auf, denn eine Gestalt ging nicht unfern vorüber. Es war Titze von Crixen. Erschrocken erhob sie sich, um in den Park zurückzueilen, aber in diesem Augenblick wurde Titze ihrer gewahr. Auch er schien fast erschrocken, eine flammende Gluth goß sich plötzlich über sein Gesicht. Er sah wie Natalie entfliehen wollte, war mit zwei Sprüngen hinter ihr her, und hielt sie fest. — Nataliens Entsetzen war groß. Vergeblich strebte sie, sich aus seinen Armen loszumachen. Sie suchte all' ihre geistige Energie in einen zornigen Blick ihres Auges, in den Ton ihrer Stimme zu fassen. „Was wollen Sie?" rief sie. „Warum halten Sie mich fest?" — „Weil Sie mir entlaufen wollen! Weil Sie mich hassen!" entgegnete Titze, ihrem Blicke mit dem ganzen wilden und durchdringenden Feuer des seinigen begegnend, so daß Natalie die Augen abwenden mußte.

„Wenn man mir auflauert," rief sie — „denn zufällig sind Sie nicht hier — muß ich dann nicht entfliehen?"

„Ja, ich habe Sie gesucht, weil ich Sie endlich wiedersehen mußte! Weil ich verrückt werde, wenn ich Sie nicht mehr sehe!"

„Und auf diese Weise mußte das geschehen? Wenn eine Spur von Gefühl für Sitte in Ihnen ist, so lassen Sie mich frei!"

„Nein! Nein, nicht eher, als bis Sie mir versprechen, nicht davonzugehen! Ich würde Sie einholen!"

„Ich will Sie anhören!" rief Natalie in furchtbarer Bedrängniß. Er ließ sie los, und frei stand sie ihm gegenüber. Beide in heftigster Spannung ihres ganzen Wesens, maßen sie einander mit trotzig herausfordernden Blicken. Nataliens Lage war eine so ungewöhnliche und bedrohliche, daß sie mit vollster Geistesgegenwart versuchen mußte, ihren Gegner zurückzuschrecken. Stolz und das Gefühl tiefster Beleidigung kämpften in ihr gegen die Ruhe, zu welcher sie sich zwingen wollte. Und dazu kam, daß sie einige Augenblicke noch einmal jenen bis in's Innerste dringenden Schauer vor dem glühenden dunkelblauen Auge ihres Feindes empfunden, daß die dämonische Schönheit dieses tollkühnen Jünglings sie für einen Moment fast aus der Fassung gebracht hatte. Aber dennoch siegte ihre Willenskraft, und mit zorngerötheten Wangen erwartete sie die nächste Wendung ihres Gegners. Titze seinerseits war in einer Verfassung, bei der, in der tobenden begehrenden Gluth aller Sinne, selbst ein gegenüberstehender eiserner Wille Gefahr lief, an seinem Ungestüm abzuprallen. Wochen lang hatte er sich mit dem Bilde Nataliens getragen, der verwirrende Schwur hatte seine Sinne aufgestachelt, die Einsamkeit seine Gluth zur flammendsten Begier hinaufgetrieben. Und wie in dieser ungebändigten Natur jede Regung mit unglaublicher Rapidität und Gewaltsamkeit hervorbrach, so wollte jetzt in dem heißersehnten Augenblick des Wiedersehens die Leidenschaft sich in keine Grenze zwingen lassen. Aber er hatte mehr als wilde Wünsche im Herzen, er hätte reden mögen — eine Sprache jedoch stand seinen Empfindungen nicht zu Gebote. Er ahnte, daß ein Weib etwas unendlich Höheres sein könne, als ihm in seiner völligen Unkenntniß der Welt bisher klar gewesen, aber unentwickelt und der Sprache unfähig, rang sein besseres Gefühl, und ward vom Uebermaß der Sinnengluth verschlungen.

Natalie fühlte die Nothwendigkeit, durch rasches Zuvorkommen einen Vortheil über ihn zu gewinnen. „Herr von Crixen," nahm sie das Wort, „wie ich für Ihr Betragen Worte finden soll, weiß ich nicht! Ich würde für Ihre neuliche Gastfreundschaft einige Nachsicht mit Ihnen haben, aber die Art, wie Sie dem Gebot der Sitte in's Antlitz schlagen, flößt mir nur Abscheu ein!"

„Schilt mich immerhin!" rief Titze, „Du schreckst mich nicht! Ich habe einen Schwur gethan, Dich zu besitzen, und ich will's! Mein mußt Du werden, und wär's mit Gewalt, und müßte ich in dem Augenblick durch eine zweite Kugel des Todes sein!"

Natalie trat einen Schritt zurück. „Wissen Sie, was Sie sagen?" rief sie, „und wem Sie das sagen? Nein, Sie haben nie gelernt, was Ehre ist, Sie wissen auch nicht, was ein Weib ist! Sie sind ein zügelloser, mißleiteter

Knabe, und geistige Zerrüttung oder völlige Verworfenheit spricht aus Ihren Worten. Entfernen Sie sich auf der Stelle, ich befehl's!"

Ihre Worte durchzuckten ihn wie ein elektrischer Schlag, aber dennoch, die Wellen seiner Sinnengluth gingen zu hoch, als daß der Funken der Erkenntniß seines Beginnens schon hätte um sich greifen können. „Du bist ein Weib!" rief er, „Du kannst mir nicht befehlen! Ich will Dich haben, sag' ich Dir, und mein mußt Du werden!"

„Wahnsinniger! dort kommen Menschen, ich werde sie um Hülfe gegen Sie anrufen, wenn Sie mich nicht verlassen!"

Titze sah in der That Landleute in der Entfernung. Aber es waren ihm nur Schatten, die vor seinen geblendeten Augen wieder verschwanden. Er ergriff Nataliens Hand und hielt sie fest. „Du magst Recht haben, daß ich wahnsinnig bin!" rief er, „ich komme von Sinnen, wenn ich Dich nicht sehe, und sehe ich Dich, so weiß ich nicht, was aus mir wird! Ich lasse Dich nicht, und wenn Du mich noch so sehr schiltst! Eine Ewigkeit lang habe ich auf diese Stunde gewartet. In Jedem, der mir entgegenkam, glaubte ich Dich zu erblicken und hätte ihn dann morden mögen, weil Du es nicht warst. Ich wiederhol' es, ich habe einen Schwur gethan, Dich zu besitzen. Schwöre Du mir, mich zu heirathen, und ich will der Gewalt entsagen!"

Ein stolzes und verächtliches Lächeln trat auf Nataliens Lippen. „Ich könnte ein thörichtes Versprechen geben," sagte sie, „um mich in dieser Stunde von Ihnen zu befreien, zugleich aber, um es nie zu halten. Doch ich verabscheue eine Lüge, und werde mich durch Noth und Furcht nicht bestimmen lassen."

„Ist es jener französische Marquis, den Sie heirathen wollen?" fuhr Titze auf. „Ist er's? Das erstemal hat meine Kugel ihn verfehlt, die zweite wird ihn treffen, wenn er mir bei Ihnen im Wege steht!"

„Sie können seines Lebens schonen," sagte Natalie kalt. „Er steht bei mir in nicht größerer Achtung als Sie!"

„Und wärst Du ihm versprochen, ich würde Dich ihm entreißen! Versprich mir, daß Du mich heirathen willst, und ich entsage jetzt der Gewalt. Aber mein mußt Du werden, wunderschönes Weib, es ist geschworen!"

Natalie hatte inzwischen beobachtet, wie die Landleute, die sie von Ferne erblickt, am Rande des Parks sich immer mehr näherten, und dies rief ihr Sicherheitsgefühl in erhöhtem Maße wach. „Ich bemitleide Sie," sagte sie. „Sie wissen nicht, was Sie verlangen, und Ihre Thorheit wirft ein ganzes Leben in die Schanze, zu Gunsten eines Wunsches. Sie zwingen mich zu einer Sprache, zu Auseinandersetzungen, wie sie einem Weibe wohl selten zugemuthet worden sind, und ich fühle mit Beschämung, wie tief ich unter meiner Würde handle, Ihnen nur zu entgegnen." Ihre Stimme bebte leise, als sie das sagte. „Sie haben es dahin gebracht," fuhr sie fort, „daß ich mich dort dem Schutze jener Landleute anvertrauen muß, um Ihrer Rohheit zu entgehen. Und Sie sind von edler Geburt, mein Bruder spricht mit Achtung von Ihnen. Wüßten Sie, Unglücklicher, was Achtung, Sitte, Recht ist, so müßte eine Dame Ihres Standes nirgend sicherer sein, als in Ihrem Schutze. Verlassen Sie die Einöde, in der Sie bisher gelebt, beginnen Sie ein anderes Leben, sehen Sie sich in der Welt um, und öffnen Sie das Auge für die Pflichten, die ein junger Mann zu erfüllen hat. Wie Sie jetzt sind, kann man Ihren Zustand nur beklagen, denn Sie wissen nicht, wie niedrig Sie denken und handeln!"

Inzwischen war die Schaar der Arbeiter, die vom Felde kamen, vorübergegangen. Natalie hatte ihren Schutz nicht angerufen. Im Augenblick, da sie es wollte, besann sie sich eines Andern, sie scheute sich, Aufsehen zu erregen. Titze beobachtete, wie sie die fremde Hülfe vorübergehen ließ, und dieser Zwischenfall, verbunden mit ihren letzten Worten, dem veränderten Ton ihrer Stimme, brachte eine außerordentliche Wirkung auf ihn hervor. Halb war es Freude, halb Demüthigung, die ihn ergriff. Das Gefühl seiner Unwürdigkeit wurde ihm deutlicher, und äußerte sich in einer plötzlichen tiefen Niedergeschlagenheit.

„Es mag wohl sein!" stotterte er. „Seit ich Sie gesehen, ist mir manchmal, als müßte ich aufwachen, mich mit Anstrengung von mir selbst abreißen, als wäre ich doppelt. Ich versteh' es nicht, und kann's nicht aussprechen. Ich hasse das Leben, das ich geführt habe, und sehne mich in die Welt hinaus. Ach, es muß schön, unbeschreiblich schön da sein, wo Sie herkommen! Die Tage, als ich an meiner Wunde niederlag, und oft wie im Traume war, das waren die schönsten meines Lebens, denn da glaubte ich in Ihrer Nähe zu sein, und Sie sprachen so gut, so gut, — wie ich es nie gehört! Aber ich ward gesund, und mit jedem Tage, da ich erstarkte, packte es mich wilder an, wie Raserei, und ich lief umher, Sie zu suchen und fand Sie nicht. Und nun ich Sie gefunden, und Sie mich von sich stoßen, und mich hassen — oh, mir ist, als wäre ich gelähmt und zerschmettert! Ich weiß es — jetzt weiß ich's, daß ich vor Ihnen unwürdig bin, daß ich, der rohe Titze von Crixen, der wie ein wildes Thier aufgewachsen, daß ich von Ihnen gehaßt und verabscheut werden muß! O Natalie — nicht Ihren ganzen Haß verdiene ich! Es muß

eine Sprache geben, die das sagt, was ich will, aber ich kann sie nicht, habe sie nicht gelernt — ich kann sie nicht! Es macht mich ersticken, daß ich nicht ein Wort davon finde! Sagen möcht' ich's, ich fühl' es Alles — hier fühl' ich's, hier (er schlug sich auf die Brust), aber ich find' es nicht, und muß mich von Ihnen verachten und verabscheuen lassen!"

Rapid und heftig, wie bei ihm jede Regung hervorstürzte, war auch in kaum vermitteltem Uebergange jetzt das schmerzliche Gefühl seiner Unwürdigkeit. Er warf sich auf eine Bank, die Arme über die Lehne, und verbarg erschüttert sein Gesicht auf denselben.

Natalie war auf's Höchste überrascht durch diese plötzliche Veränderung der Situation. Aber nicht nur überrascht, sie war bewegt, sie empfand die Erschütterung seines Wesens mit. Sie mußte erkennen, daß seine Leidenschaft eine tiefere sei, denn aus dem Ton seines letzten stürmischen Ergusses klang eine Innigkeit des Gefühls hervor, die überzeugend an ihr Herz drang. Sie stutzte vor dieser Wahrnehmung, und war einen Augenblick unschlüssig, was sie thun sollte. Es stand ihr jetzt frei, den Ort zu verlassen, und doch blieb sie. Es schien ihr fast grausam, den überwundenen Feind seinen Wunden so preiszugeben.

Dort saß er, von seinen Gefühlen schmerzlich und leidenschaftlich bestürmt, sie hörte, wie er in tiefer Zerknirschung schluchzte. Er schien Alles um sich her zu vergessen. Sie mochte das Wort des Abscheu's nicht das letzte sein lassen. Minutenlang wartete sie. Er sah nicht auf. Sie fürchtete ihn nicht mehr, und setzte sich auf die andere Seite der großen, halbkreisförmigen Bank, ihm gegenüber. — Endlich hob er sein Gesicht auf, und schien erstaunt, sie vor sich sitzen zu sehen. „Ah! Sie sind noch da?" rief er mit völlig verändertem Ausdruck.

„Sie erkennen, daß Sie sich vergessen haben," sagte sie, „und dies bewegt mich, Ihre Gesellschaft länger zu ertragen. Daß ich mehr thue, als Sie verdienen, sagt Ihnen Ihr eignes, jetzt erwachtes Gefühl. Sie haben mich heute so tief beleidigt, wie kein andrer Mann es gedurft hätte, und wie es nur bei Ihrem vollkommen verirrten Leben möglich war. Ich verlange dafür eine Genugthuung. Gehen Sie zu meinem Bruder, lassen Sie sich von ihm in die Welt führen, die Ihnen bisher noch verschlossen war."

Titze fühlte sich erleichtert, neu belebt, und das Bewußtsein, daß er Natalien liebe, klärte sich jetzt, da er ihr ruhig gegenüber saß, von allen unlautern Elementen ab. „Ach," — stammelte er, „und gibt es eine Verzeihung für meine Schuld?"

„Die Bedingungen, unter welchen ein Weib verzeiht, halten gleiches Maß mit der Schuld."

„Und verzeiht ein Weib nicht, daß es geliebt wird? O sagen Sie mir, was habe ich zu thun, um von Ihnen geliebt zu werden? Ich weiß, daß ich mich schwer vergangen habe, und doch — wüßten Sie, wie es in mir aussieht, oh! Sie würden mir vergeben! Ich mag nicht leben, ohne von Ihnen geliebt zu werden! Sagen Sie mir, was muß ich thun, daß Sie mich lieben können!"

Natalien wurde es nicht ganz leicht, vollkommen ruhig und gelassen zu erscheinen. „Weihen Sie sich einem großen Werke!" sagte sie. „Daß Sie ein Vaterland haben, das unter schmachvollem Joche eines fremden Siegers schmachtet, das wußten Sie vielleicht bis heute noch nicht. Sprechen Sie mit meinem Bruder Karl. Er wird Ihnen sagen, daß Deutschlands Söhne sich im Stillen rüsten, und daß der Tag nicht fern ist, wo Alle sich einmüthig erheben werden, um des Vaterlandes Ketten zu brechen!"

Titze sah sie erstaunt an, denn es schien ihm dies keine Antwort auf seine Frage. Doch schnell darauf eingehend sagte er: „Und wenn ich mich dem Vaterlande weihe, werden Sie mich dann lieben?"

„Thun Sie das Erstere, und ein größeres Leben wird Ihnen aufgehen, in welchem die egoistischen Wünsche, die Sie in dieser Stunde erfüllen, verstummen."

„Nein, nein! Niemals! Ein Wort nur verlange ich zu wissen! Werden Sie mich lieben, wenn ich thue, was sie verlangen?"

„Sie haben noch Nichts gethan, was mir eine Garantie für die Zukunft sein könnte, und vielleicht bringt der Krieg Sie einst nur noch ordnungsloser und verwilderter zurück. Fragen Sie jetzt Nichts mehr, ich habe keine Antwort." — Sie stand auf, und that einige Schritte, um nach Hause zu gehen, denn es wurde dunkel. Da hörte sie hinter sich den aus tiefster Seele hervordringenden Ruf: „Natalie!" — Sie wandte sich um, und Titze stürzte vor ihr auf die Knie, und blickte sprachlos, mit flehender Geberde zu ihr auf.

Natalie fühlte ein leises Beben. „Stehen Sie auf, Dietrich von Crixen!" sagte sie milder. „Ich hoffe, Sie werden sich meine Achtung erwerben. Daß ein edlerer Funke in Ihnen schlummert, weiß ich jetzt. Halten Sie ihn wach, und nutzen Sie ihn zu einem edeln Werke. Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich Alles vergessen kann. Versprechen Sie mir aber, daß die Nachsicht, die ich Ihnen gewährte, Ihnen heilig sein soll, daß Sie mir nicht mehr wie ein ungeberdiger Knabe entgegentreten wollen. Geben Sie mir die Hand darauf!"

Tixe preßte die Hand, die sie ihm reichte, beseligt und zugleich erschüttert an seine brennenden Lippen. „O was machst Du aus mir!“ rief er, „herrliches, wunderbares Weib! Vor einer Stunde noch würde ich mich verachtet haben, so vor Dir zu liegen, und jetzt fühle ich, daß ich dieses Platzes nicht würdig bin! Deine Güte hat mich sehen, fühlen, denken — hat mich reden gelehrt, und ich weiß jetzt, daß ich Dich liebe, ich weiß auch, wie groß meine Schuld ist! Du sollst sie ganz kennen lernen, damit Du siehst, welch eine Macht mich zum Vergehen trieb. Unsere Väter lebten in bitterster Feindschaft — ich weiß den Grund nicht, aber der meinige hatte noch eine Rache an Deinem Hause zu üben. Auf seinem Todesbette preßte er mir den furchtbaren Schwur ab — Dich zum Opfer der alten Schuld auszuersehen! Das war die Schlinge, in der gefangen und verlockt, ich dem Verbrechen entgegentaumelte! Nein, fürchte Nichts mehr! Ich fluche jenem Schwur und meinem ganzen bisherigen Leben! Von Begierde gejagt, toll, in tiefster Rohheit kam ich hierher, zerrüttet, zerschmettert und doch zum ersten Male in meinem Leben glücklich, geh' ich von hinnen! Ihnen aber schwör' ich, Natalie, daß diese Stunde die erste eines neuen, würdigern Lebens sein soll! Leben Sie wohl!“ — Noch einmal drückte er ihre Hand an die Lippen, dann sprang er auf, und stürzte davon, wie um sich selbst zu entfliehen. Bald war er Nataliens Blicken entschwunden.

Noch schaudernd vor der letzten Eröffnung des unseligen Schwurs, stand sie da. Die Gefahr war vorüber, und wie sie hoffen durfte, für immer, aber grade jetzt, da sie erfahren, zu welcher Schmach sie durch den sterbenden Crixen ausersehen war, jetzt erst überkam sie eine jähe, erschlaffende Bestürzung. Wie tief mußte die Feindschaft des Alten gewesen sein, und wie groß die Schuld ihres Vaters! Sie hatte Nichts davon gewußt, der Kriegsrath hatte des alten Crixen nur selten, und dann meist spöttisch und in humoristischen Schilderungen erwähnt. Natalie war sehr niedergeschlagen, sie sah mit bitterm Kummer die Achtung für ihren Vater immer mehr dahinschwinden.

Es war fast finster geworden. Hastig schritt sie durch den Park, dem Schlosse entgegen. In welch eine neue Welt der Anschauungen, des Denkens, des Fühlens und der Erfahrung hatten die letzten Wochen sie gebracht! Und gar die letzten Stunden waren ihr erfüllt von Ereignissen, die ihr vorher wie eine Unmöglichkeit erschienen wären. Den wilden, rohen Jüngling hatte sie gebändigt, die reinern Empfindungen des Herzens in ihm wach gerufen, und endlich einen ihrem Willen unterthänigen Liebenden zu ihren Füßen gesehen. Ein anderes Weib würde vielleicht stolz auf diesen Triumph gewesen sein. Aber Natalie war innerlich zu sehr bedrängt, als daß sie den Sieg als solchen hätte empfinden können. Ja, jetzt, da die angestrengte geistige Spannung, die sie während der Unterhaltung mit dem jungen Wilden aufrecht gehalten, immer mehr schwand, jetzt erst recht stürmte die ganze Fluth zurückgepreßter Empfindungen und Gedanken zu ihrem Haupte auf. Sie fühlte sich wie entehrt, erniedrigt, vernichtet; Zorn, Abscheu, Schreck, Rath- und Trostlosigkeit wechselten rasch mit einander ab. Eine Stimme des Mitleids sprach dazwischen, um dann wieder von der glühendsten Empörung über das Erlebniß verschlungen zu werden. Aber was sie auch an Kräften des Widerstandes gegen das Gefühl der Niederlage zu Hülfe rief, sie fühlte sich dennoch wie aus allen Fugen ihres Wesens gebracht. Sie hatte erfahren müssen, daß es Lebenslagen gebe, wo all ihr Weltton, ihre Bildung, die ganze Sicherheit, die sie in der Gesellschaft erworben, Nichts sind, und wo nur das Weib in seiner innersten Natur zum Kampfe aufgerufen wird. Ob wildeste Rohheit, ob äußerste Lebensverfeinerung — Beides wird zunichte, wenn eine gewaltige Leidenschaft im Menschen plötzlich die Tiefe des menschlichen Gefühls erweckt. Und Natalie hatte zum ersten Male den vollen, ergreifenden Grundton des Menschengemüths gehört. War es tiefster Schmerz, war es Freude, die sein Ruf erweckte, sie wußte es nicht, sie fühlte sich nur erschüttert, sie bebte, sie schauderte nur, und ein Grauen kam sie an, ihn noch einmal hören zu müssen. Ihr war's, als folgte ihr der Entflohene auf den Fersen, und von ihren eigenen Gedanken in immer heftigere Flucht gejagt, kam sie vor dem Schlosse an. Hier sank sie, an Leib und Seele erschöpft, auf eine Gartenbank nieder, und brach in heftige, leidenschaftliche Thränen aus. —

(Fortsetzung folgt.)

München.

Von Dr. Söltl.

Die Stadt München hat seit dem Anfange dieses Jahrhunderts und insbesondere in den letzten dreißig Jahren eine Bedeutung erhalten, welche früher der kühnste Seher nicht zu hoffen wagte, eine Bedeutung, die bereits eine weltgeschichtliche nicht bloß zu werden verspricht, sondern geworden ist. Und da lohnt es wohl der Mühe, eine Rückschau zu

halten und zu ermitteln, wie diese Stadt aus kleinen Anfängen allmälig zu der Größe und dem Ruhme gelangte, um welchen sie schon beneidet wird.

Der Stadt Ursprung.

Eine Stunde ungefähr unter München auf dem rechten Ufer der im grünlichen Wasserschwalle daherrauschenden Alpentochter, der Isar, liegt der Ort Föhring, welchen Ludwig das Kind im Jahre 903 dem Bischofe von Freising schenkte, wo dieser und seine Nachfolger eine Zoll- und Münzstätte bei der Brücke hatten. Darüber mag es zwischen den Umwohnern, dann den Herzögen, mit den Bischöfen zu manchem Zwist gekommen sein, der Herzog Heinrich der Löwe aber entschied den Zwist mit Gewalt, indem er in einer Nacht aufbrach und die Brücke, Zoll- und Münzstätte bei Föhring zerstörte und sie nach „seinem München" verlegte.

Der Bischof Otto klagte bei dem Kaiser Friedrich I., seinem Oheim, und dieser entschied darauf im Beisein der versammelten Fürsten: „Der Markt und die Brücke bei dem Zoll und die Münzstätte bei Föhring sollen fortan nicht mehr bestehen, sondern bei München; zur Entschädigung aber solle der Herzog dem Bischof den dritten Theil alles Nutzens geben, der aus dem Zoll seines Marktes bei München oder aus den Abgaben von Salz oder andern großen und kleinen Dingen auf dem Hin- oder Rückwege geleistet wird. Auch von der Münze soll der Bischof den dritten Theil des Nutzens empfangen. Die Münze soll nach Gutdünken des Herzogs angelegt werden, die Freisinger Münze nach dem Willen des Bischofs und von dieser bischöflichen Münze soll der Herzog den dritten Theil der Erträgnisse haben."

Also ward urkundlich entschieden im Jahre 1158, hier wird München zum erstenmale genannt und deshalb wurde denn vor wenigen Monaten das schöne Erinnerungsfest gefeiert, dessen sinnige Pracht mit seinen lebendig künstlerischen Darstellungen jeden Beschauer wahrhaft entzückte und fesselte, daß er der Gegenwart ganz vergaß, wenn Scenen aus frühern Jahrhunderten an ihm vorübergingen.

Aber Heinrich der Löwe hat München nicht gegründet, es war schon da, er bewohnte wahrscheinlich schon einige Zeit den Ort und wollte den Einwohnern, die von jenen Abgaben bei Föhring vielfach gedrückt waren, mit einer schnellen That Abhülfe gewähren. Wenige Jahre danach erscheint in München schon ein Decan Heribert und ein Richter Heinrich Orlof als Aufseher der Festungswerke oder Baumeister, das sind gewiß Zeichen, daß der Ort bereits eine bedeutende Gemeinde hatte und wohlbefestigt war, und nicht, daß Heinrich denselben erst gegründet und wie durch einen Zauberschlag den Straßen- und Handelszug hieher gelenkt, Brücke und Stadt gebaut und ihr Einwohner verschafft habe. Vielmehr deutet Alles darauf hin, daß die Stadt von den Römern herstamme: die Anlage derselben auf einer Erhöhung inmitten einer Ebene zwischen zwei eine Stunde von einander entfernt liegenden Hochufern der Isar — dem Sendlinger Berg und dem Gasteig — die eirunde Gestalt der alten innern Stadt, die in der Nähe liegenden jetzt noch kennbaren künstlichen Erhöhungen — Bifange — Aecker im großen ungewöhnlichen Maßstabe, wie sie von den Römern, nicht aber von den Deuschen, angelegt wurden; dann die offenbar römischen Grabhügel bei Schleißheim, bei deren Oeffnung man Scherben gröberer und feinerer Urnen mit verbrannten Gebeinen und römische Alterthümer fand; und endlich ist bekannt genug, daß rings um München sich Römerstraßen kreuzen und ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Stadt beinahe genau auf dem Punkte liegt, wo sich jene Straßen von Augsburg nach Salzburg, und von Innsbruck nach Regensburg durchschneiden. Hier war offenbar eine römische Ansiedlung. War es das alte Isunisca, dessen Lage bisher nicht ermittelt wurde?

Es wird München jedoch in der That schon früher als im Jahr 1158 namentlich aufgeführt, denn im J. 1140 wird ein Streit geschlichtet wegen der Zehentrechte zu Gmund, Wehringen, Föhringen und München. In der Stadt ist jetzt noch ein Althamer — Althaimer Eck, außerhalb der eigentlichen alten Stadt, und es gab einen Ort Althaim hier, schon im J. 788 mit einer Kirche, der mit München ganz gleichbedeutend genommen wurde und wohl eine sehr alte Niederlassung bezeichnet im Munde der Deutschen, die den alten und eigentlichen römischen Namen nicht aussprechen konnten oder wollten. In diesen befestigten Ort flüchteten sich bei den Einfällen der Ungarn die Mönche aus den benachbarten Klöstern, erwarben Grund und Boden und so bildete sich München aus mehreren Gemeinden und veränderte seinen Namen, bis er endlich seit dem zwölften Jahrhundert sich für immer feststellte. Ist der Name Berlin nicht erst allmälig der überwiegende und allgemein übliche geworden, und wie lange schon wird Friedrichshafen statt Buchhorn gebraucht?

Aber München wäre klein und unbedeutend geblieben gemäß seiner hohen Lage in der Nähe der Alpen und an einem Flusse, der nur mit Flößen, nicht aber mit Schiffen zu befahren ist, wenn nicht besonders günstige Umstände anderer Art zu seiner Erhebung

beigetragen hätten. München ward groß und berühmt durch seine Fürsten, durch die Wittelsbacher.

Denn als nach dem Sturze Heinrich's des Löwen das alte einheimische Geschlecht der Schyren oder Wittelsbacher, das wahrscheinlich von dem ersten herzoglichen Geschlechte in Baiern, den Agilolfingern, abstammt und mit den Karolingischen verwandt war, mit Otto dem Größern sein altes Recht und durch den Kaiser Friedrich I. das Herzogthum Baiern wiedererhielt, 1180, da ward München von ihnen bald zu ihrer Residenzstadt auserseihen, besonders da sich die alte Hauptstadt des Landes, Regensburg, als Reichsstadt unmittelbar unter den Kaiser stellte und aufhörte, eine herzogliche Stadt zu sein.

Ludwig der Kellheimer gründete außerhalb München im J. 1204 ein Pilgerhaus, sein Sohn Otto der Erlauchte berief einen Landtag und verwandelte das Pilgerhaus in ein allgemeines Spital.

Der erste Herzog, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts München bleibend zu seinem Wohnsitze erkor, war Ludwig, der Strenge genannt, weil er seine Gemahlin Maria von Brabant auf den Verdacht der Untreue hin zu Donauwörth hatte enthaupten lassen und zur Sühne seiner That das Kloster Fürstenfeld bei Bruck gründete. In München hatte er sich eine Burg erbaut, die jetzt noch der alte Hof heißt, dazu eine Kirche zu Ehren des heil. Laurentius und dann auch ein Kloster für die Minderbrüder.

München ist fortan des Herzogs und seiner Nachfolger liebster Aufenthalt, hier der Mittelpunkt ihres Wirkens, hier werden von ihnen die wichtigsten Urkunden ausgestellt, und um den Hof regte sich bald ein geschäftiges Leben, mancherlei Gewerbe entstanden und vervollkommneten sich und die Menschenmenge wuchs mit jedem Jahre. Von Ludwig dem Strengen erhielt München seine ersten wichtigen Einrichtungen und Stadtrechte.

Im J. 1271 erlaubte der Bischof von Freising, daß in München eine zweite Pfarrei errichtet werde, weil die Pfarrkinder der bisher allein bestehenden Pfarrei zu St. Peter so zahlreich geworden, daß sie ohne Gefahr der Seelen von einem einzigen Pfarrer nicht wohl mehr geleitet werden und der Begräbnißplatz jener Kirche die Leichname nicht mehr aufnehmen konnte.

Größe und Ansehen der Stadt stieg immer mehr, der Kaiser Rudolph gewährte den Bürgern, daß sie in Uebung ihres Kaufgewerbes mit ihren eigenen Gütern zu Land und Wasser durch das ganze Reich alle die Freiheit haben sollen wie die Bürger von Regensburg.

Schon frühe siedelten sich auch die Juden, die beständigen Geldmäkler jener Zeit für geistliche und weltliche Fürsten, aber stets vom Volke gehaßt, in München an. Sie hatten eine eigene Gasse inne und als sie auch hier wie so häufig in andern Städten beschuldigt wurden, ein Christenkind ermordet zu haben, brach im J. 1285 eine furchtbare Verfolgung gegen sie aus und man verbrannte sie in ihren Wohnungen, ihrer an einhundertvierzig.

Der Stadt Verfassung.

Die älteste Verfassung Münchens war im Grunde nichts Anderes als eine in den Ringmauern der Stadt zusammengedrängte Gauverfassung und es mußte der herzogliche Stadtrichter bei allen öffentlichen Versammlungen die Bürger der Stadt zusammenrufen. Weil aber solche Versammlungen je häufiger desto beschwerlicher wurden, bildete sich allmälig eine eigene Behörde — der Rath — welcher bei gewöhnlichen Vorfällen im Namen aller Bürger entschied. Nach und nach wußte sich dieser Rath von jedem Einflusse des Stadtrichters zu befreien und alle Rechte einer selbständigen Gemeindeverwaltung zu erringen, zumal sich so viele und eigenthümliche Bedürfnisse der Stadt in der Rechtspflege und in andern Gegenständen zeigten, daß die Herzöge die Sorge dafür nicht auf sich nehmen konnten und es der Stadt überließen, sich ganz selbst zu verwalten, und von der Bürgerschaft nur überhaupt Treue und Ergebenheit, Geldhülfe und bewaffneten Beistand in ihren Kriegen forderten.

Herzog Rudolf faßte im J. 1294 alle Rechte und Freiheiten, welche der Stadt München von seinen Vorfahren verliehen waren, in einer eigenen Urkunde zusammen.

München hatte einen Rath von zwölf Bürgern — die Zwölfer oder Rathspfleger genannt, welche sowohl dem Herzoge als der Stadt den Diensteid schwören mußten, ein eigenes Siegel führten und eine ausgedehnte Amtsgewalt hatten, Sätze und Verordnungen aller Art für die Bürgerschaft zu machen, ohne einer höhern Bestätigung zu bedürfen. Der Rath verwaltete das Vermögen und alle öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, er war zugleich ihr Gerichtshof und entschied alle Rechtsstreite und Straffälle nach den Vorträgen des Stadtrichters, welcher von den Bürgern gewählt und von dem Herzoge nur bestätigt wurde und dem Rathe durchaus untergeordnet und an dessen Verordnungen streng gebunden war. Auf den Grund der in jener Urkunde gewährten wichtigen Rechte und Freiheiten bildete sich die Gemeindeverfassung von selbst immer weiter aus und München wußte dieselben in der Folge kräftig zu vertheidigen.

Der Kaiser Ludwig der Baier aber darf mit Recht als der eigentliche Vater und

Gründer der Freiheiten und Blüthe Münchens angesehen werden. Gleich den Städten Italiens wollte er sein München erheben, indem er ihm die größtmögliche Freiheit in Anordnung des bürgerlichen Wesens gewährte. Er ertheilte den Bürgern einen königlichen Schutz- und Geleitbrief für ihre Personen, Güter und Abgesandte durch das ganze römische Reich, bestätigte ihnen das Recht, ihre draußen habenden Schulden vermittelst Pfändens zu erholen, sie selbst aber durfte man nicht pfänden. Weiter gewährte er ihnen, wenn sie Jemanden wüßten, der ihnen oder dem Lande schädlich wäre, daß sie den möchten fangen und nach München führen und ihn da mit Recht überwinden, und dazu sollten ihnen alle Amtsleute und Edelleute helfen.

München gewann an Umfang nach Außen und gestaltete sich innerhalb seiner Ringmauern zu einer wahren Stadt. Der Marktplatz war bisher mit einer Menge von Verkaufsbuden angefüllt und bot wenig Raum zum freien Verkehr. „Da freite Ludwig den Markt zu einem gemeinen Markt, daß man darauf kaufen und verkaufen und Niemand mehr darauf bauen, mauern oder zimmern solle, davon der Markt geengert und gemindert werde, und man solle die Fleischbänke vor das Thalburgthor legen, daß der Markt desto lustsamer, schöner und gemachsamer sei Herren, Bürgern, Gästen und allen Leuten, die darauf zu schaffen haben."

So wurde die alte Stadt verschönert, die äußere erweitert und damit auch diese mit einer Ringmauer umgeben würde, wozu die Bürger bereits den Anfang gemacht hatten, wurde ihnen das Umgeld bei dem obern und untern Thore der Stadt verliehen.

Am meisten gewann München durch den Alleinhandel mit Salz, der ihnen auch vom Kaiser Ludwig gewährt wurde. Solche Vorrechte — Privilegien — die einer Stadt oder einer Person zum Schaden und Nachtheil von andern verliehen wurden, waren damals allgemein üblich und so erhielt München für seine dem Kaiser bewiesene Treue und Liebe das Recht, „daß alles Salz, welches von jenseits der Isar her durch Baiern geht, nirgends anderswo zwischen Landshut und dem Gebirg über die Isar gehen solle als zu München und daß es daselbst niedergelegt werde, von wannen oder von welchen Siede(reie)n es komme, und dann verkauft werde an Münchener oder Gäste. Wer dann in München Salz kauft, der mag es führen gen Schwaben und ganz Baiern und Niemand soll ihn daran hindern." Die Münchener durften das Salz in allen Siedereien und Städten nehmen, wo sie es fanden, und nur Münchener Bürger durften Salz nach München führen.

So ward München die Hauptniederlage des Salzes beinahe für ganz Südwestdeutschland, die Schweiz mit inbegriffen, und ein immer regeres Leben entstand in der Stadt. Bereits am Ende des dreizehnten Jahrhunderts kamen alle damals bekannten Gewerbe vor, für welche je nach Zeit und Bedürfniß die nöthigen Vorschriften gegeben wurden. Es bildeten sich die Zünfte, jene geschlossenen Innungen der Meister eines oder zuweilen mehrerer Gewerke, je mit einem aus ihrer Mitte gewählten Führer, die allmälig zu solcher Macht gelangten, daß sie Theilnahme am Stadtregimente verlangten und endlich auch errangen. Und so erscheint denn gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts neben dem inneren Rathe, der aus zwölf Männern bestand, und dem äußeren aus vierundzwanzig, noch ein sogenannter großer Rath, der im Jahre 1383 aus mehr als tausend Mitgliedern bestand, der wohl alle zünftigen Bürger begriff. Damit aber kamen auch häufig Zwist nnd Unordnung, der Eifer für die Besorgung der Gemeindeangelegenheiten erlosch und es mußte sogar das Gesetz gemacht werden, daß, wer zum Bürgermeister gewählt worden, der Wahl nicht widersprechen und sich nicht widersetzen dürfe, bei einer Strafe von hundert Pfund Pfenn. Der Zwist unter den Bürgern wurde genährt durch den Zwist der herzoglichen Brüder, die das Land unter sich theilten und von denen ein Jeder München zu seinem Antheil wollte, daß es darüber zum innern Kriege kam und diese Parteiung manchem Bürger sein Vermögen und sein Leben kostete, da die Sieger mit ihren Gegnern nicht milde verfuhren.

Nachdem die Herzöge sich versöhnt hatten, wurde auch die Gemeindeordnung Münchens verändert und das demokratische Element mehr in den Hintergrund gedrängt. Nach der neuen Stadtverfassung vom Jahre 1403 „sollte der äußere Rath einen Wähler nehmen aus dem innern Rath, der innere Rath einen aus dem äußern und einen aus der Gemein. Diese drei wählten zwölf Männer nach altem Herkommen aus der ganzen Stadt und diese zwölf sollten schwören vor den Herzögen, ihren rechten Erbherren, der Herrschaft zu rathen zu ihren Rechten und der Stadt, Armen und Reichen zu ihren Rechten und Nichts aus dem Rathe sagen, davon Schaden komme. Wenn der innere Rath (der Zwölfer) also geschworen hat, soll er erwählen den äußern Rath, vierundzwanzig Männer. Wenn diese gewählt werden, soll man die ganze Gemein beschicken, die Haus und Hof haben in München, oder die ein halb Pfund Pfenninge zu Steuer geben. Die sollen hinfür die Gemein sein und sonst Niemand mehr, und es soll auch Niemand sonst

in den Rath kommen als dieselben. Das ist darum erfunden, daß kein unwissender, unfriedlicher und verdorbener Mann in den Rath der Stadt komme."

Damit wurde Ordnung und Friede wieder hergestellt. Der Rath war die einzige öffentliche Behörde der Stadt, ihr bürgerlicher und peinlicher Gerichtshof, ihre Polizei und Finanzstelle, er vereinigte die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt, er verwaltete das Vermögen und die Stiftungen der Gemeinde, erhob und verwendete die jährliche Steuer, ertheilte und entzog das Bürgerrecht, erkannte innerhalb des Burgfriedens über Eigenthum, Leben und Tod und konnte auch außerhalb des Burgfriedens durch seine Pfändmeister die Schuldforderungen seiner Bürger betreiben und schädliche Leute überall in der Umgegend einfangen. Der Rath schickte seine Abgeordneten in die Landschaft, verfügte über die bewaffnete Macht der Stadt, die aus zwölf Hauptleuten, zwei Ober- und acht Unterschützenmeistern der Schützen mit der Armbrust, nachmals auch der Büchsen, dann eigenen Scharwachten, Thorsperrern, Thürmern und Pfeifern bestand. Der Rath hatte das Recht Bündnisse zu schließen, um der Stadt Rechte und Freiheiten zu schirmen. Oft standen Mitglieder des Magistrats als erkorene Räthe oder Schiedsrichter selbst den Herzögen zur Seite und sie mußten ihre Kenntnisse bei dem Mangel hoher Schulen aus Uebung und langer Erfahrung im Umgang mit ältern Männern schöpfen. In schwierigen Fällen suchten sie durch gemeinsame Berathung das Rechte zu finden. Man forderte von ihnen keine Rechtsstudien, sondern nur allseitige praktische Bildung, um die ihnen anvertrauten mannigfachen Geschäfte zu führen. Deswegen wählte man in den innern Rath nur alte und in den äußern nur junge Männer. Gabriel Riedler war von 1362 bis 1420, seinem Todestage, Rath. Sighart Sitzinger wurde, obgleich blind, noch zum Wähler des Rathes auserſehen und zog sich erst nach geschehener Wahl zurück.

Die Räthe bezogen keine Besoldungen, mußten vielmehr selbst manche Ausgaben aus ihrem Säckel bestreiten. Das Amt war ein Ehren- und Pflichtamt, deswegen wurden sie meist aus den edeln reichen Familien gewählt und stets wieder erkoren, wenn sie einmal Geschäftskenntniß und das Zutrauen der Bürger und Herzöge erlangt hatten.

Wie einfach Sitte und Weise war, kann man daraus abnehmen, daß der Magistrat während seiner Versammlungen nur auf hölzernen Bänken saß. Erst im Jahre 1462 wurden für die innern Räthe wegen ihres hohen ehrwürdigen Alters Polster auf die hölzernen Bänke gelegt, deren sich dann auch die äußern Räthe bedienten. Alle Verhandlungen wurden mündlich abgemacht und als etwas Außerordentliches wird gemeldet: Im Jahre 1424 wurden sieben Buch Papier gekauft, diese „vernützte" man auf dem Rathhause und der (Rechnungs-) Cammer.

Die Bürgerwehr.

Seit den ältesten Zeiten mußte die Stadt immer gerüstet sein, ihre Rechte und Freiheiten gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen, gar oft gingen ihr Absagebriefe oder Kriegserklärung von fernen und nahen Edeln zu, deshalb mußten insbesondere die Kaufleute selbst wohlbewaffnet unter starker Begleitung ziehen, wenn sie nicht mit Leib und Gut dem Feinde verfallen wollten.

Wie in allen größern Städten Deutschlands waren auch in München alle waffenfähigen Männer zur Vertheidigung der Stadt, ihrer bürgerlichen Rechte und Freiheiten verpflichtet: das war der Stadt Heerbann. Die Gesellen schlossen sich kraft des Zunftverbandes an ihre Meister an und kämpften mit ihnen; welcher Bürger nicht mehr ausziehen — reisen — konnte, mußte seine Leistung in Geld thun. Nach den vier Vierteln der Stadt war die Bürgerwehr in vier Abtheilungen getheilt, jeder stand ein Hauptmann vor, die Berittenen bildeten eine eigene Abtheilung. Uebungen im Schießen waren häufig mit der Armbrust und später mit dem Feuergewehr und die Münchener Schützen ehemals und jetzt zu allen großen feierlichen Schießen geladen und berühmte Meister in dieser Kunst. Das bürgerliche Zeughaus war mit allen Arten von Waffen reichlich versehen. Die Bürger Münchens hatten das Vorrecht, stets an der Seite der Herzöge zu kämpfen und deren Leibwache zu bilden und sie stritten in mancher Schlacht den Rittern gleich. Zum gemeinsamen Schutz verband sich München öfter mit den benachbarten Städten.

Gericht und Sitte.

Da alles Gericht der Stadt überlassen war, so durfte sie richten über alle Verbrecher, und nur über drei Fälle — Mord, Raub und Nothzucht — mußte das Urtheil dem Herzoge eingesandt werden. Zur Pflege des Gerichtes stellte die Stadt einen eigenen Richter auf, der aber nach der Vorschrift des Kaisers Ludwig IV. nicht aus der Mitte der Bürger gewählt werden durfte; derselbe hatte die Verhandlungen zu leiten, die Entscheidung geschah durch den Rath, dessen Mitglieder das Geschwornengericht bildeten. Alles Gericht war öffentlich und schnell, man fütterte die Verbrecher nicht Jahrelang auf Kosten der Stadt, und als im Jahre 1431 die

Verpflegungskosten eines Buben verrechnet wurden, welcher wegen Messerzückens zur Haft kam und wahrscheinlich zu lange eingesperrt war, heißt es: der Rath hatte eine Weile im Sinn, wie der Richter das Geld selber zahlen sollte. Da kam er vor einen Rath und erwies mit süßen Worten, daß die Stadt das Geld zahlte.

Dem abligen Gatten bewilligten die Gesetze, seine ehebrecherische Gattin mit Vorwissen des Landesfürsten in ein Burgverließ lebenslänglich einmauern zu lassen. Der ablige Ehebrecher zahlte nach Kräften seines Vermögens 100 oder 50 Pfund zum Besten armer Kirchen; der Ehebruch eines Mannes aus der niedern Volksclasse wurde gestraft mit monatlangem Gefängniß bei Wasser und Brot und öffentlicher Ausstellung vor der Pfarrkirche an drei Sonntagen, wobei der Schuldige eine brennende Kerze halten mußte.

Wie heilig das Hausrecht und die innere Sicherheit gehalten wurde, zeigt ein Fall: ein Bauer kam bloß deshalb in's Gefängniß, weil er zweien Bürgern hinten in die Häuser „hellicht gelugt hat."

Die im Laufe der Zeiten immer mehr anwachsende Volksmenge, der Durchzug und Aufenthalt der Fremden in München löste allmälig die strenge Sitte der Ahnen und es entstand ein allgemeines Frauenhaus, darin viel Unfug verübt wurde. Ungeachtet den Gesellen der häufige Besuch desselben verboten war, entstand doch noch ein zweites und die Klagen über Unsittlichkeit mehrten sich. Der Herzog Albrecht V. (1550—1579) hob sie zwar auf, doch bestanden sie noch im Geheimen fort, Wilhelm V. (1579—1597) ließ sie endlich schließen, stattete die Reuigen aus, daß sie heirathen konnten, oder ließ sie in Klöstern unterbringen.

Am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts mußte München einen überraschenden Anblick gewähren, wie die Stadt auf der Hochebene dem Wanderer mit den vielen Thürmen entgegenblickte. Um die alte innere Stadt mit ihren Thoren und Thürmen und der Ringmauer hatte sich die neue Stadt gelagert und rings um diese waren zweifache Mauern mit Thürmen, diese und die Mauern selbst bemalt. Viele Häuser waren mit Frescobildern geschmückt, wie man jetzt noch an manchen derselben erkennt.

Alle Arten Gewerbe waren eingebürgert, die Künstler, zu den Handwerkern gezählt, mußten zünftig werden und Keiner sollte als Meister aufgenommen werden, er hatte denn zuvor sein Meisterstück gemacht. Es war aber vorgeschrieben: „Ein Maler soll machen ein Mariabild, daß die Feldung planirt sei von seinem Gold und darein puncirt. Ein Schnitzer soll ein Mariabild schneiden und ein Glaser auch ein Mariabild von gefärbtem Glas machen, und das soll Jeder bringen vor den Rath und die Führer des Handwerks sollen auch mit vor den Rath kommen und da erkennen lassen, ob er Meister sein möge oder nicht."

Wie in allen größern Städten wurde auch in München bei dem Ausgange des Mittelalters eine Kleiderordnung gegeben, um dem steigenden Luxus Einhalt zu thun. Wie groß der Reichthum und die Liebe zum Aufwand gewesen seien, zeigt die Vorschrift, daß nur zwölf Frauen der nächsten Verwandtschaft das neugeborene Kind zur Taufe tragen und nur höchstens zehn Männer mit dem so beglückten Vater zum Weintrunke gehen sollten.

Daß früher in München viel mehr Wein als Bier getrunken wurde, erhellt wohl aus der Angabe, daß um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts neunzig Weinwirthe in der Stadt waren.

Die Reformation fand anfangs in Baiern und in München, zumal unter dem Adel, viele Freunde, es gelang aber den Herzögen, durch strenge Gebote und deren eben so strenge Handhabung, dieselbe fernzuhalten, indem sie die von der alten Kirche Abgefallenen durch sanfte oder strenge Mittel zurückführten und selbst Strafen an Gütern, Leib und Leben anwendeten. Zwar wanderten viele wohlhabende Bürger nach Augsburg aus und die Adligen suchten ihre Forderungen in Hinsicht auf Religion mit Gewalt durchzusetzen, aber der wachsame Herzog Albrecht V. löste ihre Verbindung auf und zwang sie zur Unterwerfung unter seinen Willen. Die katholische Religion blieb in München wie in ganz Baiern erhalten und das Land entging den Gräueln des Bauernkrieges und blühte fort, bis der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken kam und insbesondere auch München heimsuchte.

München während des dreißigjährigen Krieges.

Unter dem Herzoge Maximilian I. und seit 1623 war München der Mittelpunkt der Bestrebungen, ganz Deutschland wieder zur katholischen Religion zurückzuführen; von hier aus schritt das Heer der Liga siegreich durch Böhmen nach Norddeutschland, bis durch Gustav Adolf eine unerwartete Wendung für die gebeugten Protestanten kam. Da mußte denn München, das vergebens mit starken Festungswerken umgeben war, auch am meisten fürchten. Es mußte den Schwedenkönig in seine Mauern aufnehmen und die Bürger waren gezwungen, eine große Lösesumme für die Schonung ihrer Stadt vor Brand und Plünderung zu zahlen, und da sie dieselbe trotz

aller Anstrengung nicht ganz aufbringen konnten, denn der Adel hatte sich in das Salzburgische geflüchtet, Geißeln zu stellen, die Gustav Adolf bei seinem Abzuge nach Augsburg mit sich führte. Außerdem wanderten manche Schätze aus der Kunst- und Schatzkammer und der Büchersammlung mit den Schweden fort.

Auch nach der Abreise des Königs blieb München noch eine Zeit lang von den Schweden besetzt, dann lagerten sich die Kaiserlichen ein und die Stadt litt von Freund und Feind, und ringsumher waren die Felder bedeckt mit Leichen von Menschen und Thieren, die Dörfer verbrannt, die Gegend weit umher verödet. Zu all' diesen Uebeln kam eine furchtbare Theuerung, und im Jahre 1634 die Pest: denn bei der Annäherung des Feindes floh der aller Unbill preisgegebene Landmann mit seiner Familie und seinem Vieh in die Stadt, hier Schutz und Rettung suchend, und freudig öffnete München den Flüchtigen die Thore und Alles wetteiferte, die Unglücklichen zu unterstützen, und man bedachte nicht, daß durch die Tausende neuer Ankömmlinge Hungersnoth und Krankheiten entstehen müßten. Die eigentliche Pest zeigte sich zuerst, als spanisches Kriegsvolk in die Stadt gelegt wurde, zum Schutz gegen die Heerschaaren des Herzogs Bernhard von Weimar, der in Baiern eingefallen war. Und es sollen vom September 1634 bis September 1635 an fünfzehn Tausend Menschen gestorben sein und man mußte den Todtengräbern zwanzig Tagelöhner beigeben, um die nöthigen Gruben zu graben, in deren jede über 900 Leichen gelegt wurden.

Als nach unsäglichem Jammer das Ende des Krieges kam, sah München seinen Handel zerstört, die meisten und grade die vorzüglichsten bürgerlichen Gewerbe lagen danieder, es hatten gänzlich aufgehört die Gewerbe der Sammetweber, Kunstfärber, Messingarbeiter und Saitenmacher; von achtzehn Bortenmachern arbeiteten nur noch sieben, von zehn Deckenmachern noch drei, von siebenundzwanzig Steinmetzen noch drei.

Nach dem Kriege.

Allmälig blühte das Land und München im Frieden wieder auf und ward durch seine kunstliebenden Herzöge mit herrlichen Gebäuden und Kirchen geschmückt. Ferdinand Maria, mit dessen Gemahlin Adelheide, einer Prinzessin von Savoyen, mehrere adlige Familien nach München kamen, ließ ein eigenes Gebäude zur Aufführung italienischer Opern erbauen, 1662, von ihm stammt die erste Anlage des Lustschlosses Nymphenburg.

Der ritterliche Kurfürst Max Emanuel, der das von den Türken hartbedrängte Wien entsetzen half und dann seine Baiern nach Ungarn führte, wo er sich in allen Schlachten, insbesondere bei Belgrad, auszeichnete, dessen Wälle er an der Spitze seiner Baiern zuerst erstieg, hatte nur wenig Friedensjahre, aber selbst während dieser stiegen durch ihn glänzende Bauten empor. Das Schloß Schleißheim, aus öder Gegend wie ein Zauberpalast mit den herrlichsten Kunstwerken aufragend, stammt von ihm her; er wollte dasselbe mit Nymphenburg und beide mit München durch Canäle verbinden, die er durch gefangene Türken graben ließ. Der spanische Erbfolgekrieg unterbrach dies Werk. Baiern mit München seufzte Jahrelang unter Oesterreichs Gewaltherrschaft, das Geschlecht der Wittelsbacher schien für immer aus dem väterlichen Erbe verdrängt. Da flammte die Treue des baierischen Landvolkes auf und es stürzte sich wie ein Gewittersturm auf die Feinde. Der Verrath vereitelte das große Unternehmen. Die Sendlinger Mordweihnachten aber, in welcher der Heldenmuth der Oberländer durch Verrath geknickt wurde, strahlt wie ein heller Stern in der baierischen Geschichte. Was litt München, bis es seinen Kurfürsten wieder innerhalb seiner Mauern als seinen Herrn begrüßen durfte! Was litt es wenige Jahrzehnte später, da es im österreichischen Erbfolgekriege von Neuem in Oesterreichs Gewalt fiel!

Dann kamen Jahre des Friedens und der Entwicklung eines schönen geistigen Lebens, unter dem Kurfürsten Max Joseph III., dem Gründer der Akademie der Wissenschaften, dem Vater seines Volkes, als welchen er sich besonders während der theuern Jahre 1770 und 1771 zeigte. Auf die schöne Morgenröthe folgte unter Karl Theodor, der draußen in der Pfalz am Rhein als kunstsinniger Fürst gewaltet hatte, kein Tag, sondern Baiern sank wieder zurück. Doch verdankt ihm München manche schöne Einrichtung, von ihm stammt die schöne Anlage des englischen Gartens durch den Grafen Rumford, die Oeffnung der Neuhauser Gasse vermittelst eines neuen — des Karlsthores — dessen Thürme erst im verflossenen Jahre durch eine Pulverexplosion stark beschädigt und deshalb abgebrochen wurden. Karl Theodor's Erklärung: „München ist keine Festung," ward Veranlassung, daß die Mauern um die Stadt allmälig sanken und daß mit der Regierung des Kurfürsten und nachmaligen Königs Max I. die Periode der Neugestaltung Baierns und Münchens beginnt.

Bilder aus dem Leben der Hindus.

Von

Alexander Ott.

Einleitung. — Bekehrung eines Brahminen zum Christenthum. — Der Tempel des Vischnu und Schewa. — Mythologie der beiden Götzen.

Es ist leider eine unleugbare Wahrheit, daß die Bestimmung des menschlichen Geistes, in Allem nur sich zu finden und zur höchsten Entwicklungsstufe seines Ichs zu gelangen, sehr oft verfehlt wird, indem der Fanatismus Millionen von Menschen mit fluchwürdigen Banden gefesselt hält, und ihnen die Pforten der Erkenntniß verschließt.

Keine Religion bewegt sich in solchen Extravaganzen und spricht dem reflectirenden Bewußtsein des Menschen solchen Hohn wie die der Hindus, welche mit den Zauberketten geheimnißvoller Gaukeleien die unwissende Menge gefesselt hält, um das Feuer des Fanatismus anzuschüren und Millionen von Menschen in den schrecklichen Kerkern einer geistigen Finsterniß schmachten zu lassen. Deshalb wird auch von der feilen, verderbten Priesterschaft, durch deren raffinirte Gaunerei das Ansehen eines religiösen Hirngespinstes während eines Zeitraumes von mehr als 3000 Jahren erhalten worden, der Uebertritt zum Christenthum furchtbar geahndet. Wer das Joch des Brahminenthums abzuschütteln und ein Christ zu werden gedenkt, muß einen hohen Grad von Seelengröße besitzen, um allen Annehmlichkeiten und Genüssen des Lebens, auf welche der Hindu Ansprüche macht, zu entsagen; denn sobald als sein Abfall ruchbar geworden, sind alle Familien- und Freundschaftsbande aufgelöst, seine Angehörigen betrachten ihn, als habe er die Pforten des Todes überschritten, sein Name gehört der Vergessenheit an, indeß der Unglückliche als ein Geächteter ohne Obdach und Schutz umherirrend, jeder Gefahr preisgegeben ist, bis er entweder eines geheimnißvollen Todes stirbt oder ein glücklicher Zufall ihn den Fallstricken seiner Feinde entzieht.

Als ein theilweiser Beleg des Obigen diene die Erzählung folgender Thatsachen, die sich während meines Aufenthaltes in Ostindien zutrugen.

Als ich im Jahre 1850 mit einem Freunde den berühmten Tempel von Khundoba in Jejury, den ich am Ende dieser Skizze ausführlich beschreiben werde, besuchte, wohnte ich der Taufe eines Eingeborenen von seltenen Eigenschaften des Geistes und des Herzens bei, und da seine interessante Bekehrungsgeschichte dem Leser ein anschauliches Bild von dem Charakter der Hindus geben wird, so will ich dieselbe, wie ich sie in mein Tagebuch aufgezeichnet, hier mittheilen.

Ein junger Mann, der zur vornehmsten Classe des Brahminenthums gehörte, besuchte mehrere Jahre lang eine jener Bildungsanstalten in Bengalen, welche von Seiten der englischen Regierung zum Wohle der eingeborenen Bevölkerung eröffnet worden sind. Obgleich nun nach einer weisen Politik eine jede Einmischung der Europäer in die verschiedenen religiösen Verhältnisse des Landes vermieden wird, und deshalb auch der christliche Religionsunterricht aus solchen Schulen ganz ausgeschlossen ist, kommt es doch vor, daß gebildete Einwohner durch längern Umgang mit Missionären und Lectüre der Bibel, die sich gewöhnlich in der Bibliothek einer jeden Anstalt vorfindet, einen Drang nach einer Erkenntniß der göttlichen Wahrheit des Evangeliums in sich fühlen und jede Gelegenheit wahrnehmen, um sich mit den wichtigsten Punkten des Christenthums bekannt zu machen. Dies war der Fall bei dem jungen Brahminen, der, wie er selbst in seiner bilderreichen Sprache erklärte, einen großen Durst hatte, aus dem Born des ewigen Lebens zu trinken. Der Samen des göttlichen Lichts, welcher auf diese Weise in seine reine Seele gepflanzt worden, fing endlich an zu keimen und trug nach einiger Zeit die herrliche Frucht der Erkenntniß der Wahrheit. Als der Brahmine den Wunsch zu erkennen gab, sich taufen zu lassen, schilderten ihm die Missionäre in den grellsten Farben die schrecklichen Folgen eines so wichtigen Schrittes und ersuchten ihn, die Sache wohl zu erwägen, weil ein Rücktritt unmöglich sein würde. „Haben Sie auch bedacht,“ fragte einer seiner Lehrer, „daß Sie für das Christenthum Alles, vielleicht sogar Ihr Leben hingeben müssen?“ „Ganz gewiß,“ war die Antwort, „doch die innige Ueberzeugung, den wahren Weg des Heils gefunden zu haben, verleiht mir den Muth, Alles auf dem Altar meines Gottes zu opfern.“

Nachdem sich die Missionäre von dem unerschütterlichen Entschlusse des jungen Mannes überzeugt, luden sie seine Eltern und nahen Verwandten ein, ihn zu besuchen und sich selbst von seiner Gesinnung in Kenntniß zu setzen. Dies geschah in der wohlweislichen Absicht, etwaigen Gerüchten, als ob Ueberredungskünste oder andere unerlaubte Mittel angewandt worden wären, vorzubeugen. Den folgenden Tag stellten sich demgemäß die Angehörigen des jungen Brahminen in dem Hause der Missionäre, wohin er sich geflüchtet, ein, und nun fanden Scenen statt, welche nur die kühnste Phantasie sich auszumalen

vermag. Die Mutter, in Thränen gebadet, ein Bild des tiefsten Grames, fiel den Lehrern zu Füßen und beschwor sie, ihrem geliebten Sohn von seinem entsetzlichen Vorhaben abzureden. Der Vater und die übrigen Angehörigen saßen während dessen nach orientalischer Sitte auf Matten, welche auf den Boden ausgebreitet waren, und hatten mit dem Ausdrucke der größten Angst, ein wildes Feuer in ihren Augen leuchtend, die Hände auf der Brust übereinandergelegt, ihre Blicke starr auf die Missionäre geheftet. Bisweilen brachen sie alle in ein lautes Wehklagen aus, wobei sie als eine Art Gebetsformel die Namen der verschiedenen Hauptgottheiten aussprachen und jedesmal eine Perle von einer Schnur, welche sie in der rechten Hand hielten, losmachten, um auf diese Weise die Zahl der Gebete zu bestimmen. Zuletzt sank die Mutter, einen Schrei der Verzweiflung ausstoßend, ganz erschöpft zu Boden. Der Vater und die übrigen Angehörigen erhoben sich hierauf und suchten zuerst durch alle nur möglichen Beweisgründe einer schlauen, den Asiaten eigenthümlichen Casuistik den Glauben des jungen Mannes an das Christenthum zu erschüttern, indem sie das Alter des Brahminenthums, die mit dem Aufgeben der Kaste verbundene Schande der ganzen Familie, den Verlust des Eigenthums und das Ausstoßen aus der Hindu-Gesellschaft mit der ergreifenden Beredtsamkeit des Fanatismus schilderten. Als dies fruchtlos blieb, bemühten sie sich durch die inständigsten Bitten, wie sie nur aus dem gefühlvollen Herzen eines nahen Verwandten kommen können und durch die glänzendsten Versprechungen, den jungen Mann von seinem Vorhaben abzubringen. Dieser, der die ungeheure Verstellungskunst seiner Landsleute kannte, blieb jedoch unerschütterlich und antwortete nur mit einem verächtlichen Lächeln. Da auch dieses Experiment fehlschlug, warfen die Fanatiker ihre Maske ab, und waren mit einem Male wie umgewandelt. Die Adern schwollen an ihren Schläfen an; die Nasenlöcher erweiterten sich; ihre Augen, welche von einem unheimlichen Feuer leuchteten, schienen aus ihren Höhlen zu treten; Schaum stand auf ihrem Munde und ein solcher Haß und Schrecken lagen auf ihren Gesichtern, daß sie aufgescheuchten reißenden Thieren glichen. Ein Sturm furchtbar tobender Leidenschaften drohte zum Ausbruch zu kommen. Nicht länger Herr ihrer selbst, griffen sie hastig nach ihren Dolchen und würden sich unfehlbar auf die Missionäre und ihren Zögling gestürzt haben, um sie dem Zorne des Kalee zu opfern, wenn nicht die in Bereitschaft gehaltene Polizeimannschaft eingeschritten wäre, der es nur mit Mühe gelang, diese Elenden einigermaßen in Schranken zu halten. Die anwesenden Europäer und das angebliche Opfer ihrer Verführung wurden nun mit den schrecklichsten Verwünschungen überschüttet und ihnen die gräßlichste Rache zugeschworen.

Nachdem die Fanatiker aus dem Zimmer entfernt worden, wünschten die Missionäre, die sich während der eben erwähnten Scene ganz passiv verhalten, von ihrem Zöglinge eine letzte Erklärung, welche er mit den folgenden Worten gab: „Ich bin fest entschlossen, meinen Vorsatz auszuführen, warum soll ich noch fernern Prüfungen unterworfen werden? Ich liebe meine Verwandten sehr, jedoch muß ich dem Zuge meines Herzens folgen und meinem Gotte dienen.“

Die Taufe wurde nun auf den folgenden Abend festgesetzt. Zur bestimmten Stunde hatte sich in der Capelle der Station eine ziemlich zahlreiche Versammlung eingeborener und europäischer Christen eingefunden, um Zeuge der Handlung zu sein. Vor der Canzel stand der Täufling in ein schneeweißes Musselin-Gewand eingehüllt, das nach orientalischer Sitte in anmuthigen Falten um seinen schlanken Körper geschlagen war. Er erklärte öffentlich, daß freier Wille und die innige Ueberzeugung, den wahren Weg des Heils gefunden zu haben, ihn bestimmt hätten, Alles, was ihm werth und theuer gewesen, aufzugeben. Zum Schlusse wurden noch die folgenden Fragen an ihn gestellt:

„Sind Sie willens, die Vedas, Purans und den Götzendienst aufzugeben?“

„Ja, denn Götzen sind nur Holz, Lehm und bisweilen Stroh.“

„Wollen Sie die Bibel als Ihren Wegweiser durch's Leben annehmen?“

„Ja!“

„Lieben Sie noch Ihre Freunde?“

„Ja, jedoch sind sie nicht meine wahren Freunde, wenn sie mich vom Pfade des göttlichen Lichts abzulenken suchen.“

„Wollen Sie mir Ihre Poitas geben?“

„Ja, hier sind sie.“

Die Poitas, welche die Insignien des Brahminenthums bilden und mit deren Verlust auch der der Kaste verbunden ist, sind dünne, aus sechs baumwollenen Fäden bestehende Schnüre, welche lose über der linken Schulter und unter dem rechten Arme getragen werden. Die Investitur geschieht im Alter von sechs oder sieben Jahren und bildet eine wichtige, religiöse Ceremonie. Nachdem der junge Mann diese Insignien abgegeben hatte, wurde er getauft und confirmirt. So gefährlich war die fanatische Verfolgungssucht seiner Verwandten, daß zwei eingeborene Polizeibeamten ihn nach der Kirche und von da nach Hause begleiten mußten. Die Rachgier der Familie des jungen Mannes hatte sich jedoch

noch nicht gelegt, denn am folgenden Tage wurde der Missionär, welcher die Taufhandlung vollzogen, unter Anklage der Entführung vor Gericht geladen. Die Kläger erschienen, wie gewöhnlich, mit vielen Zeugen, um alles auf die Proceßsache Bezügliche zu bestätigen, und brachten auch zugleich zum Beweise der Minderjährigkeit des Täuflings das Horoskop mit, welches jedoch den Stempel einer so augenscheinlichen Fälschung trug, daß es der Richter verwarf, indem er bemerkte, das Document sähe zu rein aus, um 17 Jahre, wie angegeben wurde, gelegen zu haben. Zum Verständniß des Lesers will ich bemerken, daß bei den Hindus das sogenannte Horoskop- oder Nativitätsstellen zur Ermittelung des Alters von Personen ein alter Gebrauch ist. Ist die Fälschung eines amtlichen Documentes entdeckt, so lächelt der Hindu ruhig, macht einen Salaam und versucht etwas Anderes — er schämt sich nicht einer ehrlosen Handlung, noch wird er darüber verlegen. Hier in diesem Falle hatte jedoch der Ausspruch des Richters das Gute, daß kein weiterer Gegenbeweis angeführt und die Klage niedergeschlagen wurde. Es stellte sich alsdann heraus, daß der junge Mann majorenn war, nach seinem freien Willen gehandelt hatte und demnach hingehen konnte, wo es ihm beliebte. Die Verwandten traten ab, offenbar zufrieden, daß sie Alles gethan hatten, was in ihren Kräften stand, und der junge Christ ging mit den Missionären nach Hause.

Der Ausgang dieses und ähnlicher Processe hat die Eingeborenen ungemein entmuthigt; sie sehen jetzt ein, daß sie ihren Kindern den Uebertritt zum Christenthum nicht wehren können, und daß die neu Bekehrten unter dem Schutze der Gesetze stehen. Einige der Hindus sprachen sich während des Verhörs dahin aus, daß in Kurzem Alle zum Christenthum übergehen würden, und ein alter Brahmine sagte, „nach unserm Tode werden unsere Kinder den Götzendienst aufgeben.“ Ich muß noch erwähnen, daß der junge Christ ein Holdar war. Die Bedeutung dieses Wortes ist die folgende:

Vor ungefähr 200 Jahren baute der Brahmine Holdar die berühmte Pagode zu Kalee Ghant, welche ich in meinem ersten Artikel (Band V, S. 273) als den Ort erwähnte, wo die abscheulichen Ceremonien des Churruck Pooja anfangen. Seine Nachkommen sind seit jener Zeit zu den vielen und oft sehr werthvollen Opfergaben, die täglich in den Tempel gebracht werden, berechtigt gewesen. Die priesterlichen Functionen werden von den Holdaren abwechselnd verrichtet. Einige haben das Recht, mehrere Tage im Jahre, einige nur einige Stunden, andere nur einige Minuten im Tempel zu fungiren, je nachdem sich die Nachkommen der ursprünglichen Familie vermehrt haben. Dieser junge Mann hatte ein Recht auf zehn sogenannte Tempeltage, sein Einkommen wäre mithin sehr beträchtlich gewesen. Mit dem Uebertritt zum Christenthume hören alle diese Privilegien auf und sogar das vor einigen Jahren erlassene Gesetz, welches einem abtrünnigen Hindu sein Erbtheil sichert, schützt ihn nicht in diesem Falle. Der Leser wird vielleicht denken, daß jene Holdars, die nur auf einige Minuten den Dienst im Tempel versehen, nicht viel dabei zu ihrem Lebensunterhalte verdienen können, dem ist jedoch nicht so, wie ich jetzt beweisen will.

Wenn z. B. ein reicher Rajah dem Kalee 20000 Rupees (1 Rupee hat ungefähr den Werth von 18 Silbergroschen Preußisch) zu opfern gedenkt, so zieht er erst den Gooroo oder Hauspriester zu Rathe, der dabei immer sein Interesse und das seiner Freunde im Auge hat. Da sich unter den dienstthuenden Brahminen gewöhnlich ein Bekannter des Gooroo befindet, wird die Sache so eingerichtet, daß nach der Constellation der Sterne eine bestimmte Minute als die günstigste für die Darbringung des Opfers erklärt wird. Der fromme Pilger kommt alsdann mit dem Opfergelde grade in jener Minute in den Tempel, um die Taschen der verschmitzten, heuchlerischen Priester zu füllen.

Den Tag nach der oben erwähnten Taufe des jungen Brahminen besuchte ich in Begleitung eines Freundes den berühmten Tempel von Khundoba, der eine Incarnation Schewa's sein soll. Die prächtigen und malerischen Kuppeln dieses großen, dem Götzendienste geweihten Gebäudes erhoben sich stolz hinter einem lieblichen Palmenhaine. Wir befanden uns jetzt an den Pforten eines der merkwürdigsten und schönsten Denkmale des Fanatismus, wo das Brahminenthum entweder mit den Zaubertönen der Verführung oder der Donnerstimme einer entsetzlichen Tyrannei dem schwachen, unwissenden Hindupilger entgegentritt; wo die Vernunft der rohen Gewalt unterliegt und der verführerische Nimbus geheimnißvoller Gaukeleien und Orgien dem Gewissen des Andächtigen einen Schleier vorhält, um die feile, entartete Priesterschaft im Rosengewande der Unschuld erscheinen zu lassen; wo die Brahminen Ketten geschmiedet haben, die bis jetzt noch von keiner Macht zerbrochen worden sind. Auch ist dies leicht begreiflich. Obgleich es die Pflicht der Priester ist, zu erleuchten, so mystificiren sie doch Alles; anstatt zu erheben, suchen sie zu erniedrigen; von ihnen erwartet der arme Hindu Licht und erhält dafür Finsterniß; anstatt den Menschen auf der Stufenleiter der Bildung dem großen Weltgeiste näher zu bringen,

machen sie ihn zum unvernünftigen Thiere. Auf eine solche raffinirte Weise wird die Masse des Volkes in Knechtschaft erhalten, und zwar nicht nur in der Knechtschaft des Körpers, sondern der des Geistes, welche das Licht der Vernunft verdunkelt und den Menschen zum bloßen Träger eines rohen Naturtriebes macht.

Unter solchen Betrachtungen betraten wir die Pforten des Aberglaubens und befanden uns nun in dem Khundoba geweihten Tempel. Schewa soll hier eine Menschengestalt unter dem Namen Khundoba angenommen haben und nachdem er den Zweck dieser Incarnation erreicht, von der Spitze eines nahe liegenden Hügels gen Himmel gefahren sein. Deshalb wurde diese Stätte dem Volke besonders heilig und dem Gotte zu Ehren ein Tempel auf derselben erbaut. Das Gebäude ist von schönem Stein und hat ein majestätisches Ansehen. Zu dem Tempel gehören 250 Bajaderen oder Tänzerinnen. Von dem Reichthum desselben kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß die Unterhaltungskosten des Götzen, dem prächtige Pferde und Elephanten gehalten werden, jährlich 40,000 Thlr. preußisch betragen. Das Götzenbild selbst wird mit seiner Frau oder Geliebten täglich in Rosen- und Gangeswasser gebadet, obgleich das letztere mehr als tausend Meilen weit herbeigeschafft werden muß. Die Einkünfte des Tempels sollen in frühern Zeiten weit bedeutender gewesen sein als jetzt, was wohl von der allmäligen Abnahme seiner Popularität herrühren mag. Jedoch wird der Götzendienst hierselbst immer noch mit großer Pracht abgehalten.

Aus einem kleinen Vorgemach des Tempels gelangten wir in einen großen Marmorsaal, auf dessen Plafond und Wänden die verschiedenen Awatars oder Verwandlungen des Schewa, bildlich dargestellt waren. In der Nähe des Haupteingangs stand die Bildsäule des Vischnu mit vier Armen, in der einen Hand eine Schlachtkeule, in der andern eine Muschel, in der dritten die seltsame Waffe Chuckra und in der vierten eine Wasserlilie haltend. Im Hintergrunde auf einem großen Gemälde, welches, wie es schien, einem Vorhange glich, war Vischnu auf den Gewässern der Sündfluth schlafend dargestellt, eine Wasserlilie wuchs aus seinem Nabel und aus dieser Blume wurde Brahma erzeugt, der in der Gestalt des Narayan eben die Welt erschuf. Zwei Bildsäulen niedriger Gottheiten, von denen die eine Gunesch mit einem Elephantenkopfe auf einem Menschenkopfe und die andere Hunnuman in der Gestalt eines Affen darstellte, standen auf beiden Seiten des Saales. In der Mitte der Halle unter einem Thronhimmel von polirtem Marmor war der Sitz für den Pundit oder pontifex maximus, um denselben bildete eine Anzahl mystischer Figuren einen Kreis als ein mythologisches Symbol des ewigen, Alles erschaffenden Brahm. In Bezug auf die im Tempel dienstthuenden Bajaderen diene die folgende Erklärung. Die Tänzerinnen sind Mädchen, die von ihren Eltern dem Gotte geweiht worden, um ein besonderes Gelübde zu erfüllen, oder weil sie ihre Töchter nicht gut verheirathen konnten. Bisweilen kommt jedoch der Fall vor, daß Kinder zu diesem besondern Tempeldienst angekauft werden. In einem bestimmten Alter wird das unglückliche Mädchen in den Tempel gebracht und nach dem obscönen Ritus des Brahminenthums dem Gotte als ein Opfer geweiht, wobei es dem Götzen feierlich angetraut wird, und dies ist die einzige, eheliche Verbindung, die es je eingeht. Natürlich ist dieser Trauungsact nur der Anfang eines lasterhaften Lebens, welches von dem unwissenden, bedauernswerthen Opfer ohne Furcht vor Sünde und Schande geführt wird, und worüber sich dessen Verwandten nur freuen, indem sie stolz darauf sind, dem Götzen einen besondern Dienst geleistet zu haben. Einige dieser Bajaderen sind stets im Tempel beschäftigt, wo sie bei den schändlichen Ceremonien des Götzendienstes assistiren. Diejenigen, die sich ihren Lebensunterhalt auf eine andere Weise verdienen können, wohnen im Dorfe in der Nähe des Tempels. Die meisten Tänzerinnen sind jedoch über das ganze Land zerstreut und besuchen den Götzen nur bei Gelegenheit großer Festlichkeiten. Die Zahl dieser unglücklichen Geschöpfe, die so gewissermaßen mit Gewalt der Prostitution und dem Elend, ohne Aussicht auf eine bessere Lage in diesem Leben, zugeführt werden, ist sehr groß und sie tragen auch nicht wenig zur Entsittlichung des Volkes bei.

Zum Verständniß des Lesers wollen wir jetzt ein wenig in die Geschichte der merkwürdigen Metamorphosen Vischnu's und Schewa's, die eine der interessantesten und wunderbarsten Episoden der Hindu-Mythologie und Theologie bildet, eingehen.

In der ursprünglichen Poesie der Hindus lag etwas ungemein Phantastisches und Extravagantes. Die Hindus sind stets geneigt gewesen, die seltsamsten, unwahrscheinlichsten und unvernünftigsten Dinge für wahr anzunehmen. Diese eigenthümliche Tendenz ihres Geistes von dem Wege der Empirie und der reinen Vernunft abzuweichen und auf den Flügeln der Phantasie das Gebiet des Uebernatürlichen zu betreten, zeigt sich augenscheinlich in ihren Werken über die Erschaffung der Welt, über Astromonie, Geographie u. s. w. Die Geschichte aller ihrer Helden hat das

Gepräge des Wunderbaren und Unwahrscheinlichen. Die Schilderung solcher Charaktere war dem Geiste und Geschmacke der Hindus angemessen, und schmeichelte dem Stolze der Könige und Fürsten, von deren Gunst die Dichter abhingen. Daher kam es auch, daß die Hindus die wunderbaren Berichte über ihre Helden nicht als Dichtungen und Schmeicheleien ihrer Autoren ansahen, sondern dieselben für wahr hielten, und da solche außerordentliche Handlungen, wie sie in den alten Werken geschildert werden, von übermenschlicher Macht ausgehen mußten, so hielten sie ihre Helden für Götter oder für Incarnationen eines Gottes. Sobald dies in Bezug auf einen Punkt angenommen und geglaubt wurde, war es leicht und natürlich, ihre besondere Auffassung des Wunderbaren auch auf andere Theile ihrer frühesten Geschichte auszudehnen. Auf diese Weise wurden die Sagen eines Heldengedichts für geschichtliche Thatsachen gehalten und die darin vorkommenden Personen zu Gottheiten in angenommener Menschengestalt, die den Namen Awatars führen, erhoben, um die ihnen zugeschriebenen wunderbaren Dinge zu erklären. Diese eigenthümliche Auffassung der Hindu-Sagen und Traditionen beschränkte sich nicht nur auf Handlungen von Menschen, sondern bezog sich auch auf die höherer Wesen. Die mystischen Ideen des Pantheismus, daß die Gottheit der Alles umfassende, allbelebende Geist des Universums ist, daß die Seele des Menschen nur eine modificirte Existenz des unendlichen mit der Materie in Menschengestalt verbundenen Geistes bildet und nach dem Tode in verschiedenen Thiergestalten fortlebt, — diese Vorstellungen von der Gottheit machten es dem Hindu leicht, gewisse Wirkungen der Macht irgend eines göttlichen Wesens zuzuschreiben. Daher ereigneten sich auch einige der Awatars in der Gestalt von wilden Thieren, und eine sogar in der Gestalt eines Fisches und in solchen Incarnationen oder Manifestationen sah der Hindu Nichts, was nicht den Eigenschaften und dem Charakter ihrer Gottheiten angemessen war.

Die erste Incarnation Vischnu's heißt Matsa-Awatar oder Fischincarnation, in welcher er die Gestalt eines Fisches angenommen und die Vedas, welche ein böser Geist entwendet und in der See verborgen hatte, wiedergefunden haben soll.

Die zweite Incarnation heißt Buraha-Awatar. Ein böser Geist von ungeheurer Größe machte sich ein Vergnügen daraus, die Erde zu quälen, rollte sie zuletzt in eine gestaltlose Masse zusammen und stürzte sich mit ihr in einen fürchterlichen Abgrund. Als dies Vischnu sah, nahm er die Gestalt eines Ebers von ungeheuerer Größe an, dessen Gebrüll dem Donner gleich kam und das Weltgebäude erschütterte. Er stürzte sich in die Tiefe des Meeres, fand die Erde auf dem Grunde desselben, brachte sie auf seinen Fangzähnen herauf und stellte ihre frühere Gestalt wieder her.

Die dritte Incarnation heißt Kurma-Awatar, in welcher Vischnu die Gestalt einer Schildkröte annahm. Die besondern Umstände dieser Awatar sind womöglich noch unvernünftiger und thörichter als die schon erwähnten Awatars.

Die vierte Incarnation heißt Nursu-Awatar. Ein gottloser, ungläubiger Mann verfolgte seinen Sohn und drohte ihm wegen seines Glaubens an Vischnu mit dem Tode. Nach einem heftigen Streite fragte der Vater seinen Sohn, indem er die angebliche Macht und Allgegenwart Vischnu's verspottete, ob der Gott in einer Säule, die vor ihnen stand, wäre, und zugleich schlug er auf die Säule mit einem Stocke. In jenem Augenblick that sich die Säule auf und der Gott erschien in der Gestalt eines Mannes mit dem Kopf und den Klauen eines Löwen. Er ergriff sogleich den Gotteslästerer und verschlang ihn. Darauf verschwand er und die Säule schloß sich wieder.

Die fünfte Incarnation heißt Waman-Awatar und bestand darin, daß Vischnu die Gestalt eines Zwergbrahminen annahm, um einen König, der den Hindugöttern großen Kummer verursachte, zu hintergehen und zu tödten.

Die sechste Incarnation war die Awatar von Pursuram, in welcher ein Brahminenkrieger in einem blutigen Kriege zwischen den Brahminen und den Kschatryas oder der Kriegerkaste die letztere schlug und gänzlich vernichtete.

Die siebente Verwandlung heißt Awatar-Rama oder Ramchundra, in welcher Vischnu als ein berühmter König erschien, dessen Leben und Thaten in dem epischen Gedichte Ramayan besungen worden sind.

Die achte Incarnation heißt gewöhnlich Krischna, worin Vischnu als eine ewige große Gottheit erscheint, die in allgemeiner Verehrung steht.

Die neunte Verwandlung fand statt in der Person des Budh, der eine falsche Religion lehrte. Man sagt, daß Vischnu diese Gestalt annahm, um die Feinde der Götter zu täuschen. Das Merkwürdigste bei dieser Metamorphose ist der Umstand, daß, obgleich Budh für eine Incarnation des Vischnu angesehen wird, doch seine Lehren und Anhänger ungemein verfolgt werden.

Die zehnte Verwandlung, in welcher Vischnu auf einem weißen Pferde mit einem blitzenden Schwerte erscheinen wird, um die schlechten

und unverbesserlichen Menschen niederzumetzeln, soll noch vor sich gehen.

Da keiner von den Hindugöttern mehr verehrt wird, als Krischna, und er nicht nur eine Incarnation des Vischnu, sondern Vischnu, der große Schöpfer des Weltalls selbst sein soll, so dürften einige Bemerkungen über ihn wohl interessant sein. Er war der Sohn Vasudeva's und Deraki's, von der königlichen Familie Kousa. In seiner Jugend zeichnete er sich durch muthwillige, boshafte Streiche aus, welche an das Wunderbare grenzen würden, wenn sie nicht unglaublich, kindisch und thöricht wären. Als er zum Mannesalter herangereift war, so benutzte er seine übermenschliche Macht vorzüglich zu unerlaubten Liebeshändeln mit den Frauen der Gegend, wo er sich aufhielt. Die Hindus sagen, „da er ein göttliches Wesen war, so stand er unter keinem Menschengesetze, mithin konnte er mit den Frauen verfahren, wie es ihm beliebte, ohne daß die Ehemänner etwas einzuwenden wagten. Deshalb hatten auch die Frauen in Bezug auf ihren Umgang mit diesem Gotte gar keine moralische Verpflichtung gegen ihre Gatten oder Familien.“

Als dieses liebenswürdige, göttliche Wesen älter wurde, ließ er sich in Familienfehden ein. Er spielte eine Hauptrolle in den großen Kriegen zwischen den Yadus und Pandus, in welchen seine außerordentlichen Thaten sehr viel zum endlichen Siege der Letztern beitrugen. Nach vielen Abenteuern ließ er alle seine Kinder umbringen und wurde durch einen Pfeil getödtet. Von seinen Frauen ließen sich acht mit seinem Leichnam auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

Die Wohnung oder der Himmel Vischnu's heißt Vykunt und befindet sich auf dem Berge Sumeru. Nach den Purans hat er einen Umfang von 17,000 deutschen Meilen und besteht hauptsächlich aus Gold. Die Gebäude in diesem Paradiese sind aus Juwelen und andern kostbaren Steinen. Es gibt daselbst Gärten mit Blumen von unvergleichlicher Schönheit und dem größten Wohlgeruche. Vischnu erscheint daselbst glänzend wie die Sonne. Ihn umgeben die niedrigern Gottheiten, die Musiker und andere himmlische Wesen in ihren prächtigen Gewändern und singen feierliche Loblieder. In diesen Himmel hoffen die Anhänger Vischnu's zu kommen und seine Freuden und Herrlichkeiten zu genießen, bis ihre Handlungen ihre vollständige Belohnung erhalten haben; dann müssen sie zur Erde wieder zurückkehren, um noch einmal geboren zu werden.

Zum Schluß dieser Skizze will ich noch einige kurze Bemerkungen über den Gott Schewa machen. Dieser Gott, der oft der Würgengel genannt wird, nimmt die dritte Stelle in der Rangordnung der Hindugötter ein und wird auf verschiedene Weise beschrieben. Bisweilen hat er fünf Gesichter, drei Augen und vier Hände; bisweilen hat er einen Kopf, drei von Leidenschaften flammende Augen, zwei Hände, mit einem Horn in der einen Hand und eine Trommel in der andern. Er reitet gewöhnlich auf einem Stiere, seinen Körper mit Asche bedeckt. Der Ursprung seiner Verehrung unter dem Symbol des Schewa ist zu unästhetisch, um näher auf denselben einzugehen. Es genüge zu sagen, daß er ein Ideal von Häßlichkeit und Schändlichkeit ist und meistens seine göttliche Macht mißbraucht. Er kann etwa mit dem Priapus der Griechen verglichen werden, obgleich der Letztere bei Weitem nicht so cynisch ist, wie der Erstere. Als er im Begriffe stand, sich an Parvutta zu verheirathen, riefen seine Mutter und Nachbarn aus: „Ach! ach! dieses goldene Bild, dieses so schöne Mägdlein, welches der weibliche Juwel in den drei Welten ist, soll ein solches Subject zum Manne nehmen — einen alten Kerl mit drei Augen, ohne Zähne, der in das Fell eines Tigers gekleidet, mit Asche bedeckt ist und um seinen Leib Schlangen gewunden hat, der ein Halsband von Menschenbeinen trägt, einen Menschenschädel in seinen Händen hat, der die betäubendsten Gifte kaut und raucht und sich oft wie ein Toller benimmt.“

Wahrlich, ein bezauberndes Bild eines Bräutigams und ein herrliches Ideal eines anbetungswürdigen Wesens!

Schewa hat jedoch die Macht, schönere Gestalten anzunehmen, zieht es aber vor, in einem abschreckenden Aeußern zu erscheinen.

Einige von den heiligen Schriften, wie z. B. die Purans, scheinen nur zur Verherrlichung des Vischnu und Schewa geschrieben worden zu sein. Die Anhänger der beiden Götter sind der Meinung, daß ihren Götzen die größte Ehre zukomme, weil sie alle Eigenschaften göttlicher Wesen besäßen. Bisweilen gerathen jedoch die Anhänger des Vischnu mit denen des Schewa in Bezug auf die Frage in Streit, „wer wohl von den beiden Götzen der mächtigste und erhabenste sei.“ Die Anhänger des Vischnu halten ihren Götzen für den allerhöchsten Gott und den Schöpfer des Universums, und behaupten, daß Schewa nebst allen übrigen Göttern ihm unterthan ist. Die Anhänger Schewa's nennen ihren Götzen den Maha Dewa oder den großen Gott und betrachten Vischnu und die andern Götter mit Geringschätzung. Diese religiösen Streitigkeiten und Zänkereien nehmen bisweilen einen so ernsten Charakter an, daß die Regierung sich genöthigt sieht, einzuschreiten.

Zweite Abtheilung.

Die elektrischen Fische.

Von

Dr. W. Keferstein.

Quis non indomitam dirae Torpedinis artem
Audiit, et merito signatas nomine vires?
Claudian.

Erscheinungen, welche die Gebiete zweier Naturwissenschaften mit einander verknüpfen, sieht man mit Recht als doppelt bedeutungsvoll an, sind von jeher mit einem magischen Schimmer bedeckt gewesen, und ein Blick auf die Geschichte der sogenannten inductiven Wissenschaften lehrt, welche Früchte aus der Erkenntniß solcher Erscheinungen entsprossen sind. Schon aus diesem Grunde verdienen die elektrischen Fische, wie alle Elektricitätserscheinungen an belebten Wesen, eine ganz besondere Aufmerksamkeit, denn an ihnen kommt eine weit verbreitete Naturkraft zur Aeußerung, die in der Physik der todten Natur eine so hervorragende Stelle einnimmt.

„So wundervoll," sagt der geniale Physiker Michael Faraday, „die Gesetze der Erscheinungen der Elektricität sind, wenn sie sich in der todten Materie offenbaren, so kann doch das Interesse an denselben kaum einen Vergleich ertragen mit dem, welches sie erregen, wenn sie mit dem Nervensystem und dem Leben verknüpft sind."

Als Galvani, Professor der Anatomie in Bologna, 1791 daher an den Muskeln und Nerven der Frösche elektrische Erscheinungen entdeckt haben wollte und eine eigene thierische Elektricität annahm, wurde die Welt der Physiker mächtig ergriffen: alle Hände setzten sich zur Aufklärung dieser Erscheinungen in Bewegung, gleich wie früher 1745 nach Entdeckung der Kleist'schen oder Leydener Flasche, oder später 1820 nach Oerstedt's Beobachtung des Einflusses der elektrischen Ströme auf Magnetnadeln. Ueberall wo es Frösche gab, dienten sie zu den galvanischen Versuchen, und ihre Lebenszähigkeit und Stummheit gab ihnen seit der Zeit die zweifelhafte Ehre, „die Lieblinge der Physiologen" zu sein. Galvani's Theorien gingen nicht siegreich aus diesem Kampfe hervor: ihm gegegenüber stand auch der größte Physiker seiner Zeit, Alexander Volta, der, lange geschult in den Lehren der Physik und schon glücklicher Forscher im Gebiete der Elektricität, gegen ihn, den Professor der Anatomie, von vorn herein eine überlegene Stellung einnahm. Und es ist merkwürdig zu sehen, wie auch im Gebiete der Politik die Schicksale dieser beiden großen Italiener aus einander gehen. Indem Galvani 1797 der cisalpinischen Republik den Eid verweigerte, verlor er durch den Eroberer seine Stellung und Einnahmen, und preisgegeben der Ungunst der Zeiten, starb er verkommen in Armuth und Melancholie bereits 1798, als zu spät man in Frankreich erkannte, welchen Mann man in's Unglück gestürzt hatte. Volta hingegen wurde von Napoleon zu Paris mit Gunstbezeugungen überschüttet und in seinem Vaterlande saß er im Senat, wo er sich, wie Newton im Parlament, durch stetiges Schweigen dem Urtheil über seine politischen Fähigkeiten entzog.

Volta wies nach, daß die Zuckungen, die Galvani am Froschschenkel beobachtet hatte, nicht von der diesem innewohnenden Elektricität herrührten, sondern daß diese erst beim Versuch durch „Berührung zweier

ungleichartiger Körper" erzeugt würde. Volta kam auf diese Weise zur Entdeckung der Contactelektricität, später zur Entdeckung seiner „Säule," die unendlich fruchtbringend für's ganze Menschengeschlecht geworden ist und von Napoleon gleich mit einem großen Preise belohnt wurde.

Volta's Sonne blendete alle Augen, nur nicht die des jungen Alexander von Humboldt, der eben seine welthistorische Laufbahn betrat. Unbeirrt wies dieser nach, daß alle von Galvani beobachteten Erscheinungen sich nicht nach Volta's Theorien erklären ließen, sondern daß eine eigene Elektricität in den Nerven enthalten sein müßte. So gewann Humboldt durch seine „Versuche über die gereizte Nerven- und Muskelfaser" der thierischen Elektricität wieder ein Feld, nachdem sie bereits verachtet in das Reich der Träume versetzt war. Lange sollte es aber dauern, bis dieses Feld gegen alle Angriffe gesichert, bis es zum grünenden Garten bebaut war. In Deutschland wirkte besonders Joh. Wilh. Ritter, Professor in Jena, der aber leider in der damals herrschenden Naturphilosophie zu Grunde ging, in Italien besonders Nobili und bis auf diesen Tag Matteucci in Pisa, aber die Krone auf diesem Felde muß man ohne Zweifel E. du Bois-Reymond, Professor in Berlin, zuerkennen, der 1841 elektrische Ströme an Nerven und Muskeln sicher beobachtete und ihre Gesetze auffand, ja entdeckte, und dies ist das Wichtigste, daß diese Nerven- und Muskelströme bei der Thätigkeit dieser Organe eine Veränderung erleiden, so daß also die Lebenserscheinungen mit den elektrischen verknüpft sind, woraus jedoch noch nicht folgt, daß die erstern sich den reinen Elektricitätserscheinungen unterordnen lassen. Neuerdings spricht sich du Bois über diesen Punkt folgendermaßen aus: „Es ist gewiß, daß diese elektrische Thätigkeit der Muskeln und Nerven auf's Innigste verknüpft ist mit ihren sonstigen Leistungen, und es ist wenigstens im hohen Maße wahrscheinlich, daß die elektrischen Erscheinungen nicht bloß gleichgültige Begleitszeichen, sondern die wesentliche Ursache sind der innern Bewegungen, aus denen sich der Vorgang bei der Innervation in den Nerven, in den Muskeln bei ihrer Verkürzung zusammensetzt." Aber diese elektrischen Ströme an Nerven- und Muskeln lassen sich nur mit den feinsten Multiplicatoren beobachten und bieten deshalb der Beobachtung große Schwierigkeiten: viel stärker und sofort in die Augen fallend sind die elektrischen Erscheinungen bei einigen Fischen, die man deshalb als elektrische bezeichnet, und diese sind es, die wir etwas näher betrachten wollen.

Wenn man die verschiedenen Arten der Elektricitätserregung überdenkt, so sieht man, daß bis jetzt noch die elektrischen Fische als eine ganz besondere Elektricitätsquelle anzusehen sind und daß man also drei verschiedene Quellen der Elektricität annehmen muß, erstens die Reibung, Berührung und Wärme, dann die Induction, sowohl durch andere elektrische Ströme (Voltainduction) als durch Magnetismus (Elektromagnetismus und Magnetelektricität) und drittens eben die elektrischen Fische: keine dieser drei Quellen kann man auf eine der andern zurückführen und wir sind deshalb, nach der Methode der Wissenschaft, jede für besonders in ihrer Art zu halten gezwungen, während die aus einer dieser Quellen geflossene Elektricität sich von der der andern nach unsern jetzigen Hülfsmitteln auf keine Weise unterscheidet, auf drei verschiedene Weisen also dieselbe Elektricität erzeugt werden kann.

Die Fische, an denen man bis jetzt mit Sicherheit Elektricitätserzeugung wahrgenommen hat, sind nun folgende: Erstens die Zitterrochen, d. h. alle Gattungen der Familie der Torpedines*) (Torpedo Dumér., Narcine Henle, Astrape Müll. u. Henle, Temera Gray), dann die Zitteraale (Gymnotus Cuv.) und drittens die Zitterwelse (Malapterurus Lacép.). Die Torpedines**) bewohnen in ihren vielen Arten das Mittelmeer, den wärmern Theil des Atlantischen Oceans und die Indischen Meere, sie haben ganz die platte scheibenförmige Gestalt der gewöhnlichen Rochen, die beiden Augen und die Spritzlöcher auf der braunen Oberseite der Körperscheibe, den Mund und die Kiemenlöcher auf der weißen Unterseite derselben und ihre Jungen bringen sie lebendig zur Welt, legen nicht Eier, wie die meisten andern Fische. Der Gymnotus,***) ein vier bis sechs Fuß langer, armsdicker aalähnlicher Fisch bewohnt in großer Menge, wie kaum ein anderer Süßwasserfisch, die langsamfließenden, oft sümpfebildenden Flüsse des nordwestlichen Südamerika (Fig. 1.), wo sie die hochgrasigen Pampa's durchfließen und ihre Quellen in undurchdringlichem Urwald verbergen. Ebenso im süßen Wasser lebt der

*) Linné in der zehnten Ausgabe seines Systema naturae 1758 trennt die Knorpelfische (Rochen, Haie, Rundmäuler) von den Fischen und stellt sie als besondere Ordnung zu den Amphibien, als „schwimmende Amphibien" und eine zeitlang findet man sie bei allen Zoologen auf diesem merkwürdigen Platze. Der Zitterrochen heißt bei Linné Raja torpedo.

**) Zitterrochen, Krampfrochen; franz. Torpille, Tremble, engl. Numbfish, Crampfish; arab. raad.

***) Zitteraal; französisch Anguille tremblante; Tremblador im spanischen Amerika; holländ. Drillvish, Siddervish, Beevaal.

Fig. 1.

Gymnotus electricus.

bis zwei Fuß große Malapterurus.*) Seine Hauptheimath ist der Nil und auf dem Fischmarkt von Cairo ist er ein häufiger Fisch, aber auch die andern afrikanischen Flüsse dienen ihm zum Aufenthalt (Fig. 2.); so fand ihn Adanson im Senegal, Tuckey im Zaire, der Missionär Waddell u. A. 1855 im Old Calabar in der Bai von Biafra, Peters in einem Nebenfluß des Zambesi und nach einer Bemerkung in H. Barth's Reisen dürfte er auch in den Zuflüssen des Tsadsees vorkommen, doch sind die genaueren Angaben über diesen Fisch, von dem Overweg eine Zeichnung machte, mit den Papieren dieses muthigen Reisenden verloren. Es sind dies schmutziggelbgrüne, welsartige, fettleibig aussehende Fische mit Bartfäden, wie die Karpfen, die bei den Egyptern auch als schmackhafte Speise beliebt sind.

Alle diese Fische, so verschiedenen Familien sie auch angehören, haben das mit einander gemein, daß, wie zuerst John Hunter bemerkte, ihre Haut nicht von Schuppen geschützt ist, eine wohl zu beachtende Uebereinstimmung, die vielleicht für die Theorie ihrer wunderbaren Kräfte von Werth sein kann.

Also elektrische Schläge können diese Thiere geben. Was könnte wunderbarer sein? Harmlos scheinbar umschwimmt der Zitteraal kleinere Fische, seine Beute, mit einemmal durchzuckt diese der elektrische Schlag, betäubt oder todt treiben sie, den Bauch nach oben, an der Oberfläche des Wassers und der mit geheimnißvoller Kraft begabte Sieger kann sie in Gemächlichkeit verspeisen.

Kommt ein Mensch dem Fische zu nahe oder reizt er ihn gar, so hat auch er die Kraft desselben zu fühlen; wie der Funken einer mächtigen Elektrisirmaschine oder der Schlag einer Leydener Flasche durchzuckt es den Körper, erschüttert das Nervensystem, und große Zitteraale oder eine Menge kleinere können mit ihren Schlägen selbst den Menschen und den Pferden, auf denen sie das Wasser durchschreiten wollen, gefährlich werden. So erzählt Humboldt, daß einst die Steppenstraße von Uritucu verändert werden mußte, weil sich die Zitteraale in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken, und überall, sagt er an einer andern Stelle, haben die Indianer eine ganz außerordentliche Furcht vor diesem Fische. Die Schläge des Zitterrochens und Zitterwelses, die ja lange nicht solche mächtige Größe erreichen, wie der geheimnißvolle Beherrscher der südamerikanischen Sumpfwasser, sind auch lange nicht so kräftig, wie die des Zitteraals, doch reichen sie aus, dem Menschen äußerst empfindlich zu sein und die verlangte Beute zu tödten oder zu betäuben, in solchen Grad von Erstarrung zu versetzen, wie der magische

*) Zitterwels, früher Silurus electricus; le trembleur der Franzosen in Senegambien; arab. raad, ebenso wie die Torpedo.

Fig. 2.

Zitterwels vom Old-Calabar-Fluß. Malapterurus Beninensis. Vielleicht identisch mit dem Malapterurus electricus des Nils. Nach Murray.

Fig. 3.

Querdurchschnitt des Zitterrochens nach Savi. D Elektrischer Lappen des Gehirns, von dem die Nerven E des elektrischen Organs O entspringen; M Mundhöhle; K Kiemen; m Muskeln.

märchenhafte Blick der Schlange die kleine Maus auf der Stelle festbannt. Und schon Aristoteles erzählt nach den Aussagen der Fischer in der „Geschichte der Thiere,“ daß der Zitterrochen sich in Sand und Schlamm begräbt und wenn andere Fische über ihn wegschwimmen und ihn berühren, er sie mit seiner magischen Kraft betäubt und dann auffrißt. Lieblich schildert auch der Dichter Claudian die tückische Kraft der Torpedo in seinem dritten Idyll, von dem ich die ersten Verse diesen Zeilen als Motto vorgesetzt habe, wo der sorglos am Ufer sitzende Fischer an seiner Angel die Torpedo fängt, deren giftige Kraft dann durch die Angelschnur hindurch den Sorglosen erreicht und erschreckt und:

Damnosum piscator onus, praedamque rebellem
Jactat, et amissa reddit exarmatus avena.

Ganz nach ihrem Willen vermögen also diese wunderbaren Fische große Massen von Elektricität zu entwickeln und mit einemmal ganz die Wirkung einer Leydener Flasche oder was noch besser paßt, die einer Volta'schen Säule, nachzuahmen. Die Natur hat ihnen in dieser Kraft eine mächtige Waffe zum Angriff und zur Vertheidigung gegeben. Aber noch mehr, man findet an ihren Körpern ganz besondere Organe, in denen diese Kraft, die Elektricität, entwickelt wird und die mit besondern Nerven versehen sind. Und betrachten wir zuerst diesen Fisch genauer, so sehen wir schon durch die Haut und sogleich in die Augen fallend, wenn diese abgezogen ist, zu jeder Seite der Augen ein merkwürdiges halbmondförmiges Organ (Fig. 3. und 4.), das aus einer großen Zahl dicht neben einander liegender, meistens sechsseitiger Prismen besteht, die aufrecht, d. h. von der Rücken- zur Bauchfläche der Torpedo das Organ durchsetzen. Bei einem großen Fisch zählt man etwa 400—500 solcher kleinen Säulchen in jedem Organ.*) Der Quere nach, also parallel der scheibenförmigen Oberfläche des

Fig. 4.

Torpedo marmorata von der Rückenfläche. Ein Theil der Haut ist weggenommen und man sieht das Gehirn und die elektrischen Organe O und O' vor sich, von O ist die obere Hälfte wegpräparirt, um die Vertheilung der vier großen Nervenstämme darin zu zeigen. A Auge mit dem Sehnerv; S Spritzloch. Nach Savi.

*) J. Hunter zählte bei einem Exemplar von $4^1/_2$ Fuß Länge jederseits 1184 solcher Säulchen.

Fig. 5.

Gehirn des Zitterrochens. A großes Gehirn; B Sehhügel; C kleines Gehirn; D Elektrische Lappen, von dem die vier Nerven des elektrischen Organs E'—E'''' entspringen; F Rückenmark; 1 Riechnerv, 2 Sehnerv.

Thieres nach sind diese wieder von dicht übereinanderliegenden Scheidewänden durchzogen, die also das ganze Organ in eine Menge (etwa 150) kleiner Fächer theilen. Vom Gehirn entspringen jederseits vier mächtige Nerven, die sich in dem Organ verbreiten und durch die der Wille des Thieres die Organe in Thätigkeit setzt. In diesen Organen, die man deshalb die elektrischen nennt, wird also die Elektricität, die geheimnißvolle betäubende Kraft erzeugt, wie schon Oppian in seiner Besingung des „Fischfangs" bemerkt:

Ut duo se tollunt distenta per ilia sumi
Qui fraudem pro robore habent piscemque tuentur.

Und wie eine besondere geistige Fähigkeit mit einer besondern Entwicklung eines bestimmten Theils des Gehirns verbunden zu sein pflegt, worauf die wissenschaftliche Grundlage der so vielfach mißbrauchten Phrenologie beruht, so zeigt auch das Gehirn der Torpedo (Fig. 5.) an der Stelle, wo die Nerven E der elektrischen Organe entspringen, eine mächtige Entwicklung, schwillt in dem mächtigen elektrischen Lappen D an. Auch beim Karpfen findet man solch großen überzähligen Hirnlappen und nach dem Gebilde, das derselbe regiert, braucht man nicht weit zu suchen, denn die mächtigen Nerven, die aus demselben entspringen, verbreiten sich in jenem wunderbar contractilen fleischigen Organe, das den ganzen Gaumen des Karpfens einnimmt und unter dem Namen der Karpfenzunge bei den Feinschmeckern bekannt und beliebt ist.

Doch wir gehen zur Betrachtung der elektrischen Organe zurück. Beim Zitteraal, dessen After ganz dicht am Kopfe liegt, so daß der größte Theil des Thieres Schwanz ist, erstrecken sich dieselben zu beiden Seiten der Wirbelsäule vom Kopf bis fast an die Spitze des Schwanzes, als zwei mächtige lange Massen, die fast den größten Theil des Fisches ausmachen. Diese Organe sind ihrer ganzen Länge nach von etwa dreißig übereinanderliegenden Längescheidewänden durchsetzt, die also der Wirbelsäule parallel laufen, wie man es am besten aus dem beistehenden Querschnitt des Fisches (Fig. 6.) sieht. Diese langen bandartigen Räume, die den einzelnen Prismen der Torpedo entsprechen, sind nun grade wie diese von senkrecht auf ihren Wänden stehenden Querscheidewänden in Zellen abgetheilt, die also dem Fisch von der Rechten zur Linken gehen und senkrecht auf der Wirbelsäule stehen, in unserer Zeichnung also in der Ebene des Papiers liegen, während diese Querscheidewände bei der Torpedo der Wirbelsäule parallel laufen. Wenn man also das elektrische Organ des Zitterrochens mit einer Menge neben einander stehender

Fig. 6.

Querdurchschnitt durch den Gymnotus electricus nach A. von Humboldt. A großes elektrisches Organ mit seinen Längsscheidewänden, B kleines elektrisches Organ; f Fettmasse; m Muskeln; w Wirbelsäule; s Schwimmblase.

Volta'schen Säulen vergleicht, so muß man sich das des Zitteraals als einer Reihe übereinanderliegender Volta'scher Säulen, sogenannter Trogapparate vorstellen. Die Nerven, die diese mächtigen Organe versehen, entspringen aus dem Rückenmark.

Beim Zitterwels hat das elektrische Organ die merkwürdigste Form und ist auch am spätesten als solches erkannt. Wie ein Ring mit fingerdicker Wand umgibt es den ganzen Körper vom Kopf bis zum Schwanz und ist nach außen nur von der dünnen gefleckten Haut des Fisches bekleidet. So gibt dieses Organ dem Thier das schon erwähnte Aussehen von Fettleibigkeit und gleich wie die andern elektrischen Organe besteht auch dies nur durch etwas unregelmäßiger angeordnete Scheidewände aus neben- und übereinanderliegenden Zellen. Die Nerven dieses Organs entspringen einer jederseits dicht hinter dem Gehirn aus dem Rückenmark.

Was nun den feinern Bau dieser Organe anlangt, so haben alle das mit einander gemein und ist deshalb als das Wesentliche anzusehen, daß auf der Querscheidewand jeder Zelle sich die Nerven in eine Platte aus Nervensubstanz einsenken, sich dazu gleichsam ausbreiten, ein wunderbares Verhältniß, das zuerst beim Zitterwels von Th. Bilharz, Professor der Anatomie an der Militärakademie zu Cairo, entdeckt ist.

Aber es ist noch etwas Merkwürdiges zu erwähnen, denn nicht bloß entwickeln die beschriebenen Organe Elektricität, sondern sie scheiden die Elektricitäten auf eben die regelmäßige Art, wie eine Volta'sche Säule. Wenn die Torpedo einen Schlag gibt, so verhält sich stets und unwandelbar die Rückenfläche positivelektrisch zur Bauchfläche, d. h. die positive Elektricität fließt vom Rücken durch das umgebende Wasser zur Bauchfläche und vice versa. Beim Zitteraal fand Faraday den Kopf positiv elektrisch zum Schwanze und beim Zitterwels du Bois-Reymond den Kopf negativ zum Schwanze, woraus demnach die Stromrichtungen leicht folgen. (Fig. 7.)

Ueber die Art und Weise, wie die Elektricität in den Organen erzeugt wird, hat man bis jetzt keine irgend haltbare Meinung gefunden, obwohl die verschiedensten Hypothesen aufgestellt sind: wir sind genöthigt, uns bislang mit einer von Matteucci aufgestellten, allerdings sehr passenden Analogie zu begnügen. Wie der Wille die Muskeln zur Contraction bringt, sagt dieser unermüdliche Elektrophysiologe, eben so bringt der Wille das elektrische Organ zu seiner Entladung. Und wirklich lassen sich zwischen den elektrischen Organen und den willkürlichen Muskeln eine Reihe von Aehnlichkeiten auffinden, auf die hier nicht der Ort ist, weiter einzugehen, und ich erinnere nur noch an das schon oben erwähnte Verhältniß, daß grade wie das elektrische Organ der Torpedo im Gehirn einen eignen Lappen hat, so auch das muskulöse Gaumenorgan des Karpfens von einer eignen großen Hirnanschwellung beherrscht wird, oder wo es noch auffallender ist, daß beim Knurr-

Fig. 7.

Darstellung der elektrischen Stromrichtungen beim elektrischen Schlage der Zitterfische. T Zitterrochen; G Zitteraal; M Zitterwels. Die Pfeile deuten die Stromesrichtung der positiven Elektricität an.

hahn (Trigla), ein im Mittelmeere häufiger Fisch, jedem der großen sehr beweglichen Flossenstrahlen im Gehirn eine eigene Anschwellung entspricht, aus der die Nerven seiner Muskeln entspringen: Verhältnisse, auf die besonders Rud. Wagner in ihrem Zusammenhang aufmerksam gemacht hat. Mit dieser Analogie ist natürlich noch keine Erklärung gegeben, denn die Muskelzusammenziehung ist noch eben so wenig aufgeklärt, als der elektrische Schlag der Zitterfische und sie könnte deshalb für ziemlich werthlos angesehen werden: wenn man aber bedenkt, daß es nicht die Aufgabe der Naturwissenschaften sein kann, das „Wesen der Dinge“ zu erklären, sondern nur die Beziehungen zwischen den Erscheinungen der Dinge in Theorien zu fassen, so wird man es für keinen geringen Fortschritt halten, die isolirte Erscheinung der elekrischen Entladung der Zitterfische der so weit verbreiteten Muskelcontraction gleichgeordnet zu haben. Ich erwähne hier noch einer merkwürdigen Erscheinung im Thierreich, die sich ähnlich wie die Entladungen der elektrischen Fische zur Muskelcontraction zu verhalten scheint, ich meine das von jeher bekannte Leuchten des Johanniswürmchens (Lampyris), zu dem besondere Organe dienen, deren Thätigkeit nach Kölliker's schöner Entdeckung vom Nervensystem abhängt.

Grade wie der Muskel von häufigen Contractionen ermüdet und Ruhe und Nahrung erst ihn wieder in den Zustand seiner ursprünglichen Kraft zurückführen, grade so ist es mit den elektrischen Organen, eine Reihe von häufigen und starken Schlägen ermüdet sie, macht sie auf einige Zeit zum Gebrauche untauglich. Hierauf gründet sich der Fang der Zitteraale, von dem wir von Humboldt jene so weltberühmte Schilderung haben, die sich in französischer Sprache in seinem großen Reisewerke und kürzer deutsch in seinen Ansichten der Natur findet, durch die er allein schon berechtigt wäre, in beiden Sprachen seinen Platz unter den Schönschriftstellern einzunehmen. Er schildert, wie Pferde in die Sumpfwasser getrieben werden, die die Zitteraale zahlreich bewohnen, wie die Pferde die Wuth der Fische auszuhalten haben, wie manche erliegen, wie aber endlich die Fische ihre Kraft verbraucht haben und zu neuen Schlägen für eine zeitlang unfähig, mit Harpunen auf's Land gezogen werden. „Dies," schließt dann Humboldt, „ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was, durch Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt, Alles wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls fließt aus einer Quelle, Alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen."

Noch eine Eigenschaft der Zitterfische ist hier zu erwähnen, die eben so merkwürdig und eben so unerklärt dasteht, wie die Elektricitätsentwicklung selbst, und durch die diese erst den wahren Charakter einer Waffe bekommt und der hülflos scheinende Fisch zum mächtigen Kämpfer wird.

Wenn der Fisch selbst den Schlag fühlte, mit dem er seinen Feind betäuben will, würde er eher als sein Gegner getroffen hinsinken, denn ihn durchläuft ja die ganze Masse der entwickelten Elektricität, während die Beute nur von einem meist kleinen Theil derselben erreicht wird; aber die Natur hat der Elektricität, sonst dem mächtigsten Nervenreize, keine Macht über die Nerven der Zitterfische gegeben. So lange der Fisch lebt, verursachen elektrische Ströme seinem Körper keine Zuckungen, während nach seinem Tode seine Muskeln dadurch grade so zucken, wie die anderer Thiere. Während nun der Fisch, wie die directen Versuche bewiesen haben, selbst von dem elektrischen Strome im Augenblick des Schlages durchlaufen wird, besteht doch eine Einrichtung, die ihn selbst den Schlag nicht fühlen macht; während alles Gethier in krampfhafter Erstarrung leidet, oder durch den Reiz der Elektricität in schrecklichen Zuckungen verendet, schwimmt der Zitterfisch selbst unbeirrt im freien Gebrauche seiner Muskelkräfte im furchtbaren Kampfplatz umher; während er Alles um sich, nur nicht seine Brüder, in magische Verzückung versetzt, während er das Wasser in seine Elemente zerlegt, hat der Magier selbst Nichts von seinen Kräften zu leiden, mit tückischer Freude scheint er sich an dem umherverbreiteten Unheil zu weiden. Dies ist die wunderbarste und völlig unerklärte Eigenschaft der Zitterfische, wodurch ihnen ihre elektrischen Schläge zur furchtbaren Waffe werden; als Waffe hat man ihre magische Kraft auch von jeher aufgefaßt, mit den Hörnern schützt sich der Stier, sagt Cicero im zweiten Buch de natura Deorum, mit den Zähnen der Eber, mit dem Biß der Löwe, Andere durch die Flucht, Andere durch Verbergung, durch das Ausströmen der Dinte schützt sich der Dintenfisch und durch die Betäubung die Torpedo.

Bei den elektrischen Fischen häuft sich also Räthsel auf Räthsel und wenn wir bei der Erzeugung der Elektricität durch eine passende Analogie unserm Geiste noch einen Gefallen thun konnten, stehen wir hier verlassen, rathlos da:

> Kühne Seglerin, Phantasie,
> Wirf Dein muthlos Anker hie.

Wenn man bedenkt, wie von Alters her die Erscheinungen der Elektricität in geheimnißvolles Dunkel gehüllt waren und wie von jeher der Mensch geneigt ist, Dunkles durch Dunkleres aufzuklären, so daß, wie Gilbert, Leibarzt von Elisabeth und Jakob I. von England, der Anno 1600 in seinem Buche de Magnete die Elektricität zuerst physikalisch erforschte und ihr ihren Namen gab, sagt, der Magnetismus und die Elektricität von den Philosophen zu Hülfe gerufen werden, wenn die Sinne durch das Dunkel thörichter Untersuchungen umnachtet sind und der Verstand nicht weiter kann; dann wird es nicht Wunder nehmen, daß auch in der Arzneikunst, wo magische Kräfte früher immer eine große Rolle gespielt haben, die Elektricität nicht ohne Anwendung geblieben ist. Eine viel umfassende Macht ist ihr zugeschrieben, bis die Neuzeit der Elektrotherapie zwar einen sichern und höchst wichtigen Platz angewiesen hat, der gegen ihren frühern aber doch beschränkt zu nennen ist. Ehe der Mensch nun elektrische Maschinen erfunden hatte und noch heutigen Tages bei uncivilisirten Völkern, dienten und dienen die elektrischen Fische anstatt dieser Maschinen. So brauchten die Alten nach Galen's und Anderer Zeugniß

die Schläge des Zitterrochens gegen Kopfweh, Podagra und andere Leiden. Bei Podagra soll man nach Scribonius Largus die Beine in's Meer zu einer Torpedo setzen, so daß man ihre Schläge bis in's Knie hinein fühlt. Von den Aethiopiern erzählt Ludolf, daß sie das Fieber dadurch heilten, daß sie auf die verschiedensten Körpertheile den Zitterfisch, den sie in ihren Flüssen und Sümpfen fingen, also den Zitterwels, legten, was eine sehr schmerzhafte Cur wäre. Auch ist es bekannt, daß die Eingeborenen von Guiana den Zitteraal zur Heilung von Lähmungen gebrauchen und Fahlberg, der 1797 einen lebendigen Zitteraal in Stockholm hatte, erzählt, daß er fleißig von rheumatischen Kranken besucht sei, und die Missionäre, die vor einigen Jahren den Zitterwels im Old-Calabar-Fluß an der Küste von Guinea fanden, berichten, daß die Negerfrauen ihre kranken Kinder in Wannen baden, in denen sich einige dieser elektrischen Fische befinden. So sieht man also von Alters her und überall die Elektricität als Heilmittel angewandt, aber erst in der neuesten Zeit ist es besonders durch des Pariser Arzt Duchenne's Bemühungen gelungen, die Elektrotherapie auf wissenschaftliche Grundlagen zu bringen und die Elektricität in den Händen besonnener und verständiger Aerzte zu einem der mächtigsten Heilmittel zu machen.

Wir haben bisher noch Nichts von der Entwicklung der Kenntnisse über die Zitterfische gesagt und führen hier noch Etwas aus der Geschichte der merkwürdigen Kraft an, wobei sich auch bestätigen wird, daß die Geschichte der Wissenschaften derjenigen der Staaten und Völker weder an Interesse noch Belehrung nachsteht.

Ueberall in der Geschichte der inductiven Wissenschaften und so auch in unserm speciellen Fall zeigen sich mancherlei Kenntnisse der Erscheinungen, wie die Natur sie bietet, bei den Alten, aber der Stolz ihrer Philosophen verachtete das Experiment, und sie glaubten, weit eher durch sublime Speculation als durch mit ihren Händen anzustellende Versuche die Ursachen und Gründe zu enthüllen. Der Erfolg lehrte die Thorheit dieses Strebens. Dann folgt in der Geschichte der lange Zeitraum, wo mit dem Verfall der alten Staaten auch die Wissenschaften verloren gehen und wo in der für die Dichtkunst „sternenhellen Nacht“ des Mittelalters für die Wissenschaft Nichts als Finsterniß herrscht. Dann verbreitet sich von Italien aus wieder die Kenntniß der alten Sprachen und damit die Kenntniß der Wissenschaften, wie sie bei den Alten waren, und eine bedeutende Zeit noch beherrschen diese als untrügliche Quellen die Geister Aller, verhindern die freie selbständige Naturbeobachtung. Da wurde es Licht und Lord Baco von Verulam verkündete der Welt, daß man, um die Natur zu ergründen, man sie unbefangen beobachten und durch das Experiment befragen müßte: so wurde durch Baco und Galilei die s. g. physikalische Methode der Naturforschung begründet und alle Zweige der Naturwissenschaften erfreuten sich einer raschen und nur dann gestörten Blüthe, wenn man, wie in der s. g. Naturphilosophie den Baco'schen Grundsätzen untreu wurde.

Es ist schon erwähnt, wie den Griechen und Römern der Zitterrochen, den die erstern νάρκη nennen, bekannt war, wie sie verschiedene medicinische Anwendungen seiner Kraft machten. Es ist merkwürdig, daß Hippokrates Nichts von der betäubenden Kraft desselben anführt, während er ihn öfter als vortreffliche Krankenspeise aufzählt. Zuerst erwähnt Plato diese Kraft, indem er in seinem Gespräche Meno oder über die Tugend zum Sokrates sagt, seine Rede mache ihn erstarren wie der Krampfrochen das, was sich ihm nähere oder ihn berühre; die genauesten Nachrichten aber bei den Griechen gibt Aristoteles, der auch zu wissen scheint, daß die Torpedo nicht bloß bei Berührung, sondern auch in Entfernung durch das Wasser hindurch ihre Kraft äußere. Sein Schüler Theophrast scheint noch besser als sein Lehrer unterrichtet zu sein, denn wenigstens nach dem Bericht des Athenäus führt er in seinem Buche über die giftigen Thiere an, daß die Torpedo durch Stöcke und Speere hindurch die Hände der Fischer betäubte und ebenfalls berichtet Athenäus die wichtige Nachricht, daß Diphilus von Laodicea in seinen Commentaren zur Theraika von Nikander sagte, nicht die ganze Torpedo, sondern nur gewisse Theile derselben hätten die betäubende Kraft, was also auf eine dunkle Kenntniß der elektrischen Organe hinweist. Auch Hero von Alexandrien gibt an, daß die Torpedo durch Messing und Eisen hindurch ihre Kraft äußere. Plinius hat, wie man schon vermuthen kann, eine Menge Nachrichten über den Zitterrochen, doch ist auch hier, bei aller Dankbarkeit für die Ueberlieferung seiner Nachrichten, zu bemerken, daß er zu wenig Philosoph und ein zu großer Liebhaber des Wunderbaren ist, Plutarch dagegen gibt uns gute Beobachtungen, er sagt, die Fischer fühlten durch die Netze hindurch, ob sie Zitterrochen mit hinaufzögen, und wenn die Fische auf's Ufer gelangt wären und man sie zur Reinigung mit Wasser begösse, dann fühlte man durch den Strahl des Wassers hindurch den Schlag der Torpedo. Merkwürdig ist es, daß diese letztere Erzählung, wie sie die Fischer des Mittelmeeres einst dem Plutarch erzählten,

nach Matteucci's Angabe heutigen Tages in derselben Art dem Fragenden erzählt wird. In der Geschichte der Thiere des Aelian findet man fast nichts Hierhergehöriges und ebenso wie Plinius theilt er einige fabelhafte Nachrichten mit, so, daß wenn man die Torpedo mittelst etwas Liquor Cyrenaicus, der aus dem Laserpitium, das bei Cyrene wächst, bereitet wird, berührte, man Nichts vom Schlage fühlte. Daß Galen die Torpedo medicinisch anwendete, ist schon oben angeführt, und in ihrer Räthselhaftigkeit stellt er sie mit dem Herakleischen Stein zusammen. Bekanntlich gründete dieser große Anatom und Arzt sein physiologisches System besonders auf seine vier Hauptqualitäten: kalt, heiß, naß, trocken, und wie die Kälte ein Thier erstarren macht, so leitete er die Wirkung des Zitterrochens von einem erkältenden Principe ab und brauchte denselben als erkältendes Arzneimittel, oder, wenn kein lebender Fisch zur Hand war, wurde das aus dem todten bereitete Oel zum selben Zweck angewendet, wie wir dieses auch noch bei Paul von Aegina empfohlen finden.

Auch den Dichtern verdanken wir einige Nachrichten über den Zitterrochen, und wir haben schon Gelegenheit gehabt, Einiges aus der sehr genauen Schilderung Oppian's in seinem Gedicht über den Fischfang anzuführen und ebenso aus dem lieblichen Idyll des Claudius Claudian, wo er die Kräfte der Torpedo feiert und bei deren Abfassung er nach Scaliger's und Gessner's Meinung jene griechische Schilderung im Gedächtniß hatte.

Haben wir so bei den Alten zahlreiche, wenn auch nicht besonders tiefgehende Nachrichten über den Zitterrochen gefunden, wenn wir sie auch an einigen Orten, wie zum Beispiel im Lehrgedicht de rerum natura des Lucretius vermissen, so muß es uns merkwürdig erscheinen, daß wir bei den Alten durchaus keine Angaben über den Zitterwels des ihnen so bekannten Nils aufgezeichnet finden; nur Athenäus sagt, daß auch im Nil die Narke vorkäme und sehr schmackhaft wäre, womit ja nur der elektrische Wels gemeint sein kann. Auch in den egyptischen Wandgemälden, wo ja Fischzüge, mit im Umriß sehr genau gezeichneten Fischen, solch häufiges Thema bilden, findet sich der Zitterwels, wie Bilharz bemerkt, nur einmal dargestellt in einer Abbildung an einer Grabkammer in den Pyramiden von Sakarah, von dem auch in Lepsius' großem Werk „Denkmäler aus Egypten" eine Abbildung gegeben ist. (Fig. 8.)

Die Nacht des Mittelalters hat Nichts in den Wissenschaften geleistet, neue Völker rangen nach der Segnung der Civilisation. Beim Wiederaufblühen der Naturwissenschaften im denkwürdigen sechzehnten Jahrhundert finden wir die großen Zoologen Aldrovandi, Gessner, Rondelet u. A. bemüht, die äußere Form des Zitterrochens zu beschreiben und die Nachrichten der Alten über ihn zu sammeln. In der Erforschung der betäubenden Kraft dieses Fisches war es noch stille, bis erst die Naturwissenschaften solchen Aufschwung genommen hatten, daß zur Erforschung der Natur nach Galilei's und Baco's Methoden die Academia del Cimento 1657, die Royal Society of London 1665 und die Académie des sciences zu Paris 1666 gegründet waren.*) Da war es zuerst 1666 der vielbeobachtende Fr. Redi aus Arezzo, einer der erleuchtetsten Geister seiner Zeit, der den Zitterrochen genau untersucht, die beiden elektrischen Organe auffindet, sie sichelförmige Muskeln (musculi falcati) nennt und von ihnen die betäubende Wirkung ableitet. Sein Schüler Stephan Lorenzini setzt diese Untersuchung fort und stellt eine Theorie der Wirku g auf, indem er annimmt, im Augenblicke des Schlages zögen sich die Organe zusammen und trieben dabei feinste Körperchen mit solcher Gewalt aus sich aus, daß diese sich in die berührende Hand einbohrten und sie dadurch betäubten, grade wie vom Feuer solche Körperchen ausströmten, und die umgebenden Gegenstände erwärmten. Auch der große Däne Nikolaus Steno und sein Landsmann Oliger Jakobäus untersuchten unter italienischem Himmel den Zitterrochen, und Steno sagt, die Organe beständen aus einer Menge von neben einander stehenden „bewegenden Fasern."

Merkwürdig ist es, daß der berühmte Engelbrecht Kämpfer, der in den 1680er Jahren den Orient so aufmerksam durchreiste, zwar von der Torpedo des Persischen Busens eine genaue anatomische Beschreibung gibt und von der wunderbar betäubenden Kraft Vieles berichtet, mit keinem Wort der doch so in die Augen fallenden elektrischen Organe gedenkt: es zeigt dies deutlich, welch großes Verdienst es für jene italienischen Anatomen war, diese Organe zu beschreiben und von ihnen die betäubende Kraft abzuleiten.

Ueber die Art der Wirkung konnte man aber nicht einig werden: jener weltberühmte Engländer Robert Bayle und der französische Architekt und Physiker Claude Perrault leiteten, wie Plinius, die Wirkung von einem vom Fische ausströmenden Gifte ab. So sagt Perrault von der Tor-

*) Schon 1603 war vom Fürsten Cesi die Akademie der Luchsäugigen in Rom gestiftet und 1652 vom Arzte Bausch in Schweinfurt die später sogenannte Kaiserl. Leopoldin Akademie der Naturforscher, die bis auf diesen Tag blüht.

Fig. 8.

Fischzug aus einer Grabkammer der Pyramiden von Sakarah. Nach Lepsius
a Zitterwels. b gemeiner Aal. c gemeiner Wels.

pedo: „Son venin pénètre tout avec une telle promtitude et une si grande facilité, qu'il se communique aux filets, aux lignes, et aux autres instruments, qui la touchent et de la passe dans les mains des pêcheurs, qu'elle engourdit," und Linné berichtet, daß auf dem Markte von Venedig der Zitterrochen nicht verkauft werden dürfte, weil er der Gesundheit schädlich sei: so weit konnte durch falsche Theorien die berühmte Krankenspeise des Hippokrates in Verruf kommen. Eine sehr entgegengesetzte Meinung stellte der große Jatromathematiker Alphons Borelli, der in der letzten Stunde des Jahres 1679 in Rom starb, auf, er, der zuerst die Bewegungen der Thiere mechanisch auffaßte, der den Gang der Menschen erläuterte und so der Vorläufer der Gebrüder Weber wurde, der den Flug der Vögel und das Schwimmen der Fische erklärte, der in einem andern Werke die Kometenbahnen als Parabeln anzusehen vorschlug, ein Kunstgriff, der in den Händen Olbers' so fruchtbringend wurde und heute von allen Astronomen benutzt wird: von ihm war es zu erwarten, daß er auch für den Schlag des Rochens eine mechanische Theorie hatte. Er meint, die elektrischen Organe gäben durch eine Reihe rasch wiederholter mechanischer Stöße den betäubenden Schlag, der ein ähnliches Gefühl verursachte, wie wenn man sich an dem Ellenbogen gestoßen hätte, ein Gefühl, was wohl jeder zu seinem Schmerze erfahren hat. Eine ähnliche Theorie sprach später 1714 nach einer großen Reihe von Versuchen mit dem Zitterrochen an der Küste von Poitou der große Naturforscher Réaumur aus, der sich ewigen Ruhm durch seine Untersuchungen über die Insecten erwarb und in Deutschland Jedermann jedoch noch mehr durch die achtzigtheilige Thermometerscala bekannt ist. Er meint, die elektrischen Organe zögen sich, wenn das Thier einen Schlag geben wollte, langsam zusammen und sprängen dann plötzlich wie eine gespannte Saite in ihre alte Form zurück und dieser plötzliche Schlag bewirkte die Betäubung, auch beschreibt er die Organe als mehrere Muskeln, aus gänsefederdicken Fäsern zusammengesetzt, und bemerkt, daß die Zusammenziehung dieser Muskeln mit bloßem Auge als eine Abplattung des Rückens der Torpedo zu sehen sei, daß das Zurückspringen aber so rasch erfolgte, daß man es mit den Augen nicht verfolgen könnte. Réaumur's Autorität beherrschte damals die Welt, seine Meinung drang überall durch, Linné, der Reformator der Zoologie und Botanik, und Haller, der große Physiologe, nahmen seine Theorie an und man hielt die Frage über die Zitterrochen und ihre wunderbare Kraft für abgemacht.

Während so die Wirkung des Zitterrochens auf rein mechanische Momente zurückgeführt schien, öffneten sich mit der Bekanntschaft mit den übrigen elektrischen Fischen ganz neue Bahnen der Anschauung, ganz neue Theorien, nachdem vorher die Physik in der Electricitätslehre außerordentliche Fortschritte gemacht hatte.

Die sogenannte Kleist'sche oder Leydener Flasche wurde nämlich im October 1745 vom Domherrn von Kleist zu Kamin in Pommern und wohl unabhängig davon ein Jahr später zu seinem eigenen größten Schrecken von Musschenbroek in Leyden, der ihre Wirkung, wie er in seinem Entdeckungsbriefe an Réaumur sagt, zum zweiten Male nicht um die Krone Frankreichs ertragen möchte, entdeckt, und diese Entdeckung, die alle Naturforscher der Welt mit Staunen füllte und dem Studium der Elektricität ein ganz neues Leben gab, verbreitete sich über Europa mit einer ganz außerordentlichen Schnelligkeit. Ueberall wurden die Versuche mit der Leydener Flasche wiederholt und selbst der König von Frankreich ließ in seiner Gegenwart damit experimentiren. Man darf es deshalb nicht zu hoch anrechnen, wenn unter dem Einfluß dieser so wunderbaren Entdeckung der um die Naturgeschichte der Weichthiere so verdiente, in der Botanik als Gegner des künstlichen Systems Linné's bekannte Michel Adanson, als er 1751 am Senegal die Bekanntschaft des Zitterwelses, den die dortigen Franzosen Trembleur nannten, machte, dessen Schlag sofort mit dem der Leydener Flasche verglicht: er hatte ja Paris grade in der Zeit verlassen, wo die Leydener Flasche als wunderbarstes Instrument in den Händen Jedermanns war. Gewöhnlich schreibt man auch Adanson die erste Kenntniß des Zitterwelses zu, doch hatte schon 1620 der englische Schiffscapitän Richard Jobson in seiner Reise nach dem Flusse Gambia von diesem Zitterfische Nachricht gegeben, es heißt da nämlich: „Als Jobson's Schiff zu Kassan lag, erhielten sie eine große Menge Fische, die sie auf dem Verdeck auswarfen. Als von denselben einer, der einem Brassen ähnlich sah (like an English brame), von einem Matrosen aufgenommen wurde, schrie dieser sogleich, er hätte den Gebrauch seiner Hand verloren. Was, sagte ein Anderer, bloß vom Anrühren eines Fisches? Er ging darauf hin, stieß den Fisch mit seinem nackten Fuß und fand, daß ihm das Gefühl verging. Dies brachte das Schiffsvolk rund um ihn her. Als es nun sah, daß sie von ihrer Erstarrung wieder bald zu sich selbst kamen, so rief es den Koch auf's Verdeck und sagte, er sollte den Fisch wegnehmen. Er war ein einfältiger Mensch und that es also mit beiden Händen: sogleich sank er nie-

der und beklagte sich bitterlich, daß sein Gefühl weg wäre. Ein Schwarzer, Sandie genannt, welcher portugiesisch sprechen konnte, kam an Bord, lachte über die Furcht und sagte, sie sollten den Fisch tödten, so könnte er ihnen kein Leid mehr thun, weil seine böse Eigenschaft aufhörte, wenn er todt wäre." Auch Franc. Moore, der 1730 eine Reise in's Innere von Afrika machte, erwähnt beim Flusse Gambia: Den ersten des Christmonats, da einige der Eingeborenen ein Netz bekommen hatten, fischten sie in der See über Yamyamakunda, fingen eine große Menge Fische und unter andern auch einen, der einem Gründlinge etwas gleicht, aber viel größer war und durch seine lähmende Kraft, wenn man ihn anrührte, darthat, daß er der Krampffisch oder Torpedo wäre.

Wie nun so der Zitterwels im Gambia und Senegal aufgefunden war und Adanson seinen Schlag schon mit einem elektrischen verglichen hatte, so fand ihn 1762 der Schwede Pehr Forskål, der mit Carsten Niebuhr jene berühmte dänische Reise in den Orient machte und dort auch 1763 den Anstrengungen unterlag, im Nil. „Diesen Fisch,**) sagt er, „der auf arabisch raasch, d. i. der Donner, heißt, essen die Egypter und loben seine Schmackhaftigkeit. Aber das Merkwürdigste ist seine wunderbare Eigenschaft zu erzittern, wobei der Schwanz leicht bewegt wird, während man den Kopf mit der Hand berührt. So leicht war aber dies Erzittern, daß man aus dessen Kraft und Schnelligkeit unmöglich den Schmerz ableiten kann. Nichts dagegen gleicht mehr seinem Schlage als die Elektricität, und wenn man ihn an seidenen Fäden aufgehängt hat, theilt er durch Eisen die elektrische Kraft mit."

Wir sehen also, daß mit der Kenntniß des Zitterwelses mit einemmal und unabhängig von einander von verschiedenen Seiten die Elektricität zur Erklärung der betäubenden Wirkung herbeigezogen wird, daß Adanson zwar zuerst die Schläge der Leydener Flasche mit denen des Zitterwelses vergleicht, daß aber Pehr Forskål zuerst tiefer in die Verhältnisse eindrang und den Schlag selbst von einer Elektricitätsentwicklung ableitete. Auch der scharfsichtige Engelbr. Kämpfer, der 1682, wie schon oben erwähnt, am Persischen Meerbusen den Zitterrochen untersuchte, sagt: „So groß ist die Kraft seines Schlages, daß er wie ein kalter Blitzschlag den Berührenden niederschmettert," und ein etwas phantastischer Geschichtschreiber könnte also hierin den ersten Vergleich mit der Elektricität erkennen, wenn er zu gleicher Zeit vergäße, daß erst anderthalb Jahrhunderte später Franklin den Blitz auf elektrische Ursachen zurückführte. Doch ist es merkwürdig, daß die Araber den Zitterrochen und Zitterwels mit dem Namen raad, d. h. der Zitterer, der Donner, bezeichnen, womit man jedoch nicht mit Geoffroy St. Hilaire in der Description de l'Egypte ein Ahnungsvermögen der Araber über die gleichen Ursachen der merkwürdigen Kraft dieser Fische mit den Gewittern erkennen wird.

Wir sehen zu gleicher Zeit mit dem Zitterwels auch den Zitteraal auf dem Schauplatz der europäischen Wissenschaft auftreten. Der französische Astronom Richer, welcher im Auftrage der französischen Akademie in den Jahren 1672 und 1673 auf der Insel Cayenne astronomische Beobachtungen anstellte und dabei zuerst die Verkürzung des Secundenpendels unter dem Aequator bemerkte, gibt die ersten Nachrichten über diesen Fisch. „Es ist," sagt er, „ein Fisch, ähnlich einem Aal, beinsdick und drei bis vier Fuß lang, der, wenn man ihn mit dem Finger oder auch mit der Spitze eines Stockes berührt, dermaßen den Arm erschüttert, daß man ihn eine halbe Viertelstunde nicht rühren kann und vor Schwindel fast auf die Erde fällt. Die Eingebornen erzählen, daß er seine Beute mit dem Schwanze todtschlägt." Auch der französische Akademiker de la Condamine, der die berühmte Gradmessung im Hochlande von Peru zur Bestimmung der Gestalt der Erde mitmachte und sich demzufolge von 1735 bis 1746 in Südamerika aufhielt, gibt ähnliche Nachrichten über den Zitteraal im Amazonenstrom, dort Puraque genannt. Ein solcher Fisch wird 1752 an den bekannten Naturforscher Allamand in Leyden geschickt, und wie er darin den Gegenstand jener merkwürdigen Nachrichten erkennt, schreibt er an seinen Freund 's Gravesande, damals Gouverneur zu Rio Essequibo in holländisch Guiana, um weitere Nachricht. Im Jahre 1754 antwortet ihm dieser: „Der Aal bringt dieselbe Wirkung hervor, wie die Elektricität, wie ich sie bei Euch oft gefühlt habe, wenn Ihr mit jener elektrisirten Flasche experimentirtet." Ganz ähnliche Nachrichten gibt Franz van der Lott, Chirurg zu Essequibo, in einem Briefe vom 7. Juni 1761. „Die Kraft dieser Fische," schreibt er, „hat sehr viel Aehnlichkeit mit der Elektricität, nur daß man keine Funken aus ihm, wie aus einer Elektrisirmaschine, ziehen kann. Die Metalle leiten den Schlag weiter, während

*) Forskål nennt ihn noch Raja torpedo, die er wie Linné als schwimmende Amphibien aufführt, meint aber, es müßte wohl ein neues Genus sein. Erst Broussonet 1782 erkennt ihn als Wels und der Graf de Lacépède macht ihn 1798 zu einer neuen Gattung Malapterurus.

die Isolatoren der Elektricität ihn nicht durchlassen."

Es ist wahrhaft wunderbar zu sehen, wie in zwei Welttheilen zu gleicher Zeit die Wirkung der Zitterfische als eine elektrische ausgesprochen wird, und man sieht mit Bewunderung, wie der ganze Standpunkt der Wissenschaft zu einer bestimmten Zeit auf eine bestimmte Entdeckung hinarbeitet und durch verschiedene Werkzeuge den Zweck erreicht.

Aber die Autoritäten hielten noch fest an der mechanischen Theorie Réaumur's, und als der große Leydener Physiker Peter van Muschenbroek 1760 an die französische Akademie meldet, der Zitteraal gäbe seinen Schlag durch eine Elektricitätsentwicklung und mit der Torpedo würde es wohl dasselbe sein, meint der Secretär dieser gelehrten Körperschaft, dies wäre eine voreilige Annahme, und auch erst nach langen Versuchen hätte Réaumur für den Zitterrochen die mechanische Erklärung seines Schlages gefunden, auch beim Zitteraal würde man wohl diese nach den geeigneten Versuchen bestätigt finden und sehr sei es deshalb zu bedauern, daß der Zitteraal, den man von Guiana an Muschenbroek geschickt hätte, todt angekommen sei. Also weit entfernt, daß die elektrische Theorie in der Wissenschaft Eingang gefunden hätte, wurde sie im Gegentheil auf's Entschiedenste zurückgewiesen und es war noch einem andern Manne das Verdienst aufbehalten, durch geeignete Versuche unumstößlich darzuthun, daß die Zitterfische im Augenblicke des Schlages Elektricität entwickelten und daß diese grade das betäubende Gefühl verursachte.

Wie man nun Benjamin Franklin das Verdienst zuschreibt, die Gewitter als elektrische Entladungen aufzufassen, und wie d'Alembert auf ihn jenen Vers

Eripuit coelis fulmen sceptrumque tyrannis

angewendet hat, in eben dem Sinne muß für die elektrischen Fische John Walsh gefeiert werden.

John Walsh war ein reicher Kaufmann und Parlamentsmitglied in London und uneigennütziger Eifer für die Wissenschaft hatte ihn zum Mitglied der Royal Society gemacht. Im Sommer 1772 hielt er sich zu la Rochelle auf und stellte mit den Zitterrochen Versuche an, deren Erfolg er in zwei Briefen an Benjamin Franklin, damals dem populärsten Namen in der Elektricitätslehre, meldete. Bald fand er, daß beim Schlage wirklich Elektricität entwickelt wurde, daß Leiter der Elektricität, wie Metalle, Wasser, den Schlag leiteten und Isolatoren, wie Glas, Siegellack, ihn nicht durchließen. Aber noch mehr, Walsh fand, daß die eine Seite des Fisches ein elektrisches Fluidum, das positive, die andere das negative ausströmte, daß der Fisch also dieselbe Organisation wie die Leydener Flasche hätte, bei der auf der einen Seite die positive, auf der andern die negative Elektricität angehäuft sei; der Schlag entstände nun grade wie bei dieser, wenn man Bauch und Rücken durch einen Leiter, wie Wasser, die beiden Hände u. s. w. mit einander verbände, und man fühlte also die durch den Körper fließende Elektricität. Die Richtigkeit dieser Theorie bestätigte Walsh durch einen Versuch, den er am 22. Juli 1772 vor der Akademie der Wissenschaften von la Rochelle ausführte und den der Secretär dieser Gesellschaft, der Maire der Stadt, Mr. de Seignette, beschreibt. Auf einem nassen Tuche (t) lag eine lebendige Torpedo auf einem Tische (Fig. 9), um

Fig 9.

Schema des Walsh'schen Versuchs. t ein nasses Tuch auf dem der Zitterrochen liegt; A — E fünf vom Erdboden isolirte Personen; W Walsh selbst; 1 — 6 sechs mit Wasser angefüllte Gefäße; d d' zwei Dräthe von Messing.

einen andern Tisch standen fünf Personen (A—E), von dem Erdboden isolirt, zwei messingene Drähte (d d') hingen an seidenen Fäden von der Decke des Zimmers herunter, einer dieser Drähte (d) ruhte mit seinem einem Ende auf dem nassen Tuche, das andere Ende tauchte in ein Gefäß (1) mit Wasser, das auf dem zweiten Tische stand, auf dem sich noch fünf andere solcher Gefäße (2—6) mit Wasser befanden; die erste Person tauchte nun einen Finger der einen Hand in das Gefäß (1), zu dem der Draht führte, und einen Finger der andern Hand in das zweite Gefäß (2) und so fort, bis alle fünf Personen unter einander durch das Wasser in den Gefäßen in leitender Verbindung standen. In das letzte Gefäß (6) tauchte der zweite Draht (d'), dessen anderes Ende Walsh (W) selbst in der Hand hatte: sowie

er nun mit demselben den Rücken der Torpedo berührte, gab diese einen Schlag, den alle fünf Personen deutlich fühlten, grade als wenn er von einer Leydener Flasche gekommen wäre.

So war es durch Walsh*) ausgemacht, daß der Zitterrochen durch eine elektrische Entladung seinen Schlag gebe, und die Royal Society in London ehrte diese große Entdeckung ihres Mitgliedes durch die Copley-Medaille, bei deren Ueberreichung am 30. November 1774 der berühmte Präsident dieser Gesellschaft, Sir John Pringle, eine vortreffliche Rede über den Zitterrochen hielt und auf's Würdevollste Walsh's Verdienste hervorhob. Wenn Walsh auch Vorläufer in dieser elektrischen Theorie hatte und wir gesehen haben, daß Adanson, 's Gravesande, Musschenbroek, van der Lott und Forskål der Reihe nach und meistens unabhängig von einander ähnliche Annahmen machten, so sahen wir doch auch, daß die meistens oberflächlichen und unter ungünstigen Verhältnissen angestellten Versuche dieser Männer die Autorität der Réaumur'schen Theorie nicht zu erschüttern vermochten: erst als Walsh aufgetreten war, verlor diese ihre Macht, die elektrische Theorie war durch Versuche bewiesen und Haller's großer Namen wandte sich ihr zu. Wie man also Harvey die Entdeckung des Kreislaufs des Blutes, Newton die Entdeckung des Gravitationsgesetzes, Franklin die Entdeckung der electrischen Ursachen der Gewitter, Gauß und Weber die Entdeckung des electrischen Telegraphen zuschreibt, in eben dem Sinne gebührt John Walsh das Verdienst, unter dem Einfluß entgegenstehender Autoritäten, die electrischen Ursachen der wunderbaren Wirkung der Zitterfische nachgewiesen zu haben.

Walsh**) begnügte sich nicht damit, seine Theorie am Zitterrochen bestätigt gefunden zu haben, auch am mächtigen Zitteraale wollte er sie prüfen: er bemühte sich deshalb, einen solchen lebenden Fisch nach London zu erhalten, aber lange vergeblich, denn sie kamen stets todt an; darauf setzte Walsh einen großen Preis dafür aus und schon 1776 bekam er fünf lebendige Zitteraale. Walsh fand daran seine Annahmen alle bestätigt und durch siebenundzwanzig Personen setzte der Schlag sich fort, auch war die Elektricitätsentwicklung so stark, daß man deutliche Funken, wie an einer Elektrisirmaschine, erhielt. Für die Bestätigung der Walsh'schen Annahme müssen wir hier noch eines bemerkenswerthen Versuchs gedenken, der vom großen englischen Physiker Henry Cavendish angestellt wurde, demselben, der das specifische Gewicht der Erde mittelst seiner Drehwage bestimmte, der entdeckte, daß Sauerstoffgas und Wasserstoffgas sich zu Wasser verbinden und der trotz seiner Erbschaft von anderthalb Millionen Pfund Sterling doch den Wissenschaften treu blieb. Dies ist sein Versuch, die Wirkung der Torpedo mit der gewöhnlichen Elektricität nachzuahmen; wenn Walsh's Ansicht richtig war, mußte dies ja möglich sein. Aus einem dünnen Brette und später aus Leder schnitt deshalb Cavendish eine Scheibe (T) von der Form des Zitterrochens, 10 Zoll breit, auf die er jederseits ein Staniolscheibchen (ss), die elektrischen Organe darstellend, klebte. (Fig. 10.) An dem Kopfende hatte das Modell einen 40 Zoll langen Stiel (S), an dem jederseits, in eine Glasröhre (gg) der Isolation wegen einge-

Fig. 10.

Cavendish' Modell von der Torpedo. T Scheibe von Holz oder Leder; S Stiel derselben; s Staniolscheiben; g Glasröhre; d darin eingeschlossener Drath; e das Ende desselben, das zum einen Pole der Leydener Batterie führt.

*) Seine Versuche wurden schon 1772 zu Livorno von Joh. Ingenhouß, dem berühmten kaiserlichen Leibarzte, wiederholt und völlig bestätigt.

**) Als ein besonderes Verdienst von Walsh muß noch angeführt werden, daß John Hunter, jener große englische Chirurg und Anatom, auf seine Veranlassung seine ausgezeichneten anatomischen Untersuchungen über die Torpedo und den Gymnotus anstellte.

schlossen, ein Draht (dd) herablief, der an die Staniolscheibe seiner Seite festgelöthet war; die andern beiden Enden (e) dieser Drähte führten nun zu den beiden Polen einer aus neunundvierzig Leydener Flaschen bestehenden, also sehr mächtigen Batterie. Setzte man das Torpedomodell nun in einen Bottich mit Wasser und entlud durch dasselbe die Batterie, so floß die Elektricität von der einen Staniolbelegung zur andern durch das Wasser und die hineingehaltene Hand fühlte deutlich den Schlag, und am stärksten grade wie beim Zitterochen selbst, wenn man die Rücken- und zu gleicher Zeit die Bauchseite berührte. „So," schließt Cavendish seine geistreiche Abhandlung, „stimmt, wie ich denke, die Wirkung der künstlichen Torpedo auf's Beste mit derjenigen der natürlichen überein."

Cavendish zeigte ferner, welch ungeheure Menge Elektricität der Zitterochen entwickeln müßte,*) wenn man den Schlag im Wasser fühlen sollte, ohne den Fisch selbst zu berühren, und die Fischer sagten sogar aus, daß sie dies selbst in zwölf Fuß Entfernung vom Fisch vermöchten. Denn nach seinen Versuchen leitet das Wasser vierhundert Millionen Mal schlechter als Eisen die Elektricität, und der menschliche Körper leitet sie noch schlechter als Wasser: und doch fühlt die Hand noch den Schlag, wenn sie weit von der Torpedo in's Wasser getaucht ist, wo also nur ein wahrhaft unendlich kleiner Theil der ganzen entwickelten Elektricität durch sie hindurchgeht. Denn die Elektricität geht nicht allein den kürzesten und besten Weg, sondern geht alle Wege, die sich ihr darbieten, nur geht durch den bessern Leiter entsprechend mehr, als durch den schlechtern: wenn man also eine Leydener Flasche durch einen Metalldraht und zugleich durch die Hand entlädt, so fühlt man allerdings wohl nicht den Schlag, aber nicht, weil keine Elektricität durch die Hand geht, sondern weil durch sie nur viele Millionen Mal weniger passirt, als durch den Draht. Wenn nun eine Torpedo im Wasser einen Schlag gibt, so erfüllt die Elektricität das ganze Wasserbecken, aber je weiter vom Fische, desto weniger geht durch dasselbe. Cavendish erläutert dies durch die beistehende Zeichnung (Fig. 11), wo man um so weniger vom Schlage fühlt, in eine je entferntere Curve man seine Hand hält. Hierin liegt der Grund, warum man von den wüthendsten Schlägen des Zitterochens Nichts fühlt, wenn man ihn auf einem metallenen Teller trägt, denn das Metall leitet ja so unendlich viel besser die Elektricität als die tragende Hand, daß durch diese so wenig geht, daß sie es nicht fühlt: eine Erscheinung, die Humboldt und Gay-Lussac, welche 1806 mit der Torpedo in Neapel experimentirten, besonders auffiel.

Fig. 11

Cavendish' Darstellung der Strömungscurven der Elektricität, beim Schlage des Zitterochens. T Querschnitt der Torpedo.

So war der erste große Schritt zur Erkenntniß der wunderbar betäubenden Kraft der Zitterfische gethan, es war nachgewiesen, daß es eine elektrische Wirkung sei; um den zweiten Schritt vorwärts zu kommen, mußten andere Männer auf dem Schauplatz erscheinen.

John Hunter, Spallanzani, besonders aber Galvani in der Zeit seines Unglücks 1797 und der am Cap der guten Hoffnung experimentirende englische Arzt Todd bewiesen, daß die Entwicklung der Elektricität vom Nervensysteme abhinge: wenn man die großen Nerven durchschnitt, die bei der Torpedo vom Gehirn zu den, von dieser Zeit an, so genannten elektrischen Organen gingen, so befanden sich zwar die Fische noch ganz wohl, aber zu elektrischen Schlägen konnten sie nicht mehr veranlaßt werden; sobald die Nerven durchschnitten waren, hatte der Wille des Fisches keinen Einfluß mehr auf die wunderbare Kraft seiner elektrischen Organe, grade wie der Mensch seine Glieder nicht mehr bewegen, mit seinem Auge nicht mehr sehen kann, wenn seine Nerven gelähmt sind.

Ein bedeutungsvolles Interesse gewinnen noch die elektrischen Fische durch die besondere Aufmerksamkeit, die ihnen einer der größten Physiker, jener Alexander Volta, widmete, indem er ihre Wirkung auf die seiner elektrischen Säule zurückführen wollte und diese sogar in seinem Entdeckungsbriefe an Sir Jos. Banks vom 20. März 1800, im

*) Faraday fand, daß eine mittlere Entladung eines mittelgroßen Zitteraals gleichkäme der einer Batterie von 15 Leydener Flaschen von jederseits 3500 Quadratzoll Belegungsfläche im Ganzen.

Gegensatz zum elektrischen Organ der Torpedo, „organe électrique artificiel“ nannte. Bald bestätigte sich auch, daß die Elektricität der Torpedo dieselben Wirkungen hervorbringt, durch welche die Volta'sche Säule so berühmt wurde, daß sie Drähte erhitzt und glüht, Eisen magnetisch macht, Wasser in seine Elemente zersetzt. Dann fand John Davy, der Bruder des berühmten Chemikers Sir Humphry Davy, 1832, daß von der Rückenseite der Torpedo die positive, von der Bauchseite die negative Elektricität ausströmt, die Polarität des Zitteraals untersuchten 1838 Faraday und 1839 Schönbein an einem lebenden Gymnotus in London, die Polarität des Zitterwelses bestimmte 1857 du Bois-Reymond in Berlin an jenen lebenden Malapteruren, die die Frau des Missionärs Anderson trotz unterwegs erlittenen Schiffbruchs von Creek Town am Old-Calabar-Flusse glücklich nach Edinburg gebracht hatte und die durch Professor Goodsir nach Berlin gelangten. So wuchsen die Kenntnisse über die elektrischen Fische mit dem Fortschritt der Physik und Physiologie immer mehr in's Einzelne, doch in der Aufklärung des Wie der Elektricitätsentwicklung konnte man, trotz vieler Hypothesen, die ich hier nicht ferner berühre, nicht weiter gelangen, als zu jener Analogie zwischen den elektrischen Organen und den willkürlichen Muskeln, die, wie erwähnt, besonders von Matteucci in Pisa hervorgehoben wurde. Zwar hatten seit Redi die alten Anatomen die elektrischen Organe des Zitterwelses sichelförmige Muskeln genannt, aber erst G. Carus und der Naturphilosoph H. Steffens bildeten jene Analogie weiter aus, die dann durch jenen Pisaner Physiker auf ihren jetzigen Standpunkt gehoben wurde.

Nachdem wir so die Geschichte der elektrischen Fische durchlaufen haben, drängt sich die Bemerkung auf, daß zwar viel geleistet, das Meiste aber noch übrig ist: eine Betrachtung, welche die Geschichte aller Wissenschaften, sogar die der Astronomie hervorruft. Und es wird erzählt, daß, als Jemand sich einst gegen d'Alembert beklagte, daß die „Encyclopädie“ solch große Ausdehnung gewonnen hätte (33 Foliobände), dieser große Gelehrte ihm antwortete: „Sie würden sich weit mehr zu beklagen haben, wenn wir eine negative Encyklopädie herausgegeben hätten (d. h. eine solche, welche die einfache Angabe der Dinge enthielte, die wir nicht wissen), sicherlich würden dann hundert Foliobände nicht ausgereicht haben.“ Wenn uns nun auf der einen Seite die Geschichte die Lücken unserer Kenntnisse lehrt, so gibt sie uns auf der andern Seite zugleich die tröstliche Nachricht, daß das eifrige Streben, diese Lücken auszufüllen, selten unbelohnt geblieben ist und daß, wie sehr es dem Menschen geziemt, sich vor der Erkenntniß des „Wesens der Dinge“ zu bescheiden, doch alle Erkenntniß, die diesseits desselben liegt, in den Bereich des menschlichen Geistes zu gehören scheint.

Neue reiche Fundstätten vorweltlicher Säugethierknochen in Südrußland.

Von Dr. Jakob Nöggerath.

Die Knochen einer ziemlichen Anzahl Arten von ausgestorbenen vorweltlichen Säugethieren finden sich bekanntlich vorzugsweise in den Kalkstein- und Dolomithöhlen von Deutschland, Ungarn, Rußland, Italien, Belgien, Frankreich, England u. s. w., und es sind diese Thiere überhaupt in Mittel- und Südeuropa, vielleicht im ganzen europäischen Continent, und in Asien verbreitet gewesen. Wir wollen sie die europäischen vorweltlichen Höhlensäugethiere nennen, denn in dem amerikanischen Continente gibt es ebenfalls ähnliche Höhlen mit Thierknochen, aber die Thiere, von welchen diese Reste stammen, gehörten ganz andern Arten an, die wir hier nicht in Rücksicht ziehen. Zu jenen europäischen Höhlensäugethieren sind vorzugsweise Bären, Hyänen, Katzen von der Größe unserer Löwen und Tiger, Wölfe, Füchse, Vielfraße u. s. w. zu rechnen. Mit den Resten solcher Raubthiere zusammen kommen auch Knochen von untergegangenen Arten von Pflanzenfressern vor: Pferde, Ochsen, Hirsche, Elephanten (Mammuthe), Rhinocerosse u. s. w. Die so vielfach in Europa verbreiteten Knochenhöhlen sind bereits so genau beschrieben, oft genug bis in's Einzelne geschildert, daß wir es überflüssig halten, hier mehr davon zu sagen, als nur ein paar allgemeine Resultate anzuführen, welche sich bei den zahlreichen Untersuchungen derselben zuverlässig herausgestellt haben. In vielen dieser Höhlen haben die Raubthiere gelebt, es waren ihre Aufenthaltsorte und sie sind darin durch Fluthen umgekommen. Ihre Knochen finden sich unter der später gebildeten kalkigen Tropfsteindecke, oft in ganzen Gerippen in eine lehmartige, von thierischen Theilen durchzogene, oft schwarze und aasartig riechende Erde eingehüllt. Die Knochen der pflanzenfressenden Säugethiere, welche damit zusammen liegen, sind meist mehr fragmentarisch. Diese Thiere konnten nur die Beute der Hyänen, Bären, Tiger u. s. w. gewesen sein, welche letztere in die

Höhlen geschleppt hatten, denn nicht selten erscheinen die Knochen der Pflanzenfresser angenagt, ganz unverkennbar mit Furchen versehen, welche von den Eindrücken der Zähne der Raubthiere herrühren und bei dem Abreißen und Abnagen des Fleisches von den Knochen entstanden sind. Selbst hat man in solchen Höhlen noch Anhäufungen des festen Koths der Hyänen gefunden, der in seiner Form so vollkommen erhalten war, daß die Wärter von Menagerien ihn augenblicklich als Excremente von Hyänen erkannten. Auch die chemische Zusammensetzung derselben entspricht derjenigen des Koths unserer heutigen Hyänen. Aber nicht alle Höhlen, welche Knochenreste beiderlei Art enthalten, waren ursprüngliche Aufenthaltsorte jener Raubthiere. Einige Höhlen enthalten die Knochen in einem mehr oder weniger abgerollten Zustande, sie haben ihre Apophysen größtentheils eingebüßt und sind mehr oder weniger zerbrochen, auch erscheinen diese Höhlen zuweilen ganz mit einem Haufwerk von Knochen erfüllt. Die so zertrümmerten Knochen können nur vom Wasser eingeschwemmt worden sein, welches auch die zahlreichen dazwischen lagernden Steingeschiebe beweisen.

Die Höhlensäugethiere gehören der geologischen Periode an, welche man die diluviale oder postpleistocene nennt; es ist diejenige, welche im Alter den sich noch heut zu Tage fortbildenden Gebirgsschichten unmittelbar vorangeht, nämlich denjenigen Ablagerungen, in welchen wir nur Reste der Fauna und Flora der Jetztzeit eingeschlossen finden. Die Knochen jener vorweltlichen Thiere sind übrigens nicht bloß aus den Höhlen bekannt, man hat sie auch in ausgebreiteten Lehm- und Conglomeratlagern angetroffen, so z. B. bei Quedlinburg, Köstriz, Canstadt, Eichstätt, im Lasathale, bei Abbeville, Valdarno, in der Auvergne u. s. w. Auch findet man sie in den Knochenbreccien am Mittelmeere. Der k. russische Staatsrath und Professor der Zoologie an der Universität zu Helsingfors, Dr. Alexander Nordmann, entdeckte aber jüngst in Südrußland ausgedehnte Lehmablagerungen, welche solche Knochen in einer ganz außerordentlichen Menge enthalten und machte darüber zwei beschreibende Quarthefte, begleitet von einem schönen Atlas im größten Folioformate mit Abbildungen der interessantern Knochen, unter dem Titel: „Paläontologie Südrußlands“ (Helsingfors, 1858) bekannt. Mit diesen beiden Heften ist die gelehrte osteologische Arbeit nicht abgeschlossen, welche eigentlich nur für den Anatomen und Paläontologen vom Fache geschrieben ist. Ihre allgemeinen Ergebnisse verdienen indeß jetzt schon in ganz eng gehaltener Uebersicht in weitern Kreisen bekannt zu werden

Nordmann führt folgende von ihm entdeckte neue reiche Fundstellen in Südrußland von fossilen Knochen an: 1) im Diluviallehm in Odessa. Dieser Lehm, stellenweise sehr mächtig, liegt unter einer Schicht eines festen kalkigen Conglomerats von tertiären Meermuscheln (Cardium litorale Eichw.) und enthält die Knochen in größter Unordnung durcheinander, oft zerbrochen und beschädigt, andere aber wieder vollkommen erhalten. Knochen von Bären, Hyänen, Tigern, Hunden, Mammuthen, Ochsen, Hirschen und Bibern kommen hier zahlreich vor. 2) Das reiche Knochenlager bei Nerubaj. Nerubaj ist ein Dorf, 12 Werst von Odessa. Das Vorkommen der Knochen ist hier ähnlich demjenigen bei jener Stadt und das kalkige feste Muschellager, welches den knochenführenden Lehm bedeckt, sehr mächtig. 3) In dem muschelführenden Kalke von Odessa selbst. Die hier vorkommenden Knochen sind petrificirt und meist rothbraun von Farbe. 4) In dem muschelführenden Kalk von Kertsch und Taman. 5) In dem tertiären Becken von Bessarabien. Sämmtliche genannte Fundorte sind solcher Art, daß man an dem wirklichen fossilen Zustande der gefundenen Knochen nicht zweifeln kann, da sie in weitverbreiteten sedimentären Lagern vorkommen und von andern Sedimentschichten bedeckt sind. Bei den Knochen aus den Höhlen, in welche noch zu jeder Zeit Thiere gelangen können, die darin sterben und ihre Knochen zurücklassen, sind aber Bedenken über die wirkliche fossile Beschaffenheit der vorfindlichen Knochen sehr leicht möglich, da man kein ganz durchgreifendes Kennzeichen besitzt, um aus dem Zustande die unzweifelhaft fossilen Knochen von denjenigen noch lebender Thierarten unterscheiden zu können.

Die fossilen Knochen, welche Nordmann an jenen südrussischen Localitäten gefunden und genau beschrieben hat, gehören folgenden vorweltlichen Säugethieren an:

1) Dem Höhlenbären (Ursus spelaeus). Die Knochen von mehr als 400 Bärenindividuen fand er in einem sehr engen Bezirk bei Nerubaj zusammen, während das gleichartig beschaffene Gebiet ¼ Quadratwerst groß ist. Gewöhnlich lagen die Bärenknochen mit Knochen von andern Thieren bunt durcheinander; nicht selten fanden sich aber die zu einem und demselben Gerippe gehörigen Theile so nahe beisammen, daß man im Stande war, sämmtliche Knochen eines Skelets zu gewinnen. Sehr viele Knochen waren indeß beschädigt, zerbrochen und im Wasser abgerollt und einige von Meerwürmern angefressen, andere aber wieder in den zartesten Theilen, z. B. Schulterblätter jüngerer Bären, vollkommen erhalten. Aus Nordmann's ge-

nauen osteologischen Untersuchungen der Höhlenbärenknochen geht hervor, daß der fossile Bär von Odessa mit dem Höhlenbären des übrigen Europa's aus den eigentlichen Höhlen völlig identisch ist, daß man aber darunter eine größere und eine kleinere vollwüchsige Race unterscheiden muß, welche Nordmann ursus spelaeus major und minor nennt. Nach seinen Ermittlungen werden die mehrfachen Arten von fossilen Bären, welche andere Schriftsteller aufgestellt haben, immer zweifelhafter und möchten vielleicht nur als individuelle Verschiedenheiten zu betrachten sein. Diese Ansicht hatte auch schon Quenstedt, indem er sich auf die große Reihe von Schädeln der fossilen Bären im Berliner Museum bezog, an welchen sich die Grenzen von verschiedenen Arten nicht ermitteln ließen. Nordmann weist übrigens aus anatomischen Gründen ganz ab, daß der Höhlenbär der Stammvater einer Bärenart der Jetztwelt sein könne.

2. Dem Höhlentiger (Felis spelaea). Nur wenige Reste dieser den heutigen Löwen in der Größe übertreffenden Katze wurde bei Nerubaj gefunden. Es ist dieselbe Art, welche Goldfuß aus der Gaylenreuther Höhle in Franken beschrieben hat.

3. Der Höhlenhyäne (Hyaena spelaea). Sie kommt in dem Lehm von Odessa und bei Nerubaj vor, und ihre Knochen sind nach denen der Bären am häufigsten. Die Knochen fanden sich meist zertrümmert, ein vollständiger Hyänenschädel war nicht zu erhalten, aber neun Unterkiefer wurden gewonnen. Alle untersuchten Hyänenknochen gehörten der von anderwärts längst bekannten Hyaena spelaea an, welche der noch jetzt lebenden gefleckten Hyäne (Hyaena crocuata) sehr ähnlich ist. Es scheint, daß es nur diese einzige fossile Hyänenart gibt, und daß die von mehrern Schriftstellern aufgeführten weitern Arten nur als individuelle Unterschiede betrachtet werden müssen.

4. Dem Höhlenwolf (Canis lupus spelaeus). Es ist dieses Thier von Odessa und Nerubaj ganz dasselbe, welches man aus Höhlen in Deutschland, Frankreich und England kennt. Der Höhlenwolf ist unserm heutigen Wolf sehr ähnlich.

5. Dem Höhlenfuchs (Canis vulpes fossilis). An den vorgenannten Fundorten. Osteologisch ist der Höhlenfuchs hinreichend von dem lebenden Fuchs verschieden, um als besondere Art gerechtfertigt zu sein.

6. Dem Höhlenhund (Canis fossilis meridionalis), eine von Nordmann aufgestellte noch nicht beschriebene Art, ein kleiner Hund, etwas größer als der Corsac (Canis Corsac), aber specifisch von diesem verschieden.

7. Thalassictis robusta nennt Nordmann eine fossile Säugethierspecies, welche er als neue Gattung und Art aufgestellt. Die Gattung möchte vielleicht den Viverren am nächsten verwandt sein. Aus dem tertiären Becken von Kischinew in Bessarabien.

8. Dem Höhlenmarder (Mustela martes fossilis). Von dem Steinmarder nicht zu unterscheiden. Stammt von dem vorerwähnten Fundorte und ist früher auch anderwärts in Höhlen und im Diluvium gefunden worden. Seine fossile Beschaffenheit unterliegt keinem Zweifel.

9. Einem Fischotter, den Nordmann Lutra fossilis pontica nennt. Er betrachtet diesen Otter als eine neue, noch nicht beschriebene fossile Species. Aus dem tertiären Boden von Kischinew in Bessarabien.

10. Einer Ziefelmaus, von Nordmann Spermophilus fossilis ponticus genannt, bei Nerubaj gefunden, ähnlich dem lebenden Spermophilus guttatus.

11. Die gefundenen Knochenreste von Wühlmäusen (Arviculae) dürften zu unbedeutend sein, um näher bestimmt zu werden.

12. Einer Blindmaus, welche Nordmann Spalax diluvii nennt. Der fossile Zustand wird von ihm selbst für zweifelhaft gehalten.

13. Einem großen Biber (Castor Tragontherium), bei Taganrog am Asow'schen Meere gefunden.

14. Dem Höhlenbiber (Castor spelaeus), aus dem Lehm von Odessa ausgegraben. Ist auch sonst in Höhlen angetroffen worden, dürfte kaum vom heutigen Biber (Castor fiber) als Art zu trennen sein.

15. Einem Hasen (Lepus diluvianus), größer als Lepus timidus. Zu Nerubaj gefunden.

16. Von Pferden unterscheidet Nordmann aus den Funden von Odessa und Nerubaj vier verschiedene Formen, deren zwei eigentlichen Pferden, zwei aber Eseln näher stehen. Das kleinere Pferd nennt er Equus pygmaeus, die Esel Asinus fossilis major et minor.

Dieses sind die Säugethierknochen, welche Nordmann bis jetzt von den neuen Fundorten in Südrußland untersucht und beschrieben hat. Die dortige fossile Fauna muß aber in ihren Säugethieren noch viel größer sein, welches die vorliegenden Druckhefte mehrfach andeuten. Wir werden daher von dem tüchtigen Zoologen fernere Ausbeute auf diesem vorweltlichen Gebiete zu erwarten haben.

Kaiser Soulouque und sein Hof.

Von

Dr. Karl Scherzer.*)

Es ist eine in vielen Ländern vielgebrauchte Redensart, daß, wer in Rom gewesen und den Papst nicht gesehen, die erste Merkwürdigkeit der ewigen Stadt versäumt hat. Von Haiti läßt sich im nämlichen Sinne sagen: Wer diese Insel besucht und den Anblick Kaiser Faustin Soulouque's und seines Hofes nicht genossen, der hat auch dort sich um das sehenswertheste Schauspiel gebracht.

Ein Negerkaiser und ein Negerhof, welcher alle Reminiscenzen und moderne Formen französischer Königs- und Kaiserhöfe durch seinen Ceremonienmeister copirt — eine schwarze Kaiserin, schwarze Hofdamen und Kammerherren — ein zahlreicher Adel, Herzöge und Grafen, Barone und Ritter, Alle im Colorit der Kentuckykohle mehr oder minder ähnlich! — Ein solches Schauspiel, das wie ein afrikanisches Mährchen mitten in den grünen Gewässern des Antillenmeeres emporgestiegen, ist die Mühe, Kosten und Leiden einer Fahrt nach Haiti beinahe werth!

Se. Majestät der Kaiser Faustin der Erste genießt das seltene Glück, auch englischen Diplomaten zu gefallen. Es war ein Geschäftsträger Ihrer huldreichen Majestät der Königin von England, der, früher in Port-au-Prince wohnhaft, uns zuerst mit fast enthusiastischem Lobe nicht nur die tropische Naturpracht des schönsten Eilandes der Antillen, sondern auch die Eleganz und Anmuth des dortigen Hoflebens gepriesen hat. Dringend forderte er uns auf, dem neuen Weltwunder auch unsere persönliche Huldigung darzubringen. Einer so lockenden Schilderung, die auch hinsichtlich der Liebenswürdigkeit des dortigen Negervolkes im Allgemeinen überaus günstig lautete, war nicht zu widerstehen. So machten wir uns mit dem Dampfer von Jamaica nach Haiti auf den Weg.

Die ersten Eindrücke, die man in diesem Negerstaate empfängt, sind dem Ankömmlinge vom amerikanischen Continente fremder und ungewohnter, als den getreuen Unterthanen europäischer Monarchien, die mit diesen Formen schon vertrauter von Europa nach Haiti kommen. Man bewegt sich bekanntlich selbst in den neuspanischen Republiken ziemlich frei von lästigen Polizeiformeln. Im Hafen von Jacmel, wo der westindische Dampfer anlegt, wird der Fremde im Augenblick, wo er den Boden dieser glücklichen Insel berührt hat, auch gleich das löbliche Streben der Behörden gewahr: Autorität zu zeigen.

Die schwarze Autorität hat etwas beinahe Feierliches und ist ganz darauf berechnet, den Fremden zu imponiren. Man examinirt strenge den Paß, man darf nicht im Innern reisen, ohne einen kaiserlichen Geleitsbrief, und dieser muß auf einen kaiserlichen Stempelbogen geschrieben sein. Promenaden sind in der Nähe der baufälligen Forts verboten. Die schwarzen Zollbeamten visitiren sorgfältig Koffer und Nachtsäcke und lassen den Reisenden, besonders wenn er ein Weißer ist, zuvor lange in der Vorhalle des Zollamtes warten. All' das, sagt man, geschähe in der löblichen Absicht, Autorität zu zeigen und den Fremden gleich zu offenbaren, daß es auch in diesem schwarzen Reiche eine kaiserliche Obrigkeit und kaiserliche Beamten gäbe.

Statthalter von Jacmel ist Se. Durchlaucht der edle Herzog von Leogane, ein schon bejahrter Herr, übrigens ein großes breitschulteriges Negerexemplar purster Raçe. Noch vor zwanzig Jahren im St. Louis-Hotel zu New-Orleans feilgeboten, würde dieser edle Herzog um 1200 Dollars sicher seinen Käufer gefunden haben. Der Commandant der Stadt ist nur Baron, dafür aber Inhaber der Ehrenlegion und des St. Faustin-Ordens. Er hat eine weniger großartige Gestalt als der Herzog, zeigt dafür aber mit wulstigen Lippen einen noch weiter vorspringenden Unterkiefer, der keinen Zweifel läßt, daß sein schwarzadeliger Stammbaum direct vom Sudan herdatire.

Zu diesen ersten imponirenden Eindrücken gesellen sich auf der Weiterreise von Jacmel nach der Hauptstadt Port-au-Prince andere Eindrücke, die den Fremden etwas weniger gefallen, z. B. sehr schlechte Verkehrswege, die zur Hälfte durch Wasser und Sümpfe gehen, kein Comfort in den kahlen und schmutzigen Negerhütten, wo Bananen und Schweinespeck in hinreichender Quantität, sonst aber wenig Genießbares zu finden ist. Schwarze Maulthiertreiber und Diener, die durch ihre Arroganz den Weißen zeigen zu wollen scheinen, daß die Neger die Herren des Landes und die Weißen nur die Geduldeten seien.

In der Hauptstadt Port-au-Prince fehlt eine dem Reisen in civilisirten Ländern unerläßliche Institution: das Hotel oder Wirthshaus. Vielleicht ist in keiner Stadt der Welt der Fremde in dieser Beziehung übler daran. Die fremden Consuln sind nicht von hospitabler Laune, auch wenn man ihnen dringende Empfehlungsbriefe präsentirt. Man entschuldigt es, daß sie selbst in der Stadt

*) Der Aufenthalt des Verfassers auf Haiti während seiner Reise in Westindien fällt in das Jahr 1854; die neuesten Zeitereignisse ergänzen diese interessante Schilderung treffend. Die Red.

enge logiren und die Abende in ihren entfernten Landhäusern bei ihren Familien zubringen. Der Besitzer eines kleinen schmutzigen Kaffeehauses am Hafen, ein Mulatte, ist zwar aus christlicher Liebe und gegen Bezahlung von 2 Dollars täglich per Kopf bereit, Fremde in seine miserable Baracke aufzunehmen. Er sorgt auch dafür, daß man sich an seinem Tische nie durch Ueberfülle von Speisen den Magen verderbe. Ist aber auch diese Kneipe zufällig besetzt, so rettet den Fremden, der nicht nach Landessitte mit dem weichen Straßenkehricht als Lagerstätte vorlieb nehmen will, keine Macht der Welt und der Kaiser Soulouque selbst nicht aus einer solch trostlosen Situation.

Mit Ergebung fügt man sich freilich in das unvermeidliche Unbehagen, wenn Einem dafür die Hoffnung winkt, des Anblickes von dem hohen Herrscher dieser schönen Residenz bald gewürdigt zu werden. Es war Sonnabend, als wir in Port-au-Prince ankamen. Der Generalconsul Ihrer britischen Majestät, an den wir dringend empfohlen waren, bemerkte uns, daß eine persönliche Audienz bei dem Kaiser etwas schwer zu erlangen sei und daß Se. Excellenz der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog Salomon de Saint Louis zuvor schriftlich davon durch den Consul in Kenntniß gesetzt werden müsse. Dieser theilt das Gesuch dem Oberhofmarschall oder dem Ober-Hofceremonienmeister mit, welcher den Wunsch des weißen Fremdlings, sein Antlitz vor dem Throne des Großmächtigsten Beherrschers von Haiti in Ehrfurcht beugen zu dürfen, der schwarzen Majestät vorlegt, und deren Entscheidung sodann dem Minister kund gibt.

Einstweilen suchte man uns mit der Bemerkung zu trösten, daß wir den Kaiser schon Tags darauf bei der großen Heerschau auf dem Marsfelde sehen könnten. Unser Verlangen nach irgend etwas Kaiserlichem war aber außerordentlich. Kaum in der Kaffeebaracke des Mulatten nothdürftig installirt, eilten wir auch schon nach dem kaiserlichen Palaste, hoffend, wie der berühmte Ritter Toggenburg unter den Fenstern des Klosters, das seine Geliebte barg, in sehnsüchtiger Ferne aus den Palastfenstern vielleicht doch etwas von der schwarzen Majestät Angesicht dunkeln zu sehen.

In dem großen Palasthofe des Kaisers Soulouque, rings von Casernen umgeben, herrschte ein bedeutender militärischer Spectakel. Soldaten exercirten, Trommler und Trompeter übten Fäuste und Kehlen, Patrouillen kamen und gingen, zahlreiche Wachen marschirten klirrenden Schrittes sowohl unter den Säulenhallen, als vor den Thoren auf und nieder. Officiere der Garde und der Linie standen einzeln oder gruppenweise umher. Alles zeugte von einem echten Soldatenherrscher, der nicht nur auf die Muskete seine Macht und sein Vertrauen baute, sondern auch militärischen Lärm aus alter Gewohnheit in seinen nächsten Umgebungen liebt.

Das Schloß des Kaisers von Haiti ist unnahbarer als die Pariser Tuilerien unter Louis Philipp waren und als die meisten Fürstenpaläste Europa's sind. Dort wird das Publicum wenigstens in den Vorhof zugelassen und durfte unter Louis Philipp auch das große Thor zwischen diesem Hof und dem Parke passiren. Haitischen Unterthanen ist die Bewunderung kaiserlicher Herrlichkeit nur aus einer noch ehrfurchtsvolleren Distance gestattet.

Dem groben Rufe der Thorschildwache ungeachtet, wagten wir einen alten Negerobersten, der ein Graf oder wenigstens ein Baron zu sein schien und die Wache commandirte, in den höflichsten Ausdrücken um die Erlaubniß zu bitten, den Vorhof des kaiserlichen Palastes mit unsern Sohlen berühren zu dürfen. Er antwortete uns wie ein echter Adliger in ganz verbindlichem Tone und doch verneinend, daß nur an Audienztagen Fremden der Zutritt und auch dann nur gegen Vorzeigung einer besondern kaiserlichen Erlaubniß gestattet sei. Der schwarze Oberst fragte uns auch, woher wir kommen und wie uns das Land und die Hauptstadt gefalle. Unsere Aeußerung, daß wir von allen bisherigen Erscheinungen, besonders aber vom Anblick der militärischen Pracht in hohem Grade überrascht seien, schien ihn ganz zu befriedigen. Er empfahl uns auch, die große Heerschau des nächsten Tages auf dem Marsfelde nicht zu versäumen und entließ uns mit dem anmuthigsten Kopfnicken, das wir je von einem alten Neger gesehen.

Auf dem Heimwege vom Palaste nach unserer traurigen Kaffeekneipe über den großen Platz, welchen das Grabmal des berühmten Pethion, umgeben von Staub- und Schmutzhaufen, ziert, drängte sich uns unwillkürlich die Betrachtung auf, daß, wenn Kaiser Soulouque neben der Creation seines Adels, seiner Garde und der Ehrenlegion auch das nützliche Institut der Kothfeger eingeführt hätte, seinen getreuen Unterthanen damit eine mindestens ebenso große Wohlthat erzeigt worden wäre.

Afrikanische Nasen mögen für die in Port-au-Prince vorherrschenden Gerüche weniger empfindlich sein als die Geruchsnerven des Europäers. Vielleicht dünkt ihnen aromatisch, was uns zuwider ist. In sanitätischer Beziehung wäre jedenfalls die Entfernung des in den Straßen herrschenden Düngerüber-

flusses dringendst zu empfehlen. Was Hunde, Maulthiere, Schweine, Hühner und Aasgeier hier nach befriedigtem Hunger nicht aufräumen, das bleibt unberührt liegen, bis es verwest. Die wachsende Humusdecke der Straßen und Plätze ändert nach den Jahreszeiten ihre Form. Sie ist pulverförmig im trocknen Winter und breiartig im nassen Sommer, immer aber den Füßen, wie der Nase gleich unausstehlich und in Folge der großen Hitze doppelt ungesund.

Am folgenden Morgen Schlag sieben Uhr standen wir auf dem großen Marsfelde, wo die verschiedenen Bataillone der kaiserlichen Armee unter klingendem Spiel herangezogen kamen. Sie stellten sich in einem großen Viereck auf. Es war nur Infanterie; Artillerie und Cavallerie fehlten. — Die kaiserliche Leibgarde, mit feuerroth gekleideten Trompetern an der Spitze, die Soldaten in blauen Fracks mit rothen Pantalons und Stahlhelmen, hatte den Ehrenplatz. Die Linie trägt baufällige Czakos, blaue, rothgarnirte Fracks, weiße Beinkleider und ist fast zur Hälfte unbeschuht. In den Compagnien sieht man große, breitbrüstige und kleine, schwächliche, ziemlich ausgehungerte Individuen bunt durcheinander.

Die Grenadiere tragen rothe und die Voltigeurs grüne Epauletten. Alle führen außer dem Bajonnette auch lange Säbel an der Seite. Die Musketen haben nur Steinschlösser und sind nicht ganz frei von sehr vielen Rostflecken.

Ueberhaupt geht es der haiti'schen Armee, wie den meisten großartigen Erscheinungen dieser Welt. Sie ist nicht ohne ihre kleinen Mängel und man thut besser, sich nicht in Details einzulassen. Flecken hat auch die Sonne. Warum sollten sie den Uniformfracks haiti'scher Gardeofficiere fehlen? Das schönste Ehrenzeichen eines Regiments ist bekanntlich eine zerfetzte Standarte. Warum sollten die Hosen der haiti'schen Krieger besser sein, als ihre Regimentsfahnen? Wer einigen Anstoß nimmt, daß die kaiserlichen Garderöcke der Nachhülfe des Flickschneiders sehr bedürfen, der würde immerhin wohl thun, die Revüen in einiger Entfernung oder besser noch aus der Vogelperspective zu betrachten, weil auf nur hundert Schritte die Blößen gar zu sichtbar sind.

Die Stabsofficiere vom Capitän aufwärts haben schon besser geflickte Röcke, als die armen Lieutenants, Fähnriche, Feldwebel und Gemeinen, deren Sold kaum zur Stillung des Hungers, geschweige zur Bezahlung eines theuern Schneiders hinreicht. Brigadiers und Generallieutenants sind nach älterm französischen Muster sogar mitunter glänzend montirt und prangen in schweren goldenen Epauletten, besonders an den Sonntagsrevuen. Die reichsten unter diesen schwarzen Generalen lassen sich ihre Uniformen aus Paris kommen und scheuen überhaupt keine Ausgabe für eine würdige Ausrüstung. Der berittene Brigadier, der das große Quarree am Marsfelde zu Port-au-Prince formiren ließ, war ein Mulatte, ein schöner, stattlicher Veteran. Der oberste Commandant dieser bewaffneten Macht aber, ein Generallieutenant und Herzog, war dagegen ein Vollblutneger und in den besten Jahren. Er ritt einen edeln, etwas magern Falben, dessen, wenn man ihn in Spanien gesehen, nahe Racenverwandtschaft mit Don Quixote's berühmter Rosinante Niemand bestritten haben würde. Hohe Reiterstiefeln vermehrten die unglückliche Länge der Beine dieses schwarzen Generals, dessen Sporen fast die Oberfläche des Marsfeldstaubes berührten. Ein weißer wallender Federbusch zierte seinen Generalshut, den er in Bonaparte'scher Weise nach der Quere aufgesetzt trug.

Der geehrte Leser möge so ausführliche Einzelheiten bei einer Skizze, die hauptsächlich nur dem Kaiser Soulouque und seinem Hofe gewidmet sein soll, entschuldigen. Das Beispiel des großen Homer bei der Schilderung seiner Heroen kann auch den bescheidensten Skizzenschreiber verführen. Die Detailzeichnung von Helden, wie Ajax oder Odysseus, dienen bei ihm nur dazu, die Figur seines Agamemnon noch mächtiger zu erheben. Auch Faustin Soulouque's Herosgestalt kann nur gewinnen, wenn wir neben ihn einige andere schwarze Heldenfiguren von etwas geringerem Kaliber, z. B. Se. Hoheit, den Herzog von Trou-Bonbon oder Se. Durchlaucht Charles Alerte, Herzog von der Limonade zu gruppiren versuchen.

Um 8½ Uhr verkündigte das Schmettern der Trompeten und das Blasen vieler Hörner die Ankunft des Kaisers auf dem Marsfelde. Voran ritt eine Abtheilung der kaiserlichen Garde mit rothen Trompetern, deren Stahlhelme prächtig in der Sonne blitzten, dann folgten Stabsofficiere und höchste Hofbeamte, Alle im brillantesten Costüme. Der Kaiser ritt in abgemessener Distanz von seinem Gefolge allein auf einem ungeheuern Schimmel, den er mit vollkommener Meisterschaft dirigirte. Die Größe und die schneeweiße Farbe des Pferdes contrastirten seltsam zu dem kleinen pechschwarzen Neger, der darauf saß. Der Anblick erinnerte uns einigermaßen an den Vers des Dichters:

„Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
'S muß Eins dem Andern helfen!"

Soulouque trug auf dem mächtigen, oben kahlen und nur zu beiden Seiten spärlich mit grauer Wolle besetzten Haupte einen Hut

ohne Federbusch, mit weißer Garnirung, dessen Schnitt genau dem berühmten Hut des großen Napoleon Bonaparte entlehnt war. Sein blauer Uniformsfrack zeichnete sich durch reichere Stickerei an Kragen und an den Hüften selbst vor den Uniformen der Großmarschälle aus. Er allein trug hellgraue Pantalons mit zwei goldenen Längestreifen und kurze enganschließende Reiterstiefel bis an die Knie.

Etwa fünfzig Schritt hinter dem Kaiser ritt ein glänzender Generalstab, bestehend aus Marschällen, Admiralen, Divisionsgeneralen und Brigadiers, — Fürsten, Herzöge, Grafen und Barone — alle in reichgestickten blauen Uniformen nach altfranzösischem Schnitt. Decorationen der Ehrenlegion und des St. Faustinordens aller Grade glänzten auf ihrer Brust. Es waren manche bejahrte Veteranen darunter, z. B. der Großmarschall Bobo, Fürst von Cap Haiti; der Marschall Lazarre, Fürst von St. Yague; der Marschall Souffrant, Fürst von Jacmel, welcher Soulouque's Rival bei der letzten Präsidentenwahl war. Hinter ihnen glänzten die Generallieutenants Francois Botter, Herzog von Barahoena; Cyprian Toni, Herzog von Du-Trou; Charles Alerte, Herzog von der Limonade; Segret, Herzog von Trou-Bonbon; die Grafen von Brutus und von Voltaire; die Barone von Spinat, von Marmelade und Chocolade und noch viele andere Herzöge, Grafen und Barone mit seltsamen eß- und trinkbaren Namen. Man konnte uns nicht alle Granden im Zuge namhaft machen, ihre Zahl war zu groß. Zuletzt kamen noch in Masse die Adjutanten mit wallenden Hahnenfederbüschen.

Es war ein wahrhaft erhabener Anblick und wir erinnern uns kaum, irgendwo eine so imposante militärische Cortége gesehen zu haben. Die Tambours schlugen auf ihre Trommeln mit einer Kraft, als wollten die schwarzen Fäuste Eisen dreschen, und die Trompeter bliesen, so weit es nur Lungen und Kehlen vermochten, während der Kaiser an den verschiedenen Fronten des Vierecks hinabritt. Vor jedem Bataillone lüftete er sein Bonapartehütchen, die getreuen Krieger und Thronstützen mit freundlicher Majestät grüßend. Dann trug ihn der gewaltige Schimmel nach der Westseite des Marsfeldes. Das Gefolge reihte sich dem militärischen Range nach an den Herrscher. Zuerst die Marschälle, dann die Divisionäre, Brigadiers und übrigen Stabsofficiere in stattlichen Reihen und die Armee defilirte vor ihnen mit klingendem Spiel. Auch wir Zuschauer suchten in möglichster Nähe von Sr. Majestät Posto zu fassen und es gelang uns, eine Position zu nehmen, von wo wir die ganze Gestalt des Kaisers von seinem kahlen Scheitel und Bonapartehütchen bis zu den Stiefeln und Sporen herab in allen Details des Wuchses und der Garderobe mustern konnten. —

Vom russischen Kaiser Nikolaus ist bekanntlich noch vor dem letzten Kriege gesagt worden, daß er der schönste, größte und stattlichste Mann seines Heeres, vielleicht seines ganzen Reiches sei. Von Kaiser Faustin I. ist weniger schmeichelhaft aber noch richtiger zu sagen, daß er der schwärzeste, dickste und häßlichste Neger, wenn nicht der ganzen Insel, doch sicher der ganzen haitischen Armee sei. Wer irgend einer Heerschau in Port-au-Prince beigewohnt, wird uns bei Anwendung solcher Superlative weder der Uebertreibung noch der Schmeichelei beschuldigen. Der beste Dintenfabrikant von England dürfte sich glücklich schätzen, wenn er eine Flüssigkeit entdeckte, die an Schwärze dem Hautcolorit der haitischen Majestät gleichkäme. Die Stirn ist nicht zurückweichend, wie bei vielen Negern, aber auch nicht wohlgestaltet. Die Nase zwar stumpf und häßlich, aber nach unten nicht so gar breit gequetscht, wie bei andern Mustertypen der äthiopischen Race. Die Augen sind röthlich, blutrünstig, die Backenknochen stehen aus den vollen Wangen weniger abstoßend hervor, wie aus magern Negergesichtern. Die Lippen aber sind ungemein wulstig aufgeworfen und gleich den kurzen Wollhaaren und dem Teint echt afrikanisch. Der Kopf steckt tief zwischen den mächtigen Schultern auf einem kurzen, sehr breiten Halse und über einem starkgewölbten Nacken. Als ein alter Herr von nahebei siebzig Jahren trägt Soulouque den Kopf noch auffallend grade, was aber mehr der plastischen Form seines Oberkörpers als seiner Rüstigkeit zuzuschreiben ist. Die Brust ist gut gewölbt, der Rücken von gewaltiger Breite, der Bauch sehr respectabel. Die Beine sind schon von Natur gut wattirt und bedürfen so wenig als der übrige Körper zur Rundung irgend einer Nachhülfe des Schneiders.

Eine getreue Büste des Kaisers Faustin würde auch der schlechteste Antikenkenner nicht mit dem Apollo von Belvedere verwechseln, wäre auch letztere aus schwarzem Marmor gemeißelt. Eher würde das plastische Modell eines Bacchus passen, dem man den Kopf eines Satyrs aufgesetzt. Der Gesichtswinkel gibt jedoch, nach dem Camper'schen Systeme gemessen, bei Soulouque ein viel günstigeres Resultat, als bei den Schimpanse oder den Hottentotten. Ein Phrenolog könnte auf der Höhe des Scheitels die Ausbildung des religiösen Organs vermissen und damit vielleicht die äußerste Gemüthsruhe erklären, mit welcher Se. Majestät selbst der Excommunication, die ihm vom heiligen Stuhle her wegen schlechter Behandlung des von Rom

gesandten Bischofs drohte, entgegensah. Stark entwickelt ist dagegen jener Theil des Schädels, wo nach der Ansicht der Phrenologen die Organe der Wollust und der Grausamkeit sich befinden sollen. Hier aber scheint das Gall'sche System wieder einmal ganz unzulässig. Erstere Eigenschaft scheint bei Faustin nicht vorherrschend und hätte in seinen Jahren auch wenig zu bedeuten. „Grausam ist er eben so wenig aus Neigung," meint ein europäischer Consul, der seit vielen Jahren das Land bewohnt, „aber er hat," setzt derselbe Consul hinzu, „den Instinkt der Selbsterhaltung." Bei den Hinrichtungen, welche Soulouque 1848 in Masse vornehmen ließ, hatte er wahrscheinlich nur diesem „Instinkt" gefolgt.

Auch aus der Gesichtsbildung des Negerkaisers würde der selige Lavater, der berühmteste Physiognomiker seiner Zeit, schwerlich Richtigeres herausgelesen haben, als der Phrenolog aus dem Studium des Schädels. Soulouque hat selbst für einen Negerkenner ein nichtssagendes, schwer zu entzifferndes Gesicht, das bekanntlich selbst die feinsten Staatsmänner unter den Mulatten irregeführt hat. Einige wollen in der Gesammtphysiognomie sogar etwas Gutmüthiges, Andere etwas Duckmäuserisches finden, je nachdem die Beurtheiler Freunde oder Gegner seiner Person und seines Regierungssystems sind.

Zu Roß sieht der Kaiser besser aus, als zu Fuß. Seine Unförmlichkeit ist am auffallendsten, wenn er steht oder geht. Der Gang ist etwas watschelnd, gleich dem eines wohlgefütterten Enterichs in jenem Lebensalter, wo sich das Podagra meldet. Den richtigsten Begriff seiner ganzen Figur würden Diejenigen gewinnen, welche gewisse groteske Fabricate der Nürnberger Spielwaarenfabriken kennen. Als Hampelmänner oder Nußknacker haben diese auf den Weihnachtstischen aller Länder zum jubelnden Ergötzen der Kinder paradirt. Man übergebe einem Nürnberger Sculptor einen Talgklumpen von mindestens drittehalb Centner in Gewicht mit dem Auftrag, eine seiner gewöhnlichen Puppen mit Negerzügen daraus zu kneten und diese recht schwarz anzustreichen. Der prometheische Lebensfunke der nürnberger Figur eingeblasen, gäbe wahrscheinlich den Kaiser Soulouque, wie er leibt und lebt.

Die Revue war zu Ende. Faustin und sein Gefolge galoppirten davon. Viele seiner hohen Stabsofficiere haben eine auffallend gute militärische Haltung. Es gibt nicht nur stattliche Gestalten unter ihnen, sondern sogar wahrhaft schöne Männer, besonders unter jenen, die durch lichtere Hautfarbe eine Beimischung des weißen Bluts verrathen und zu den Mulatten zählen. —

Man fragt mit einiger Verwunderung bei dem Anblick der schwarzen und gelben Granden von Haiti: „Wie kommt es, daß grade der Unförmlichste und Häßlichste unter dieser epaulettirten Schaar das gewählte Oberhaupt geworden? Wie gelangte diese Mißgeburt auf den Thron? Und welche brillante Eigenschaften und Verdienste haben den schwarzen Wechselbalg der Gunst des Volkes empfohlen, das er jetzt mit Stock und Säbel regiert?"

Wer die Zustände von St. Domingo seit dem Befreiungskampfe kennt, weiß, daß der tiefste Haß zwischen der rein afrikanischen schwarzen und der gemischten farbigen Race sich wie ein blutrother Faden durch die düstere Geschichte dieser schönen und unglücklichen Insel zieht. Wer den Wahlbrauch eines römischen Conclave kennt, weiß, daß nie der Geniale und Charakterfeste unter den Cardinälen, sondern der Harmloseste oder der Verschlossenste — derjenige, welcher die wenigsten Feinde hat — meist die beste Aussicht für den Papststuhl hat. Aehnliche Umstände bewirkten in Haiti die Wahl Faustin Soulouque's. Als Präsident Richer starb, buhlten als Präsidentschaftscandidaten die Generale Souffrant und Paul, der Erstere von den Negern, der Letztere von den Mulatten unterstützt. Als Keiner von beiden die von der Verfassung verlangte Stimmenmehrheit im Senat erhielt, schlug ein Senator den damaligen General Soulouque vor, an den kein Mensch zuvor gedacht zu haben schien.

Bei der Nennung dieses Namens konnten die Senatoren mit Mühe das Lachen unterdrücken. General Soulouque hatte zwar als eine Carricatur von scheinbar äußerst harmlosem Charakter eine gewisse Popularität beim Publicum sowohl als in der Armee. Man kannte ihn als einen stillen inoffensiven Mann von beschränktem Geist und als einen gutgeschulten Militär, der im Casernendienst grau geworden. Als Oberhaupt der Republik aber hatte er selbst sich zuvor vielleicht nicht einmal im Traume gedacht. Wunderbar schnell jedoch entschieden sich für ihn die Stimmen des Senats. Der dicke, wohlwollende Herr hatte ja keinen Feind! Man glaubte, daß er der passendste Mann zu einer Versöhnung der beiden Racen sei. Die Neger unterstützten ihn wegen seiner Farbe, als den Mann ihres Stammes; die Mulatten stimmten für ihn, weil sie ihn für sehr dumm und gutmüthig hielten und als ihre Puppe zu behandeln und lenken zu können glaubten. So bestieg Faustin Soulouque den Präsidentenstuhl der Republik Haiti und zog jetzt erst die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur in diesem Negerstaate, sondern auch in weitern politischen Kreisen auf sich. Man fragte jetzt erst nach seiner Abkunft und seiner Vergangenheit.

Faustin Soulouque wurde im Jahre 1787 als Sclave zu Petit Grava in der Plantage des Herrn Viallet, eines französischen Creolen, geboren. Seine Eltern waren Sclaven derselben Pflanzung, Neger von unvermischter Race. Im Jahre 1793 erhielten sie mit ihrem Sohne die Freiheit in Folge eines Beschlusses der französischen Republik, welcher in sämmtlichen französischen Colonien die Sclaverei aufhob. Herr Viallet lebte noch als einer der ältesten Creolen der Insel zur Zeit, als sein ehemaliger Sclave den Präsidentenstuhl bestieg und stattete dem neugewählten Staatsoberhaupte seinen Besuch ab. Soulouque soll ihm aus seinem Palaste entgegengekommen sein, ihm die Hand geküßt und seinem alten Gebieter alle möglichen Beweise des Respectes und der Anhänglichkeit erzeigt haben.

Kaiser Faustin I.

Diese Episode wurde in einem englischen Blatte, dem Anti-Slavery-Reporter, erzählt. So wenig wahrscheinlich sie auch klingt, wurde uns doch ihre Richtigkeit in Haiti von Männern bestätigt, die ganz in der Lage sind, die genaueste Kunde von allen Palastereignissen zu erhalten. Die alten Neger sind überhaupt auf dieser Insel noch die höflichsten und manierlichsten Leute. Sie haben für die Weißen, als ihre ehemaligen Herren, einen gewissen Respect bewahrt, während die jetzige Generation, d. h. die schwarze Jugend, von Jahr zu Jahr anmaßender und unverschämter gegen die weißen Fremden sich benimmt. Zugleich müssen wir bemerken, daß Soulouque bei jenem Besuch des Herrn Viallet erst Präsident, nicht Kaiser war. Er hatte bescheidenere Ansprüche und Manieren, als gegenwärtig. Vom Glück noch nicht verwöhnt, waren die harten Zeiten, die er im frühern Leben als Sclavenkind, dann als Soldat durchgemacht, bei ihm noch in frischer Erinnerung.

In seinem siebzehnten Lebensjahre trat der junge Neger in Kriegsdienst und stand vier Jahre als gemeiner Soldat unter dem berüchtigten Dessalines. Im Jahre 1808 wurde er Infanterielieutenant und trat drei Jahre später in demselben Grade zur Cavallerie über, was ihm bei zunehmender Corpulenz nur erwünscht sein konnte. Im Jahre 1820 avancirte Soulouque zum Capitän, in welchem Grade er volle zwanzig Jahre blieb. Präsident Boyer, der vielbekannte Mulatte, bediente sich seiner als eines gefügigen Werkzeuges zu den verschiedensten Verrichtungen. Er fand in ihm eine echte Kasernenfrucht,

nie widersprechend, pünktlich im Dienst und gehorsam in allen Dingen. Hauptmann Soulouque schien der incarnirte Corporalsstock, ein lebendiger Schießprügel und ein vollkommener Soldat zu sein; eben so gut gedrillt als nützlich zum Drillen.

Faustin im Krönungsornat.

Als Soulouque im Jahre 1840 Major und drei Jahre später Oberst wurde, fing sein Haupt schon an, etwas kahl zu werden. Im Jahre 1846 war er Divisionsgeneral und Platzcommandant von Port-au-Prince und 1847 nach Richer's Tod der gewählte Präsident der Republik. Das berühmte Revolutionsjahr 1848, welches in Europa so gewaltige Freiheitsbewegungen hervorrief, wurde auf Haiti durch Soulouque's berühmten Staatsstreich vom 16. April durch die Niedermetzlung vieler Mulatten, durch die Abschaffung der Republik und die Errichtung eines schwarzen Kaiserthums bezeichnet. Noch in demselben Jahre machte Soulouque seinen bekannten Schreckenszug durch einen Theil der Insel. Hinrichtungen, Blutströme bezeichneten den Weg, den er genommen. Sein Versuch jedoch, im Jahre 1849 auch den östlichen Theil der Insel wieder zu erobern, mißlang gänzlich. Der Kaiser kam mit seiner Armee aus der Republik San Domingo, wo die Regierung aus Mulatten besteht, schneller zurück, als er dahingegangen war. Er gab

auch, wie nach ihm Louis Napoleon, eine sogenannte „freie Verfassung," welche in Haiti ohngefähr eben so respectirt wird, wie in Frankreich. Diese Constitution, welche ihm die erbliche Kaiserwürde verleiht, bestimmt für ihn auch eine Civilliste von 150,000 Gourds oder Piaster, was bei dem geringen Werthe der Papiermünze des Landes keine bedeutende Summe wäre. Der Kaiser reclamirte jedoch später auch den fünften Theil der sämmtlichen Kaffeeproduction Haiti's, d. i. etwa zehn Millionen Pfund Kaffee. Die freie Verfassung sagt zwar Nichts davon, aber der Kaffee mußte eben so pünktlich abgeliefert werden, als wenn diese Bestimmung durch die heilige Schrift sanctionirt wäre oder gar schon unter den zehn Geboten Moses figurirte.

Faustin I. residirte verfassungsmäßig im kaiserlichen Palaste der Hauptstadt von Port-au-Prince, welcher noch aus der französischen Zeit datirt und einst das Wohnhaus des französischen Statthalters von San Domingo war. Es ist ein mehr seltsames als schönes Gebäude und imponirt dem Auge weder durch Größe noch durch äußere Pracht. Der Palast ist einstöckig, von Holz, aber auf erhöhter steinerner Basis ruhend, mit einer Galerie oder spanischen Veranda umgeben. Die Lage ist die gesündeste und luftigste an der höchsten Stelle der Hauptstadt. Das Gebäude hat verschiedene Nebenflügel und richtet seine Hauptfaçade gegen den Pethionplatz. Die grauen niedrigen Dächer erinnern an die Häuser Constantinopels. Hauptzierden der Façaden sind die gemalten Insignien des haiti'schen Kaiserreichs: Fahnen, Gewehre, Speere, Kanonen und ein Anker. Das heraldische Bild scheint zu sagen, daß die militärischen Donnermaschinen den Noth- und Sicherheitsanker dieses schwarzen Staatsschiffes bilden.

Soulouque hat, seitdem er sehr reich geworden, den Bau eines neuen Palastes beschlossen, der besser der Würde eines erblichen Herrschers entsprechen soll. Inzwischen hat er dem alten Palast einen Thronsaal beigefügt, welcher mit Sammt, Seide und Flittergold reich drapirt und mit den Bildnissen der verdientesten Helden und Veteranen des Reiches geschmückt ist. Nur bei den feierlichsten Gelegenheiten, wie bei Hoffesten, öffentlichen Huldigungen und Audienzen wird dieser Saal benutzt. In den gewöhnlichen Wohnzimmern des Kaisers und der Kaiserin herrscht mehr Einfachheit als Luxus. Soulouque zieht im Allgemeinen den Besitz dem Genusse vor. Sein Aufwand ist nicht im Verhältnisse zu seinem Einkommen. Bei dem großen Krönungsfeste auf dem Marsfelde im Jahre 1848 bediente er sich einer Krone von Pappendeckel, mit Goldpapier überkleistert, da die in Paris bestellte Krone von echtem Golde noch nicht eingetroffen war und der feierliche Act gleichwohl nicht verschoben werden sollte. Abbé Sesan salbte die weiße Wolle des schwarzen Scheitels erst mit dem heiligen Oele, bevor er die Pappendeckelkrone dem Kaiser feierlich auf das Haupt setzte. Ein Krönlein von dem gleichen Material wurde der Kaiserin Adeline auf das schwarze Wollhaar von Faustin's eigener Hand gesetzt. Als später die echte Krone aus Paris anlangte, wurde sie in Port-au-Prince allgemein bewundert. Der Kaiser schickte sie 1851 zur Londoner Industrieausstellung als das einzige Product, welches Haiti zu liefern im Stande war. Er glaubte, daß es gleichbedeutend mit einem Landeserzeugniß sei, da dieses mit haitischem Gelde bezahlt worden.

Einer der ersten kaiserlichen Acte war die Errichtung eines Erbadels. Es wurden 4 Fürsten, 58 Herzöge und gegen 500 Grafen, Barone und Ritter creirt. Auch der St. Faustin-Orden und die Ehrenlegion wurden eingeführt, und ihre Sterne und Großcordons, ihre Officier- und Ritterkreuze freigebigst vertheilt. Hofchargen wurden nach altfranzösischem Muster errichtet und vor Allem ein Oberceremonienmeister, Kammerherren und Kammerjunker, Ehrendamen der Kaiserin und Hoffräuleins ernannt. Auch die kurzen Pantalons wurden zur allgemeinen Freude der haitischen Schneider als Hoftracht vom Kaiser Soulouque wieder eingeführt und zwar vier Jahre früher, ehe dieselbe noble Institution durch Kaiser Louis Napoleon in den Tuilerien restaurirt wurde. Ueberhaupt wird in Port-au-Prince auf strengste Etikette gesehen. Wenn der Kaiser und die Kaiserin öffentlich erscheinen, müssen alle reitenden Dandis vom Pferde steigen und entblößten Hauptes stehen, bis die Majestäten mit ihrem Gefolge vorüber sind. Die öffentliche Kniebeugung vor dem Kaiser ist zwar nicht befohlen, doch wird Keiner zurechtgewiesen oder bestraft, wenn er dem Kaiser Soulouque eine ähnliche göttliche Ehre erweist, wie die Russen einst ihrem Kaiser Paul und die Griechen dem großen Alexander von Macedonien.

In den ersten Jahren seiner Regierung schien Kaiser Faustin auch ein Freund von glänzenden Hoffesten zu sein und gab häufig Bankette und Bälle, besonders an den großen Nationalfesten des Reiches, welche die Verfassung zum Gedächtniß der größten historischen Ereignisse und der berühmtesten Männer eingeführt hatte. Diese Feste sind: das Unabhängigkeitsfest am 1. Januar, die Feier zum Gedächtniß von Jean Jaques Dessalines, Alexander Pethion und Philipp Guerrier, das Agriculturfest am 1. Mai und die Ge-

dächtnißfeier der Errichtung des Kaiserreichs am 26. August.

Man hat an den Negern oft schon eine natürliche Anlage gepriesen, die sie mit gewissen Quadrumanen des Thierreichs gemein haben: das Talent der Nachahmung, während sie im Erfinden sehr schwach sind. Wer die gelungene Darstellung einer wirklichen Affenkomödie gesehen, wird sich wenig wundern, wie ein ähnliches Schauspiel, welches den Kaiserhof von Haiti darstellt, so meisterhaft durchgeführt werden konnte. Elegante Kammerherren, schwarze Hofjunker und Stutzer fliegen auf den Bällen mit schwarzen Hofdamen und Hoffräuleins, mit Herzoginnen und Prinzessinnen, mit Gräfinnen und Baronessen im Walzer, in der Polka und im Contretanze um die Wette. Die größte Grazie aber entwickeln Damen und Cavaliere in jenem altfranzösischen Colonialtanze, den man hier le Carabinier nennt. Kaiser Soulouque hat zwar zu einem gewandten Polkatänzer nicht mehr das Alter und die Leibesbeschaffenheit; bei einer langsamen Polonaise hingegen, wenn er mit einer Generalconsulin, Fürstin oder Herzogin den Reigen führt, sieht man ihn noch mit wirklich majestätischem Anstand durch den Saal watscheln. Die Kaiserin ist viel jünger und rüstiger und nimmt auch an den flinkern Tänzen Theil. Prinzessin Olivie aber, die einzige Tochter des Kaisers, polkt, walzt und galoppirt mit den eleganten Hofcavalieren so gewandt, wie irgend eine Prinzessin der europäischen Dynastenhöfe.

Kaiserin Adeline ist bei dem Volke der Hauptstadt eine wohlbekannte Person. Sie verkaufte auf dem Markte Bananen und Zwiebeln, Seife und Zuckerbrötchen in einer kleinen Krambude, bevor sie den Capitän Soulouque heirathete. Obwohl sie von bescheidenster Herkunft war, soll sie sich doch etwas besonnen haben, als der stattliche Cavallerieofficier ihr seine Liebe erklärte und um ihre Hand warb. Soulouque war nämlich dreißig Jahre älter als sie und die Hauptmannsgage ist in Haiti selbst für eine schwarze Haushaltung fast zu mager. Die Hauptmänninnen waschen hier an den öffentlichen Brunnen. Sie kochen selbst und führen stets eigenhändig die Nadel, besonders wenn es gilt, die vielfachen Schäden an den Uniformen ihrer Männer auszubessern. Madame Soulouque setzte auch in der Ehe noch den kleinen Spezereihandel fort, bis ihr Gemahl avancirte und bessere Gage bekam. Als man ihr später ankündigte, daß sie Kaiserin geworden, soll sie darüber ebenso verwundert gewesen sein, wie die Gattin Sancho Pansa's, als sie des Gemahls Botschaft erhielt, daß er vom Schildknappen zum Statthalter avancirt sei und daß sie nächstens Gräfin werden solle.

Madame Soulouque fand sich in ihrer neuen Würde wunderbar schnell zurecht; Nadel und Kochlöffel wurden gegen Scepter und Krone vertauscht und Perlenketten und Brillantschmuck mit den schönsten Kleidern von Sammt und Seide angeschafft. Bei der großen öffentlichen Aufwartung am Neujahrstage reicht die Kaiserin die Hand zum Kusse manchem Cavalier dar, der sich noch recht wohl erinnert, wie dieselbe schwarze Hand ihm einst gegen geringe Scheidemünze Yamwurzeln und Knoblauch reichte oder ein Gläschen Taffia credenzte. Von dieser Vergangenheit wird zwar mit Ihrer Majestät nicht mehr gesprochen; aber ein süßes Lächeln in den Zügen der erhabenen Frau deutet öfters auf alte Bekanntschaften und Erinnerungen. Huldvolles Nicken gibt dies mehr als einem huldigenden Herzog zu verstehen, von welchem Kaiserin Adeline einst manchen halben Gourd für Käse und Cigarren eingenommen. Mäßiger jedoch wird dieselbe Gunst den zum Handkuß zugelassenen Gräfinnen gespendet, die einst mit der Kaiserin an demselben Brunnen gewaschen haben. Man war damals beiderseits in andern Verhältnissen. Kleine Wortwechsel aber sind beim Trocknen der Wäsche, wo es sich um den besten Platz handelt, in Port-au-Prince, wie anderwärts nicht ganz zu vermeiden. Die verschiedenen Namen, Titel und Ehrenprädicate, welche die schwarzen wie die weißen Waschweiber sich oft in der Hitze des Streits zu geben pflegen, werden jetzt natürlich nicht mehr wiederholt, vielmehr Alles auf jene Vergangenheit Bezügliche mit einem ebenso diplomatischen als großmüthigen Schweigen übergangen.

Die Kaiserin spricht nur den französischen Negerdialekt. Man wird sie nicht im Verdacht haben, daß sie die Romane Paul de Kock's gelesen, indem ihr alles Gedruckte, auch das französische, ebenso unverständlich ist, wie die Hieroglyphen von Meroe. Die Verfassung sichert ihr außer dem Titel einer Kaiserin von Haiti auch eine jährliche Apanage von 50,000 Gourds und nach dem Ableben des Kaisers ein Wittwengehalt von 10,000 Gourds zu. Sie erscheint an den Nationalfesten öffentlich mit ihren Hofdienern in einem prächtigen Galawagen und trägt dann all ihren Schmuck und ihre besten Kleider zur Schau. Bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten funkelt ein goldenes Krönlein auf ihrem edeln Haupte. Sonst trägt sie gewöhnlich wie andere Frauen des Landes ein weißseidenes Tuch in malerischen Falten über die Haare geschlungen. Diese Nationalmode kommt sowohl den schwarzen als den farbigen Damen des Landes zu Statten, denn die dickwolligen Haare sind der wenigst reizende Theil, selbst an den Prinzessinnen und Herzoginnen. Nach unsern

Schönheitsbegriffen würde man zwar die Kaiserin Adeline nicht besonders reizend finden. Das äthiopische Ideal der Aphrodite aber schließt einen großen Mund, wulstige Lippen

Kaiserin Adeline.

und vorstehende Backenknochen nicht aus, es fordert sogar einen recht dunkeln Kohlenteint und eine ansehnliche Breite der Nasenläppchen. Darnach kann also auch Kaiserin Adeline in einem Negerlande als eine recht hübsche Frau passiren. Selbst die raffinirtesten schwarzen Hofschmeichler, ja sogar die loyalen Hymnen der haitischen Schulkinder haben dagegen die Schönheit der Prinzessin Olivie nicht zu preisen gewagt.

Soulouque hat an seinen täglichen Lebensgewohnheiten, seitdem er Kaiser geworden, Manches geändert. Er schläft länger und ißt mehr als früher. Seine Corpulenz hat noch zugenommen und die Leibärzte sind deswegen nicht ohne Besorgniß. Kummer und Sorgen haben wohl nicht viel beigetragen, ihn zu einem Schlauch aufzublasen. Seitdem Soulouque aber sich nicht mehr so viel Bewegung zu Pferde macht, wie zur Zeit, wo er noch einfacher Cavallerieofficier war, und besonders seit seine Tafel außer den gekochten Yamswurzeln, dem Speck und den gebratenen Bananen, die er noch immer liebt, auch mit schmackhaften Rostbeafs, Negerpuddings und andern Delicatessen der haiti'schen Küche sich bedeckte, mußten die kaiserlichen Leibschneider das Maß bei jeder neuen Uniform vergrößern.

Die Tagesstunden, die er außerhalb des Bettes und fern von der Tafel zubringt, sind

theils den Regierungsgeschäften, theils den Angelegenheiten seiner Privatdomänen gewidmet. Soulouque konnte, ehe er zum Präsidenten der Republik gewählt wurde, nicht einmal seinen Namen schreiben. Seitdem hat er dies gelernt. Aber außer der Unterzeichnung: Faustin I., die er mit sehr großen Buchstaben schreibt, hat er es in der Kalligraphie nicht weiter gebracht. Der Baron Emil von Nau, ein sehr gelehrter und liebenswürdiger Mulatte, versuchte es auch, dem Kaiser im Lesen Unterricht zu geben; aber der Satz: „Man lernt Nichts mehr in alten Tagen" bewährte sich leider an diesem talentvollen Herrscher. Faustin hat es in der Lesekunst so wenig weit gebracht, daß er sich die Regierungsacten und Depeschen von seinem Minister und fremde Zeitungsartikel von Baron Emil de Nau oder von Baron von Mathiou, dem Redacteur des Moniteur haitien, vorlesen zu lassen pflegt.

Einen Gelehrten könnte man aus Soulouque nicht mehr machen und der Doctorhut würde auf seinen Scheitel nicht so gut passen wie die Krone. Seine geographischen Kenntnisse sind so wenig umfassend als seine historischen und linguistischen Studien. Er kennt fast nur jene Staaten, die von ihm Kaffee kaufen und in Port-au-Prince Consuln unterhalten, und selbst diese kennt er meist nur dem Namen nach. Für Frankreich, die Franzosen hat er einige Sympathie, weil er ihre Sprache noch am Besten versteht und die dortigen Institutionen den seinigen am ähnlichsten sind. Die Engländer fürchtet er mehr, als er sie liebt, doch respectirt er sie, ihrer Dreidecker und vielleicht mehr noch ihrer Pfunde wegen. Er weiß, daß die meisten haiti'schen Kaffeebohnen den Weg nach London nehmen und hält deshalb diese Stadt für die civilisirteste Europa's. Gegen die Vereinigten Staaten kommt seine Antipathie fast seiner Angst vor ihnen gleich. So lange die Verhandlungen zu St. Domingo wegen Abtretung des Hafens von Samano dauerten, war Soulouque stiller und nachdenkender als je und hat nach Aussage der Leibärzte zwar nicht kürzer, aber unruhiger als sonst geschlummert und weniger vernehmbar geschnarcht. An der Tafel soll er einmal sogar das Dessert unberührt gelassen haben. Die Besorgnisse der schwarzen Leibärzte waren groß, doch ging die Gefahr für Kaiser und Reich vorüber, als Mr. Reybaud, der französische Generalconsul von Haiti, welcher eigens nach St. Domingo gegangen war, um gegen die Vereinigten Staaten zu intriguiren, dem Kaiser das Mißlingen der Caznau'schen Unterhandlungen berichtete.

Die einzige Erholungsstunde, welche dem Kaiser von den Regierungsgeschäften und der Tafel übrig bleibt, soll er zum Geldzählen benutzen. Soulouque hat eine zunehmende Vorliebe für geprägte Münzen, je mehr diese in seinem Reiche verschwinden und das Papiergeld fast ausschließlich circulirt. Die Sternenschaar, deren Anblick auf der wehenden Flagge der amerikanischen Schiffe seinem Gesichte wohl manchen ernsten und verdrossenen Ausdruck abgewinnt, sieht er auf den Zwanzigdollarstücken mit ungleich mehr Wohlwollen und Behagen. Aber auch für das Portrait der Königin Victoria auf den Guineen soll er die wärmste Sympathie haben und überhaupt den Umgang und die Berührung mit fremden Potentaten und Nationen in dieser Form jeder andern vorziehen. Faustin hat — sagt man — in seinem Palast bereits einen ansehnlichen Schatz aufgespeichert oder versteckt. Er theilt diese Vorliebe mit frühern haitischen Dynasten. Auch Kaiser Dessalines hatte sie, auch der schwarze König Christoph, grausigen Andenkens. — Als das durch die Erpressung dieses Wütherichs auf das Aeußerste gebrachte Volk seinen Palast auf Cap Haiti erstürmte und die blutige Leiche aus dem Fenster warf, fand man in den dortigen Gewölben die ungeheure Baarsumme von 16 Millionen Piastern. Die Ersparnisse Faustin's haben schwerlich eine solche Summe erreicht, wie der Schatz des Königs Christoph. Er hat einen großen Theil seines Privatvermögens in liegenden Gütern stecken, in Vorschüssen auf Häuser und Landgüter, in Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen und Taffiafabriken u. s. w. Dieses kaiserliche Privatvermögen vergrößert sich lawinenartig, während Armee und Beamte nur mit Papiergeld bezahlt werden, wovon der Kaiser ohne Controle so viel fabriciren kann, als er Lust hat. Doch ist er selbst mit solchem Papiergelde etwas karg. Der größte Theil der Beamten und Officiere sind auf Unterschleife und Betrug, die Soldaten aber auf Betteln oder Stehlen angewiesen.

Wenn bei kaiserlichen Audienzen weiße Fremde dem schwarzen Souverän vorgestellt werden, so ist außer dem Consul der Nation, welcher der Fremde angehört, auch der Oberhof-Ceremonienmeister und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog Salomon de Saint Louis, gegenwärtig. Soulouque empfängt den Fremden sitzend auf einer Art von Thronsessel und geruht ihn majestätisch anzusehen, öffnet aber selten den Mund und läßt statt seiner den Minister reden. Es liegt in dieser diplomatischen Zurückhaltung ein doppelter Grund. Se. Majestät spricht das Französische etwas mangelhaft und drückt sich nur im Negerdialekt aus. Man wünscht aber nicht, daß der Fremde Solches gewahr werde. Zugleich fürchtet man in jedem fremden Reisenden einen verkappten Schriftsteller, der nur nach Haiti gekommen, um den Kaiser Sou-

louque zu beschreiben und sich über den Hof und das Land lustig zu machen. Dieses Mißtrauen datirt sich schon seit der Veröffentlichung von Mackenzie's Werk über die Negerrepublik Haiti. Es hat noch merklich zugenommen, seitdem der Pariser Charivari seine boshaften Carricaturen gegen Soulouque losgelassen hat. Zwar ist der Kaiser inmitten seiner getreuen Negersoldaten gegen alle französischen Spöttereien vollkommen schuß- und hiebfest. Der Charivari hatte vielleicht die Lacher, Soulouque aber die Gewehrläufe auf seiner Seite. Indessen grollt man immerhin solchen vorlauten Literaten, die sich gar herausnehmen, über einen Kaiser von Haiti Witze zu machen. —

Die gewöhnliche Frage, welche Soulouque an den Vorgestellten richtet, betrifft das Land, von dem er kommt, und die nächste ist, wie ihm Haiti gefalle? Der Herzog Salomon pflegt dem Kaiser kurz vor dem Anfang der Audienz eine kleine geographische Lection zu ertheilen, um dadurch zu verhindern, daß sich Se. Majestät im Gespräche Blößen gebe und z. B. Deutschland mit dem Kaiserreich Japan oder Spanien mit der Türkei verwechsle. Um dem Kaiser zu gefallen, muß man vor Allem seine Armee loben und ihm sagen, daß ohne haiti'sche Kaffeebohne die weiße Civilisation gar nicht bestehen könne. Sein ganzes Wohlwollen gewinnt man jedoch erst, wenn man seine Person und seine Thaten denen Napoleon Bonaparte's mindestens gleichstellt. Wir meinen natürlich Napoleon I., denn jeder Vergleich mit Louis Napoleon würde Soulouque nur irritiren. Franzosen, die ihm aufwarteten, sollen hier und da die Unvorsichtigkeit begangen haben, Faustin Glück zu wünschen, daß er ihren Kaiser so erfolgreich nachgeahmt habe. Soulouque wird dann sogar sarkastisch und verbittet sich französische Complimente. Er reclamirt nämlich in allen seinen Thaten und Einrichtungen die Priorität vor Louis Napoleon und kann dies auch chronologisch beweisen. Der Staatsstreich von Haiti, der Sturz der Republik und die Errichtung des Kaiserthums, die Kriegsgerichte, die standrechtlichen Hinrichtungen, die wichtigsten Reformen, z. B. die Verschärfung des Paßwesens, die Bildung eines Senates aus persönlichen Günstlingen und die Einführung der kurzen Pantalons als Hoftracht erfolgten in Haiti zwei bis drei Jahre früher als in Frankreich. Auch behauptet Soulouque, daß sein Staatsstreich vom 15. April mehr dem französischen Brumäre als dem 2. December gleicht, daß er seine Gegner nicht durch Sbirren des Nachts im Bette überfallen und daß seine Thaten nie den hellen Tag gescheut hätten.

In der Unterhaltung mit Weißen, welche Soulouque seit langer Zeit kennt und die den haiti'schen Negerdialekt sprechen, soll dieser recht gemüthlich sein. Er conversirt dann am liebsten von Pferden und Taffiabrennereien und kümmert sich nur wenig um die großen politischen Ereignisse der alten Welt. Der Vertreter einer europäischen Großmacht in Port-au-Prince rühmte uns sogar die Grazie, welche Kaiser Faustin in diesen Audienzen entfalte und fragte uns, welchen Eindruck dessen persönliche Erscheinung auf uns gemacht habe. So ein alter, erfahrener und gewitzigter Diplomat wäre wohl im Stande, dem Orangoutang selbst noch manchen Zug der Anmuth abzulauschen, vorausgesetzt, daß Simia satyrus Krone und Scepter trüge und auf einem soliden Throne säße.

Wir könnten diese Schilderung des Herrschers von Haiti auch mit einigen Blicken auf die tragische Geschichte dieser Insel seit ihrer Unabhängigkeit begleiten. Eine Skizze der politischen Zustände von Haiti unter der Republik und dem Kaiserreich dürfte manchen Beitrag zur vielbestrittenen Frage über die Zweckmäßigkeit oder die Verwerflichkeit der Neger-Emancipation geben. Wir könnten den heutigen Culturzustand des schönsten und fruchtbarsten Eilandes der Antillen schildern, welches einst halb Europa mit seinem Zucker versehen und jetzt sogar seinen eigenen Zuckerbedarf aus der Fremde bezieht. Wir könnten die Lage eines Volkes darstellen, das mit der Ernte alter verwilderter Kaffeeplantagen, die großentheils noch aus der französischen Zeit stammen, mühsam seinen geringen Bedarf an europäischen und amerikanischen Manufacturwaaren deckt, und keinen andern Cultur- oder Industriezweig von andern Staaten zu entlehnen vermochte, als die Fabrication von Papiergeld, das immer tiefer im Werthe sinkt. Die trostlose politische Lage der Gegenwart, die Ereignisse seit Soulouque's Thronbesteigung, der Schreckenszug, den er vor wenigen Jahren über Jacmel nach Cap Haiti unternahm, die sonderbare Verfassung, die er ertroyirte, der Zustand der Justiz, der Schulen, der katholischen Kirche und ihrer Priester, die Beziehungen dieses Negerstaates zum päpstlichen Stuhl — alle diese und noch andere Verhältnisse würden Stoff genug für ziemlich umfangreiche Skizzen liefern, die leider das uns hier gestattete kurze Maß zu weit überschreiten. Die Aufgabe, die wir uns für heute gestellt, war aber nur eine persönliche Schilderung des schwarzen Herrschers und seines Hofes.

Soulouque ist in der Geschichte Haiti's wahrscheinlich eine ephemere, abgeschlossene Erscheinung. Er hinterläßt keine directe männliche Nachkommenschaft; die von ihm selbst gegebene Verfassung schließt die Frauen von

der Thronfolge aus, läßt ihm aber das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Ein versiegeltes und von seiner Hand unterzeichnetes Document enthält den Namen dessen, dem er die Krone nach seinem Ableben bestimmt. Dasselbe wird erst erbrochen, wenn der Kaiser die Augen geschlossen hat. Die fast einstimmige Meinung aller Kenner des Landes ist jedoch, daß nach dem Tode Soulouque's, wenn nicht früher, wieder einmal eine Revolution ausbrechen und von Neuem die Republik proclamirt werde. Ob sie diesem unglücklichen Lande glücklichere Zustände bringen wird, ist aber zweifelhaft.

Gefühlvolle Philanthropen haben wahrscheinlich ein anderes Resultat der Geschichte San Domingo's erwartet. Welcher Menschenfreund würde nicht mit Freude die Consolidirung eines Reiches begrüßt haben, in welchem die schwarze Raçe gezeigt hätte, daß sie der Freiheit so gut würdig sei, wie die weißen Ebenbilder Gottes, daß sie den Fortschritt liebe, daß sie, auf eigene Kräfte und eigenes Verdienst angewiesen, in der Entwicklung ihrer Cultur den gebildeten weißen Nationen nachzukommen strebe.

Jene traurige Institution der Sclaverei ist nicht bloß ein Uebel für die schwarze Generation der Gegenwart, sie scheint ihr Gift auch allen folgenden Geschlechtern eingeimpft zu haben. Es ist ein altbewährter Satz: „daß kein Individuum und kein Volk sich ganz von seiner Vergangenheit loszumachen vermöge." Wie soll man die Liebe und den freiwilligen Eifer zur Arbeit, ohne den keine Civilisation möglich ist, von befreiten Sclaven erwarten, welche die Arbeit nur hassen gelernt, nie die Früchte ihres Schweißes genossen, nie an die Bedürfnisse und Genüsse einer höhern Civilisation sich gewöhnt hatten. Wir sehen daher die sogenannten freien Neger von Haiti in Mehrzahl ärmlicher wohnen, schlechter gekleidet und karger genährt als die Sclaven in den Vereinigten Staaten. Ihre ehemaligen französischen Herren hatten natürlich kein Interesse, sie anders zu erziehen und ihre Intelligenz durch Unterricht zu wecken. Je dummer und thierischer der Neger war, desto weniger glaubten die französischen Pflanzer in St. Domingo rebellische Gelüste und Aufstandsversuche von ihnen fürchten zu dürfen. Auch auf die Institution der Sclaverei paßt jenes furchtbare Wort des Dichters:

„Es ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Mit einiger Verwunderung fragen vielleicht Viele: Wie ist es aber möglich, daß ein Mann von so beschränktem Geiste, von so häßlichem Körper und so einseitiger Bildung, wie Soulouque, eine Republik stürzen konnte und als Despot glücklich regiert, während vor ihm so viele geistreichere, schlauere und gebildetere Männer, wie Riguaud, Toussaint-Louverture, Pethion, Boyer u. s. w. in demselben Lande die Wechselfälle des Schicksals so bitter kennen gelernt haben? Wir erinnern diese Frager an die große Weltgeschichte, welche lehrt, daß es keineswegs immer die genialsten und gebildetsten Dictatoren, Usurpatoren und Herrscher gewesen, welche die meisten Triumphe gefeiert und im unbestrittenen Besitze der Gewalt ruhig auf dem Bette gestorben sind. Es waren vielmehr diejenigen, welche die meiste Consequenz zeigten und nur einseitig mit jenen Eigenschaften begabt waren, die dem Charakter und der Bildungsstufe ihres Volkes entsprachen. Mohamed war ein echter Araber; Tamerlan ein echter Tartar, Iwan der Schreckliche ein echter Russe, — sie waren zugleich echte Kinder ihrer Zeit. Darum hatten sie Erfolg und regierten glücklich. Kaiser Soulouque ist auch ein echter Neger und Originalproduct des Reiches Haiti, das schwärzeste Individuum seiner Raçe. Als ein einseitiger Soldat von der Jugend bis zum Greisenalter hatte er gelernt, daß eine strenge, starre Casernenzucht die Menschen zur fügsamsten Maschine mache. Er hatte gesehen, daß der Schrecken der militärischen Disciplin ungebildete Individuen vollends ganz verthierte, daß Menschen, über welchen als Damoklesschwert der Corporalstock schwebt, jedes andere Gefühl, als das der Furcht verlieren und am Joche dann so geduldig und gehorsam ziehen, wie der Ochse oder Stier. Dasselbe System, das er als Hauptmann durchgemacht, adoptirte Soulouque als Kaiser. Er ist ein vollkommener Militärdespot, der nach Menschenrecht oder papierener Constitution so wenig fragt, wie ein russischer Oberst in seiner Caserne, und jeden seiner Unterthanen todtschießen oder peitschen läßt, der nur eine Miene zieht, die auf revolutionäre Gesinnung oder Meuterei deutet. Sein militärischer Terrorismus hatte den vollkommensten Erfolg. Niemand wagt in Haiti jetzt gegen die kaiserliche Autorität zu mucksen.

Trotz alledem können selbst unbedingte Verehrer Soulouque's nicht leugnen, daß auch das Glück und die Umstände zu seinem überraschenden Erfolge wesentlich beigetragen haben. Ohne die Gunst des Geschickes würde selbst ein noch vollkommenerer Staatscorporal schwerlich auf einen Kaiserthron gelangt sein. Mit Erstaunen fragt man: Warum hat die Göttin des Glückes grade ihn begünstigt? Wie konnte sie doch ihre Huld solchem Scheusale schenken? Fortuna hat bekanntlich eine dichte Binde vor den Augen. Göttinnen sind zwar auch capriciös, wie die griechische Mythologie lehrt, aber selbst die launenhafteste unter den Bewohnerinnen des Olymps würde

bei dem geringsten Lichtstrahl nicht diesem Monstre ihre Hand geboten haben. Staarblindheit allein macht die Sache begreiflich — Fortuna hat den Kaiser Soulouque wohl beglückt, aber sie hat ihn sicher nie gesehen!

Eine slavische Colonie
im westlichen Deutschland.
Von Dr. A. Petz.

Wenn man auf der großen Landstraße von Limburg nach Siegen allmälig auf die Hochterrasse des Westerwaldes emporgestiegen und an der breiten Basaltkuppe des Salzburger Kopfes rechts vorbeigekommen ist, gelangt man unweit der Wasserscheide zu einigen Häusern, welche sich um eine Kirche traulich angesiedelt haben. Es ist die sogenannte „Neukirch," aber ihre Neuheit ist nicht mehr sehr frisch, weil sie schon im Jahre 1251 unter demselben Namen urkundlich erwähnt wird. Wie es die hohe Lage mit sich bringt, ist die Gegend ziemlich rauh und düster, doch nicht so unwirthlich, daß sie nicht ihren Bewohnern ein schönes Getreide gäbe, besonders Sommerfrucht, also Gerste und Hafer. Auch ist der Sommer auf dem ganzen Westerwald durchaus nicht reizlos. Der Blick trägt frei und weit in die Lande der Menschen hinaus; eine herrliche Luft weht auf diesen Höhen, welche in flachgespannten Rundungen neben einander gefügt sind und ihren Fuß in wohlbewässerte, grünende Thäler herabsenken. Doch das ist nur in der schönen Jahreszeit der Fall. Will man sich dagegen die Genüsse der milden Rheinebene und der städtischen Behaglichkeit recht lieb und werth machen, so lasse man sich von den Bewohnern der Neukirch eine Schilderung ihres Winters entwerfen. Kaum sind die Landstraßen offen zu halten, denn mit schneidender Schärfe weht hier der Wind und wirbelt gewaltige Schneemassen auf diesen Höhen zusammen. Zeigte mir doch ein Bauer die Aeste eines Baumes, die ich bei Weitem nicht erreichen konnte: so hoch häufe sich nicht selten der Schnee auf. Kein Wunder also, daß sich manche Häuser förmlich verproviantiren müssen wie Festungen, und kein Wunder, daß der Westerwälder, ganz anders wie der Bauer vom Taunus, sein Wohnhaus und seine Ställe und Scheunen unter ein Dach zusammengeschoben hat, würde es doch oft beschwerlicher Minirungsarbeiten bedürfen, um sich durch den Schnee zu den Nebengebäuden hindurchzuarbeiten.

Haben wir den Kamm des Westerwaldes überschritten und wenden uns von der Landstraße östlich ab, so führt uns ein kleiner Bach, nördlich herabfließend, nach einem Dorfe des Namens Liebenscheid. Da ein paar Minuten hinter diesem Oertchen die preußische Grenze liegt, so könnte man in dem Namen eine Ermahnung finden, daß sich Nassauer und Preußen hier in Eintracht und Liebe als gute Nachbarn zu scheiden haben; allein so wünschenswerth dies ist, so liegt doch der Ursprung des Namens Liebenscheid in Zeiten zurück, wo zwar immerhin eine Grenze hier gewesen sein mag, wo aber noch kein Preußen existirte und noch keine Sentimentalität bei unsern Vorfahren gefunden ward. Die Etymologie des Namens führt uns vielmehr auf einen Gutsherrn Libo hin, der hier mit seiner Familie, mit seinen Knechten und Heerden seine Mark oder Scheid gründete. Das Dörfchen selbst war vor Kurzem entweder noch so arm oder noch so bedürfnißlos, daß Schornsteine als ein unbekannter Luxus erschienen und daß der Rauch zusehen mochte, wie er sich durch die Fenster oder das Ginsterdach einen Ausweg bahnte. Tiefer hinab nimmt aber die Gegend einen freundlichern Charakter an. Die düstere Haide verschwindet mehr und mehr; dagegen füllen sich die Gründe mit lachenden Wiesen und frischgefärbten Wäldern, aus denen uns der Vogelgesang munter entgegenschallt. Die Ansiedlungen der Menschen, welche oben auf der rauhen Höhe nur dünn gesäet sein können, treten hier dichter zusammen. Sie machen einen günstigen Eindruck. Es herrscht überhaupt auf dem Westerwald mehr dauernder Wohlstand als im mildern Taunus und im schönen Rheingau. Der Wohlstand hat dann auch die Leute reinlich gemacht, so daß ein Bauer von dem Dorfe Unnau versichern konnte: „es fehle nur noch, daß den Kühen Servietten vorgebunden würden." Auch die alte Verbindung mit Holland mag hierzu mitgewirkt haben, denn der alte Westerwald war oranisch, und die kräftigen Bewohner dieses Gebirges haben oft für die fernen Niederlande gestritten und nicht wenig zur Erringung der niederländischen Freiheit mitgeholfen. Die Vorfahren manches armen Mannes, welcher jetzt mit Waaren aus dem nassauischen Krugbäckerlande nach Holland hausiren geht, haben einst unter Egmont oder unter dem verschwiegenen Wilhelm geblutet, aber Mynheer weiß davon Nichts mehr. Merkwürdig ist übrigens die uralte Verbindung dieses mitteldeutschen Gebirgslandes mit den Flachländern am Unterrhein: behaupteten ja doch schon die Bataver, von den Chatten abzustammen, die Franken kamen wahrscheinlich aus derselben Gegend, und seit diesen Zeiten sind die Fä-

den zwar oft abgerissen, aber auch immer wieder neu geknüpft worden.

Im Allgemeinen gehören die Bewohner des Westerwaldes zu dem in Mitteldeutschland vorherrschenden chattisch-fränkischen Volksstamm. Schon der Name ihres Gebirges deutet darauf hin, daß sie von Osten herüberkamen oder dort Stammverwandte hatten; denn vom Westerwald kann doch nur ein östlich davon wohnendes Volk sprechen. Indessen wollte es mich bedünken, als ob auch westphälisch-niedersächsische Elemente sich bis hierher vereinzelt ausgebreitet hätten, vielleicht damals, als das Glück der fränkischen Waffen immer zahlreichere Nachzüge aus der ostrheinischen Heimath (Austrasien) in die schönen fruchtbaren Lande um Maas und Schelde herbeilockte. In die verlassenen Wohnsitze mögen dann Sachsen eingedrungen sein, bis Karl der Große die Grenzen der deutschen Stämme für alle Zukunft feststellte. Zu dieser Vermuthung vereinzelter sächsischer Colonien, welche sich übrigens fast in gleicher Linie durch ganz Mitteldeutschland bis nach Nordböhmen hin nachweisen lassen, berechtigt z. B. das Gepräge von Ortsnamen wie Pottum, Lochum u. s. w., eine aus „Potenheim" verkürzte Bildung, welche bei dem niedersächsisch-friesischen Stamme oft vorkommt. Auch in Typus und Charakter sind die Bewohner des Westerwaldes von den übrigen Nassauern und besonders den Rheingauern sehr verschieden. Nord- und Süddeutschland stoßen gleichsam in diesem kleinen Lande zusammen. Der Westerwälder ist im Durchschnitt höher gewachsen und starkknochiger, ohne jedoch in Ausdauer der Muskeln und Nerven es dem Rheingauer irgendwie zuvorzuthun. Auf dem Westerwald herrscht die Blondheit und das blaue Auge vor; die Haut ist weißer und die Wange mehr geröthet. Von Charakter sind die Leute ruhiger, langsamer, auch wohl schwerfälliger, sie begreifen weniger leicht, aber was sie einmal wissen, das halten sie fest. Als Soldaten brauchen sie zur Erlernung der Anfangsgründe ihres Faches sicher die doppelte Zeit wie die Rheingauer, aber sie gelten dagegen auch für ordnungsliebend und verläßlich, so lange nur nicht der böse Geist des Branntweins ihren sonst im Geleise der Gewohnheit und Vernunft hinwandelnden Sinn betäubt hat. Kurz, wir finden beim Westerwälder eine Mischung von Eigenschaften wieder, welche nicht undeutlich auf den Norden unsers großen Vaterlandes hinweist. Jedenfalls aber haben wir einen echtdeutschen Volksstamm vor uns.

Eine Ausnahme in letzterer Beziehung scheinen jedoch die Bewohner von vier Dörfern zu machen, welche in der Gegend, von welcher oben die Rede war, an der nördlichen Abdachung des Westerwaldes zusammenliegen. Es sind dies die preußischen Ortschaften Ober- und Niederdresselndorf, Lützeln und Holzhausen. Sie erregen deshalb unser Interesse, weil sie von einem Völkchen bewohnt sind, das sich in auffallender Weise von allen seinen Nachbarn unterscheidet. Ihre Gegend heißt der Hickengrund, sie selber werden die Hicken genannt.

Wenn wir wegen ihrer vielen Eigenthümlichkeiten sofort an der deutschen Abstammung dieser Leute zweifeln, so scheint es uns anfangs doch schwer, ihre Herkunft zu ermitteln. Zwar sind in den vielfach durchschnittenen Ländern zu beiden Seiten des Rheinthals, der großen Völkerstraße, manche Bruchstücke fremder Nationalitäten eingesprenkelt sitzen geblieben. Sowohl altgallisches wie auch römisches Blut mag in rheinischen Adern pulsiren; Bretzenheim bei Mainz, einst vicus britannicus genannt, ist vielleicht eine Niederlassung von Britten, welche von den römischen Legionen aus ihrer fernen Heimathinsel hierher verpflanzt wurden. Die Hunnen, wie später die Ungarn, überschritten mehrmals den Rhein, und wirklich soll in der Nähe von Karlsruhe ein Dorf mit Hunnen besetzt sein; es ist aber bei Letzterm zu bedenken, daß slavische Stämme nicht selten unter dem Namen der Hunnen verborgen sind, und jedenfalls wollen wir auf das Dorf Posemuggel in Baden aufmerksam machen, dessen Name unzweifelhaft slavischen Ursprungs ist: er bedeutet „am Fuße des Todtenhügels," ja es verlohnte sich der Mühe, dort Nachforschungen zu halten, weil die werthvollsten Alterthümer, welche das böhmische Museum in Prag besitzt, unmittelbar bei dem böhmischen Orte Podmokly gefunden wurden. Im deutschen Munde würde aber dieser Name offenbar zu Posemuggel sich verändern; es dürfte also immerhin interessant sein, Acht zu haben, ob sich nicht die Spuren einer Mohylle, eines alten Grabhügels, an jenem Orte vorfänden. Auch Zigeuner sind in unsern rheinischen Gauen angesiedelt. In Dotzheim, einem Dorfe unweit Wiesbaden, kann man an dem dunkelglänzenden Haar und Auge, wie an der sehr brünetten Gesichtsfarbe einzelner Familien noch deutlich die Spuren jenes räthselhaften Völkchens bemerken. Selbst die Namen daselbst sind häufig dem wilden Waldleben entlehnt. Nicht minder sind im nassauischen Amt Wehen sowie auch in der Umgegend von Siegen einzelne Dörfer mit jenen seltsamen Sprößlingen des fernen Indiens bevölkert. Das interessanteste Beispiel von der Haltbarkeit solcher Racen und ihrer Typen scheint mir jedoch das Dorf Kruft bei Andernach abzugeben. Ein Pfalzgraf bei Rhein nämlich gerieth auf einem Kreuzzuge in die Gefangenschaft der Ungläubigen, ward

aber dann wieder befreit und hing zum Dank seine Ketten in der Abtei Laach auf, deren Stifter er ward. Seinerseits aber brachte er eine Anzahl sarazenischer Gefangenen in die rheinische Gegend und siedelte sie in Kruft an. An dem schwarzen Haar und dem feurigen Auge, an dem klarangelegten und idealgeschnittenen Gesicht sollen besonders Frauen jenes Ortes nicht selten noch den morgenländischen Ursprung verrathen.

Unsere Hicken hinwiederum sind keinenfalls südlicher Abstammung, sie tragen ein durchaus nordisches Gepräge. Eine Hypothese will sie von Schweden herleiten, welche aus dem dreißigjährigen Kriege zurückgeblieben seien. Allein wie aus einem Soldaten jenes schauderhaften Krieges ein friedlicher Landmann werden soll, ist uns unklar; mit deutschen Weibern vermählt, hätten Schweden vielmehr die Eigenschaften und Sitten der umliegenden Gegend angenommen, und, was uns entscheidend dünkt, die Zeit des dreißigjährigen Krieges liegt noch nicht so weit hinter uns zurück, daß sich nicht eine klare Ueberlieferung jener angeblichen Soldatencolonie erhalten haben sollte. Wir wollen dagegen sofort unsere Meinung aussprechen, daß die Hicken zu den zahlreichen in Deutschland verbreiteten Trümmern des Stammes der Slaven gehören.

Die Männer im Hickengrunde sind der größern Zahl nach mehr schlank als breit, von Gesicht nicht ausgezeichnet, öfter braun von Haar als blond. Als charakteristisch wird angeführt, daß sie, wie auch die Mädchen, sehr schwache Waden haben, während allerdings bei den meisten Slavenstämmen das Gegentheil stattfindet. Wie überall haben auch hier die Männer der Nationaltracht früher entsagt als die Weiber; man erkennt sie jedoch am hellblauen Kittel, während der Westerwälder sonst allgemein einen dunkelblauen Kittel trägt. Hübscher sind die Mädchen, welchen man auf den ersten Blick in Typus und Tracht ein fremdartiges Element ansieht. Ihre zartgefärbten Gesichtchen sind oft recht fein; hervorstechend in denselben ist im grauen oder hellblauen Auge eine gewisse Schalkhaftigkeit, die man bei echtdeutschen Bauern nur selten antreffen wird. Außerdem sind die Backenknochen stark bezeichnet und die Augen haben eine etwas schiefe nach der Nase herabgehende Stellung, — Eigenschaften, welche bekanntlich bei der mongolischen Race ihren schärfsten Ausdruck finden, die aber auch unter den Slaven, z. B. den Böhmen, nicht selten vorkommen und dadurch auf eine uralte Ueberfluthung der Slaven durch uralische Stämme hinweisen. Was die Haarfarbe der Mädchen betrifft, so läßt sich, wenn sie im Sonntagsputze sind, nur von den Augenwimpern und Brauen ein Schluß ziehen; denn sichtbar sind sonst die Haare nicht, weil ein enganliegendes gefältetes Häubchen oder Kopfmäntelchen von schwarzer Glanzleinwand sich eng um den Oberkopf und die Wangen anlegt. In Wirklichkeit, wie Rommel von einer ähnlichen Frauentracht im hessischen Amte Beilstein bemerkt, hat diese Kopfverhüllung etwas Orientalisches, man könnte sagen, etwas Serailhaftes und Haremartiges: es ist der Uebergang von dem Mißtrauen der Orientalen zur germanischen Offenheit. Die Frau des Türken zeigt bekanntlich, wenn sie ihr Haus verläßt, der Außenwelt Nichts als ihre Augen; bei den Weibern der Hicken ist freilich der offene Raum vergrößert, aber dennoch ist das Gesicht sehr knapp eingerahmt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß diese Verhüllung auch noch einen praktischen Zweck erfüllt. Die Mädchen und Weiber schneiden nämlich ihr Haar ab und verkaufen es an Friseure, welche von Zeit zu Zeit in diesen Gegenden kaufmännische Rundreisen machen. Aber dies ist keine Eigenthümlichkeit des Hickengrundes, sondern es pflegen an vielen Orten dieser ostrheinischen Landschaften die Weiber ihren Haarschmuck zu verwerthen und an die möglicherweise weniger reich ausgestatteten Bewohner der Städte abzugeben. So wahr ist Riehl's Ansicht, daß das Bauernthum die Schatzkammer unserer physischen Kraft und Gesundheit bildet.

Wie das Kopfmäntelchen ist auch der Rock von schwarzer Glanzleinwand; hinten wird er in eine Masse kleiner Fältchen gelegt und spottlustige Nachbarn haben dieselben gezählt und behaupten, es müßten grade neunundneunzig sein. Ueber dem Rock liegt eine dunkelblaue Schürze; das Leibchen, gleichfalls dunkelblau mit weißen Blümchen, oder häufiger noch dunkelgrün, hat enganliegende Aermel und hängt wie ein offenes Jäckchen mit spitzen Schößen leicht und locker um die Taille. Hinter den schwarzen Schnürlitzen sieht das weiße Brusthemd hervor, ein dunkelviolettes Glanztuch auf der einen Schulter liegend und mit einem malerisch geschlungenen Knoten versehn, vollendet ihren Anzug. Hoch heraufgehende Schuhe umschließen den Fuß.

Fragt man die Hicken nach dem Ursprung ihrer dunkelfarbigen Tracht, so bringen sie dieselbe mit einem zur Pestzeit gegebenen Gelübde in Verbindung. Allein dies ist unwahrscheinlich. So gewaltig hat die furchtbare Krankheit, welche im Gefolge des dreißigjährigen Krieges die deutschen Gauen heimsuchte, den stillen Gedankenkreis der Landleute erschüttert und erfüllt, daß nur selten eine Erinnerung über diese Zeit hinaus in's Alterthum hinüberreicht und daß alles Alte und

Auffällige auf die Pest, auf das große Sterben, bezogen wird. Dagegen ist es sehr wohl möglich, daß die Tracht der Hickenweiber aus Osteuropa herüberwanderte, denn die Stoffe, aus welchen sie besteht, waren sicher schon zu der Zeit, als diese Slaven ihre Heimath verließen, Gegenstand der Verarbeitung, und in dem Altenburgischen wie in der Lausitz sollen verwandte Trachten vorkommen, ja in einem Seitenthale des Tagliamento im venetianisch-friaulischen Küstenland in der Gegend von Resia und Stolvizza überraschte mich eine ganz ähnliche Kleidung. Durch einen Hochkamm von ihren Stammgenossen getrennt, wohnt dort mitten unter Italienern eine slavische Völkerschaft; nun findet man bei ihnen dieselben dunkelfarbigen, vielgefälteten, knappanliegenden Kleider wie im Hickengrunde. Uebrigens muß bemerkt werden, daß die Tracht der Hicken zugleich wohlfeil, zweckmäßig und schön ist; mit gutem Recht halten sie daran fest, ja während in der übrigen Welt die französische Mode ein ewig schaukelndes Niveau der allgemeinen Zerfahrenheit herzustellen scheint, sind grade in der letzten Zeit in dem Thale, von dem wir reden, die jungen Mädchen, von denen einige die städtische Kleidung angenommen hatten, zu ihrer angestammten Tracht zurückgekehrt. Liegt nun schon im Typus wie in der Tracht der Hicken mancher Fingerzeig auf ihre slavische Abstammung, so ist dies nicht minder mit ihren Sitten der Fall. Selbst in dem Fuhrmannsleben, das sie größtentheils als Beruf erwählen, spricht sich das unruhige slavische Blut aus. Als Fuhrleute kommen die Hicken weit in der Welt umher und sind darum auch in weitern Kreisen bekannt, als man von ihren abgelegenen Wohnplätzen vermuthen sollte. In früherer Zeit holten sie z. B. Hopfen aus Spalt in Baiern und führten ihn bis nach Paris; jetzt freilich sind sie durch die Eisenbahnen auf ein kleineres Gebiet eingeschränkt worden. Wir nannten die Neigung zum Fuhrwesen slavisch, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß unsere Schwarzwälder rc., welche diesen Stand ergriffen, nicht echte Deutsche sein könnten; aber so viel ist gewiß, daß z. B. die Großrussen außer der Krämerei am liebsten den Stand der Fuhrleute ergreifen. Das veränderliche Leben sagt ihnen ganz besonders zu, ja so stark ist ihr Wandertrieb, daß es oft in ganzen Gouvernements nur wenig Männer geben soll, die nicht wenigstens einmal in ihrem Leben in Moskau, der alten, der heiligen Stadt gewesen sind; die russischen Messen, zumal die berühmte Messe von Nischni-Nowgorod, werden von so ungeheuren Menschenmassen besucht, daß man ihre Zahl schon auf mehr als eine Million anschlug, ja in Folge seiner beständigen Wanderungen will man bei dem Großrussen sogar eine verhältnißmäßig stärkere Entwicklung der untern Extremitäten bemerkt haben, während umgekehrt der Germane in Brust und Arm den Hauptsitz seiner Kraft hat.

Ein anderer Nachklang altslavischer Anschauung, welche sich nicht selten mit indischen Ideen berührt, liegt im Abscheu der Hicken vor einer zweiten Verheirathung der Frauen. Bonifacius, den man den Apostel der Deutschen genannt hat, schreibt in einem seiner Briefe, die Treue der wendischen Frau gegen ihren Mann sei so groß, daß sie denselben nicht überleben wolle und sich in denselben Scheiterhaufen stürze, welcher die Leiche des Gatten in Asche verwandelt. Auch Tacitus scheint irgendwo auf diese slavisch-indische Sitte hinzudeuten. Bei unsern Hicken nun herrscht der Brauch, daß eine Wittwe, welche Kinder hat, wäre sie auch noch so jung, nicht wieder heirathen darf. Vor etwa zwanzig Jahren ging eine Wittwe ein solch neues Bündniß ein, da erregte dieser Fall im ganzen Grunde ein ungeheures Aufsehen. Alles war wider die jungen Eheleute, und sie fanden nicht eher Ruhe, bis sie ihre Heimath völlig verlassen hatten.

Was die Bauart der Häuser betrifft, so ist sie die im Allgemeinen auf dem Westerwald heimische, welche in ganz Mitteldeutschland bis weit in den Osten hinein nicht selten ist. In der Regel liegen Wohnhaus, Stall und Scheune wie drei mit der Langseite aneinander gelegte Dominosteine unter einem Dach zusammen. Das Haus sieht gewöhnlich mit dem Giebel nach der Straße; der Eingang, auf der Langseite befindlich, führt in den „Hausehrn," in welchem grade vorn die Küche liegt. Zu beiden Seiten gehen Thüren in die Wohnstube und in den Stall, aus welchem letztern man in die Scheuer gelangt. Auffallend möchte jedoch eine Form der Ställe für Kleinvieh, besonders Schweine, sein: das hintere Dach dieser freistehenden kleinen Gebäude liegt weit herunter, während das Vorderdach nur in einem kurzen Vorstoß besteht. Diese Bauart, die mir vom Westerwald her bekannt war, traf ich in Krain wieder und sonst nur, gleichsam als Verbindungsglied zwischen beiden, in der Gegend von Coburg. Bemerkenswerth sind noch die Pferdsköpfe auf dem Dachfirst, welche, in vergänglichem Stoff geschnitzt, oft verwittert, aber mit treuer Anhänglichkeit immer wieder erneut, uns anmuthen wie ein Gruß aus einer zweitausendjährigen Vergangenheit.

Ueber den Ursprung des Namens der Hicken fehlen alle Anhaltspunkte, doch geht die Rede, daß eine alte Capelle zu Röbchen, einige Stunden von Siegen, eine sich auf die Hicken beziehende Inschrift enthalte. Ein

alter Mann, der uns dies erzählte, fügte gleichzeitig hinzu, die Hicken stammten aus Arabien. Soll nun unter „Arabien" das Morgenland, überhaupt der Osten verstanden sein, so mag diese Tradition nicht Unrecht haben. Wer einmal längere Zeit unter Slaven gelebt hat, dem genügt schon der Anblick von einigen Mädchengesichtern aus unserm Thalgrunde, um sofort die slavische Race zu erkennen, und diese Race ist deshalb noch so echt, weil die Bewohner jener vier Dörfer immer nur unter einander heirathen. Ueberhaupt halten sie fest zusammen, sie besitzen ein gewisses sie von den Nachbarn unterscheidendes Gefühl ihrer Verwandtschaft, sie besuchen sich gerne und haben ihre Kirchweihen nach Verabredung auf solche Tage gelegt, welche sämmtlichen vier Dörfern gleichmäßig angenehm sind. Auf diesen Festtagen geht es dann hoch her, wie wir uns z. B. auf der Kirchweihe zu Oberdresselndorf überzeugten. Außen am Wirthshaus war in der Höhe des zweiten Stocks ein Gerüst aufgeschlagen, auf welchem die Musikanten saßen, fiedelnd und mit vollen Backen zum Tanze aufblasend. Aber noch war es zu früh am Tage, die Alten hielten noch zurück, die noch nicht tanzfähigen Schulbesucher standen in dichten Gruppen umher mit allen Zeichen der gespannten Erwartung auf dem gesunden Angesicht, unter den jungen Leutchen ward es schon unruhig und endlich eröffnete ein kühnes Paar den Walzer. Da strömte Alles zusammen und selbst das festliche Hauptgericht — gekochtes Rindfleisch mit fettgeschmelzten Zwetschgen — verlor seine Anziehungskraft. Von der slavischen Lebendigkeit war allerdings noch wenig zu bemerken: die Bursche machten wahre Leichenbitterphysiognomien, die Mädchen aber schlugen zuweilen mit einem echten Nationalzuge fröhlich-gutmüthiger Verschmitztheit das graublaue Auge auf, während sie sich im Tanze drehten.

Fragt man nun aber, wann und wie diese Slaven in unsere westdeutschen Gauen gelangt sind, so wollen wir nur beiläufig erwähnen, daß hierüber zwei Ansichten sich gegenüberstehen. Die eine glaubt die Slaven, mit den Deutschen gemischt und meist als Ackerbauer unter dem deutschen Kriegsadel stehend, schon in der frühesten Zeit historischer Kunde in unserm heutigen Deutschland nachweisen zu können, während die andere Meinung sie nach der Völkerwanderung, als die Mehrzahl der deutschen Stämme sich in die schönen und fruchtbaren Länder des Römerreichs ergossen, aus dem Osten herbeigezogen annimmt. Auf diesen Widerstreit nicht näher eingehend, bemerken wir nur, daß beide Meinungen für sich Gründe anführen können. Aber wie dem nun sein mag, so genügt es uns, zu wissen, daß im Anfang des achten Jahrhunderts in Kurhessen Slaven angetroffen werden. Wir finden diese Notiz in der alten Lebensbeschreibung des heiligen Sturm, ersten Abts von Fulda, und da uns gleichzeitig darin einige Blicke auf den deutschen Urwald der damaligen Zeit eröffnet werden, so wollen wir Einzelnes daraus hier anführen: „Sturm wollte sich dem Klosterleben widmen. Bonifacius gab ihm daher zwei Gefährten und wies sie nach dem buchonischen Wald, um in dieser Wüste einen schicklichen Ort zur Wohnung aufzusuchen. Sie traten von Fritzlar aus die Reise an, sahen fast Nichts als Himmel und Erde und ungeheure Bäume, und kamen am dritten Tage an die Stelle, wo jetzt Hersfeld liegt. Diese Gegend schien ihnen passend, sie erbauten sich aus Baumrinden Hütten und verweilten hier eine Zeitlang unter Fasten und Beten. Endlich kehrte Sturm zu Bonifacius zurück und beschrieb diesem die Gegend. Bonifacius hielt dieselbe wegen der Sachsen nicht für sicher genug und befahl ihnen, einen entferntern Ort aufzusuchen. Sturm kehrte zu seinen Gefährten zurück, die ihn ängstlich erwartet hatten, und bestieg mit ihnen einen Kahn, um die Fulda hinaufzufahren. Am dritten Tage kamen sie dahin, wo die Lubera (Lüder) in die Fulda fällt. Hier kehrten sie um, weil sie keinen angemessenen Ort gefunden hatten, und begaben sich wieder in ihre Hütten. Nach einiger Zeit wurde Sturm zu Bonifacius berufen und erhielt von Neuem den Auftrag, im Innern des buchonischen Waldes einen schicklichen Ort ausfindig zu machen. Er versah sich mit dem heiligen Sacramente, sattelte seinen Esel und trat ganz allein von Fritzlar aus die Reise an, erkundete Berge und Thäler, Quellen und Flüsse, sang Psalmen und zog immer weiter. Wo er übernachtete, hieb er mit dem Beile, welches er bei sich führte, Holz ab und verfertigte daraus um sich her einen Zaun, damit sein Thier nicht von den Raubthieren, deren es dort eine außerordentliche Menge gab, zerrissen werde. Eines Tages kam er auf den Weg, auf welchem die Handelsleute aus Thüringen nach Mainz reisen, und traf an der Stelle, wo derselbe durch die Fulda geht, einen großen Haufen von Slaven, die sich des Badens wegen in den Fluß gestürzt hatten. Sein Thier ward scheu beim Anblick so vieler nackten Gestalten; der Mann Gottes selbst schauderte wegen ihres Schmutzes. Sie spotteten seiner; Einer, welcher den Dolmetscher machte, fragte ihn, wohin er reise, und er antwortete, er reise höher in die Wüste hinauf. Indem er so einsam durch die schauderhafte Wüste fortzog und Nichts sah als wilde Thiere, deren dort

eine große Zahl ist, und flatternde Vögel und ungeheure Bäume und außer wilden Gegenden nichts Andres, kam er am vierten Tage an die Stelle, wo nachmals das Kloster erbaut wurde."

So also waren vor elfhundert Jahren noch große Landstriche unsers deutschen Vaterlandes beschaffen. Zugleich finden wir, und das geht uns hier zunächst an, in der Gegend von Fulda Slaven, mit denen sich der eifrige Schüler des Bonifacius durch einen Dolmetscher unterhalten mußte, ja, wir nehmen bei dieser Begegnung schon einige der slavischen Racenzüge wahr, nämlich einerseits die geringe Rücksicht auf Reinlichkeit und andrerseits eine gewisse gutmüthige Harmlosigkeit, welche wohl lacht und spottet, aber nicht leicht angreift. Wäre der heilige Sturm auf dieser seiner Reise „im Hinterwald" auf Sachsen gestoßen, welche aus politischen wie religiösen Gründen dem Christenthum damals noch unversöhnt waren, so würde er schwerlich so leichten Kaufs davon gekommen sein. Auch in spätern Urkunden werden in der Gegend von Fulda Slaven genannt. Und man beachte nur einmal den Menschenschlag, der heute noch dort wohnt, so werden einzelne Fingerzeige auf slavische Abstammung nicht fehlen. In dieser Beziehung war mir immer die Aeußerung eines Oekonomen merkwürdig, welcher lange in Böhmen gelebt und dann in der Nähe Frankfurts sich ansiedelte, wo bekanntlich viele Tagelöhner aus Fulda bei landwirthschaftlichen Arbeiten verwendet werden. Ohne auf dem Wege der Theorie von slavischen Ansiedlungen bei Fulda gehört zu haben, fiel ihm immer die große Aehnlichkeit der Fuldaer Arbeiter mit tschechischen in Typus und Charakter so sehr auf, daß er daraus auf die östliche Abstammung der Bewohner Fulda's einen sehr wohl begründeten Schluß zog. So dauerhaft sind die ursprünglichen Stammzüge, und so vermag oft ein klarer Blick aus der Natur der Sache zu erkennen, was sonst des Gelehrten mühsame Forschung erst nach langer Anstrengung zu enträthseln weiß. Aber Fulda ist nur eine jener vielen in Deutschland noch nachweisbaren eingesprengten Colonien des Slaventhums. Ueberblicken wir zum Schlusse nur kurz die hauptsächlichen Ansiedlungen der Slaven in Deutschland! Im Norden drangen sie von jenseits der Elbe bis nach Hannover und Oldenburg vor, wie sich auch in Holstein dergleichen Spuren nachweisen lassen. So halten wir z. B. die Bewohner der Dörfer um Göttingen für slavischen Ursprungs; die Namen der Dörfer, einzelne Sitten, der Typus erinnern uns auf's Lebhafteste an den Osten. Im südlichen Deutschland hat man in den Alpen namentlich das Pusterthal und das Thal der Salza, den Pinzgau mit seinen Nebenthälern, für ursprünglich slavisch erkannt; weiter nördlich drangen die tschechischen Stämme aus Böhmen hervor durch den baierischen Wald bis ziemlich tief nach Baiern hinein. Wir wagen jedoch keine nähern Angaben hierüber, da es eine noch ungelöste Streitfrage ist, ob die unzweifelhafte Verwandtschaft und Aehnlichkeit der baierischen und böhmischen Bevölkerungen auf einem beiden gemeinsamen celtischen oder slavischen Element beruht. In Mitteldeutschland dagegen sind die Spuren des Slaventhums wohl am leichtesten nachweisbar. Es ist eine bekannte Sache, daß — ganz abgesehen von Sachsen, von Altenburg und dem rechten Saaleufer mit Halle (Dobrogora) — um das Fichtelgebirge sich Slaven in ziemlich dichten Massen ansiedelten. Viele Ortsnamen sind dort durch das urkundliche Beiwort „windisch" ausgezeichnet, und in Franken tragen ja die Flußnamen Regnitz und Pegnitz deutlich ein slavisches Gepräge. In Bamberg ward von Kaiser Heinrich II. ein Bisthum mit der ausdrücklichen Aufgabe gestiftet, „das Heidenthum der Slaven zu zerstören," und noch vom Jahre 1058 wird uns berichtet, daß der größte Theil der Bevölkerung des Bisthums Bamberg aus Slaven bestand. Sogar Würzburg wie auch Kissingen (Chyzico) an der fränkischen Saale scheinen ursprünglich slavische Niederlassungen gewesen zu sein; eine Viertelstunde von Kissingen westlich liegt das Dorf Garitz und neben demselben die Wiese genannt Polisch, — Namen, die unverkennbar slavisch sind.

So treffen wir bis weit in unsern Westen herein die Spuren jenes weitverbreiteten Volksstammes, dessen Verbindungen und Mischungen mit unserer Nation uralt und zahlreich sind. Diese Spuren des Slaventhums sind bald mehr, bald minder deutlich; bald finden sie sich über einen ganzen Landstrich ausgegossen und geben dann demselben in der Regel ein zwar nicht sehr ernstes, aber durchaus nicht unangenehmes, sinnlich-frisches Gepräge; bald auch sind es einzelne Punkte, Ortschaften oder Thäler, welche im strenggefugten Ackerbauleben der Vorzeit sich conservirten und meistens noch durch eine gewisse Getrenntheit und Abgeschiedenheit von ihrer Umgebung ihren fremdartigen Ursprung auch dem oberflächlichern Beobachter beweisen. Zu dieser letztern Art slavischer Abstammung scheinen unsere Hicken zu gehören, deren Wohnsitz von Fulda, wo eine bedeutende slavische Colonie nachgewiesen ist, kaum achtzehn bis zwanzig Stunden entfernt ist.

Dritte Abtheilung.

Ueber die Persönlichkeit Voltaire's.

Von

Hermann Hettner.

Die geschichtliche Stellung Voltaire's hat Friedrich der Große mit wenigen Worten treffend bezeichnet. Am 10. Februar 1767 schreibt er an Voltaire: „Bayle hat den Kampf begonnen, eine Anzahl Engländer folgte ihm; Ihr seid berufen, den Kampf zu vollenden."

Voltaire ist einer der vielseitigsten und beweglichsten Geister. Es gibt kaum irgend eine Frage der menschlichen Bildung, welche er nicht gelegentlich einmal berührt, keine Form der dichterischen und wissenschaftlichen Darstellung, welche er nicht mit meist sehr glücklicher Geschicklichkeit angewendet hätte. Aber trotz allebem kann Voltaire mit Recht von sich rühmen, daß er in allen seinen Schriften immer unverändert der eine und selbe ist. Der Grundgedanke und die epochemachende That Voltaire's besteht darin, daß er der Stifter und das Haupt jener französischen Aufklärungsphilosophie wurde, welche gegen die Satzungen und Ueberlieferungen der herrschenden römischen Kirche ankämpfte und die großen Entdeckungen und Anschauungen Newton's und Locke's zur Grundlage und zum Wesen der allgemeinen Denkart zu erheben suchte. Voltaire überragte alle Mitstrebenden durch die Schärfe seines unvergleichlichen Witzes. Er zog auf den lauten Markt des Tages, was bisher nur die stille Geheimlehre vereinzelter Kreise gewesen.

Es ist nicht leere Schmeichelei, sondern richtige geschichtliche Einsicht, wenn die jüngern französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, die Diderot und d'Alembert, Helvetius und Holbach mit leichtfertiger Anwendung eines kirchlichen Ausdrucks Voltaire ihren Patriarchen zu nennen pflegten. Bedenken wir Voltaire's einflußreiche Verbindungen mit den mächtigsten Fürsten seiner Zeit, bedenken wir die fast beispiellose Verbreitung seiner Schriften und sein kühnes und werkthätiges Eingreifen in die Kämpfe und Bewegungen der Kirche und des Staates, und sehen wir, wie die aufgeregte Neuerungssucht ihm von allen Seiten freudig zustimmt, so werden wir Carlyle vollständig Recht geben, wenn er in einer geistvollen Charakteristik Voltaire's eingehend bemerkt, daß, wolle man Voltaire und seine Thätigkeit aus der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts hinwegnehmen, dies einen größern Unterschied in der jetzigen Lage der Dinge hervorbringen würde, als von irgend einem andern Menschen der letzten Jahrhunderte gesagt werden könne.

Wer mag sich daher verwundern, daß über das Löbliche und Verdammliche in der Wirksamkeit eines so bedeutenden Mannes noch immer die widersprechendsten Urtheile laut werden? Voltaire greift noch lebendig ein in das Treiben und Streben der Gegenwart. Namentlich in Frankreich hat der Name Voltaire noch durchaus den Zauber und den Fluch eines weitwirkenden Bannes. Man kämpft dort für oder gegen Voltaire, je nach dem religiösen und politischen Parteistandpunkt, welchen man einnimmt. Auf der einen Seite erstehen in Frankreich jetzt wieder Huldigungen, welche die von Voltaire's nächsten Freunden und Anhängern abstammende Bewunderung und Schönmalerei ohne alle wei-

tere Prüfung wieder aufnehmen und diese sogar noch überbieten; wir bezeichnen diese Richtung am besten durch Lanfrey's Schrift: L'église et la philosophie du dix-huitième siècle. Und auf der andern Seite sind wieder Bücher möglich, wie das jüngst erschienene Buch von Louis Nicolardot, Ménages et Finances de Voltaire, welches sich ausschließlich den Zweck stellt, weitläufig nachzuweisen, daß Voltaire Nichts als ein niedriger Geizhals und Betrüger gewesen. In England und Deutschland gehen die Meisten scheu an Voltaire vorüber. Man rühmt sich, den Standpunkt Voltaire's überwunden zu haben und wiederholt daher meist gedankenlos die althergebrachten Schmähungen, während man sich doch lieber eingestehen sollte, daß nur sehr Wenige, und oft die lautesten Schreier am allerwenigsten, Voltaire aus eigener Anschauung kennen.

Um sich ein gerechtes und allseitiges Urtheil über Voltaire zu bilden, ist es rathsam, seine wissenschaftliche Richtung und Thätigkeit und seinen persönlichen Charakter zunächst streng auseinander zu halten. Voltaire's wissenschaftliche Richtung und Denkweise war, wie die französische Aufklärungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, die folgerichtige, ja wenn man will, die nothwendige Bethätigung und Fortbildung der gesammten Zeitstimmung.

Voltaire war am 21. November 1694 zu Paris geboren. Seine Jugendzeit fällt in die letzten Jahre Ludwig's XIV., seine werdende Bildung und sein erstes Auftreten in die Zeit der Regentschaft. Dies ist eine Zeit der gewaltigsten innern Kämpfe, recht eigentlich die Vorgeschichte der französischen Revolution. Ludwig XIV. hatte durch den Druck seiner eisernen Gewalt, durch die Härte seiner religiösen Verfolgungssucht und durch seine unablässigen Kriege das Land auf's Tiefste zerrüttet. Bereits regten sich von den verschiedensten Seiten her die eindringlichsten politischen und volkswirthschaftlichen Reformpläne; aus den freien Niederlanden herüber wirkten die ketzerischen und zweifelsüchtigen Schriften Bayle's und der andern hugenottischen Flüchtlinge. Unter der Regentschaft stieg die Aufregung nur um so höher. Anfänglich hatte der Regent den Parlamenten die alten Gerechtsame wiedergegeben, welche ihnen der verstorbene König entzogen; und ebenso hatte er die Verwaltung, welche bisher ganz ausschließlich in den Händen des Königs oder eines allmächtigen Ministers gelegen, in sechs verschiedene, je aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzte Collegien gesondert. Diese Gewährungen wurden zwar bald wieder zurückgenommen, die Uebergriffe der Parlamente wurden in ihre Schranken gewiesen, die Verwaltung wurde dem nichtswürdigen Cardinal Dubois anvertraut; aber die Spuren jener Neuerungen blieben dennoch unvertilgbar in den Gemüthern. Eine französische Denkschrift aus jener Zeit rühmt, daß die Nation jetzt aus ihrer faulen Schlafsucht erwache und nach der Freiheit suche, wenn auch erst in umhertastenden Bewegungen; die volksfreundlichen, aber freilich noch sehr überschwenglichen Schriften des edeln Saint Pierre geben von der Wahrheit dieser Behauptung lebendiges Zeugniß. Und noch tiefer wirkt, was inzwischen im Volksleben selbst vorgeht. Die wüsten Orgien, welche der Regent mit seinen Roués im Palais Royal feierte, standen nicht vereinzelt; die gesammte vornehme Gesellschaft wird in diesen tobenden Strudel hineingezogen. Der Adel verwildert in der ausschweifendsten Liederlichkeit und Entsittlichung; das Ritterliche sucht er nur noch in den nobeln Passionen und in lärmenden Vergnügungen; in seinen Besitzverhältnissen verfällt er durch die wahnsinnigste Verschwendung und durch die Betheiligung an den verunglückten Finanzunternehmungen Law's, eines Mannes voll genialer Pläne und tiefer Blicke in das Wesen des Geldmarktes, aber immer nur gewohnt, die Welt mit den Augen eines am Abgrund stehenden, tolldreisten Spielers zu betrachten. Und diesem herabkommenden Adel gegenüber erhebt sich der dritte Stand, bestehend aus den reichen Finanzmännern und Kaufleuten, aus der Beamten- und Parlamentswelt, aus der niederen Geistlichkeit, aus Schriftstellern und Künstlern, an Reichthum dem Adel mindestens gleich, an Bildung und volkswirthschaftlicher Bedeutung ihn weit überragend. Die leichtfertigen Romane des jüngern Crebillon und des Abbé Prevost, der üppige und verschnörkelte Roccocostil in Bauten und Möbeln, die feinen und anmuthigen, und doch bereits an das Schlüpfrige streifenden Bilder Wateau's und seiner Schule einerseits, und andererseits die mehr bürgerlichen Romane und Dramen von Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chaussee, sowie die bürgerlichen Genrebilder von Chardin, welchem wenige Jahre später in derselben Richtung der treffliche Greuze folgt, veranschaulichen schlagend diesen tiefgreifenden Gegensatz. Hinter diesem wohlhabenden und gebildeten Bürgerthum steht, die Bestrebungen desselben unterstützend, die niedere Bevölkerung, überlastet von Steuern und Frohnden, gedrückt von der unentrinnbaren Strenge unmenschlicher Criminalgesetze, in herzzerreißendem Drangsal und Elend schmachtend. Entweder muß das Alte dem eindringenden Neuen Luft und Raum gönnen oder der Kampf auf Tod und Leben ist unvermeidlich. Und ganz dieselbe Verwilderung und derselbe Druck

herrscht in den kirchlichen Zuständen. Die vornehme Welt ist in den frechsten Unglauben versunken, neben welchen sich, wie überall, wo der Unglaube nur der Ausdruck gedankenloser Leichtfertigkeit und Gemüthsleere, oder gar gespreizter Eitelkeit ist, der albernste und wundersüchtigste Aberglaube stellt. Dieselben frechen Witzlinge, welche über alles Heilige spotteten, wurden die verächtliche Beute gaukelnder Geisterbanner und verschmitzter Alchymisten; es ist dies die Saat, welche einige Jahre später abenteuernde Betrüger, wie der räthselhafte Graf Saint Germain und Cagliostro geerntet haben. Und in der Kirche selbst wüthet die schlaue Starrheit und Verfolgungssucht der Jesuiten, und zwar um so rücksichtsloser, je mehr sich grade um diese Zeit ihre alten Feinde, die Jansenisten, nach kurzer Herrschaft, in welcher sie auch ihrerseits die gleiche Verfolgungssucht geübt hatten, sich in phantastische Schwärmerei, in wilde Verzückungen und Wunderlichkeiten stürzten und sich dadurch um die Theilnahme aller Vernünftigen brachten. Kurz darauf erließ die Verwaltung des Herzogs von Bourbon 1724 gegen die zurückgebliebenen Protestanten ein Religionsedict, welches die bei der Widerrufung des Edicts von Nantes angewendete Strenge noch übertraf. Ja, unter dem Cardinal Fleury wurde die verrufene Bulle Unigenitus, welche die Alleinherrschaft der Jesuiten bestätigte, sogar bindendes Staatsgesetz. Was war die Folge dieses unseligen Druckes? Hatten sich schon unter Ludwig XIV. als Gegengewicht gegen den kirchlichen Zwist und Hader Regungen einer freiern und unabhängigern Denkart erhoben, so wurden diese jetzt nur um so nachdrücklicher und unaufhaltsamer. Mit dem Zuge innerer Wahlverwandtschaft richtete sich der Blick jetzt hauptsächlich auf das benachbarte England. Dort waren inzwischen, als die folgerichtige Nachwirkung der großen Entdeckungen Newton's, Locke und die Freidenker erstanden, welche die Offenbarung entweder ganz verwarfen oder sie doch nur insoweit annahmen, als sie mit der sogenannten Vernunft- und Naturreligion übereinstimmte. Fontenelle und Maupertuis führten die Werke Newton's in Frankreich ein, und ebenso wurden die Werke Locke's, Pope's, Collins', Shaftesbury's und Swift's übersetzt, erläutert, ergänzt und fortgebildet. Der Cardinal Fleury beklagt sich in seinen Denkwürdigkeiten bitter, daß, wie er sich ausdrückt, eine Anzahl anstößiger englischer Bücher zur Zeit der Regentschaft Alle, welche Anspruch auf Geist und umfassenden Blick machten, vergiftet habe.

Das waren die Zustände und Eindrücke, unter welchen Voltaire groß wuchs. Auch Voltaire persönlich hatte unter diesem staatlichen und kirchlichen Druck zu leiden. Voltaire war in dem von den Jesuiten geleiteten College St. Louis le Grand erzogen. Es ist bemerkenswerth, daß fast alle französischen Freigeister aus Jesuitenschulen hervorgegangen sind. In welchem Sinne diese Erziehung auf Voltaire wirkte, erhellt am besten daraus, daß schon damals einer seiner Lehrer, der Pater Le Jay, mit Schmerz voraussagte, er werde dereinst der Führer der französischen Religionsfeinde werden. Und in der That enthält schon der Oedip, sein erstes am 18. November 1718 unter rauschendem Beifall aufgeführtes Trauerspiel, gegen die verfolgungssüchtige Engherzigkeit bereits die heftigsten Angriffe, und schon entwirft in dieser Zeit Voltaire die Henriade, in ihrem innersten Kern eine Verherrlichung der religiösen Liebe und Duldung. Noch unsanfter berührten ihn die staatlichen Zustände. Im Jahre 1717 wurde Voltaire auf ein Jahr ohne alle Untersuchung ungerecht in die Bastille geworfen, weil man eine heftige Satire, welche bei dem Tode Ludwig's XIV. erschien, ihm fälschlich zuschrieb. Und im Jahre 1725 ereignete sich ein Vorfall, welcher für das Schicksal seines Lebens entscheidend wurde. Voltaire war der Sohn eines Advocaten, der später Schatzmeister bei der Rechnungskammer war; aber schon als Knabe durch einen leichtfertigen Oheim in die hohe Gesellschaft eingeführt, hatte er sich gewöhnt, mit dieser durchaus auf dem Fuße der vertrautesten Gleichheit zu leben. Dies innerliche Selbstgefühl war durch seinen jungen Dichterruhm nur noch gesteigert. Eines Tages gerieth er an der Tafel des Herzogs von Sully mit dem Chevalier von Rohan in Streit. Rohan nahm eine sehr gemeine Rache, er ließ ihn nächtlich von seinen Dienern überfallen und mißhandeln. Voltaire überschickt dem Chevalier eine Forderung. Rohan's Familie macht davon öffentlich Anzeige. Voltaire wird zum zweiten Male am 17. April 1726 in die Bastille geschickt. Er wurde zwar bereits am 29. April entlassen, jedoch in das Ausland verwiesen. Der Stachel blieb in seinem Herzen. Eine kleine Flamme erlischt im Sturm, eine hohe flammt nur um so höher.

Voltaire ging nach England und verblieb dort volle drei Jahre, von 1726 — 1729. Dies ist der wichtigste Wendepunkt seiner Entwicklung. Der Aufenthalt in England war für Voltaire, was der Aufenthalt in Italien für Winckelmann war. Beide fanden in der Fremde erst ihren eigensten Lebensberuf. Voltaire war bis dahin wenig mehr als ein talentvoller und gewandter Versmacher gewesen; in England lernte er das politische Leben kennen und trat in die Schule der englischen Wissenschaft. Sein flatterndes Wesen sammelte und vertiefte sich. Er empfand es mit

jugendfrischer Begeisterung als die Aufgabe seines Lebens, diese englischen Ideen in die weite Welt zu tragen und sie zum Gemeingut der gesammten Menschheit zu machen. Und dieser Lebensaufgabe ist Voltaire fortan bis in sein spätestes Alter treu geblieben.

Goethe hat von Lord Byron gesagt, seine Dichtungen seien verhaltene Parlamentsreden. Von Voltaire vor Allem gilt diese Bezeichnung. Dramen, Romane, Gedichte, Flugschriften, philosophische Abhandlungen, Geschichtswerke, Encyklopädien und Wörterbücher, kurz, alle nur irgend erdenkbaren Formen der dichterischen und wissenschaftlichen Darstellung dienen ihm nur dazu, diese seine Lehre zu verkünden.

Voltaire.

Seine Angriffe gegen die römische Kirche, ja gegen das Christenthum selbst sind leidenschaftlich, gehässig und frech. Aber fragen wir, was hinter diesen trotzigen Verneinungen für ein bejahender Grundgedanke, was hinter ihnen für ein Halt und Ziel liegt, so müssen wir zunächst einem weitverbreiteten, aber ungerechten Irrthume vorbeugen.

Nichts ist irriger, als wenn man Voltaire gewöhnlich mit der gottesleugnerischen und materialistischen Denkweise Diderot's oder gar des berüchtigten Système de la Nature unterschiedslos zusammenwirft. Voltaire hat jederzeit festgehalten am Glauben an einen lebendigen, persönlichen und außerweltlichen Gott; allerdings nicht mit dem innern Gemüthsbedürfniß eines Jean Jacques Rousseau, aber mit der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß weder die Natur ohne einen Schöpfer und Erhalter, noch die menschliche Sitte und Bildung ohne einen letzten Richter über Tugend und Laster erstehen und bestehen könne. Gott ist ihm so sehr der bewußte Urheber der Dinge, daß er die Natur nicht Natur, sondern lieber das größte Kunstwerk nennen möchte. Die Philosophie des vorigen Jahrhunderts pflegte ein ganz besonderes Gewicht auf die Frage nach dem Wesen und Ursprung des in der Welt vorhandenen Uebels zu legen; von der Erklärung und Rechtfertigung dieses Uebels schien ihr der Begriff von der Allmacht und Weisheit Gottes abhängig. Die berühmte Theodicee von Leibnitz ist wesentlich eine Verherrlichung der göttlichen Weltordnung in diesem Sinne. Auch Voltaire hat sich viel mit der Lösung dieses Räthsels beschäftigt. Bald beantwortete er es dahin, daß er das Vorhandensein des Uebels mit Leibnitz, Pope und Shaftesbury zu leugnen suchte, bald dahin — und diese Wendung tritt nach dem furchtbaren Erdbeben von Lissabon ein —, daß er die Thatsächlichkeit dieses Uebels als eine allerdings unleugbare anerkannte; nie aber hat ihn diese An-

erkennung des Uebels auch nur einen Augenblick in seinem Gottglauben irre gemacht; er beschied sich mit der Ansicht, daß, was hienieden noch dunkel, dereinst im Jenseits uns deutlich sein werde. In der Betrachtung der menschlichen Seele ist Voltaire ein entschiedener Gegner der Cartesischen Lehre von den angeborenen Ideen; nach Maßgabe Locke's leitet er alle Erkenntniß aus der menschlichen Sinnenerfahrung ab; in seiner Jugend behauptet er, im Alter verneint er die Freiheit des Willens; aber dabei ist er doch, einige vereinzelte Schwankungen abgerechnet, niemals dauernd eingegangen auf den Zweifel der Materialisten an der selbständigen Wesenhaftigkeit der Seele. Im Gegentheil, die Bejahung der persönlichen Unsterblichkeit ist ihm die Grundlage und der unentbehrliche Halt der menschlichen Sittlichkeit. Je mehr die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts die, wie es ihr schien, willkürlichen und vernunftwidrigen Lehren und Satzungen der Kirche bekämpfte, um so nachdrücklicher betonte sie die auf das Leben selbst gehende, unmittelbare Werkthätigkeit der Religion, d. h. die Moral. Auch hierin war Voltaire der getreue Anhänger Locke's; aber dabei ist er nicht nur durchaus selbständig, sondern er ist sogar sichtlich bemüht, allen gefährlichen Auswüchsen sorgsam vorzubeugen. Locke hatte einen Theil seines Beweises, daß die menschlichen Sinne nicht angeboren, sondern durch Leben und Erfahrung uns anerzogen seien, auf die angebliche Thatsache gegründet, daß die Begriffe von Tugend und Schicklichkeit und die aus diesen Begriffen entspringenden Sittengesetze je nach der Verschiedenheit der Völker und Zeiten verschieden und wandelbar seien. Diese Lehre, welche bei den meisten englischen und französischen Freidenkern die willigste Aufnahme fand, wird von Voltaire entschieden bestritten. Er seinerseits dringt nur um so schärfer darauf, daß, um einen seiner eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, wie das Gold zu Peru und das Gold zu China dieselbe Natur und denselben Ursprung habe, so auch die Keime und Regungen des menschlichen Herzens immer und überall von gleicher und unabänderlicher Beschaffenheit seien. Im Unwesentlichen und Geringfügigen seien vielleicht einige Abweichungen und Verschiedenheiten bemerkbar; das Wesentliche sei fest und stet; die Sitten seien wechselnd, nicht die Sittlichkeit; der Mensch könne die Tugend nicht beliebig umgestalten nach Zufall und Laune; der unbestechliche Richter throne in seinem Innern. Und was gebietet dieser innere Richter? Wie Lessing als das letzte Vermächtniß seiner sittlichen Ueberzeugung das Testament Johannis hinstellte, „Kindlein, liebet Euch unter einander," so verweist auch Voltaire im siebenten Gesange seines Lehrgedichts über den Menschen auf die Worte: „Aimez Dieu, mais aimez aussi les Mortels.", den edlen Saint Pierre preisend, daß er das Wort „Bienfaisance" erfunden habe, denn dieses Wort umschließe Alles, was Tugend und Sittlichkeit sei.

Und auch auf Voltaire's politische Ansichten war England vom nachhaltigsten Einfluß. Voltaire hat zwar nie wie sein berühmter Zeitgenosse Montesquieu seine politische Anschauungsweise zum festen und klar in sich zusammenhängenden Lehrgebäude herausgearbeitet; aber auch ihm galt die englische Verfassung, welcher er in der Henriade ein begeistertes Loblied singt, als unbedingtes Muster und zu erstrebendes Vorbild. Man kann allerdings sagen, daß das berüchtigte Schlagwort der französischen Revolution „Liberté et Egalité" unmittelbar von Voltaire abstammt; Volkswohlfahrt, meint er, sei nur, wo Freiheit und Gleichheit sei. Aber man muß sogleich hinzufügen, Freiheit heißt bei ihm, von Nichts abhängig sein als vom Gesetz, und auch die Gleichheit ist ihm nur Rechtsgleichheit, d. h. die gleiche Berechtigung Aller auf den Schutz dieses Gesetzes. Was Voltaire fordert, ist unbedingte Unterordnung der Kirche unter den Staat, Gewissensfreiheit, Freiheit der Presse, Milderung der Criminalgesetze, Besserung des Volksschulwesens und gerechte und gleichmäßige Steuervertheilung.

In dieser Gesinnung jubelte Voltaire seinem Freunde Turgot zu, als dieser an die Verwaltung kam, und in dieser Gesinnung betrauerte er es in einer tief empfundenen Elegie, als dieser edle Staatsmann gestürzt wurde.

Als Voltaire kurz vor seinem Tode in Paris die Bekanntschaft Franklin's machte, legte er segnend seine Hand auf dessen Enkel und sprach die Worte: „God and liberty," Gott und Freiheit. Dieser Ausspruch bezeichnet treffend Voltaire's gesammte Richtung. Voltaire ist, wenn wir in der heutigen Sprachweise sprechen, religiös ein Deist und Rationalist, politisch ein Liberaler.

Woher kommt es also, daß nichtsdestoweniger über Voltaire's Namen ein unvertilgbarer Fluch liegt? Ein weit ärgerer Fluch als selbst über solchen Gesinnungsgenossen, die in ihren Ansichten weit dreister und vordringender sind, als Voltaire selbst?

Es kommt daher, daß Voltaire's Schriften, und grade seine Streitschriften am allermeisten, leichtfertig, frivol und ohne sittlichen Halt sind. Wie Voltaire als Dichter nur im Epigramm und in der kleinen satirischen Erzählung, d. h. also nur in denjenigen Dichtarten, in welchen der geistreiche Witz, der Esprit, über den Mangel an gestaltender Phan-

tasie hinweghilft, an das Höchste streift, so ist auch sein wissenschaftliches Denken zwar klar und scharf, aber mehr witzig als gründlich. Wo wir eine ruhige und umfassende Beweisführung erwarten, werden wir meist nur mit herzlosem Spott abgefertigt. Man wird verletzt und abgestoßen durch seine prickelnde, schadenfrohe, höhnische Lust am Zersetzen und Verneinen. Schiller sagt in seiner classischen Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung sehr treffend, daß Voltaire's wunderbare Mannigfaltigkeit in den äußern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, vielmehr ein bedenkliches Zeugniß gegen dieselbe ablege; denn ungeachtet aller jener Formen habe er auch nicht eine gefunden, in welcher er ein Herz hätte abdrücken können. Und noch schärfer drückt Goethe denselben Gedanken aus. Als er im Jahre 1784 die Denkwürdigkeiten Voltaire's gelesen hatte, schrieb er an Frau von Stein: „Du wirst finden, es ist als wenn ein Gott, etwa Momus, aber eine Canaille von einem Gott, über das Hohe der Welt schriebe."

Des Menschen Gemüth ist sein Schicksal. Der Fluch Voltaire's ist seine mephistophelische Natur.

Es ist in der That mehr als der Ausbruch einer bloß augenblicklichen Erregtheit, wenn Friedrich der Große am 12. September 1749 an Algarotti schreibt: „Es ist ein Jammer, daß mit einem so herrlichen Genie eine so nichtswürdige Seele verbunden ist." Das ganze Räthsel von Voltaire's zwiespältiger Erscheinung liegt in diesen Worten. Voltaire ist nie über den Widerspruch seines bedeutenden Talentes und seines ursprünglich kleinlichen und selbstsüchtigen Naturells hinausgekommen. Geist und Bildung stellen ihn auf die Seite der hohen und idealen Zwecke der Menschheit. Aber eben nur Geist und Bildung. Voltaire hat die eifrige Leidenschaftlichkeit, welche nicht ruht und nicht rastet, bis sie das vorgesetzte Ziel erreicht hat; aber es fehlt ihm der Seelenadel, die innere Reinheit und Hoheit, ja die persönliche Ehrenhaftigkeit. Voltaire ist ein gewaltiger Agitator, welcher in die großen Bewegungen der Geschichte eingreift, weil es ihm Ruhm bringt, und weil der gereizte Ingrimm seiner Seele ihn dazu zwingt; aber er ist Nichts weniger als ein großer Mensch, welcher alles Niedrige und Gemeine durch die innere Nothwendigkeit seines Wesens von sich ausschließt.

Voltaire hat die niedrigsten und kleinlichsten Schwächen, welche die menschliche Natur entstellen. Er ist eitel, gewinnsüchtig und unwahr.

Bereits von Anbeginn an sehen wir Voltaire in unaufhörlichen Klopffechtereien. Sein vernichtender Witz entfaltet sich dabei auf's Glänzendste; aber dieser Witz ist unerquidlich, denn er entspringt aus der unreinen Quelle jener zänkischen Eitelkeit, die das verrätherische Brandmal aller Schriftsteller ist, denen die Geltendmachung der lieben Persönlichkeit als höchster Zweck gilt. Voltaire konnte es nicht ertragen, daß man ihn nicht überall ehrte und bewunderte; er gerieth aus aller Fassung, wenn man gar seinen Ruhm bezweifelte oder gefährden wollte. Er wollte nicht bloß der Held des Jahrhunderts, er wollte auch immer der Held des Tages sein. Er lauschte ängstlich auf jeden Widerspruch der öffentlichen Meinung. Selbst der geringfügigste Kläffer, welcher ihn anfiel, versetzte ihn in ungeberdige Wuth und Aufregung, in Zorn und Aerger, der ihn oft Tage lang krank machte. Sein Diener Longchamps erzählt, daß, als Voltaire's Trauerspiel „Semiramis" aufgeführt wurde, Voltaire in der Verkleidung eines Geistlichen in das Café de Procope ging, um dort unerkannt die Gespräche der Theaterkritiker belauschen zu können; als er nach Hause kam, glich er nach dem Ausdruck jenes Dieners dem Schatten des Ninus. Voltaire's Streitschriften sind fast immer Pasquille. Wenn Lessing seine Gegner mit den Keulenschlägen seines polemischen Witzes vernichtet, so ist sein Kampf doch immer ehrlich und sachlich. Voltaire's Kampf gegen andere Schriftsteller ist meist rein persönliche Rache; er erlaubt sich Mittel, welche nur die Wirkung im Auge haben und es mit der Wahrheit der Thatsachen niemals genau nehmen. Jedoch müssen wir auch im Tadel gerecht sein und die scharfe Grenzlinie nicht übersehen, welche Voltaire — zu seiner Ehre sei es gesagt — nie übersprungen hat. Er war ungemessen empfindlich und ehrgeizig, aber er war frei von jener neidischen Eifersucht, welche den Ruhm für sich ganz allein will und neben sich keine andere Größe duldet. Wenn er gegen die Crebillon, Montesquieu, Buffon, J. J. Rousseau zu Felde zieht, so ist er nicht der Angreifende, sondern der Angegriffene. Gegen Diderot und d'Alembert hegte Voltaire jederzeit die wärmste Freundschaft und Anerkennung; ja gegen jüngere Schriftsteller selbst von abweichender Richtung, wie gegen den edeln Vauvenargues, war er von überraschender Hingebung.

Mit dieser Eitelkeit hing seine Sucht nach äußerm Glanz und Reichthum auf's Innigste zusammen.

Wie Voltaire schon in früher Jugend mit unwürdiger Behendigkeit sich an die Großen und Vornehmen drängte, so hat er dies bis an sein Lebensende gethan. Fast mit allen Fürsten Europa's, den Papst nicht ausgenommen, stand er in persönlichem oder brieflichem

Verkehr. Voltaire klagt in seinen Denkwürdigkeiten, daß er, der die Freiheit mit abgöttischer Verehrung liebe, vom Schicksal dazu ausersehen gewesen, von König zu König zu wandern; Goethe hat im elften Buch von Wahrheit und Dichtung dafür das treffende Wort, daß nicht leicht Jemand, um unabhängig zu sein, sich so abhängig gemacht habe. Und ebenso sehen wir schon den Jüngling Voltaire nicht bloß mit der Sorge um die erstehende Henriade beschäftigt, sondern fast noch mehr mit der Sorge des Börsenspiels.

Durch Pensionen, schriftstellerischen Ertrag, durch Lotteriegewinne und väterliche Erbschaft zu einem nennenswerthen Vermögen gekommen, trieb er seine Geldunternehmungen bald in das Große, betheiligte sich an Staatsanleihen und Armeelieferungen, Güterkäufen und Capitalanlagen in einer Weise, welche selbst seine wärmsten Lobredner nicht von allerlei betrügerischen Ränken und Listen freisprechen. Sybel hebt in seiner vortrefflichen Geschichte der französischen Revolution als einen sehr bezeichnenden Zug hervor, daß in jener Zeit keine Papiere beliebter waren, als die Leibrenten, mit denen man gegen hohe Zinsen für sich selbst den Erben das Capital nimmt. Für diese Leibrenten hatte auch Voltaire eine so ausgesprochene Vorliebe, daß Nicolardot vielleicht nicht ganz Unrecht hat, wenn er sie zum Theil als den Grund von Voltaire's unausgesetzten Klagen über seine Schwäche und Kränklichkeit angibt.

Und was vollends soll man sagen, wenn er überall, wo Noth an Mann kommt, frech und lügnerisch seine Bücher verleugnet, statt ehrlich und mannhaft für sie einzustehen. Am 13. August 1763 schreibt Voltaire an Helvetius: „Man muß niemals seinen Namen geben, ich habe selbst nicht die Pucelle verfaßt." Und diese hinterlistige Verlogenheit hat er unausgesetzt mit nicht eben beneidenswerther Erfindungskraft ausgeübt.

Niemals haben sich diese niedrigen und kleinlichen Züge Voltaire's offener und faßbarer ausgeprägt als in seinem Verkehr mit Friedrich dem Großen. In dieser Beziehung gewinnt jene merkwürdige Episode eine tiefgreifende Bedeutung.

Wir tadelten an Voltaire Eitelkeit und Gewinnsucht. Ueberraschend deutlich treten diese bereits in den ersten Verhandlungen und Begegnungen hervor. Der Verkehr zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire hatte sich schon frühzeitig entsponnen. Der Briefwechsel beginnt schon am 8. August 1736. Der junge nach Bildung strebende Prinz hatte von Jugend auf zu den begeistertsten Verehrern Voltaire's gehört; und Voltaire seinerseits erkannte sogleich, welche große Zukunft dem jungen Prinzen bestimmt sei. Die ersten Jahrgänge des Briefwechsels sind voll von den ausschweifendsten gegenseitigen Huldigungen. Nach Friedrich's Thronbesteigung lud der König Voltaire sogleich ein, ihn zu besuchen. Voltaire kam im November 1740 nach Reinsberg, aber schon um die Zeit dieses ersten persönlichen Zusammentreffens fallen die ersten Trübungen. Der König mußte die Reise theuer bezahlen; und doch war Voltaire nur im geheimen Auftrag des Cardinals Fleury erschienen, um auszukundschaften, ob die angehäuften Truppenmassen für oder gegen Oesterreich beabsichtigt seien. Aergerlich schrieb der König am 28. November 1740 an Jordan: „Dein Geizhals Voltaire soll die Hefen seiner unersättlichen Habgier trinken und noch 1300 Thaler bekommen; von den sechs Tagen, welche er sich hier gezeigt, kostet mich jeder Tag 550 Thaler; das nenne ich einen Lustigmacher theuer bezahlen; wohl niemals hat der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Bezahlung gehabt." Eine neue Zusammenkunft erfolgte 1742 in Aachen. Sie scheint sehr herzlich gewesen zu sein; wenigstens berichtet Voltaire in seinen Briefen: „Der Held, welcher zwei Schlachten gewonnen, habe mit ihm geplaudert, wie Scipio mit Terenz." Minder günstig war ein dritter Besuch in Berlin, im September 1743. Hier störten wieder die unseligen diplomatischen Zwischengeschäfte, nach welchen Voltaire ehrsüchtig sich drängte. Voltaire erzählt in seinen Denkwürdigkeiten mit selbstgefälliger Ausführlichkeit, wie gewandt er mitten in die Erörterung über Livius und Virgil die Fragen über Frankreich und Oesterreich einzuflechten gewußt habe. Friedrich dagegen sagt in der Geschichte seiner Zeit, Voltaire's glänzende Einbildungskraft habe sich mit mächtigem Schwung in das Gebiet der großen Politik erheben wollen, seine ganze vermeintliche Gesandtschaft sei aber Nichts als eine lächerliche Spielerei gewesen.

Nichtsdestoweniger hielt Friedrich den Plan fest, Voltaire dauernd an seinen Hof zu ziehen. Am 10. Juli 1750 traf Voltaire in Sanssouci ein, er erhielt 20,000 Francs jährliches Gehalt, Wohnung im königlichen Schloß, freie Tafel, Dienerschaft und Equipage, dazu den Titel eines Kammerherrn und den Orden pour le mérite; überdies wurde ihm seine Reise mit 2000 Thalern entschädigt. Voltaire vergleicht den Empfang, welcher ihm in Potsdam zu Theil ward, mit dem Empfang Astolph's in dem Palast des Alcina. Aber der Dank dafür war, daß sich Voltaire schon im November, also nach wenigen Monaten, in jene berüchtigte Verwicklung mit dem Banquier Abraham Hirsch einließ, welche ihn von der schlechtesten Seite zeigt. Er hatte Hirsch beauftragt, für ihn

ein vom König ausdrücklich durch mehrere Cabinetsbefehle verbotenes Wuchergeschäft in sächsischen Steuerscheinen zu machen. Allerlei Zwischenfälle und gegenseitige Uebervortheilungen führten zu einem Proceß, bei welchem Voltaire, wie aus dem Bericht eines Zeitgenossen in Klein's Annalen der Gesetzgebung hervorgeht, sich nicht bloß falsche Aussagen, sondern sogar Schriftverfälschungen erlaubte.

Und wir haben von der feigen Lügenhaftigkeit Voltaire's gesprochen. Oder gibt es einen mildern Namen für jene unwürdige Art, mit welcher er sich in seiner bekannten Streitsache mit Maupertuis gegen den König benahm? Als Maupertuis, Präsident der Berliner Akademie, freilich höchst ungerecht und lediglich aus verletzter Eitelkeit den holländischen Professor König aus der Berliner Akademie hatte ausschließen lassen, da schrieb Voltaire gegen Maupertuis eins der derbsten und vernichtendsten Pasquille, welche je sein allzeit schlagfertiger Witz ersonnen hatte. Der König erfuhr noch vor der Veröffentlichung von dieser Satire und verlangte deren Unterdrückung. Voltaire leugnet. Der König ist empört über diese dreiste Lüge. Endlich gesteht Voltaire den Thatbestand ein und unterzeichnet eine Erklärung, niemals Etwas weder gegen Frankreich noch gegen eine andere Regierung, noch gegen einen andern Schriftsteller schreiben zu wollen; eine Erklärung so erniedrigend, daß man nicht begreifen kann, wie Voltaire sie jemals abgeben konnte. Aber wer sollte es glauben? trotzalledem übergab Voltaire seine Schrift einem holländischen Drucker. Nach wenigen Tagen war sie in Berlin. Der König ließ sie am 24. December 1752 Nachmittags auf allen öffentlichen Plätzen Berlins durch Henkershand verbrennen. Voltaire, welcher sich in das Haus eines Freundes, Taubenstraße Nr. 20, zurückgezogen hatte, konnte dem Autodafé auf dem nahen Gensdarmenmarkt zusehen. Er schickte Pensionspatent, Orden und Kammerherrnschlüssel mit Versen zurück, welche sichtlich den König zu rühren berechnet waren. Zwar bot der König unerwartet die Hand zur Versöhnung und rief ihn am 30. Januar 1753 sogar wieder in seine nächste Umgebung; aber der Bruch war nicht wieder herstellbar. Nachdem am 26. März 1753 Voltaire heimlich Potsdam verlassen, erfolgte seine berühmte Verhaftung in Frankfurt am Main, weil der König einige von ihm verfaßte politische Satiren im Besitz Voltaire's wußte und deren Mißbrauch befürchtete. Bisher war dieses Ereigniß nur aus den einseitigen Schilderungen Voltaire's und seines Secretärs Collini bekannt. Im Berliner Kalender für 1846 hat Varnhagen von Ense die im geheimen königlichen Archiv aufbewahrten Actenstücke veröffentlicht; aus dieser urkundlichen Darstellung erhellt überzeugend, daß der König bei allen leidigen Vorfällen, welche sich bei dieser Verhaftung unvorhergesehener Weise ereigneten, schuldfreier ist, als früher selbst seine aufrichtigsten Bewunderer zu glauben wagten; in Voltaire zeigte sich grade hier wieder ein ganz unsägliches Gemisch von widerwärtigster Reizbarkeit, Lüge, Feigheit und Geckenhaftigkeit.

Doch ist es unverkennbar, daß das zunehmende Alter kräftigend und veredelnd auf Voltaire wirkte. Aus Frankfurt befreit, zog er sich zuerst in den Elsaß, dann an die Ufer des Genfersees zurück. Er kaufte die Herrschaft Tourney und Ferney. Dort verweilte er bis wenige Monate vor seinem Tode.

Zwar fehlt es auch hier nicht an allerlei häßlichen Schlacken. Bei dem Ankauf von Tourney sind ihm offenkundige Betrügereien nachzuweisen. Und ebensowenig verargte er es sich, wenn ihm Verfolgungen drohten, sich als reuigen Sohn der Kirche zu bekennen, um im nächsten Augenblick seine Angriffe nur desto lästerlicher zu wiederholen. Aber nicht bloß, daß er hier einige seiner wichtigsten und und nachhaltigsten Schriften, wie den Essai sur l'esprit et les moeurs des Nations verfaßte; sein Alter ist auch ausgezeichnet durch einige weitwirkende Züge und Thaten, in welchen er seinen schriftstellerischen Ruhm durch den schönern Ruhm vermehrte, auch im werkthätigen Leben der Bekämpfer des Fanatismus, der Rächer des verletzten Gesetzes, der Freund und Beschützer der Leidenden und Bedrückten zu sein.

Am berühmtesten ist die Geschichte von Jean Calas. Jean Calas, 68 Jahr alt, war seit mehr als 40 Jahren Kaufmann in Toulouse; er und seine Familie waren Protestanten. Ein jüngerer Sohn war zum Katholicismus übergetreten, ohne daß er dadurch der Familie entfremdet wurde; auch diente seit länger als 30 Jahren eine katholische Magd im Hause, welche die Kinder erzogen hatte. Der älteste Sohn von Jean Calas, Marc Anton, war ein leichtsinniger, schuldenüberlasteter Bursche. Derselbe erhängte sich. Alle Umstände bezeugten den Selbstmord. Nichtsbestoweniger schrie ein Fanatiker aus dem niedrigsten Volke, der Vater habe seinen Sohn erhängt, weil dieser die katholische Religion habe annehmen wollen. Die Köpfe erhitzten sich, die Priester schürten. Die Familie Calas, die katholische Magd, ein Hausfreund wurden in Ketten gelegt. Marc Anton wurde als Märtyrer feierlich ausgestellt; das Volk wußte von sonnenklaren Wundern zu erzählen, welche diejenigen an sich erfuhren, die den Leichnam zu berühren das Glück

hatten. Unglücklicherweise fiel grade in das Jahr 1762 der zweihundertjährige Gedenktag einer großartigen Hugenottenmetzelei, welche allein in Toulouse 400 Menschen das Leben gekostet hatte. Dies steigerte die allgemeine Aufregung. Dreizehn Richter führten die Verhandlung. Es erschien undenkbar, daß ein Greis von 68 Jahren mit geschwollenen und schwachen Beinen einen außergewöhnlich kräftigen Mann von 28 Jahren erdrosselt und erhängt habe, und ebenso undenkbar erschien es, daß eine zärtliche Mutter, eine streng katholische Dienerin, ein aus der Ferne ausdrücklich zu diesem Behufe herbeigeeilter Freund an der Unthat betheiligt sein sollten. Und wie wäre sie möglich gewesen ohne Kampf, ohne Schrei, ohne Wunden? Nichtsdestoweniger wurde der Vater zum Rade verurtheilt, Bruder und Schwestern wurden unter dem Schein der Begnadigung in ein Kloster gesteckt und zum Katholicismus gezwungen; die Mutter stand allein in der Welt, ohne Familie und ohne Unterhalt. Da schrieb Voltaire seine berühmte Schrift über die Toleranz und rief die öffentliche Meinung der ganzen gebildeten Welt an. Er gewann einen berühmten Anwalt, die Vertheidigung zu übernehmen. Ganz Europa ergriff Partei und verlangte Gerechtigkeit. Am 7. März 1763 beschloß der Staatsrath einstimmig, daß das Parlament von Toulouse die Proceßacten einsenden solle. Das Parlament von Toulouse zögerte. Endlich nach zwei Jahren gedieh die Verhandlung zum Schluß; die Unschuld siegte. Der Urtheilsspruch von Toulouse wurde für falsch erklärt. Die Ehre des geräderten Vaters wurde gerettet; der König überwies der Familie 36,000 Livres. Drei Jahre seines Lebens hat Voltaire für diese Sache unermüdlich gekämpft. Kein Lächeln, sagt er, ist während dieser Zeit über meine Lippen gezogen, ich würde mir es für ein tiefes Unrecht angerechnet haben.

Ganz in derselben Weise ist die Geschichte von Sirven, einem Calvinisten, in Castres, welchen religiöse Verketzerungssucht ebenfalls fälschlich angeklagt hatte, seine Tochter ersäuft zu haben, und welcher durch die rege Parteiergreifung Voltaire's freigesprochen wurde. Aehnlich die Geschichten des jungen de la Barre und d'Etalonde, und der unglücklichen Familie Montbailli. Und ebenso die Geschichte vom General Lally, welchen das Parlament zu Paris unter dem ungerechten Vorwand begangener Unterschleife, in Wahrheit aber bloß darum, weil er den indischen Feldzug unglücklich geführt hatte, echt karthagisch, wie einst England den General Bing im Jahre 1766, hatte hinrichten lassen. Voltaire ruhte nicht, als bis der Proceß auf's Neue geprüft und demgemäß, für das unglückliche Opfer freilich zu spät, die Ungerechtigkeit dieses Justizmordes gerichtlich anerkannt ward. Wenige Tage vor seinem Tode vernahm Voltaire die Kunde von dem glücklichen Erfolg seiner Bemühungen. Am 26. Mai 1778 schrieb er an den Sohn des Verstorbenen: „Sterbend richte ich mich aus meinem Lager auf, indem ich diese Nachricht erfahre; ich sehe, daß der König der Vertheidiger der Gerechtigkeit ist; ich werde zufrieden sterben.“ Und endlich darf nie vergessen werden, daß Voltaire es war, welcher auf's Kräftigste gegen die in Frankreich erhaltenen Reste der Leibeigenschaft kämpfte. Doch vergeblich. Erst Ludwig XVI. schaffte die Leibeigenschaft, wenigstens auf den königlichen Domänen, ab.

Voltaire starb am 30. Mai 1778 zu Paris. Er wurde in aller Stille in der Abtei Sellières in der Champagne beigesetzt. Den Schauspielern wurde untersagt, in dieser Zeit Voltaire's Dramen aufzuführen. Die Zeitungen durften seinen Tod nicht öffentlich zur Kenntniß bringen. Während der Revolution jedoch wurden die sterblichen Reste Voltaire's in das Pantheon übergesiedelt und ihm daselbst ein Standbild von Houdon errichtet.

Wie wundersam liegen in dieser vielgestaltigen Proteusnatur Licht und Schatten dicht nebeneinander. Die Geschichte hat weder die eine noch die andere Seite zu leugnen. Macaulay spricht in einem seiner schönen Essays das letzte Wort aus, wenn er sagt: „Man ist Voltaire und seinen Genossen schuldig, anzuerkennen, daß das wahre Geheimniß ihrer Kraft der flammende Enthusiasmus ist, der trotzalledem unter ihrem leichtfertigen Wesen verborgen war.“ Und ähnlich dachte wohl Goethe, als er in seinen Bemerkungen zu Diderot's Erzählung von Rameau's Neffen Voltaire den höchsten unter den Franzosen denkbaren, den der Nation gemäßesten Schriftsteller nannte.

Ueber die volksthümliche Sprache und Charakterzeichnung in Schiller's Dramen.

Von Josef Rank.

I.

Als man vor einigen Jahren mit besonderm Eifer anfing, wissenschaftliche Gegenstände in gemeinverständliche — populäre — Form zu bringen, da ging ein gelindes Grauen durch die sämmtliche gelehrte Welt.

„Was?" sagte mancher Philosoph von Fach: „sind uns Eingeweihten ein Sokrates, Plato, Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Leibnitz, Kant, Hegel nicht populär genug? Sind wir nicht vertraut genug mit den Lehren der Pythagoreer, Eleaten, Atomistiker, Stoiker, Skeptiker, wie mit den Systemen der philosophischen Christen und Juden alter und neuer Zeit? Man will die Lehre vom Sein, vom Wesen, vom Begriff popularisiren? Was subjectiver, objectiver, absoluter Geist ist, will man statt in wissenschaftliche Goldrahmen in gemeines Blei des Ausdrucks fassen und den Blicken der großen Menge preisgeben?"

Die Männer der Naturwissenschaft riefen: „Wie? was wir mit Hülfe der Mathematik, durch kostbare physikalische Versuche, bewaffnet mit Lanzetten und Mikroskopen nach Decennien mühsam gefunden, ja worüber wir selbst mit grauen Haaren kaum klar genug sind — das will man in der Schaubude eines populären Panoramas dem großen Publicum zeigen?"

Mancher Geschichtschreiber, der sich wie Franz Moor nie mit Kleinigkeiten abgegeben, der nur den Pomp großer Höfe, blutige Schlachten, Diplomatenkünste aus der Vogelperspective darstellte, nie aber mit dem Schicksale der Nation, mit deren Leiden und Freuden, mit deren Rechten und Verdiensten sich abgab — mancher Historiker dieser Schule dachte: „Was ich durch meine Darstellung so geschickt den Blicken der Menge entzog, will man dieser Menge jetzt näher rücken, ja man will die Erlebnisse des Volkes selbst, die lästige Wissenschaft, die unnützen Künste, die schädliche Literatur als Theile der Geschichte dem Griffel der Klio aufdringen und zwar in gemeinverständlicher Sprache?"

Also riefen und klagten die Männer der „exacten Fächer" jeder in seiner Art, wie es in der Bibel heißt. Mancher Theologe war um den stillen Wahn seines Mysticismus, mancher Diplomat um seine Kunst zu verschweigen, was er sagen soll, mancher „correcte Denker und Forscher" um die sieben Siegel seiner schwer- und selbstgeschaffenen Sprache bange und der gelehrte Aberglaube, daß das Weltende alles Tiefsinnigen, Schönen und Guten nahe sei, ging seufzend durch die Studirstuben deutscher Wissenschaft!

Seitdem ist man etwas ruhiger geworden, einige treffliche Leistungen in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern haben den Begriff populär und populär unterscheiden gelehrt, man hat sich von dem Nutzen und der Würde populärer Werke überzeugt und folgende Ansicht hat sich jetzt ziemlich allgemein festgestellt:

Wenn vom Popularisiren der Wissenschaft die Rede ist, so handelt es sich nicht darum, dem Gelehrten vorzuschreiben, welche Sprache er bei der streng wissenschaftlichen Darstellung seiner Forschung anwenden solle; dem populären Darsteller ist es zumeist nur darum zu thun, die Resultate einer Wissenschaft in allgemein-verständliche Form zu bringen und dadurch zur Verbreitung wichtiger Kenntnisse beizutragen; denn keine Wissenschaft ist Selbstzweck wie es ein Kunstwerk ist; man zerstört ihren Werth nicht, wenn man ihren Inhalt in neuer Form verbreitet, während ein Kunstwerk, wo Form und Idee unzertrennlich sind, durch die Wahl einer andern Form unrettbar zerstört wird!

Wer auch heute noch über die Möglichkeit und den Werth populärer, d. i. gemeinverständlicher Darstellungen zweifeln wollte, den erinnern wir nur an die „chemischen Briefe von Liebig;" an Littrow's „populäre Astronomie;" an Häusser's „neuere Geschichte der Deutschen;" an Schleiden's „Leben der Pflanze" und an die zahlreichen Schriften über Physik, Culturgeschichte und Erziehung. Jeder fruchtbar wirkende Professor ist mehr oder weniger gezwungen, seinen Schülern, die ja noch keine Gelehrte sind, im edeln Sinne des Wortes seine Wissenschaft zu popularisiren, und ich erinnere an einen Meister dieser Art, der ganz in unserer Nähe so ehrenvoll und erfolgreich wirkt: — Kuno Fischer in Jena!

Mehr vielleicht als die Männer anderer Fächer hat das Wort „populär" die sogenannten Kenner der schönen Wissenschaften erschreckt und sie bange gemacht, daß der Eifer zu popularisiren noch mehr Hochwasser in die Literatur bringen und eine Sündfluth erzeugen könne, die eine Arche des Geschmacks nothwendig machte, um wenigstens die Heroen der Poesie vor dem allgemeinen Untergange zu retten!

Aber auch diese Furcht entsprang aus dem unrichtigen Begriffe, den man dem Worte populär unterschob. Man hätte sich nur erinnern dürfen, daß die Bibel das populärste Buch der civilisirten Welt ist, daß in der Bibel das hohe Lied Salomonis, die Psalmen David's vorkommen, daß einige der schönsten Lieder Goethe's Volkslieder sind und daß seine Prosa das Muster gemeinverständlicher Schreibart ist; — aber man war einmal in Furcht oder wollte es sein, Furcht aber verwirrt die Begriffe. Sowie es Leute gibt, deren Phantasie bei dem Namen Volk sofort eine Rotte Banditen vor Augen hat, so stand bei dem Worte populär vor dem Geiste manches Aesthetikers sofort der verwahrloste Begriff eines Rinaldiniromans oder Bänkelsängerlieds, das man auf regnerischen Novembermärkten um einige Pfennige verkauft.

Aber man irrte sich sehr; es gibt eine Popularisirung nach oben wie es eine nach

unten gibt — und wie man allerdings z. B. die Geschichte eines Friedrich und Joseph II. für einen Theil des Volks zu Schanden popularisiren kann, so gibt es andrerseits eine Popularisirung, die sogar das einfache Leben eines Bürgers in der Darstellung dahin veredelt, daß es von den Gebildetsten der Nation eben so gern betrachtet wird wie vom schlichten Bürger und Landmann.

Und diese letztere Art der Popularisirung in der Literatur wie in der Wissenschaft ist es, die wir in Deutschland besonders schätzen und anstreben müssen; wir brauchten dies nicht erst jetzt, wenn bei uns die Sprache der Literatur und des Lebens sich wie in Frankreich mehr im Zusammenhange entwickelt hätte; aber da in Deutschland die Wissenschaften — jede für sich, die Literatur für sich, und im Leben der Adel, der Bürger und der Bauer auch wieder für sich lebte und strebte, da kamen, möchte ich sagen, so viele Einsiedler- und Junggesellensprachformen zu Tage, daß wir ernsthaft Noth haben, dieses Hagestolzenthum unserer Sprache in eine gemeinsame Familienfarbe nationalen Denkens, Fühlens und Sprechens zusammenzuleiten und richtig zu verschmelzen. In Frankreich und England wird es wenige Werke der Philosophie und Geschichte, der Politik und Literatur geben, die nicht mit geringen Ausnahmen die große Mehrheit der Nation zu verstehen im Stande wäre; — bei uns aber — man gebe einmal einem sonst ganz verständigen Bürger unsern Philosophen Hegel in die Hand, ob er sich in dessen Sprache finden wird?

Populär — d. i. gemeinverständlich im guten Sinne ist also kein Begriff, welcher der Wissenschaft und Literatur Nachtheil droht; je höher der Bildungsstand einer Nation ist, desto höher ist auch der Begriff populär — gemeinverständlich — anzuschlagen. Durchschauert Einen nicht Entzücken und Bewunderung bei dem Gedanken, daß es bei den Griechen einen Bildungsgrad der Nation gab — wo Homer populär war?

So weit sind wir in Deutschland nun freilich noch nicht, aber wir sind auf gutem Wege und zählen Genies zu populären Größen, die auch eine Zierde des blühenden Griechenlands gewesen wären. Wer kann sich der lebhaftesten Freude erwehren, daß in diesem Augenblicke die erste Verlagshandlung Deutschlands, Cotta in Stuttgart, eine Volksbibliothek ankündigt, deren Bestandtheil unter Anderm das wissenschaftliche Wunderwerk — der „Kosmos“ von Humboldt ist? Auf welche Theilnahme, auf welch' hohen und weitverbreiteten Bildungsgrad unserer Nation muß die berühmte Verlagshandlung rechnen, da sie solche Werke zu billigen Preisen abzugeben und zum Gemeingut der Nation zu machen keinen Anstand nimmt!

II.

Sehr befördern würde es unsere Betrachtung, wenn sich in Schiller's Werken, die selbst ein Gegenstand der Untersuchung sind, Stellen auffinden ließen, die über das Wort „populär“ einige entscheidende Ansichten enthielten; und in der That fällt es auch nicht schwer, solche Stellen zu entdecken. Ich erinnere nur an die Recension, welche Schiller über Bürger's Gedichte schrieb; in der Einleitung jener Recension nimmt er Anlaß, über den Begriff „populär“ und über die Bedeutung der „volksthümlichen Dichtung“ einige höchst wichtige Ideen auszusprechen.

Und wie lauten Schiller's Ideen hierüber? Sind sie geringschätzend? Werth und Bedeutung leugnend? Mit nichten!

„Popularität ist,“ sagt er, „weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr — und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch' Unternehmen,“ fährt er fort — „dem heikeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen! . . . Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle wird der Volksdichter dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. s. w. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er wird, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens wird ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß bringt er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie im vollen Glanze heraufzuführen. . . . In diesem Sinne genommen, scheint der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form los zu machen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er viel-

leicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen — so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen! . . ."

Dies der Ausspruch unsers großen Dichters. Welche Anwendung er davon auf Bürger's Gedichte machte, das ist aus der vorerwähnten Recension bekannt; — aber welche Anwendung sollen wir auf Schiller selbst davon machen? Es sei mir erlaubt, eine flüchtige Antwort auf diese Frage zu versuchen....

Schiller ist der nationalste, populärste Dichter Deutschlands — wer hätte diesen Ausspruch nicht oft genug gehört und zum Theil schon selbst gethan?

Aber Schiller — der populärste Dichter Deutschlands? — er, der nie darnach gestrebt hat, in dem engern Sinne ein volksthümlicher Dichter zu sein, wie es z. B. Bürger war? War es Schiller nicht stets nur darum zu thun, ohne Rücksicht auf das Publicum auf die höchsten Ziele eines schöpferischen Geistes loszugehen, die erhabensten Formen alter und neuer Zeit zum Muster zu nehmen, diese Formen mit dem gediegensten Inhalt der Wissenschaft und Erfahrung zu füllen — und schließlich in harmonischen Meisterwerken den schönsten Gefühlen des Herzens, den reinsten Forderungen der Vernunft und den blühendsten Gebilden der Phantasie gerecht zu werden?

Schiller's eigene Worte, die er bei verschiedenen Anlässen niederschrieb, geben von dem Ziele, das er verfolgte, am besten Zeugniß. Ich erinnere an seinen Jugendaufsatz: „Die Schaubühne, eine moralische Anstalt;" darin steht er nicht an, die Wirkung und Nothwendigkeit der Bühne gleichzustellen der Wirkung und Nothwendigkeit der Religion im Staate, da die Gerichtsbarkeit der Bühne wie der Religion da anfange, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endet. Ich erinnere ferner an die Stelle in der wiederholt erwähnten Recension über Bürger, wo er von dem Dichter verlangt, daß er im Denken und Fühlen auf der Spitze seiner Zeit stehe, im Wissen und Leben die Stufe der Vollkommenheit erlange.

„Begeisterung allein ist nicht genug," sagt er; „man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichsten zu rühren!"

Noch ausführlicher, tiefer und zusammenhängender spricht er sich über die Würde und den Werth der Kunst und Poesie in seinen vortrefflichen „Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen" aus. Er sagt hier gradezu — und beweist es auch:

„Die Schönheit (in Kunst und Poesie) ist es, durch welche der Mensch zur Freiheit wandert; denn der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustande — und er beherrscht sie in dem moralischen."

Freilich fragt der Dichter gleich darauf auch: „Existirt aber ein solcher Staat des schönen Scheins und wo ist er zu finden?"

Schiller antwortet:

„Dem Bedürfnisse nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche — in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden!"

Da haben wir also deutlich ausgesprochen, wie klein sich Schiller das Publicum dachte, auf welches seine erhabenen Bestrebungen zunächst wirken dürften und es scheint ein Ruf der edelsten Resignation, wenn wir anderswo lesen: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

Und dennoch — dennoch ist es keine bloße Redensart — es ist Wahrheit — Thatsache: Schiller ist trotzdem der nationalste, der populärste Dichter Deutschlands!

Wie ist das zugegangen? . . .

Am Ende so einfach als möglich. Schiller strebte vollkommen zu werden — er wurde es auch in seinen Meisterwerken — und in der Kunst wie in der Poesie fallen für jeden gesunden Sinn vollkommen und verständlich zusammen; während der Kenner ein Kunstwerk mehr denkend genießt, genießt es der Laie mehr fühlend, von geheimnißvoller Gewalt erfaßt!

Schiller hat den Philosophen Respect eingeflößt durch die reiche Fülle seiner Gedanken, er hat den Historikern imponirt, indem er nicht bloß Geschichte schrieb, sondern sie auch greifbar zu verkörpern verstand; Schiller hat eine Sprache gefunden, welche vom Gebildeten sofort im ganzen Umfange verstanden wird, den Ungebildeten aber selbst da, wo sie nicht ganz begriffen wird, mit unwiderstehlicher Gewalt fortreißt, erwärmt und läutert!

Wie wenig Schiller während seines Schaffens liebäugelnd nach dem Geschmack des Publicums fragte, wie er mit puritanischer Strenge dem reinen Schöpferdrange nachging, das zeigt uns die gute Lehre, die er dem schöpferischen Talent auf seinen schweren Lebensweg mitgibt:

„Der Künstler (und Poet) ist zwar der Sohn seiner Zeit," sagt er, „aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthä-

tige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. . . . Und wie verwahrt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet! Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß!"

So spricht Schiller; so spricht ein Mann!

Welch' eine Erscheinung jenen verbuhlten Talentchen gegenüber, die schon während ihrer Arbeit schmachtend nach den beliebten Schwächen des Publicums spähen, um ihnen gerecht zu werden; die, wenn ihre liebende Musengattin zweier Verslein genesen, alle Glocken läuten, Herolde in die Straßen senden — die gesammte Menschheit zu Gevatter bitten möchten, um das glückliche Familienereigniß mitfeiern zu helfen; die vor jedem Luftzug der Kritik in Ohnmacht fallen, aber schnell wieder erholt — in Gesellschaft ihres lyrisch Neugebornen Wochen lang alle Theetische unsicher machen!

Aber die Poesie hat ihre Rachegöttinen wie das Leben; vertilgt sind die Spuren solcher Schmachtjünger wieder, sowie ihr flüchtiger Anlauf gethan ist; dagegen folgt das verschmähte Glück freiwillig den männlichen Heroen auf dem Fuße; — Schiller trat mit eisernem Fuße mitten in seine betroffene Zeit — und was war seine Strafe? . . Die Nachwelt liegt zu seinen Füßen! . . .

III.

Es ist nun die Frage: — enthalten denn Schiller's dramatische Dichtungen auch jene Art volksthümlicher Elemente, welche, im engern Sinne des Wortes genommen, heutzutage schärfer gefaßt und mit so viel Sorgfalt gehegt werden?

Wir antworten ohne Bedenken: Schiller's dramatische Dichtungen enthalten nicht bloß volksthümliche Elemente — sie liefern uns sogar einzelne Meisterstellen, wie ganze Werke dieser Art!

Nehmen wir, ohne viel zu wählen — eines der Jugenddramen Schiller's — es liegt uns als „bürgerliches Trauerspiel" nahe — „Cabale und Liebe!" . . .

Es versteht sich von selbst, daß wir das volksthümliche Element des Stückes vor Allem in der bürgerlichen Stube des Musikus Miller suchen werden; und wir täuschen uns auch nicht. Hier finden wir nicht nur die trefflich gezeichnete Familiengruppe des Miller, seiner Frau und seiner Tochter, die dem Stücke in Wahrheit den Stempel eines bürgerlichen — oder was hier gleichbedeutend ist — volksthümlichen Stückes aufdrücken; auch höher gestellte Personen betreten dieses Terrain und nehmen zum Theil, der Hausbewohner wegen, eine bürgerliche, volksthümliche Sprache an. Daher haben wir vor Allem wohl zu unterscheiden 1) wo das volksthümliche Element nach Sprache und Charakter ganz rein — und wo es 2) gemischt und nicht ganz natürlich auftritt. . . .

In Bezug auf Charakterzeichnung tritt das volksthümliche Element bei der Familie Miller bei dem Musikus, seiner Frau — und selbst bei der schwärmerischen Louise vollkommen rein auf; denn die Schwärmerei der letztern ist kein seltener Antheil des bürgerlichen Lebens, besonders in Frauenherzen. Sehen wir aber auf die Sprache des Stücks, so müssen wir gestehen, daß diese in der Miller'schen Familie — im volksthümlichen Sinne — nur ganz rein vom Musikus und dessen Frau gesprochen wird, während Louise die volksthümliche Linie nur stellenweise inne hält, oft genug aber die erlaubte Grenze überschreitet.

Werfen wir z. B. einen flüchtigen Blick auf die Einleitungsscene des ersten Acts. Sie bildet eine Exposition, die nicht klarer, frischer und wahrer sein könnte. Miller und seine Frau sind allein. Charakter und Sprache der beiden Figuren sind dem bürgerlichen Leben aus dem Gesichte geschnitten. Wir haben im aufgeregten Miller das gesunde, männliche, auf Ehr' und Sitte fest stützende Bürgerthum — in seiner Frau aber jenes — leider nicht seltene — breitspurige und an Frivolität streifende Behagen, welches in Gesellschaft des Kaffeetopfs und der Dose das bürgerliche Gewissen jetzt mit einem Schluck aus der Tasse, jetzt mit einer Prise Tabak beschwichtigt.

Kann man ein volksthümliches Stück mit treffendern Worten eröffnen als es Schiller mit den Worten des Musikus thut?

„Einmal für allemal," ruft er — „der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron in's Geschrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind und — kurz und gut, ich biete den Junker aus!"

Ganz wie es in der Volkssprache sein muß — keine Periode gedrechselt — jeder Gedanke ein Satz — jeder Satz eine Situation

— man wird mit wenigen Worten mitten in die Handlung geführt.

Und was erwiedert die ruhige Hausfrau, die im Morgengewand bei ihrer Tasse Kaffee sitzt, Schnupftuch und Dose neben sich?

„Du hast den Baron nicht in Dein Haus geschwatzt — hast ihm Deine Tochter nicht nachgeworfen.“

Was ist natürlicher als daß grade diese schwerhörige Ruhe den Miller schärfer in's Gefecht führt? Er ist gezwungen, seinem Weibe — und somit dem Publicum — die Lage der Dinge deutlicher zu machen und seine Sprache geht einen meisterhaften Schritt vorwärts, indem sie bei steigender Wärme immer handgreiflicher — endlich witzig, sinnbildlich wird und mit Sprüchworten um sich wirft. Mit brennenden Farben malt er die Gefahr:

„Gib Du Acht, gib Du Acht! und wenn Du aus jedem Astloch ein Auge strecktest und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie Dir auf der Nase beschwatzen, dem Mädel Eins hinsetzen und fährt sich ab und das Mädel ist verschimpfirt auf ihr Lebenlang!“

Frau Millerin weiß hierauf Nichts zu sagen als:

„Gott behüt' uns in Gnaden!“

„Es hat sich zu behüten,“ ruft Miller und wird immer hitziger, indem er die Gefahren noch ausführlicher darlegt; — die Millerin erwiedert auch jetzt nur: „Solltest nur die hübschen Billeter lesen, die der gnädige Herr alle an Deine Tochter schreiben thut. Guter Gott, da sieht man's ja sonnenklar, wie es ihm pur um ihre schöne Seele zu thun ist.“

„Das ist die rechte Höhe!“ ruft Miller — „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen. Wie hab' ich's gemacht? Hat man's nur erst so weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutsch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Gesinde machts der Herrschaft nach und der silberne Mond ist am Ende nur der Kuppler gewesen!“

Diese Sprache, die auf dem Trommelfelle tobend jedes anständige Mutterherz aufrütteln müßte — veranlaßt die Frau Millerin höchstens zur schwierigen Wahl zwischen einer Prise oder einem Schluck aus der Tasse, wobei sie sehr geschmeichelt bemerkt, was für schöne Bücher der Herr Baron ihrer Tochter in's Haus schicke und ihr letztes Wort — das sie als würdige Hausfrau natürlich haben muß — ist: „Man muß den Herrn Major nicht disguschthüren, weil er des Präsidenten Sohn ist!“

Das Auftreten des Secretärs Wurm stört den volksthümlichen Ton des Miller'schen Ehepaars nicht; im Gegentheil geht der schlaue Fuchs, den wir später beim Präsidenten die Waffen der Bildung fertig handhaben sehen, beim Musikus in den volksthümlichen Familienton des Hauses ein — keine höhere Phrase, kein metaphysischer Laut seines wohlcultivirten Geistes entschlüpft ihm. Miller und seine Frau aber werden durch die Anwesenheit des Secretärs nur veranlaßt, ihre volksthümlichen Charaktere von ganz neuen Seiten zu zeigen. Sie — die Frau Musikus — die bis jetzt den Reden ihres Mannes nur eine heroische Unerschütterlichkeit entgegengesetzt hat — sie wird jetzt dem Secretär Wurm gegenüber der active angreifende Theil. Sie sagt dem (früher wahrscheinlich gar nicht ungern gesehenen Bewerber Louisens) erst in Andeutungen, dann mit runden Worten: sie und ihre Tochter seien jetzt andern Sinnes geworden, sie wollten jetzt höher hinaus und er könne gehen, woher er gekommen. Miller — ihr Mann — der sich eine Weile beobachtend und corrigirend verhält, wird endlich gezwungen — gegen seine Frau das Faustrecht zu gebrauchen und dem „blauen Wettermaul“ (wie er seine liebende Gattin einmal nennt) das Wort zu entreißen; — erst bürgerlich höflich gegen den Secretär und ihn sitzen heißend — wird er nun bürgerlich derb und liest dem Brautwerber, der ihn als Fürsprecher bei seiner Tochter zu Hülfe ruft, frischweg den Text:

„Ich rathe meiner Tochter Keinen,“ sagt er — „aber Sie mißrath' ich meiner Tochter, Herr Secretarius! Lassen mich ausreden! Einem Liebhaber, der den Vater zu Hülfe ruft, trau' ich — erlauben Sie — keine hohle Haselnuß zu . . . Hat er's Courage nicht, so ist er ein Hasenfuß und für den sind keine Louisen gewachsen!“

Als Wurm mit solchen Complimenten abgefertigt und zur Thür hinausgesteinigt ist, faßt der Miller seinen ganzen Zorn noch einmal in ein Donnerwetter gegen das Betragen seiner Frau zusammen — — und mitten in diesem Donnerwetter theilen sich die Wolken und wie eine liebliche Sonne, die uns die Familie in einem ganz neuen Lichte zeigen soll — tritt Louise, eine hold-elegische Erscheinung, aus der Kirche kommend, herein. . . .

Louisens Benehmen in dieser Scene ist noch durchaus volksthümlich und natürlich — und wenn sie hie und da zu Sätzen und Worten greift, die über ihrer Sphäre liegen, so darf nicht vergessen werden, daß kurz zuvor von Büchern die Rede war, die ihr der Herr Major so fleißig in's Haus geschickt; wie wir den Herrn Major — einen braven,

aber excentrischen Jüngling — später kennen lernen, mögen diese Bücher zum Theil zwar Werke für höhere Bildung, zum Theil aber auch Romane etwas überspannter Natur gewesen sein. So konnte Louise ganz wohl dazu kommen, feinere Gedanken zu denken und sie gewählter auszudrücken — um so mehr als ihr diese Gedanken zumeist die Liebe eingibt — eine Liebe jener wahren, ganzen, begeisterten Art, die den Menschen in ein höheres Wesen umwandelt und leider stets auch über Leben und Tod entscheidet! In diesem Zustande kann Louise ganz wohl einmal zu ihrem Vater sagen:

„Ich beweine mein Schicksal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn (den Major) denken — dies Bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen und er träte darauf und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn eine Mücke in ihren Strahlen sich sonnet — kann sie das strafen, die stolze majestätische Sonne?“

Auch in der folgenden Scene, wo der Major Walter zum Musikus kommt, hält sich der Charakter und die Sprache Louisens noch wohl in dem Rahmen des Bürgerlichen; und es ist bezeichnend, daß, als der Major einmal sagt: „Ich schaue durch Deine Seele wie durch das klare Wasser dieses Brillanten; hier wirft sich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in Dein Angesicht, der mir entwischte“ — Louise dem Geliebten eine Weile stumm in's Auge sieht und mit Wehmuth sagt:

„Ferdinand, daß Du doch wüßtest, wie schön in dieser Sprache das bürgerliche Mädchen sich ausnimmt!“

Diese Besinnung hat Louise grade in den Unterredungen mit Ferdinand oft; dieser feurige, in ewigem Liebes- und Zornsturm hinlebende Jüngling verbraucht grade in Louisens Nähe einen Aufwand von himmelstürmenden und sublimen Ausdrücken, daß das Bürgermädchen, welches oft nur errathen kann, was er sagt, sich unwillkürlich an ihren beschränkten Lebenskreis erinnert und ihm gegenüber fast durchwegs nur klare Gedanken einfach ausspricht . . . Anders freilich verhält sich's in Situationen mit andern Personen; so tritt die Sprache Louisens in der Scene mit Lady Milfort öfter ganz aus dem bürgerlichen Rahmen.

Sätze, wie dieser:

„Ich war eben im Begriff, diesen prächtigen, blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wissen muß, daß seine Besitzerin so scharf wider Eitelkeit eifert“ — sind selbst für die gewählteste Bürgersprache nicht mehr zulässig; ebensowenig — so treffend der Gedanke an sich ist — wird folgende Stelle zu billigen sein:

„Wer sollte sich träumen lassen, daß Lady Milfort ihrem Gewissen einen ewigen Scorpion halte, daß sie Geldsummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick schamroth zu werden?“

Noch weniger kann Louise Ausdrücke gebrauchen, die an wissenschaftliche Voraussetzungen erinnern, wie:

„Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie?“

Am wenigsten aber Sätze, wie diesen:

„Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Erschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsterung zurückschauere — warum wollen Menschen so grausam sein?“

Manchmal scheinen die Rollen der Lady und Louisens gradezu verwechselt zu sein. Die Lady wird bürgerlich einfach, derb, ja unanständig gegenüber dem unglücklichen Mädchen — und Louise antwortet ihr wie eine überlegen denkende Dame. So sagt die Lady einmal:

„Wo will Sie hinaus, meine Kostbare? Sind diese Finger zur Arbeit zu niedlich? Ist es ihr Bischen Gesicht, worauf Sie so trotzig thut?“ Louise erwiedert:

„Mein Gesicht, gnädige Frau, gehört mir so wenig als meine Herkunft!“ Die Lady wird noch zudringlich-derber und sagt der Louise in's Gesicht: — man habe sie mit ihrer Liebe zum Besten — ihre Wangen seien nicht im Feuer vergoldet; was ihr der Spiegel für massiv und ewig verkaufe, sei nur ein dünner, angeflogener Goldschaum, der ihrem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben müsse: — „was werden wir dann machen?“ schließt die Lady ihre Invective . . . Louise lächelt schmerzlich und erwiedert:

„Den Anbeter bedauern, Mylady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold schien gefaßt zu sein!“

Was zur Rechtfertigung Louisens in dieser Scene gesagt werden kann, hat auch Lady Milfort bald herausgefunden — sie sieht, daß Louise von dem Umgange mit Ferdinand profitirt haben müsse. „Diesen Trotzkopf hat sie von ihm,“ sagt die Lady gleich anfangs der Scene und später, als Louise durch Haltung und Sprache imponirt, ruft sie aus: „Mädchen! diese Größe hast Du nicht auf die Welt gebracht und für Deinen Vater ist sie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen andern Lehrer! . . .“

Indessen — trotz dieser einzelnen Auswüchse — muß man diese Scene im Zusammenhange lesen, um den dramatischen Bau des

Dialogs zu bewundern und zu gestehen, daß Louise, was ihren Charakter betrifft, als im Sinne des Volksthümlichen gehalten, vollkommen vertheidigt werden darf. Bei der Louise Millerin sind und bleiben die Uebertreibungen durchwegs nur auf die Sprache beschränkt — der Charakter ist aus dem Boden des schlichten Bürgerthums gewachsen und erreicht keine Höhe, die dem Bürgerthum unter Verhältnissen nicht erreichbar wäre. ... Das elegische Auftreten zu Anfang des Stücks — Louisens ahnungsschwere Haltung bei Ferdinand's erstem Besuch — ihre anfängliche Schüchternheit bei der Lady, dann ihr gereizter Stolz und ihre tugendhafte Herausforderung der mächtigen Favoritin gegenüber — ferner in der spätern Scene Louisens Verhalten gegen den Peiniger Wurm — endlich die dumpfe Resignation, die heroische Ergebung in ihr Schicksal, als sie im fünften Acte mit ihrem Vater und Ferdinand verkehrt — ja selbst, wie sie stirbt — alle diese Momente sprechen auf's Deutlichste von der wahrhaft volksthümlichen Grundlage in Louisens Charakter. . . .

Und wäre es denn auch anders möglich? Louise ist doch des Musikus Tochter — „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme," sagt das Sprüchwort; — sollte denn Louise ganz aus der Art geschlagen haben dem bürgerlich kernhaften Vater gegenüber, der nicht nur die volksthümliche Hauptgestalt des Stückes, sondern überhaupt der Typus des mannhaften deutschen Volksthums ist?

Wie — oder wäre dem nicht so? Sollte der Musikus Miller wirklich eines Zuges entbehren, der ihm eine solche Ehre verkürzte? . . .

Wir haben ihn gesehen, wie er gegen seine Frau den heftigen Sittenprediger macht und die Ehre seines Kindes, Hauses und Standes derb, ehrlich, witzig und sinnbildlich vertheidigt; wir haben ihn gesehen, wie er den Secretär Wurm mit einer Aufrichtigkeit behandelt, wie sie seinem Stande ganz angemessen ist; — mit dem Auftreten der Louise wird uns eine ebenso neue als rührende Seite seines Charakters enthüllt. War er bisher polternd und schonungslos — so wird er seinem Kinde gegenüber plötzlich weich, betrübt, voll zärtlicher Schonung. Louise ist sein einziges Kind, ein treffliches holdes Kind, sie ist ihm lieb wie sein Augapfel — er selbst sagt später, daß er stets an ihr „abgöttisch" hing. Dieses geliebte, einzige Kind ist jetzt unglücklich, sein Denken und Fühlen geht auf in Liebe zu dem Major; auf den sanften stillen Gruß des Kindes, das eben aus der Kirche kommt, sagt er warm:

„Brav, meine Louise! Freut mich, daß Du so fleißig an Deinen Schöpfer denkst. Bleib immer so und sein Arm wird Dich halten."

Aber Louise, ganz erfüllt von der einen Leidenschaft ihrer Liebe — springt zu der Frage nach dem Major über: „War er da, Mutter?" und der bekümmerte Vater sagt:

„Ich dachte, meine Louise hätte den Namen in der Kirche gelassen!"

Als Louise hierauf immer wieder mit elegischen oder energischen Gedanken zu dem einen Gegenstande ihres Herzens zurückkehrt, sind es nicht Vorwürfe, sondern Klagen voll Mitgefühls, die der alte Vater ausstößt; der ganze Lärm und Zorn gegen den früher so scharf abgekanzelten Junker ist hin. — „Nimm meinen alten Kopf," ruft er, „nimm Alles, Alles — den Major — Gott ist mein Zeuge — ich kann Dir ihn nicht geben!" Erst später, wo die Gefahren seines Kindes und Hauses schroff hervortreten, schlägt diese Milde gegen den Baron wieder in heftige Vorwürfe, ja Drohungen um und dieser Zustand bildet den Uebergang zu jener denkwürdigen und stets hinreißenden Scene am Schlusse des zweiten Acts, wo Miller, sein Kind und sein Haus vertheidigend — als liebender Vater, als beleidigter Bürger, als empörter redlicher Mann zwischen den Formen der Höflichkeit, Sorge, Angst und Verzweiflung hindurch endlich kurzen Proceß macht und den ungebetenen Gast — den Präsidenten — „halten zu Gnaden" — zur Thür hinauszuwerfen droht!

Die Art, wie sich Miller im weitern Verlauf des Stückes verhält: — seine männlich-dumpfe Verzweiflung im Anfang des fünften Acts — seine wiederholte Zuflucht zur Religion — seine herzzerreißenden Bitten und religiösen Standreden an seine Tochter, um sie von Selbstmordgedanken zu heilen — sein kindischer Jubel, als ihm das gelingt und er beschließt: mit der Tochter fortzuziehen „und die Geschichte ihres Grams auf die Laute zu setzen;" — ferner sein Auffahren gegen den Major, dessen Leiden er gleich darauf ehrlich bedauert — endlich die unvergleichliche Scene, wie er sich über das vom Major empfangene Gold freut, es ganz und gar für seine Louise verwenden will — aber es entsetzt dem Geber vor die Füße wirft, der ihm den Verlust des Kindes damit ersetzen will: — wer wollte je mehr wahre und mannigfaltige Züge des Lebens in einen Volkscharakter vereinigt haben als Schiller, der Großmeister, in diesem Musikus?

Mit ihm wollen wir auch von dem ganzen Stücke Abschied nehmen, das wir nur darum ausführlicher behandelt haben, um uns die Bewegung durch die übrigen Stücke leichter und freier zu machen; — die Frau Millerin läßt der Dichter als unbedeutende Per-

son selbst bald fallen — und der trefflich gezeichnete Kammerdiener der Lady Milfort ist eine so bekannte, volksthümliche Figur, daß sie füglich nur erwähnt zu werden braucht! . . .

IV.

Aus dem parlamentarischen Leben ist bekannt, wie oft ein bedeutender Mann, von einer großen Idee erfaßt, sich einige Freunde wirbt und den Ansatz zu einer neuen Partei bildet; je nachdem das Ziel dieser Partei von der öffentlichen Meinung begriffen und gebilligt wird, nimmt die Zahl der Anhänger zu oder ab und es kann geschehen, daß die junge Partei heute der Majorität den Sieg streitig macht, morgen wieder in eine ganz bescheidene Stellung zurückgedrängt wird — bis ein großer Augenblick ihr den Sieg verschafft und sie an's Ruder des Staates führt.

Grade so ergeht es in Schiller's dramatischen Werken dem volksthümlichen Element.

In den „Räubern“ zwischen genialen Anläufen und gigantischen Uebertreibungen durchschimmernd kommt es hauptsächlich in der unedlen Gesellschaft der Mordbrennerbande zum Vorschein und Moor's alter Diener, Daniel, rettet dessen Ehre durch braves, wackeres Betragen.

Im „Fiesco“ tritt das volksthümliche Element schon etwas geordneter und kecker auf und macht unserer Nation alle Ehre in der „handfesten Tapferkeit und ehrlichen Einfalt“ des Deutschen in der herzoglichen Leibwache — dessen „deutsche Hiebe“ uns immer ein Labsal sind, wenn die „deutsche Friedensliebe“ an der Eider oder anderswo gar zu sehr von hamletischen Bedenken überfließt; aber das volksthümliche Element kann auch hier noch nicht ganz von unedler Kameradschaft lassen und geht ziemlich vertraut mit dem „confiscirten Mohrenkopf“ um — wogegen es aber auch die Ehre hat, vom Helden des Stücks, von Fiesco, ausgezeichnet zu werden, der in der 8. Scene des 2. Acts den aufgeregten Handwerkern über die beste Staatsverfassung eine Volksrede hält, wie sie auf dem römischen Forum kaum jemals wirksamer gehört worden ist.

In „Cabale und Liebe“ — dem dritten Stücke Schiller's — erringt das volksthümliche Element, wie wir gesehen haben, nahezu die Herrschaft — freilich nur, um in dem folgenden Stücke „Don Carlos“ wieder ganz vom Schauplatze zu verschwinden.

Aber dieses gänzliche Entfernen des volksthümlichen Elements scheint nur deshalb geboten zu sein, um es in „Wallenstein's Lager“ desto reiner und würdiger vorführen zu können. Hier breitet sich's in wunderbar treuer Kriegsscene vor uns aus, verkörpert uns deutsche und ausländische Stammeseigenthümlichkeiten, führt sich in allen Waffengattungen, in Religionsparteien, im Rock des Bürgers und Bauers — ja selbst im Weiberrock der berühmten „Gustel von Blasewitz“ vor. Zwar verschwindet es in den „Piccolomini's“ wieder, aber in „Wallenstein's Tod“ marschirt es wenigstens flüchtig noch einmal in Gestalt eines Gefreiten und seiner Cürassiere auf.

Wieder verläßt das volksthümliche Element in der „Maria Stuart“ die Bühne ganz — nimmt in der „Jungfrau von Orleans“ ein romantisches Gewand um und geht gottbegeistert unter Landleute und Hirten; — — da erscheint endlich der große Augenblick — das volksthümliche Element wird mannhaft — siegreich — beherrscht zuletzt die Handlung eines ganzen Meisterwerks — im „Wilhelm Tell!“

Hier befiehlt es über ein ganzes Volk von Hirten — ja was sage ich? — es beherrscht Land und Leute! Denn die belebte, wie die leblose Natur — Thiere, Luft, Seen und Berge spielen mit und entlehnen dem Volksthümlichen ihren Charakter. . . . Da kommt der Sturm „als grauer Thalvogt“ durch das Land; — da „zieht der Mythenstein seine Haube an;“ — da „springen die Fische und das Wasserhuhn taucht unter“ — dieweil ein Gewitter in der Luft und ein Wetter des Volkes im Anzug ist; Volk und See „wollen ihr Opfer haben;“ — und als endlich Hochwachen auf den Bergen stehen, die Burgen der Peiniger gebrochen sind und Siegesfeuer auf den Bergen leuchten — da gibt „die Jungfrau, die seit Ewigkeit verschleiert über dem Lande sitzt“ im Alpenglühen ihre Freude zu erkennen, daß ein braves Volk gerettet ist! . . .

Wie die „Räuber“ ein Vorspiel der französischen Revolution gewesen — so war „Wilhelm Tell“ das nationale Vorspiel der Tyrolerkämpfe 1809 und der Befreiungskriege 1813. Napoleon — ein unendlich größerer Landvogt — aber doch ein Landvogt für Deutschland, der unser Volk zwang, den Reichsapfel der Einheit vom Haupte der Zukunft zu schießen — Napoleon haßte unsern großen Dichter — er fürchtete in ihm vielleicht das Tellsgeschoß des Schicksals, welches ihn später auf den Feldern von Leipzig streifte, bei Waterloo tödlich verwundete — und dem er auf der Insel St. Helena endlich erlag! . . .

Ziehen wir eine Summe der volksthümlichen Elemente, die in Schiller's dramatischen Werken zur Geltung kommen, so finden wir in Bezug auf die Sprache, daß sie — abgesehen von den Auswüchsen in den Jugenddramen — das wahrhaft Volksthümliche be-

sitzt: bestimmt, klar, sachlich, den Umständen und Personen angemessen zu sein und nicht selten durch Sprichworte oder symbolisch-allgemeine Ausdrücke überraschend anschaulich zu werden; — besehen wir uns die Charaktere, so finden wir, daß uns diese im Allgemeinen das Standesgemäße, aus fester Sitte Gewordene darstellen, wobei das Gute und Ehrenhafte, wie das Unedle, Aberglaube, Vorurtheil u. s. w. nicht fehlen.

Merkwürdig genug aber — eine unentbehrliche und für das deutsche Volksthum besonders bezeichnende Eigenschaft suchen wir in allen Dramen Schiller's bis zum „Tell" herauf vergebens — es ist das „Familienhaft-Naive" mit den kleinen gothischen Ansätzen häuslicher Sitte.

Wie reizend, wie wahr, wie krystallig klar in der Form sind die Volksgestalten Goethe's und welches Detail finden wir z. B. im Egmont, wie in vielen größern und kleinern Stücken! Schiller's Figuren geben uns doch zumeist nur das Reinmenschliche in beschränkter Volksgestalt, dagegen fehlt ihnen nur zu oft das Concrete, wie es sich im abgegrenzten Familienleben ausbildet. Das kommt aber auch großen Theils daher, daß sich Schiller — und das ist keine seiner geringsten Tugenden — als Dramatiker keine Zeit nimmt, viel concretes Detail zu geben; seine stets im großen Stil angelegten Handlungen sind bei Beginn des Stücks oder bald darauf schon so stark im Gange, die Gemüther der Betheiligten schon so beschäftigt und aus ihrer gewohnten Lebensart gerissen, daß das Reinmenschliche in allgemeinern Linien bereits überall vorherrscht. . . .

So treibt sich das in den „Räubern" durchblickende Volksthümliche in Schenke und Wald umher — wo soll da das „Familienhafte" eine Stelle finden? Im „Fiesco" rumort das Volk zumeist auf den Straßen oder in aufgeregten Versammlungen umher — wer wollte hier — und gar beim Italiener — das Familienhaft-Behäbige suchen? In „Cabale und Liebe" behauptet sich nur die Frau Millerin eine Weile bei ihrem gewohnten Frühstück, während Miller, sowie der Vorhang aufgeht, seine Geige wegwirft und sie nicht mehr aufnimmt, so lange das Drama spielt; auch Louise sehen wir das ganze Stück hindurch keine Hand mehr an eine häusliche Arbeit legen. „Wallenstein's Lager" könnte zwar für eine kriegerische Familienscene angesehen werden und ist gewiß als solche vortrefflich gehalten; allein die Kriegsbrüder und Schwestern sind doch nicht von Jugend an mit einander aufgewachsen und die Wohnungen von Leinwand deuten nicht auf künftigen Bestand, daher in Bezug auf concrete Charakterzeichnung Alles doch nur in flüchtigen Umrissen sichtbar wird; was Einzelne von Jugend, Heimath und Familie erzählen, hört sich fast wie eine halbverklungene Sage an. Auch im Vorspiel der „Jungfrau von Orleans" ist die Handlung schon so im Gange, die Kriegesnoth drängt schon so in's ländliche Behagen herein, daß der Landmann sich beeilt, statt nach fester Sitte in geschlossenem Raume — die Hände seiner Töchter unter freiem Himmel den Bewerbern zuzuführen!

Erst im Tell — holt Schiller das lange und wichtige Versäumniß nach! Grade in diesem Stücke, das zu den bewegtesten Dramen Schiller's gehört — finden wir gleich beim Aufgehen des Vorhangs einen Fischerknaben im Kahn, der ein Volkslied singt — das erste, welches uns Schiller in seinen Dramen zum Besten gibt! Grade in diesem Stücke, das auf einem so schwierigen und gefährlichen Boden voll Seen, Berge und Abgründe spielt — führt er uns durch einen Alpenpaß einen ländlichen Hochzeitszug vor, den er uns in der Jungfrau von Orleans schuldig geblieben. Aber am merkwürdigsten! grade im „Tell" — im dritten Acte — also da wo die Handlung schon eine lange Reihe gewaltiger Bewegungen hervorgerufen — führt uns der Dichter plötzlich wie ein wehmüthig lächelnder Genius in die stille Umfriedung eines Schweizerhofs, vor Tell's Haus — und zeigt uns die reizendste Idylle — eine Familienscene — wie wir sie in allen übrigen Stücken vergebens suchten! Das Familienhaft-Naive, das specifische Schweizervolksthum ist hier meisterhaft getroffen; es lächelt uns an in Tell's allerliebsten Knaben, es erquickt uns in Tell's gemüthvollem Weibe und erbaut uns in Tell's eigenem Reden und Hantieren; hier sehen wir die ganze Familie noch einmal ruhig mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt und Walther, der älteste Knabe, von dessen Haupte später Tell den Apfel zu schießen gezwungen ist, singt uns noch harmlos ein hübsches Jägerlied. Ueberhaupt ergänzt uns „Tell," der ein Volksstück im großartigsten Stile ist, fast alle Lücken des Volksthümlichen, die wir in den frühern Dramen empfinden! Der Einzelne, die Familie, die Gemeinde, das ganze Volk kommt zur Erscheinung und zwar in reinmenschlicher und concret volksthümlicher Weise! . . .

Hier wäre nun die Gelegenheit sehr verlockend, die in Schiller's Dramen vorkommenden volksthümlichen Elemente mit denen zu vergleichen, welche in Goethe's und Shakspeare's dramatischen Werken zu finden sind, dies würde uns jedoch hier zu weit führen; Nur ein unterscheidendes Charaktermerkmal will ich nicht versäumen zu erwähnen — es ist der eigentlich reine Humor. Ich bin weit entfernt, mit vielen Andern unsern

beiden Heroen, Goethe und Schiller, den Humor überhaupt abzusprechen; ich glaube vielmehr, daß es gar nicht schwer fallen sollte, aus den Werken Beider eine ganz artige Blumenlese humoristischer und witziger Stellen herauszufinden; allein so viel ist dennoch richtig, daß namentlich bei Schiller jene Art reinen, wunderbaren Humors vergebens gesucht wird, wie er bei Shakspeare oft, scheinbar unbekümmert um die vorgehende Handlung, aber doch weise für dieselbe berechnet, als goldiger Taugenichts herumflanirt und zahllose Gestalten annimmt. Bei Goethe schlägt der Humor nur selten recht von Herzen durch, er bleibt oft in der bedeutenden Situation oder conventionellen Form, noch häufiger in dem berühmten Goethe'schen „Behagen" stecken; Schiller's Figuren dagegen müssen immer erst warm werden — ein echt deutscher Grundzug — sie müssen durch die Handlung in ein gewisses Pathos oder in Zorn gerathen, bis sie das Mittel des Humors oder Witzes ergreifen — und wir sehen z. B. am Musikus Miller, daß er im höchsten Ingrimm — grade da wo er dem Präsidenten die Thür weist, nicht den schlechtesten Humor entwickelt. Uebrigens sieht man dem Schiller'schen Humor auch ganz genau zwei fremde Bestandtheile an; in den „Räubern" und in „Fiesco" macht sich ein starker Shakspeare'scher Anflug geltend und die zwei patres venerabiles im „Lager" wie in den „Räubern" repräsentiren jene Art Humor, der eigentlich nicht im Volke entsprungen, aber von Abraham a Santa Clara und Andern für das Volk auf der Kanzel in Scene gesetzt worden ist, weßhalb er auch bis heutigen Tages den Namen „Kapuzinerhumor" führt. . . .

In Bezug auf die volksthümliche Sprache hat man Schiller den Vorwurf gemacht, daß er ihr auch in seinen Meisterwerken noch hier und dort einen Schwung verleihe, der mit der wahren Natürlichkeit nicht ganz harmonire; aber wie es in der Politik Leute gibt, die kaiserlicher als der Kaiser — in der Religion solche, die katholischer als der Papst sind, so gibt es Freunde der Natürlichkeit in Kunst und Poesie, die eine Wahrheit wollen, die natürlicher ist als die Natur! Die Herren vergessen aber, daß z. B. das Podium der Bühne einige Stufen höher steht als der Boden des Lebens und daß die Benutzung des Verses immer doppelt an diesen Unterschied oder Abstand erinnert!

Daß Schiller's herrliche Sprache nicht nur in volksthümlichen Scenen, sondern auch da, wo hochgestellte historische Personen in bedeutenden Situationen sich äußern, überall verstanden wird, in allen Herzen ihren Widerhall findet — das bemerken wir täglich an den unzähligen Citaten aus Schiller's Werken. . . . Es hat eine Zeit gegeben, wo man keinen Feuilletonartikel in die Hand nehmen, in keiner Gesellschaft zehn Minuten verweilen konnte, ohne auf solche Citate zu stoßen; dies wurde endlich so arg, daß in Schriften und Conversationen diese Citatenwuth eine heitere Selbstironie hervorrief.

Da ging z. B. keine Landsaison vorüber, ohne daß die heimkehrenden Städter mit den Worten Abschied nahmen: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende!" — da gab es wenige Väter, die den Anforderungen ihrer an Luxus gewöhnten Familie nicht einmal zugerufen hätten: „Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?" — Als vor einigen Jahren während der Darstellung des „Wallenstein" in einem Theater das Gaslicht erlosch, da rief eine Stimme durch's Dunkel: „Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen!" Vom großen Ludwig Devrient, erzählt man, daß er, als ihm ein Kellner einst ein langes Schuldenverzeichniß vorhielt, den Ueberbringer mit durchbohrenden Blicken anstarrte und dann ausrief: „Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden! . . ."

Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß solche Scherze dem Ansehen Schiller's schaden; sie schaden ihm ebensowenig, als z. B. pikante Anekdoten der Würde Friedrich's II. Eintrag thun.

Man könnte nun fragen: warum Schiller in seinen classischen Tagen, wo er die Fehler und Schwächen seiner Jugendwerke ganz wohl einsah, nicht Hand anlegte und sie beseitigte? . . . Aber ein productives Genie, wie er, blickt vorwärts, um Neues, Besseres zu schaffen, nicht rückwärts, um ewig an dem Alten, Ueberwundenen zu feilen; — ferner ist es grade großen Männern selten gegeben, ihre Fehler vor der Welt ängstlich zu verbergen; — und hätte Schiller sie dennoch ausgemerzt — wir wären nicht sicher, ob die bei Seite geworfenen Stellen nicht von geschäftigen Reliquiensammlern uns jetzt wieder mit langen, langen Commentaren aufgetischt würden! . . .

Sei uns Schiller — wie er ist —: als jugendlicher Stürmer, als rastloser Kämpfer, als erhabener Denker und Mann — sei er uns als Schöpfer classischer Werke willkommen! Lieben, verehren wir ihn mitsammt seinen Schwächen und Tugenden und seien wir froh: daß er da war, daß er dem Vaterlande angehört — daß er neben Goethe in Erz — und als Liebling neben ihm in unsern Herzen steht!

Literarisches.

Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, dargestellt von Dr. Wilhelm Lübke. Cöln, E. A. Seemann's Verlag. Zweite, stark vermehrte Auflage.

Eine so rasche Verbreitung, wie sie Lübke's Architekturgeschichte erfahren hat, gibt den Beweis, daß es dem Verfasser gelungen ist, den rechten Ton zu treffen, der geeignet ist, den Gegenstand allgemein verständlich zu machen. Keine andere der bildenden Künste hat so sehr Ansprüche auf das allgemeine Interesse, als grade die Baukunst, weil keine andere gleich innig mit der culturhistorischen Entwicklung der Völker verbunden ist; um so verdienstlicher ist daher auch das Bestreben, die Resultate der Forschungen, welche über die Geschichte der Baukunst angestellt sind, in leicht verständlicher Behandlung vorzutragen und dem allgemeinen Verständniß nahezubringen. Lübke hat dies verstanden, davon gibt der Umstand Zeugniß, daß sein Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit bereits die zweite Auflage erforderte. In dieser zweiten Auflage hat der Verfasser alle Theile etwas weiter auszuführen gesucht und Manches, das ihm wichtig schien, eingefügt. Außerdem hat die Darstellung der architektonischen Bestrebungen unsers Jahrhunderts in sofern eine Erweiterung erfahren, als auch Frankreich und England mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wurden. Der Inhalt des ganzen Werkes gliedert sich in sechs Hauptabtheilungen, von welchen jede wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfällt. Mit der indischen, babylonisch-assyrischen, persischen, kleinasiatischen und egyptischen Baukunst überschreiten wir die Vorstufen, um hierauf die classische Architektur in der griechischen, etruskischen und römischen

Das Innere der Stephanskirche zu Wien.

Barbarakirche zu Kuttenberg.

Baukunst kennen zu lernen. Als Uebergangsstufen treten uns hierauf die altchristlichen und byzantinischen architektonischen Bestrebungen entgegen. Hierauf folgt ein Hinblick auf die mohamedanische Baukunst, mit einem Anhang über die russische Architektur. Diesem schließt sich eine trefflich gehaltene Abhandlung über den Charakter des Mittelalters an, in welcher die Elemente, welche das damalige öffentliche Leben bildeten, kurz und genau dargelegt und auf das künstlerische Streben angewandt werden. Der romanische und der gothische Baustil bilden in ausführlichen, mit gründlicher Kenntniß und eingehender Sorgfalt gehaltenen Schilderungen den Gegenstand der hierauf folgenden Abtheilungen. Diese letztern Theile sind für uns von ganz besonderm Interesse, da bei der Abhandlung über die gothische Architektur die schönsten Prachtwerke einheimischer Architektur, die Dome zu Cöln, Straßburg, Nürnberg, Hal-

berstadt, die Stephanskirche zu Wien u. A. einer genauern Betrachtung unterzogen werden.

Unter den Bauten in Böhmen sind namentlich in Prag einige sehr bemerkenswerthe Prachtwerke. Diesen aber steht an Glanz und Reichthum der decorativen Entfaltung die Barbarakirche zu Kuttenberg voran. Der Chorplan mit Umgang und acht radianten Capellen befolgt den reichen französischen Kathedralentypus; das Schiff blieb unvollendet liegen.

Bei der Mittheilung über die Renaissance in Italien erhalten wir auch die Beschreibung der größten Kirche in der Welt, der St. Peterskirche zu Rom, mit deren Erbauung die unsterblichen Namen Raphael und Michel Angelo verknüpft sind.

Zum Schlusse wird die Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts geschildert. Alle diese einzelnen Theile treten mit prägnanter Abrundung vor das Verständniß des Lesers hin, und die Darstellungsweise ist eine durchaus populäre im besten Sinne. Die Einleitung des ganzen Werkes führt auf die anziehendste Weise zu dem Begriff der Architektur und ihrer Elemente. Eine wesentliche Bereicherung hat das Werk durch die beträchtliche Vermehrung der Illustrationen erhalten, von denen wir hier einige einschalten zu können in den Stand gesetzt sind.

St. Peterskirche zu Rom.

In demselben Verlage erschien die vierte Auflage der „Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. Von W. Lübke.“ Auch diese ist wesentlich erweitert und durchgearbeitet, und bietet, in klarer, einfacher Sprache die Entwicklung der Kirchenbaukunst von den altchristlichen Zeiten in Byzanz und Rom bis zur späten Abblüthe der Gothik. Das Werkchen ist eine erschöpfende, kurze und bündige Anleitung zum Studium der mittelalterlichen Kirchenarchitektur. Zahlreiche, dem Text beigedruckte gelungene Holzschnitt-Illustrationen tragen auch hier zur Förderung des Verständnisses auf dem Wege unmittelbarer Anschauung wesentlich bei; eine Erläuterung der technischen Ausdrücke erhöht die Brauchbarkeit des Leitfadens für den Laien und den Anfänger im Studium.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die Volkswirthschaft der ältesten Völker.

Von Dr. K. Fraas.

Mit nur seltenen Ausnahmen zeigt Asien in allen Theilen seines großen Westen, und soweit es uns überhaupt im Alterthume bekannt ist, die ersten Spuren der Entstehung menschlicher Gesellschaften aus der Familie, und es hat sich nie von den mit der Familienherrschaft verbundenen Folgen losringen können.

Wir sehen Hirten- und Jägervölker aus einzelnen Stämmen mit ihren Häuptern und unter ihnen wieder einzelne Familienhäupter — Alle zusammen in despotischer Herrschaft, wie sie dem Herrn der Familie ward — herabsteigen in fruchtbare Niederungen und Ackerbauer werden, große Staaten gründen mit allem Luxus, den die Grundrente, die folgende Industrie und der Handel bringt (Assyrien, Babylonien, kleine aramäische Staaten), immer aber die alte despotische Herrschaft ihrer Fürsten duldend — wir sehen daraus zuletzt das persische Reich entstehen, das alle übrigen Stämme mit Ausnahme der turanischen im Norden der Tauruszüge und des Altai unterjocht.

Babylon und Niniveh waren ursprünglich große, befestigte Lager von Hirten und Bauern, und die medische Mauer ist Nichts als eine Staatenmauer, gegen die kriegerischen Völker des Hochlandes errichtet. Wo aber die auf Industrie und Handel gleich anfangs gegründete wahre Stadt entsteht — an kleinasiatischer oder phönicischer Küste — da bildet der Freistaat sich aus, — es entstehen Ketten von freien Handelsstädten, welche als die erste wirksamere Mauer dem vordringenden asiatischen Despotismus sich entgegenstellen. In ihnen beginnt erst eine Wirthschaft der Gesellschaft, — die patriarchalische Stammverfassung mit der Willkür der Herrscher kennt nur die Einzelwirthschaft, wie der Glieder so des Oberhauptes, das sogar in das Grab seinen Schatz mitnehmen konnte, es mochte nun Wahrheit sein oder bloß zur Existenz berechtigte Sage. Gewalt und höchstens Herkommen geben lockere Gesetze für das Eigenthum, das der Nomade so wenig achtet! Daher der tödtliche Haß zwischen Ackerbauern und Nomaden, den schon die Bibel in Kain und Abel zeichnet, den der Egypter gegen den weidenden Israeliten hegte, den zahllose Kämpfe mit stürmenden Horden gegen die mächtigsten Weltreiche beweisen.

Ein Band hielt aber selbst die lockersten Verbindungen der Stämme allüberall noch zusammen — die Religion, die gemeinsame Götterverehrung, an der zugleich der erste Markt sich anschloß, in den Tempeln der Oase unter schattigen Palmen wie in der spätern christlichen Zeit an der Clause und Kirche beim fröhlichen Indultum.

Das eroberte Land wird als Eigenthum angesehen, — die Einwohner werden Sclaven oder verpflanzt nach Belieben, das Eigenthum wird vertheilt nach Gefallen, der Tribut summarisch erhoben. Stehende Heere, Verpflanzungen der Völker, starke Besatzungen in Städten, militärische Satrapenherrschaft — das war die Quintessenz der Herrscherkunst

asiatischer Eroberer, ob sie Assyrier, Chaldäer, Babylonier, Meder oder Perser hießen. Doch war die Wirthschaft der Euphrat- und Tigrisstaaten auf die mildere patriarchalische Form des **reinen** Ackerbaustaates gegründet. Der König selbst darf hier nicht als Despot, sondern nur als ein durch die göttlichen Gesetze vor, mit und nach Zoroaster streng gebundenes Oberhaupt der Staatsfamilie angesehen werden. „Der König ist der Beste, der die Erde fruchtbar macht!" Priester und Krieger waren die zwei edeln regierenden und richtenden Kasten, zunächst gilt nur vorzugsweise die Kaste der Ackerbauern und selten, und mit Geringschätzung sogar, wird von der vierten, der gewerbtreibenden Kaste, und jener der **Künstler**, **Aerzte** u. s. w. gesprochen. Ormuzd sprach: Es giebt dreifaches Maß der Handlungen, vier Stände und vier Plätze des Obersten. Die drei Maßstäbe der Handlungen sind: Reinigkeit des Gedankens, des Wortes und der That.

Die vier Stände sind eben bezeichnet — und die vier Häupter sind: die Obersten über Orte, Straßen, Städte, Provinzen. „Der Mensch selbst ist nur der König des Staubes." Der Oberste der Obersten aber ist **Zoroaster** — die Regierungsgrundlage sein lebendiges Wort. Wer mag bedauern, daß die weltliche Gewalt nach der geistlichen sich regeln mußte, da die erstere in alter wie neuer Zeit so selten Ziel und Aufgabe der Gesellschaft begriff? Uebrigens stammt diese Regierungsform nach der Hierarchie in Ormuzd's Reich schon aus den Zeiten Dschemschid's, d. h. also aus der Urzeit, denn Zoroaster reformirte bloß, zunächst zum Besten der Magier, eines chaldäischen Stammes, der allein also in eine Art Verfassung gegenüber den Königen sich zu setzen verstand. Dasselbe für das ganze Volk zu versuchen, ging gegen alle asiatischen Grundansichten und vielleicht auch den Vortheil der Priesterkaste selbst.

Nächst des durch die Magier geübten Rathes und oft auch der Richtergewalt war nur die Hofhaltung der Könige selbst in einer Art Administration ausgezeichnet. Das stehende Heer in Friedenszeiten der Mehrzahl nach, der herrschende Stamm — die Leibwachen, der Harem und die Hofbediensteten, alle in Naturalien bezahlt, gaben das Object des Hofhaushaltes, der täglich, nach Ktesias, an dem Tische des Königs 15,000 Menschen zu verköstigen hatte. Nach Athenäus schlachtete man für des Königs Hofstaat täglich tausend Opferthiere. Die Wanderungen von einer Residenz zur andern glichen großen Heereszügen, und konnten nicht durch ärmere Provinzen gehen, weil diese sonst einer Hungersnoth wären ausgesetzt worden. Obgleich die erst unter **Darius Hystaspes**, dem ersten wirthschaftlichen Regenten, der das Reich in Provinzen eintheilte, geregelten Tribute der Nationen, ihre freiwilligen Geschenke und die Gaben der Satrapen in **eine** Casse flossen, so war dies doch nur die Privatcasse des Königs, aus der man keine Staatsausgaben auszahlte.

Das ganze persische Reich, sagt Herodot, ist, unabhängig von den Tributen, für den Unterhalt des Königs und seines Heeres oder Hoflagers eingetheilt und jeder District muß für eine gewisse Zeit das Seine liefern. Das Beste, was jede Provinz erzeugte, mußte dem König gegeben werden, — im Uebrigen wurden die Abgaben der Provinzen bei Weitem dem größten Theile nach in Naturalien geliefert. Wie der König Hof hielt und sich ernähren ließ, ganz ebenso der Satrap im kleinen Maßstabe. Der Satrap von Babylon bezog in Silber jährlich an eine halbe Million Reichsthaler und hatte nur das Doppelte an den König zu schicken. Außer den Naturalienbeiträgen wurden — wie erhoben? ist ungewiß — noch jährlich von den Provinzen an funfzehn bis sechzehn Millionen Thaler unsers Geldes in ungemünztem Golde und Silber **als Tribut** entrichtet. Beim großen Könige wurde es in Barren umgeschmolzen und dann nach Bedarf davon abgeschlagen. Mit Ausnahme der Miethtruppen und Geschenke des Königs, was freilich hier oft einen andern Sinn für Geber und Empfänger hatte — wurden selten edle Metalle wieder ausgegeben — aber welche enorme Masse derselben in Geräthen, Statuen, Tempeln und Monumenten überhaupt verwendet war, davon sind alle Schriften voll.

Außer Naturalleistung, Tribut und Geschenk hatte aber das persische Reich noch einige andere Quellen öffentlicher Einkünfte. Dazu gehören die Einnahmen aus der Erlaubniß zur Bewässerung da, wo die Könige große Stauwerke und Canäle angelegt hatten, wie uns so Herodot erzählt. Ebenso war die Fischerei (im Nilcanal zum See Möris) als Regal benutzt. Noch flossen viele Einnahmen aus den confiscirten Gütern der Großen und aus den Geschenken am Geburtstage des Königs. Eine ganz besondere Art Ausgabe war die noch jetzt im Orient so gebräuchliche Anweisung auf Oerter und Städte, und sogar auf Häuser und Ländereien. Erhielt ja schon Themistokles die Stadt Magnesia zum Brote, Lampsakus zum Wein und Myus für's Zugemüse! Diese Anweisungen dauerten auf Lebenszeit, die Stellen aber waren meist erblich. Und doch kamen sie schon auf den tiefern Gedanken der **Trennung der Civil- und Militärgewalt!** Nur mißbräuchlich sind später oft beide verbunden. Die Hebung der Landescultur, oberstes reli-

giöses Gesetz für die Könige, machte die Einführung der Civilverwaltung nöthig, und wie sehr diese auf jene achtete, zeigt uns Xenophon vortrefflich.

Die erste Idee einer Besteuerung nach Grundbesitz, einer Grundsteuer also — findet man bei den Persern, wenn sie nach der Unterjochung Joniens das Land nach Parasangen vermessen und darnach die Tribute vertheilen.

Die von Tagereise zu Tagereise aufgestellten Boten, welche rasche Communication zwischen dem Hof und den Satrapien erhalten mußten, sind kaum mit unsern Posten zu vergleichen. Es wird ein Gesetz der Perser bezeichnet, nach dem ihre Könige bloß Landesproducte brauchen durften — und das Verbot, Steuern unter dem Vorwande landwirthschaftlicher Verbesserungen einzuführen, zugleich aber auch mit Getreide zu handeln, enthält schon der Zendavest, der sogar den Flurschutz nicht vergißt.

Viel eher als im eigentlichen Persien war in den Niederländern am Euphrat und Tigris der Staat zur höhern politischen Wirthschaft, zu Gewerb und Handel gekommen. Wäre nicht das aramische Hochland zwischen diesen Staaten und dem Mittelmeere gelegen und der langsame Karawanenhandel durch eine lebhafte und ungestörte Schifffahrt durch den arabischen Meerbusen ersetzt gewesen, so würde wohl Europa um Jahrhunderte in seiner Entwicklung weiter vorgerückt sein, aber die Natur des Karawanenhandels verlangt viele Lastthiere (Kamele), viele Menschen und große Ausdauer bei zahllosen Beschwerden, sie beschränkt den Handel vorzüglich auf die Heimath des Kamels und verbietet von selbst den Transport schwerer, zum Werthe nicht verhältnißmäßig hochstehender Waaren. Daher die geringere Möglichkeit der vollen Ausbeutung der Ackerbauproducte in Binnenländern, und am meisten durch Karawanenzüge, — ja selbst die späte Bekanntschaft der westasiatischen und europäischen Völker mit manchen Producten derselben, z. B. dem Reis, dem Mais (?) und andern Cerealien, vielleicht selbst Baumwolle und Zucker, — da der Handel sich zunächst auf Transport edler Metalle, Edelsteine, Perlen, Pelzwaaren, Kleider, Farbestoffe und Spezereien, Gewürze, insbesondere Balsame und Harze zu Räucherwerk, später auch Seide — beschränkte. Um so häufiger und reicher mußte der Zwischenhandel sein, je größer die Zahl der Länder war, durch die der Güterzug führte!

Assyrien treibt Seiden- und Wollenweberei schon in urältesten Zeiten — die assyrischen Gewänder, die wallenden Roben waren berühmt und deren Erfindung der Semiramis zugeschrieben. Die babylonischen Teppiche waren, wie ihre Webstühle überhaupt, noch lange nach dem Untergange des Reichs berühmt und Cato soll nach Plutarch, als er einen babylonischen Mantel erbte, ihn verkauft haben, weil er für einen Bürger zum Tragen zu kostbar sei. Alexander fand auf seinem Heereszuge den westlichen Theil des Paropamisus mit Schafheerden bedeckt, und es ist kein Zweifel, daß die feinern Wollsorten, welche verwebt und schön gefärbt nach Persien kamen und sebst von den Königen getragen wurden, auf die ersten Spuren jener feinen Webereien im glücklichen Hochlandsthale Cashmir zeigen. Desgleichen lieferte Karmanien vortreffliche Wolle für die babylonischen und persischen Fabriken. Phrygien ist nicht minder durch seine feine Wolle, welche vollkommen schwarz war und an Feinheit der milesischen gleichkam, berühmt gewesen, und insbesondere war die Umgegend der Hauptstadt Celänä bekannt dafür.

Babylon wird von Ezechiel schon die „Krämer- und Kaufmannsstadt" genannt. Das Graviren auf Stein, die Verfertigung zahlloser Zierrathen, Glas zu machen, in Elfenbein schnitzen, die Kunst des Einlegens, Bearbeitung der Metalle, — Alles das war schon Assyriern und Babyloniern bekannt. Der einfache Ackerbaustaat war rasch zum Industrie- und Handelsstaat emporgewachsen, aber ebenso rasch durch barbarische Invasionen wieder verdorben worden. Diese Invasionen rührten hier zunächst von verwandten Stämmen her und das neue chaldäisch-babylonische Reich unter Nebukadnezar, der die Stadt vergrößerte, erhob sich nur auf den Trümmern des wohl schon Jahrtausende in der mythischen Zeit einer Semiramis, des Ninus, des Belus fortblühenden alten chaldäisch-nabatäischen Reiches, dem man zu spät noch den Charakter der Eroberung einimpfte, an welcher Operation es denn auch bald erlag. Babylon wird schon vor der Occupation als prachtliebend, an Befriedigung vieler künstlicher Bedürfnisse gewöhnt, geschildert. Die Kleider der Babylonier, ihre kostbaren Teppiche, wohlriechenden Wasser, kostbare Handstöcke, ihre öffentlichen Feste und Opfer mit köstlichem Räucherwerk, ihr mercantiles Leben (man denke an öffentliche Versammlungen, Ausstellungen der Kranken am Markte, Prostitution zu Gunsten der Fremden!) — ihre vielen Fabriken und Webereien zeigen deutlich den Manufacturhandelsstaat auf reichster Agriculturbasis rasch emporgeblüht und durch schiffbare Flüsse und den persischen Golf besonders begünstigt.

Ein Haupthandelsweg führte von Babylon zu Lande nach Susa, — früher schon gegen Norden durch die kaspischen Thore nach Hyrkaniens und Arias Hochland und von da

nach Baktra, nachdem schon in Aria ein Handelsweg sich nach Indien abgezweigt hatte. Auch von Baktra, dem Stapelplatz des östlichen Asien, — an der urältesten „Straße des Zusammenflusses der Völker" wie der Zendavest sagt — führt eine Straße nach Indien und eine nicht minder wichtige in die östlichen Wüstenländer voll Ungeheuerlichkeit und Wundern.

Handelsstraßen von Susa nach Vorderasien, Sardes und die griechischen Handelsstädte waren als Karawanenstraßen gut eingerichtet, — weniger jene durch die Wüste von Babylon an's Mittelmeer über Palmyra.

Die blühende Handelsstadt Gerrha am persischen Golf und die nabatäischen durch Nordostarabien sich fortziehenden Handelsvölker, Reste des babylonischen Urvolkes, stehen hier in besonderer Verbindung zusammen. Gerrha selbst wird von Strabo eine von aus Babylon ausgewanderten (ältern) Chaldäern gegründete Colonie genannt. Sie sollen den Euphrat aufwärts bis Babylon und selbst Thapsakus und auf dem Tigris bis Opis geschifft sein, um von da aus ihre Waaren über das Land weiter zu verbreiten. Mit diesem uralten Handelsflor und der Verbindung mit Indien und Ost- wie Südarabien zur See stehen auch die griechischen Berichte über die Inseln Tyrus (Tylus) und Aradus als Heimath der Phönicier (aramäisch-nabatäischen Stammes!) im persischen Meerbusen in nächster wenn auch dunkler Verbindung. Hier waren noch in späterer Zeit phönicische Monumente und war die Heimath der schönsten Perlen, der Baumwolle von Bombaxarten (nicht von Gossypium) und zum Schiffbau brauchbaren Holzarten. Eine Blüthe des Handels in diesen Meeren sowie in Babylon selbst nur auf die Zeiten der chaldäisch-babylonischen Herrschaft von circa 100 Jahren, (unmittelbar vor der persischen Eroberung durch Cyrus) setzen zu wollen, wie Heeren geneigt ist, widerspricht aller wirthschaftlichen Erfahrung, nach welcher lange Jahrhunderte dazu gehören, auf eine höhere Agricultur hohe Industrie und dann Handel und Schifffahrt folgen zu lassen, zumal in Zeiten, wo dergleichen erst gleichsam zu erfinden war! Indessen hat doch Nebukadnezar den Handel besonders zu fördern gesucht, zwei große Canäle und Schleusenwerke gebaut, die Stadt Teredon, die später eine bedeutende Handelsstadt wurde, angelegt und vielleicht selbst Tyrus zerstört, in der Absicht, die Phönicier aus dem indischen Handel zu verdrängen. Babylon bezog aber schon sehr früh die kostbaren Waaren des Südens, arabische und indische Producte, über den Golf von Persien und nach Agatharchides waren die Gerrhäer eines der reichsten Völker der Welt. Die Babylonier selbst — d. h. Bewohner der Stadt und Umgegend blieben mehr industriell und agricol, ohne den Handel sehr auszubilden, ja die Perser hinderten ihn sogar, vorzüglich auf den Flüssen. Dergleichen schadete wohl der Entstehung eines großen mächtigen Staates, wie ihn später Alexander im Plan hatte, am günstigsten Lande der alten Welt am meisten.

Als vorzüglichster Vermittler des Tausches waren bald gemünzte edle Metalle in Gebrauch gezogen worden. Nach Herodot waren die Lyder die Erfinder des geprägten Geldes. Erst Darius Hystaspes ließ bei den Persern Geld prägen — Münzen aus dem feinsten Golde, die Daricos, mit denen schon die Miethstruppen bezahlt wurden. Auch in Carthago cursirten sehr frühe schon Goldmünzen und bald auch Silbermünzen.

Um 600 vor Christus (Solon's Zeit) kannte man nach Demosthenes in Griechenland gemünztes Silbergeld, auf dessen Fälschung schon die Todesstrafe gesetzt war.

Die Münzen der Städte Großgriechenlands in Italien scheinen ein noch höheres Alter zu verrathen und wenn Lykurg schon 800 vor Christus wirklich das Geld aus edeln Metallen verboten hat, so würde das Alter der Münzen noch höher hinaufsteigen. Nach der parischen Chronik hat Phidon aus Argos schon 895 vor Christus Silbermünzen auf Aegina ausgeprägt und zwar behufs des Handels mit den Colonien. Diese Colonien selbst, wohl vorzüglich die kleinasiatischen (Lydien!) hatten wahrscheinlich noch früher Münzen. Daß Griechenland bei seiner Unzahl von Staaten auch sehr viele Münzsorten haben mußte, läßt sich denken. Hauptbergwerke auf Silber waren zu Laurium in Attika, deren Alter schon Xenophon nicht mehr bestimmen konnte und jene von den Phöniciern schon bearbeiteten in Thracien und auf Thasos.

Besonders interessant ist die erste Erscheinung von Münzzeichen (Art Banknote) in Leder gewickelt, daher ledernes Geld genannt. In Aeschines Dialogen ist die darauf bezügliche Stelle zu finden. Es ist klar, daß diese Emission von Creditscheinen nur unter Autorität des Staates, der ihren Werth garantirte und mit Beisetzung seiner besondern, den Betrug zugleich verhütenden Merkzeichen geschah. Was das in das Leder Gewickelte war, war schon dazumal Geheimniß — d. h. Stoff oder Masse war unbekannt (siehe Heeren II, p. 152). Das eiserne Geld der Griechen (in Byzanz, Klazomenä) wird ebenso für bloßes Münzzeichen gehalten, ja in neuester Zeit wird sogar die Vermuthung aufgestellt, daß am Euphrat gefundene Terracottatäfelchen vielleicht als Um-

laufmittel (d. h. Papier-, resp. Thongeld) gedient hätten, wobei freilich das Geheimniß der Verhütung der Nachahmung unbegreiflich scheint. Geld und Zählen sind nahe zusammenstehende Gedanken, aber auch der Tausch verlangt letzteres. Schon im neunten Jahrhundert, so wird angenommen, erhielten die Araber in Persien und am Euphrat die indischen Zahlzeichen, nachdem sie vorher schon die indische Algebra erhalten hatten. Durch die Zollbedienten am Indus zunächst kamen sie dazu. Aber nach Humboldt, der sich auf Chasles stützt, sollen die Griechen des Abendlandes schon früher als die Araber mit den indischen Zahlen bekannt geworden sein und den Gebrauch der neun Ziffern nach ihrem Stellenwerthe unter dem Namen des Systems des Abacus gekannt haben. Der Stellenwerth „der sinnreiche Kunstgriff der Position“ scheint fast zweimal im Orient (Suanpan) und im Occident (der tuskische Abacus) erfunden worden zu sein.

Dunkel ist am meisten die Handelsverbindung mit transkaukasischen turanischen, scythischen und sarmatischen Völkern. Schon oben ist der Handelsstraße dahin gedacht worden und noch mehr wird später die Rede davon sein — aber Eins ist vor Allem feststehende Thatsache, daß die milesischen Colonien am schwarzen Meere, Olbia, Panticapäum, Dioskurias, Sinope, Herakleа u. A., schon 700 Jahre vor Christus gegründet, die hauptsächlichste Verbindung zu Land und See mit den genannten Völkern unterhielten und auf die Civilisation derselben nicht wenig Einfluß übten.

Sclavenhandel und selbst Getreide, wahrscheinlich vom fetten Alluvium des Dnieper her — Pelzwaaren, sogar Gold, wohl aus dem Ural — waren Hauptartikel dieses alten Handels, der seine Hauptmärkte an den Tempeln, wie jetzt noch im modernen Tenta am Grabe des Seyd Achmed im Nildelta, so ehedem am Feste der Artemis in Bubastus zu den Zeiten der Nilüberschwemmung, an den Tempeln der Griechen unter Amasis, dem Hellenium, im Mittelalter an christlichen Kirchen (Messen und Dulten — von indultum, der Ablaß!) besonders gern hatte.

Aber wirthschaftlich am höchsten, weil Handel treibend vor Allen, standen die an die Küste des Mittelmeeres vorgedrängten aramischen Stämme der Phönicier, denn die verfeinertste Art der Production ist der Handel, die Blüthe aller Wirthschaften, der Beherrscher der Schaffenden, weil er der oberste und ziemlich unbeschränkte Vertheiler ist. Er wirkt belebend und unendlich anregend auf alle andern Erwerbskategorien, er nähert die Production ihrer Aufgabe am meisten und verbindet die weitesten Kreise. Es gibt kein Urvolk mit alleiniger Urcultur — die älteste Geschichte zeigt uns nur verschiedene „Centra der Cultur“ — so Egypten — Iran — Babylon, Ninive, Cashmir — eine natürliche Verbindung mochten vor der Cultur alle schon haben, sie war durch den natürlichen Verbreitungsbezirk der Art bestimmt, aber die Culturverbindung schuf vor Allem den Handel auf dem Wege des Krieges, der die Folge der ersten Mischung war. Der Handel steht als wirthschaftliches Völkerbildungsmittel am höchsten. Die Argonautenfahrt in den Pontus, die Fahrten der Phönicier und Egypter im Mittel- und indischen Meer, die Fahrt des Coläus von Samos jenseits der Herkulessäulen, der Zug Alexander's nach Vorderindien, römische wie arabische Heerzüge wie die Entdeckung des neuen Continents sind deshalb zunächst so große historische Momente, weil sie den Handel schufen oder den geschaffenen ausbildeten. Mit ihm erst kamen aus der Mischung neue Phasen der Völkercultur. Den Einfluß der Monsune, oder der periodisch zwischen Ostafrika und der Westküste der indischen Halbinsel herrschenden Winde, auf die frühe Entwicklung der völkerverbindenden Seefahrten hier hat Alexander von Humboldt uns trefflich geschildert und schon Heeren nach Arrhian's Periplus als entscheidende Ursache aufgestellt. So lange der Haupthandel der alten Welt Landhandel blieb — und das blieb er bis zur Entdeckung Amerikas — blieb er im Wesen sich gleich. Nicht Unkenntniß oder Furcht war es, die die Schiffahrt auf die Küsten beschränkte, sondern Mangel eines weitern Zieles. Erst als dieses in Amerika gegeben war, dehnten sich die Fahrten aus, vom Compaß unterstützt, aber nicht bloß hervorgerufen.

Die Phönicier, mit Münzen, Rechenkunst, babylonischem Maß und Gewicht und dem ersten Lautalphabet, d. h. der Buchstabenschrift, mit hoch ausgebildeten Gewerben und großer Schiffskunde, verbanden Indien und Mittelasiens Hoch- und Stufenländer nebst dem Euphratgebiete durch Karawanenhandel sowohl wie durch Schifffahrt mit dem ganzen Mediterraneum und seinen Anwohnern, ja mit den Küsten des nördlichen und westlichen Europa. Wie weit durch Nabatäer die Handelsverbindung durch den arabischen bis an den persischen Golf vermittelt ward, hat uns seit Quatremère vorzüglich Ritter so trefflich gezeigt. Die Straße aus Babylonien und dem Gerrhäergebiete am untern Euphratlande, der ersten Heimath der Nabatäer, führte in ein Hauptemporium der aramischen Stämme, nach Petra, den Sammelplatz vieler Karawanen. Ihr Handel ging bis in die Zinn-

und Bernsteinländer des Nordens an die cimbrischen und vielleicht selbst Ostseeküsten und in ihre Factoreien Tylos und Arados im persischen Meerbusen. Selbst zu Lande gingen Zinn und Bernstein durch keltische und germanische Länder bis an die Rhone, den Dniester und Po! Der Welthandel ist überall das Streben der aramischen Völker — als Nabatäer, Phönicier oder als — Juden! Durch ihre Schifffahrt über die Säulen des Hercules hinaus, durch ihre Colonien von Karthago und an den afrikanischen Küsten überhaupt kamen sie an die Küsten Libyens herum, fanden die Inseln der Seligen und eröffneten den Weg zum neuen Continent, den 2000 Jahre nachher Erich Rauda durch seinen Uebergang nach Grönland und noch 500 Jahre später, wie Humboldt meint, Columbus von Süden aus vollendete. Selbst die Hebräer, die doch vor den Gewässern schon seit Noa besondere Scheu hegten, wurden durch Phönicier geleitet zu Tarschischfahrern und holten von Ophir (Indien) sich Gold, Silber, Sandelholz, Edelsteine, Elfenbein, Affen und Pfauen. Aus Indien konnte auch der so berühmte Wudzstahl gebracht werden, den Egypten zur Bearbeitung seiner Monumente so nöthig hatte. Ritter spricht den Gedanken aus, daß die Phönicier Syriens nur aus ihren Urstädten Tyrus und Aradus im persischen Meere (Nachbarn der Nabatäer) nach Canaan (Niederung) gewandert und dann von den nachfolgenden stammverwandten Nabatäern wieder gedrückt worden seien und ist auch sonst der Ansicht, daß jene Producte, welche die Hebräer aus Ophir geholt haben, auch vom südlichen Arabien, dem handeltreibenden und hochcultivirten Lande der Himyariten und Sabäer gekommen sein können, wohin sie aber von Indien vorher gebracht wurden, denn ihre Namen im Hebräischen leiten sich aus dem Indischen ab.

Die Phönicier eroberten nicht mehr im Sinne der verwandten barbarischen Hochländer — sie hatten wahre Städte mit ihren Gebieten, darin monarchische beschränkte Verfassungen mit republikanisch-aristokratischem Beigeschmack, und alle zusammen waren häufig im Bunde, durch Religion und gemeinsames Interesse zusammengehalten und alle Wechselfälle der Föderationen durchlebend. Ja so wenig war vom gewaltthätigen Geiste ihrer Urstämme in ihnen geblieben und so weit hatte die politische Oekonomie sie schon abgerieben, daß sie zumeist wie in Mutterstädten so in den Colonien Miethstruppen hielten. „Dieses merkwürdige Volk," sagt Heeren, „verbreitete sich nicht durch Länderstürme und wildes Erobern, sondern durch langsamere aber desto sicherere Fortschritte. Nicht zertrümmerte Städte und verwüstete Länder, wie bei den Heerzügen der Meder und Assyrer, sondern eine lange Reihe blühender Colonien, Ackerbau und die Künste des Friedens unter vormals barbarischen Völkerschaften, bezeichneten die Siegesbahn des tyrischen Herkules. Nicht eben schon der Ackerbauer allein fühlt den ganzen hohen Werth seiner Cultur, — es wird ihm erst durch die Industrie und noch mehr den Handel der ganze Sinn der Genüsse befriedigenden Gütererzeugung erschlossen und ohne diese beiden erklimmt er nur selten höhere Stufen der geistigen Entwicklung. Diese Anregung zur höhern Entwicklung gab aber babylonischer Handel den Ackerbaustaaten des Tigris- und Euphratgebietes, gab phönicischer Handel den Vorderasiaten, den Griechen sogar und allen adjacenten Völkern des Mittelmeeres, — ja selbst Judäa erreichte die höchste Blüthe, als es von den Phöniciern zum Seehandel erregt wurde. Nur mit den Griechen, den thrakohellenischen Stämmen wollte trotz der alten verwandten pelasgischen Berührung eine innigere Handelsverbindung nicht recht gelingen, — offenbar weil jene geistig sehr unternehmend wurden und die Phönicier ihrer Concurrenz oft aus Politik aus dem Wege gingen. Spanien aber war ihr Eldorado, gleichsam ihr Indien, und ihr Tauschhandel dahin war wohl der einträglichste. Auf Nordafrika (Karthago), an den Inseln des Archipel, auf Sicilien und den Balearen hatten sie überall ihre Ruhepunkte, Colonien, die sie meisterhaft zu behandeln wußten. Was aber führten phönicische Schiffe dem großen Westen zu und womit bezahlten sie die Zufuhr vom reichen Osten?

Phöniciens Städte waren selbst industriell, sie webten die schönsten — schon zu Homer's Zeiten berühmten — sidonischen Gewänder, färbten sie mannigfaltig mit und bei ihnen am schönsten erzeugtem Purpur in dunklern und hellern Farben, sie lieferten die schönsten Wollenzeuge und waren die Hauptabnehmer der Feinwollenproducenten des innern und vordern Asien, — Phönicier bereiteten Glas, zunächst zur Auslegung der Wände und Decken der Zimmer benutzt, ähnlich wie der Alabaster bei den Assyriern — endlich verfertigten sie die schönen Putzsachen und schöngearbeitete Geräthschaften, künstliche Arbeiten in Elfenbein. Dazu kommen dann die durch den Landhandel aus Egypten oder auf dem arabisch-indischen Karawanenwege — durch den assyrisch-babylonischen und endlich den armenisch-kaukasischen Handelsweg erhaltenen Producte, gegen die ebenso gut spanisches Silber, syrischer Wein, Getreide und Oel, egyptisches Linnen, gegeben werden konnte, wie die obengenannten Producte ihrer Industrie. Im Uebrigen bezogen sie auf dem Landwege eben die oben schon genannten

Specereien, Edelsteine, Gold, Balsam u. dgl., welche ihnen zahllose Karawanenzüge als Zwischenhändler brachten, und zwar zum Tausch, was für sie von größerem Vortheile war. Immer blieb die alte Stammverbindung mit ihren Vätern an der Euphratmündung, den Babyloniern, Gerrhäern und den Nabatäern durch die Emporien von Baalbeck, Emesa und Palmyra oder durch nomadisirende aramische Stämme — mit dem Handel treibenden reichen arabischen Süden und Osten, die Hauptrichtung ihres Landhandels, wie sie es auch für ihr Herkommen war. Mit Egypten war aus der Hyksoszeit die Verbindung geblieben — jedoch nur vorzüglich zu Lande, da Egypten allen Fremden den Zugang zur See verschloß. Eine ganze Colonie von Phöniciern fand sich zu Memphis. Zugleich war eine ihrer wichtigsten Handelsstraßen jene über das nabatäische Petra in's glückliche Arabien, von dem aus wieder eine über albus pagus nach Gerrha ging und von da aus nach Tyrus.

Von allen Colonien der Phönicier ist Karthago am größten geworden. Die Zeit der Gründung derselben ist ungewiß, aber es wird angenommen, daß schon 1500 v. Chr. von Phönicien Colonien auswanderten — daß Karthago wohl sicher um 1000 v. Chr. seinen Grund legte. Die allgemeine Annahme, als sei Karthago lediglich eine Handelsstadt und gleich von Anfang an gewesen, ist neuerlich ebenso von ihr wie von ihrer Mutterstadt als falsch erwiesen worden und, in der That, wo wäre der Staat, der nur mit einiger Dauer und fester Begründung ohne wohlgeordneten Ackerbau, dem Urtypus und Uranfang aller Wirthschaft, zunächst jener der Familie und des daraus erwachsenen Stammes — sich in der Geschichte erhoben hätte, — nicht das alte Venedig, am wenigsten das neue England ausgenommen? So fest war die Macht der Verhältnisse, so groß der von der nabatäischen Urheimath phönicischer Stämme ererbte Hang zum landwirthschaftlichen Betriebe, daß nicht bloß die herrschenden Geschlechter Karthago's Landwirthschaft vor Allem trieben, ja daß von diesen der Betrieb des Handels, den zu treiben ihnen nach Aristoteles nur erlaubt war, gar nicht ausging, sondern daß sie die wohlangebauten Ländereien in der Nähe der Stadt ganz nach römischem Brauche bewohnten, da Mago ihnen empfehlen konnte, vor Allem das Haus in der Stadt zu verkaufen, um recht sorgenlos der Landwirthschaft obliegen zu können. Wie von dem babylonischen Reiche nur die arabische Uebersetzung einer Landwirthschaft von Ebn Wassiah als einziger literarischer Rest auf uns gekommen ist, so von den Karthagern nur Mago's 28 Bücher über die Landwirthschaft in einigen freilich spärlichen Auszügen. Die Gegend um Karthago war nach Diodor mit Gärten und großen Pflanzungen bedeckt, da man allenthalben Canäle zur Bewässerung durchgezogen hatte. Landgüter waren allüberall und der Boden mit Weinstöcken, Oelbäumen und andern Obstbäumen bepflanzt. Wiesen mit Heerden von Rindern und Schafen und in tiefern Lagen große Gestüte wurden gesehen damals schon und zu Zeiten des Einfalles des Regulus, so daß Polybius behauptet, die Karthager zögen ihre Privateinkünfte aus ihren eigenen Ländereien, die öffentlichen aber aus ihren Provinzen. Bekanntlich ließen die Römer, die doch selbst treffliche Landwirthe waren, von der ganzen karthagischen Bibliothek nur das Werk des Mago, eines Suffeten, über Landwirthschaft (siehe oben) durch Silanus in's Lateinische übersetzen.

Aber vom höheren Standpunkte der Gütererzeugung im Allgemeinen ist doch der große Reichthum, die Lebhaftigkeit aller wirthschaftlichen Entwicklung in diesen Gegenden, die nur wenige von Natur sehr fruchtbare Gefilde in geringerer Ausdehnung hatten — dem raschen Umsatz der Producte — dem Handel vor Allem zu verdanken. Woher sollte sonst die Gütererzeugung vom felsigen Corsica, dem mageren und gebirgigen Sardinien, dem schmalen Culturlande Afrikas, den wilden Balearen kommen? Und mit Sicilien, das man nie ganz besaß, war man immer in Krieg und von Spanien beutete man zunächst nur die Bergwerke aus. Immer brauchte Karthago Getreide, Wein und Oel von der Fremde! Ohne lebhaften, weit in das Innere Asiens eingreifenden Handel werden auch die neuesten Besitzer der Küsten des Mittelmeeres trotz Colonisationen und Handelsvergünstigungen an die Bewohner des Tell und der Fettebene nicht zur höhern wirthschaftlichen Entwicklung kommen und Englands Macht wird jenen zu hindern oder selbst zu erhalten wissen, auch auf die Bedingung hin, daß das Mittelmeer eine durch Dampf in nahe Verbindung gebrachte Bucht Albions werde. Karthago bezog seine Einkünfte zunächst aus den Tributen besiegter Völker, die meistens in Naturalien geliefert wurden, — aus Zöllen und den Erträgnissen der Bergwerke (Spaniens) vor Allem. Bei Neukarthago arbeiteten in den Zeiten der Römerherrschaft noch 40,000 Sclaven in den Bergwerken, die Aletes zuerst entdeckt haben soll. Versuche, Anleihen zu machen und Capereien kommen bei dem Handelsvolke ebenfalls schon vor. Strenger als die Mutterstadt handhabte Karthago die Vortheile über ihre Colonien, die ihm nur dienende Stapelplätze an fremden Küsten sein sollten, die zum Vortheil der Hauptstadt handelten. Handelseifersucht, Ver-

schluß der Häfen, strenge Schifffahrtsgesetze überhaupt erschienen hier schon zum erstenmal in der ganzen großartigen Häßlichkeit des sich abschließenden Schutzzollsystems! —

Ihr Handel in die nördlichen Inseln und Küstenländer, um Bernstein und Zinn zu holen, ihre Schifffahrt an der Westküste Afrika's hinab, wo sie ihre Colonie Cerne gründeten, die Blüthe ihres Hauptstapelplatzes zu Gades — sind vielfältigst erörterte und philologisch gründlich entwickelte allbekannte Thatsachen. Weniger Sicherheit besteht bezüglich des offenbar nicht geringen Landhandels derselben. Goldstaub, Thierproducte und vorzüglich Sclaven waren besondere Objecte desselben.

Ueber den Stand der Landwirthschaft Karthago's geben uns die (von Heeren gesammelten) Bruchstücke aus Mago's großem Werke manchen Aufschluß. Columella nennt ihn den Vater der Landwirthschaft und war selbst ein vollgültiger Schätzmann. Insbesondere die Viehzucht scheint ausführlich behandelt gewesen zu sein, wie es denn bei so regsamer Handelsbewegung auf platter Hand lag, daß große Heerden in der Nähe der Hauptstadt sich der Verproviantirung der Schiffe wegen gut rentiren mußten. Seine Charakteristik einer guten Rinderrace ist noch jetzt trefflich zu nennen. Auch den Weinbau, begreiflich schon schwierig im Klima Nordafrika's, hat er mit vielem Nachdenken behandelt. Obgleich wir uns vorbehalten, über die sogar wissenschaftlich erste Entwicklung politischer Oekonomie der Hellenen später ausführlich zu handeln, so ist doch hier der Ort, des Zuges Alexander's d. G. und seiner wirthschaftlichen Folgen zu gedenken, insbesondere auch in Bezug auf Egypten, von dessen staatswirthschaftlichen Einrichtungen schon oben die Rede war. Die Hellenen begannen die Seefahrt aus Lust zum Abenteuer, Kampf und Raub. So zuerst Kreter und Karer, Rhodier, Samier, Phocäer, Taphier und Thesproten. So die mythischen Züge des Dionysos, Herakles, der Io, des Aristeas, des hyperboreischen Abaris — der Argonautenzug und die Fahrt nach und von Troja zurück, die Seewege nach Osten, damit also Eröffnung durch thessalische Mynier, Sumpflandbewohner, wie die böotischen — von Jolkos aus in den Pontus bis Kolchis und Eröffnung des Tauschhandels durch das südsibirische Steppenland bis an den Altai, in die Länder der goldreichen Arimaspen, der Greife und der Hyperboreäer — in mythisch verhülltes Dunkel einer geographisch unbekannten Ferne.

Nach Westen aber öffneten Samier und Phocäer zuerst die Seewege und Colaeus von Samos ward zuerst wider Willen durch die Meerenge in den großen atlantischen Ocean getrieben. Von nun an aber entstanden im Westen sowohl wie im Osten zahlreiche hellenische Colonien und ward das Hellenenthum im Becken des Mittelmeeres und im Pontus allüberall mächtig. Durch Alexander's denkwürdigen Feldzug bis in's Fünfstromland, an den Indus, Jaxartes und Euphrat ist zum erstenmal empfindlich eine westliche Reaction gegen den Osten vorgedrungen und dadurch ein inniger Verband, eine innigere Mischung der Völker Asiens und Osteuropas gelungen. Man lernte neue Culturen kennen, Bewässerungen (Reisfelder), Baumwollenstauden, Gewebe und Papier daraus, Gewürze und Opium, Wein und Reis und Palmensaft, Zucker (?), Tabaschir, Bombaxwolle, tibetische Ziegenwolle und Zeuge davon, seidene Gewebe, Sesamöl, Rosenöl, Lack und gehärteten indischen Stahl. Eine Masse neuer Producte belebte den Welthandel.

Nach Alexander's Tod organisirten sich die einzelnen Reiche seiner Generale noch besser. Egypten blieb trotz lebhafter Nilschifffahrt von nun an dem Seehandel treu — Alexandria sollte die Metropole des Reiches des großen Macedoniers werden — sein Meerbusenland gab die entschiedene Richtung —, aber das Reich der Seleuciden blieb mehr seinem innern Handel auf Stromgebieten und Karawanenstraßen ergeben. Aus dem Lande der Serer ging von den Hochebenen Innerasiens aus der Waarenzug nördlich von Atara Kuru über den steinernen Thurm südlich von den Quellen des Jaxartes nach dem Oxusthale zum kaspischen und schwarzen Meere. Auch die Arsaciden später und die Parther selbst vernichteten in der Zeit der Römerherrschaft diesen Landhandel nicht, ja förderten ihn sogar, bis endlich von China aus der Anstoß zur großen Völkerwanderung schon 500 Jahre früher, als sie die Grenze Europas erreichte, gegeben ward. Schon unter Ptolemäus Philadelphus — 50 Jahre nach Alexander's Tod — war Alexandria die Haupthandelsstadt der Welt geworden. Der Weg auf dem rothen Meere nach Ostafrika, Arabien, Indien bis Malabar, England und Komorin und die Euphratländer ward von den Egyptern der damaligen Zeit trefflich benützt, und noch in den Römerzeiten war das Nilland reich vor Allen. Ein anderer Weg ward fruchtbringend ausgebeutet durch den Karawanenhandel im Innern von Afrika, über Cyrene und die Oasen, durch die Eroberungen in Aethiopien und Arabien.

Was heillose Verrückung nationaler Interessen in den großen Ocean weit über die Herkulessäulen hinaus getrieben hat und was jetzt wieder mehr wie je auf die alten Geleise zurückgedrängt wird, seit Nordamerika durch Nicaragua und von der Westküste aus den

näheren Weg nach Indien und China sucht — der kurze Weg nach Indien durch Verbindung des arabischen Meerbusens mit dem Mittelmeere durch Canäle, das hat schon das Alterthum wohl begriffen und wenn auch nicht Sesostris, so begann doch schon Neku den Canal und Darius Hystaspes hatte bereits oberhalb Bubastus in den Nil einen von Ptolemäus Philadelphus wieder vervollkommneten Arm vollendet. Ebenso ward der Hafen zu Myos Hormos und Berenice hergestellt und durch eine Kunststraße mit Koptos in Verbindung gesetzt. —

Eine Torfpresse.

Die Vorsehung, welche die Bedingungen für die Existenz und Entwicklung des Menschengeschlechtes mit so großer Weisheit und Güte über die Erde verbreitet hat, scheint einen besondern Werth auf die Brennstoffe gelegt zu haben, und hat von denselben, theils mittelst der vorsündfluthlichen Thätigkeit der Erdoberfläche, theils auch durch die Vegetationskraft der neuesten Schöpfungsperiode unermeßliche Vorräthe angehäuft. Unser Geschlecht hat Jahrtausende verlebt, und nicht eine Ahnung von dieser gütigen Fürsorge gehabt, indem es wie ein reicher Verschwender seine Bedürfnisse von der Vegetationskraft der Gegenwart befriedigte. Das Holz der Wälder war es, was sich am ersten darbot, und so lange die technische Ausbildung des Menschengeschlechts auf einer geringen Stufe stand, reichte dasselbe auch vollkommen hierzu aus. So wie aber diese Ausbildung vorschritt, war auch die Perspective einer Unzulänglichkeit dieser Quelle gegeben, und der Mensch gar bald genöthigt, zu den ältern Vorräthen der Natur zu greifen. Merkwürdiger Weise war es zunächst der älteste Schatz, die Steinkohle, das Product längst vergangener Schöpfungsperioden, den er zu heben versuchte, und obwohl nicht unbekannt mit der unermeßlichen Vorrathskammer, welche die jüngste Schöpfungsperiode angesammelt hatte, dem Torfe, ließ er gleichwohl dieselbe theils gänzlich unbeachtet, theils schenkte er ihr nur eine sehr geringe locale Aufmerksamkeit.

Wenn es irgend eines Beweises für die große Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Geschlechtes bedürfte, so wäre der unbestreitbarste und schlagendste Beleg für dieselbe wohl in den unermeßlichen Vorräthen von Brennmaterial gegeben, welche die Natur in dem Schooße der Erde aufgehäuft hat. Kaum ist ein Jahrhundert vergangen, seit die menschliche Thätigkeit sich mit Ernst und klarem Bewußtsein des Zweckes mit der Erforschung und Ausbeutung der fossilen Brennstoffe beschäftigt hat, und welcher unermeßliche Reichthum an denselben ist bereits entdeckt worden! — Noch größer scheint der Reichthum an den uns von der jetzigen Schöpfungsperiode dargebotenen Vorräthen zu sein, wenigstens liegen sie unsern Blicken offen dar, und wenn wir darnach die technische Entwicklung des menschlichen Geschlechts bemessen wollten, so eröffnet sich uns eine Aussicht, die unser Staunen und fast Schwindel erregen muß. Merkwürdig ist dabei die von der Natur angeordnete Vertheilung dieser Schätze an Brennmaterial. Nur wenige fossile Lager von großer Bedeutung sind bisher in der heißen Zone entdeckt worden, der Torf aber gehört ausschließlich den kältern Regionen an. Wollte damit die Natur bleibend das industrielle Uebergewicht der gemäßigten und kältern Zone besiegeln oder liegen hier andere Zwecke zu Grunde? Wer weiß es? Vielleicht reichen Jahrtausende nicht aus, um diese Frage zu beantworten.

Der Torf ist das Brennmaterial, welches die gegenwärtige Schöpfungsperiode für die kommenden Geschlechter aufgesammelt hat, und die Masse desselben ist wirklich enorm. Namentlich hat Deutschland an demselben einen Reichthum erhalten, der wahrscheinlich von keinem Lande der Welt übertroffen wird. Die baierischen Hochebenen längs der Alpen, noch mehr aber die norddeutschen Niederungen von der Ems bis zur Elbe enthalten Torfmoore von so unermeßlichem Inhalte, daß daneben der Brennstoffinhalt der bis jetzt bekannten Steinkohlenlager, so bedeutend er auch ist, gleichwohl in den Hintergrund treten muß.

Sicherlich ist es daher gerechtfertigt, wenn Jeder, welchen entweder besondere Vorliebe oder zufällige Umstände zu einer umfassenderen Kenntniß des Torfes und seiner Eigenschaften geführt haben, bestrebt ist, die erworbene Kenntniß in einem größern Kreise zu verbreiten, und das Seinige zur Förderung des nationalen Interesses, das sich für Deutschland an dieses Brennmaterial knüpft, beizutragen.

Der Torf hat bereits eine sehr reichhaltige Literatur; die große Mehrzahl der erschienenen Schriften besteht jedoch aus kleinern Abhandlungen meist ohne wissenschaftliche Grundlage, theils auch aus Arbeiten von bloß localer Bedeutung.*)

*) Wir verweisen unsere Leser auf ein demnächst im Westermann'schen Verlage erscheinendes Werk von A. Vogel: Der Torf, welches mit außerordentlicher Sachkenntniß den Gegenstand eingehend behandelt, und behalten uns vor, auf denselben in den Monatsheften zurückzukommen. Die Red.

Die Frage, was eigentlich der Torf sei, hat schon vielfach die Gelehrten beschäftigt und die Meinungen darüber haben mehrmals gewechselt, bis endlich die neuere Chemie dieselbe, und wie es scheint entscheidend, gelöst hat.

Die verflossenen Jahrhunderte betrachteten den Torf als eine rein mineralische Substanz, als eine Erde, welche ihre Brennbarkeit durch Erdöl, Erdharz, Pech oder einen ähnlichen Stoff erhält. In den ältern Werken finden sich mitunter die sonderbarsten Erklärungen über die Natur des Torfes und die Gründe seiner Brennbarkeit, die wir freilich nach dem heutigen Stande der Chemie belächeln müssen, die aber nach der Idee, die man sich von dem gemeinschaftlichen Brennstoffe, Phlogiston, machte, leicht zu erklären sind. Wiegmann in seiner vortrefflichen Preisschrift: „Ueber die Entstehung, Bildung und das Wesen des Torfes, Braunschweig 1837," gibt eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der ältern Ansichten über die Natur des Torfes, welche ersehen läßt, wie allmälig mit der fortschreitenden Kenntniß die ältere Mineraltheorie verlassen wurde und man immer mehr zu der Erkenntniß kam, daß der Torf rein vegetabilischen Ursprungs sei. Das größte Verdienst hat in dieser Beziehung Wiegmann, welcher zuerst die Bildungsweise und chemische Natur des Torfes mit wissenschaftlicher Schärfe untersucht und nachgewiesen hat.

Eben so verschieden wie der äußere Charakter der Torfmoore ist auch ihr Inhalt, der Torf selbst. Da letzterer kein homogener specifischer Stoff, sondern nur ein Gemeng verschiedener Pflanzenreste ist, deren unterbrochene Verwesung ihre vollständige Rückkehr zu den Urstoffen verhinderte und dadurch die Bildung einer Reihe zusammengesetzter Verbindungen hervorrief, so ist auch nur selten ein Torf dem andern ganz ähnlich; selbst die Schichten eines und desselben Moores differiren wesentlich in ihrer Natur und chemischen Zusammensetzung. Es gibt daher auch eine große Anzahl verschiedenartiger Classificationen und Benennungen der einzelnen Torfsorten, ohne daß es jedoch möglich wäre, eine vollständige und allgemein verständliche Eintheilung derselben zu geben.

Die gewöhnlichste Eintheilung ist diejenige nach den vorherrschenden Pflanzen, aus welchen er sich gebildet hat; allein man wird wohl niemals einen Torf finden, der nur aus einer Art von Pflanzen gebildet ist, sowie andererseits die Versuche von Wiegmann gezeigt haben, daß alle Arten von Pflanzen Torf zu bilden vermögen. Man unterscheidet hiernach:

Moostorf, Haidetorf, Schilf- oder Rohrtorf, Papiertorf, Holztorf, Meer- oder Tangtorf.

Eine Hauptaufgabe bei der Torfbereitung ist die Pressung desselben.

Der wesentlichste Vortheil der Torfpressung besteht wohl in dem verminderten Volumen und dem dadurch erleichterten Transporte; eine Erhöhung seines Brennwerthes, wie vielfach behauptet und angenommen wird, tritt durch die Pressung an und für sich nicht ein. Im Gegentheil zeigen genaue Versuche, daß stark gepreßter Torf bei gleicher Qualität und gleichem Wassergehalte einen geringern Feuerungseffect ergibt, als guter Bagger- oder sonst bearbeiteter Torf. Es ist dies auch bei einer richtigen Beobachtung des Feuerungsprocesses sehr erklärlich und durch die Analogie der Steinkohle bestätigt. Werden nämlich brennbare Körper von großer Festigkeit und harter Oberfläche plötzlich in eine heftige Gluth geworfen, so werden wohl die äußern Theile einer schnellen Zersetzung unterworfen, es ist jedoch der atmosphärischen Luft unmöglich, in die Poren des Materials zu dringen und sich mit den dort gebildeten Gasen im Momente ihrer Entstehung zu verbinden. Ist daher die Construction der Feuerung nicht eine sehr vorzügliche und mit einer complicirten Luftzuführung versehen, so entweicht ein ziemlicher Theil dieser Gase ohne vollständige Verbrennung. Daher rührt z. B. bei sehr festen Steinkohlen die starke Rauchentwicklung und die Nothwendigkeit, sie zu verkleinern, was beim gepreßten Torfe wegen seiner Consistenz nicht möglich ist. Letzterer hat überdies gewöhnlich eine Form, vermöge welcher sich die Stücke im Feuer flach auf einander legen, wodurch der Luftzutritt noch mehr verhindert und der Feuerungseffect wesentlich beeinträchtigt wird. Das größere Publicum wird nur zu leicht durch die saubere, ja selbst elegante Form, welche gepreßte Torfstücke gewöhnlich haben, bestochen, während grade diese glatte Oberfläche bei der Verwendung einen wesentlichen Mangel bildet. Der geringere Feuerungseffect, den stark gepreßter Torf in der Regel zeigt, führt mitunter zu der Annahme, daß ihm durch das Pressen ein großer Theil seiner brennbaren Bestandtheile entzogen werde. Diese, früher ziemlich allgemein verbreitete Ansicht konnte wohl nur bei einer sehr mangelhaften Kenntniß der chemischen Natur des Torfes Platz greifen, indem sie zum Theil auf der Vorstellung beruht, daß die bituminösen Producte, die sich bei der trockenen Destillation des Torfes ergeben, als solche schon in dem rohen Torfe vorhanden sind, während dieselben größtentheils die Folge der durch die Wärme bewirkten Zersetzung des Torfes sind. Diejenigen bituminösen Producte, welche sich schon in dem frischen Torfe finden (Wachs und Erdpech) sind in so geringer Menge vorhanden

und zugleich im Wasser vollkommen unlöslich, daß der mögliche Verlust an denselben jedenfalls so unbedeutend ist, daß er nicht bemerkt werden kann. Auch die Humussäure und Humuskohle, die den wesentlichen Theil der brennbaren Bestandtheile des Torfes ausmachen, sind nur in sehr geringem Maße im Wasser löslich. Wird freilich feiner Torfbrei oder feiner Baggertorf ohne gehörige Vorsicht

Fig. 1.

der Pressung unterworfen, so entweichen manche feine Theile zugleich mit dem Wasser, was aber kein Auspressen, sondern eine rein mechanische Absonderung ist. Bei stark faserigem Torfe oder der Anwendung guter Preßtücher ist das abfließende Wasser fast rein, nur schwach durch etwas beigemischte Humussäure gefärbt, und enthält gar keine bituminösen Bestandtheile. Bei einigen Torfsorten soll das ausgepreßte Wasser einen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Gerbesäure enthalten.

Die ältesten Versuche mit Torfpressen sind auch jene von Williams, welcher den Torf zuerst zu Brei verarbeitete, dann in dichte Tücher einschlug und nun in einer hydraulischen Presse so lange bearbeitete, bis er fast alles Wasser verloren und nach erfolgter Trocknung eine größere Dichtigkeit als jene des Eichenholzes erlangt hatte. Das Verfahren war natürlich ziemlich umständlich, und konnte namentlich wegen der Natur der hydraulischen Presse nur wenig leisten. Dieselben Hindernisse er-

gaben sich auch bei allen nachfolgenden Versuchen, bei welchen man die hydraulische Presse verwandte. Einer der neuesten dieser Art ist die Preßvorrichtung von Kalbfell, welche die königlich baierische Generalverwaltung der Eisenbahnen ausführen ließ. Derselbe glaubte durch eine eigenthümliche Vorrichtung die langsame Arbeit der hydraulischen Presse beseitigen zu können, allein die Unzulänglichkeit derselben war augenscheinlich und der Versuch mußte sogleich wieder aufgegeben werden.

Unter den Pressen mit rotirender Bewegung ist eine der ältesten und besten jene von Schafhäutel, von welcher wir in Fig. 1 eine äußere Ansicht geben.

Fig. 2.

Das Princip dieser Presse bilden zwei sich horizontal über einander drehende Cylinder A (von welchen in Figur 1 nur ein Theil des obern Cylinders sichtbar ist), deren Oberfläche jedoch nicht eben, sondern mit Einschnitten versehen ist, so daß dieselbe aus einer Reihe von Erhöhungen besteht, welche genau der Größe eines Torfstückes entsprechen. Da in Fig. 1 nur ein einziger dieser Cylinder theilweise sichtbar ist, so sind dieselben in Fig. 2 besonders nochmals allein und im Durchschnitt abgebildet. Zwischen diesen Cylindern bewegt sich eine endlose Kette von an einander hängenden Kästen oder Torfformen BB, die durch zwei einander gegenüber liegende Trommeln DD gespannt erhalten wird. Auf der einen Seite der Maschine befindet sich ein hoher Trichter E, durch welchen der Torf eingebracht wird, der dann theils durch seinen eigenen Druck, theils durch einen Stempel mit Handhabe F in die Formen gezwängt und durch diese unter die Preßcylinder geführt wird. Um die gepreßten Stücke aus den Formen herauszudrücken, befinden sich an der Trommel, welche die Formenkette mit den eingepreßten Torfstücken zu passiren hat, eine Reihe von breiten Kämmen und Zähnen CC, welche genau in die Formkasten passen, beim Fortschreiten der Kette in dieselben eintreten und das Torfstück hinausschieben, so daß es, am Rande der Trommel angekommen, herabfällt und aufgefangen werden kann.

Die Wirksamkeit dieser Presse, selbst wenn sie nur mit Menschenkraft betrieben wurde, war sehr bedeutend. Jeder Cylinder hatte 9 Erhöhungen, es lieferte also jeder Umgang 9 Torfstücke, und es konnten in einer Minute 30 bis 35 Umgänge gemacht, in einem Tage also circa 45,000 Stück hergestellt werden. Dagegen ergaben sich auch mancherlei Mißstände. Es war schwierig, die Cylinder und Formenkette immer in Ordnung zu erhalten, Reparaturen traten häufig ein, besonders wenn der Torf nicht von größern Wurzeln frei war. Auch die Füllung durch den Trichter war selten ganz regelmäßig. Dies gab Veranlassung, daß diese Presse bald wieder aufgegeben wurde. Unserer Ansicht nach hätte sie eine dauernde Beachtung verdient, da es vielleicht bei längerer sorgfältiger Beobachtung möglich gewesen wäre, sie praktischer einzurichten und die Mißstände zu mindern. Jedenfalls scheint sie den Vorzug vor vielen neuern Preßmethoden zu verdienen.

Die französische Politik und die Volkswirthschaft.

Von

Adolph Wagner.*)

„Die Aussichten auf das Jahr 1859 sind sehr erfreulich im Vergleich mit denen, unter welchen das vorige Jahr begann. Damals war noch Alles in Zweifel und Angst. Jetzt können wir sagen, niemals begann ein Jahr mit bessern Gründen für Hoffnung und Vertrauen. Möge dieselbe Klugheit, welche die Handelswelt in den letzten sechs Monaten bewiesen hat, sie auch für die Folge unter den außerordentlich günstigen Umständen leiten, unter denen sie das neue Jahr betritt.“

Mit diesen Worten führte das volkswirth-

*) Zugleich als durch die Umstände veränderte Fortsetzung der Aufsätze über Handelskrisen.

schaftliche Blatt Englands, der Economist, das neue Jahr in seiner Nummer vom 1. Januar ein. Zu derselben Zeit, wo die zahlreichen Leser dieser Zeitschrift jene Passage unter den Augen hatten, erfolgte der unfreundliche Neujahrsgruß des Kaisers Napoleon an den österreichischen Gesandten in Paris. Kaum sind ein paar Monate verflossen, und die Aussichten sind zum Theil vollkommen geändert, die ruhige, besonnene Entwicklung, welche allein Gedeihen versprach, ist unterbrochen, Ueberstürzung nach beiden Seiten tritt hervor, die Course der Papiere an den großen europäischen Fondsbörsen fallen im Uebermaße des panischen Schreckens um Zehner an Procenten, und schnellen beinahe eben so rasch empor, indem blindes Vertrauen momentan blinde Angst ersetzt. In dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, hat eine beruhigende Note im Moniteur vom 5. März Scenen heraufbeschworen, wie sie seit den goldnen Agiotage- und Haussetagen des Jahres 1856 nach dem Pariser Frieden leider vergebens ersehnt waren, nachdem noch wenige Tage zuvor die Course auf den Börsen nicht nur mit denen während des Culminationspunktes der Handelskrisis im Herbst 1856 und 1857 und während der schlimmsten Zeiten des orientalischen Kriegs, sondern selbst mit denen des Jahres 1848 würdig realisiren zu wollen schienen. Es möchte auch jetzt noch schwer zu sagen sein, wo hinaus die französische Politik will, ob sie stutzig vor der Donnerstimme der Times, der gewaltigen Erhebung des deutschen Volksgeistes, der einstimmigen Verurtheilung der öffentlichen Meinung ganz Europa's und selbst des eigenen mundtodten Landes, der Einigkeit der Cabinete oder der ruhigen und besonnenen Haltung Oesterreichs geworden ist. Wir beabsichtigen nicht, hier einen politischen Leitartikel zu schreiben. Aber wir möchten nur noch von unserm Standpunkte, dem der Volkswirthschaft aus, energischen Protest gegen diese gewissenlose und unruhige Politik einer Regierung einlegen, die seit neuerer Zeit alle Augenblicke drohend an ihr Schwert greifen zu müssen glaubt, nicht um sich gegen fremde Angriffe und Beleidigungen zu schützen, sondern um ein Ventil zu öffnen für den im Innern geknebelten Volksgeist. Wir möchten mit der Times fragen, wie lange es noch dauern soll, daß über Nacht ganz Europa mit Krieg bedroht wird, Millionen verloren gehen sollen um des Ehrgeizes eines Mannes Willen, oder weil eine sinkende Nation, welche einsieht, daß sie definitiv in die Reihe der despotisch beherrschten Völker getreten ist, sich durch die gloire zu entschädigen wünscht, auch andere Staaten unter diese gesegnete Regierungsform zu bringen. Wir wollen einige der übeln wirthschaftlichen Folgen der neuesten politischen Verwicklung zu skizziren suchen. So schlimm ein Krieg für die Volkswirthschaft, für die gedeihlichen Fortschritte der materiellen Interessen, die doch die nothwendige Vorbedingung aller edlern und höhern sind, auch sein mag, diese neue französische Politik der Provocationen des nicht zur Ruhe-kommen-lassens, der beständigen künstlichen Einwirkung auf die Speculation mittelst Drohungen und pathetischen Sermonen und Moniteurnoten, scheint uns beinahe noch widerwärtigere Folgen für die Wirthschaft zu haben. Ein Krieg, welcher diesem ruhelosen Volke die Flügel beschnitte, mit denen es bald über die Alpen, bald über den Rhein, bald über den Canal fliegen möchte, würde auch in volkswirthschaftlicher Beziehung nur heilsam wirken können.

Es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man meint, nur die Börsen, die Märkte für die Geschäfte in zinstragenden Papieren, litten unter politischen Demonstrationen, wie unter denen der letzten Monate. Man hört eine solche Ansicht nicht selten selbst mit einem gewissen Behagen vorgetragen, indem den reichen Banquiers und Börsenmännern die Verluste von Herzen gegönnt werden. Allein wenn auch viele von dem Fallen der Course betroffenen Personen dadurch noch nicht zu Grunde gerichtet sind, sondern nur mehr oder weniger empfindlich leiden, so wird es doch auch hier in den meisten Fällen schließlich die Masse des Volks, die arbeitenden Classen, sein, auf welche der Schlag mit voller, oft vernichtender Schwere fällt. In der heutigen Organisation der Wirthschaft wird ein sehr bedeutender Theil des Capitals nur durch das Medium der Börsen unter die einzelnen Zweige des Betriebes vertheilt. Der Strom, welcher die Capitale der Volkswirthschaft zuführt, geräth durch die politischen Vorgänge und die sich daran knüpfenden Besorgnisse in's Stocken. Sein befruchtender Einfluß wird vermißt. Es wird weniger Capital zur Beschäftigung von Arbeit verwendet. Die Production wird beschränkt, der Arbeiter leidet darunter zunächst und zumeist. Aber wie an den Fondsbörsen, so zeigt sich der lähmende Einfluß der politischen Verwicklungen auch direct in Handel und Industrie. Die Speculation wird ängstlich, der Consum wird beschränkt, der Absatz vermindert sich, Bestellungen laufen weniger ein in den Fabriken, frühere werden widerrufen oder große Aufträge sehr limitirt. Das hat sich bereits in reichem Maße in den letzten Wochen gezeigt, und wird sich bald noch mehr bemerkbar machen, wenn die neuesten französischen Friedensbetheuerungen sich als falsch erweisen sollten. Gegen Ende des vo-

rigen und Beginn dieses Jahres lauteten z. B. die Berichte aus den englischen Fabrikdistricten nach langer Zeit einmal wieder von Woche zu Woche günstiger, Consum, Export gestalteten sich immer besser, namentlich Indien nahm immense Massen von Manufacturwaaren auf. „Der ungewisse Zustand der festländischen Politik,“ heißt es dagegen in einem der jüngsten Berichte aus jenen Gegenden, „fährt fort, einen ungünstigen Einfluß auf das Geschäft in beinahe unsern sämmtlichen Manufacturdistricten zu äußern. Das Exportgeschäft nach dem Continente und nach dem Osten geht nur in einem mäßigen Umfange vor sich.“ Aehnliches besagen die Berichte aus den Fabrikgegenden des Festlandes. Namentlich erschallen Klagen über die Aufhebung oder Beschränkung der Bestellungen aus dem eben erst wieder aufblühenden und nach langen großen Verlusten günstige Aussichten bietenden nordamerikanischen Geschäfte. Am schlimmsten lauten die Nachrichten aus Frankreich selbst, wenn uns nicht auch hierüber vielleicht demnächst eine Moniteurnote des Richtigen belehrt, ähnlich wie über die Kriegsrüstungen, und alle Klagen zu „Verläumdung, Lüge, Wahnsinn“ werden. Man hörte von einer gänzlichen Stockung der Geschäfte im Innern des französischen Kaiserreichs. Unter alle dem werden ohne Zweifel diejenigen, welche es am wenigsten tragen können, am schwersten leiden, die arbeitende Bevölkerung. Die Löhne sinken, Arbeiter werden entlassen oder sie arbeiten nur half time.

Eine weitere und in mancher Hinsicht die schlimmste Folge der politischen Ruhestörung liegt aber noch in etwas Anderm. Die besonnene Entwicklung wird gestört, der Fortschritt gehemmt. Das Capital, das sich allmälig nach längerer Muße in sehr großen Beträgen angesammelt hatte und eben im Begriffe stand, sich den einzelnen wirthschaftlichen Geschäften zuzuwenden, wird abermals zur Müßigkeit verwiesen, die jetzt eine um so unliebsamere ist, weil sie nicht mehr als Folge des freiwilligen Beschlusses angesehen werden kann. Daraus wird, frühern Erfahrungen gemäß, die Befürchtung zu entnehmen sein, daß, selbst in dem günstigsten Fall, der Credit bleibe erhalten, das aufgestaute Capital mit großer Heftigkeit nach Oeffnung der Schleusen sich in das Bett der Speculationen stürzen werde. Die Gefahr liegt nur zu nahe, daß die Speculation dann bald extravagiren und mit Ueberspringung ihrer Anfangsstadien, wo meistens solide und nützliche Unternehmungen ihr Gegenstand zu sein pflegen, sich bedenklichen und schwindelhaften zuwenden werde. Die Jahre 1848 und 1849, die Verwicklung zwischen Preußen und Oesterreich im Jahre 1850, namentlich aber der orientalische Krieg hatten einen solchen verderblichen Einfluß auf die nach wiedereingetretener Ruhe entstehende Speculation. Action und Reaction wechseln überall mit einander ab, je stärker die eine gewesen, um so heftiger wird die andere werden. War das Capital mit Gewalt durch die politische Bewegung zur Unproductivität gezwungen, so wird es hinterher nur noch um so geneigter sein, sich durch größern Gewinn, riskantere Anlage für die verlorene Zeit zu entschädigen. Die stete Folge einer übertriebenen Speculation, eine Krisis, wird dann um so bälder wieder Schrecken und Jammer in Palast und Hütten verbreiten. Nirgends wohl, vielleicht kaum im staatlichen Leben, ist die ruhige, organische Fortentwicklung — um das beliebte Wort der Zeit zu gebrauchen — für das Wohl des Ganzen so nothwendig und wünschenswerth, wie in der Volkswirthschaft. Daß endlich die politischen Unruhen, namentlich wenn sie einen Charakter wie die neueren französischen Provocationen tragen — Neujahrsgruß, Ehe des Prinzen Napoleon, Rüstungen, Thronreden, Delangle's Erlasse an die Präfecten, Zeitungsagitation, Sendung des Lord Cowley, Moniteurnote vom 5 März u. dgl. m. — wenn sie Angst und Hoffnung im raschen Wechsel sich folgen lassen, in der wunderlichsten Weise ein gewagtes Börsenspiel begünstigen und die Gemüther in die fieberhafte Erregung der Gewinnsucht versetzen, brauchen wir kaum erst zu erwähnen. Die moralische Schattenseite nicht minder wie die wirthschaftliche treten nur allzudeutlich hervor. Wo vom zufälligen Empfang eines Telegramms der Gewinn von Millionen abhängt, da tritt die noble Lehre eines Bastiat in den Hintergrund, — und nicht zum Vortheil der gesammten Volkswirthschaft — daß wir durch Dienstleistungen unser Brot uns verdienen müssen.

Der Zeitraum, welcher seit der Handelskrisis im Spätherbst 1857 verflossen ist, verdient in mancher Beziehung eine nähere Betrachtung, wodurch der Einfluß der Napoleonischen Provocationen auf die Geldmärkte und Industrie und Handel nur um so deutlicher werden wird.

Im Laufe des Jahres 1858 fand eine langsame, aber stetige Erholung von den Schlägen statt, welche die Krisis dem wirthschaftlichen Fortschritt beigebracht und wodurch sie ihn aufgehalten hatte. Am raschesten erholten sich die Vereinigten Staaten, obgleich hier die Krisis am intensivsten aufgetreten war. Aber eine unvertilgbare Kraft und Jugendfrische müssen diesem Lande selbst seine energischsten Gegner lassen. Ein vortreffliches Hilfsmittel zur Beurtheilung des Zustands der wirthschaftlichen Gewerbthätigkeit bietet

die Lage der Banken in deren heutiger Entwicklung. Sie sind wichtige Sammelpunkte für müßiges Capital, das ihnen im Depositengeschäft zufließt und durch Vorschüsse auf Wechsel oder Faustpfand in diejenigen Canäle geleitet wird, wo man dasselbe bedarf. Wenn verhältnißmäßig Stagnation herrscht, so wird die Summe ihrer Depositen bedeutend wachsen und entsprechend ihr Baarfonds sich vermehren, während ihre Wechsel- und Lombardbestände sich verringern oder doch nicht im gleichen Maße zunehmen. Die Menge der Banknoten, welche sie emittiren, und die dann im Umlauf bleibende Anzahl zeigt ebenfalls die relative Bedürftigkeit der Erwerbgeschäfte nach Betriebscapital und des Verkehrs nach Umlaufsmitteln. Auch hier wird im Zustand der Stagnation der Notenumlauf abnehmen. Die Banken der großen Republik des Westens, welche dort eine so tief eingreifende Rolle spielen — die Vereinigten Staaten bieten uns so häufig das Bild dar, daß die einzelnen Erscheinungen, welche als Tendenz der Zeit zu bezeichnen sind, bei ihnen bereits die volle Entwicklung erreicht haben, die das in den Schuhen der Vergangenheit klebende Europa erst noch weit vor sich sieht, — jene Banken, welche beinah ausnahmslos im October 1857 ihre Baarzahlungen eingestellt hatten, waren, über die kühnsten Erwartungen ihrer Anhänger hinaus, sehr bald wieder solvent. Große, bisher der Speculation zugewendete Capitalien ruhten müßig, der Handel wurde erheblich eingeschränkt und dadurch Capitalien disponibel, das Gold Californiens, bisher sofort als Rimesse für die großen Schulden der Union nach Europa geschickt, blieb jetzt zum großen Theil drüben und häufte sich in den Banken von New-York und denen der andern großen Handelsplätze auf. Die Depositen wuchsen bald auf Beträge, die man vor der Krisis nie gekannt. Vorschüsse wurden dagegen weniger verlangt, als zur Zeit, wo der Handel im Schwung gewesen, und die Banknoten, die Umlaufsmittel des täglichen Handels und Wandels, erreichten nicht eine so hohe Summe, wie im Vorjahre. Genau dieselbe Erscheinung zeigt sich in Europa. Beschränkung des Handels, weniger Arbeit in den Fabriken, die Capitalien zum Theil müßig, Verminderung der Darlehne der Banken, Zunahme der Depositen, Abnahme der Noten, kolossale Anhäufung des baaren Geldes in ihnen. Selbst der Zeit nach treffen dieselben Erscheinungen überall fast ganz zusammen. Die Bankstatistik Nordamerika's und Englands, Frankreichs und Preußens zeigt überraschende Analogien. Zunächst nach der Krisis beschäftigte man sich mit der Abwicklung der Engagements, der falliten Geschäfte. Der Handel stellte sich überall viel gesünder heraus, als man mit der bekannten Ueberschätzung des ersten Schreckens anfänglich gefürchtet hatte. Etwa im Mai war die Krisis in Europa mit ihren nächsten Folgen überwunden. Hamburg hatte sein Darlehn an die österreichische Nationalbank zurückgezahlt, die Masse der „nothleidenden Wechsel" verschwand rasch aus seinen Banken, die Portefeuilles der preußischen und französischen Bank erreichten den niedrigsten Stand Ende Juni, nicht minder ihre Notencirculation. Einige Monate früher waren dieselben Phänomene in Amerika zu beobachten. Nun erwachte, wenn auch langsam, neues Leben. Der eigentliche Restaurationsproceß, die Reconvalescenz des Geschäfts fällt in die Sommerszeit. Die Stagnation, die nur langsam schwand, ließ die Baarfonds am höchsten anschwellen. Von gelegentlichen Schwankungen abgesehen, stieg der der Bank von England beständig bis Ende September, der der New-Yorker Banken bis Ende Juli, der Baarfonds der Bank von Frankreich erreichte das Maximum Anfang September, der der Bank von Preußen Ende August. Um nur eine prägnante Zahl anzuführen, der Baarfonds der vier Hauptbanken von London, Paris, Berlin und Amsterdam, — die Wiener Bank bleibt unberücksichtigt, weil sie vor Wiederaufnahme der Baarzahlungen unter andern Verhältnissen operirte — und der der New-Yorker Citybanken war seit October 1857, dem Monate der Krisis, von 174 auf 417 Millionen Thaler gestiegen, eine wahrhaft enorme Ziffer. Da auch fast alle andere Banken eine Zunahme aufweisen, so wird man die Vermehrung binnen kaum zehn Monaten auf mindestens 275 bis 300 Millionen Thlr. berechnen können. Dies ist bedeutend mehr als der gleichzeitige Ertrag der Bergwerke, Californien, Australien mit eingeschlossen, und erklärt sich nur aus einer sehr starken Geschäftseinschränkung. Allerdings aber wiederholte sich sonst die eigenthümliche Erscheinung aus den Jahren 1851 und 1852, wo sich ebenfalls das neue Gold zu einem enormen Betrag in den Banken angehäuft hatte. In der letzten Periode vor der Krisis hatte dasselbe dagegen kaum einen Augenblick Station gemacht. Es war theilweise in den Verkehr geflossen, namentlich aber trat es an die Stelle von Silber in die Circulation, welches dadurch zur Ausfuhr nach Indien und China verfügbar wurde. Diese asiatische Silberströmung war ebenfalls nach der Handelskrisis bedeutend schwächer geworden, indem weniger Waaren aus dem Osten kamen, besonders nahm der Bezug von Rohseide ab, seitdem die Preise dafür in Europa so stark gefallen waren. Großbritanien importirte aus Indien und China 1857 11⅓, 1858 dage-

gen nur $5^2/_3$ Millionen Pfund roher Seide, also grade halb so viel

Erst mit Beginn des Herbstes entstand wieder eine größere Handelsthätigkeit. Aber überall herrschte große Vorsicht, sich in neue Unternehmungen einzulassen. Der Disconto oder der Zinsfuß für Darlehn auf kurze Zeit, ein so wichtiger Beurtheilungsmaßstab der Lage der Geldmärkte, war im Laufe des ganzen Jahres immer mehr gewichen, indem die Wechselcirculation außerordentlich eingeschränkt wurde, theis in Folge der allgemeinen Verminderung der Thätigkeit, theils aber auch, weil viel bedenkliches Papier, mittelst dessen speculirt worden war, in Wegfall kam. Die gleichzeitige Anhäufung des baaren Geldes, welches in der Wechseldiscontirung noch allein seine Anlegung suchte, drückte den Discont weiter herunter. Er stand in Hamburg und London zeitweise auf $1^1/_2$ Procent. Lockte auch ein solcher Zinsfuß zu Wiederaufnahme der Geschäfte, zur Eingehung weitsichtigerer Speculationen an, er war dennoch noch kein Zeichen für die völlige Restauration des Vertrauens. Credit war zwar billig, aber noch nicht wieder mit der frühern Leichtigkeit zu erhalten. Nur für sogenanntes first rate paper, für die Wechsel der allerersten Häuser galt der ganz niedrige Discontosatz, bei andern stellte er sich sofort namhaft höher. Hier hatten die Borgenden immer noch eine größere Assecuranzprämie zu Gunsten des Capitalisten zu bezahlen.

Allein in dem Allen erfolgte endlich im Herbst ein erwünschter Umschwung. Da es hier darauf ankommt, im Großen die Tendenz der Handelsthätigkeit zu verfolgen, so muß man hierfür einen passenden Maßstab haben. Denselben bietet uns die Statistik der Handelsbewegung und der Transportgewerbe, namentlich der Schifffahrt und der Eisenbahnen. Hiermit lassen sich oft richtigere, weit mehr den Charakter der Vorgänge im Ganzen zum Vorschein bringende Schlüsse ziehen, als aus einzelnen Berichten von Kaufleuten und Mäklern, deren Horizont nur zu oft von der Sphäre ihres speciellen Geschäfts begrenzt wird. Namentlich bieten die monatlichen Berichte über den Handelsverkehr und die Eisenbahnen vortreffliches Material, um daran den relativen Zustand des Handels zu prüfen. So beobachten wir, daß der Werth der britischen Ausfuhr heimischer Erzeugnisse in den ersten Monaten des Jahres 1858 immer beträchtlich gegen die entsprechende Periode des Vorjahrs zurückbleibt, aber das Minus wird von Monat zu Monat geringer, bis es endlich im Herbst und Winter in ein starkes Plus zu Gunsten des neuen Jahres überspringt. Hierdurch war am Jahresschluß der Ausfall bis auf 5 Procent wieder eingebracht. Die britische Ausfuhr betrug 1857 814, 1858 778 Millionen Thaler. Aehnliches beobachten wir in den übrigen Ländern. Der amerikanische Handel hatte besonders stark gelitten. Die zu so erheblichem Theile aus Fabricaten Europa's bestehende Einfuhr in die Union war im Finanzjahr 1. Juli 1857—58 nur 396 Millionen Thaler gegen 505 Millionen des Vorjahres. Allein grade im amerikanischen Geschäft erfolgte Ende des Jahres 1858 ein schöner Aufschwung, so daß die Handelswerthe gegen die Periode des Vorjahrs ein erhebliches Plus nachweisen. Auf den Eisenbahnen des Festlandes wird der Ausfall von Anfang des Jahres in den letzten Monaten großentheils wieder ausgeglichen. Die Berlin-Hamburger Bahn hatte zuerst ein monatliches Einnahmedeficit von 50,000 Thalern und mehr, das später viel geringer ward und endlich verschwand. Kurz, aus all diesen Daten ergibt sich eine heilsame Wiederbelebung der Geschäfte, die das Beste für die Zukunft versprach und mit großer Vorsicht eingeleitet ward, so daß die Bemerkung des Economist, womit wir diesen Aufsatz begannen, vollkommen begründet dasteht.

Eine besondere Erwähnung verdient das Geschäft in zinstragenden Papieren auf den Fondsbörsen. Diese Papiere, großentheils Staatsschuldobligationen oder Titel, welche zur Theilnahme am Reinertrage einer in der Regel ein großes stehendes Capital repräsentirenden Unternehmung berechtigen, waren in ungeheuern Massen in den letzten Jahren geschaffen worden. Der Krieg, das Deficit großer Staaten, der enorme Militärapparat, endlich die extravagante der Handelskrisis vorangehende Speculation hatten alle das Ihre dazu beigetragen. Diese Papiere waren noch bei Weitem nicht alle in festen Händen, sondern lasteten auf den Börsen. Neue Einzahlungen auf viele von ihnen waren zu leisten, die Besitzer, welche dazu oft nicht im Stande waren, mußten sie veräußern und drückten dadurch die Course herab. Eine besondere Sprödigkeit zeigte das Privatpublicum. Es hielt sich ängstlich von den Börsen entfernt, durch die Erfahrung gewitzigt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und was glänzte jetzt noch? So wechselten die Papiere nur die Hände der Börsenmänner, und dienten hier zum Spielball einer willkürlichen Speculation, die bald à la hausse, bald à la baisse ging. Am meisten litten die Papiere der industriellen Gesellschaften, besonders der Creditmobiliers, deren goldene Tage mit der anhaltenden Haussespeculation und der dadurch begünstigten Agiotage längst verschwundenen Zeiten angehörten. Aber auch die Staatspapiere hoben sich im Ganzen nur sehr langsam und unerheblich. Von den

tonangebenden unter ihnen standen z. B. die 3procent. englischen Consols anfangs 1858 94¼, und im November, wo die Papiere im Allgemeinen den höchsten Stand erreichten, 98⅛. Die französische 3procent. Rente stieg von 68^{75} bis auf 74^{90}, die österreichische Nationalanleihe in Frankfurt von 79⅛ auf 82¼. Aber andererseits war durch die sich neu ansammelnden Capitalien auch die Möglichkeit geboten, nach vollständiger Wiederherstellung des Vertrauens hier einen Umschwung durchzusetzen. Die Papiere erreichten einen so unverhältnißmäßig schlechten Cours, daß derselbe sicher bald Capital zum Placement darin angelockt haben würde.

Unter solchen Auspicien begann das neue Jahr. Sie waren, wie gesagt, in jeder Hinsicht erfreulich. Betrachten wir einmal, ohne uns auf das Gebiet der bloßen Conjecturen zu begeben, in welcher Weise die wahrscheinliche Weiterentwicklung stattgefunden hätte. Die Erfahrung früherer Zeiten und die eben in ihren Anfängen geschilderte neue Bewegung liefert uns hierzu hinlängliche Anhaltspunkte und zugleich ergibt sich dann der üble Einfluß der Bonaparte'schen Manöver, wenn wir dieser Erörterung die Schilderung der thatsächlichen Entwicklung folgen lassen.

Die disponibeln Capitalien, die großentheils aus den müßigen Baarvorräthen in den Banken bestanden, begannen schon Ende 1858 zu drücken. Sie verminderten sich nach und nach, zugleich vermehren sich die Ansprüche um Credit bei den Banken, so daß ihre Wechselportefeuilles und theilweise ihre Notencirculation wieder anwachsen. Der Disconto steigt wieder etwas, denn seine bisherige abnorme Niedrigkeit war hauptsächlich die Folge des Stillstands der Geschäfte gewesen. Diese Bewegung war am Ende des Jahres in ersichtlicher Zunahme begriffen. Die Kräfte hören auf, in Lethargie gebunden zu sein. Die günstigen Berichte aus den Fabrikdistricten wurden schon früher erwähnt. Bei der mangelnden Speculation, dem ruhigen Stand, selbst dem Sinken der Preise war der Gewinn ein geringerer geworden. Auch dies trug wohl dazu bei, den Disconto herabzudrücken, man gab nicht mehr so viel dafür, wie unter den glänzenden Conjuncturen der Preise während der Vorjahre, Capital vorgeschossen zu erhalten, da der mögliche Gewinn so viel beschränkter war. Der Zinsfuß war ebenfalls allmälig im Weichen begriffen, wie schon das wenn auch noch langsame und nicht bedeutende Steigen der sichern Papiere beweist, der Grundbesitz fand eher und leichter wieder Capitalisten zu Vorschüssen geneigt, die in der letzten Zeit kaum mehr zu sechs Procent in einem großen Theile von Deutschland zu erhalten gewesen waren. Die Sparsamkeit hatte erhebliche Fortschritte gemacht, die Lucullischen Mahle der Crösusse in Hamburg und andern Orten hörten auf, der Luxus machte einen Augenblick Halt auf seiner Triumphreise durch die Welt, überall bildete sich neues Capital. Was vorher unproductiv für Gastereien, Landhäuser, Equipagen und Dienerschaft verausgabt worden, wurde jetzt lieber „zur Wiedereinbringung der jüngsten Verluste" in's Geschäft gesteckt. Ein absolut kleinerer Gewinn vertheilte sich auf ein größeres Capital, so daß er auch relativ geringer war. Das Capital würde bald auch zu diesem Gewinnsatz nicht mehr hinreichende Beschäftigung gefunden haben. Wir standen am Beginn der Entwicklung einer wohlthätigen Speculation, wie sie in unserm letzten Aufsatze über Handelskrisen erwähnt wurde. In der Volkswirthschaft, wo mehr die Wechselwirkung hervortritt als ein bloßes einfaches Verhältniß von Ursache und Wirkung, läßt sich nicht immer genau sagen, was mehr als Ursache und was mehr als Wirkung aufzufassen sei. Deshalb sind die einzelnen Phasen der Entwicklung nicht immer ganz scharf zu unterscheiden. Wir können nur constatiren, in welcher Richtung jede einzelne Thatsache oder Erscheinung zu wirken die Tendenz, das Streben habe. Das Ansammeln neuer Capitalien, die Anhäufung des Goldes, die geringe Speculation, die zum Sinken geneigten Preise, das Hineindrängen des Capitals in schon bestehende Geschäfte, weil es sich noch vor neuen Unternehmungen fürchtet, Alles das wirkt auf ein Sinken des Capitalgewinns, Zinsfußes, Disconto's hin, die dann ihrerseits wieder nach und nach eine speculative Tendenz in's Leben rufen.

Vermuthlich wäre ohne den Zwischenfall der Kriegsaussichten bald eine solche entstanden. Das wäre selbst zu wünschen gewesen, denn alle Vorbedingungen für einen wenigstens demnächstigen günstigen Verlauf waren vorhanden. Daß aus einer solchen Speculation, die anfangs so segensreich wirken kann und wirkte, sich notorisch stets später schwindelhafte Uebertreibungen entwickeln, kann uns nicht veranlassen, in der Speculation an sich etwas Böses zu sehen. In übertragener Bedeutung gilt auch hier nur das alte abusus non tollit usum. Die Ausdehnung des Handels bot die schönsten Aussichten. Das nordamerikanische Geschäft blühte auf, in Südamerika und Australien gestalteten sich die Dinge endlich einmal wieder besser, China und Indien waren durch Verträge und Besiegung der Revolution neu eröffnete Märkte, auf denen die Hälfte der Bevölkerung der Erde als kaufende Consumenten zu erwarten sind. Daneben war jetzt Aussicht vorhanden,

nach und nach die übernommenen Verpflichtungen erfüllen, namentlich die begonnenen Eisenbahnen ausbauen und vollenden zu können. Für die weitere Ausdehnung des Schienennetzes sowohl in den Ländern, wo es jetzt auf die Herrichtung von Zweigbahnen ankam, wie in denen, wo erst ein großes Schienennetz noch zu bauen war, in Theilen der österreichischen Monarchie, in Rußland, Italien, Spanien, war so viel neues Capital erforderlich, daß dem Verwendung suchenden wohl Beschäftigung vollauf werden konnte.

Für den deutschen Geldmarkt sind die Verhältnisse Oesterreich's von besonderer Bedeutung. Dieser Staat hat jetzt durch die französischen Provocationen am meisten gelitten. Er hoffte eben definitiv wenigstens aus einer der zahlreichen Schwierigkeiten, mit denen er seit einem Jahrzehnt zu kämpfen hatte, sich glücklich herausgewickelt zu haben. Die endliche Wiederherstellung seiner Valuten schien vor der Thür. Leider freilich war mit der Regulirung dieser Verhältnisse, wie wir neulich bereits in diesen Blättern bemerkten, unverhältnißmäßig lange gewartet worden. Die Nationalbank befand sich immer noch nicht in der Lage, allen Eventualitäten gegenüber, namentlich solchen, wie sie das durch die französische Politik hervorgerufene Mißtrauen der Börse und des Publicums heraufbeschwor, in der nothwendigen umfänglichen Art die Zahlungen aufzunehmen und durchzuführen. Jetzt drohte die politische Verwicklung, wieder Alles zu zerstören. Das Silberagio stieg auf 10 bis 12 Procent, höher wie es seit Jahren gewesen. Für die österreichische Valutafrage und für alle andern finanziellen Angelegenheiten des Kaiserstaats, für deren günstige Entwicklung und Lösung war Ruhe die erste Vorbedingung. Es war zu hoffen gewesen, daß nach Wiedereinführung eines festen Preismaßes, eines geordneten Geldwesens das Vertrauen des Auslandes sich Oesterreich wieder zuwende. Die Abschließung einiger Anlehen unter nicht gar zu ungünstigen Bedingungen zur definitiven Abwicklung und Lösung des Schuldenverhältnisses zwischen Staat und Bank stand in Aussicht. Jetzt ist bekanntlich das Londoner Anlehen, dessen Zinsfuß 6½ Procent war, mißlungen. Auch sonst bot Oesterreich ein weites Unternehmungsfeld dem ausländischen Capital. Der selbst über Verhältniß seiner schlechten Finanzlage niedrige Stand der österreichischen Staatspapiere würde eine gewinnbringende Anlage für das Ausland gewährt haben. Dadurch wäre der Alp von der Wiener Börse genommen, der darauf lastet, die Herstellung der Valuta bedeutend erleichtert, das in Oesterreich so ängstlich bewahrte und bewachte Silber hätte im Lande bleiben und die Bilanz der Zahlungen in der Fremde durch Werthpapiere ausgeglichen werden können. Der bessere Cours der Staatsschuldscheine würde die über kurz oder lang, bis es gelungen, des jährlichen Deficits Herr zu werden, immer wieder nothwendigen Anleihen zu weniger kostspieligen, deshalb die Finanzen selbst minder schädigenden Hilfsmitteln gemacht haben. Die Entlastung des österreichischen Markts von einem Theil der Rentenpapiere hätte zur Herabdrückung des Discontos, des Zinsfußes im Allgemeinen beigetragen, wodurch dem darunter schwer leidenden Handel und der Industrie der beste Dienst erwiesen wäre. Dies hätte selbst für den volkswirthschaftlichen Fortschritt und die Geltung der Volkswirthschaftslehre überhaupt seine guten Folgen mit sich gebracht. Es würden die einseitigen Angriffe der betheiligten Interessen auf einen etwas liberalern Zolltarif nicht so heftig geworden sein, während hier jetzt vielleicht der schutzzöllnerischen Partei in Folge der Ereignisse der letzten Zeit ein leichterer Sieg winkt. Grade Oesterreich mit seiner Masse zinstragender Papiere bot dem ausländischen, dem deutschen Privatpublicum eine ebenso gewinnbringende, wie im Ganzen doch immer sichere Anlage. Es kam darauf an, fremdes Capital in das Donaureich zu ziehen, seine Wirthschaft zu halten, seine Steuerkraft zu entwickeln, um hierdurch endlich aus der verzweifelten Finanzlage herauszukommen. Dafür war sichere Aussicht vorhanden. Auch nach dem Coursstande am Ende vorigen Jahres trugen österreichische Staatspapiere fast 6 Procent, 2 mehr, als die meisten deutschen. Dem kleinen Capital war hier eine Anwendung gegeben, die es vor baldiger neuer Betheiligung an bedenklichen Unternehmungen bewahrt haben würde. Der Ausschreitung der Speculation wäre hierdurch für längere Zeit ein Riegel vorgeschoben worden, die Mittel hätten ihr gefehlt. Die Anspannung des Credits, welche darüber zwar oft hinweg hilft, namentlich die Creation schwebender Schulden, wie Wechsel, kann nicht gleich von vornherein zur Ausdehnung der Speculation benutzt werden, sie pflegt erst in den spätern Stadien derselben zu erfolgen. Kurz, einer gedeihlichen segenbringenden Entwicklung, welche besonders in Deutschland und Oesterreich zu hoffen stand, ist wieder durch unsern Erbfeind entgegengetreten worden. Möge auch dieser Fall richtig gebucht und seiner Zeit den Franzosen in der langen Schuldrechnung zur Last geschrieben werden, welche die Deutschen von ihnen einmal einzufordern haben.

Diese Bemerkungen mögen genügen über das „Was wäre geschehen?“ Wenden wir uns nun zur Beantwortung der Frage: „Was

ist geschehen?" Wir werden dabei vorzugsweise unser Augenmerk auf die Vorgänge in Wien richten, denn hier traten die Folgen der Drohungen des französischen Kaisers am unmittelbarsten und empfindlichsten hervor. Sie gingen ja auch zunächst gegen die österreichische Regierung und diese hatte wegen der verwickelten Finanzzustände des Staats am meisten darunter zu leiden. Hat man ja wohl selbst die Meinung aufgestellt, unter den Beweggründen des französischen Autokraten, gegen Oesterreich vorzugehen, sei keiner der wenigst maßgebenden der gewesen, der Ordnung der österreichischen Finanzen, namentlich der sonst schon fait accompli gewordenen Herstellung der Valuten neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Und wer weiß, ob dieser infernale Gedanke nicht wirklich von Einfluß gewesen ist. Der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes konnte in Wien auch mit eigenen Augen die Entwicklung der Dinge beobachten.

Napoleon's Worte gegen Baron Hübner wurden, wenn wir nicht irren, an den Börsen und im größern Publicum zuerst einige Tage später durch eine Pariser Correspondenz der Times bekannt. Ihre Wirkung war die sofortige Vernichtung des eben erst wieder auflebenden Vertrauens und ein rascher Fall der Börsenpapiere. Die französischen Staatspapiere waren davon anfangs mit am stärksten getroffen, erhielten sich aber bald unter kleinern Schwankungen auf dem einmal erreichten Stand, während die österreichischen immer weiter fielen und besonders Ende Februar und Anfang März so niedrig notirt wurden, wie seit vielen Jahren nicht. Die englischen und preußischen Staatspapiere wurden weniger afficirt. Am meisten litten die Spielpapiere, namentlich die Actien der österreichischen Creditanstalt, welche in Wien vorzugsweise Gegenstand des Börsenspiels sind. Der 12. Januar war ein Tag einer wahrhaften Panique, von der sich die Papiere zwar etwas erholten, aber nur um in ein langsameres und stetigeres Sinken zu gerathen, welches bis zum 5. März ziemlich ununterbrochen andauerte. Abends dieses Tages wurde die beruhigende (!) Note des Moniteurs über die politische Situation in Wien bekannt, ein Actenstück, welches selbst mit den berüchtigten Noten Napoleon's I. würdig rivalisiren kann. Es hatte eine fieberhafte Aufregung, Käufe zu unlimitirten Coursen, und eine außerordentliche Hausse aller Papiere zur sofortigen Folge. Die Börse schien im Taumel zu sein, der 7. und 8. März 1859 schien mit seinem herrlichen Frühlingswetter auch einen neuen Börsenfrühling bringen zu wollen. Die folgende Uebersicht zeigt die Bewegung einiger Hauptcourse, Rente in Paris, Consols in London, Nationalanleihe einmal in Frankfurt, die sonstigen Course gehören der Wiener Börse an. Hinzugefügt wurde auch der Stand des Wechselcourses von Wien auf London, welcher für 10 Pfund Sterling gilt und durch seine Abweichung vom Paricourse ziemlich genau das Agio des Metallgelds darstellt, der Augsburger Cours thut das Gleiche, namentlich für Silber.

	3. Jan.	12. Jan.	19. Jan.	1. Febr.	25. Febr.	5. März.	8. März.
Consols	$96\frac{3}{8}$	95	$95\frac{7}{8}$	$95\frac{1}{2}$	$95\frac{1}{4}$	$95\frac{1}{2}$	$96\frac{1}{8}$
3% Rente. . . .	72^{35}	68	69^{10}	68^{20}	67^{85}	67^{75}	69^{15}
National. in Fr. . .	$81\frac{1}{2}$	$73\frac{1}{2}$	$78\frac{1}{2}$	$74\frac{1}{4}$	$68\frac{1}{2}$	$64\frac{1}{2}$	$69\frac{3}{8}$
" in Wien .	85^{12}	79^{50}	83^{50}	80^{50}	77	74^{90}	77^{80}
5% Metall. . . .	84	79	82	78^{50}	74^{25}	71^{40}	75^{10}
Bankactien . . .	1000	945	959	930	880	833	895
Creditbank . . .	242	217	228	215	188	179^{90}	196^{60}
Nordbahn	1755	1700	1750	1715	1660	1681	1690
Staatsbahn . . .	255	230	241	235	227	232	234^{70}
Lomb. ven. Bahn .	121	104	105	99	92	91	100
Donau-Dampfschiff. .	520	505	502	482	450	432	448
Creditloose . . .	102	96	99	97	96	94	99
London	101^{50}	105^{50}	103	104^{10}	109^{10}	112^{80}	106^{60}
Augsburg	85^{90}	89^{50}	87^{20}	88^{60}	92^{40}	96^{30}	90^{10}

Das Pari mit London bei den angeführten Dreimonatwechseln ist jetzt ca. 100,60, mit Augsburg ca. 84,86, die Course standen also zeitweilig 12 bis 13 Procent zu Ungunsten von Oesterreich.

Würde man berechnen, welche Entwerthung die Papiere Europa's binnen der letzten acht Wochen erlitten haben, so kämen viele hundert Mill. Thaler heraus. Beispielsweise beträgt der größte Fall bei einzelnen österreichischen Staatspapieren nach dem Frankfurter Cours 18 bis 20 Procent, — der Wiener stellt sich höher, man muß aber dabei beachten, daß er für die gleichzeitig um mehr als 10 Procent entwerthete neue österreichische Währung gilt. Rechnen wir nur für die Nationalanleihe einen Fall von 18 Procent, so ergab sich hier an dem schlimmsten Tag gegen den schon so niedrigen Cours von Anfang Januar ein Verlust von 90 Millionen Gulden. Am 3. März

stand dies Papier in Frankfurt nur auf 62½. Nur drei Tage später hatte es sich um 6 bis 7 Procent gehoben. Und ähnlich ging es, wie die Tabelle zeigt, bei andern Papieren. Grade in diesen ungeheuern Schwankungen liegt der größte Nachtheil, weil sie die Gemüther stets in die größte Aufregung setzen und dadurch zu dem wildesten Spiel Gelegenheit geben. Die Börsenmänner selbst leiden darunter wohl weniger. Sie gewinnen häufig durch eine entgegengesetzte Speculation wieder, was ihnen die eine entrissen hatte. Vielmehr ist es auch hier das der Börse ferner stehende Privatpublicum, welches am schwersten betroffen wird. Der Aengstlichkeit um so mehr zugeneigt, je geringer ihre praktische Kenntniß der Börsenzustände, der dort stattfindenden Geschäfte, der sich kreuzenden Speculationen ist, werden diese Privatcapitalisten, sowie sie den Fall der Papiere im Courszettel bemerken, Aufträge zum Verkauf geben. Sie denken nur an den ihnen allein wahrscheinlichen noch tiefern Fall der Course und wollen sich wenigstens noch einigermaßen salviren. Allein grade durch diese massenhaften Verkaufsordres der kleinen Capitalisten wird der Zustand erst recht verschlimmert, der Cours noch mehr herabgedrückt. Sie freuen sich freilich, noch mit blauem Auge davongekommen zu sein, allein der Verlust, welchen sie gegen ihren frühern Ankaufspreis oder gegen den ihnen wohl bekannten höhern Cours, den sie noch wenige Wochen vorher gesehen, erlitten haben, schreckt sie auf lange Zeit wieder von der profitablern Anlage ihres Capitals ab.

Grade für die österreichischen Effecten, fürchten wir, wird die jetzige Baisse wieder schlimme Folgen haben. Bekanntlich befindet sich ein großer Theil österreichischer Papiere im Auslande, Nationalanleihe, Staatseisenbahnactien namentlich in Preußen und Norddeutschland, Frankreich, Belgien, Metalliques, Bankactien in Holland, Frankfurt, Süddeutschland und der Schweiz. Eine bedeutende Masse derselben ist in den Händen kleiner Capitalisten. Manche Papiere sind noch seit der vormärzlichen Zeit im Besitze der alten Eigenthümer, die sich bei den seit damals so stark gesunkenen Coursen nicht zur Veräußerung entschließen mochten und der bessern Tage harren. Es ist bekannt, welche Entwerthung die österreichischen Papiere im Jahre 1848 erfuhren. In den stürmischen Revolutionstagen gaben viele Couponsbesitzer schon Alles für verloren und entäußerten sich der Papiere à tout prix. Namentlich ist das von vielen kleinen Capitalisten geschehen. Seit jener Zeit schreibt sich das Mißtrauen der letztern gegen die österreichischen Staatspapiere her. Nur daraus erklärt sich der exorbitant niedrige Cours derselben seit 1848. Die schwankenden Valutenverhältnisse dienten nicht dazu, die Neigung des Privatpublicums zum Ankauf der sonst so günstige Bedingungen der Verzinsung bietenden Papiere zu erhöhen. Schon aus diesem Grunde müßte die österreichische Regierung Alles daransetzen, um ihr Geldwesen endgiltig zu reformiren. Im Laufe der letzten Jahre, namentlich seitdem das Silberagio wenig mehr als nominell war, nur einige Procente betrug, seitdem die industriellen Papiere so stark in Mißcredit gekommen und die amerikanischen Landes- und Eisenbahnobligationen, welche dem Zinsfuß nach allein mit den österreichischen Staatspapieren wetteifern konnten, oftmals durch Betrügereien selbst den totalen Verlust des Capitals mit sich gebracht hatten, im Laufe dieser Zeit ist allerdings das übertriebene Mißtrauen gegen die früher so beliebten Effecten etwas gewichen, und bedeutendere Capitalanlagen auch von kleinern Eigenthümern sind wieder darin gemacht worden. Es war zu hoffen, wie wir schon oben bemerkten, daß dieser Strom namentlich deutschen Capitals nach Oesterreich jetzt noch stärker werden würde. Allein die Ereignisse der letzten zwei Monate mit ihrer dem Jahre 1848 beinahe gleichen Entwerthung der Effecten werden nun vermuthlich wieder auf lange hinaus das Privatpublicum von der Anlage in den österreichischen Staatspapieren abschrecken. Es wird Nichts mit Fonds zu thun haben wollen, welche solches Schwanken zeigen und die hierdurch zur festen Anlage wenig geeignet erscheinen, weil sie den Besitzern so viel Angst und Sorge machen. Frankreich hat hier, wie schon bemerkt, Oesterreich bereits schwer verletzt. Es fragt sich, ob ein Krieg dem letztern schwerere Wunden, wenigstens in dieser Hinsicht, hätte beibringen können.

Ziemlich viel österreichische Papiere sind in den letzten Wochen wieder auf den heimischen Markt geworfen. Das Ausland kaufte dafür Nichts wieder ein; es mußten daher Rimessen von Wechseln oder baarem Gelde gemacht werden. Eine starke Nachfrage nach beiden trat ein. Sie steigerte ihren Preis. Die Nationalbank, leider nicht rechtzeitig in die Lage gesetzt, einen starken Andrang um Silber ertragen zu können, erschwerte die Herauszahlung desselben auf alle mögliche Weise. Die Wechselcourse, welche sonst nicht um mehr als die Versendungskosten baaren Geldes an die fremden Plätze über Pari hätten steigen können, da Niemand mehr für einen Wechsel bezahlen wird, als sich durch diese Kosten bestimmt, stiegen sehr bedeutend über Pari, wie wir vorhin sahen 10—12 Procent, und constatirten hierdurch eine abermalige Entwerthung auch der neuen Bankno-

ten. Diese würde sicherlich bald auch in einem Steigen der Waarenpreise hervorgetreten und dadurch erst für die Masse der Bevölkerung recht empfindlich fühlbar gemacht worden sein. Handel und Industrie litten schon jetzt erheblich. Das Schwanken des Preismaßes ist das Unerträglichste von Allen. Eine Valuta, die heute 6—8 Procent weniger werth ist, wie morgen, verwirrt alle Verhältnisse und übt den störendsten Einfluß auf alle Geschäfte. Sprünge, wie die eben erwähnten, waren seit Jahren nicht mehr vorgekommen. Jetzt ereignete es sich, daß Wechsel auf London noch am 5. März selbst mit 113½ fl. für 10 Pf. St. bezahlt wurden, die man zwei Tage später in einzelnen Fällen um 105½ fl. kaufen konnte.

Die weitere Gestaltung der Börsenverhältnisse wird natürlich von der friedlichen oder kriegerischen Lösung der obschwebenden Verwicklungen abhängen. Je länger der leidige Zwischenzustand mit seiner Unentschiedenheit dauert, um so unerquicklicher wird der Zustand der Börsen, um so mehr werden dadurch aber auch die verschiedenen wirthschaftlichen Geschäfte in Mitleidenschaft gezogen werden. Gegenwärtig ist Alles wieder in suspenso. Die Volkswirthschaft ist um ein Jahr zurückgeschritten. Nur droht aus der Verwirrung, welche die Politik anrichtete, weder ein so baldiges, noch ein so frisches und gesundes Leben zu erblühen, als sich aus den durch die Handelskrisis zurückgelassenen Ruinen zu entwickeln versprach, selbst wenn den neuesten von der Seine kommenden Anzeichen zu trauen ist und der Frieden erhalten bleibt. Ueberstürzung, wie sie schon nach der Moniteurnote vom 5. März sofort zum Vorschein kam, würde vermuthlich auch an die Stelle der ruhigen Entwicklung, des ordnungsmäßigen Fortschritts treten, wenn definitiv das Schwert in der Scheide bleibt. Der Schaden, welcher bereits durch die Provocationen des Cabinets der Tuilerien verursacht worden ist, läßt sich kaum wieder durch ein Einlenken im jetzigen Zeitpunkte gut machen.

Die Neigung zur Extravaganz, welche eine durch politische Verwicklungen und Besorgnisse zurückgehaltene Speculation nur zu leicht annimmt, würde vielleicht von demselben Napoleon nur begünstigt werden. In seinen neuesten Reden und Erlassen wird zwar mit großer Geringschätzung von den niedrigen und gemeinen Interessen der Börse gesprochen. Wir sind wahrlich auch nicht gewillt, hier zu Gunsten der Stockjobbers die Lanze einzulegen. Allein einmal darf nicht vergessen werden, welch wichtiges Glied die Börse im Organismus heutiger Volkswirthschaft geworden ist, wie viel des nothwendigen Lebenssaftes, des Capitals, durch die Börse den einzelnen Productivgeschäften zufließt, und sodann muß man doch die Aufmerksamkeit darauf lenken, aus wessen Munde diese Anklage denn kommt. Wahrlich ein großer Theil der heutigen Börsenwirthschaft ist mehr als ekelhaft und verächtlich. Ein Krieg, welcher um edle Güter, um nationale Selbständigkeit und Freiheit geführt würde, welcher durch noblere Interessen die sich seit einigen Jahren so breit machenden materiellen der Börse ersetzte, ein solcher Krieg wäre gewiß in mancher Hinsicht kein so großes Uebel, als es scheinen kann. Allein, wer hat den grade am meisten zu dieser Entartung der Börse beigetragen mit allen Kräften, die ihm die centralisirteste Staatsmaschine zu Gebot stellte, welche je die Welt sah, als Napoleon selbst? Wer hat mehr als er die materiellen Interessen auf den Thron zu heben gesucht, um dadurch das Volk der Politik zu entfremden, an Ruhe, Frieden zu gewöhnen und es durch capuanische Weichlichkeit unschädlich zu machen. Kaum auf den Thron gestiegen, sofort nach dem Staatsstreich vom 2. December, wie wurde da mit allen Hebeln die lange dauernde Stagnation der Geschäfte, des Handels und Wandels zu vertreiben gesucht! Da sollte das Motto: l'empire c'est la paix sich bewahrheiten, die Künste des Friedens erblühen, die Frankreich unter der Republik nicht hatte pflegen können!

Werfen wir nun einen Blick auf die Maßregeln, mit denen damals die „niedrigen und gemeinen“ Interessen befördert und stimulirt werden sollten. Sie sind jetzt von besonderer Wichtigkeit angesichts der fernern Verwahrung über die Mitschuld an ihren Wirkungen, die neueste Pariser Mode geworden zu sein scheint. Auch ist es zu vermuthen, daß wenn der Frieden wirklich erhalten bleiben sollte, die französische Regierung bald von Neuem zu denselben Maßregeln greifen wird, um dadurch das Versäumte wieder einzubringen, die Nachtheile des Drohens mit dem Krieg auszugleichen und, worauf es im jetzigen Fall vielleicht noch mehr wie 1856 ankommt, die Geister durch Köderung mit Börsengewinnen „bedenklichern“ Interessen zu entfremden.

Im Laufe des Jahres 1852 wurde ein ganzes System von zusammenhängenden Maßregeln von Louis Napoleon in's Leben gerufen, um nach echt französischer Weise den wirthschaftlichen Fortschritt von Oben her zu decretiren und octroyiren. Die Bewegung der Börsenspeculation war dazu eines der Hauptmittel. Die Reduction der fünfprocentigen Rente, die wir bereits in dem letzten Aufsatz erwähnten, war rein ein politischer Act. Man wollte aller Welt zeigen, wie ein so wichtiger Fortschritt, wie das Herabgehen des Zins-

fußes, dieser Beweis für die Verbesserung des materiellen und Culturzustandes eines Landes, sofort mit der Proclamation des Kaiserreichs eintrete. Dann wurde der Ausbau des vernachlässigten Eisenbahnnetzes in's Werk gesetzt, und zu diesem Zwecke die Bank von Frankreich gezwungen, Vorschüsse auf Eisenbahnpapiere zu machen, damit diese leichter im Publicum unterzubringen wären. Diese Vorschüsse wurden binnen anderthalb Jahren auf 100,000,000 Thaler ausgedehnt, und fanden ohnehin zu einem so niedrigen Zinsfuße Statt, welcher bald in keinem Verhältniß zu dem herschenden auf dem Geldmarkte stand. Recht eigentlich datirt aus dieser Zeit die Geburt der späterhin alle Grenzen überspringenden, wildesten Börsenspeculation. Damals freilich waren es nicht niedrige und gemeine Interessen, die man begünstigte, sondern die Arbeit des Volks, der Wohlstand, die Civilisation waren auf die Fahnen des Kaiserreichs geschrieben. Diese Dinge selbst haben sich wenig verändert, aber der sie rief, die Geister, der kann jetzt selbst nicht mehr ihrer Herr werden. Vor Allem aber vergessen wir nicht die Errichtung jenes großen bubble concern des Credit Mobilier der Herren Gebrüder Pereire, früherer St. Simonisten, ein Pariser Modeartikel, der bald wie die Crinolinen und andere schöne Dinge seine Runde um die Welt machen sollte, um leider manche ähnliche Zustände wie in Paris heraufzubeschwören. Man vermißte, nach Persigny's eigenen Ausdrücken, in Frankreich zu sehr den Unternehmungsgeist, man wollte also eine Anstalt schaffen, welche denselben anstachle und den Geist der Initiative verträte. Zu diesem, im Programm seiner Gründer und in Ministerialberichten an den Kaiser genau hervorgehobenen Zwecke ward der Credit Mobilier gegründet, der nach dem Urtheile eines hervorragenden englischen Nationalökonomen, des Herrn Newmarch, „dadurch, daß er große Gewinnste durch Erregung des heftigsten Börsenspiels zu machen, und große Betriebsfonds durch die Ausgabe von praktisch nicht einlösbaren Obligationen sich zu verschaffen sucht, seinem Plan und seinem Mechanismus nach sich am meisten unter allen ähnlichen Anstalten neuerer Zeit der berüchtigten Bank von Law vom Jahre 1716 und der Indischen Compagnie nähert." Durch diese und andere Maßregeln gelang es, die Börsenspeculation in der bekannten Weise anzufachen, dadurch vermochte man die besitzenden Classen zum alleinigen Studium des Courszettels zu bringen, wie sie für „ideologische Schwärmereien," d. h. für freie Entwicklung, für den echten geistigen und materiellen Fortschritt unzugänglich zu machen. Die „große Nation" versank in Marasmus.

Diese Dinge sind wahrhaftig beklagenswerth genug. Aber dadurch, daß man heute verhöhnt, was man gestern vergötterte, wird gewiß der rechte Weg nicht wiedergewonnen. Ist es nicht der größte Spott, der vernichtendste Hohn, wenn von Paris aus jetzt das, was man so lange begünstigte, „gemeine und niedrige Interessen" genannt wird? In welchem Lande der Welt wäre eine solche Geringschätzung der öffentlichen Meinung möglich als sie in diesen Thaten und diesen Worten liegt? Wenn ein solcher Zustand der Dinge die Consequenz aus den Principien von 1789 ist, dann verschone Gott die armen Völker vor den letztern und lasse sie in diesem Geschenk der Franzosen eine Danaergabe erblicken. Ob Louis XIV. oder Louis Napoleon sagt: l'état c'est moi, ob ein Bourbon oder ein Bonaparte sich als Zweck des Staats betrachtet, das ist am Ende sehr gleichgültig.

Wir sahen, in welcher Weise die Napoleonische Politik sich gerirt. Einmal befördert sie das Börsenspiel über alles Maß und schlägt dadurch der geistigen Entwicklung eben so tiefe Wunden, wie dem materiellen Fortschritt, der ohne die Maßregeleien von Oben her weit gesunder und natürlicher sein würde. Wenn die „große Nation" hierfür dem „Erwählten von sieben Millionen" Dank weiß, so ist das ihre Sache. Nur leiden durch diese Beförderung der materiellen Interessen auch die Nachbarvölker empfindlich mit. Kann man sodann zeitweilig die Massen nicht mehr allein mit Fabrikarbeit, Courszettel und Börsenspiel beschäftigen, so stempelt man die letztern zu „niedrigen und gemeinen" Dingen, faßt die große Nation am Zipfel der gloire, zeigt ihr die Aussicht, durch Kriegsspiel dieselbe zu befriedigen, und provocirt die fremden Völker auf eine unleidliche Weise, indem man dadurch ihre besonnenere geistige und wirthschaftliche Entwicklung zu stören weiß. Behagt das dem Franzmann, so kann es um so weniger den Deutschen und Engländern, der großen germanischen Völkerfamilie, gefallen, an welchen der letzte sinkende Rest des Romanismus sich zu zerreiben wünscht. Lasse man ihn doch das nur versuchen. Unsere gesunde und ruhige Entwicklung kann erst vor sich gehen, wenn diesem Volke die Mittel genommen sind, stets andere zu beunruhigen. Ein Krieg, der dazu Aussicht gibt, der ist auch im Interesse der Volkswirthschaft, und der Politik der Agiotage und der Provocationen weit vorzuziehen. —

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Die neuesten Entdeckungen in Südaustralien.

Während die bewohnbaren Gebiete von Neu-Süd-Wales sich mehr und mehr den von Europa zuströmenden Colonisten erschließen, ist die australische Regierung eifrig auf die Gewinnung neuer culturfähiger Länderstriche bedacht. Zur Auffindung solcher Gebiete wurden daher von ihr Entdeckungsreisen zur weitern Erforschung der Beschaffenheit des Landes ausgerüstet oder angeregt, die denn namentlich in den westlich vom Torrensbassin gelegenen Territorien zu erfreulichen Resultaten geführt haben. Es sind diese in den letzten zwei Jahren gemachten Entdeckungen um so überraschender und für die Wissenschaft wichtiger, als sie der Frage über die Beschaffenheit des noch gänzlich unbekannten Innern von Australien eine ungeahnte Wendung geben; sie regen dieses interessante Problem von Neuem an, das mit ihrer Hülfe nun vielleicht seiner endlichen Lösung entgegengeht.

Den Anfang zu jenen Entdeckungen machte Stephens Hack. Die unter seiner Leitung stehende Expedition, bestehend aus ihm, Harris, Miller, vier Dienern und vierzehn Pferden, brach am 22. Juni 1857 von Cooeyana an der Streakybai auf. Sie wanderte zunächst in nordöstlicher Richtung den Gawlerbergen zu und campirte zuerst in Parla. Von hier aus passirten die Reisenden weite, dicht mit Gestrüpp bewachsene Gegenden mit Salzseen, in denen sie aber gute, beständig fließende Quellen in Sandstein und daneben ausgedehnte Striche guten Graslandes vorfanden. Bei Yarlbinda endete die Gawler Bergkette, der sie entlang gezogen waren. Sie wandten sich nun, da sich anscheinend in der von ihnen bisher verfolgten Richtung Nichts als struppiges Land ausdehnte, nach Osten, wo nach Angabe der Eingeborenen ein großer See existiren sollte. Nachdem sie zunächst über ein weites, mit Salzpflanzen bestandenes Gebiet, dann über ein Terrain, in welchem Gürtel von Scrub (Gestrüpp, Gesträuch) und Weideland mit einander abwechselten, gekommen waren, erreichten sie endlich den großen, jetzt Gairdner Lake genannten Salzsee. Hack drang nun nicht, wie seine Instruction es vorschrieb, weiter nach Norden, sondern begnügte sich, nachdem er das für eine Colonisation so wichtige Gebiet genauer kennen gelernt, mit diesen Entdeckungen und kehrte quer durch das Land nach Osten zum Spencergolf zurück. Das von ihm aufgefundene, zu Weideländereien geeignete Gebiet belief sich nach Hack's Ueberschlag auf 1125 Quadratmeilen. Von gleich großer Wichtigkeit sind die Entdeckungen, welche Swinden, angeregt durch die Hack's, im September 1857 westlich vom Torrensbassin und nordöstlich vom Gairdnersee machte; auch seine Berichte über die bisher gänzlich unbekannte Beschaffenheit dieser Landstriche lauteten sehr günstig.

Auf Grund dieser Nachrichten faßte nun die Regierung den Beschluß, für das Jahr 1858 eine neue, größere Erforschungsexpedition nach jenen Ländern zu senden, deren Leitung dem B. Herschell Babbage, einem erprobten Manne, anvertraut wurde. Am 17. Februar 1858 von Adelaide abgegangen, war sie auf achtzehn Monate verproviantirt worden und bestand außer Herrn Babbage noch aus dem Geometer Harris, sieben Dienern, vier Karren, sechzehn Pferden und hundertundachtzig Schafen. Babbage entdeckte im Sommer vorigen Jahres eine lange Reihe von Salzseen nordöstlich vom Gairdnersee,

denen er die Namen Great Salt Lake, Lake Hart, Younghusband und Reynolds hinterließ. Bis zum Rande von Scrub umgeben, finden sich an ihren Ufern nur wenig Eingeborene; doch sind bei Lake Reynolds Anzeichen einer dichtern Bevölkerung nach Norden zu. — Fast zu derselben Zeit, in welche die Entdeckungen Babbage's fallen, verfolgte Warburton das westliche Gestade des von Hack entdeckten Gairdnersees nördlich bis 31° 15' südlicher Breite. Bei diesem Punkte, den er am 10. Juli 1858 erreichte, endet aber keineswegs der ungeheure See, vielmehr vermuthet Warburton, daß er sich in nordwestlicher Richtung sehr weit in's Innere erstrecke, und zwar bis zu 130° 30' östlicher Länge von Greenwich, von jenem Punkte also noch etwa 300 nautische oder 75 deutsche Meilen. Diese angenommene Entfernung zu der von Warburton bereisten Strecke des Sees gerechnet, würde für diesen eine Gesammtausdehnung von etwa 100 deutschen Meilen ergeben — eine Länge, welche die des Neuenburger Sees um das Zwanzigfache, die des Bodensees um das Dreizehnfache übertrifft.

Das ganze auf diesen wichtigen Entdeckungsreisen erforschte Land zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei scharf gesonderte Arten — Grasland und Scrub. Jenes, hin und wieder einen lichten Baumwuchs zeigend, eignet sich recht wohl als Weideland, namentlich für Schafheerden. Das Scrubland, bei den Eingebornen Malli, ist von dichtem Strauchwerk (eucalyptus dumosa, Zwergeucalypte) bestanden und trägt durchaus ein wüstenhaftes Gepräge. Bei einem großen Ueberfluß an Salzwasser wird trinkbares Wasser nur an einzelnen Punkten, und hier oft periodenweis, angetroffen. Wenn wir uns somit in Bezug auf die Culturfähigkeit des neuentdeckten Gebiets keinen verfrühten Hoffnungen hingeben dürfen — für die Wissenschaft ist Viel gewonnen worden. Es hat, wie es scheint, mit jenen Entdeckungen eine neue Aera in der Entdeckungsgeschichte des australischen Continents begonnen.

A. C. Gregory's Reise durch den Osten des australischen Continents im Jahre 1858.

Von gleich großer Wichtigkeit, aber mit den so eben besprochenen nicht zusammenhängend, ist die denkwürdige Reise Gregory's von der Moretonbai aus quer durch das Innere des Continents nach Adelaide. Die Expedition bestand außer dem Befehlshaber A. C. Gregory, aus dessen Bruder C. F. Gregory als Stellvertreter im Commando, dem Assistenten Burgoyne, dem Aufseher G. Phibbs und fünf Leuten, unter denen sich auch ein Deutscher, W. v. Wedell, befand, und hatte neun Reit- und einunddreißig Packpferde. Sie verfolgte im Allgemeinen die Linie tiefster Depression, welche unter 25° südlicher Breite am Westabhange des Küstengebirges beginnend, zuerst in westlicher, dann in südlicher Richtung den australischen Continent durchsetzt und durch den Torrenssee zum Spencergolf führt. Ohne sie auf ihrem ganzen Verlaufe zu begleiten, wollen wir nur kurz die durch die Expedition gewonnenen Hauptresultate zusammenfassen.

Der Charakter des Landes ist ein sehr verschiedener. Zwischen den letzten Stationen am Dawson River und der Quelle des Warrego River dehnt sich eine grasreiche Waldung aus, welche zum großen Theil als Weideland zu benutzen, aber doch nur spärlich mit Wasser versehen ist. Weiter nach dem Innern wird die Gegend dürrer und baumlos, ausgenommen an den Ufern der größern Wasseradern; die Beschaffenheit der Vegetation verräth, daß hier anhaltende Dürre nicht selten ist. Nördlich vom 26° südlicher Breite ist außerhalb des den Ueberschwemmungen ausgesetzten Terrains dichtes Acaziengestrüpp vorherrschend; im Süden sind sandige und steinige Wüsten mit niedrigem Scrub die vorwiegende Erscheinung. Westlich vom 147° östlicher Länge bis nahe an die Grenze Südaustraliens ist das Land zur Ansiedlung ungeeignet; in günstigen Jahren mag man hier allerdings hin und wieder reichliche Weide finden, aber die Unsicherheit des Regens und die häufige Wiederkehr anhaltender Dürre machen einen dauernden Aufenthalt unmöglich. Der geologische Charakter des Landes ist auffallend einförmig. Kohlensandstein und Kohlenschiefer, die hin und wieder Kohlenlager enthalten, überdeckt von Basaltbergen und Basaltrücken, erstrecken sich von den Darlingebenen bis 146° östlicher Länge, wo diese Gesteine von horizontalen Sandsteinschichten, mit Lagern von Quarz und abgeriebenen Quarzziegeln, überlagert werden. Der Wüstensand und der Schlamm der Ebenen sind nur die äußersten Schichten der Oberfläche; der darunter liegende Sandstein tritt oft zu Tage, wo die oberste Schicht von Schluchten zerrissen ist. Die Richtung der parallelen Rücken von Flugsand scheint das Resultat der vorherrschenden Winde, nicht aber der Einwirkung des Wassers zu sein. — Die Resultate der Expedition für die physikalische Geographie sind vielleicht die erheblichsten. Dadurch, daß die Forschungen Mitchell's, Kennedy's, Sturt's und Eyre's der Reihe nach mit einander verknüpft wurden, ist der Beweis geführt, daß die Gewässer des tropischen Innern in dem östlichen Theile des Continents, wenn nicht factisch in den Spencergolf, so doch nach der Richtung desselben fließen, während die Barometerbeobachtungen

zeigen, daß der **Torrenssee** — **die tiefste Depression des Innern** — **entschieden über dem Meeresspiegel liegt.** Nicht ohne Grund kann man die Vermuthung aussprechen, daß die große Depression, die man jetzt vom Spencergolf durch den Torrenssee fünfhundert englische Meilen weit bis zu Sturt's Steinwüste verfolgt hat, sich ununterbrochen noch eine gleiche Strecke weiter bis zu den Niederungen am innersten Receß des Golfs von Carpentaria ausdehnt.

Ueber die Zahl und die Sitten der Eingeborenen konnte Gregory nur wenig erkunden, da ihm im Ganzen nur etwa hundert Männer und ein paar Weiber und Kinder in zerstreuten Abtheilungen zu Gesicht kamen. — In Beziehung auf das wahrscheinliche Schicksal Leichhardt's entscheidet sich Gregory gegen die Annahme, daß dieser Reisende von Eingeborenen erschlagen worden sei; vielmehr meint er, daß Leichhardt und seine Begleiter in Folge eines permanenten Wassermangels umgekommen seien.

von Tschudi in Südamerika.

Eine der wichtigsten und interessantesten unter den neuesten südamerikanischen Reisen ist die J. J. von Tschudi's. Der wissenschaftliche Reisende hat im südamerikanischen Continent noch gar Vieles zu erforschen, selbst in jenen Theilen, in deren Entdeckungsgeschichte die Namen eines Condamine, Humboldt und Pentland glänzen. Herr von Tschudi hat zum Theil schon sehr dankbare Forschungsgebiete durchreist: so jene großartige und ausgedehnte, noch so wenig bekannte Andesregion zwischen Catamarca und Atacama. Seinen Uebergang über diesen Theil der Anden haben wir schon früher den Lesern der „Monatshefte“ in einer kurzen Notiz mitgetheilt.*) Der treffliche Reisende sagt selbst in einem Schreiben an Dr. Petermann: „Der letzte Theil meiner Reise kann als Complement zu Philippi's Erforschung der Wüste von Atacama dienen. Sie werden kaum glauben, wie grundfalsch alle, auch die besten Karten die topographischen Verhältnisse der Provinz Catamarca darstellen. Ich habe mich bemüht, die möglichst genaue Kenntniß jener Gegenden zu erlangen, und hoffe, daß Sie mit Hülfe meiner Data ein Kärtchen zeichnen werden, das der Wahrheit so nahe als möglich stehen wird. Es thut in der That noth, denn die Mondkarten sind genauer, als die der Provinz Catamarca.“

Die letzten uns bekannten Nachrichten des Herrn von Tschudi datiren aus Lima, Ende vorigen Jahres. Von Cobija am Stillen Ocean, wo er nach jener beschwerlichen zweimonatlichen Reise über die Anden am 5. August angekommen war, schiffte sich der wackere Reisende nach Arica ein. Dieses, eine der blühendsten Hafenstädte an der Westküste Südamerika's, ist namentlich der Haupthafen für den Handel Bolivia's, obgleich es auf peruanischem Gebiete liegt. Cobija, der einzige nennenswerthe bolivianische Hafenplatz, ist so ungünstig an der südlichen Grenze der Republik gelegen, daß er mit einigem Vortheil nur die südwestlichen Theile des bolivianischen Hochlands mit dem Hauptsitz Potosi mit Waaren versehen kann.

Von Arica begab sich der Reisende nach dem mit jenem seit wenigen Jahren durch einen Schienenweg verbundenen Tacna, einer ebenfalls bedeutenden Hafenstadt mit zwölf- bis vierzehntausend Einwohnern. Die Haupthandelsstraße nach Bolivia führt über das vier Leguas von Tacna entfernte Pachia, durch das rauhe, steile Thal von Palca nach Osten der Cordillera zu. Palca, elf Leguas von Tacna entfernt, liegt (nach Pentland's Messung) schon 9690 Fuß über dem Meere; zwei Leguas weiter, ungefähr 11,500 Fuß hoch, ist die sogenannte Postada, wo die Reisenden in einem Tambo neben den Gebäuden einer jetzt verlassenen Kupfermine ihr Nachtquartier aufschlagen. Hier trennen sich zwei Wege: der eine führt über den nordwestlichen Paß von Huaylillas (14,750) nach Tacora und von da nach La Paz; der andere über den 14,410 Fuß hohen südöstlichen Paß nach dem südlich gelegenen Oruro. Herr von Tschudi schlug letztern ein.

Der Reisende hatte bei diesem zweiten Uebergang über die Cordillera nur wenig von der hier sehr gefürchteten Soroche, d. h. der Wirkung des verminderten Luftdrucks, zu leiden. Der Ostabhang der Cordillera verflacht sich bald in ein ausgedehntes, von größern oder kleinern Gebirgszügen nach verschiedenen Richtungen durchsetztes Plateau, dessen vorherrschende Vegetation von der Tola (Bacharis tola), einem zwölf bis achtzehn Zoll hohen Gebüsch, gebildet wird. Noch vor dem Eintritt in dieses öde Hochland passirte Herr von Tschudi den Riesenkegel des Sahama, eines der höchsten Berge der Erde. Nach Pentland's Messung erreicht er eine Höhe von 22,350 Fuß; er wäre also 1219 Fuß höher als der Illimani und noch 64 Fuß höher als der berühmte Nevado de Sorota.

Oruro, welches der Reisende nach Ueberschreitung des berühmten Rio Desaguadero, des südlichen Ausflusses des Sees von Titicaca, erreicht, ist 12,450 Fuß über dem Meeresspiegel und in einem ehemals sehr ergiebigen Bergwerksdistrict gelegen. In frühern Jahrhunderten durch seinen großen Silberreichthum wichtig und berühmt, befindet es

*) No. 27., December 1858, Seite 845.

sich gegenwärtig im größten Verfall. Auch hier haben die Spanier die Sahne abgeschöpft, ihren Nachkömmlingen bleibt nur noch die wäßrige Milch übrig. Trotzdem ist es durch seine Lage im Herzen von Bolivia immer noch ein äußerst wichtiger Punkt; es ist hier auch die einzige Festung Bolivia's, wenn man nämlich einer kleinen, aus Luftziegeln aufgebauten und mit nur wenigen brauchbaren Kanonen versehenen Redoute diesen Namen beilegen will. Oruro zählt gegenwärtig 7000 Einwohner.

Von hier begab sich Herr von Tschudi nach dem nordwestlich gelegenen La Paz. Der Weg dahin führt einundfünfzig Leguas weit über das nur an wenigen Stellen coupirte, durchschnittlich 13,000 Fuß hohe bolivianische Hochland, und gehört, wenigstens während der trockenen Jahreszeit, zu den besten Südamerika's. Das ganze Hochland zwischen der Küstencordillera im Westen, den Anden im Osten, bis nach Oruro im Süden und der Lagune von Titicaca im Norden wird von Aymaraindianern bewohnt, welche durch ihre Falschheit und Heimtücke, hervorgerufen von dem Jahrhunderte hindurch genährten unauslöschlichen Haß gegen die weiße Race, dem Reisenden sehr hinderlich in den Weg treten. Zudem sind sie von Natur sehr faul und im höchsten Grade schmutzig. Nicht einmal nach seiner Geburt wird der Aymaraindianer gewaschen, noch vielweniger wäscht er sich in seinem übrigen Leben selbst. Es bildet sich daher auf seinem Körper eine Schmutzkruste, die seinem tiefbraunen, oft dunkel schwarzbraunen Colorit eine noch dunklere Nüance verleiht. Der Quichuaindianer, Bewohner des peruanischen Hochlands, steht in jeder Beziehung über dem Aymara. Er ist thätiger, offener, weniger intolerant und viel intelligenter. — Der furchtbar verheerenden Typhusepidemie, welche in den Jahren 1856 bis 1858 das peru-bolivianische Hochland durchzog, erlagen ungefähr 300,000 Indianer, während die weiße Race und die hellen Mischlinge fast gänzlich verschont blieben.

La Paz, die „Friedensstadt," liegt an der östlichen Seite des Chuquiacothales, zu dem hier das durchschnittlich 13,500 Fuß hohe Plateau plötzlich schroff in eine Höhe von 12,226 Fuß abfällt. Obgleich die größte, ist La Paz nicht, wie man in Europa gewöhnlich meint, die Hauptstadt von Bolivia. Die Ehre, Regierungssitz zu sein, wurde dem im Süden der Republik gelegenen Städtchen Chuquisaca (officiell Sucre) zu Theil. Unansehnlich in seiner Erscheinung, zählt La Paz 60—65,000 Einwohner mit weit überwiegender Mehrzahl von Mischlingen (Cholos) und Indianern, darunter nur einige vierzig ansässige Fremde, und von diesen etwa zwanzig Europäer, meistens Kaufleute, nur wenige Handwerker. Das traurige Bild der nächsten Umgebungen der Stadt wird wesentlich durch die herrliche Staffage gemildert, die ihm der dreispitzige, 21,149 Fuß hohe Illimani mit seinen gewaltigen, ebenfalls mit ewigem Schnee bedeckten Nachbarn verleiht. Als prachtvoll wird uns die Erscheinung des Donati'schen Kometen geschildert, welcher in La Paz zuerst am 7. October in nordwestlicher Richtung gesehen wurde.

Von La Paz aus ging der Reisende nach dem durch seine indianischen Alterthümer berühmten Dorfe Tiahuanaco (12,930'), dem „südamerikanischen Pompeji." Am Titicacasee angekommen, besuchte er von Zepita aus die Halbinsel Capacahuana mit ihrem gleichnamigen berühmten Kloster und Wallfahrtsort; dann über die Landenge von Yunguyo zurückkehrend, verfolgte er seine nordwestliche Richtung längs des Seeufers über Tomota nach Juli. Hier genoß er noch einmal bei sehr günstiger Beleuchtung den herrlichen Blick auf die im Osten sich riesenhaft aufthürmenden Anden mit ihren kolossalen Schneekuppen und Zacken, den „Illimani" (21,149') im Südosten, weiter nach Nordwesten den „Supayhuasi oder Huaynapotosi" (20,560'), in kurzer Entfernung von ihm den „Angel" (19,060), wiederum in weiterer nordwestlicher Richtung die beiden herrlichen Kuppen von „Chachacomane" und endlich am weitesten nach Norden den „Illampu" oder „Nevado de Sorata" (21,286'). Hinter Juli verläßt der Weg auf kurze Zeit den See und führt über Ilave und Acora nach Chucuito und Puno, Hauptstadt des gleichnamigen Departements mit 8—9000 Einwohnern. — Die Lagune von Titicaca (12,850 Fuß über dem Meeresspiegel), welche der Reisende hier verließ, mißt in ihrer größten Länge von Südost nach Nordwest, von Huaqui nach Huilquechico, 21½, und in ihrer größten Breite von Ost nach West, von Achacache nach Juli, 11½ deutsche Meilen. Die Wassermenge des einzigen, südlichen Ausflusses steht nicht im Verhältniß zu der der Zuflüsse, die sich von allen Seiten her in das weite Becken ergießen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß der See einige unterirdische Abzugscanäle hat, um so mehr, da die Verdunstung auf diesen Höhen eine verhältnißmäßig geringe ist. Von den mehr als fünfzig Inseln, welche über den See zerstreut sind, ist ein Theil angebaut, viele sind unbewohnte Felseilande.

Von den beiden Wegen, in die sich eine halbe Meile nördlich von Puno die Hauptstraße theilt, geht der eine nördlich über Paucarcolla und Juliaca nach Pucarca in sieben Tagereisen nach Cuzco, der andere in fünf Tagereisen nach Arequipa; Herr von

Tschudi schlug letztern ein. Die Verhältnisse, unter denen sich hier Reisende befinden, sind sehr traurig. Im Postwesen herrscht die größte Anarchie, und von Seiten der Regierung geschieht nicht das Mindeste, um denselben abzuhelfen. Von den Räubern am Alto de Toledo (15,960′ hoch), vor denen man ihn in Puno gewarnt hatte, hatte Herr von Tschudi Nichts zu leiden. Seit einiger Zeit nämlich trieben sich hier und in der Schlucht von Cangallo in der Nähe von Arequipa Weglagerer umher — Straßenraub bei 16,000 Fuß über dem Meere! Das ist wohl der höchste Punkt der Erde, wo dieses edle Handwerk getrieben wird. Zwischen dem Posthause Pati (14,500′) und Apo (14,360′) dehnt sich eine wüste Hochebene aus, vom Rio Blanco durchfurcht, den der Passant neunmal durchreiten muß. Von Apo an führt ein äußerst beschwerlicher Weg bergauf bergab über den Paß des Alto de los Hueros (13,610′) an den Vulcan von Arequipa, und in südöstlichem Bogen um den Fuß desselben in die wilde, enge Schlucht von Cangallo, an deren Ausgang das kleine gleichnamige Dorf in einer Höhe von 9676′ liegt.

Arequipa (7850′) mit 60—70,000 Einwohnern, das in den jüngstverflossenen Jahren so sehr die Aufmerksamkeit der südamerikanischen politischen Welt auf sich gezogen hat, ist, wie La Paz, Nichts weniger als einladend und erfreulich. Unter den ansässigen Fremden befinden sich sechsunddreißig Deutsche, wie denn diese von den europäischen Nationen am stärksten vertreten sind. Die Fruchtbarkeit von Arequipa's Umgegend ist sprüchwörtlich bekannt. Die schönste Zierde des landschaftlichen Bildes von Arequipa bietet der „Misti“ oder „Volcan de Arequipa“ (20,300′). — Von Arequipa gelangte unser Reisender auf einem in südwestlicher Richtung führenden, eben so beschwerlichen als unangenehmen, achtundzwanzig Leguas langen Wege nach dem kleinen, aber wichtigen Hafen Islay und von da zu Schiffe nach Pisco, Callao und Lima.

Forschungen in den russisch-chinesischen Grenzländern. — Der See Kossogol.

Während die Russen durch die feinsten Operationen mehr und mehr festen Fuß an den Nordgrenzen des chinesischen Reichs fassen, geht auch die lange verwaiste Kunde dieser überaus interessanten Ländergebiete mit arithmetischen Progressionen vorwärts. Das Amurland, das Baikalgebiet und das herrliche Alpenland des Thian-schangebirges, bis vor kurzer Zeit noch fast gänzlich terrae incognitae, haben sich in den letztverflossenen Jahren mit all ihren Schönheiten von Neuem der Wissenschaft zu erschließen begonnen. Es sind hier namentlich die Bestrebungen der reichdotirten russischen geographischen Gesellschaft, welche, von vielen Kräften zugleich ausgehend, neues Licht auf die Länder im Herzen Asiens geworfen haben. Von hervorragender Wichtigkeit ist die ostsibirische Expedition unter Leitung des Astronomen Schwarz während der Jahre 1855 bis 1858, deren Untersuchungen sich auf Transbaikalien, das Gebiet zwischen der obern Lena und dem Witim, sowie auf das Amurland ausgedehnt haben. Die durch ihre Forschungen bekannten Mitglieder dieses großen Unternehmens sind Schwarz, Radde, Ussulzow, Orlow, Smirjagin, Roschkow, Kryschin u. A. Um die Kunde des Amurlandes haben sich außer Radde, Roschkow und Ussulzow namentlich Peschtschurow (durch seine Aufnahme des Amur im Jahre 1855), Leopold Schrenk, Permikin, sowie Schenurin und Maximowitsch Verdienste erworben. Meglitzky hat am Baikalsee, Semenow am Issik-kul wichtige Untersuchungen gemacht u. s. w. Endlich dürfen wir die bekannte Reise des Engländers Atkinson nicht unerwähnt lassen, welche über viele Theile Innerasiens ein neues Licht verbreitet.

Von Wichtigkeit sind auch Permikin's Nachrichten über den See Kossogol oder Baigal-Dalai, wie er auf vielen Karten genannt wird, da sie eine von der bisherigen durchaus verschiedene Vorstellung desselben geben. Permikin, schon durch frühere Forschungen in den russisch-chinesischen Grenzländern bekannt, hat diesen See nicht selbst untersucht, sondern ihn nur in seinem Nordende berührt; seine Beschreibung desselben ist zahlreichen Berichten von Ansässigen entlehnt. — Der See Kossogol liegt unter 120° östlicher Länge von Ferro und 49° bis 51° nördlicher Breite, (so nach Permikin; früher wurde er etwa unter 118° östlicher Länge und 51° nördlicher Breite gelegt). Während man ihm früher eine Länge von etwa 5 bis 10 deutschen Meilen beilegte, gibt ihm Permikin eine Ausdehnung von Nord nach Süd von ca. 30, und eine durchschnittliche Breite von 5 bis 6 Meilen. Ziemlich in der Mitte des langgestreckten See's zeichnet er eine (übrigens schon früher angedeutete) runde Insel von etwa 2 Meilen Durchmesser, Dalai-Kuissa genannt, welche dicht bewaldet sein und zahlreiches Wild haben soll. Der See liegt in einem nach allen Seiten hin von hohen Bergen eingeschlossenen Thal, in welchem Lärchen, Tannen und Weißdorn wachsen und dessen östliche Seite von den Uriandhen bewohnt wird. Der einzige Ausfluß ist die Ega oder Iga im Süden, an der der chinesische Wachtposten Chot-gol liegt. Die Sajanskischen und Tunkinskischen Berge im Norden des Sees mit dem Munko-Sardik bilden das Quellgebiet des Irkut

und der Oka, die westlichen das des Jenisei, der in seinem obersten Laufe das Land der Darchaten durchströmt. Zobel, Eichhörnchen, Füchse und Wölfe finden sich am Kossogol in ziemlich großer Anzahl.

Eine neue wissenschaftliche Erdumseglung.

Selbständige wissenschaftliche Erdumseglungen haben bei Weitem den Werth verloren, den sie noch vor zwanzig Jahren hatten. Gediegene nautisch-astronomische und physikalische Beobachtungen (Dank den vortrefflichen Navigationsschulen und der folgenreichen Anregung des Brüsseler Congresses vom Jahre 1853) werden heute auf jedem gut organisirten Kauffahrer angestellt und der Wissenschaft einverleibt. Dennoch müssen wir jede neue, eigens für wissenschaftliche Zwecke ausgerüstete Erdumseglung freudig begrüßen.

Eine solche Expedition um die Erde soll nun von Antwerpen ausgehen, oder ist in dem Augenblicke, wo diese Blätter in die Hände unserer Leser kommen, schon unterwegs, da ihr Abgang auf den Monat März festgesetzt war. Sie wird auf ihrer etwa vierzehnmonatlichen Fahrt Lissabon, Teneriffa, die Capverdi'schen Inseln, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Java, Singapur, Siam, Cochinchina, Canton, Yeddo, die kurilischen Inseln, die russischen Besitzungen am Ochotzkischen Meere, San Francisco, Lima, Valparaiso ꝛc. berühren und durch die Maghellanstraße über Rio de Janeiro nach Antwerpen zurückkehren. Die Theilnehmer, welche in erster Classe 4000 Francs zahlen müssen, erhalten hinlänglich Platz für ihre etwaigen Sammlungen und Instrumente. Director der Expedition ist Capitain Charles Sheridan.

Burton und Speke,

deren Ankunft am „Großen See Innerafrika's" wir bereits im 29. Hefte (Februar 1859) mittheilten, haben hier nicht Einen, sondern vier Seen gefunden, von denen sie den einen von ihnen besuchten Udschidschi, die andern Tschiwa, Nyassa und Ukerewa nennen. Wir werden unsern Lesern so bald als möglich Näheres über diese höchst wichtige, neueste Errungenschaft auf dem Gebiete afrikanischer Forschung mittheilen.

Nachrichten über Adolf Schlagintweit.

In einer jüngst stattgehabten Sitzung der königlichen geographischen Gesellschaft zu London wurde der Bericht eines englischen Vermessers in Indien, Henry Stracey, vorgelesen, welcher sich bemüht hat, Nachrichten über Adolf Schlagintweit und sein Verschwinden im Norden von Tübet zu sammeln. Hiernach scheint es, daß die Nachricht von der Ermordung dieses wackern Entdeckers jedenfalls verfrüht war. Nach dem Berichte des Präsidenten der Gesellschaft, Sir Roderich Murchison, vom 24. Mai 1858 schien es, daß Schlagintweit beim Vordringen nach Yarkand, dem nordwestlichen Theile des chinesischen Reichs, weit im Norden von Ladak (in Tübet) in einem Gefechte zwischen Chinesen und tartarischen Aufrührern gefallen sei. Stracey hat jetzt erforscht, daß Adolf Schlagintweit den Winter von 1857 auf 1858 jenseits der großen, von den drei Brüdern zuerst besuchten Bergkette Küen-lün, im Tieflande von Kothan, zugebracht hat; dann wird er vermuthlich nach Yarkand gegangen sein, und dort war Alles in Verwirrung, weil die Türkenstämme eine Empörung gegen die chinesische Herrschaft gemacht hatten. Sie sollen das Spiel verloren haben, und wenn Schlagintweit bei ihnen sich befand, so wäre er vermuthlich mit ihnen nach Norden in ihre Berge gezogen, und würde demnach bei den russischen Vorposten im Aral-Lande wieder auf den Boden der Civilisation heraustreten, vielleicht sich auch nach Persien wenden. Soweit Stracey. Am Ende der Versammlung aber theilte der Präsident mit, daß ein Anwesender, dessen Name nicht genannt wurde, in Erfahrung gebracht, daß Schlagintweit über Bombey bereits in Bussorah angekommen sei.

Die Nigerexpedition unter Dr. W. B. Baikie.

Ueber die Nigerexpedition unter dem Commando Baikie's, deren Fortgang anfangs mit so großer Aufmerksamkeit verfolgt wurde, macht Dr. Petermann folgende interessante Mittheilung: Dieses wichtige Unternehmen ist nun bereits zwei Jahre im Gange, ohne bisher leider ein nennenswerthes Resultat erzielt zu haben; dies wurde uns auch bei einer kurzen Anwesenheit in London während des vergangenen Herbstes zur Gewißheit. Die Expedition war so unglücklich, ihr erstes Dampfschiff auf den Felsen des Flusses unweit Rabba zertrümmert zu sehen. Inzwischen hat sich alle Welt durch den fünften Band von Dr. Barth's Reisewerk belehren können, daß der westliche große, nach Timbuctu führende Nigerarm (oder der eigentliche Niger im Gegensatz zum großen östlichen, Benue genannten Arme) der Schifffahrt stets große Schwierigkeiten entgegensetzen wird. Uns war dies schon längst zur Ueberzeugung geworden, weshalb wir seit 1852 wiederholt öffentlich Gelegenheit nahmen, auf den Benue, den östlichen Nigerarm, als denjenigen Strom aufmerksam zu machen, der vor allen andern einen bequemen, sichern und herrlichen Wasserweg in's ferne Innere Afrika's bilde. Der ungemein glückliche Erfolg der Benueexpedition im Jahre 1854 hat die Richtigkeit dieser Ansicht bewiesen und ist es deshalb wohl um so mehr zu bedauern, daß der Benue

nicht als fernere Hauptbasis der Nigerexpedition behauptet, sondern aufgegeben und der Kuara statt dessen zur weitern Befahrung erwählt wurde. Wie wir hören, hat man denselben indeß vorläufig fallen lassen und soll nun mit frühester passender Jahreszeit wiederum den Benue hinaufgedampft werden.

Das Pandschab oder Fünfstromland.

Laut einem Decrete vom 1. Januar 1859 (aus Allahabad datirt) ist nun auch das Pandschab (Fünfstromland) im Nordwesten von Hindostan als selbständige Präsidentschaft constituirt, nachdem es erst zehn Jahre vorher, im März 1849, dem indo-britischen Reiche einverleibt worden. Der bisherige Obercommissarius in Audh, Montgomery, ist zum Gouverneur desselben ernannt worden.

Die Physiognomie des Landes bietet die größte Abwechslung dar, von der reichsten Bebauung bis zur sandigen Wüste und zur wildesten, von Gräsern und Buschwerk bedeckten Prairie. Im Norden an die untere Himalayakette streifend, von der es seine reichen Gewässer empfängt, trägt es hier das Gepräge eines bergigen Hochlandes, während im Süden der Charakter der Niederung unverkennbar ist.

Die Vegetation des Pandschab gleicht der Ostindiens. Zuckerrohr, Palme, Orange und andere Fruchtbäume kommen sehr gut fort; es werden alle Arten von Getreide gebaut, sowie Opium, Indigo und Taback. Kameele, Rindvieh und Pferde werden in den ausgedehnten Weideländereien gehegt und zum Ackerbau verwendet. Seiden- und Wollenfabricate, wie Teppiche, Shawls 2c., werden in den Städten producirt. Die Bevölkerung ist gemischt. Der Norden wird von tübetanischen Mongolen bewohnt, während die Nachkömmlinge früherer afghanischer Eroberer über das ganze Land zerstreut sind; die Majorität der Bevölkerung wird durch die Dschat, Abkömmlinge der indo-radschputanischen Dschat, gebildet; das Volk der Sikh mag etwa 500,000 Köpfe zählen. Die Herrschaft der Sikhs, eine militärische Despotie, dehnte sich über das ganze Pandschab, Kaschmir, Ladak und Balkh aus. Die vornehmsten Städte sind die Hauptstadt Lahore, Amritsir, Serinagur, Multan, Pischauer 2c.

Das „Fünfstromland" war bekanntlich der Schauplatz von Alexander's des Großen orientalischen Eroberungen. Im Anfange des zehnten Jahrhunderts wurde es von Mohamed von Ghusni, dem „Zerstörer," später von den Afghanen und im Jahre 1526 vom mogulischen Eroberer Beber erobert. Unter dem verstorbenen Rundschit Singh waren die Macht und die Grenzen des Königreichs sehr weit ausgedehnt. Nach seinem Tode im Jahre 1839 und der darauf folgenden Ermordung seiner nächsten Erben verfiel das Land der größten Anarchie. Ein Einfall in das östlich vom Sudledsch gelegene britische Gebiet durch eine Armee der Sikhs im Jahre 1845 führte zu einer Reihe von Siegen englischerseits bei Mudki, Alival, Sebraon und der vertragsmäßigen Unterwerfung des Pandschab im Jahre 1846. Dieser Vertrag wurde 1848 wieder von Schir Singh gebrochen; es folgte eine vollständige Niederlage der Sikhs bei Guzerat am 21. Februar 1849. Das Pandschab wurde hierauf förmlich in das indobritische Reich einverleibt.

Die Leuchtfeuer der ganzen Erde.

Aus den neuesten Berichten der britischen Admiralität über die derzeit existirenden Leuchtthürme, Leuchtbaaken und Feuerschiffe in den verschiedenen Theilen der Erde gewinnen wir folgende interessante Zusammenstellung:

an den Küsten von:		Zahl der Feuer:
Rußland.	Weißes Meer	4
—	Ostsee	37
—	Schwarzes Meer	19
Norwegen		61
Schweden		43
Preußen, Mecklenburg und Lübeck		14
Dänemark		61
Hamburg und Bremen		12
Hannover		3
Holland und Belgien		72
Frankreich		139
Großbritannien und Irland		361
Spanien und Portugal		66
Italien mit Inseln		79
Jonische Inseln und Griechenland		22
Türkei		27
Ost- u. Südküste des Mittelmeers		31
Westafrika		10
Süd- und Ostafrika		13
Arabien		3
Indien		52
Ostindische Inseln, China und Kamtschatka		12
Australien		30
Neuseeland		2
Britisch-Nordamerika		94
Vereinigte Staaten		386
Seen Nordamerika's		134
Centralamerika und Westindien		47
Südamerika, Nord- und Ostküste		30
— —	Westküste	3
Tahiti		1
	Summa	1868

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 32. Mai 1859.

Erste Abtheilung.

Titze von Trixen.

Erzählung
von Otto Roquette.

Fünftes Capitel.

In noch aufgeregterm Zustande, ja in noch viel größerer Rathlosigkeit, befand sich Titze. Wie ein Verfolgter verließ er den Park, und eilte ohne Ziel querfeldein. — Die Stunde des Erwachens aus dem chaotischen Traume seines bisherigen Daseins war zugleich so vernichtend für ihn, daß selbst die reinere Gluth seiner Liebe ihn kaum aus dem Gefühl innerster Zerknirschung erheben konnte. Das Bewußtsein seiner Verworfenheit erschütterte ihn jetzt mit derselben ungestümen Heftigkeit, wie ihn noch vor Kurzem die Willkür des Sinnentaumels beherrscht hatte. Der Augenblick, wo der Mensch sich von seinem ganzen frühern Selbst loszuringen im Begriff ist, weil die Erkenntniß der innersten Nothwendigkeit einer solchen Wandlung zum Gebot geworden, bringt einen Kampf mit sich, der nur dann ein freudiger und zuversichtlicher wird, wenn ein bestimmtes Ziel verheißend in Aussicht steht. Wo aber das letztere fehlt, und die Zukunft als eine nebelhafte Oede dasteht, wo nur das Gefühl der Schuld alle Seelenkräfte rasend durcheinander jagt, und das Gemüth vergeblich nach einem Anhalt sucht, da ist der Kampf ein vernichtender, und der Zufall entscheidet über ein Leben. — Titze hatte, so sehr er fühlte, daß Alles um ihn her zusammenbrach, so sehr er empfand, daß es anders mit ihm werden müsse, noch kein Ziel, noch auch einen Plan. Wie wäre das möglich gewesen? Natalien durch Gewalt zu besitzen hatte er, mit Abscheu vor sich selbst, aufgegeben, er wußte, daß der Schwur nicht zu erfüllen sei. Aber in dem Gefühl seiner Unwürdigkeit schien es ihm zugleich unmöglich, die Geliebte jemals durch Verdienst zu erwerben. Zu der Höhe, auf der er sie sah, führte kein Weg, den er sich nicht selbst schon untergraben hatte.

In dieser Zerrüttung kam er nach Stunden planlosen Umherschweifens an der Kirchhofmauer zu Niederberg an. Es mochte Mitternacht sein. Er fand die Thür offen, und trat ein. Es war dunkel, nur die Sterne glänzten und flimmerten, und ließen die Umrisse der Bäume und des Kirchendaches unterscheiden. Die raschen Schritte des nächtlichen Besuchers gaben das einzige Geräusch in der tiefen Stille des Todtenreichs. Titze eilte zwischen den Bäumen, Gebüschen und Gräbern hin, und der Jahrhunderte alten Gruft seiner Ahnen zu. Sie befand sich in der Nähe der Kirche, an die Mauer gelehnt, umgeben von hohem Kieferngehölz. Rechts und links von der Eingangsthür war ein

steinerner Sitz angebracht, kunstlos und roh, von nur unvollkommen behauenen Granitplatten. — Was ihn hierher getrieben, wußte Titze selber nicht, aber als er sich an dem finstern, unheimlichen Orte angelangt sah, schien ihm das Ziel seiner Wanderung erreicht. Erschöpft setzte er sich auf einen der steinernen Sitze, und starrte hinaus in den dunkeln Umkreis der Nacht. Das dumpfe melancholische Rauschen der Kiefernwipfel summte eintönig über ihm, aber es schien ihn zu beruhigen. Das Chaos seiner Gedanken zertheilte und klärte sich, und je länger er saß, desto größere Ruhe und Stille kam über ihn. — „Ich verzeihe Dir, Vater, daß Du mich in tiefster Verwahrlosung hast aufwachsen lassen!“ dachte er. „Du wußtest es nicht besser, und glaubtest Recht zu thun. Aber wie ich lebte, darf und kann ich nicht fortleben. Das Haus meiner Väter ist verarmt, ist mir eine Einöde geworden. Ich habe Nichts als mich selbst, und weiß nun, daß meine Kräfte dem Vaterlande gehören. Du hast mir nie gesagt, was das Vaterland bedeutet. Aber sie hat es mir eröffnet, sie, zu der Du mich durch ein verworfenes Gelübde hingetrieben!“

„Und der Schwur muß doch erfüllt werden!“ rief plötzlich eine Stimme, die aus der Gruft hervorzudringen schien. Titze fuhr auf, und bemerkte eine Gestalt, die auf der Steinplatte an der andern Seite der Thür saß. „Wer spricht da!“ rief er, auf die Gestalt zuschreitend. — „Nu! ich bin's, Junker!“ entgegnete der Andere. „Wenn der Junker laut vor sich hinredet, so —“

„Wolf! Was hast Du hier zu suchen?“

Wolf gab darauf nicht gleich Antwort, sein Herr mußte die Frage wiederholen. „Ich weiß, was der Junker heut vorgehabt,“ sagte er endlich, „denn ich hab's von Weitem mit angesehen. Und da war mir's, als müßt ich's dem Gestrengen da unten klagen gehn, daß der Junker sich von einem Weibsbild an der Nase herumführen läßt!“

„So bist Du mir nachgegangen? Was gehen Dich meine Wege an?“

„Weil ich weiß, daß der Junker mit seinem Schwur nicht zurechtkommt, weil ich ihm helfen wollte, wenn —“

„Hund! Bestie!“ schrie Titze außer sich, indem er Wolf an der Brust packte und schüttelte. „Untersteh Dich noch einmal, mich an die schmachvolle Stunde zu mahnen, und ich schlage Dich zu Boden! Hier vor der Gruft des Vaters schwör' ich ihn ab, den Schwur, wie ich mein ganzes vergangenes Leben abschwöre! Ich will verflucht sein, wenn ich jemals anders, als mit Scham und Reue daran denke!“

Dröhnend brachte der Schall den Ton der Wort aus dem vergitterten Gewölbe zurück. Wolf schauderte, er begriff seinen Herrn nicht, denn er begriff nur, daß der Wille des alten Herrn erfüllt werden müsse, und hatte in seiner rohen Brust kein sittliches Gefühl für den Abscheu vor der That. — Titze aber verließ mit raschen Schritten den Kirchhof, und eilte nach Hause. Wolf folgte ihm von Weitem.

Als der junge Crixen an den Saum des Waldes gelangte, sprang ein Bauerbursche, ein früherer Spielkammrad von ihm, aus dem Gebüsch, und hielt ihn am Arme fest. „Junker!“ rief der Bursche halblaut, „geht nicht nach Hause! Sie lauern Euch auf, macht, daß Ihr wegkommt!“

„Wer lauert mir auf?“ fragte Titze erstaunt.

„Gensdarmen zu Pferde halten Euer Haus besetzt, und andere sind im Walde versteckt —“

„Nun? Und was wollen die von mir?“

„Wegführen wollen sie Euch, auf die Festung!“

„Unsinn!“

„Ich sag's Euch, Junker! Macht, daß Ihr wegkommt, es ist nicht sicher hier!“

„Wer hat Dir diese Thorheiten in den Kopf gesetzt?“ rief Titze. „Sind Gensdarmen in meinem Hause, so will ich mir meine Gäste ansehen. Sie zu bewirthen wird Nichts da sein!“ — Ohne sich aufhalten zu lassen, schritt er vorwärts. Wolf aber, der inzwischen nachgekommen war, ließ sich von dem Burschen die Gefahr erzählen, und die abenteuerlichsten Vermuthungen kreuzten sich durch seinen Kopf. — Der Warner hatte Recht gehabt. Kaum war Titze hundert Schritte gegangen, als ihm ein lautes Halt! zugerufen wurde. Sofort ertönte ein helles Pfeifen durch den Wald, welches von mehrern Seiten beantwortet ward. Gleich darauf sah sich Titze von einem halben Dutzend waffenklirrender Gestalten umgeben. „Sind Sie der junge Herr von Crixen?“ fragte eine Stimme. — „Der bin ich! Was soll die Frage und dieses Auflauern?“ entgegnete der Gefragte mit stolzem Ton. — „Sie sind unser Gefangener, und werden wohl thun, sich in Gutem zu ergeben, da jede Widersetzlichkeit Ihre Sache nur verschlimmern kann.“

„Gefangener, ich? Wie komm' ich dazu?“

„Wir sind nicht beauftragt, uns auf Erklärungen einzulassen.“

„Was aber habe ich verbrochen — ?“

„Herr von Crixen, Sie werden es wissen — und kurz und gut, Sie sollen wegen geheimer politischer Umtriebe auf die Festung Spandau geführt werden.“

„Was? Ich politische Umtriebe? Nun, wahrlich ich wünschte, ich hätte es gethan, so hätte ich doch Etwas gethan, womit ich zufrieden sein könnte!“

Unter diesem Gespräch war Titze, umgeben von seinem Gefolge, nach Crixen gekommen. Auf dem Platze vor dem Hause entfaltete sich ein kriegerisches Bild. In der Mitte loderte ein Reisigfeuer hoch auf, und warf seinen flackernden Schein auf das alte Gemäuer, auf den Umkreis der Baumstämme, und auf eine Menge blanker Waffen und Reiterhelme. Ein Gensdarmeriecorps von etwa dreißig Mann harrte aufgesessen des Ankömmlings, während die Pferde derer, welche dem Gefangenen zu Fuß aufgespürt hatten, vor der Thür angebunden standen. — „Das sind viel Umstände um meinetwillen!“ sagte Titze zu seinem Begleiter, den er jetzt als den Officier des Corps erkannte. „Haben Sie im Hause noch Etwas zu besorgen,“ nahm der Officier das Wort, „so bitte ich, daß Sie sich beeilen, denn ich muß Sie noch vor Tagesanbruch in Spandau abliefern.“

„Eilt es so sehr? Da muß ich sehr gefährlich sein! Haben Sie das Haus verschlossen?“

„Richtig! Es war um Ihrer Leute willen, die ich nicht fortlassen durfte.“

Gefolgt von seiner Wache trat Titze in das Haus. Die alte Schaffnerin und zwei Knechte, sein ganzer Hausstand, kamen ihm mit Geberden der Bestürzung entgegen. „Ich muß Euch aus meinen Diensten entlassen, da ich selbst aus dem Hause geführt werde,“ sagte er zu ihnen. „Ich kann Euch Nichts mehr geben, drum nehmt Euch zum Lohne oder Andenken irgend Etwas, das Euch gefällt. Du, Alte, schließest das Haus zu, und bringst den Schlüssel nach Sophienthal. Wo ist Wolf?“

Wolf hatte wuthentbrannt den Versuch machen wollen, die Bewohner des Dorfes zu Hilfe zu rufen. Aber die Vorstellungen des Bauerburschen, der Anblick der Menge von Bewaffneten, vor Allem aber die Unmöglichkeit, aus dem entfernten Dorfe eine genügend schnelle Hilfe bringen zu können, brachten ihn davon ab. In verzweifelndem Zorne stürzte er in das Haus. — „Herr!“ rief er, „das lassen wir uns gefallen in unserm Hause? —“

„Ich hätt' es doch verlassen,“ entgegnete Titze mit Ruhe. „Ich hab' hier Nichts mehr zu thun.“ — „Nein!“ schrie Wolf, „und eher soll man mich todtschlagen, ehe ich Euch so herausführen lasse!“

„Sind Sie bereit, Herr von Crixen?“ fragte der Officier. „Ihr Pferd habe ich satteln lassen.“

„Ich bin bereit. Wolf, bleib bei der Alten da, so lange sie im Hause ist. Nimm Dir aus dem Gewehrschrank — oder was Du sonst willst, und mach es zu Gelde, damit Du leben kannst. Ich denke, wir sehen uns wieder!“

Er wandte sich, um das Zimmer zu verlassen. Wolf aber sprang in die Thür, und stemmte sich mit beiden Armen fest, den Ausgang versperrend. „Bringt den Menschen bei Seite!“ rief der Officier. Zwei Gensdarmen faßten ihn an. Aber wüthend schlug Wolf dem Ersten mit geballter Faust in's Gesicht, daß demselben ein Blutstrom über den Bart rann. — „Bindet ihn!“ herrschte der Officier, während Titze den wie rasend um sich her Schlagenden vergeblich zur Ruhe mahnte. Wolf mußte der Uebermacht weichen, man band ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, um ihn mit seinem Herrn hinwegzuführen. Gleich darauf wurde Titze's Pferd vorgeführt. Er bestieg es, und nickte der in der Thür heulenden und händeringenden alten Haushälterin den Abschied zu. Noch einen Blick warf er auf das dunkle Gebäude, und dann ging es fort, inmitten des durch den Wald klirrenden und dröhnenden Reiterhaufens. — Er wußte nicht, was ihm diese Ruhe und Gelassenheit gab. Fast empfand er es wie eine Wohlthat, daß irgend ein Ereigniß neu und von außen her bestimmend in sein Leben trat. Nicht mit der Betrübniß eines Gefangnen ritt er dahin, nein, mit einem gewissen Behagen an dem umfassenden berittenen Gefolge. Und so beantwortete er einige Fragen des Officiers frischweg, und war bald in lebhaftem, ganz außerhalb des executiven Bereichs liegenden Gespräch mit ihm. Dem letztern war die Stimmung seines Gefangenen sehr erwünscht. Denn man hatte ihn auf eine heftige Widersetzlichkeit, vielleicht auch auf Widerstand von Seiten des Landvolks vorbereitet, wobei es nicht ohne Kampf und eine größere Anzahl von Gefangenen abgehen dürfte. Aus diesem Grunde war ihm eine so große Anzahl Berittener mitgegeben worden. — — —

Titze von Crixen war nicht der Einzige, der um diese Zeit auf die Festung wandern mußte. Mit oder ohne Grund wurden viele Hunderte durch die Einflüsterungen feiler, bestochener Beamten rasch und heimlich abgeführt. War nun gar ein Franzose der Angeber, so bedurfte es keiner Untersuchung, und, gleichviel ob wirkliche patriotische Bestrebungen eine Person gefährlich machten, oder ob Verdacht, Haß, Rache, die Beweggründe waren, das Opfer wurde sofort in der Stille beseitigt. So füllten sich die Festungen in nie gesehener Weise, und bei der förmlichen Besatzung von Gefangenen war es unmöglich, sie völlig von einander abzuschließen. Männer, die ihre echte und wahre Vaterlandsliebe hier abbüßen sollten, fanden Gelegenheit, sich ihren Schicksalsgenossen mitzutheilen, und so wurden Kerker und Bande der Schauplatz um so glühendern Franzosenhasses und sorgsam gehüteter Freiheitspläne. —

Aber nicht allein hinter den Wällen der Festungen, in ganz Deutschland flammte der Haß gegen die Tyrannei der Fremdherrschaft immer furchtbarer auf, und es war nicht mehr möglich, ihn im Stillen umherzutragen. Alle Diejenigen, welche in ihrem glühenden Drange sich zur Befreiung des Vaterlandes vereinigten, wurden in den gemeinsamen Namen des „Tugendbundes“ zusammengefaßt. Dieser Bund, der, ohne äußere Erkennungszeichen, nur in der gleichen Gesinnung und den gleichen Wünschen bestand, umfaßte Millionen von Mitgliedern, und wuchs mit jedem Tage. Und auch seine Hoffnungen wuchsen und reiften heran. Jene furchtbaren Schlachten bei Smolensk, bei Borodino, der Brand von Moskau, und der Armeen vernichtende Uebergang über die Beresina, welche in den Monaten August bis zum November hintereinander folgten, kündeten von Niederlagen über Niederlagen des französischen Unterdrückers, bis endlich, durch Schnee und Frost von Osten hergejagt, der große Kaiser mit seinem aufgeriebenen Heere nach Paris zurückfloh. — Schon lange hatten Männer wie Stein, Scharnhorst, York, Gneisenau, Blücher, deren Namen ewig der Stolz der deutschen Nation bleiben werden, das Werk der Befreiung vorbereitet, und jetzt standen Rußland und Preußen im Bunde gegen Frankreich. Noch war der Krieg nicht erklärt, als aber der König von Preußen zu Ende des Januar 1813 plötzlich nach Breslau, dem Hauptsammelplatz der Patrioten abreiste, sah die allgemeine Begeisterung der Kriegserklärung mit Bestimmtheit entgegen. Alles eilte nach Breslau, die Universitäten begannen schon sich zu leeren, die Jünglinge verließen die Hörsäle und ließen ihre Namen in die Listen des Krieges einreihen. Man nannte dies zum Schein in Breslau „immatriculiren.“

Sechstes Capitel.

Eines Nachmittags in den ersten Tagen des Februar saß Gräfin Natalie in ihrem Zimmer, und neben ihr ihre Schwägerin Clara. Die Lampe stand auf dem Tische, denn der Februartag war schon um vier Uhr zu Ende gegangen. Natalie trug ein einfaches Hauskleid, geringer als man es früher an ihr gesehen haben würde. Beide Freundinnen waren mit Handarbeiten beschäftigt, und scheuten sich nicht, ihre zartgewöhnten Hände an die gröbsten Stoffe zu wagen. Sie hatten in Berlin einen Verein der Frauen gestiftet, der sich anheischig machte, zu nähen, zu stricken, Charpie zu zupfen, Binden und Bandagen zu fertigen, kurz alles Nöthige zu den großen Feldlazarethen herzustellen. So standen denn Schachteln und Körbe voll Linnen und Wollenzeug umher, die heute abgeliefert worden waren. Natalie legte die Arbeit bei Seite, und nahm einen Bleistift, um die Sendungen zu überzählen und zu notiren. Clara dagegen zog einen Brief aus der Tasche, um ihn nochmals durchzulesen. — „Wie gut, wie tröstend und liebevoll mein Karl schreibt!“ sagte sie nach einer Weile. „Nein, ich werde ihm das Herz nicht schwer machen! Ihn ruft eine große, heilige Pflicht! Er soll in Breslau bleiben, soll ganz seinem edeln Drange für das Vaterland folgen. Meine Angst, meine Sorgen werde ich für mich behalten.“

Natalie rückte näher zu ihr, und legte ihren Arm um Clara's Schulter. „Du hast einen braven Gatten,“ sagte sie. „Du hast seit Monaten sein Abbild in Deinem Kinde — Du bist trotz aller Sorgen ein glückliches Weib! —“ Natalie seufzte nicht, sie lächelte eher, in ihrem Antlitze lag eine schöne, hohe Ruhe. Clara drückte ihr leise die Hand, während Natalie das Haupt auf den Arm stützte. Wie ganz anders war ihr Leben geworden! Der Gesellschaftsglanz, noch im vorigen Winter ihre Lust, war ihr jetzt gleichgültig oder lästig. Sie hatte ernstere Blicke in's Leben gethan, sie sah Vieles, das ihr sonst schön däuchte, des bunten Flitters entkleidet, in seiner wahren Gestalt. Ueber den Marquis konnte sie sich nicht mehr täuschen. Sie sah seinen täglich wachsenden Uebermuth, die Verachtung, mit der er das, was ihr groß und heilig geworden war, bespöttelte; die Willkür, mit der er ihren Vater beherrschte, ja, sie durchschaute auch seine Pläne in Betreff ihrer selbst. Daß ihres Vaters Angelegenheiten äußerst bedrohlich standen, wußte sie, und so auch durch seine eigenen Andeutungen, daß ihre Hand die Bedingung sei, unter welcher der Marquis den Kriegsrath dem Verderben entreißen wolle. Sie war fest entschlossen, jeder Gefahr zu trotzen. Zu einem niedrigen Opfer fühlte sie zu groß, und wollte lieber in Dürftigkeit ihres Vaters Unterhalt verdienen, als feige die Hand eines Retters ergreifen, den sie verachtete. — Doch in diese Gedanken drängte sich oft genug eine Sorge anderer Art. Die Gefangennehmung Titze's war ihr nicht unbekannt geblieben, und sie konnte nicht umhin, oft nach den Wällen und Eisenriegeln der Festung hinüberzudenken. Sie erwähnte des Gefangnen selbst gegen Clara niemals. In welcher Weise hätte sie es auch thun sollen? Hatte sie selbst doch weder Wünsche noch Hoffnungen, sondern nur zuweilen eine Frage an das Schicksal, warum so viel Kraft, Schönheit und Gemüth in roher Entwicklungslosigkeit erstarren müsse?

Clara wußte jedoch auch ohne Bekenntnisse, was in ihrer Freundin vorging. Und als Beide eine Weile geschwiegen hatten, war die junge Frau überzeugt, daß sie nichts Unvermitteltes vorbringe, als sie begann: „Glaube mir, auch die Thore der Festungen werden sich aufthun, und die Eingekerkerten der Freiheit wiedergeben!“

„Wie aber wird die Gefangenschaft auf sie gewirkt haben?“ meinte Natalie.

Clara streichelte ihre Hand, und sagte lächelnd: „Auf Einen, meinst Du?“

„Leider denk' ich's! Monate sind nutzlos vergangen! Clara — ich weiß es jetzt mit Bestimmtheit, daß es der Marquis war, der Crixen's Gefangennehmung befahl, und daß mein Vater zu der neuen unwürdigen That hat seine Hand bieten müssen. Wie wird das enden! Er ist doch mein Vater!“ — In diesem Augenblick wurde heftig an die Thür gepocht. Die Freundinnen hatten sich eingeschlossen, und Natalie fragte, wer da sei. Die Stimme des Kriegsraths antwortete. Natalie öffnete, und ließ ihren Vater ein. Er warf einen kurzen Blick über die vielerlei Körbe und aufgeschichteten Zeuge. Der Anblick war ihm nicht unangenehm, er betrachtete die Thätigkeit seiner Tochter wie einen letzten Rettungsanker, auf der Fluth seiner Aengste und Sorgen. „Mein Kind,“ begann er, „Lacroix ist da, und will Dich sprechen. Ich komme selbst, um es Dir zu sagen, Du weißt, um was es sich handelt.“

„Ich weiß es, lieber Vater, und werde ihm keine Unterredung mehr gewähren. Die Frechheit dieses Menschen übersteigt alle Grenzen! Er weiß, wie sehr ich ihn verachte —“

„Du weißt auch, Natalie,“ unterbrach sie der Kriegsrath, „was in Betreff Deiner Familie in Deiner Hand liegt!“

„Und Du kannst mir nach all meinen Erklärungen noch zumuthen, mich an einen Feind des Vaterlandes und an einen Nichtswürdigen wegzuwerfen?“

„Natalie! Natalie! Und dennoch hast Du Unrecht! Hör' ihn wenigstens an, sprich kein letztes Wort, such' ihn hinzuhalten! Komm, mein Kind, ich bitte Dich darum!“

Natalie schüttelte ruhig den Kopf. „In einer Viertelstunde fahre ich in's Theater,“ sagte sie.

„Heut? Nein, nein! Die Jungfrau von Orleans willst Du sehen? Ein andermal, Natalie —“

„Heut, lieber Vater, heut!“

„Aber Kind —! Sieh, ich vermuthe, der Theaterabend wird nicht ohne Störung zu Ende gehen, man wird an gewissen Stellen Demonstrationen machen —“

„Sehr möglich! Und ich will dort gesehen werden, aller Welt will ich meine Gesinnung zeigen. Ich habe mich Niemand zu verbergen!“

Der Kriegsrath schwieg einen Augenblick. „Wie Du willst!“ rief er darauf mit Kälte. „Ich kann aber nicht hindern, daß der Marquis Dich in's Schauspiel begleitet!“ — Er verließ das Zimmer. Natalie war unangenehm überrascht. Indessen faßte sie sich bald. „So mag er denn an meiner Seite anhören, wie sein Reich zu Ende ist!“ sagte sie. — Die Gräfin wechselte schnell ihren Anzug, aber auch nur, um wieder in bescheidenstem Kleide zu erscheinen. Keinen Schmuck, kein übliches Putzstück legte sie an. Sie wollte in einfachstem Costüm in der ersten Reihe der Logen gesehen werden, wo sie einst in prahlendem Glanze der Pariser Mode gesessen hatte. So war es jetzt unter den durch sie verbündeten Frauen üblich. Bald darauf fuhr sie in Gesellschaft des Marquis nach dem Schauspielhause. — Herr von Lacroix war übel dran neben der Gräfin. Ein anderer Freier wäre längst zurückgetreten, der Marquis aber ließ sich nicht vertreiben. Sie behandelte ihn mit Kälte, mit Nichtachtung, ja mit Wegwerfung, er wußte längst, daß sie ihm freiwillig ihre Hand nicht reichen werde. Auch war ihm die Freierei längst langweilig geworden, da sie zu keinem Ziele führte, und eine Verheirathung mit Natalien nicht eigentlich in seinem Plane gelegen hatte. Trotzdem, daß ihre Schönheit ihn doch immer wieder fesselte, war es mehr ein Gefühl der Rache, das in ihm lebte. Er wollte sie peinigen, wollte sie quälen und ängstigen. In seiner Galanterie lag mehr Hohn und Spott, als Artigkeit. So ungünstig auch die politische Atmosphäre für ihn wurde, er hoffte dennoch, da er den Vater in Händen hatte, die Verhältnisse dahin zu bringen, daß Natalie in letzter Verzweiflung ihm die Hand reichte. Wäre sie erst seine Frau, dachte er, so ginge sie ihn ja Nichts mehr an! Aber seine französische Philosophie und Frauenkenntniß schien hier doch scheitern zu wollen. — Das Schauspielhaus war bis auf den letzten Platz angefüllt. Das Vorspiel in Dom Remi begann, und der schöne ideale Schwung der Schiller'schen Verse brachte die Zuhörer sofort in gehobene Stimmung. Johanna wird durch die Ankunft Raimond's und seine Erzählung aus ihrem Traume geweckt. Sie entreißt ihm den Helm, und bricht mit begeistertem Sehertone in hohe Siegesverheißungen aus:

„Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volks?“

Da war's, als wollte das Haus zusammenbrechen in schallendem Beifallsruf, und kaum konnte Johanna die Rede wieder gewinnen. Endlich ward es still, und sie fuhr fort:

„Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn?
— — —
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?"

Und wiederum ein jauchzender Beifallsruf, ein donnerndes Echo all der Empfindungen, die Jeder in der Brust nährte, und die die Poesie zu Sprüchen ewiger Schönheit verklärt hatte. Die Scene war nicht mehr Frankreich, die Zeit nicht mehr das fünfzehnte Jahrhundert, der Schauplatz war Berlin, die Zeit die Gegenwart. Prächtig, begeisternd, klangreich ging Scene um Scene vorüber. Es überrieselte die Zuhörer bei all jenen patriotischen Glanzstellen, man empfand sie wie Andacht, als prophetische Verkündigungen einer ereignißreichen nächsten Zukunft. Heut schien vom Parterre bis hinauf zur letzten Galerie das Publicum in seinen Gefühlen einig, die höchste Begeisterung hatte zwischen Hoch und Niedrig das Band nationaler Brüderlichkeit erschaffen, die Fremdesten begrüßten sich wie nächste Freunde, und persönlich Verfeindete vergaßen ihren Groll, und schlossen sich an einander. So vergingen unter athemlos lauschender Stille und donnerähnlichem Jubel die ersten Acte. —

Dem Marquis war diese Stimmung im höchsten Grade fatal. Zwar hatte er etwas Aehnliches vorausgesehen, und schon am Morgen Alles in Bewegung gesetzt, um die Aufführung des Stückes zu verbieten. Doch mußte er erfahren, daß ein Befehl der französischen Gesandtschaft seit einigen Wochen nicht mehr unbedingt befolgt wurde. Die nationale Stimme verlangte nach langer Unterdrückung einmal einen Ausdruck öffentlicher Kundgebung. — So saß denn Herr von Lacroix mit lächelnder Unbefangenheit neben Natalien. Schon im Vorspiel versuchte er eine laute Unterhaltung anzuknüpfen, wurde aber von allen Seiten zur Ruhe gerufen. Gähnend trommelte er mit den Fingern, oder betrachtete das Publicum durch das Opernglas. Plötzlich fuhr er zusammen, und ein Gefühl eisigen Ingrimms durchzuckte ihn. Er hatte sich nicht geirrt. Im Parterre ragte die Gestalt seines Feindes Titze von Crixen hervor, und sah in diesem Augenblick mit durchdringendem Blick zu der Loge hinauf, in welcher Natalie und der Marquis saßen. Wie war er von der Festung entkommen? Wußte Natalie, daß sie ihn hier sehen würde? War sie im Einverständniß? — Einige Minuten lang verlor der Marquis beinahe die Fassung. Alle seine Pläne scheiterten; in der großen Welt, wie in Privatkreisen schien sich Alles gegen ihn zu verschwören. Indessen gewann er seine Ruhe wieder, und nach Beendigung des dritten Actes wendete er sich mit malitiösem Lächeln an Natalien: „Warum sagten Sie mir nicht gleich, Gräfin," begann er, „daß Sie heut alte Bekanntschaften hier erneuern wollten?" Natalie verstand ihn nicht, und wandte sich, um eine Antwort zu vermeiden, zu einer Nachbarin. Da aber erblickte auch sie Titze, und ein freudiger Schreck durchfuhr sie. Titze grüßte mit strahlendem Gesicht herauf, sie konnte nicht umhin, den Gruß zu erwiedern.

„Wie er nur losgekommen sein mag?" fuhr der Marquis mit lächelnder Gleichgültigkeit fort. „Hat er nicht im Zuchthause gesessen, Ihr junger Freund?"

„Dahin vermochten Sie ihn nicht zu bringen, allmächtiger Herr Gesandtschaftsattaché!" entgegnete Natalie mit Hohn. „Er war, wo die Besten seiner Nation für ihren Patriotismus gelitten haben! —"

Der vierte Act begann, aber um Nataliens Aufmerksamkeit war es geschehen, und selbst ihre Augen verliefen sich fast unwillkürlich in das Parterre. Titze that sich unter den Beifallklatschenden und Rufenden hervor, sein Gesicht war geröthet, seine Augen brannten in fanatischer Gluth. — Kaum war der vierte Act zu Ende, als sich unter dem Publicum eine merkliche Bewegung verrieth. Es gingen Zeitungsblätter umher, an einigen Orten ertönte Jubelgeschrei, an andern rief man: „Ruhe!" Von der Galerie jauchzten Flüche gegen die Franzosen, es war wie die Stimmung eines Aufruhrs. Da hörte man auf mehrern Seiten die Worte: „Vorlesen! Vorlesen!"

Eine hohe Jünglingsgestalt sprang im Parterre auf die Brüstung, und las mit lauttönender Stimme aus dem Zeitungsblatte den eben erschienenen Aufruf des Königs vom 3. Februar. An alle Preußen vom siebzehnten bis zum vierundzwanzigsten Jahre erging der Ruf zu den Waffen, und somit, wenn es gleich nicht ausdrücklich ausgesprochen war, zur Befreiung des Vaterlandes. — Unbeschreiblich war der Eindruck dieses Ereignisses, hier, wo die männlich begeisternde Mahnung Schiller's bereits vorgearbeitet hatte. Ein nicht enden wollender Jubel wurde laut. Alles hatte sich erhoben, Männer und Jünglinge stürzten einander in die Arme, Frauen und Jungfrauen wehten mit Tüchern, bis endlich das verworrene Getöse in ein tausendstimmiges Lebehoch auf den König überging. —

Aber wer war der wunderschöne junge Mann, der das Manifest vorlas? flüsterte man in den Logen umher. Auch Natalie hörte die Frage, aber sie gab keine Antwort. Sie war von den Frauen vielleicht die einzige, die jene Stimme schon gehört hatte, aber sie mochte Niemand den Namen sagen. Sie hatte den Blick aufgefangen, den Titze, nachdem er das Manifest vorgelesen, zu ihr hinaufgeschickt, und in dem sie die Worte zu erkennen glaubte: „Du weißt, daß ich dem Rufe meines Königs folge!“

Das Schauspiel schien für eine halbe Stunde vergessen zu sein, die Klingel konnte sich kaum Gehör verschaffen. Endlich ging der Vorhang auf. Der Marquis war in der unbehaglichsten Stimmung, und hielt es für seine Pflicht, jetzt, da auf dem Gesandtschaftsbureau wichtige Nachrichten seiner harren mußten, das Haus zu verlassen. Doch konnte es ihm als Feigheit ausgelegt werden, so dachte er, wenn er sich jetzt davonmachte, und so blieb er denn, immer lächelnd und lorgnettirend in seiner Loge zurückgelehnt sitzen.

Das Stück ging unter aufgeregtem Beifall zu Ende, und der Strom der doppelt beglückten Zuhörer ergoß sich in's Freie. Natalie nahm den Arm des Marquis nicht an, sondern eilte mit einem leichten Kopfnicken vor ihm her. Vor den Thüren war ein entsetzliches Gedränge, und es schien, als gafften hundert neugierige Augen grade Natalien und ihren Begleiter an. Der Wagen harrte schon, und an dem geöffneten Schlage stand — Titze von Crixen. Ohne Umstände half Titze Natalien hinein, und als der Marquis, der ihm wie einem Bedienten zurief, seinen entfallenen Hut aufzuheben, ihr folgen wollte, schob er ihn kurz bei Seite, und sprang selbst zu Natalien in den Wagen. Kutscher und Bedienter schienen im Einverständniß gegen den Franzosen zu sein, der Wagen rollte davon, und der Marquis suchte mit einem Fluche seinen Hut.

„Fürchten Sie Nichts!“ sagte Titze, „ich wollte Sie heut noch sprechen, und wußte keinen andern Weg dazu!“ — Diese verwegene Art, sich eine Unterredung zu erzwingen, erschien dem jungen Tollkopf als die allernatürlichste, und Natalie war selbst viel zu aufgeregt, als daß sie dieselbe zum Gegenstande besonderer Auseinandersetzungen hätte machen sollen. Auch ließ ihr Titze keine Zeit dazu. „Wissen Sie, woher ich komme?“ fragte er. — „Von der Festung? Aber wie kamen Sie in Freiheit?“

„Weiß ich doch nicht einmal, warum ich gefangen genommen wurde! Kurz, vorgestern zu Nacht wurde mir eröffnet, ich sei frei, und könne nach Hause gehen. Heimlich eingesteckt und heimlich wieder herausgelassen! Und wie man dazu kommt, wird Einem nicht gesagt. Aber nach Hause gehe ich nicht wieder. Ich habe mehr zu thun, als im Walde zu sitzen. Wissen Sie, wo ich hin gehe?“

„Nach Breslau?“

„Richtig! Ihren Bruder will ich sprechen, denn von ihm hab' ich viel gehört. Er soll mir einen Platz anweisen, wo ich meinem Vaterlande nützen kann!“

„Und das wollen Sie?“

„Ja, Natalie, ich habe gelernt, daß das Vaterland zu den theuersten und heiligsten Angelegenheiten des Mannes gehört. Doch davon später. Natalie — der Wagen muß sogleich halten — lassen Sie mich nur noch einmal mit Ihnen sprechen! Drei Tage muß ich in Berlin bleiben. Ihr Bedienter weiß meine Wohnung. Versprechen Sie mir's!“ — „Es soll geschehen!“ sagte Natalie. Mit Heftigkeit ergriff er ihre Hand und drückte sie an die Lippen, und Natalie, erregt von den Ereignissen des Abends, und überrascht durch die Situation, versah es, ihm dieselbe zu entziehen. — Schon hatte der Wagen die kurze Strecke vom Schauspielhause bis nach der Behrenstraße zurückgelegt, und hielt vor dem Hause des Kriegsraths. Titze öffnete den Schlag, sprang hinaus, flüsterte dem alten Diener ein paar Worte zu, und eilte mit einem raschen Gruße davon.

Natalie mußte einige Augenblicke auf den steinernen Stufen vor der Thür stehen bleiben, um sich zu erholen. Sie war erschrocken, sie bebte an allen Gliedern, und doch empfand sie eine hohe, beglückende Freude. Der Bediente, ein alter, treuer Diener des Hauses, stand neben ihr. — „Ludwig,“ sagte sie, „was fiel Dir ein, daß Du Herrn von Crixen in den Wagen ließest, und ohne den Marquis mit uns abfuhrst?“ — „Auch wir draußen haben's in der Zeitung gelesen, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Ludwig, „daß mit Gottes Hülfe die Franzosenwirthschaft zu Ende ist! Und da standen die übrigen Bedienten vor dem Schauspielhause um mich herum, und redeten schlecht über uns, daß in unserm Hause eine wahre Herberge für die Feinde wäre. Aber ich weiß, daß das gnädige Fräulein den Marquis nicht mag, und Gott weiß, wenn der Herr von Crixen den Marquis nicht bei Seite geschoben, ich hätt' es selber gethan! Denn das gnädige Fräulein hat es wohl nicht bemerkt, es war ein schreckliches Gedränge um unsern Wagen, und wenn wir nicht rasch abgefahren wären —“

„Es ist gut, es ist gut!“ unterbrach ihn Natalie, und eilte die Treppe hinauf. Rasch trat sie in Clara's Zimmer, warf Hut und Mantel ab, und erzählte mit fliegender Hast die Ereignisse des Abends. Die Freundinnen lagen einander in überströmender Freude in

den Armen. Natalie wollte den alten Diener ausschicken, das inhaltsschwere Zeitungsblatt aufzutreiben. Er hatte es bei sich und gab es ihr. Nochmals lasen beide den Aufruf des Königs, und eine Stunde hoffnungsreichen Gespräches knüpfte sich daran. Elf Uhr war vorüber, als Ludwig nochmals leise in das Zimmer der Damen trat. „Ich muß stören!“ sagte er mit bedenklichem Gesicht. „Mir ahnt etwas Schlimmes! Der Herr Marquis kam in's Haus gestürzt, wie wahnsinnig — er ist beim Herrn Grafen! Hören Sie nur um Gotteswillen den Lärm, den er drinnen macht!“

Natalie und Clara folgten dem Alten durch den Corridor, bis vor des Kriegsraths Arbeitszimmer. Mit pochenden Herzen standen alle drei, und lauschten. Der Marquis schien förmlich zu wüthen, er drohte und schrie, der feine, glatte Hofmann schien in ein wildes Thier verwandelt. Dazwischen tönte die bittende Stimme des Kriegsraths, seiner zu schonen, er habe ja Alles gethan, was in seinen Kräften stehe!

„Ich hole die Polizei!“ rief Ludwig halblaut. Natalie hielt ihn am Arme, und hieß ihn bleiben. — „Ich habe mich vom Pöbel müssen auslachen lassen!“ (hörte man den Marquis schreien) „und stand allein auf der Straße, dem Spott einer frech gewordenen Volkscanaille gegenüber! Auch das war Ihre Veranstaltung! Und Sie sollen mir für alle Beleidigungen, die ich in diesem nichtswürdigen Lande, das ich anspeie, erduldet, Sie sollen mir büßen!“

„Um Alles in der Welt, bester Marquis!“ rief der Kriegsrath dazwischen, „was kann ich dafür?“

„Haben Sie nicht den Burschen, Titze von Crixen genannt, aus der Festung entkommen lassen? Ich hatte Ihnen befohlen, ihn für alle Zeit zu beseitigen, denn ich dulde ihn nicht in meinem Wege! Aber Sie wollten sich sichern, der Mensch war Ihnen, als gelegentliche Aushülfe, zum Schwiegersohn gut genug! Nehmen Sie ihn! Ihre Tochter, die alberne Person, verdient keinen Bessern, und ich habe die Komödie mit ihr satt! Aber denken Sie nicht, Herr Spion, daß ich ohne Vergeltung diese Winkelresidenz verlasse. Ich habe meine Rache! Die doppelte Rolle, die Sie gespielt haben, bricht Ihnen noch heute den Hals!“

Die Thür ward aufgerissen, der Marquis stürzte heraus. Die Damen hatten keine Zeit, sich zurückzuziehen, Herr von Lacroix mußte sie bemerken. „Haha! Guten Abend, schöne Damen!“ rief er. „Wohl bekomme Ihnen der Patriotismus!“ Gleich einem Tollen flog er die Treppe hinunter und aus dem Hause. — Natalie schritt in das Zimmer ihres Vaters. Der Graf lag halb ohnmächtig im Lehnstuhl. „Vater!“ rief sie, „was ist noch zu thun, um einen Eclat abzuwenden?“

„Nichts!“ ächzte der Kriegsrath. „Er hat mich völlig in der Hand!“

„Ich weiß es! Was glaubst Du, das geschehen werde?“

„O mein Himmel! Schimpfliche Absetzung — Festung — vielleicht gar —“

„Hast Du keinen Freund, der Dich retten kann? Kann ich dem Marquis zuvorkommen, wenn ich sofort zum Minister gehe?“

„Nein, nein! Flucht ist das Einzige, was mich persönlich rettet — und zwar noch in dieser Nacht!“

„Flucht? Wohin?“ — Ein kühner Gedanke stieg Natalien auf. Die Noth gab ihn ihr ein, das Vertrauen auf ihre eigene Kraft befestigte ihn. „Halt — ich weiß!“ rief sie. „Willst Du Dich mir ganz anvertrauen? Ich weiß einen Weg, der Dich für die ersten Wochen sichert.“

„Du? Was kannst Du — ? Aber rede!“

„Laß Keinen Etwas erfahren, daß Du aus dem Hause gehst! Ich hole nur ein Tuch, wir steigen die Hintertreppe hinab. Draußen sollst Du erfahren, wohin ich Dich führe!“

Natalie flog hinaus. Der Kriegsrath packte hastig, mit zitternden Händen seine Brieftasche voll. Ludwig trat ein, und legte, ohne ein Wort zu sagen, des Grafen Hut und Mantel auf den Stuhl, worauf er im Corridor die Lampen auslöschte. — Fünf Minuten darauf traten zwei Gestalten aus der Hinterthür des Hauses, und schritten, eng aneinander geschlossen, die finstere Gasse entlang.

Siebentes Capitel.

In der Frankfurter Straße, einer Gegend Berlins, die im Jahre 1813 an Ländlichkeit mit jeder Vorstadt eines Provinzialstädtchens wetteifern konnte, stand ein Wirthshaus von jener Gattung, welche aufzusuchen man auch nicht in eine Residenz zu gehen braucht. Es war ein Mittelding zwischen Spelunke, Herberge und Ausspannung. Fuhrleute pflegten hier einzukehren. Ein breiter Thorweg führte in einen geräumigen Hof, der mit seinen Ställen und Scheunen wie eine Landwirthschaft aussah. Vor der Thür dieses Hauses „zum blauen Rade“ standen Frachtwagen und Pferdekrippen, lag immer halbverfaultes Stroh, war das Steinpflaster stets aufgerissen, und brannte des Nachts nie eine Laterne, denn der Verkehr dauerte meist nur am Tage. Auch gab es hier keinen eigentlichen Nachtlärm. Handwerksburschen und Fuhrleute be-

gaben sich nach des Tages Anstrengung bald zur Ruhe, und zu Gunsten dieser Kunden, die zum Theil in der Wirthsstube auf Stroh schliefen, hatte der Wirth die zweckmäßige Maßregel, jeden über die übliche Stunde lärmenden Nachtschwärmer einfach aus dem Hause zu werfen. — Auch heute war es schon still, als der Nachtwächter die zehnte Stunde pfiff. Ein paar Fuhrleute schickten sich gähnend zur Ruhe an, während ein alter buschiger Gesell mürrisch in die lange Schnuppe des Talglichtes stierte. „Wo den Junker der Teufel so lange aufhält!“ murrte der Alte. „Es ist ein verwünschtes Nest, dies Berlin, und die zehn Jahre, daß ich nicht hier war, haben's noch schlimmer gemacht. Gott verdamm' mich, ist's doch, als wär's eine ganze Welt voll Häuser!“ — Er schwieg und that einen Zug aus seinem Glase Dünnbier. „Na, hier wird's wohl Nacht?“ sagte er nach einer Weile zum Wirthe. „Gebt mir nur ein Licht, ich will den Junker oben in der Stube erwarten!“ — Der Wirth und Wolf, der alte Schildknecht des Hauses Crixen, stiegen die knarrende Treppe hinauf in das Herrenzimmer. Es war in seiner Ausstattung durchaus im Charakter des Wirthshauses. Der seit lange zum erstenmal geheizte Ofen roch bedeutend, ohne daß es warm im Zimmer zu nennen war. Der Wirth setzte einen Krug Wasser auf den Nachttisch, gab dem Alten den Hausschlüssel, und empfahl sich, um zu Bette zu gehen. — Wolf blieb allein, in der ganzen Unbehaglichkeit des Wartens an einem fremden, unliebsamen Orte, und wer ihn gesehen hätte, würde den finstern alten Burschen mit Mordplänen beschäftigt geglaubt haben. Nach einer halben Stunde hörte er Schritte vor der Thür, und darauf ein Pochen. Er ging mit dem Licht hinunter, und öffnete seinem Herrn.

Titze hängte seinen vom feuchten Nebelwetter schweren Mantel an den Ofen. „Was ist das für ein Weg, Wolf!“ rief er. „Mußtest Du auch so eine entlegene Spelunke für uns aussuchen! Mir ist, als wäre ich eine Stunde weit von Berlin weg gegangen, um mein Nachtquartier aufzusuchen. Und doch gibt's dadrinnen genug andre!“

„Der Gestrenge hat immer hier gewohnt,“ brummte Wolf, „und als ich vor zehn Jahren zuletzt mit ihm hier war, hatte er Nichts dran auszusetzen. Aber der Junker möcht' Alles anders!“

„Na, es ist gut! Ich darf nur den Mund aufmachen, so brummst Du!“ — Titze ging froh aufgeregt im Zimmer umher. „Weißt Du auch, wo ich war?“ fragte er.

Wolf zuckte die Achseln. „Der Junker wird sich von der großstädtischen Wirthschaft wohl haben anlernen lassen!“

„Im Schauspiel war ich, Wolf! Das war ein Abend! Herr Gott, daß es so schön auf der Welt wäre, ich hätt' es doch nicht gedacht! Dann ging ich mit ein paar Herren in's Weinhaus, ich hatte sie im Theater kennen gelernt. Brave Jungen sind's! Wir haben verabredet, gemeinsam die Reise nach Breslau zu machen. Und da, sieh, was ich mitbringe!“ Mit diesen Worten warf er eine alte lederne Brieftasche und einen mit Goldstücken gefüllten Beutel auf den Tisch. — Hätt' ich doch nicht gedacht, daß der Inhalt unsers alten Gewehrschrankes so viel Geld werth sei! An die dreihundert Thaler, das ist ein schweres Geld! Und dazu kommt noch die Bezahlung für das Pferd. Was fangen wir mit dem Reichthum an?“

Wolf griff nach dem Gelde. „Laßt mich zählen, Junker!“ rief er. „Wenn der Halunke, dem ich die Gewehre hingetragen, Euch zu wenig gegeben hat, so brech' ich ihm das Genick!“ — Er zählte das Geld auf den Tisch und wünschte beinahe, die Summe nicht vollzählig zu finden, es war ihm fast ein Bedürfniß, sich an einem fremden Genickbruch zu betheiligen.

„Fünf Thaler fehlen dran!“ sagte Titze. „Die nahm ich davon, um mir einen guten Tag in Berlin zu machen. Und es war ein guter Tag — ja! und das Ende war das Beste.“

Wolf fand die Summe richtig, und packte sie ärgerlich wieder zusammen. Er erkannte seinen Herrn heute kaum wieder. Der junge Mann strahlte von Glücksgefühl und Frohsinn. Wolf's Stimmung wurde dadurch nicht verbessert — „Es ist und bleibt ein Sündengeld!“ sagte er. „Die schönen alten und neuen Flinten, Pistolen und Hirschfänger zu verkaufen, die der Gestrenge so lange verwahrt hatte!“

„Jetzt komm' mir nicht mit Deinem Gejammer, alter Uhu!“ rief Titze aufbrausend wie gewöhnlich, und doch halb lachend. „Sag' mir doch, was sollt' ich machen, wenn wir nicht verhungern wollten? Der Alte hat mir Nichts hinterlassen als das Haus. Das graue Nest, wie es da steht, kauft mir Niemand ab — ich möcht's auch nicht gleich weggeben. Was soll ich denn nun verkaufen? die alten Hirschköpfe im Jägersaal? die Standarten aus dem 30jährigen Kriege? oder die Sammlung von meines Vaters alten Stiefeln, die auf dem Oberboden stehen? Sei doch kein Narr! Was nützen mir die Gewehre im Schranke? Lieber das alte Eisen zu Gelde gemacht, eine neue Büchse über die Schulter genommen, und — heidi, in den Krieg gegen die Franzosen!“

Wolf schüttelte den Kopf und brummte. „Lauter neumodische Dinge!“ sagte er. „Um der Franzosen willen nach Breslau geh'n! Draußen bei uns konnten wir sie auch abwarten!“

„Jetzt zum Donnerwetter mach' mich nicht

böse!" rief Titze. Gleich darauf aber lachte er hell auf. „Na, Wolf," sagte er in gutmüthigem Tone, „laß es nur gut sein! Es ist jetzt anders in der Welt, als zur Zeit, da Du und der Alte jung war't. Und nun hör' mir zu, was ich mir für Dich ausgedacht habe. Ich nehm' Dich nicht mit nach Breslau, Du bist mir ein zu alter Knabe und im Krieg hat man mit sich allein zu thun. Da hab' ich an den Grafen Karl von Brunneck, der jetzt in Breslau ist, geschrieben, und ihn gebeten, daß er Dir während meiner Abwesenheit einen Dienst in Sophienthal gibt. Er hat es versprochen und es ist Alles richtig. Auf die Art bist Du in der Nähe von Crixen und es wird Dir Nichts abgehen!"

Wolf hatte mit stieren Augen und offenem Munde zugehört. „Ich soll nicht mit nach Breslau?" brach er endlich los. „Zu den Hunden in Sophienthal soll ich gesteckt werden? Und jetzt, da der Junker von der alten Zwietracht des Gestrengen mit Dem aus Sophienthal weiß — jetzt denkt er noch dran, mich unter die Sippschaft zu thun? Daß mich das Wetter erschlüge, wenn ich einen Tag da mein Brot äße!"

„Du bist ganz verrückt!" rief Titze heftig. „Von der Zwietracht will ich Nichts mehr wissen, ich hab's Dir tausendmal gesagt!"

„Und warum soll ich nicht mit nach Breslau?" schrie Wolf. „Bin ich nicht stark genug? Will sich der Junker etwa einen neumodischen Affen von Bedienten halten? Na, der soll mir in die Nähe kommen! Und ich sag's, ich geh' mit nach Breslau, und ohne mich kommt der Junker nicht aus dieser verwünschten Stadt heraus, und ohne mich in keine andere hinein!"

„So schrei' doch nicht, daß das Haus dröhnt!" entgegnete Titze. „Ich mein' es gut mit Dir, Du grobes Thier! Gib Dich zufrieden, Alter, und mach' mir keinen Aerger! Aber da — Was ist das? Mir ist, als hörte ich schon seit einer Viertelstunde an der Hausthür klopfen." — Er öffnete das Fenster, und fragte, halb im Wahne, der Herr des Hauses zu sein, wer Einlaß begehre? — Eine weibliche Stimme antwortete. „Herr von Crixen," sagte sie, „zwei Hülfeflehende kommen zu Ihnen! Oeffnen Sie!"

Titze fuhr wie elektrisirt in die Höhe. „Bring' das Licht," rief er Wolf entgegen und flog wie ein Pfeil aus der Thür und die Treppe hinunter. Wolf folgte. Aber fast ließ er vor Erstaunen das Licht aus der Hand fallen, denn er erkannte in den beiden Personen, die sein Herr einließ, den Grafen Brunneck und seine Tochter. Titze jedoch schien, trotz der großen Verwunderung, im Nu den richtigen Instinkt für die Lage der Dinge zu haben. Er winkte dem Diener zu schweigen, schloß behutsam die Thür, und lud die nächtlichen Gäste durch eine Bewegung ein, die Treppe hinaufzusteigen. Im Zimmer angelangt, nahm Natalie das Wort: „Herr von Crixen, heute leg' ich es in Ihre Hand, durch eine schnelle That mich Ihnen für mein ganzes Leben zu verpflichten!"

„Das meinige steht Ihnen bis zum letzten Blutstropfen zu Diensten!" entgegnete Titze mit freudegeschwelltem Herzen. „Was soll ich thun?"

„Wir sind Flüchtige — fragen Sie nicht, was uns vertreibt! Bringen Sie uns noch in dieser Stunde aus den Mauern Berlins! In Ihrem heimischen Walde, im Schlosse Crixen, wird Niemand uns suchen. Dorthin führen Sie uns, bis — bis wir ruhiger sind, zu denken, zu handeln, oder uns in das Geschick zu fügen!"

Natalie sah bleich und ergriffen aus. Das grobe wollene Tuch, das sie, um alles Auffallende zu vermeiden, über den Kopf geschlagen hatte, fiel auf den Nacken herab, und löste durch seine Schwere eine der braunen Scheitelflechten ab, daß sie von der Regenluft erschlafft herabhing. Das schöne, stolze Weib war rührend anzusehen.

„Natalie," sagte Titze, „Sie sammeln feurige Kohlen auf mein schuldiges Haupt! Ich führe Sie, wohin Sie wollen! Aber meine Wohnung in Crixen ist öde und gar nicht wie Sie's gewohnt sind."

„Sie liegt versteckt, einsam und entfernt, und doch auch nahe genug, um von dort aus unterhandeln zu können. Mehr bedarf es für den Augenblick nicht."

„Wir reisen noch in dieser Stunde dahin! Wolf, wecke den Wirth, er muß einen Wagen schaffen!"

Wolf, der mit Erbitterung den Kriegsrath hatte eintreten, und mit Widerwillen seinen Herrn so höflich mit den Gästen sprechen sehen, schöpfte neue Hoffnung, als es hieß, nach Crixen zurückzureisen. Er zeigte sich daher nicht nur bereit, sondern eilte mit außerordentlichem Eifer hinaus, einen Wagen aufzutreiben.

Der Graf war zu sehr innerlich gebrochen, als daß er hätte ein Ohr haben können für den tiefen Gemüthston, mit welchem Titze und Natalie Rede und Gegenrede tauschten. Er hatte nur mit Zerknirschung und Furcht dem Bekenntniß seiner Tochter zugehört, als sie sich und ihren Vater ganz in den Schutz seines Feindes gab. Seine Brust erleichterte sich jedoch, als er die ritterliche Bereitwilligkeit des jungen Mannes erkannte, und nur ein angstgepreßter Seufzer drang aus seiner Brust.

„Vortrefflicher junger Mann!" stammelte der Graf. „Sie sehen einen Gebeugten vor

sich, der nie erwartet hätte, in dem Sohne seines alten — seines — seines Nachbars —"

Der Kriegsrath blieb in seiner Rede stecken, und Titze, der bisher nur für Natalie Augen und Ohr gehabt, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, auch ihrem Vater ein Wort zu sagen. Aber zu dem heftigen Widerwillen gegen den alten Feind seines Hauses gesellte sich eine tiefe Verachtung, und nur der Gedanke, daß es ihr Vater sei, hielt ihn von einer wegwerfenden Bemerkung zurück. — „Die Gräfin hat mein Wort, daß ich Sie sicher nach Crixen bringen werde!" sagte er, ohne aus seiner Antwort einen trotzig stolzen Ton verbannen zu können.

„Herr von Crixen," begann Natalie, „mein Vater ist fast erstarrt von der kalten Luft, verschaffen Sie ihm irgend ein erwärmendes Getränk!" Titze eilte sogleich aus dem Zimmer, um ihr Gebot zu erfüllen.

Der Kriegsrath sah seine Tochter an, und warf mit verzweiflungsvoller Geberde Kopf und Arme auf den Tisch. — „Fassung, lieber Vater!" rief Natalie. „Sagte ich es Dir nicht? Er ist großmüthig und edel — ich habe mich nicht in ihm geirrt. In dem rohen Kiesel erkennt man oft spät erst den werthvollen Edelstein."

„Aber wie lerntest Du ihn von dieser Seite kennen?"

„Laß das, mein Vater, ich beschloß ein kühnes Wagniß, und vielleicht — hoffentlich ist es gelungen!"

„Welch eine Nacht, Natalie! Zu Fuß, im Regen, in der Winternacht wagtest Du Dich hinaus, um Deinen unglücklichen Vater zu retten! Du, ein zartgewöhntes Mädchen! Und Rettung? Gibt es denn eine Rettung für mich? Warum soll ich fliehen? Man wird mich doch finden, mich zurückschleppen, mich — o Gott, warum mußte ich dieses Elend erleben?"

„Muth, Muth, Vater! Es ist besser, wenn wir uns in der Stille entfernen. Vielleicht kann ich von Deinem Versteck aus Etwas für Dich thun."

„Und Lacroix, dieser Abscheuliche! Wie gerne hätte ich mich längst von ihm losgesagt!"

„Denke nicht mehr an ihn, er ist unsers Zornes nicht werth. Karl ist in der Nähe des Königs, ich schreibe an ihn, er wird es an Nichts fehlen lassen, Deine Sache zu retten!"

Der Wind schlug in diesem Augenblick heftiger an die blinden Fensterscheiben, und verkündete, daß das Nebelwetter in einen regelrechten, breiten Sturmregen übergegangen sei. „Wie werden wir die sechs Stunden bis Crixen zubringen!" seufzte der Kriegsrath. „Und Du hast Nichts bei Dir, Deinen Anzug zu wechseln, Dich zu trocknen, mein Kind!"

„Mach' Dir darüber keine Sorgen! Clara schickt unsern alten Ludwig morgen mit allem Nöthigen hinaus."

„Aber werden wir wirklich dahin gelangen? Gott, Gott, nach Crixen! Ist es denkbar? Ich muß mich in den Schutz meines Feindes begeben!"

„Er ist es vielleicht weniger, als Du fürchtest!"

„Horch, Natalie, was ist das? Welch ein Geräusch unten? Weh' uns! Man ist mir auf der Spur, man hat unsern heimlichen Weg verfolgt!"

Ein heftiger Wortwechsel drang von unten herauf. Natalie öffnete die Thür, trat heraus und horchte. Titze, Wolf und der Wirth waren im heftigsten Streit. Wolf hatte den letztern bei der Brust, und verlangte unter hundert Flüchen einen Wagen, während Titze die Wüthenden zu trennen suchte, und alle Donnerwetter über beide ausließ. Der Wirth weigerte sich, in so später Stunde, und auf so ungewöhnliche Forderung hin, seine Pferde zu geben. Wolf erklärte, er werde sie sich nehmen, und Titze drohte dem Einen seinen Schädel, dem Andern die Rippen einzuschlagen, wenn sie nicht Vernunft annehmen wollten. — Natalie beruhigte schnell ihren Vater und eilte bis auf die Mitte der Treppe hinab. „Herr von Crixen!" rief sie mit lauter Stimme. Ihr wiederholter Ruf brachte die Streitenden auseinander.

„Was ist das?" sagte der erstaunte Wirth, der jetzt erst erfuhr, daß er auch Damenbesuch im Hause habe.

„Sein Sie ohne Furcht, Gräfin!" rief Titze, „wir wollen den Wagen schon bekommen."

„Lassen Sie **mich** mit dem Wirth reden, Herr von Crixen!" entgegnete Natalie. Der Wirth, noch mehr überrascht, eine Gräfin im Hause zu haben, riß die Schlafmütze vom Kopfe. — „Wir gehen auf jede Forderung ein, Herr Wirth," sagte Natalie, „wenn Sie uns sofort einen Wagen verschaffen. Haben Sie keinen im Hause, so schicken Sie einen Boten und geben Sie ihm dies, damit er sich beeile." Sie legte einen Ducaten in die Hand des Wirthes. Das wirkte mehr als die ungestümen Forderungen der Waldbewohner. Der Wirth machte einen tiefen Bückling, versprach jeden Dienst, eilte, seine Frau zu wecken, damit sie der Gräfin aufwarte. Wolf folgte ihm mit grimmigen Drohungen zwischen den Zähnen. Rasch war ein fürchterliches Getränk, welches Punsch vorstellen sollte, für den Grafen bereit. Er nahm schaudernd einen Schluck davon.

Nach Verlauf einer halben Stunde rasselte der Wagen aus dem Hofthor vor die Thür. Wolf äußerte sein Bedenken, ob man in der „verfluchten Karre" weit kommen werde, und

allerdings sah das Gehäuse, als der Wirth es mit der Laterne beleuchtete, weder anmuthig, noch Zuversicht erweckend, aus. Man muß so ein Transportmittel aus alter Zeit gesehen haben, um an die Möglichkeit seiner Existenz zu glauben. Eine Art von verschobener Hohlkugel von unbestimmbarer Farbe, auf ein hohes Gestell gesetzt, mit einem Loch zum Hineinklettern, so eng, daß ein ausgewachsener Menschenkörper an dem Versuch scheitern zu müssen schien. Aber es blieb keine Wahl. Natalie wurde hinein gehoben, der Kriegsrath folgte, Titze nahm den Rücksitz ein. Wolf mußte sich mit einer halb schwebenden Stellung neben dem kutschirenden Knecht begnügen und fort ging es durch die finstre Regennacht.

Der Graf glaubte schon in der ersten Viertelstunde seinen Geist aufgeben zu müssen. Der Wagen stieß, flog, ächzte uud krachte, bog sich bald auf diese, bald auf jene Seite und ließ eine Traufe von Regenwasser in das unverschließbare Innere strömen. Es roch nach nassem Leder, modrigem Tuch und halbfaulen Pferdehaaren. Natalie ertrug jede Unbequemlichkeit, tröstete und ermuthigte ihren Vater. Titze aber war in glücklicher Stimmung. Er hatte Natalien beim Einsteigen seinen am Ofen durchwärmten Mantel umgehängt, und sie hatte die Aufmerksamkeit ohne Sträuben angenommen. Sie saß warm in seinem Mantel, sie, in der ihm alles Schöne und Herrliche verkörpert war, und das versetzte ihn in einen Rausch von Glückseligkeit. Das dunstige enge Loch, das ihn mit ihr zusammensperrte, war ihm ein Paradies, der Sturm, die heulende Regennacht der schönste Frühlingstag.

Gleichwohl war es ein fürchterliches Wetter. Undurchdringliche Finsterniß, vom Wege, auf dem der Wagen hintaumelte und stöhnte, kaum eine Spur zu erkennen. Die Reisenden im Innern des Wagens schwiegen, ohne daß darum anzunehmen gewesen, daß sie geschlafen hätten, nur Wolf und der Kutscher blieben in einem fortgesetzten Zank. Denn Wolf schimpfte auf die schlechten Pferde, auf das nichtswürdige Fuhrwerk, auf die Unkenntniß des Kutschers. Der Letztere behauptete, die erstern wären die besten von der Welt, der Wagen habe schon zwanzig Jahre gehalten, und sein Nachbar sei ein grober Esel. Das dauerte so fort, bis Titze hinausrief, er werde Beiden über die Köpfe kommen, wenn sie sich nicht vertrügen. Mehrere Stunden waren vergangen, da loderte auf dem Bocke der Zwist in wilden Flammen auf, und der Kutscher erklärte, er fahre nicht weiter. „So scher Dich vom Bocke herunter, Du Hund!" schrie Wolf, indem er dem Angeredeten Zügel und Peitsche entriß. Das ließ sich der Andere nicht gefallen, und der schmale Kutschsitz ward im Nu der Schauplatz eines Faustkampfes. Der Graf rang die Hände, und Natalie bat ihren Beschützer, die Wüthenden zu trennen. In Titze war aber bereits die Natur des wilden Crixen erwacht. In heftigstem Jähzorn fuhr er aus dem Wagen heraus, packte den ihm zunächst greifbaren (es war Wolf), und riß ihn vom Bocke herunter. Der aber hatte sich in den Kutscher dermaßen verbissen, daß er ihn mit sich zog, und es war wie ein Wunder, daß Beide ohne den Hals zu brechen auf dem Boden anlangten. Aber der Lärm und Zank war darum nicht zu Ende. Bald schüttelte Titze den Einen, bald den Andern bei der Brust, drohte ihnen mit einem ganz unerhörten Tode, und legte ihnen die Namen von allerhand Unthieren bei. Natalie mußte wieder zu Hilfe kommen. Sie bat und beschwichtigte, Titze bereute, sich in seiner Heftigkeit vergessen zu haben, und auch die beiden Andern bequemten sich zum Waffenstillstand, der Kutscher sogar zum Weiterfahren. Aber indem man das Letztere bewerkstelligen wollte, fand es sich, daß der Wagen in dem tiefen Lehmwege fest saß, und selbst durch die äußerste Anstrengung der unglücklichen Gäule nicht von der Stelle zu bringen war. Durch Titze's und Wolf's vereinte Kräfte mußte er aus dem Schlamme gehoben, und endlich eine Weile geschoben werden. So gelang es nach halbstündigen Bemühungen, das Fuhrwerk wieder in Gang zu bringen. — Um die Gemüther von den Beschwerden der Reise abzuziehen, beschloß Natalie eine Unterhaltung anzustrengen. „Wie hat es Ihnen gestern Abend im Schauspiel gefallen, Herr von Crixen?" fragte sie.

„Ach, Gräfin, es war der schönste Abend, den ich erlebt habe!" rief Titze. „Und nicht bloß, weil ich zum erstenmal im Schauspiel war. Das Stück konnte ich halb auswendig —"

„Wie?" unterbrach sie ihn. „Sie haben Schiller so fleißig gelesen?"

„Nicht zu Hause in Crixen, da gab es nur eine alte Bibel und ein Gesangbuch von meiner Mutter her, und ein paar meiner alten Schulbücher. Mein Vater verachtete die Bücher, und ich selbst begriff nicht, wie man sich mit Lesen beschäftigen könne. Aber als ich auf die Festung kam, wurde das anders. Ich machte Bekanntschaft mit Männern, die die Köpfe schüttelten über meine Rohheit und Unwissenheit. Ich hörte ihren Unterhaltungen zu, denn wir waren unserer zu viele, als daß man uns hätte genügend bewachen können, und mußte verstummen, denn mit jedem Tage fühlte ich mehr, daß ich ein wahrer Klotz von Dummheit sei. Dennoch aber stieß ich die Bücher, die sie mir gaben, von mir, viel

zu hochmüthig, um mich mit so stubenhockerigem Zeuge zu beschäftigen. Da aber kam die Langeweile, und ich nahm, immer noch widerwillig, ein Buch in die Hand. Es war der Götz von Berlichingen. Als ich's ausgelesen hatte, war es späte Nacht. Ich glaubte trunken zu sein, und riß und donnerte an der verschlossenen Thür. Ich wollte nicht entfliehen, ich wollte nur ein anderes Buch. Wirklich gab mir der Herr, dem ich das erste verdankte, am andern Tage ein neues, und zwar den Werther, und dann den Fiesco von Schiller. Von der Zeit an las ich und las ich, und immer das Alte von vorn, bis ich's auswendig konnte, und ob ich auf der Festung war oder sonst wo, das vergaß ich. Und jetzt hörte ich den Gesprächen der übrigen Gefangenen — es waren kluge Leute darunter — mit ganz andern Ohren zu. Von Wissenschaft hörte ich reden, von Poesie, von der Lage des Vaterlandes — Herr, Du mein Gott, ich wußte, ich begriff gar nicht, daß es so viel zu wissen und zu denken, und noch mehr zu thun gebe auf der Welt! Aber das stand mir fest, daß ich ein wahres Trampelthier sei! Na, es war nur gut, daß der brave Herr, der sich meiner angenommen hatte, nicht den Muth mit mir verlor, denn ich ließ ihm mit Fragen keine Ruh'. Und so war's doch eine gute Zeit, die ich auf der Festung verlebte. Die Hallunken, die es mit ihrer heimlichen Schleicherei dahin gebracht, mich festzusetzen, wer sie auch immer sein mögen, die hatten in ihrer Nichtswürdigkeit wohl keine Ahnung, was für mich daraus werden sollte. Wegen politischer Umtriebe, die mir was Unbekanntes waren, wurde ich eingesteckt — drinnen aber hab' ich gelernt, was politische Umtriebe sind, und das französische Gesindel will ich ausrotten helfen, so wahr mir Gott helfe!"

Zum Glück war es finster in dem Wagen. Titze konnte den Kriegsrath nicht beobachten, wie er sich in furchtbarer Bedrängniß den kalten Schweiß von der Stirn wischte, er sah auch nicht, wie Natalie die Augen mit einem dankbaren Blicke nach oben wandte.

„Aber wir fingen ja vom Theater an!" fuhr Titze fort, dem die glückliche Stimmung die Lippen beredt machte. „Das ist Alles wunderschön in der Jungfrau von Orleans, die Begeisterung, die Vaterlandsliebe, der Krönungszug und — noch Vieles. Aber die Johanna will mir doch nicht gefallen!"

„Warum nicht?" fragte Natalie.

„Patriotismus soll ein Mädchen wohl haben, aber selbst die Fahne in die Hand nehmen und auf den Feind losschlagen — nein, das will mir nicht scheinen. Und bei den Fürsten und Generalen, die ihr in die Schlacht folgen, wird mir unbehaglich, ich wenigstens möchte einem weiblichen General nicht folgen. Es ist mir wider den Mann. Und dann diese Sprödigkeit von dem Mädchen! Sie könnte Liebhaber haben wie Sand am Meere, den Dunois, den la Hire, den Raimond, den Lionel und noch mehr, lauter brave Kerls, die sie von ganzem Herzen lieben, aber nein, sie bleibt wie ein Stock! Endlich glaubt man, als der Lionel kommt, — na, jetzt wird es Tag in ihr werden! Gott bewahre! Wie kann sie sich nur so darum plagen, daß sie dem Lionel gut ist?"

Der Kriegsrath fühlte die Verpflichtung, nicht ganz theilnahmlos zu scheinen, und sagte: „Das ist ja eben das Tragische, daß sie, die sich eine Heroine glaubt, erkennen muß, ein Weib zu sein. Dies Bewußtsein ist ihre Schuld —"

„Ach, warum nicht gar Schuld?" unterbrach ihn Titze, der in seiner Unschuld von dramatischer Schuld noch Nichts wußte. „Liebe ist nur dann eine Schuld, wenn — wenn — —" Er verwirrte sich, denn er dachte an seine eigene Schuld, und fand keine Worte, um dem Dilemma zu entschlüpfen.

Natalie kam ihm zu Hilfe. „Demnach würde Ihnen Agnes Sorel wohl besser gefallen?"

„Richtig!" sagte Titze mit allem Feuer. „Die liebt ihren König, und will weiter Nichts, als von ihm wieder geliebt werden. Auch sie hat Patriotismus, aber zugleich warmes Blut, sie will gar nichts Anderes sein als ein Weib. Selbst als das Vaterland gerettet ist, da sagt sie frischweg, daß es ihr die Hauptsache sei, ihren König glücklich zu wissen. Die Johanna kann noch so erhaben sein, die Agnes Sorel — mein' ich, macht Einem doch das Herz wärmer!"

Auch Nataliens Herz klopfte ein wenig bei dieser Erklärung, der Kriegsrath aber meinte: „Das ist individuelle Ansicht!"

Während dieses literarischen Gesprächs, des gelehrtesten, welches Titze jemals geführt, und in das, außer dem heulenden Sturm ab und zu ein gemurmelter Fluch der Feinde auf dem Kutschbock drang, war der Wagen in den Wald gelangt, und konnte kaum noch eine Stunde von Crixen entfernt sein. Der Weg war nicht mehr schlammig, aber durch Baumwurzeln gefährlich, so daß der Wagen Stöße über Stöße zu erleiden hatte, und Titze dem Kriegsrath schon zweimal über den Leib gefallen war. Der Kutscher, dieser Gegend unkundig, wollte seinem Nebenmann doch die Zügel nicht überlassen, so sehr Wolf auch fluchte und haderte. Da gab es nochmals einen Stoß, daß alle Rippen des vielgeprüften Fuhrwerks krachten. Die Axe und ein Rad waren gebrochen, der Wagen hing auf einer Seite.

Schon wollte Titze auffahren, da hörte er

Nataliens Ruf: „Mäßigung, Herr von Crixen!“ und fühlte ihre feine Hand auf der seinigen.

Das Unglück war geschehen, an Weiterfahren konnte man nicht denken. Der Sturm raste in den Wipfeln der Föhren, und der Regen goß unaufhörlich. Der Kriegsrath war in Verzweiflung. Titze half ihm und Natalien aus dem Wagen, und hatte zu thun, Wolf und den Kutscher von Thätlichkeiten zurückzuhalten. — „Laß uns den Rest des Wegs zu Fuße gehen, Vater,“ sagte Natalie. Aber der Kriegsrath war unfähig zu gehen, er fühlte sich wie gelähmt, und wie von einem Fieber geschüttelt. „Wie weit sind wir von Sophienthal entfernt?“ fragte Natalie. — „Auch etwa eine Stunde, kann sein drüber, war die Antwort.

Titze erbot sich (denn Wolf hielt er für untauglich dazu), nach Sophienthal zu gehen, und einen andern Wagen zu besorgen, denn es war ihm zugleich jetzt erst eingefallen, daß die alte Haushälterin, der er den Schlüssel seines Hauses anvertraut, in Sophienthal einen Dienst gefunden hätte. Er versprach, sie und das für die vorläufige Aufnahme seiner Gäste Nöthige mitzubringen. Natalie schlug ihrem Vater vor, statt nach Crixen, nach Sophienthal zu gehen, wär' es auch nur auf eine Nacht. Der Kriegsrath aber war halb kindisch, er widersetzte sich dem Vorschlag, und erklärte, eher hier im Walde sterben zu wollen. Zu einem kurzen Gange mußte er sich aber doch entschließen, denn Titze wußte in der Nähe eine Hütte, einen Verschlag von Brettern, der zu allerlei forstwirthschaftlichen und Jagdzwecken diente. Dahin begab sich die Gesellschaft, und fand zu großer Befriedigung einen ziemlich trocknen und geschützten Ort. Mit einiger Mühe wurde ein Kiehnast in Brand gebracht, und zur Erleuchtung in die Bretterwand gesteckt. — Eben wollte Titze den Schuppen verlassen, als Natalie erklärte, sie werde mit ihm nach Sophienthal gehen. „Wir kommen eher zum Ziele,“ sagte sie zu ihrem Vater, „wenn ich selbst die Anordnungen treffe.“ Der Kriegsrath war in einer Geistesverfassung, wo er Alles über sich ergehen ließ. Er schwieg daher. Titze, fast erschrocken vor Freude über diesen Entschluß der Geliebten, schärfte Wolf ein, durchaus zu Befehl des Herrn Grafen zu sein, und verließ mit Natalien die Hütte.

Achtes Capitel.

Der Regen schien sich mit seinem letzten Guß erschöpft zu haben, rasch jagte der Wind die Wolken vor sich her, und ab und zu drang ein Stern oder die blasse Mondeshälfte zwischen ihnen hindurch. Der Flüchtling und sein Wächter waren allein in der Hütte. Die Thür derselben stand offen, da der Qualm des brennenden Kiehnspans dem erstern auf die Brust fiel. Wolf saß auf der Thürschwelle, stumm, finster und mürrisch, der Kriegsrath, in seinen Mantel gehüllt, in einer Ecke, auf einem Holzklotz. Von dem Lichte der Fackel, die bald dem Verlöschen nah, bald wieder hell aufflackernd, ein unstetes Licht umher warf, geblendet, zog der Graf den Mantelkragen vor das Gesicht, und schien zu schlafen. Aber er schlief nicht, und Wolf hörte ihn zuweilen tief seufzen. Nach einer langen Pause des Schweigens, räusperte sich Wolf in seiner eigenthümlichen Weise, zum Zeichen, daß er reden wolle. Der Kriegsrath, obgleich dieses Vorzeichens unkundig, fuhr doch erschrocken auf, und rief: „Was gibt's?“

„Sechzehn Jahre sind's her,“ begann Wolf, „da war der Graf auch hier in der Krähenhütte, und ich nicht weit davon. Aber es war kein solches Hundewetter wie heut, sondern ein warmer Sommerabend, und der Graf versprach sich mehr Pläsir als heut!“ Das Wort „Krähenhütte“ weckte den Kriegsrath vollkommen aus seinem Brüten. Bestürzt, hastig, blickte er um sich her, denn Erschöpfung und Sorge hatten ihn bisher gehindert, seine Umgebung in Augenschein zu nehmen. Er glaubte jetzt den Ort wiederzuerkennen, und alte Erinnerungen traten anklägerisch vor seine Seele. — „Ich weiß es, als wär's heut geschehen,“ fuhr Wolf fort, „und es ist dafür gesorgt, daß es nicht vergessen werde. Der Gestrenge liegt im Grabe, aber der Graf lebt, und wird's erleben, daß es Rache gibt auf Erden. — Hm! die Frau von Crixen war ein schönes Weib, nicht wahr, Herr Graf? Nun, edel war sie, und dem Gestrengen treu. Aber der Graf hatt' es auf sie abgesehen, und da war ihm kein Mittel zu niederträchtig.“

„Schweig!“ rief der Graf mit halb erstickter Stimme.“

Aber der Alte empfand eine Lust, seinen grimmigen Haß wenigstens in dem Heraufbeschwören alter Erinnerungen zu befriedigen. „Hm!“ fuhr er fort. „Da lud der Graf die Frau von Crixen hierher in die Krähenhütte, er habe ihr Dinge von Wichtigkeit zu sagen, die ihren Mann retten könnten. Dem Gestrengen lag dazumal die Geschichte von dem großen Brande in Waldenbruch auf dem Halse, und der Frau von Crixen noch mehr. Da sagte sie zu mir: Wolf, sagte sie, ich muß zur Krähenhütte, vielleicht kann ich ein Unglück abwenden, aber du sollst in der Nähe sein, denn mir ist nicht wohl zu Muthe dabei. Wenn ich rufe, so springst du mir zu Hilfe!“

Der Graf stierte vor sich nieder, und durchlebte peinvolle Augenblicke.

„Und wir gingen zu Abend hierher," redete der Alte weiter; „ich immer weit genug hinter ihr, daß ich im Wald nicht zu sehen war. Als die Frau von Crixen aber in die Krähenhütte eingetreten, da sprang ich rasch herzu, und legte mein Ohr an die Bretterwand. Der Graf war schon drinnen, wie ich hörte. Hm! Er wußte zu reden, aber die Frau von Crixen wies ihn zurecht, wie sich's schickte. Mit einemmal höre ich ein Gebrüll, und springe hinein, und sehe den Gestrengen bei den beiden Andern in der Hütte. Er hatte davon Wind gekriegt, und war nachgekommen. Einen wüthenden Faustschlag gab er der Frau gegen die Brust, daß sie rücklings zu Boden fiel. Dann aber fiel er über den Grafen her, und richtete ihn so zu, daß er liegen blieb. Und einen Schwur schrie er ihm in's Ohr, daß er ihn bis zum Tode verfolgen werde, wenn er ein Wort von der Geschichte sage. Ich sagte dem Gestrengen darauf Alles, wie daß die Frau unschuldig sei, und er glaubte es auch. Er hatte sie im Jähzorn geschlagen, weil sie überhaupt zu dem Grafen gegangen war. — Seitdem ward die Frau von Crixen bettlägerig, und lag und lag, und stand nicht wieder auf. Der Gestrenge wußte, daß der Schlag auf die Brust der Tod seiner Frau geworden — sie war nie die Stärkste gewesen. Aber er hatte große Stücke auf sie gehalten, und seitdem kam ein anderer Geist über ihn, der ihm oft keine Ruhe ließ. Sechzehn Jahre sind vergangen, aber er hat nicht aufgehört, an seine Rache zu denken. Und als es zum Sterben ging, da ließ er seinen Sohn rufen, und sagte: Du sollst mich an Dem aus Sophienthal rächen! Verführ' ihm seine Tochter! Und der Junker mußte einen Schwur darauf thun —"

Mit Entsetzen sprang der Kriegsrath auf. „Meine Tochter!" rief er, „meine Tochter! Laß mich hinaus, daß ich den Verführer einhole!"

Wolf stellte sich breit in die Thür. „Hier steh' ich noch einmal Wache," sagte er, „wie vor sechzehn Jahren, und mein Junker wußte wohl, wen er hier aufstellte! Der Herr Graf soll mir nicht von der Stelle!"

Der Kriegsrath war in einer furchtbaren Situation. Die Beziehung Nataliens zu Titze, über die er in seiner Bedrängniß bisher zu keinem Nachdenken gekommen war, trat ihm plötzlich vor Augen, und ließ Verdacht um Verdacht in ihm auftauchen. Hätte er sich die Energie, die sittliche Kraft seiner Tochter klar gemacht, so würde seine Furcht sich gemildert haben, aber in seinem jetzigen Zustande völliger Unzurechnungsfähigkeit wähnte er sich ganz in den Händen seiner Feinde, und war zu dem Glauben an das Aeußerste geneigt. Er befahl, er drohte, er bat mit Versprechungen, ihn hinauszulassen. Wolf aber wies ihn in seine Ecke, drehte ihm den Rücken zu, und pfiff sich ein Lied in der Thür. Verzweifelnd sank der Kriegsrath auf seinen Holzklotz zurück, und beklagte es, keine Pistole zu sich gesteckt zu haben. — — —

Unterdessen wanderten Natalie und ihr Begleiter gutes Muths durch den Wald nach Sophienthal. Auf dem mit Fichtennadeln bedeckten Boden war der Weg weniger schlecht, der Regen hatte aufgehört, nur die Kiefernwipfel schüttelten noch die Tropfen aus dem Haar. — Titze glaubte in Nataliens Entschluß, mitzugehen, eine hohe Begünstigung zu erblicken, und doch irrte er sich. Im Gegentheil, sie zweifelte, daß er bei seinem ungestümen Wesen nicht behutsam genug zu Werke gehen werde, denn sie dachte an den Lärm, der entstanden, als er vor mehrern Stunden im Wirthshause auch einen Wagen verlangt hatte. Andrerseits jedoch fürchtete sie für sich Nichts mehr von ihm, und war überzeugt, ihn jetzt durchaus in Schranken halten zu können.

Und allerdings hatte Titze in den sechs Monaten auf der Festung eine gemäßigtere Form im Verkehr mit Menschen gewonnen, ohne darum an der Heftigkeit und Unbändigkeit seines Naturells einzubüßen. Jedenfalls hatte er Viel gelernt, vor allen Dingen, zu denken. In seiner Natur entwickelte sich Nichts langsam und allmälig, sondern Alles wie durch einen gewaltsamen Ruck. Was ihn ergriff, das brach sich mit unaufhaltsamem Drange in ihm Bahn, und klärte sich darum nicht minder deutlich ab, als bei einem ruhigern Entwicklungsgange. So waren ihm rasch hundert Beziehungen des innern und äußern Lebens aufgegangen, und so auch hatte seine Liebe sich vertieft und in der Entbehrung bereichert. Aber eine platonische war sie keineswegs geworden. Was er einst wie ein wilder Junge an sich reißen wollte, das hoffte er jetzt zu erwerben. Freilich auch nicht durch langsam schüchternen und bescheidenen Dienst, das lag nicht in seiner Art; noch weniger nach einem bestimmten Plan, der bei seiner Abhängigkeit vom Eindruck des Augenblicks weder hätte aufkommen noch befolgt werden können. — Hochbeglückt schritt er neben Natalien hin, welche seinen Arm angenommen hatte. „Gut, daß Sie mit mir gehen!" begann er. „Im Wagen konnte ich Ihnen Nichts sagen!" (Er drückte bei diesen Worten ihren Arm mit Heftigkeit an sich). „Und jetzt sind wir endlich einmal allein!"

„Das werden Sie hoffentlich bedenken,"

entgegnete sie halb gütig, halb ernst, „und mein Vertrauen, freiwillig und allein mit Ihnen gegangen zu sein, in Ehren halten!“

„Ja, Natalie, das thue ich! Aber da ich mit Ihnen allein bin, kann ich von nichts Anderm reden als von meiner Liebe. Und daß Sie sich mir heut anvertrauen, zeigt mir, daß auch Sie anfangen, mich zu lieben.“

„Es zeigt Ihnen, daß ich großmüthig genug bin, Sie Ihre einstige Verirrung nicht entgelten zu lassen. Ihre Selbstbeherrschung soll heut eine Probe bestehen, und ob Sie glücklich darin sind oder nicht, davon wird meine Achtung für Sie abhängen.“

„Ja, was ist denn das für eine Probe? Soll ich Ihnen verheimlichen, daß ich Sie liebe? Das wissen Sie ja doch! Und wozu eine solche Zurückhaltung? Denken Sie, daß ich aufgehört habe zu hoffen, Sie einst ohne Zwang die Meinige zu nennen?“

„Sie fühlten einst einen Augenblick,“ sagte Natalie sehr ernst, „daß dazu ein größeres Verdienst gehöre, und sprachen damals edlere Vorsätze aus.“

„Aber mein Gott, die hab' ich noch! Ich will in den Krieg gehen — und nicht bloß, weil Sie es mich heißen, sondern mit vollem Bewußtsein; die Feinde will ich aus dem Vaterlande verjagen, will als General wiederkommen, will nicht mehr bloß der dumme Titze sein, der kein anderes Verdienst hat, als ohne Grund auf der Festung gesessen zu haben! Aber das kann lange dauern, und meine Liebe zu Ihnen kann ja doch unterdessen nicht aufhören. Und wollen Sie mich lieben, wenn ich mit Sieg und Ruhm zurückkehre? Was gehen solche Dinge die Liebe an! Wenn Sie mich als General lieben können — oh, dann können Sie's heut schon, denn meine Liebe ist jetzt dieselbe, die sie sein wird, und im Grunde — kann ich nicht viel anders werden! Sie wollen sehen, ob ich Ausdauer habe? Nun gut, ich werde sie haben, und Sie werden mich nehmen, aber —“

„Wahrlich, Sie sind sehr zuversichtlich!“ unterbrach ihn Natalie mit rascher Aufwallung.

„Natalie!“ rief er bewegt und warm: „Wenn ich das nicht wäre, so — möchte ich lieber gleich verrückt werden! Daß ich mir noch kein Verdienst um Sie erworben, seit wir uns in Sophienthal sprachen, weiß ich, aber eine rechte Liebe ist auch schon ein Verdienst! Lassen Sie uns doch offen sein, Natalie. Lieber Gott, es hindert uns ja gar Nichts daran! Seien Sie einmal nicht die große Dame, die mehr gesehen, gehört, gelesen hat als der dumme Titze von Critzen, und die in jeder andern Hinsicht über ihm erhaben ist! Zwei Menschen, die sich lieben, sind einander gleich, und wäre die Eine eine Prinzessin und der Andere ein Betteljunge. Ja, Natalie, ich bin der Betteljunge, und ich weiß, daß Sie mir gut sind! Bloße Achtung hat Ihnen den Gedanken nicht eingegeben, sich und Ihren Vater meiner Führung anzuvertrauen. Im Gegentheil, Sie hatten noch gar keinen Grund, mich zu achten. Aber Sie kamen trotzdem zu mir, Sie wußten, daß Sie mich einst würden achten können, und so — weiß ich, daß Sie mich lieb haben!“

Natalie war fast verwirrt von dieser Logik, die mit herzlicher, warmer Sprache vorgetragen wurde. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und aufgehalten durch ein äußeres Hemmniß, stieß sie erschrocken einen leisen Schrei aus. Sie standen vor einer breiten, langgedehnten Wasserlache, in welche sie schon im Begriff stand, den Fuß zu setzen! — Ohne Umstände nahm Titze seine schöne Gefährtin auf den Arm, und begann mit ihr die Lache zu durchwaten. Natalie, sehr erschrocken, und doch vom natürlichen Instinkt, sich festzuhalten, getrieben, schlang ihren Arm um seine Schultern, und kam von ihrer Ueberraschung erst zu sich, als sie sich mit ihm bereits mitten im Wasser sah. Ihre Bestürzung wuchs jedoch, als Titze, obwohl auf dem Trocknen wieder Fuß fassend, sie nicht gleich niedersetzte, sondern sie auf seinen starken Armen noch eine Strecke forttrug. — „Natalie!“ sagte er, plötzlich stehen bleibend: „Ich habe Sie jetzt auf meinen Armen, ich könnte sie küssen, könnte Sie mit aller Gluth an's Herz drücken, und doch verspreche ich, es nicht zu thun! Aber thun Sie es freiwillig! Ich mache es Ihnen so bequem, Sie brauchen Ihren Arm nur etwas fester um meinen Hals zu schlingen und Ihren Mund zu dem meinigen herunterzubücken! O thun Sie es! Liebe, theure, beste Natalie, thun Sie es! Nur dies eine Zeichen Ihrer Liebe!“

Natalie war in einer drohenden Gefahr, in einer Gefahr vor ihrem eigenen Herzen. Der Mond schien ihrem Gefährten grade in's Gesicht, sie sah sein schönes Auge mit einer Gluth und zugleich mit einer Innigkeit zu ihr hinauf gewendet, daß sie ihren Widerstand fast gebrochen fühlte. Aber rasch faßte sie ihre Kraft zusammen, denn sie erkannte, daß, wenn sie sich jetzt schwach zeigte, seine Kühnheit ohne Schranken und ihre Macht über ihn verloren wäre.

„Sie fallen in Ihre frühere Rolle zurück!“ rief sie mit Strenge. „Ich verbiete jede Fortsetzung dieses Betragens! Sie werden mich frei lassen.“

Er setzte sie nieder. Ein finsteres Zucken ging blitzschnell durch seine Züge, und gab Kunde von der zornigen Aufwallung, die

seine Brust plötzlich erfüllte. Er sah sein Gefühl zurückgewiesen, und das schmerzte ihn tief, stachelte zugleich aber seinen ganzen Ingrimm auf. — Schweigend, nicht mehr Arm in Arm, mit hastigen Schritten, Jeder von einem Heer von Gedanken und Empfindungen bestürmt, gingen sie neben einander. Eine lange, lange Pause entstand, Jeder hätte reden mögen, und fürchtete sich doch, den Anfang zu machen oder das richtige Wort nicht zu treffen. Schon lichtete sich der Wald, man konnte über das breite Feld, welches von dem gewundenen Feldwege mit den kahlen Weiden durchschnitten wurde, die Umrisse des Parks von Sophienthal erkennen. Da beschloß Titze, zu reden, und mit dumpfer Stimme, noch zögernd, begann er:

„Ich gehe in den Krieg, und vielleicht kehre ich nicht wieder. Wenn mich eine Kugel trifft, und ich verlassen auf dem Felde im Todeskampfe liege, und ich könnte dann denken: Sie liebt Dich, sie hat es Dir gezeigt, sie wird um Dich weinen! Das wäre ein Trost. Es soll nicht sein, ich bin einsam, ich habe keine Seele auf der Welt, die um mich weinen wird. — Und Sie sind grausam! Sie bleiben die vornehme Dame, und ich bleibe für sie der rohe Titze von Crixen! Bald scheint es, als hätten Sie ein Herz, und machen mich an Ihre Güte, an Ihre Liebe glauben, und dann wieder weisen Sie mich mit Verachtung zurück, wie Sie es mit Ihren Laffen in der großen Welt thun! Ich hatte Sie für besser gehalten — ach!" (brach er plötzlich mit aller Heftigkeit ab) „ich wünschte, die Kugel hätte mich schon getroffen!"

Natalie war in nicht geringerer Bewegung, sich verkannt zu sehen, sich verkennen lassen zu müssen, und zugleich verletzt durch seine Vorwürfe. Mit leidenschaftlichem Tone und bebender Stimme rief sie: „Sie bringen mich zum Aeußersten, und wollen mir keinen Kampf ersparen! Ich habe mit Ihnen Auftritte erlebt, die ich außerhalb aller Möglichkeit geglaubt hatte, und muß mich, wie ich sehe, auf immer Neues gefaßt machen. Denn auch heut thun Sie mir Gewalt an, Gewalt ist in der Art, wie Sie das Gespräch erzwingen, Gewalt in den Forderungen, die Sie als freiwillige Geschenke hinstellen! Sie können nur an sich reißen und erzwingen, Sie kennen keine Schranke, keine Rücksicht, keine Schonung, Sie haben niemals Selbstbeherrschung gelernt! Selbst wenn ich Sie liebte, ich würde es vor Ihnen verstecken, denn Sie werden jede Güte mißbrauchen, und in dem Gefühl Ihres Sieges tyrannisch, schonungslos, willkürlich handeln, und endlich mit Füßen treten, was Sie zu lieben vorgaben! Sie sind jung, wild, leidenschaftlich, und werden dieselben Empfindungen, die Sie jetzt erfüllen, noch oft haben. Ihnen ist die Liebe ein übermüthiger Rausch, dem Moment entrissen, und das ganze Ungestüm Ihrer Leidenschaft wird verfliegen, so wahr es auch eine Minute lang gewesen sein mag. Entgegnen Sie Nichts — Sie kennen weder die Welt, noch sich selbst, am wenigsten aber das Herz eines Weibes!"

Natalie hatte, vom Strome ihrer Empfindungen fortgerissen, gesprochen, sie hatte vielleicht mehr verrathen, als sie beabsichtigte. Mit glühenden Wangen und heftig klopfendem Herzen schritt sie dahin, unwillig über sich selbst, über ihren Gefährten, sie schien die hohe Ruhe, die ihrer Kraft sonst immer bald wieder zu Gebote stand, völlig verloren zu haben. Und Titze schritt neben ihr her, er wollte entgegnen, sich vertheidigen, er hörte mehr aus ihren Worten, als eine bloße Strafrede, und fand doch kein Wort, keine Wendung, die Lippen waren ihm wie verschlossen. — Die Situation der beiden nächtlichen Gefährten hatte sich sehr verändert. Wort um Wort, Minute um Minute hatten jeden von Beiden innerlich weiter geführt, und ihren Empfindungen eine gewisse Ebenbürtigkeit gegeben. Nicht mehr um Liebe-Fordern und Abweisen handelte es sich, sondern die Liebe hatte sich als eine Wahrheit in Beiden declarirt, und das fühlten und begriffen Beide. Aber es war zugleich zum Kampfe gekommen, die Macht des Gegners erkannte Jeder an. Nur sein Recht bestritt Einer dem Andern, nur Zugeständnisse wollte Keiner machen, noch auch eine Rücksicht walten lassen. Diese Erkenntniß wurde durch ein langes Schweigen in Beiden immer mehr und mehr ausgebildet, und Trotz und Gereiztheit wuchsen ohne Worte, in stummer Wechselrede.

So verging fast eine halbe Stunde. Jetzt standen sie an dem verschlossenen Thore des Wirthschaftshofes von Sophienthal. Natalie sah ein, daß sie mit ihrem Begleiter einen Waffenstillstand schließen müsse, da es noch ein gemeinschaftliches Handeln galt. — „Herr von Crixen," begann sie „haben Sie noch die Absicht, meinem Vater und mir in Ihrem Hause ein Asyl zu gewähren?"

„Nun das versteht sich! Wie können Sie zweifeln?"

„Können Sie mir versprechen," fuhr sie fort, „daß ich dort in der Einsamkeit nicht neuen Unannehmlichkeiten entgegengehe, die durch den Wirth des Hauses selbst hervorgerufen werden?"

„Wenn Ihnen nicht der Aufenthalt selbst und meine bloße Nähe schon unangenehm ist, so können Sie sicher sein." — Er sagte das in eher kaltem als resignirendem Tone.

„Wollen Sie mir alle Einrichtungen für die nächsten Tage allein überlassen, mir aber

zugleich mit ruhiger Ueberlegung helfen und beistehen?"

„Thun Sie, was Ihnen gut dünkt, und lassen Sie alle Bedingungen bei Seite. Sie degradiren mich zu einer bloßen Schildwache, und — gut, ich habe die Pflicht einmal übernommen!"

„Sie mißverstehen mich, Herr von Crixen, ich habe Sie nicht beleidigen wollen, am wenigsten in einer Stunde, wo ich Ihre Hülfe in Anspruch nehme!"

„Und ich habe Ihnen diese Hülfe zugesagt, Gräfin Brunneck. Was befehlen Sie? Soll ich an's Thor gehen, und den Verwalter wecken?"

„Thun Sie es, aber leise!"

„Ja, leise! davon wird Niemand vom Schlafe aufwachen, noch dazu auf dem Lande!"

Das mußte Natalie wohl einsehen, denn nach einem Pochen von zehn Minuten erschien noch Niemand um zu öffnen, obgleich die Hunde bereits lärmten. Titze schlug vor, über das Thor zu steigen, und an einem Fenster mit mehr Nachdruck den Wecker zu spielen. Natalie wollte es nicht zugeben, mußte es endlich aber doch, als letztes Mittel, geschehen lassen. Mit Leichtigkeit schwang er sich hinüber, wurde aber im Hofe von einem wüthenden Hundegebell empfangen. Er hatte seine Noth, die Thiere von sich abzuhalten, und mußte einige Fetzen seines Rockes in ihren Zähnen lassen. — Da stand Natalie, die Herrin des Schlosses, einsam draußen am Thor. Die Gefahr des Vaters verlangte, daß ihre Gegenwart so geheim als möglich bleibe, und doch sah sie ein, daß es nicht durchzuführen sei. Der Verwalter, die Wirthschafterin, Knechte mußten geweckt werden, und schon am Morgen konnte es kein Geheimniß mehr sein, daß sie und ihr Vater sich in Crixen befänden. Warum sollten sie nicht lieber gleich ihren Aufenthalt hier in Sophienthal nehmen, zumal da, wie sie sich sagen mußte, ihres Vaters Sache nicht mehr zu retten, und er selbst nicht versteckt zu halten sei. Sie schalt sich, den thörichten Plan einer Flucht nach Crixen angeregt zu haben, und fühlte einen immer heftiger werdenden Widerwillen dagegen.

Endlich hörte sie Stimmen näher kommen, das Thor wurde geöffnet, der Verwalter begrüßte sie mit äußerstem Erstaunen. Sie folgte ihm in's Haus, und hieß ihn das Nöthige für den Aufenthalt in Crixen zusammenpacken, und mit ein paar Leuten sogleich dahin zu schicken. Der Verwalter, unfähig die Sache zu fassen, suchte es ihr auszureden, und versicherte, der Herr Graf solle in Sophienthal vollkommen sicher sein. Sie mußte, trotzdem sie ganz seiner Ansicht war, auf ihren Befehlen bestehen. Endlich stand der Wagen, der für den Kriegsrath bestimmt war, vor der Thür. Natalie stieg ein. Titze ergriff die Zügel, hieß den Knecht zurückbleiben und fuhr zum Hofthor hinaus. Sie sprachen nicht mehr zusammen. Er lenkte die Pferde, sie saß hinter ihm, ermüdet und doch zugleich aufgeregt; mit schwerem Herzen und doch von einem gewissen gleichgiltigen Trotz erfüllt.

(Schluß folgt.)

Die Fürstin Orsini.

Von M. H.

Das märchenerzählende Großmütterlein, umgeben von ihren Enkeln, am Kamine oder auf der Ofenbank, die graulockige Matrone, die mit ihrer Weisheit und Erfahrung der jungen Generation in Leid und Freud beruhigend und rathend zur Seite steht, sind poetische und würdige Gestalten: das alte Weib, das klatschsüchtige, das sich in Alles mischt, das der Jugend nicht Ade sagen, und die Rosen der Wangen durch Schminke, die Liebe im Herzen durch gemeinen Ehrgeiz, durch Herrschsucht ersetzt, ist eine widerliche Erscheinung — aber es ist plauderhaft und wird so, wenn es zufällig auf historischem Boden geboren und aufgewachsen ist, ohne es zu wollen, sehr nützlich und eine gute historische Quelle. Ein solches altes Weib ist die Prinzeß Ursini, die bekannte, deren unveröffentlichte Briefe soeben in einem dicken Bande mit einer Vorrede und mit Noten von Herrn Geffroy, Professor in Bordeaux, versehen, erschienen sind. Herr Geffroy ging vor einigen Jahren in einer wissenschaftlichen Mission nach Schweden: die erste Ausbeute dieser Reise waren die höchst interessanten Artikel über Schweden in seiner Feindschaft und Allianz mit Frankreich während der Revolution und dem Empire; die zweite Ausbeute sind diese Briefe. Er fand sie im Stockholmer Archive, wohin sie mit dem französischen Gesandten Duc de Noailles geriethen, an dessen Frau die meisten derselben gerichtet waren; die andern, an die Schwester der Ursini und an die französischen Minister 2c. mußte sich Herr Geffroy, zur Completirung der Correspondenz in Frankreich und in Italien zu verschaffen. Er hat uns so eine Briefsammlung hergestellt, die, obobwohl nicht so interessant, wie die vor mehrern Jahren erschienene derselben Frau, doch in das kleine und kleinliche Treiben der letzten Regierungszeit Ludwig's XIV. einen Blick thun läßt, wie selten ein ausführliches Geschichtswerk. Es ist das Leben selbst und

nicht die Abstraction und das fabula docet dieses Lebens. Die Prinzeß Ursini, geborne La Tremoille, zweimal verheirathet, erst an einen Herzog von Talleyrand, dann an einen italienischen Herzog Bracciano, dessen einen Titel, Orsini, sie später annahm, war eine jener bezahlten Diplomatinnen und weiblichen Intriganten, die Ludwig XIV. in den verschiedensten Ländern unterhielt und deren Nachahmung eine gewisse moderne Großmacht auch in neuerer Zeit an den verschiedensten Höfen verwendete. In diesem Buche sehen wir sie zuerst in Italien auftreten. Sie ist in Rom als eine Art weiblicher Gesandte und ihre Instructionen lauteten dahin, den Papst, die Cardinäle, die einflußreichen Adligen von Oesterreich abzuziehen und dem französichen Cabinete zu werben. Da arbeitet sie denn wie ein Weib: mit nervöser Thätigkeit, mit Intriguen, mit Schmeichelei, mit Liebe, mit Weibern, mit Geist, mit Mägärenthum, kurz mit allen möglichen moralischen und unmoralischen Mitteln. Einen Papst zu machen, de faire un pape ist ihr ein Kinderspiel und da sie zufällig abwesend ist, als ein solcher gemacht werden soll, so schreibt sie an ihre ebenfalls in Rom lebende Schwester, die Herzogin von Lanti: on dit que vous pourrez faire un pape. J'en suis ravie — faites-en un avec monsieur; c'est une jolie occupation, comme celle de voir une girandole. — Man ist mit ihrer Wirksamkeit so zufrieden, daß man sie zur Obersthofmeisterin der neuen spanischen Königin, der dem Enkel Ludwig's, Philipp V. angetrauten Prinzessin von Savoyen ernennt. Es kommt viel darauf an, an dem neuen Hofe, der in Spanien keine Wurzel hat und in der Umgebung des jungen Königspaars gescheidte Leute zu haben, die den Hof leiten und ihm rathen, wie er sich einbürgern, die zugleich, wenn dieser Hof zu spanisch werden wollte, Frankreichs Interessen vertreten und nicht vergessen, daß Spanien fürderhin nur eine Dependenz von Frankreich, von Versailles sein solle. Damit beginnt die große Epoche der Ursini oder Orsini, die sie berühmt gemacht und diese große Epoche fällt mit ihren sechziger Jahren zusammen, was in ihrer Laufbahn gewiß nicht das mindest Merkwürdige ist. Aber es war die Zeit der alten Weiber. Die Maintenon war ja selber alt und sie unterstützte nur Altersgenossen; die Jugend mit ihren manchmal idealen, oft frischen und gesunden „Aspirationen" konnte man an dem veralteten, despotischen und bigott gewordenen Hofe von Versailles nicht brauchen; der König war alt, Madame de Maintenon war alt, da war es förmlich eine Schande, wenn nicht eine verbrecherische Frechheit, jung zu sein. Als Ludwig XIV. einmal einen grammatikalischen Fehler machte, wurde der grammatikalische Fehler sogleich als Regel angenommen; als er sich einmal über den Verlust seiner Zähne beklagte, rief ein Hofmann: „Mein Gott, wer hat denn Zähne? Es gibt keine Zähne!" — Es war natürlich, daß an einem solchen alten Hofe nur alte Weiber zur Geltung kommen konnten und daran ist vielleicht die junge und geistreiche Duchesse de Bougogne zu Grunde gegangen. — Das hat die ganze damalige Jugend in eine Heimlichkeit getrieben, in der sich berechtigte, jugendliche Triebe zu Lastern ausbildeten, die dann, nach dem Tode Ludwig's, unter der Regentschaft plötzlich so üppig wie ein Wald aus dem devoten Boden hervorwuchsen und Frankreich erfüllten. Die Prinzeß Ursini verstand sich auf die Aufgabe, die ihr in der Nähe des jungen Königspaars von Versailles aus gestellt wurde; sie sollte die junge Regentin und ihre ganze Umgebung gewinnen: mit einem Herzen, in dem nur noch Ehrgeiz und Herrschsucht übrig blieben, war ihr das leichter, als es ihr in frühern Zeiten mit all ihrer Schönheit und aller Coketterie gewesen wäre — um so leichter, als sie vor Nichts zurückschreckte, um sich in die intimste Intimität des königlichen Ehepaars einzuschleichen. Es ist höchst interessant zu sehen, zu welcher Lakaienhaftigkeit der hohe Adel unter Ludwig XIV. herabgesunken war; wie knechtisch und niedrig er sich gegen die Herrscher benimmt, während er dem Volke mehr Ausschließlichkeit und unverschämte Herrschsucht zeigt, als je. Die Prinzessin Orsini macht sich zur niedrigsten Magd, um nur immer in der Nähe des Königs Philipp oder seiner Königin zu sein. Gleich bei ihrem Eintritt in Spanien, da sie eben erst die Prinzessin von Savoyen dem König zugeführt, schreibt sie von Barcelona aus (12. December 1701) an die Herzogin von Noailles: — — „ich habe nicht die geringste Ruhe und nicht einmal Zeit, mit meinem Secretär zu sprechen. Es ist nicht mehr die Rede davon, nach dem Essen auszuruhen oder zu essen, wenn ich hungrig bin. Ich bin überglücklich, wenn ich im Laufen Etwas zu mir nehmen kann und noch geschieht es nicht selten, daß man mich im Moment, da ich mich zu Tische setzen will, abruft. Wahrhaftig, Madame de Maintenon würde sehr lachen, wenn sie alle Einzelheiten meines Amtes kennte. Sagen Sie ihr, daß ich es bin, die die Ehre hat, dem König von Spanien den Schlafrock abzunehmen, wenn er sich zu Bette legt, und ihm Schlafrock und Pantoffel zu reichen, wenn er sich erhebt. Der König würde nicht aufstehen, wenn ich nicht seinen Vorhang aufzöge und es wäre ein sacrilège, wenn ein Anderer in der Königin Schlafzimmer träte, so lange sie zu Bette

sind. Unlängst war die Lampe erloschen, weil ich sie halb verschüttet hatte; ich wußte nicht, wo die Fenster waren, da wir an jenem Ort in der Nacht ankamen und ich sie nicht geöffnet gesehen hatte; ich zerstieß mir die Nase an der Wand und wir, der König von Spanien und ich, stießen, indem wir sie suchten, eine Viertelstunde lang gegeneinander. Trotz des Galeerensclavenlebens, das ich führe, befinde ich mich gut" ꝛc.

Dieses Galeerensclavenleben trägt seine Früchte. Noch von Barcelona aus schreibt die Fürstin in einem andern Briefe:

„Die Gunst der Königin wächst für mich von Tage zu Tage und ich weiß fast nicht mehr, welche der beiden Majestäten mir die Ehre erzeigt, mich mehr zu lieben. Dieses würde mir sehr schmeicheln, wenn ich mich des Gedankens entschlagen könnte, daß die Könige gemacht sind, um geliebt zu werden, daß sie aber im Grunde ihres Herzens nie Etwas lieben. Da mir in dieser Beziehung noch keine andere Ansicht beigebracht worden, so würde ich Ihnen nicht zu glauben rathen, daß sich der König von Spanien viel um die Personen kümmere, die ihm in Frankreich näherstanden. Sie haben mir Eine genannt, die, ich versichere Sie, nicht so privilegirt ist, als Sie sich einbilden mögen. Wenigstens scheint es mir, daß Se. Majestät sie nicht genug liebe, um die Andern eifersüchtig zu machen. Diese großen Fürsten wären unglücklich, wenn sie Gott anders gemacht hätte. Wir sind in Verzweiflung, wenn wir einen Freund verlieren; welch ein Leben würden sie führen, wenn sie, die täglich unzählige in ihrem Dienst eifrige Unterthanen verlieren, so gefühlvoll wären wie wir? Man muß sich also damit begnügen, wenn sie nur den Namen der Leute nicht vergessen, die ihnen nicht mehr nützlich sind und sich ihnen als sehr verbunden erachten, wenn man von ihnen nach langem Bitten eine Gnade erlangt."

In Madrid angekommen, sitzt sie bereits so fest im Sattel, daß sich Minister, Gesandte, Granden mit allen Angelegenheiten an sie wenden. Der König kann ohne sie auch nicht den geringsten Entschluß fassen. Sie theilt Würden und Aemter aus; sie verschenkt das Goldne Vließ; sie bereichert ihre Günstlinge Orry, d'Aubigny ꝛc., mit denen sie in einem mehr oder weniger moralischen Verhältnisse lebt. Orry, der Finanzmann, bleibt Armeelieferant, obwohl er der Armee von Estremadura pappendeckelne Stiefel liefert, denn er versteht es, ihr Geld zu verschaffen, und alle Bestechungen und Aemterverkäufe gehen durch seine Hand. Cardinäle, französische Gesandte, Minister, die sie geniren, werden aus dem Geheimen Rathe entfernt; nur alte und schwache Leute, die nur noch zu einem Ja den Kopf bewegen können, und junge, abhängige Creaturen werden hineingebracht. Selbst diese wissen nicht von Allem, was vorgeht; aus dem Schlafzimmer der Königin kommen Decrete, Ernennungen, Gesetze, organische Umgestaltungen zum größten Erstaunen der Minister fix und fertig hervor. Die Prinzessin Orsini regiert so unumschränkt als möglich, als man unter einem Philipp V. und in Spanien regieren konnte. Die Spanier hat sie auf ihrer Seite, weil sie mit feinem Tact dem Nationalgefühl schmeichelt und oft für sie gegen die Franzosen Partei nimmt, welche nach ihrer Art Alles französisch behandeln wollen und für das Fremde und Nationale keinen Sinn haben. Man verzeiht ihr, daß sie sich die Stellen bezahlen läßt, denn sie handelt mit Spaniern; sie zieht diese aus Politik vor, weil sie zahlen, während die Franzosen als Eroberer Alles umsonst haben wollen und als Glücksritter ohne Geld nach Spanien kommen. — Von Versailles aus wird sie unterstützt und gehalten, weil Madame de Maintenon durch sie auch in Spanien regieren will und weil diese sich einbildet, es wirklich zu thun; die Fürstin schreibt ihr so unterthänige Briefe, fragt sie so bescheiden um Rath und heuchelt, ohne sie nicht fertig werden, nicht bestehen zu können. Auch alle an die Marschallin Noailles gerichteten Briefe sind voll des Lobes, der Bewunderung, der Anbetung für die geheim angetraute Gattin Ludwig's XIV., da die Fürstin weiß, daß die Marschallin Noailles ihre Briefe bei Hofe vorliest. Madame de Maintenon findet außerdem ihre Rechnung dabei, die Fürstin in Spanien zu befestigen, da ihr diese mit ihrem Geiste, mit ihrer Gewalt der Intrigue in Frankreich gefährlich werden könnte. So ist es dieser möglich, nach und nach alle Capacitäten zu beseitigen, die ihren Einfluß theilen oder beeinträchtigen können. Die beiden d'Estrée, Cardinal und Abbé, obwohl Beide mit großen Vollmachten von Ludwig nach Spanien geschickt, obwohl Beide zu einem thätigen Eingreifen in die Politik und die Geschäfte Spaniens gewissermaßen berechtigt, da sie das famose Testament Karl's II. mit fabriciren halfen und Philipp ihnen zum Theil den Thron verdankt, werden auf diese Weise für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt, denn sie befolgen eine rein französische Politik und haben viel zu viel Geist und Recht, an den Geschäften Theil zu nehmen, als daß sie die Prinzessin Orsini lange dulden könnte. Sie wüthen, sie schreiben Denunciationen nach Versailles — umsonst — Madame de Maintenon und die Orsini sind mächtiger. Aber diese letztere hat es doch am Ende mit einem Abbé und einem

Cardinal zu thun; ihre Philippiken wirken gegen die Orsini um so mehr, als in den Complicationen des Successionskrieges Frankreich in Spanien vollkommen freie Hand haben will und in dieser Beziehung die Politik der d'Estrée in Versailles angenehmer ist, als die der Fürstin. Im Jahre 1704 fällt sie in Ungnade; der Marschall Berwick, der bekannte Bastard Jacob's II. und Neffe Churchill-Marlborough's, ist beauftragt, die Entfernung der Orsini aus Spanien zu beschleunigen. Ludwig XIV. selbst schreibt ihm: „Wenn der König (Philipp) durch die Thränen der Königin gerührt wird, so sagen Sie ihm, daß ich mich erst nach reiflicher Ueberlegung und Berücksichtigung seines Vortheils entschlossen habe." — Plötzlich sehen wir die Prinzessin Orsini auf der Reise und in Vittoria, woher sie schreibt: „Endlich hat die Lüge über die Wahrheit gesiegt" ꝛc.

Das einzelne Ereigniß, das das Maß der Orsini voll gemacht und ihren Sturz beschleunigte, erzählt uns der Herzog von Saint-Simon in seinen „Additions" zu Dangeau: „Wie mächtig auch die Fürstin gewesen, die Depeschen des Abbé d'Estrée beunruhigten sie doch, besonders als der Cardinal an unserm Hofe (in Versailles) eintraf, und in dieser Unruhe wollte sie sich selbst über ihre Lage aufklären. Herr von Louvois und seine Nachfolger haben alle Höfe das gefährliche Geheimniß gelehrt, die Briefe in einem Augenblick zu öffnen und zu schließen, ohne daß eine Spur zurückbleibt und dieser abscheuliche Mißbrauch hat seitdem nur zugenommen. Madame des Ursins bediente sich dessen und benutzte es so viel sie konnte, bis sie endlich ein Wort, daß sie in einem Briefe des Abbé d'Estrée an den König fand, so sehr in Zorn versetzte, daß sie die tollste Unklugheit beging."

„Sie hatte seit mehreren Jahren den Sohn des Procureurs des Châtelet von Paris, welcher stufenweise ihr Stallmeister, ihr Geheimsecretär, ihr Intendant und der Vertraute in allen Dingen wurde (sie gab ihn auch für ihren Cousin aus). — Er verfügte bei ihr über Alles, selbst über ihre Person, und machte kein Geheimniß daraus. . . . . . In der an den König gerichteten Depesche des Abbé d'Estrée also war eine starke Stelle über ihn, über seinen Einfluß, über seine allseitigen Geschäfte, über den Umstand, daß er der einzige Mann war, der im Palast schlafe und über das Gerücht, daß die Fürstin und er verheirathet seien, nachdem alles dazu Gehörige zu verstehen gegeben worden. Dieses letzte Wort „verheirathet" konnte der Hochmuth der Fürstin nicht verdauen. Sie nahm die Feder, schrieb eigenhändig zur Seite an den Rand nur die drei Worte: pour mariés, non (verheirathet, nein), schloß die Depesche wie sie war und schickte sie ab. Niemand war mehr erstaunt, als der König und seine Minister — denn diese Briefe der Gesandten wurden vollständig im Staatsrath gelesen — als sie diesen überraschenden Beisatz sahen. Im ersten Moment lachte der König und seine Minister, daß sie nur der Heirath widersprach und daß sie über Alles, was die Heirath voraussetzen ließ, leicht hinwegging, aber nachdem man gelacht hatte, verweilte man bei der Kühnheit, eine Depesche des Gesandten an den König zu öffnen und es noch selbst durch die Frechheit des Beisatzes zu beweisen. Der König war darüber sehr aufgebracht und es schien, daß diese Geschichte, die Madame de Orsini für einige Zeit zu Grunde richtete, sie für immer verderben müsse."

Madame des Ursins ist nicht die Person, die sich pour si peu aufgibt. Sie hat die Süßigkeit des Regierens gekostet; man kann sicher sein, daß sie das Ihrige thun werde, um sobald als möglich wieder am Ruder zu sein. Während sie von ihrer verfolgten Unschuld, von der Infamie der Hofleute, die sie ancelle, von ihrem hohen Alter, ihrer Müdigkeit, ihrer Sehnsucht nach Ruhe spricht; während sie sich allerunterthänigst dem Willen Ludwig's fügt, der sie nicht in Versailles zu sehen wünscht, und von einem neuen Aufenthalte in Italien schwärmt, bleibt sie auf halbem Wege zwischen beiden Höfen, in Toulouse sitzen — in Toulouse, einer so unschuldigen Stadt, einem so inoffensiven Punkte. Aber für sie ist Toulouse ein mit Weisheit auserwählter strategischer Punkt; gleich nahe von Madrid und Versailles bearbeitet sie zu gleicher Zeit von hier aus die alten Weiber des französischen Hofes und erweckt sie durch zärtliche Briefe die Sehnsucht nach ihr in der Brust der Königin des spanischen Hofes. Am 30. December 1704 schreibt sie bereits von Orleans aus; sie befindet sich auf der Reise nach Paris. Der König, von allen Weibern des Hofes bestürmt, hat das große Wort gesprochen: Madame des Ursins darf sich der Sonne nähern. Er hat keine Ahnung davon, daß diese einfache Erlaubniß für die alte Politikerin so viel bedeute, als Rückkehr und Aufnahme der Herrschaft in Spanien. Sie weiß es sehr wohl, doch erscheint sie in Paris und endlich in Versailles mit der niedergeschlagenen Miene einer im Abgrunde der Ungnade liegenden Unglücklichen, mit der Demuth eines in sein Schicksal ergebnen Opfers. Alle ihre Freunde, Diener und Anhänger haben den geheimen Auftrag, dieselbe Miene anzunehmen und den bereits errungenen Triumph ja durch keinen Blick zu verrathen. Der ganze Hof weiß, was die Ankunft der

Prinzessin Orsini zu bedeuten habe. Man lese nur Saint-Simon und die Beschreibung der Kriecherei, deren Gegenstand die siebzigjährige Frau wurde. Leute, die sich nie um sie gekümmert, verlangen, daß man sie als Freunde der hohen Frau wegen ihrer Ankunft beglückwünsche — und wie arg wird es erst, als Madame des Ursins stundenlang mit Madame de Maintenon, oder mit dem König, oder mit beiden zugleich eingeschlossen ist — und endlich als Madame des Ursins auf einem Hofball mit einem Mops auf dem Arm — unerhört — mit einem Mops auf dem Arm erscheint und der König diesen Mops sogar streichelt. Der Mops einmal gestreichelt, hat die Verehrung, die Anbetung, die Vergötterung der Prinzessin keine Grenzen mehr. Saint-Simon sagt, der Mops sei das Symbol der Gunst und Gnade geworden; man habe Madame de Orsini behandelt, wie eine Königin von England; man sei an die schönsten Zeiten der Königin Mutter erinnert worden. Nicht allein die Hofdamen höchsten Ranges und die höchsten Würdenträger, selbst die Prinzessinnen des königlichen Hauses lagen vor ihr auf dem Angesichte, horchten auf jedes ihrer Worte, belauschten jede ihrer Geberden. Es ist aber auch wahr, daß sie eine Anmuth, eine Feinheit, eine Lebendigkeit des Geistes entfaltete, welche, nach Saint-Simon, schon damals der guten alten Zeit angehörten. — Kurz nach ihrer Ankunft in Versailles war es entschieden, daß sie in Spanien rehabilitirt werde; trotzdem blieb die Fürstin und verzögerte ihre Abreise bis Juni 1705. Madame de Maintenon hatte eine so delicate Gesundheit; warum sollte sie Madame des Ursins nicht ersetzen können? Es ist am Ende doch schöner, in Frankreich zu regieren, als in Spanien, das ihr dann doch nicht entgangen wäre. Aber der Erzbischof von Aix öffnete ihr die Augen über ihre zu sanguinische Selbsttäuschung; er macht sie darauf aufmerksam, daß sie die Eifersucht der Madame de Maintenon reizen könnte — dann wäre Alles verloren. Indessen trug die Zögerung doch ihre guten Früchte; am spanischen Hofe ging es drunter und drüber; der schwachsinnige König und die eigensinnige Königin hatten alle Angelegenheiten so verwirrt, daß dieser Hof einem Irrenhause glich; Madame des Ursins wurde wie eine Erlöserin erwartet. Da in Spanien alle constituirenden Gewalten so weit unterdrückt waren, daß Alles und Jedes vom Hofe abhing, war es von höchster Wichtigkeit, daß dieser Hof eine Persönlichkeit besitze. Madame des Ursins wurde gedrängt; da trat sie auf und machte ihre Bedingungen. Im Zimmer der Maintenon, in Marly, wurde zwischen ihr und dem König ein förmlicher Vertrag abgeschlossen und die bedeutendsten Artikel dieses Vertrages besagten ungefähr Folgendes: „In Versailles werden alle auf die Administration der Fürstin Orsini bezüglichen Berichte, Correspondenzen, Verleumdungen, Entstellungen 2c. vollkommen unberücksichtigt bleiben. Die Fürstin wird sich in Madrid um keine von den Ministern oder andern Personen im Namen des Königs ausgehende Empfehlung oder Anweisung kümmern, selbst wenn diese vom Könige autorisirt wären; anders soll es sich mit den Empfehlungen verhalten, die ihr unmittelbar vom Könige zugingen; der König bewilligt ihr einen neuen Jahrgehalt; die Fürstin kann nach Belieben die Personen wählen, mit denen sie zu regieren gedenke: sie wird nicht mehr den Titel Obersthofmeisterin führen, weil sie dieses Amt zu sehr von den öffentlichen Geschäften abziehe."

Sind das nicht Bedingungen, wie sie der Friedländer bei Uebernahme des Commandos dem Kaiser vorschrieb? — nur mit dem Unterschied, daß sie von einer alten, in der Intrigue erfahrnen Frau und nicht von einem großen Feldherrn ausgehen. Aber der Charakter der letzten Regierungsjahre des großen Königs war der Art, daß die alten Intrigantinnen besser am Platze, mächtiger, brauchbarer und dem ganzen Zustande homogener waren als irgend ein bedeutender Mann. Es ist mit jenen Bedingungen noch nicht genug. Madame des Ursins konnte einen geistreichen, thätigen, selbstschöpferischen Gesandten, wie d'Estrée gewesen, wie es in diesem Augenblick zum Theil Gramont war, an ihrer Seite nicht brauchen; sie wählte sich selbst einen Gesandten in der Person des unbedeutenden, gutmüthigen und gedankenlosen Amelot, der sie in Nichts geniren wird. Wohl aber braucht sie einen geriebnen Intriganten und Finanzmann, der ihr ganz ergeben sei, und ihre Creatur, der berüchtigte Orry, der Spanien hatte mit Schimpf und Schande verlassen müssen, über dem in Paris ein sehr gefährlicher Proceß hängt, kehrt triumphirend nach Spanien zurück und übernimmt einen Theil des Finanzwesens und die Lieferungen. Die Zusammensetzung des spanischen Hofes, so wie die ganze Verwaltung von Madrid wird nach ihrer Angabe über den Haufen geworfen und umgestaltet; alle ihr unangenehmen Persönlichkeiten werden entfernt, manche in's Gefängniß geworfen.

So ausgerüstet, kehrt sie mächtiger und sicherer als je nach Spanien zurück. Ihre Reise ist ein Triumphzug; überall empfangen sie die Behörden wie eine große, officielle Person, auf spanischem Boden beinah wie eine regierende Fürstin. Der Mercure Galant, eine damals vielgelesene Zeitschrift, wird nicht fertig mit Beschreibung der Ehren

und Festlichkeiten, die sie überall empfangen und die größer und pomphafter wurden, je mehr sie sich der Hauptstadt näherte. Ueberall kamen ihr Personen höchsten Standes, selbst Granden entgegen, um sie zu begrüßen und sich ihrem Triumphzuge anzuschließen, der nach und nach unendlich wird. „Tanz, Spiele, Stiergefechte, Feuerwerke, Artilleriesalven begrüßten sie überall. Ihr Weg war, ohne Uebertreibung, überall von Blumen bedeckt; man streute sie mit vollen Händen aus." Und nicht nur der Adel, selbst das niedere Volk betheiligte sich mit ganzem Herzen bei dieser Feier der Fürstin.

Dieser letzte Zusatz des Mercure Galant ist interessant. Was hatte das Volk mit der alten Hofdame, mit der Intrigantin, mit der Freundin des Betrügers und Blutsaugers Orry zu thun? Es ist nicht zu leugnen, daß die Freudenbezeugungen des Volkes aufrichtig und nicht commandirt waren und das hatte seine wohlbegründeten Ursachen. Die Prinzessin Orsini war populär und sie verdiente es zu sein, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Wir haben es schon erwähnt, daß sie das große Verdienst hatte, eine Partei gebildet zu haben, welche die Anmaßungen des französischen Charakters und der französischen Glücksritterschaft zu beschränken suchte; sie hatte außerdem in den Augen des Volks das noch größere Verdienst, das junge Königspaar so viel als möglich zu hispanisiren. Die Königin, den Rath der Orsini befolgend, machte alle kirchlichen Ceremonien mit und unternahm alle Pilgerfahrten, die als heilige Pflicht einer Königin von Spanien betrachtet wurden; der König und der Hof mußten spanisch sprechen, ihre Tracht spanisch modificiren und den Stiergefechten beiwohnen. — Nur die Auto-da-fés wollte Philipp V. nicht mitansehen und das spanische Volk war damals sehr geneigt, ihm diese Abweichung von der altspanischen Königssitte zu verzeihen. Dies führt uns auch auf eine andere und größere That der allmächtigen Gouvernante Spaniens, die, wenn auch nicht ausgeführt, doch groß beabsichtigt war und die alte Gouvernante in unsern Augen plötzlich um ein Bedeutendes größer erscheinen läßt: wir meinen ihren kühnen Angriff auf die Inquisition.

Man darf nicht vergessen, daß Madame des Ursins mit ihren alten Jahren bereits in das Zeitalter Voltaire's hineinragt. In ihr stak bereits jene Aufklärung und Aufklärerei, die das ganze achtzehnte Jahrhundert kennzeichnete und die, was die Regierenden betrifft, in Friedrich, Joseph, Katharinen mehr oder weniger schöne und ausgebildete Blüthen trieb. Bat doch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein türkischer Sultan Ludwig XVI. um Aufklärung über die Aufklärung, warum sollte zu Anfang desselben Jahrhunderts die Aufklärung nicht schon in einer geistreichen Französin eine Vertreterin gefunden haben. In der That bemerken wir in allen Briefen, in allen Handlungen der Orsini Nichts von jenem düstern, bigotten Geiste, den Madame de Maintenon und der Père Lachaise am Hofe des alten Ludwig einführten, der den Widerruf des Edicts von Nantes, die Dragonnaden und den Camisardenkrieg zu Stande brachte. In keinem ihrer Briefe, selbst wenn sie an die heuchlerische Maintenon schreibt, geht sie auf diesen herrschenden Geist ein.

Als Philipp V. zur Regierung kam, machte ein Inquisitionsproceß gegen den Mönch Froilan Diaz, den der Großinquisitor Mendoza beschuldigte, den verstorbenen König Karl II. im Interesse Oesterreichs quasi behext zu haben, großes Aufsehen. Die Prinzessin Orsini, die eine vom Staate gänzlich unabhängige, so mächtige Institution, wie die Inquisition war, als Politikerin nicht dulden, als aufgeklärtes Weib nicht verdauen konnte, benutzte die durch den Proceß aufgeregte Stimmung, um eine neue Gährung in die Gemüther zu werfen. Zum erstenmal seit Jahrhunderten wurde in Spanien die öffentliche Meinung in's Spiel gezogen, zum erstenmal zu diesem Zweck ein Mittel gewählt, das, unter den gegebenen Verhältnissen, eben so kühn und genial als neu war. Madame des Ursins bedient sich zweier geistreichen und eifrigen Publicisten, der Herren Macanaz und Camprillo, um die Existenz der Inquisition öffentlich in Frage zu stellen und zu allgemeiner Discussion zu bringen. So geschah das Unerhörte, das Unglaubliche, daß in den Straßen von Madrid über alle Unzulässigkeiten, über alle Anmaßungen, Rechtsverletzungen und Grausamkeiten desselben heiligen Tribunals Reden gehalten wurden, welches man kurze Zeit vorher selbst in Familienkreisen nicht zu nennen gewagt hatte. Man hatte keine andere Absicht, als die Inquisition gänzlich zu unterdrücken. Wozu? sagte man, ein solches Ausnahmsgericht? Sarazenen und Juden gibt es nicht mehr in Spanien; wer ein Verbrechen gegen die Religion begeht, kann vor die gewöhnlichen Gerichte gestellt werden. Dieser Zweck wurde zwar nicht erreicht; aber die Magistrate, welche als unbequem und zu freisinnig durch die Inquisition abgesetzt worden, erhielten ihre Stellen wieder, der Großinquisitor, Erzbischof Mendoza, mußte sich als unter dem Gesetze stehend bekennen; Fray Froilan Diaz wurde dem Kerker entrissen und rehabilitirt. Diesen großen Erfolg und das große Glück, „daß der schauerlichen Nacht nun wenigstens eine Dämme-

rung folgte," schreibt der spanische Geschichtsschreiber Ferrer del Rio vorzugsweise dem Muthe und der Weisheit der „Gouvernante Spaniens" zu.

Das Volk wußte also, was es that, als es die Fürstin wie eine Erlöserin empfing, und diese wußte, was damals so wenige unter den Regierenden wußten, welche Macht und welche Mittel die öffentliche Meinung lieferte. Auf diese nicht weniger als auf die Gunst des Königspaars und auf den Vertrag von Marly gestützt, beginnt sie eine neue Laufbahn mit doppeltem Glanze.

Trotzdem sie es sich im Vertrage von Marly ausbedungen, nicht mehr als Oberhofmeisterin zu fungiren, da sie dieses Amt von den „Geschäften" abziehe, muß sie doch wieder diesen Titel und dieses Amt annehmen, denn Philipp V. und Marie Louise von Savoyen können ohne sie nicht leben. Aber es kommt auf Titel, Stellung, Privilegien, Gnade und Gunst gar nicht mehr an; ihre Beschäftigung, ihr Wirkungskreis können nicht mehr genau bestimmt werden: Madame des Ursins ist Alles! In ihrer Person vereinigen sich alle Ministerien und der Staatsrath und die ganze Königsgewalt. In der That schlägt sie nun in ihren Briefen einen ganz andern Ton an. Sie schreibt wie ein erster Minister. Chamillart, Ludwig's XIV. Staatssecretär, erscheint nur wie ihr Premiercommis; ihre alte Freundin, Marschallin von Noailles, ehemals ihre Beschützerin am Hofe von Versailles und bei der Maintenon, wird nun selbst protegirt; die Orsini leistet ihr Dienste, befördert ihre Söhne und Schwiegersöhne und sagt ihr manchmal ein hartes Wort. Selbst gegen die Maintenon führt sie eine veränderte Sprache; sie ist empfindlich mit ihr, sie macht sich manchmal über sie lustig; sie zeigt ihr sogar die Zähne. Aber man muß gestehen, daß die siebzigjährige Dame in ihrer erbärmlichen Umgebung, in ihrem armseligen Zeitalter es verdient, eine solche imponirende Stellung einzunehmen und daß die Achtung vor ihrem Geiste, vor ihrer Thatkraft, Ausdauer und Unerschrockenheit mit ihrem Alter wachsen müsse und mit jedem Schritte zunimmt, je weiter man sie in ihrer Correspondenz und in ihrer Thätigkeit begleitet. Sie überschaut fortwährend die ganze, furchtbar verwickelte Lage Europa's; sie leitet die ganze ihr zugängliche Diplomatie und Strategie; sie ist unerschöpflich, wo es sich darum handelt, neue Hülfsmittel des Angriffs oder der Vertheidigung herbeizuschaffen. Sie schreibt vor, wie die Truppen marschiren, wie die verschiedensten Feldzüge miteinander combinirt, wie in Spanien und Frankreich Geld gemacht werden solle; wie man die alliirten Feinde unter einander entzweien, wie man neue Bundesgenossen werben solle. Bei all dem achtet sie darauf, daß der König, der schief gewachsen ist, sich grade halte, daß sich König und Königin nicht langweilen und sich auf anständige und gebildete Weise die Zeit vertreiben. Sie richtet Leseabende ein und läßt Musik machen, besonders Musik von Domenico Scarlatti, den sie, zur Ehre ihres Geschmackes sei es gesagt, sehr liebt und dessen Werke sie in weite Ferne empfiehlt, als würdig, die schlechte französische Musik zu verdrängen. Sogar für die Kleidung der Königin sorgt sie, und wegen einer neuen Fassung der Diamanten schreibt sie unzählige Briefe nach Paris, in denen sie wie ein Juwelier spricht. Natürlich fängt man einer so wunderbaren und thätigen Frau gegenüber zu glauben an, daß sie Alles vermöge und macht man sie für Alles verantwortlich. Von Versailles aus schreibt man ihr, daß man sich an sie halten werde, wenn die Königin nicht bald guter Hoffnung sei und der König, als endlich die gute Hoffnung da ist, will von ihr wissen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sein werde.

Es ist natürlich, daß man Alles von ihr erwartet, denn sie hat das Ungeheuerste gethan: sie hat in dem für Spanien unglückseligen Jahre 1706, nachdem Franzosen und Spanier auf allen Punkten geschlagen waren und der Erzherzog Madrid bedrohte, den dummen, indolenten, weichen Philipp zu einem General gemacht und ihn an die Spitze seiner Armee gestellt. Nach solcher That scheint das Große, das sie kurz darauf durchgeführt, nur sehr klein.

Saragossa, Cartagena &c. sind gefallen; der Feind rückt von allen Seiten auf die Hauptstadt los; die Königin mit Madame des Ursins flüchtet nach Burgos; fast ohne Dienerschaft, denn man hat das Geld nicht mehr, um eine solche zu bezahlen; ja, man hat kaum zu essen und man wohnt in einem Hause, das, nach der Beschreibung der Fürstin, nicht viel besser ist als eine Ruine. Der König schreibt, man soll die Diamanten nach Frankreich schicken und so gut als möglich verkaufen. All das würde die Orsini wenig betrüben; sie lacht über die Unbequemlichkeiten und Mühsale; was sie betrübt, ist, daß der König nicht einen Pfennig hat, um seine Truppen zu besolden und daß diese demnächst auseinanderlaufen werden. Dann Ade, Spanien! Alle Testamentsintriguen und Fälschungen, alle Mühe und Arbeit der letzten sechs Jahre verloren. Die alte Fürstin setzt sich in Bewegung, sie schreibt Briefe, sie hält Reden, sie arbeitet Tag und Nacht — und siehe da, das Königreich Altcastilien und die Städte Andalusiens kommen mit freiwilligen Gaben; Philipp V. kann seine Truppen be-

zahlen, er gewinnt sogar eine Schlacht — der Thron ist gerettet, man zieht wieder in Madrid ein und Madame de Orsini ist es, das gibt ganz Spanien zu, die den Thron gerettet und die Rückkehr in die Hauptstadt ermöglicht hat.

Aber der Krieg wüthet fort; auf spanischem Boden, mit habsburgischer Zähigkeit, hält sich der Erzherzog; an den verschiedensten Punkten Europa's stehen den spanisch-französischen Armeen gegenüber Männer, wie Eugen, Marlborough, Herzog von Savoyen, Peterborough 2c.; Frankreich ist durch die glorreiche Regierung des großen Ludwig so erschöpft, daß es weder Truppen noch Geld liefern kann; was die Orsini in Burgos von den guten Städten erlangt hatte, war das Letzte, das Spanien leisten konnte. Es war trocken und ausgedrückt, wie ein Schwamm. Es ging nicht länger. Ludwig XIV. war bereit, den schmählichsten Frieden zu schließen; er bettelte bereits bei den Generalstaaten und schlug eine Politik ein und einen Ton an, der den Feinden Mitleid einflößen sollte. Der alte Egoist wollte, um sich zu retten, vorerst Andere opfern und Philipp V. sollte von Spanien zurückgerufen, der Thron aufgegeben und dem Erzherzog überlassen werden. Sollte sich Philipp sträuben, dann überließ man ihn den Feinden und seinem Schicksal; ja man hätte sogar selbst Hand an ihn gelegt, um ihn von demselben Throne zu reißen, auf den man ihn, ohne ihn zu fragen, gesetzt hatte. Ganz Versailles findet den Plan vortrefflich und die Prinzessin Orsini bekommt den Auftrag, den armen Philipp auf die Katastrophe vorzubereiten.

Aber man hatte in Versailles die Rechnung ohne die Orsini gemacht. Einen solchen Rath zu geben, war nicht die Sache dieser Frau; Aufgeben, Zurückweichen lag nicht in ihrem Charakter. Man lese nur ihren wüthenden Brief über das Aufgeben einer kleinen Festung, und man wird einsehen, daß sie eine Krone nicht gutwillig verlassen werde. Die Zumuthung scheint ihre moralische Tapferkeit und ihre Energie nur zu erhöhen. Kaum daß sie darauf antwortet; sie sagt höchstens: der König wird es vorziehen, zu Grunde zu gehen. Am besten antwortet sie mit Thaten und zwar mit Thaten, welche ihren Angriff auf die Inquisition noch übertreffen. Sie thut, was jedem vernünftigen Menschen einen Tag vorher eine Unmöglichkeit erschien. Sie braucht, um ihren König zu retten, vor Allem Geld; sie führt ja denselben Krieg, welcher Marlborough die Erfahrung einflößt, daß man im Kriege erstens, zweitens und drittens Geld brauche: und sie besteuert den Klerus! — „Steuer“ und „Klerus,“ eine Verbindung dieser zwei Worte klang in Spanien bis dahin so fremd wie Muttermord. In der That stößt der Klerus einen Schmerzensschrei aus, wie er noch nicht gehört worden, und schreit der Papst, als ob der letzte Christ geschlachtet werden sollte, und erschrickt selbst der König von Frankreich. Er schreibt an seinen Enkel: „Du bist noch nicht stark genug, um gallicanische Ideen zu haben.“ — Das ist wahr, doch setzt es Madame durch: unter dem beschönigenden Titel einer freiwilligen Gabe bringt die Kirche ihre gezwungenen Steuern herbei und der Krieg wird durch allerlei Widerwärtigkeiten fortgeführt, bis Karl von Oesterreich die Unvorsichtigkeit begeht, sich zum Kaiser von Deutschland wählen zu lassen. Da erschrecken die Mächte Europa's über die Gewalt, die sich einst, wie unter Karl V., in einer Hand vereinigen solle, und der Kaiser verliert Spanien im Frieden von Utrecht und Philipp bleibt auf dem Thron. Und das dankt er einzig und allein der Ausdauer der nunmehr siebenundsiebzigjährigen Prinzessin Orsini.

Aber Don Philipp dankte ihr noch mehr. Den Thron, den sie ihm erhalten, bestieg er als ein durch die Constitutionen der Königreiche beschränkter Monarch; er besaß ihn nun als absoluter Herrscher.

Man weiß, daß die Habsburger, sobald sie auf den spanischen Thron gelangten, die perfide Politik Ferdinand's und Isabellen's adoptirten; wie sie im Geiste der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts eine absolute Einheitlichkeit, die damals ein Fortschritt schien und in mancher Beziehung auch war, herzustellen suchten. Schon Philipp der Schöne suchte hier und da die Freiheiten der Großen zu schmälern; den Waffen Karl's V. erlagen die Communeros, trotz der heldenmüthigen Anstrengungen Padilla's und seiner Patrioten. Castilien war gebändigt. Von Aragonien, dem freiesten und stolzesten Lande aus erwartete Philipp II. mit Sehnsucht die Nachricht von einem Aufstande, um Gelegenheit zu einer Eroberung und Unterwerfung zu haben. Sein Feind Antonio Perez leistete ihm den Dienst, indem er sich zu den Aragonesen flüchtete und ihren Schutz in Anspruch nahm. Sie erhoben sich für den Verfolgten und büßten ihren Edelmuth mit dem Verlust ihrer alten Freiheit. Doch waren noch Reste derselben da, welche, wegen der Nachbarschaft Cataloniens, das Karl von Oesterreich besetzt hielt, und in der bedrängten Lage der neuen Dynastie unangenehm hinderten; das vorige Jahrhundert betrachtete es gewissermaßen als seine Pflicht, alle solche Reste ständisch-adliger Freiheiten zu entfernen, zu Gunsten des Volkes, wie zu Gunsten der Monarchie. Die Orsini, ein echtes Kind ihrer Zeit, legte schon im Jahre 1705 Hand an

die aragonischen Gesetze; aber erst 1707, nach dem Sieg von Almanza schaffte sie die aragonesischen Cortes gänzlich ab, indem sie sie in die Cortes generales aufgehen ließ, welche nie versammelt wurden. „So sind wir denn endlich die Granden los," schreibt sie bei dieser Gelegenheit an die Maintenon; „wollte Gott, daß es uns eben so leicht würde, die Priester und die Mönche zu bändigen, welche die Urheber alles Aufruhrs sind." In der That versucht sie, wieder von Don Melchior Mecanaz, dem sie indessen eine einflußreiche Stellung gegeben, unterstützt, einen neuen Angriff auf die Inquisition; und wenn sie diesmal auch nicht vollkommen siegt und die Inquisition fortfährt, Inquisition zu sein — man verbrannte unter Philipp V. 1574 Ketzer — so hat sie sie doch erschreckt, die öffentliche Meinung aufgeweckt und so die liberalen Maßregeln Karl's III. möglich gemacht.

König Philipp V. von Spanien war nicht undankbar. Als endlich nach so langem Leiden und Kämpfen die Friedensunterhandlungen in Utrecht ihren ernsten Gang gingen, verlangt Spanien, daß für die Prinzessin Orsini eine eigene kleine Souveränetät errichtet werde und er war bereit, zu diesem Zwecke die Stadt Limburg mit ihrem Gebiete zu opfern. Die Fürstin zog ein kleines Fürstenthum auf französischem Boden und zwar in der Tourraine vor; auch darauf ging der König von Spanien ein und Frankreich sollte auch nicht viel dagegen einzuwenden haben, da das neue Fürstenthum nach dem Tode der Fürstin wieder an Frankreich zurückfallen mußte. Die Fürstin war ihrer Sache schon so gewiß, daß sie sich in der Tourraine eine Residenz bauen ließ. Aber konnte das die Maintenon dulden, daß ihre protegée, die ihr in den letzten Jahren zu viel Widerspenstigkeit gezeigt, die ihr allen Einfluß in Spanien entrissen, die ihr manchmal ihre Heuchelei und die Kleinlichkeit ihres Denkens vorgeworfen, daß sie neben ihr, in Frankreich selbst, als regierende Fürstin throne? Man erhob in Utrecht alle möglichen Schwierigkeiten; die Fürstin bestand auf ihrer Souveränetät; das verzögerte den Friedensbeschluß, den Ludwig XIV. so inbrünstig herbeiwünschte und die Orsini stand als Friedensstörerin da; Ludwig war gegen sie ergrimmt; die Maintenon schürte und ihr zweiter tiefer Sturz wurde vorbereitet.

Das Schicksal trug das Seinige bei. Marie Louise von Savoyen, Gattin Philipp's, die an der Fürstin mit unauslöslicher Treue hing, starb plötzlich und grade zur Zeit, da die Feinde in Versailles und Madrid ihre Schlingen legten. Die Fürstin wurde dadurch nicht abgeschreckt. Sie hatte ein Fürstenthum verloren, sie hoffte jetzt sogar eine Königskrone zu gewinnen. Ja, sie schmeichelte sich in der That, daß der junge König sie, die beinahe achtzigjährige Frau, heirathen werde, und die Sache ist nicht so lächerlich, wie sie aussieht, denn sie hätte es mit dem schwachen König durchgesetzt, wenn sie es mit ihm allein zu thun gehabt hätte. Sie kam bald selbst zur Besinnung und gab den Plan auf; aber doch etwas zu spät, denn dieser Plan hatte ihr Maß voll gemacht und den Feinden alle Freiheit verschafft, gegen sie zu handeln.

Die Fürstin wollte sich damit begnügen, so weiter zu regieren, wie sie bisher regiert hatte, mit Hülfe ihres Einflusses auf das Königspaar. Des Königs war sie sicher; es handelte sich darum, ihm eine Königin zu suchen, die aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, ihr allein dieses Glück danken und in Folge dessen von ihr abhängig sein solle. Ohne sich um Versailles zu kümmern, sah sie sich unter den kleinen Prinzessinnen Italiens um und ihr Auge fiel auf eine der unbedeutendsten, auf Elisabeth Farnese von Parma. Ein Verbrechen mehr. Wie? man wagt es, eine so große Angelegenheit, wie die Verheirathung des Königs, ohne den Großvater, ohne Ludwig abzumachen? Ihr Sturz war nun definitiv beschlossen.

Die Geschichtschreiber stellen den Fall der Orsini gewöhnlich so dar, als ob er einzig und allein von Elisabeth und ihrem Freunde Alberoni ausgegangen wäre. Elisabeth, die kleine Prinzessin, trotz aller Energie und Unverschämtheit, mit der sie von Natur ausgestattet gewesen, hätte wohl schwerlich den Muth gehabt, gleich bei ihrem Eintritt in Spanien, noch ehe sie das Terrain kannte, so gegen die allmächtige Günstlingin aufzutreten, wenn sie sich nicht im Rücken gedeckt gefühlt hätte. Herr Geffroy weist aus Briefen des französischen Gesandten in Florenz und aus andern Urkunden nach, daß Elisabeth, sobald sie mit Philipp verlobt gewesen, in die Versailler Cabale hineingezogen worden und es war nicht schwer, die herrschsüchtige junge Dame, die später ganz Europa verwirrte, für ein Complot zu gewinnen, das auf den Sturz derjenigen ausging, die durch ihre Allmacht die eigentliche Trägerin der spanischen Krone zu einer Scheinkönigin machte. Sie war schon in Italien vorbereitet. Während der Reise kam sie mit der Königin Mutter, der Feindin der Orsini, zusammen; Alberoni, der später allmächtige Minister, taucht bald da bald dort auf dem Wege auf; der verbannte Großinquisitor gibt von Bayonne aus seinen Rath; in Saint-Jean-Pied-le-Port und in Pampelona werden geheime Berathungen gehalten.

Man kann annehmen, daß die Gouver-

nante von Spanien, die überall ihre Spione hatte, von den geheimsten Vorgängen unterrichtet ist; auch erscheint sie in der That einen Moment lang sehr niedergeschlagen. Aber da kommt die Nachricht an, daß sie Elisabeth während ihrer Reise zur Obersthofmeisterin ernannt hat, trotzdem ihr Ludwig die Besetzung ihrer Hofchargen ganz überlassen; die Fürstin athmet wieder auf; sie faßt neuen Muth, denn sie kennt die Gewalt ihrer Persönlichkeit. Der ganze spanische Hof, der sie schon als aufgegeben betrachtet, kriecht wieder herbei und sie reist unter Vivats ab, um die Königin in Quadragué zu empfangen, während der König in Quadalaxara wartet.

Ueberlassen wir die Erzählung ihres endlichen und merkwürdigen Sturzes einem Zeitgenossen.

„Am 23., zwei Tage vor Weihnachten, reiste sie ab (von Quadalaxara) und mit einem sehr kleinen Gefolge sieben Meilen weiter nach der kleinen Stadt Quadragué, wo die Königin übernachten sollte. Die Königin war daselbst schon angekommen und sie stieg in einer Wohnung ab, die man ihr ganz nahe und der Königin gegenüber eingerichtet hatte. Sie war in großer Gala und sehr geputzt. Sie ordnete nur ein wenig ihre Kleidung und ging sogleich zur Königin. Die Kälte und Trockenheit des Empfangs verdutzten sie anfangs außerordentlich; sie schrieb sie der Verlegenheit der Königin zu und suchte dieses Eis zum Schmelzen zu bringen. Die Umgebung zerstreut sich indessen, um sie allein zu lassen. Darauf begann das Gespräch; die Königin ließ sie nicht fortfahren und begann sogleich sie mit Vorwürfen zu überhäufen, daß sie in der Tracht, in der sie vor ihr erscheine, und durch ihre Manieren ihr nicht die gehörige Ehrerbietung erweise. Madame des Ursins, deren Anzug in der Ordnung war, und die, bei ihren nicht unehrerbietigen Manieren und ihren beschwichtigenden Reden, diesen Angriff bei Weitem nicht zu verdienen glaubte, war höchst überrascht und wollte sich entschuldigen. Darauf aber brach die Königin in beleidigende Worte aus, fing zu schreien an, zu rufen und die Gardeofficiere herbeizubefehlen, und gebot der Orsini mit Schmähworten, sich aus ihrer Gegenwart zurückzuziehen. Diese wollte sprechen und sich gegen die an sie gerichteten Vorwürfe vertheidigen; die Königin verdoppelte ihre Wuth und ihre Drohungen, schrie, daß man die Närrin aus ihrer Gegenwart und ihrem Hause entferne und ließ sie an den Schultern hinausstoßen. Im selben Augenblicke ruft sie Amenzaga, Lieutenant der Leibgarden, der das sie umgebende Detachement befehligt, und zu gleicher Zeit den Stallmeister, der ihrem Gefolge vorsteht, befiehlt Ersterm, Madame des Ursins zu verhaften und sie nicht eher zu verlassen, als bis er sie in eine Carosse gesetzt, und dem Andern, sofort eine Carosse mit sechs Pferden und zwei oder drei Diener herbeizuschaffen, die Fürstin Orsini augenblicklich nach Burgos und Bayonne zu bringen und sich nirgends aufzuhalten. Amenzaga stellt ihr vor, daß nur der König von Spanien die Gewalt habe, die sie sich aneignen wolle; sie fragt ihn stolz, ob er nicht vom König von Spanien den Befehl habe, ihr in Allem ohne Rückhalt und Widerspruch zu gehorchen? Es ist wahr, daß er einen solchen Befehl gehabt, von dem keine andere Person wußte."

„Madame de Orsini wurde also verhaftet und mit einer ihrer Kammerjungfern augenblicklich in die Carosse gesetzt. Man ließ ihr nicht die Zeit, das Kleid oder den Kopfputz zu wechseln, sich irgendwie gegen die Kälte zu sichern und weder sie noch die Kammerjungfer konnte etwas Geld oder Anderes mitnehmen; sie hatte keine Nahrung in der Carosse, kein Hemd oder was es immer sei, um bei einem Nachtlager zu wechseln. So wurde sie mit den zwei Gardeofficieren, die eben so wie die Carosse im Augenblick bereit waren, in Bewegung gesetzt; sie in großer Hoftracht, wie sie die Königin verlassen hatte. Während des sehr kurzen Tumults wollte sie zur Königin schicken, die auf's Neue losbrach, daß sie noch nicht gehorcht habe und sie augenblicklich abreisen ließ. Es war ungefähr sieben Uhr Abends, zwei Tage vor Weihnachten, die Erde von Eis und Schnee ganz bedeckt und die Kälte außerordentlich, sehr stark und schneidend, wie immer in Spanien. Sobald die Fürstin Orsini Quadragué verlassen hatte, schrieb die Königin an den König von Spanien und schickte den Brief durch einen Gardeofficier nach Quadalaxara. Die Nacht war so dunkel, daß man nur mit Hülfe des Schnees etwas sah."

„Es ist nicht leicht, sich den Zustand der Fürstin im Wagen vorzustellen. Anfangs war das außerordentliche Erstaunen und die Betäubung am stärksten und verhinderten jede andere Empfindung; aber bald traten Schmerz, Aerger, Wuth und Verzweiflung an die Stelle. Dann folgten nach einander traurige und tiefe Reflexionen über den so gewaltsamen, so unerhörten Schritt, der außerdem in Ursachen, in den geringsten Vorwänden und endlich im Recht so wenig begründet war und über den Eindruck, den dieser Schritt in Quadalaxara hervorbringen werde: darauf wieder die Hoffnung auf die Ueberraschung des Königs von Spanien, auf seinen Zorn, auf seine Freundschaft, sein Vertrauen, auf jene Gruppe von Dienern, mit denen sie ihn umgeben und die an ihr hingen, die interessirt dabei waren, den König zu

ihren Gunsten aufzuregen. So verging die lange Winternacht, mit einer schrecklichen Kälte, gegen die sie sich durch Nichts schützen konnte und die derart war, daß sie den Kutscher um eine Hand brachte. Der Morgen kam heran; es war nothwendig, daß man den Pferden zu fressen gebe; aber für die Menschen findet sich Nichts in spanischen Wirthshäusern, die sich damit begnügen, dem Reisenden zu sagen, wo man jegliches Nothwendige zu Kaufe bekommt. Das Fleisch ist gewöhnlich noch am lebenden Thiere, der Wein dick, verdorben, zu Kopfe steigend; das Brot bleibt an der Wand kleben; das Wasser taugt meist Nichts; Betten gibt es nur für Maulеseltreiber, und Madame des Ursins und die um sie waren, hatten Nichts mitgenommen. Eier, wo sie solche auftreiben konnte, waren ihre einzige Zuflucht auf der ganzen Reise und diese noch hart gesotten und nicht immer frisch."

„Bis zu dieser Pferdefütterung war das Stillschweigen tief und ununterbrochen. Jetzt fing man zu sprechen an. Die ganze Nacht hatte die Fürstin Muße genug, darüber nachzudenken, welche Worte sie sagen, welches Gesicht sie machen solle. Sie sprach von ihrer außerordentlichen Ueberraschung und von dem Stücke, das zwischen ihr und der Königin gespielt worden. Wieder ihrerseits antworteten ihr die beiden Officiere, daran gewöhnt, wie ganz Spanien, sie mehr zu achten und zu fürchten als den König, was sie aus dem Abgrund ihres Staunens, von dem sie sich noch nicht erholt hatten, hervorzubringen vermochten. Bald mußte man einspannen und weiter reisen."

Italienische Gesandtschaftsberichte beschreiben die ungeheure Verwirrung, die am Hofe zu Quadalaxara herrschte, als die ersten Nachrichten daselbst ankamen. Man wollte selbst Augenzeugen nicht glauben; man vermuthete, die ganze Geschichte sei eine Finte, eine Falle, welche die Fürstin ihren Feinden legte, um sie von ihren Freunden unterscheiden zu können. Selbst als die Königin ankommt, will man noch nicht glauben. Sie schließt sich mit dem König ein, sie theilt ihm Alles mit und er tritt ganz ruhig und theilnahmslos aus dem Cabinet. Orry, der alte Freund der Orsini, eilt herbei und bittet den König um Gnade für eine Person, die ihm so große Dienste geleistet. Es ist wahr, sagt der König, aber es ist nicht minder wahr, daß sie der Königin nicht die schuldige Ehrerbietung erwiesen und sie nothwendigerweise abreisen mußte.

So dankte ihr am Ende dieser König, der ihr seine Krone schuldete. Er wollte ihr ein Fürstenthum geben, aber er wollte nicht die Unbequemlichkeit eines Widerspruchs für sie auf sich nehmen.

Madame des Ursins gab auch bald die Hoffnung auf, sich wieder mit Hülfe eines solchen Königs herzustellen, eines solchen schwachen und indolenten Charakters, der nun noch dazu in den Händen einer Elisabeth und eines Alberoni war; vielleicht hoffte sie noch Etwas von Ludwig XIV., er hätte vielleicht dem Geist der achtzigjährigen Frau eben so wenig widerstanden, wie ehemals der siebzigjährigen — aber der große König wurde wenige Monate nach ihrem Sturze unter den Flüchen und Steinwürfen des Volkes nach St. Denis getragen. Madame des Ursins mag dadurch erinnert worden sein, daß ihre Zeit abgelaufen war, obwohl sie nie an ihren Tod gedacht zu haben schien. Sie hüllte sich in die Würde ihres Unglücks und ihr ganzes Bestreben scheint nunmehr darauf gerichtet, dieser Würde Nichts zu vergeben. Sie bleibt in einer Vorstadt Genuas und verschmäht es, daselbst einzuziehen, weil sie den Verdacht hat, daß ihr diese Republik nicht alle ihr gebührende Ehren erzeugen werde. Sie will lieber Nichts als ein „mezzo termino" der Ehre. — Sie strebt nach Rom, der gefallenen Stadt, der Zuflucht und Herberge aller gefallenen Größen; aber der Papst will die Feindin der Inquisition nicht einlassen. Sie, die ehemals Päpste gemacht, weiß sich am Ende doch den Weg dahin zu bahnen, und die gefallene Regentin findet daselbst einen Hof, freilich auch einen gefallenen Hof, den der Stuarts — und in dieser Atmosphäre verwitterter Kronen, bestäubter Ansprüche, fadenscheiniger Hoffnungen gehen ihre letzten Jahre hin — verherrlicht durch das Glück, manchmal von Rom aus eine kleine Cabale gegen Alberoni und Elisabeth, die zusammen Europa umzukehren drohen, anzetteln zu können.

Sie stirbt im Jahre 1722 — sieben Jahre nach ihrem definitiven Sturz — in einem Alter von siebenundachtzig Jahren.

Zur Geschichte der Niederlande.

Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des niederländischen Freistaates. — Aus dem Englischen des John Lothrop Motley. Dresden, bei Kuntze.

Die Geschichtsforschung der letzten Jahrzehnte ist für wenige Gebiete so ergiebig gewesen, wie für die denkwürdige Kette der Begebenheiten, welche man den Abfall der Niederlande nennt. Die geheimen Archive von Brüssel, von Simancas, von Besançon, im Haag haben sich erschlossen und die rastlose Thätigkeit der Archivare, vor Allen des Bel-

giers Gachard, des Niederländers Groen van Prinsterer haben eine lange Reihe Bände, gefüllt mit wichtigen Urkunden, mit interessanten Details zu Tage gefördert. Der Briefwechsel des zähen, kalten Philipp II. mit dem eisernen Alba ist uns aufgedeckt, er liegt offen vor uns da. Sie geben dem Forscher Rechenschaft von ihrem Thun, ihren Gedanken, ihren Entwürfen, nicht minder freilich von den Verlegenheiten, welche sie umstrickten, von ihrer ewigen Geldnoth. Oranien tritt vor uns, der Zögling Karl's V., und entwickelt sich vor unsern Augen aus dem heitern, lebensfrohen Jünglinge zu dem ernsten, politisch reifen Manne, der in Sturm und Brandung durch alle Mittel des Wagnisses und der Kühnheit, wie der List und der Ränke seine Devise aufrecht hält: Je maintiendrai. Dennoch ist es auffallend, daß bei der reichen Fülle der Ergebnisse, welche die Forschung an's Licht gefördert, bislang keiner der bedeutenden Historiker unsrer Zeit diesen Stoff zu einem concentrirten Bilde verarbeitet hat. Für uns Deutsche scheint ein sehr bedeutendes äußeres Hinderniß in der holländischen Sprache zu liegen, denn nicht Jeder besitzt die naive Unbefangenheit, mit welcher unser Dichter Schiller erklärte: *) er schreibe eine G e s c h i c h t e des Abfalls der Niederlande, ohne des Holländischen mächtig zu sein. Nicht Jeder darf es wagen, kühn mit dem Hallischen Leo auszurufen: „Wenn wir uns mit unsern wissenschaftlichen Bestrebungen erst einer eigensinnigen Holländerei und Kleinigkeitskrämerei ergeben, wird bald alle rasche Lebendigkeit und aller großartige Betrieb am Ende sein.“ **) Wir erlauben uns dagegen, die Ansicht und Ueberzeugung auszusprechen, daß, wer nicht vermag selber herniederzusteigen in die goldhaltigen Schachte des großen Quellenwerkes, welches der Augenzeuge, der Niederländer Bor, mit unendlicher Mühe, mit dem eifrigsten Fleiße gesammelt, der mag immerhin ein unterhaltendes Lesebuch für Damen u. s. w., eine Schrift zur Belehrung für seine Partei über die niederländische Revolution abzufassen im Stande sein. Nur wolle er dann sein Werk nicht eine Geschichte nennen.

Allein selbst unter den Niederländern hat in neuerer Zeit Keiner gewagt, die Fülle des reichen Stoffes zu einem historischen Kunstwerke zu gestalten. Noch immer ist Hooft († 1647) der niederländische Tacitus jener Zeiten, und ungeachtet aller neu eröffneten Quellen ist noch unlängst das voluminöse Werk dieses Geschichtschreibers auf's Neue herausgegeben.

In neuester Zeit nun hat ein Engländer, John Lothrop Motley, eine Geschichte der denkwürdigen Zeit in drei Bänden geschrieben, von welcher uns der erste Band in deutscher Uebersetzung vorliegt.

Motley beginnt mit einer Einleitung über die frühere Geschichte der Niederlande. Es ist ein mit kühnen Strichen entworfenes Gemälde; allein der Verfasser hat in seiner Vorliebe zu brennenden, gluthvollen Farben häufig die einfach-schlichten Züge der Wahrheit verschmäht. Seine Uebersicht ruht nicht überall auf der breiten Grundlage eingehender Detailstudien. Ja er scheint nicht selten die englischen Zustände unter der Normannenherrschaft in jener Zeit, als beide Stämme, die Angelsachsen und Normannen, noch nicht zu einem Volke verschmolzen waren, auf die friesisch-batavische Küstengegend zu übertragen. Es fehlt das individuelle Gepräge, die locale Färbung, die besondere Eigenthümlichkeit der Entwicklung dieses Landes. Es ist Motley nicht unbekannt, daß bei dem Friesenstamme z. B. das Feudalsystem niemals Wurzeln schlug; dennoch läßt er auch dort das Volk haufenweise zu Sclaven werden (S. 32). In Wahrheit ist der Zustand der Friesen und Bataver so elend, wie Motley's Phantasie sich denselben malt, niemals gewesen. Er vergißt, daß das Land eben ist, daß es keine Höhen darbot zur Anlage mittelalterlicher Burgen und keine Bruchsteine zum Bau derselben. Motley vergißt ferner, was wichtiger ist, daß in diesen Küstengegenden ein mächtiges Element, welches Tag und Nacht den Starken wie den Schwachen auf gleiche Weise bedrohete, eben darum hülfreich und ausgleichend für den Schwachen einschritt. Er vergißt, daß die Pflicht, den Schutzwall des Landes gegen die salze Fluth zu bauen und im Stande zu erhalten, daß die Deichpflicht Allen gemeinsam war, daß sich Niemand davon entziehen konnte, und daß bei der Gleichheit dieser Pflicht in der einen großen Lebensfrage auch die andern Rechte und Pflichten nicht so von Grund aus verschieden sein konnten, wie anderswo. Am Meere zuerst hat sich der Stand der freien Grundbesitzer, das freie Eigenthum entwickelt.

Motley verkennt ferner die Macht der Kirche des Mittelalters. Zuweilen allerdings (vergl. S. 29) spendet er derselben das voll verdiente Lob; aber daneben finden sich Aeußerungen von seltsamer Art. Er behauptet (S. 55), daß Friesland niemals seinen Nacken unter das Joch der päpstlichen Hierarchie gebeugt habe. Die friesischen Gegenden hatte allerdings ihre kirchlichen Besonderheitenn Der Cölibat drang niemals bei ihnen völlig durch, es hat zu allen Zeiten dort verheirathete Priester gegeben. Allein wir müssen hinzusetzen, daß man von Rom aus darin durch die Finger sah. Aeneas Sylvius (Pius II.) wußte darum, Alexander VI. wies gradezu den Bi-

---

*) In der Vorrede zur ersten Ausgabe.

**) Groen van Prinsterer rügt diese Worte Leo's: Archives etc. Bd. 3. pag. LXXXIV.

schof von Münster an, die Propsteien in seinem friesischen Sprengel auch an Verheirathete zu übergeben. Viele friesische Gemeinden besaßen das Patronatsrecht, das Recht, selber ihre Geistlichen zu wählen, und Karl V. mußte nach fruchtlosen Versuchen des Entreißens ihnen dies Recht bestätigen. Aber dies Recht ist mit den Gesetzen der katholischen Kirche vereinbar. Ob Motley bei seiner Behauptung an derartige Zustände gedacht hat, sagt er nicht, sondern stellt dieselbe scharf und unvermittelt hin, und eben darum muß sie in dieser Fassung als entschieden falsch bezeichnet werden. Die Friesen fügten sich ebenso willig unter die römische Kirche, wie irgend ein anderer Stamm. Die Zahl der Kirchen und Klöster dort war mindestens ebenso groß, wie in irgend einer andern Gegend. Aber der protestantische Eifer verleitet auch sonst den Verfasser zu sonderbaren Irrthümern. Was in aller Welt namentlich soll ein Katholik von den andern Studien eines Schriftstellers über den katholischen Cultus und die katholische Lehre denken, wenn er hier lesen muß von Abendmessen, die Motley in der Kathedrale zu Antwerpen halten läßt? (S. 530.) Indem ein katholischer Leser den weitern Forschungen des Schriftstellers nicht nachgehen, sie nicht prüfen kann, bildet er sich aus solchen Einzelheiten gar leicht die Meinung, daß die Ergebnisse dieser Forschungen aus unbekannten Foliobänden und Archiven ebenso mit Irrthümern durchspickt sein mögen, wie die Kenntniß des Verfassers vom katholischen Cultus, deren Berichtigung durch eine einfache Frage an den ersten besten Katholiken möglich war.

Eine Vorsicht dieser Art wäre um so nöthiger gewesen bei der entschiedenen Ungunst, mit welcher Motley alle Vertheidiger der alten Kirche behandelt, zunächst und vor Allen den Kaiser Karl V. Die Charakteristik desselben bei Motley ist nicht mehr das, wofür sie sich ausgibt: sie ist ein Zerrbild.

Karl V. ist in Motley's Augen ein Despot von Hause aus, ein Despot nach Geburt und Neigung (S. 117). Karl's ganzes Bestreben ist ein centralisirter Despotismus. Es fehlte ihm vollständig jede Spur von ritterlichem Geiste (S. 116). Während Motley mit Vorliebe alle dunkeln Züge aus Karl's Charakter hervorhebt, wiegt er sich in vollständigen geschichtlichen Täuschungen, nur um Karl schwarz erscheinen zu lassen. Um die Abdankung Karl's gegen diejenige des einstigen Römers Diocletian zu verdunkeln, geht er davon aus, daß beide Kaiser eine unumschränkte Herrschaft (S. 122) mit vollkommenster Abgeschiedenheit vertauscht hätten. Wo, wann und wie hätte jemals Karl V. eine unumschränkte Herrschaft ausüben können gleich derjenigen von Diocletian? Wie so unendlich verschieden war die Stellung der Beiden! — Aber Motley geht noch weiter. Karl, im Purpur geboren, war vom Knabenalter an in Besitz und Uebung schrankenloser Macht. — Nicht also liegt die Sache. In Besitz und Uebung einer solchen Macht ist Karl, am wenigsten als Kaiser, auch nicht einmal gewesen. Die berühmte Scene der Abdankung in Brüssel ist für Motley nur ein gemachtes Schauspiel. Er leugnet nicht, daß dieselbe eine allgemeine Rührung hervorrief, daß kein Auge in der Versammlung trocken blieb, daß der Kaiser selbst wie ohnmächtig auf seinen Sessel niedersank, daß er weinte wie ein Kind. Aber Motley sucht den Niederländern von damals nachträglich zu beweisen, daß ihre Gefühle um Karl nicht gerechtfertigt waren: „Sein Verhalten gegen sie während seiner ganzen Laufbahn war das der mitleidslosesten Unterdrückung gewesen. Die Interessen der Niederlande waren bei ihrem Herrn niemals auch nur in zweiter Linie in Betracht gekommen. Er hatte keine Pflichten gegen sie erfüllt, er hatte die schwersten Verbrechen gegen sie begangen.“ (S. 107.) Man traut seinen Augen kaum, dies zu lesen von einer Zeit, in welcher Antwerpen die reichste, blühendste Stadt der Erde, in welcher dies selbe Antwerpen diesem Karl mit treuer Liebe ergeben war. Karl V. erließ allerdings die grausam harten Plakate, namentlich dasjenige von 1550. Es kommt Motley nicht in den Sinn, psychologisch zu erörtern, den Motiven nachzuforschen, warum Karl V. in den Niederlanden so grausam gegen die Bekenner der neuen Lehre auftrat, es ist ihm eben Alles nur Despotismus.

Insbesondere häuft er auf Karl V. die Vorwürfe der Lüge und Treulosigkeit. „Er war falsch wie Wasser.“ Es kann nicht unsre Absicht sein, den Schüler Machiavelli's gegen derartige Anklagen im Allgemeinen in Schutz nehmen zu wollen; allein eine derselben, die schwerste, welche Motley nach seiner eigenen Auffassung ausspricht, müssen wir erörtern: „Karl V. ließ seinem Canzler, dem Prälaten von Arras, ein schlimmeres Gaunerstück zu, als viele, um deren willen niedriger stehende Schurken zu Tausenden an den Galgen gekommen sind.“ (S. 116.) Und was war denn dieses entsetzliche Gaunerstück? — „Es war die berüchtigte Fälschung von einig und ewig, welcher der Landgraf Philipp von Hessen seine lange Einkerkerung verdankte.“

Es gibt in der Geschichte gewisse fables convenues, die sich fortschleppen von Geschlecht zu Geschlecht. Wo fände sich im protestantischen Deutschland für die Jugend ein Geschichtsbuch über jene Zeit, in welchem nicht diese liebenswürdige, diese pikante Erzählung mit sittlichem Ingrimme immerfort auf's Neue verkündet würde? Man könnte dies solchen Schriftstellern noch einigermaßen hingehen lassen,

weil sie in der Regel nicht behaupten, eigene Forschungen gemacht zu haben, weil sie auf guten Glauben hin annehmen, was andere bessere Gewährsmänner für wahr ausgeben, weil ihnen endlich an der Wahrheit des Gesagten nicht ein Zweifel aufstößt. Allein hier liegt die Sache wesentlich anders. Motley hat für sein Werk eigene Forschungen, und zwar sehr bedeutende, angestellt. Es ist ihm nicht unbekannt (S. 415), daß das betreffende Factum längst bestritten ist. Er weiß sogar, daß Hormayr die Angabe ein kindisches Märchen, eine elende Erdichtung nennt. Er versteigt sich sogar zu dem halben Zugeständniß: „Der Name des Cardinals Granvella scheint doch unzertrennlich von der Anekdote, mag sie nun wahr oder falsch sein.“ Und derselbe Geschichtschreiber, der auf Seite 415 sich so zweifelnd ausdrückt, hat die Sache auf Seite 116 als ein sicheres Factum hingestellt, darauf gegen den deutschen Kaiser Karl V. die schwerste seiner Anklagen gebaut und dieselbe mehr als einmal in seinem Buche wiederholt. Ja er hat sogar seine Zeugnisse hinzugefügt.

Und diese Zeugnisse sind? Zuerst das alte: Thuanus sagt es. Freilich der Franzose Thuanus, der überhaupt den Kaiser Karl nicht in günstigem Lichte schildert, sagt es; aber er beweist es nicht, und noch dazu sagt er es als ein Gerücht.*) — Ferner beruft sich Motley auf eine Stelle bei Groen van Prinsterer (Archives V. pag. 63—65). Dort steht, daß der Prinz von Oranien das Gerücht glaubte. Demgemäß glaubte es auch Groen van Prinsterer. Und darum glaubt Motley es auch. Und darum, weil er es glaubt, schleudert er auf unsern deutschen Kaiser Karl V. nochmals wieder diese schwere Anklage als gewiß.

Warum hat nicht der englische Geschichtschreiber, statt zu glauben, weil Andere glauben, in deren historischem Interesse es ist, zu glauben, lieber die betreffenden Urkunden selber nachgelesen? Er hätte nicht nöthig gehabt, sie aus Archiven zu suchen, sie sind längst gedruckt. Er würde gefunden haben, daß die Worte einig oder ewig darin nicht vorkommen. Warum hat er nicht nachgefragt, ob jemals die Vermittler zwischen dem Kaiser und dem Landgrafen, die Kurfürsten Joachim und Moritz, gegen den Kaiser oder dessen Räthe eine solche Anklage erhoben haben? Und wer denn hätte ein größeres Recht, eine schwerere Pflicht gehabt, dieselbe zu erheben, wenn nämlich die Anklage auch nur einen Schein für sich hatte? Statt dessen erklären die beiden Kurfürsten auf dem Reichstage vor den Fürsten und Ständen des Reiches: „Sie wüßten den Kaiser in dieser Sache mit nichten zu beschuldigen, daß an Vollziehung der abgeredeten Capitulation bei Seiner Majestät ein Mangel jemals gewesen.“ — Motley behauptet, Ranke gelesen zu haben. Warum hat er nicht auch Karl Adolph Menzel gelesen? Aber selbst, wenn er bloß Ranke über diesen Punkt befragt hätte, so würde er gefunden haben, daß Ranke, so ungern er offenbar es thut, dem Kindermärchen dieser Anklage gegen Karl V. und Granvella entsagt hat. Allerdings bemüht sich Ranke darzuthun, daß darum die Sache sich wesentlich nicht ändere. Aber eben jene Anklage der Fälschung ist das Wesen. Wie kann man den Kaiser, oder auch seine Räthe dafür verantwortlich machen, daß die Kurfürsten Joachim und Moritz dem Landgrafen mehr versprachen, als der Kaiser halten wollte?

Und nun wenden wir die Anklage zurück. Jede ungegründete, jede rein erdichtete Beschuldigung fällt zurück auf das Haupt dessen, welcher sie erhoben.

Wie nach solcher Beurtheilung des Vaters Karl V. die Charakteristik des Sohnes Philipp II. ausfallen wird, kann man schon ahnen. Doch weder Karl, noch Philipp, noch Alba, noch überhaupt eine andere Persönlichkeit hat von jeher dem Geschichtschreiber solche Schwierigkeit in der Charakteristik bereitet, als die wichtigste Person von Allen, Wilhelm der Schweigsame. Und grade über ihn hat sich das Material massenhaft angehäuft. Die innere Schwierigkeit, diesen Mann im richtigen Lichte aufzufassen, legt sich uns am klarsten dar in der verschiedenen Beurtheilung, die er erfahren.

Daß ein Katholik den schweigsamen Prinzen anders auffassen wird, als ein Protestant, versteht sich von selbst. Nicht darauf legen wir Gewicht, sondern auch die Urtheile der Protestanten sind himmelweit verschieden. Wir haben zum Beweise dessen nur nöthig, den Halleschen Professor Leo und den Niederländer Groen van Prinsterer zu fragen. Jeder von diesen beiden namhaften Historikern ist auf dem Boden seiner Confession ein Führer der altkirchlich conservativen Partei, oder hat wenigstens den Namen, es zu sein. Leo, besorgt, jeglichen Vorwurf „der Zärtlichkeit für allen revolutionären Janhagel“ von sich fern zu halten, nennt den Prinzen einen schlauen Reinecke, einen Schleicher, rachsüchtig und eigensüchtig. Er fragt, ob man ein größerer Lügenkaiser sein könne. Bei einem Manne, erklärt er, von der Gemüthsart wie Wilhelm von Oranien, waren Vorstellungen darüber, wie sehr er gegen Recht und Gewissen handele, verloren. — Anders Groen van Prinsterer. Er findet den hauptsächlichsten Grund der niederländischen Erhebung gegen Philipp II.

*) Nicht auf die Worte der französischen Uebersetzung des Werkes von de Thou kommt es an, sondern auf den ursprünglichen lateinischen Text. Da heißt es: qui — decceperit.

in dem Principe der Rechtfertigung allein durch den Glauben, und eben von diesem Principe ist nach ihm Wilhelm von Oranien in tiefster Seele erfüllt.

Anders wiederum Motley in dem uns vorliegenden Buche. Wilhelm von Oranien ist ihm (S. 317) die lebenspendende Quelle des Lichts, der Kraft und der nationalen Freiheit für ein ganzes Volk. Motley begnügt sich nicht mit diesem Preise des außerordentlichen Mannes. Er will denselben rein und fleckenlos in strahlender Glorie. Selbst da, wo er einräumt, daß eine Neigung zur politischen Intrigue ein hervorstechender Charakterzug des Prinzen war (S. 476), sucht er das Zugeständniß zu Gunsten des Prinzen zu wenden. „Er hatte sich die Verstellungskunst seines Zeitalters nur angeeignet," sagt Motley, „um die edelsten Zwecke zu erfüllen, denen ein großer und guter Mann sein Leben weihen kann — die Vertheidigung der Freiheit und der Religion eines ganzen Volkes gegen fremde Tyrannei." Und was war denn dies Mittel der Verstellungskunst des Zeitalters, das Mittel, welches Motley selber dort bespricht? — Die Briefe, welche König Philipp II. des Nachts in den Taschen seiner Kleider stecken ließ, in seinem Pulte sorgfältig verschlossen hielt, wurden, während der König schlief, von unsichtbar geschäftigen Händen rasch copirt und fanden ihren Weg zu dem Prinzen von Oranien. — Selbst die Unaufrichtigkeit, um es nur so zu nennen, welche Wilhelm bei seiner Heirath mit Anna von Sachsen über den Religionspunkt sich zu Schulden kommen ließ, klärt sich für Motley zu hellem Lichte auf. Er bringt aus dem Dresdener Archive eine Urkunde bei (S. 545), welche Wilhelm rein waschen soll, während sie dem unbefangenen Beobachter nur als eine Bestätigung dessen erscheint, was Jedermann längst annahm, daß nämlich Wilhelm entweder den fanatisch katholischen König Philipp II. von Spanien, oder den fanatisch lutherischen Kurfürsten August von Sachsen, in Wahrheit freilich Beide zugleich, zu täuschen wußte.

Indessen es liegt uns bislang nur der erste Band vor, welcher mit den Eindrücken des Bildersturms von 1566 schließt. Erst von da an entwickelt sich Wilhelm von Oranien rascher zu der bedeutungsvoll großen Rolle, und der Schicksalshimmel wölkt sich düster über den Niederlanden. Wir versparen uns ein weiteres Eingehen, bis die Fortsetzung vorliegt.

Motley's Werk ist offenbar die Frucht ernster und langer Studien. Er kennt nicht bloß die gedruckten Quellenwerke der frühern wie der neuern Zeit, er hat selber geforscht in den Archiven von Brüssel, Dresden und dem Haag. Er hat werthvolle Manuscripte von Augenzeugen hervorgezogen, er hat aus denselben eine Reihe von spannenden Einzelheiten zur Belebung seines Gemäldes vorgeführt. Nicht minder darf die Verarbeitung, die Eintheilung und Anordnung des Materials als eine durchaus geschickte bezeichnet werden. Die Darstellung ist schwunghaft, glänzend, oftmals wahrhaft fesselnd. Das Werk ist sicherlich eine sehr bedeutende Erscheinung auf dem Felde der historischen Literatur neuerer Zeit.

Allein eine eigentliche Geschichte ist das Werk, soweit es uns vorliegt, bei dem Allen nicht. Es hat einen zu reichen Ueberfluß an dem, was dem Geschichtswerke fehlen soll, an ira und studium. Der Uebersetzer selbst nennt das Buch eine räsonnirende Darstellung. Er hat nur zu sehr Recht. Manche der Auseinandersetzungen könnten füglich sofort als Leitartikel für ein englisches protestantisches Blatt verwendet werden. Sie bestimmen den Charakter des Buchs. Es ist, soweit es bis jetzt uns vorliegt, nichts Anderes als eine Parteischrift.

O. Klopp.

Das Heidenhaus.

Sage aus dem Canton Bern.

Mitgetheilt von H. Runge.

Am lieblichen Gelände des Thuner Sees, unweit des freundlichen, leider aber noch sehr wenig beachteten Leißiger Bades liegt das ziemlich bedeutende Dorf Leißigen, einst Leuxingen und Leensingen genannt. Es kommt schon sehr früh in den Urkunden vor und seine jedenfalls uralte und eigenthümliche Kirche soll zu den zwölf Gotteshäusern gehören, welche um 930 Rudolph, König von Klein-Burgund, und seine heilige und hochverehrte Gemahlin, Bertha die Spinnerin, begründeten. Leißigen besitzt mehrere alte Gebäude; eines derselben mit starkem, steinernem Ueberbau wird das Heidenhaus genannt und man erzählt von ihm mehrere bemerkenswerthe Sagen.

Als noch die Erdmännchen oder Toggeli in der ganzen Gegend weit umher in einsamen Höhlen, dunkeln Felsschluchten, und bei großen Steinblöcken hausten und den Menschen Gutes thaten, kam es hier und da vor, daß einzelne dieser sonderbaren Wesen ihre Wohnung in einem Bauernhause aufschlugen. Gern nahm man sie auf, denn sie halfen den Leuten bereitwillig bei allen häuslichen Geschäften, putzten und fütterten das Vieh, reinigten den Hof und die Ställe, beaufsichtigten die Kinder und warnten, wenn irgend ein Unfall drohte. Wo sie weilten, ging auch in schlechten Jahren niemals das Viehfutter

aus und wenn sie beim Heuen halfen, so übertraf jedesmal der Ertrag der Wiesen alle Erwartungen. Freilich neckten sie auch nicht selten die Hausleute, versteckten einzelne Geräthe, polterten in den Zimmern und auf den Böden herum, zogen die Knechte an den Haaren und stachen die Mädchen mit Nadeln; da sie aber Niemandem Schaden zufügten und selten lästig wurden, so ließ man sie gern gewähren. Wo sie einmal eingezogen waren, gingen sie nur ungern wieder fort; doch hielten sie niemals bei bösen Leuten aus und verlangten, daß man ihnen regelmäßig Milch und Nidel (Ruhm, Sahne) an den bestimmten Ort setze und von allen guten Speisen, welche für Fest- und Feiertage zubereitet wurden, einen Theil für sie zurückstelle.

Auch im Heidenhause zu Leissigen hielt sich einmal ein solches Zwerglein auf, ein kleines Männchen mit braunem Röcklein und brauner Kappe. Fleißig, flink und munter, war es bald hier, bald dort; in diesem Augenblick reinigte es die Stiegen, im folgenden fütterte es die Kühe, eine Viertelstunde darauf knetete es den Teig zum Brot und sorgte am Backofen, daß das Gebäck nicht verbrenne. So lange man nur zurückdenken konnte, war es immer da gewesen, der Großvater konnte den Enkeln erzählen, daß das Toggeli schon bei seinem Großähni gelebt habe, und man betrachtete es fast als Glied der Familie und als den Schutzgeist des Hauses. Niemals wurde es vergessen, sobald es etwas Gutes im Hause gab; war es Neujahr, so legte man ein Paar Eierringe auf den Ofen, zu Ostern bunte Eier und an andern Festtagen Kuchen, Süßigkeiten, gebratenen Käse und dergleichen mehr.

Es mögen jetzt wohl dreihundert Jahre her sein, da starb der Letzte von der Familie. Als derselbe begraben wurde und man den einfachen tannenen Todtenbaum auf den Kirchhof trug, stand das Zwerglein in der Thür und blickte traurig dem Sarge nach. Ein neues Geschlecht zog bald darauf ein. Es waren auch wohl gute Leute, aber der Kleine war ihnen fremd und da er sie gleich anfangs neckte und ärgerte, so waren sie nicht sehr geneigt, seine Dienste anzuerkennen. Er erhielt zwar regelmäßig seine Speise an Milch und Nudel im kleinen weißen Becken auf dem Ofen, weil man seinen Zorn zu erregen fürchtete, aber man verkehrte nicht mehr freundlich mit ihm und zeigt ihm durch tausend Kleinigkeiten, daß man ihn herzlich gern abziehen sähe. Das Zwerglein fühlte dies sehr wohl und es war jetzt viel häufiger von Hause abwesend, als früher. Eines Tags war es schon am Morgen verschwunden und Mittags noch nicht zurückgekehrt. Zufällig fand grade in der Familie der Bewohner ein kleines Fest statt und die Hausfrau machte deshalb einen sehr großen Eierkuchen, setzte indeß dem Zwerglein seinen Theil davon nicht an die gewöhnliche Stelle, vielleicht weil sie nicht daran dachte, vielleicht auch, weil sie glaubte, der Hausgeist werde einige Tage ausbleiben. Als derselbe aber nichtsdestoweniger erschien, war der Kuchen bereits verzehrt. Mißmuthig ging der Kleine in die Küche und sah hier die vielen Eierschalen auf dem Feuerherde liegen. Da rief er verwundert und zornig zugleich aus: „Ich bin so alt, daß ich den Tannenwald an der Fluh neunmal habe aufwachsen und neunmal absterben sehen; aber so viele weiße Kacheli (Schälchen) habe ich noch niemals erblickt. Und doch habe ich Nichts erhalten!" Und damit verließ er das Haus und kam nie wieder. Da fühlten die Leute erst, was sie verloren hatten. Nicht nur machte Niemand mehr die Arbeiten, welche der Zwerg auf sich zu nehmen pflegte; es war auch mit dem Segen vorbei, der bisher auf allem Thun geruht hatte. Nach wenigen Jahren waren die Hausleute vollständig verarmt und sie mußten das Haus verkaufen, und selbst das Dorf verlassen, da sie nirgends ein Unterkommen fanden. Aber auch bei den neuen Eigenthümern fand sich der Zwerg nicht wieder ein.

Viele Jahre nach dem Abzug des Toggeli fand in dem Heidenhause zu Leissigen eine andere Begebenheit statt. Arme, aber fromme Leute mit einer großen Schaar Kinder bewohnten es damals und es hatte nicht mehr das stattliche Aussehen der frühern, bessern Zeit. Weihnachten war herangekommen. Alle Gebirge lagen voll Schnee, in den Thälern hingen lange Eiszapfen von den Felsen und die Bäume glitzerten vom silbernen Reif. Kaum konnte man auf den Wegen noch fortkommen. Aus allen Häusern stieg ununterbrochen eine dicke Rauchsäule empor, zum Zeichen, daß man die Zimmer tüchtig heizte; nur über dem Heidenhause fehlte sie, weil man kein Holz hatte kaufen können und die wenigen Reiser schon längst verbraucht waren. Die ganze Familie saß in einem engen Stübchen dicht zusammengedrängt und bebte vor Frost. Da klopfte es lebhaft an die Hausthür, als es bereits finstere Nacht geworden war. Der Hausvater rief verwundert: Herein! und eintrat ein großer, kräftiger Mann mit langem, schwarzem Haar und schwarzem Bart, einen derben Knotenstock in der Hand. Seine Miene war ernst aber freundlich, dennoch versteckten sich die Kinder hinter den Eltern und selbst diese konnten sich eines unerklärlichen Schauers nicht erwehren. Der Wanderer — denn daß der Mann nicht aus der Nähe war, ergab sein

ganzes Aussehen — der Wanderer also bat um ein Kämmerchen für die Nacht. Er komme weit her, erklärte er, und habe noch weit zu gehen; diese Nacht aber wolle er rasten und er bitte, daß man ihm dies im Hause gestatten möge, da er nicht gut noch ein anderes Haus aufsuchen könne. Uebrigens werde er durchaus nicht lästig fallen. Bereitwillig sprach der Hauswirth die Einladung aus; als er aber hinzufügte, daß er außer Stande sei, das Zimmerchen zu heizen und ein ordentliches Abendbrot zu gewähren, erwiederte der Fremde, er bedürfe durchaus Nichts als ein Obdach. Sogleich räumte man ihm das obere Stübchen ein und wies ihm ein reinliches Strohlager an. Wie es schien, mochte er indeß nicht ausruhen; die ganze Nacht hörte man ihn im Zimmer langsam und gleichmäßig auf- und abgehen, ohne daß auch nur ein einziges Mal eine Pause eintrat.

Am andern Morgen hatte sich die Familie kaum von ihrem ärmlichen Lager erhoben, als der Fremde eintrat und dankend Abschied nahm. Dreimal, sagte er, komme ich nun diesen Weg; dreimal habe ich bereits die Grimsel überschritten. Als ich das erste Mal aus dem Rhonethal in das Thal der Aare hinüberstieg, fand ich auf meinem Wege blühende Ortschaften mit Obstgärten und Weinbergen; beim zweiten Male sah ich dichte Laubholz- und Tannenwälder, jetzt fand ich nur noch Gletscher, Eisfelder und Trümmerstätten. Was werde ich erblicken müssen, wenn ich einst wiederkehre? Doch — noch einmal habt Dank und lebt wohl! — Damit trat er unter die Thür und rief die Hand erhebend aus:

Gott segne und beschütze dieses Haus!
Jetzt tritt der ewige Jud' heraus!

Wenige Augenblicke darauf war er spurlos verschwunden. Am Nachmittag desselben Tags sah man ihn in Bern, wo er seinen Wanderstab und seine Schuhe zurückließ. Die letztern wurden noch lange nachher gezeigt, sie waren aus wohl hundert einzelnen Stückchen zusammengesetzt und sehr kunstreich gemacht.

Von da ab ging es den Leuten im Heidenhause besser als vorher; sie wurden nach und nach wohlhabend, so daß sie keine Noth mehr leiden mußten. Der Segen des ewigen Juden ruht noch heut auf dem Hause und kein Unfall kann es treffen. Schon oft wollten bei Feuersbrünsten die Flammen es erfassen; jedesmal aber verloschen sie von selbst wieder, und noch viele hundert Jahre kann es stehen, wenn die Menschen selbst es nicht zerstören.

Brügge.

Belgisches Städtebild

von

Friedrich Oetker.

Es mag wenig Städte geben, die so viel Reize stiller Schönheit und beredter Erinnerung darbieten, als Brügge. Thürme und Thore, Gräben und Brücken, Straßen und Plätze, Kirchen und Capellen, Häuser und Hütten, kurz Hunderte von Ueberbleibseln längst entschwundener Jahre, ziehen unablässig den Blick auf sich, und fesseln um so inniger, je friedlicher sie sich in ihren alten Tagen zur Ruhe gesetzt haben. Nach einer Jugend voll Kraft und Lust, voll Lärm und Leben, scheinen sie sich gleichsam dem behaglichen Genuß und der heitern Beschaulichkeit des Alters hinzugeben, und, umringt von jungen Geschlechtern, auf die Töne zu horchen, womit das Glockenspiel des Belfried an verklungene Tage und Mären erinnert.

Die Zeiten sind nicht spurlos an der alten Hauptstadt Westflanderns vorübergezogen. Feuer und Schwert, Aufruhr und Belagerung, Zufall und Plan, haben aber und abermals zerstörend und ändernd in den gemessenen Lebensgang des merkwürdigen Gemeinwesens eingegriffen.

Schon aus den frühesten Jahrhunderten wird von vernichtenden Feuersbrünsten und sonstigen Verheerungen berichtet. Namentlich litt 1115, 1182, 1215, 1227 und 1280 ein großer Theil der Stadt durch Brand. Im Jahre 1215 wüthete nach dem Jahrbuchschreiber Despars zulck een moortbrant dater qualick 40 huyzen onghesthaet bleven. Im Jahr 1280 verbrannten die Hallen, die damals noch von Holz waren, und alle Urkunden gingen zu Grunde. Auch 1325, 1473, 1479 wird von Feuersnöthen erzählt. Später wurden sie seltener. Man baute von Backsteinen und ward vorsichtiger. Aber desto mehr wirkten dann sonstige Vorgänge, um die Gestalt der Stadt zu verändern. Der Aufruhr unter Maximilian, die Religions- und Unabhängigkeitskämpfe unter Philipp II., die Kriege unter Ludwig XIV., und vor Allem die Zeiten der Revolution und der französischen Herrschaft, trugen mächtig dazu bei, das Aeußere und Innere des Orts umzubilden, und seine Anschauungen und Sitten zu beeinflussen. So ward im alten Brügge Manches neu und Vieles anders, gleichviel ob besser oder schlechter.

In der That, die alten Thürme und Hallen mögen sich oftmals wundern, wenn sie den neuen Zustand der Dinge betrachten.

Ueber den Freitagsmarkt, wo die kühnen Gewerke sich sammelten, als man 1302 zur Goldenen-Sporen-Schlacht auszog, braust die Eisenbahn. Französisch erklingt, wo einst vlamische Rede und Satzung zu Gerichte saß, und wo in der Vernichtungsnacht von 1301 Jeder als Franzose über die Klinge springen mußte, der die Losungsworte „Schild en Vriend“ nicht tadellos auszusprechen vermochte. „Snaker“ nannte man die fremden Eindringlinge und Zungenhelden; wat walsch is valsch is, hieß es, Slaet al dood! En men slouch se dood gelyc kieckenen.

Aber nicht immer schlug man die Franzosen todt. Französische und belgische Sansculotten machten gemeinschaftliche Sache, als in den neunziger Jahren die Grafenbildnisse, die „Tyrannen-Bilder,“ am Stadthause zerschlagen wurden; französische Sendlinge und Abenteurer geboten, plünderten, brandschatzten. . . . Die Straßen und Plätze wurden umgetauft, die Kirchen geschändet, die Kunstwerke verschleppt, alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens geändert. Man kümmerte sich nicht um jene Satzungen und Freibriefe der „geheimen“ Stadtlade, die unter dreifachem Verschlusse, „in einem Gewölbe mit neun Schlössern,“ bewahrt wurde.

Auch Anderes ward anders oder schwand dahin. Aus der uralten St. Donatskirche, wo Karl den Guten 1127 das Mordbeil traf, und wo 1441 Jan Van Eyck in die Gruft sank, wurde ein Tummelplatz für die Jugend; aus der Kranenburg, wo 1488 König Max gefangen saß, ward ein Bierhaus, aus den Tuchhallen ein Fleischscharren. Und wo blieb erst der alte Glanz, das alte Leben? Küchenmädchen und Hökerweiber feilschen, wo einst die Schätze des Morgen- und Abendlands ausgetauscht wurden; die Stätten sind leer, wo die Handelsherren Venedigs und der Hansa sich drängten; kaum, daß ein paar lahme Droschkengäule dort schlafen, wo einst die prachtliebenden Philippe und Karle ihre Turnierrosse tummelten.

Aber dennoch ist genug geblieben und genug erstanden, um gegen das alte wie gegen das neue Brügge gleich gerecht sein zu können. Das geschieht nicht immer. Gewöhnlich hat die Gegenwart unter dem Rufe der Vergangenheit zu leiden. Während man die Macht und Herrlichkeit der alten Zeiten übertreibt, wird das heutige Brügge gleichsam als ein Todtenhof, als ein Inbegriff von Ruhe und Trägheit, geschildert; namentlich auch in deutschen Schriften.

Noch in den jüngsten Monden gab eins der ersten Zeitblätter Belgiens die Bevölkerung der alten Stadt auf 250,000 Seelen an, la plupart artisans et marchands. Das ist sicher sehr übertrieben. Auch von andern Städten werden ähnliche Angaben gemacht; namentlich sollen Löwen, Gent und Ypern 180 — 200,000 Einwohner gehabt haben. Allein man sieht sich vergebens nach haltbaren Gründen für solche Annahmen um. Ich glaube nicht, daß irgend eine belgische Stadt jemals 200,000 Einwohner gehabt hat. Selbst für Gent und Brügge, die im Mittelalter die bedeutendsten waren, mögen 80 — 100,000 vollkommen ausreichen. An genauen Zählungen fehlt es natürlich gänzlich; die gewöhnlichen Angaben beruhen auf Schätzungen und Vermuthungen, wobei Patriotismus, Lust am Hervorstechenden und laudatio temporis acti nicht ohne Einfluß geblieben sind. Betrachtet man den Umfang und die Bauart Gents nach einer alten Zeichnung aus der Zeit Karl's V. und bringt man damit andere Nachrichten in Verbindung, so kann man der damaligen Stadt schwerlich eine größere Einwohnerzahl zuschreiben, als der gegenwärtigen. Und gegenwärtig zählt Gent mit all seinen Fabriken noch keine 110,000 Seelen.

Brügge hatte am Ende des Jahres 1857 nur 48,310 Ortsangehörige, und mit Einschluß der Besatzung und der Fremden 51,235 Einwohner. Es steht also immerhin genugsam gegen sonst zurück, ohne daß man nöthig hat, der alten Stadt eine Viertelmillion zu geben.

Besonders auffallend ist die geringe Veränderlichkeit der Bevölkerungszahl seit einer geraumen Reihe von Jahren. Während Brüssel und Gent seit 1830 bedeutend zugenommen haben und fortwährend anwachsen, bleibt Brügge auf dem alten Fleck. In der Zeit, zwischen den allgemeinen Volkszählungen von 1846 und 1856 hat seine Bevölkerung sogar um 1000 Seelen verloren; 1857 zogen 1311 nach Brügge und 1420 verließen die Stadt. Und doch sollte man denken, seine Lage sei nicht so ungünstig, um eine solche Erscheinung rechtfertigen zu können. Inmitten einer zahlreichen Landbevölkerung, nach allen Seiten durch Canäle und Eisenbahnen mit dem Meere und mit dem Innern des Landes verbunden, nicht arm an vermögenden Familien, und reich an spornenden Erinnerungen, müßte die Stadt in Handel und Gewerbe, wenn auch nicht Ausgezeichnetes, doch immerhin Erhebliches zu leisten im Stande sein. Aber erst in neuester Zeit hat sich in dieser Hinsicht mehr Rührigkeit gezeigt, und es fehlt gar viel, um mit dem Fabrikleben Gents und anderer Städte wetteifern zu können. Im Jahr 1857 wurde sein Hafen von 185 Fahrzeugen besucht, darunter 89 englische und 51 belgische.

Sehr bedeutend ist in Brügge, wie in Flandern überhaupt, das Spitzenklöppeln. Tausende und aber Tausende von Frauen und Mädchen beschäftigen sich fast ausschließlich damit. Wer durch die entlegenern Theile der Stadt schreitet, hört nicht das Hämmern und Rasseln der Fabriken; aber vor allen Thüren sitzen Klöpplerinnen mit dem Spitzenkissen auf den Knien und lassen die zahlreichen Garnröllchen in staunenerregender Behendigkeit und Schnelligkeit durch einander fliegen. Es geht das soweit, daß die Brügger Handelskammer sich dadurch beunruhigt gefunden und vorgeschlagen hat, die Einführung anderweiter weiblicher Industriezweige zu betreiben, damit nicht bei einer Stockung des Spitzengeschäfts allgemeines Elend entstehe.

Brügge hat einen bedeutenden und wohlgeordneten Gemeindehaushalt. Ansehnliche Summen werden alljährlich für Bauten und Besserungen, für „Verschönerungen," Erhaltung und Errichtung von Denkmälern und dergleichen, verwendet. Der Voranschlag für 1859 wirft allein 45,000 Franken für Straßenerweiterung aus.

Freilich geht durch solche und ähnliche Bestrebungen manch alterthümliches Gepräge verloren; aber es hört auch viel Schmutz und Ungemach auf, und im Ganzen verdient der Eifer, den man neuerdings nicht minder der Erhaltung werthvoller Ueberbleibsel als der Verschönerung und Vergesünderung widmet, alle Anerkennung. Die Ausbesserung des Kaminsaales, die Herstellung der Heil. Blut-Capelle, die Erneuerung der Rathhausbilder u. s. w. u. s. w. zeugen genugsam von der erfreulichen Sorgsamkeit, welche man den Alterthümern der Stadt zuwendet.

Als vor einem Jahrzehnt die Lust der Denkmalerrichtung durch Belgien schritt, blieb auch Brügge nicht zurück. Man erhob 1846 dem 1620 im Haag gestorbenen Stadtkinde Simon Stevin, dem „Erfinder des Decimalsystems," ein Standbild, und wochenlang war die gesammte Bevölkerung in Jubel und Aufregung zu Ehren eines Mannes, von dem noch kurz zuvor nicht der Tausendste Etwas gewußt hatte. Dann erinnerte man sich Jan Van Eyck's, des „Erfinders der Oelmalerei." Schon der Akademiedirector Johann Robert Calloigne († 1830) hatte ein Marmorstandbild des alten Meisters gefertigt. Die mehr weiblich als männlich gehaltene Statue blieb aber im Akademiegebäude. Man begnügte sich, auf dem Burgplatze einen graugrün oder gräulichgrau angestrichenen Abguß zu veröffentlichen. Neuerdings ist nun auch die Bildsäule selbst vor der Akademie auf dem kleinen „Van Eyck's-Platze" aufgestellt worden, und zu Ende 1858 hat ein junger Brügger Bildhauer, Julius Van Nieuwenhuyse, den Auftrag erhalten, das Fußgestell mit „vier allegorischen Figuren zu vervollständigen." Lassen auch alle diese Denkmäler Manches zu wünschen übrig, so zeugen sie doch von dem guten Willen, der die Häupter und Herrscher der Stadt erfüllt.

Außer der Oelmalerei und dem Decimalsystem werden für Brügge noch eine Menge anderer Erfindungen in Anspruch genommen. Die Stadt soll die erste Versicherungsanstalt (1310), die erste Börse (13. Jahrh.), den ersten Diamantschleifer (1476), die erste Lotterie &c. gehabt haben.

Am meisten hat ohne Zweifel der Lotterieanspruch für sich. Wenigstens ist der Name offenbar niederdeutschen Ursprungs und mit der westvlamischen Aussprache von lotery im besten Einklange. Auch bewahrt das Stadtarchiv eine Lotterieliste aus dem Jahre 1446 und nach den städtischen Rechnungen haben schon vor diesem Jahre Lotterien zum Besten der Gemeindecasse stattgefunden. Eine andere Liste ist von 1465. Im Jahr 1509 wurde eine Lotterie in Form eines Anlehens mit 36,644 Loosen veranstaltet. In der Liste von 1446 kommt auch die Wittwe Jan Van Eyck's als Theilnehmerin vor. Man gab den Loosen oft Denksprüche, Heiligenbezeichnungen u. s. w., z. B. „Eine Wittwe mit sieben Kindern," „St. Antonius von Padua" und dergl. Aehnliches wurde unlängst von einem stadtcölnischen Lotterieloose von 1722 berichtet, dessen Besitzer die Sache dem lieben Gott selbst anheimgegeben hatte mit den Worten: „Gott laß ich walten umb das beste Loos."

Das Archiv und die Stadtbibliothek befinden sich in den obern Räumen des Rathhauses, eines der schönsten Bauwerke romanischen Stils, welche Belgien besitzt. Es gehört dem Blüthenalter der sogenannten Gothik an, und leidet weder an der Steifheit, welche manchen frühern, noch an der Ueberladung, die den spätern Schöpfungen dieser Art oft Abbruch thut.

Dicht daneben ist die Capelle des heil. Bluts. Das kleine Gotteshaus stand lange Zeit verlassen und ist erst neuerdings glänzend, zum Theil überladen wieder herausgeputzt worden. Die ursprünglichen Theile sind hohen Alters; besonders sind ein paar wunderliche Thürme für Alterthumsforscher und Baukenner von Bedeutung. Am meisten wird in der Regel das „Treppenhaus," welches zu dem im Oberstock belegenen Betsaale führt, hervorgehoben und bewundert. Dasselbe gehört dem Stile nach, mit seinen flachen durchdrückten Spitzbogen, der spätern Gothik, der Arbeit nach aber der neuesten Zeit an, da es bei der Herstellung, seit

1839, nach den vorgefundenen Ueberbleibseln von 1533 fast ganz umgebildet worden ist.

Der Name der Capelle rührt von den Blutstropfen her, welche Dietrich von Elsaß, Graf von Flandern, im 12. Jahrhundert aus dem gelobten Lande mitbrachte, und die noch jetzt gezeigt und verehrt werden. Sie sind in Krystall eingeschlossen; jeden Freitag wird dies ausgestellt und von Hunderten, ja Tausenden andächtiger Lippen berührt. Schon in frühen Jahrhunderten stand das heilige Blut von Brügge in großem Ansehen. Besonders war eine feierliche Procession, welche am 3. Mai veranstaltet wurde, und welche zugleich als eine Art Schaufestlichkeit erschien, in Ruf. Viele Tausende strömten von Nah und Fern zusammen, um sich in allerlei Bußformen, mit großen Schleppkreuzen, schweren Eisenstangen, Marterwerkzeugen, Fahnen, bildlichen Darstellungen und sonstigen Zurüstungen am großen Umzuge zu betheiligen, in dem auch die Behörden der Stadt in feierlicher Amtstracht erschienen. In den neunziger Jahren wurden diese Feierlichkeiten abgestellt; ja die kostbare Reliquie selbst kam, wie so viele andere, in Gefahr, in habgierige oder kirchenschänderische Hände zu fallen. Allein eine treue Hand rettete sie. Ludwig Donche, 1769 zu Brügge geboren, 1795 zu Cöln zum Priester geweiht, 1857 zu Löwen als Jesuit gestorben, verbarg das Heiligthum im Hause seiner Aeltern, und erwarb sich dadurch große Ehren.

Neuerdings ist die jährliche Procession hergestellt worden, und die Verehrung des heil. Bluts bildet von Neuem einen Hauptgegenstand der Kirchenwerke Brügge's. Doch ist die Theilnahme der Männerwelt sehr gering, zumal in den vornehmern Classen; Vielen, die wirklich Theil nehmen, sieht man's an, daß sie von ganz andern Dingen, als von gläubiger Innigkeit und Gottseligkeit erfüllt sind. Mehr thun aber die Frauen. Am zahlreichsten erscheint die Dürftigkeit und die Bevölkerung vom Lande. Stundenlang sieht man an manchen Freitagen einen ununterbrochenen Menschenstrom sich durch die kleine Capelle ergießen. Auf einem Seitenaltar in Form eines Doppelkatheders, über welchem die Worte stehen: Sanguis Christi, inivra nos, Blut Christi, berausche uns! ist der Krystall ausgelegt, den die Vorüberschreitenden küssen, und den ein dahinter sitzender Geistlicher nach jedem Kusse mit einem weißen Tuch abwischt.

An sonstigen Tagen ist das Blut nur ausnahmsweise zugänglich. Gewöhnlich wird nur der Verschluß, ein silbernes Kästchen mit Goldfiguren und reichen Edelsteinverzierungen, aus dem Jahre 1617, nebst einer Abbildung des Krystalls mit den Blutflecken, gezeigt.

Von den übrigen zahlreichen Gotteshäusern der Stadt sind besonders die Liebfrauenkirche und die Heilandskirche hervorstechend. Beide liegen nahe zusammen und beweisen, wie groß der kirchliche Eifer und das religiöse Bedürfniß des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts gewesen sein muß. Ihre äußere Gestalt ist wenig gefällig, zum Theil fast plump; ihr Inneres aber enthält manches Sehenswerthe, insbesondere einige Kunstwerke von großer Bedeutung. So bietet die letzte mehrere werthvolle Gemälde von Peter Purbus, Hoek, Van Orley, Van Oost ꝛc. und vor Allem eins der Meisterwerke Memling's; die Liebfrauenkirche dagegen besitzt ein Marmorbild der Jungfrau, welches dem Meißel oder wenigstens der Schule des Michel Angelo zugeschrieben wird. Dasselbe soll durch ein wunderliches Geschick nach Brügge gekommen sein. Ein Freibeuter von Middelburg, heißt es, nahm es im Mittelmeer einem nach Genua bestimmten Schiffe ab und gab es leichten Kaufs wieder weg. Also Räuber- und wohl gar Ketzerhände mußten dazu beitragen, die Kirche von onze vrouwtje zu schmücken. Andererseits wird angegeben, die Statue sei 1510 von einem J. Moscron der Kirche verehrt worden. Das Bild steht in einer schwarzen Marmornische über dem Altare des rechten Seitenschiffs. Maria ist in sitzender Stellung; ihre linke Hand faßt die rechte des vor ihr stehenden Jesuskindes, während die andere auf dem rechten Knie ruht. Die Züge des schönen, etwas hagern Antlitzes der Jungfrau haben eine ernste, fast herbe Strenge, und scheinen mehr das Vorgefühl künftigen Wehs als das Mutterglück der Gegenwart widerzuspiegeln.

An derselben Seite, in einer Capelle des hohen Chors, sind die kostbaren Grabmäler Karl's des Kühnen und seiner Tochter Maria, der Gemahlin Maximilian's von Oesterreich, um 1558 und 1495 errichtet. In lebensgroßen, reich vergoldeten Erzbildnissen ruhen Vater und Tochter auf kunstvollen Sarkophagen, die ringsum in Erz und Schmelzwerk mit den Wappenschilden der zahlreichen Lande geschmückt sind, welche die schönste und reichste Fürstentochter ihrer Zeit dem letzten Ritter zubrachte, mit den vielgestaltigen Löwenzeichen von Burgund, Brabant, Flandern, Namur, Hennegau, Luxemburg, Geldern, Holland. . . . Welch ein Ort, an die Hinfälligkeit alles Irdischen, aller Schönheit, alles Reichthums, alles Ehrgeizes, alles löwenkühnen Muthes zu erinnern!

Oh fading honours of the dead!
Oh high ambition, lowly laid!

Der Thurm der Liebfrauenkirche ist der höchste, weit und breit, und wird bei klarem Wetter selbst auf fernem Meere erblickt. Er

bildet die erste Landmarke Flanderns für den Schiffer. Die Spitze, die sich altersschwach neigte, mußte kürzlich abgebrochen und neugebaut werden. Ein ungeheurer Hahn mit einem Kreuze diente als Windfahne. Er ist der Gegenstand einer tollkühnen Geschichte. Als derselbe 1711 aufgebracht wurde, war der Hauptwerkmeister, Zimmermann Stevens, abwesend. Man bezüchtigte deshalb den Heimkehrenden des Kleinmuths, und trieb die Spöttereien so weit, daß der Gehänselte sich vornahm, den Leuten durch ein kühnes Stück der höchsten Herzhaftigkeit den Mund zu stopfen: er stieg durch die oberste Luke, ohne Leitern, auf die Spitze des Thurms und setzte sich rittlings auf den Hahn. Mit Schauder blickten zahlreiche Zuschauer nach der schwindelnden Höhe. Doch es kam noch ärger: ein Windstoß erhob sich und der Hahn schwankte. . . . Jeden Augenblick erwartete man den Sturz des verwegenen Reiters; allein dieser saß fest, und als nach geraumer Zeit der Wind sich legte, stieg er ab und kam wohlbehalten hernieder.

Die übrigen Kirchen haben wenig Anziehendes, obwohl es ihnen an allerlei Merkwürdigkeiten nicht fehlt. Die Jakobskirche zeichnet sich durch einige Gemälde und besonders durch spanische Grabdenkmäler in Erz aus. Im Eingange der Jesuitenkirche mahnt eine apokalyptische Inschrift an den Ausschluß der Hunde: Honden buiten! rufen die heiligen Väter, mit Hinweisung auf die Worte des Sehers von Pathmos, Capitel 22, Vers 15, den Eintretenden zu.

Die Jerusalemskirche ist durch ihre Entstehungsgeschichte merkwürdig. Sie wird für eine Nachbildung der Heil. Grabeskirche ausgegeben. Peter oder Opitius Adornes, erzählt man, im 15. Jahrhundert Bürgermeister von Brügge, machte eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande und faßte den Vorsatz, seine Vaterstadt mit einem genauen Abbilde der heiligen Kirche von Jerusalem zu begaben. Er merkte sich Alles auf's Pünktlichste und machte sich nach seiner Rückkehr eifrig an's Werk. Lange Zeit ging Alles nach Wunsch; am Ende aber schien doch Etwas zu mangeln. Vergebens sann der gewissenhafte Mann nach, was es sein könne; es ging ihm, wie so Manchem: die Füße mußten die Treulosigkeit des Gedächtnisses büßen. Der Ehrenfeste machte sich zum zweiten Male auf den Weg, um in Jerusalem nachzusehen, was zur Vollendung seines Werks und zur Erfüllung seines Gelübdes noch fehle. Es war nur eine Kleinigkeit; aber worin sie bestand, das wird verschieden erzählt. Er hatte vergessen, bemerkt eine, freilich sehr ungenaue Schilderung in der Revue des Revues, il avait oublié de faire briser en deux le seuil de la porte, tel que cela existait dans l'église de la sainte ville.

Indessen möchte sehr die Frage sein, ob nicht, abgesehen von dem fehlenden Bruche in der Thürschwelle, noch andere, und zwar sehr erhebliche Verschiedenheiten bestehen. Nach den Beschreibungen der Kirche und Capelle des heil. Grabes, wie solche vor dem beklagenswerthen Brande von 1808 bestanden, kann man solche Zweifel durchaus nicht unterdrücken. Doch der Brügger Pilgersmann war von seinem Werke befriedigt; er starb beruhigt, und ruht im Frieden, inmitten seines Baues.

Literarisches.

Essay's von Hermann Grimm. Hannover. Carl Rümpler. 1859.

Diese Sammlung enthält neun Aufsätze, wenn man uns dies Wort für das unübersetzbare Essay gestatten will, die sich auf ziemlich verschiedenen Gebieten bewegen, und zwar auf allen mit gleicher Eleganz und Glätte der Diction. Vom Drama begeben wir uns mit dem Verfasser zur Sculptur, und wiederum zur Poesie, zur Malerei, zu geschichtlichen Fragen von weitreichender Bedeutung, bis endlich das Verhältniß zwischen Schiller und Goethe den würdigen Schluß macht. Grade auf diesen letzten Essay möchten wir die Leser am liebsten hinweisen. „Wenn wir von unsern großen Dichtern sprechen," sagt Grimm, „so reden wir davon wie die Franzosen von ihrer Gloire und die Engländer von ihrem Reichthum. Goethe und Schiller sind nicht bloß Männer, deren Arbeiten uns ergötzen oder momentan rühren, sondern wir betrachten sie als die Schöpfer der geistigen Höhe, auf der wir uns befinden. An ihrem Ruhme haben wir Alle Antheil und zehren von ihm. Keiner von uns, der nicht ein ganz besonderes persönliches Verhältniß zu ihnen hätte und seine eigene Meinung über ihre Schriften und ihren Charakter." Grimm hebt mit Nachdruck hervor, daß der Briefwechsel von Goethe und Schiller ein Besitz sei, wie ihn kein anderes Volk aufweisen könne. Es ist das reichste Vermächtniß, das uns zugefallen ist. Der Essay sucht in kurzen, gedrängten, anschaulichen Zügen die Wege zu betrachten, die Jeder von ihnen erst allein ging, bis sie in eine gemeinsame Straße zusammenliefen. „Sie fanden sich wie zwei Ströme, die von einander strebend dennoch in dasselbe Bett gezwängt werden, und wie ein einziger, dennoch mit verschieden

gefüllten Strömungen, dem Ocean ihre Gewässer entgegenwälzen. Die gewöhnlichen Freundschaften des Lebens beruhen zu sehr auf dem Zufalle, sie bieten keine Vergleichung für die, welche zwischen Schiller und Goethe waltete." Die gegenseitigen Urtheile der Beiden über einander, bevor sie sich näher getreten sind, werden uns gedrängt hier vorgeführt. Schiller namentlich fühlt sich abgestoßen, er ist niedergedrückt, er schaut zu Goethe hinauf. Dieser ist einer der höchstgestellten Männer des kleinen Staates, Schiller ein armer Professor. Sie lebten in einer Stadt zusammen und kannten sich kaum. Schiller kritisirt im Februar 1789 sich und seine Stellung, und Grimm hält diese Selbstkritik für ungemein wichtig. Wir glauben mit Recht. Schiller wagte nicht, sich mit Goethe zu messen. „Er hat weit mehr Genie als ich," sagt Schiller, „und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, an sicherer Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnisse aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade mangelt, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viele Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellenz darin gibt, eben weil es mein eigenes ist." Das Gefühl des Verlassenseins wird fortan bei Schiller noch immer schärfer. Goethe dagegen fühlt sich von Schiller's Eigenthümlichkeit eher abgestoßen als angezogen. Erst im Mai 1795, als Schiller die Herausgabe der Horen unternimmt und Goethe auf seine Aufforderung, mitzuarbeiten, zusagt, fangen sie an, einander näher zu treten. In der Nacht vom 24. auf 25. Mai findet das Gespräch statt, welches das Eis bricht. Die Nacht ist für uns Deutsche, für unsere Cultur wichtiger, als eine Reihe von Schlachten und Siegen. Fortan ist eine Straße für beide zusammen gebahnt, und mit Interesse folgen wir dem Führer, der das gemeinsame Handeln der beiden Männer uns erläutert.

Berthold Auerbach's deutscher Volkskalender auf das Jahr 1859. Stuttgart, J. J. Cotta'scher Verlag.

Ein wackerer deutscher Meister von der Feder hat dem Volke dieses Büchlein zurecht gemacht und die Meister vom Griffel sind dabei auch nicht dahinten geblieben. Wilhelm von Kaulbach, Ludwig Richter und Arthur von Ramberg haben die hübschen Bilder gezeichnet, welche das Büchlein schmücken. Möge es an manchen Spiegelrahmen zu hängen kommen! In „Friedrich der Große von Schwaben," einer hundertjährigen Erinnerung, wird uns die Zeit vorgeführt, in welcher Friedrich Schiller das Licht der Welt erblickte. Wer ließe sich nicht gern erzählen von dem Bäckerhaus zu Marbach, seinen Insassen und Allem, was diesen großen Friedrich von Schwaben angeht, dessen Krone nicht weniger funkelt, als die goldenen Reife Aller jener andern großen schwäbischen Friedriche, welche einst auf dem deutschen Kaiserthrone saßen? Der „Bierbrauer von Kulmbach" führt uns einen wackern Jungen vor, auf welchem ein schweres Verhängniß lastete, der sich aber nicht davon beugen und brechen ließ; sondern muthig den Kampf mit dem Schicksal und der Welt kämpfte, und endlich, wohlverdienter Weise, in den Hafen bürgerlichen Wohlbefindens einlief. „Huzel und Pochel" ist ein „Nachtstück," geht aber schließlich gut aus. Im „Baum vor meinem Fenster" ist Mancherlei enthalten, von welchem der Berichterstatter noch nicht recht weiß, ob es seiner Fassungsgabe zu hoch oder zu tief ist. Manch' schönes Wort und Bild begreift er aber sehr gut. —

Aufzeichnungen eines Amsterdamer Bürgers über Swedenborg. Nebst Nachrichten über den Verfasser (Joh. Christ. Cuno) von Dr. Aug. Scheler, Königl. belg. Cabinetsbibliothekar. Hannover. Rümpler. 1858.

Aus einer handschriftlichen Autobiographie sind hier einige höchst interessante Mittheilungen über persönliche Begegnungen mit dem mysteriösen Swedenborg gemacht. Wir erhalten damit einen schätzbaren Beitrag zu der Urkundensammlung über Swedenborg's Charakter und Leben, welche der fromme würtembergische Bibliothekar Tafel neuerdings zusammengebracht hat. Vorangestellt ist ein kurzer Lebensabriß des Autobiographen. Ein Berliner von Geburt, fand er nach buntem Wanderleben als Soldat, als Werber Friedrich's des Großen, als Literat endlich zu Amsterdam eine ruhige Heimath. Hier begegnete ihm nun Swedenborg, der öfter auf ein paar Monate dahin übersiedelte, um seine theologischen und philosophischen Folianten, unverkürzt durch die lutherische Orthodoxie Schwedens, da drucken zu lassen. Cuno's Schilderung dieses milden, erhabenen und dabei so kindlichen Charakters ist höchst anschaulich und auf das Ergötzlichste wechselt in seinem Bericht unwillkürliche Bewunderung mit langen und wunderlichen Untersuchungen über die Rechtgläubigkeit des Mannes.

Zweite Abtheilung.

Auf dem Monde.

Von

J. H. Mädler.

Eine bedenkliche Ueberschrift! eine Klippe, an der so Manche schon scheiterten und ihren wissenschaftlichen Ruf in Gefahr brachten! Thäte der Autor nicht besser, auf der mütterlichen Erde zu bleiben?

Wir wollen sehen. Vielleicht lassen sich jene Klippen doch vermeiden; vielleicht haben wir nicht nöthig, zu Phantasiegebilden unsere Zuflucht zu nehmen. Wenigstens wollen wir nur vorsichtig Schritt vor Schritt unserm Ziele näherzukommen suchen und von Zeit zu Zeit auf die Erde zurückschauen. Einige Betrachtungen allgemeiner Art müssen jedoch hier vorangehen.

Daß wir in allen Planeten und Monden dieselben Grundstoffe (Elemente, einfache Körper) zu suchen haben, daß auch die Sonne selbst in dieser Beziehung keine Ausnahme bilde, kann mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Nur unter dieser Bedingung kann die bekannte Hypothese Laplace's, daß eine einzige kolossale Urmasse im Anfange bestanden habe, und aus ihr durch allmälige Verdichtung die einzelnen Körper des Sonnensystems hervorgegangen seien, eine Geltung beanspruchen. Aber noch bestimmter deutet auf diese Gleichartigkeit des Ganzen der Umstand hin, daß die Meteormassen, die sich von Zeit zu Zeit an der Erde niederschlagen, noch nie einen Grundstoff gezeigt haben, der der Erde nicht angehört. Da es nun jetzt keinem Zweifel mehr unterliegt, daß sie nicht von unserer Erde herstammen, vielmehr troß ihres unbedeutenden Volumens als selbständige Weltkörper um die Sonne laufen, so besitzen wir in ihnen ein positives Zeugniß für die Gleichartigkeit der verschiedenen Körper unsers Sonnensystems.

Aber diese Uebereinstimmung rücksichtlich der Grundstoffe gestattet uns keinen weitern Schluß auf eine Gleichartigkeit der Formationen. Wir wissen aus der Chemie, daß die gleichen Grundstoffe bei einem nur etwas verschiedenen Quantitätsverhältniß ganz andere Producte geben. Wir finden ferner in den Meteorsteinen nicht diejenigen Combinationen, welche dieselben Grundstoffe auf unserm Planeten mit einander eingegangen sind, sondern Eisen, Magnesium, Nickel, Kobalt u. s. w. bilden in ihnen ganz eigenthümliche, unserer Erde fremde Producte, wenige Fälle ausgenommen. Und endlich zeigt schon das so überaus verschiedene Dichtigkeitsverhältniß der planetarischen Körper — von den Kometen ganz zu geschweigen — daß die Mineralkörper der verschiedenen Planeten im Ganzen genommen unmöglich gleich oder selbst nur ähnlich sein können, vielmehr beispielsweise Saturn aus ganz andern Bestandtheilen gebildet sein müsse, als der zehnmal dichtere Mercur.

Nun vermögen die großen Fernröhre uns zwar die äußern Umrisse, also die Figur der Oberflächentheile, insbesondere des nahen Mondes, zu zeigen, über ihre innere Structur läßt sich dagegen durch sie Nichts ermitteln. Hätte eine frühere, einige Zeit hindurch beliebte Meinung, nach welcher die Meteorsteine lunarischen Ursprungs seien, sich bestätigt, so hätte sich in ihnen ein willkommenes Mittel der Verständigung dargeboten. Jedoch der letzte Anhänger dieser Meinung, der verdiente, nur etwas phantastische Benzenberg, der noch 1835 eine kleine Schrift unter dem Titel:

„Die Meteoriten sind Steine aus den Mondvulcanen“ veröffentlichte, vermochte nicht, zu ihrer bessern Begründung irgend etwas Wesentliches beizubringen; und ihr gegenüber hat vielmehr die unsers Wissens zuerst (1802) von Chladni aufgestellte Meinung, daß ihr Ursprung in den freien planetarischen Räumen zu suchen sei, je länger desto mehr den Beifall der Astronomen erhalten und gilt gegenwärtig für die allein berechtigte. Somit sind wir außer Stande, die einzelnen Mineralkörper des Mondes mit denen unserer Erde zu vergleichen, und die Art ihrer Zusammenfügung zu bestimmen.

Aber was wir gewiß wissen, ist der Satz, daß die Gravitation durch das ganze Sonnensystem, ja noch über dasselbe hinaus, in allen unserer Forschung zugänglichen Räumen, eine und dieselbe sei; daß ihrer Wirkung sich nichts der Körperwelt Angehörendes entziehen könne, und daß andere Kräfte zwar wohl neben der Gravitation, nicht jedoch gegen dieselbe gedacht werden können. Folglich läßt sich auch, nicht hypothetisch, sondern mit voller calculatorischer Sicherheit, die Fallhöhe auf dem Monde bestimmen und mit der auf unserer Erde vergleichen; es läßt sich, wenn eine bestimmte Wurfkraft gegeben ist, sowohl die Höhe als die Weite des Wurfes berechnen, es läßt sich die Länge des Secundenpendels bestimmen u. s. w., und dieses Alles nicht nur für den Mond, sondern auch, wiewohl nicht mit gleicher numerischer Genauigkeit, für die übrigen planetarischen Körper.

Wir wissen ferner, daß das Licht, sowohl was seine Geschwindigkeit als die Art und Weise seiner Verbreitung betrifft, überall ein und dasselbe sei; daß die Gesetze seiner Reflexion, seiner Brechung u. dgl. allgemeine Gesetze sind, und daß ihm alle die Eigenschaften, die wir auf der Erde an ihm kennen gelernt haben, auch auf andern, derselben großen Lichtquelle untergeordneten Weltkörpern zugeschrieben werden müssen. Mit Zuziehung der hinreichend bekannten kosmischen Bewegungen des Mondes ergeben sich dann für ihn ohne Ausnahme alle diejenigen Verhältnisse, welche in unserm Kalender als sichere Daten*) gegeben werden, also für jeden beliebigen Punkt des Mondes die Jahres-, Tages- und Nachtlängen, die Auf- und Untergänge der Sonne, der Erde und der übrigen Himmelskörper, ihre Höhe über dem Horizont, die Finsternisse und andere verwandte Phänomene, kurz Alles, was am dortigen Himmel vorgeht; und alles dies selbst für diejenigen Theile des Mondes, die uns nie zu Gesicht kommen.

Nachdem wir solchergestalt rücksichtlich der allgemeinen Grundlagen unterschieden haben, worauf wir fußen können und worauf nicht, wollen wir uns nach den speciellen Bedingungen umsehen und damit unserm eigentlichen Thema näher rücken.

Unsere Geologen schieden sich lange Zeit hindurch in Neptunisten und Vulcanisten, die beide Recht und beide Unrecht hatten: Recht, insofern das Agens, was sie auf ihr Panier schrieben, unzweifelhaft bei Bildung der Erdoberfläche mitgewirkt hat; Unrecht, sobald sie alle Bildungen entweder nur dem Wasser, oder nur dem Feuer zuzuschreiben geneigt waren. Goethe, über dessen Stimmberechtigung in der Naturforschung nicht so vornehm abgesprochen werden kann, als Manche wähnten, und der nur dadurch an einem noch weit fruchtbarern Wirken in mehr als einem Zweige derselben behindert war, weil er unglücklicherweise das Wesen und die Bedeutung der Mathematik total verkannte, beklagt sich bitter über die in seinen spätern Jahren um sich greifende Herrschaft des Vulcanismus:

„Kaum kehrt der alte Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich.
Wenn alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich.
Ich weiß nur nach der Folge zu schätzen,
Schon hab' ich manches Credo verpaßt,
Mir sind sie alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen.“

Unsere Zeit hat die Schlichtung, durch eine auf nähere Erfahrung gegründete Abwägung der beiderseitigen Ansprüche, gesehen; und jene Namen sind heut keine Parteinamen mehr. — Auf dem Monde konnte es nie Neptunisten geben; der bei uns so mächtig waltende Gott mit dem Dreizack ist dort unbekannt, denn — es gibt kein Wasser auf dem Monde.

Zwar haben Viele, und darunter in früherer Zeit selbst Astronomen, sich zu einer so kategorischen Verneinung des uns so unentbehrlichen Elementes für den Mond nicht für berechtigt gehalten. Daß die schon dem bloßen Auge sichtbaren grauen Flecke keine Meere sind, wiewohl wir sie herkömmlich als Mare Crisium, Tranquillitatis u. s. w. bezeichnen; — daß in den großen kraterähnlichen, gewaltig tief abstürzenden Ringgebirgen keine Flüssigkeit vorkomme; — daß die Furchen, die man auf dem Monde in bedeutender Zahl findet, keine selbst nur entfernte Aehnlichkeit mit unsern Flußsystemen haben, — dies war allerdings leicht nachzuweisen in unserm Jahrhundert; aber so leicht gaben die

*) Zu diesen sichern Daten rechne ich natürlich nicht die Vorhersagungen des Wetters, die mindestens in der Art, wie Kalender sie geben und geben können, vollkommen werthlos sind und hoffentlich bald ganz aus ihnen verschwinden werden.

welche am liebsten den Mond von der Erde aus colonisirt hätten, ihre Sache nicht verloren. Was sich diesseits nicht fand, konnte sich ja jenseits vorfinden, mindestens konnte kein Fernrohr den Gegenbeweis liefern. Ja in neuerer Zeit schien es, als ob diese Meinung sogar eine sehr gewichtige Stütze bekommen sollte. Allein wenn auch die (weiterhin näher zu besprechende) excentrische Lage des Mondschwerpunktes, die Hansen wahrscheinlich findet, sich völlig bestätigen sollte, so ist auch damit nichts Erhebliches für das Vorkommen des Wassers auf der jenseitigen Mondhalbkugel gewonnen.

Denn wir müssen sogleich eine noch stärkere Behauptung hinzufügen — es gibt dort auch keine Luft. Dies hat begreiflicher Weise noch heftigern Widerspruch veranlaßt und aller Scharfsinn ist aufgeboten worden, um die Beweise der Astronomen zu entkräften, jedoch umsonst. Bei weit entferntern Weltkörpern, wie beispielsweise Mars und Jupiter, verräth sich die Luft sogleich in der geringern Deutlichkeit der Randlandschaften; bei Venus hat sich sogar ein Mittel geboten, ihre Dichtigkeit zu bestimmen — sie verhält sich zur Dichtigkeit der Erdluft wie 6 : 5. Wenn solche Wahrnehmungen in zehn und hundert Millionen Meilen Entfernung gemacht werden konnten — wie sollte es nicht auf dem nur 50,000 Meilen entfernten Monde gelingen, die Spuren der Luft wahrzunehmen. Kein vom Monde zu uns kommender, kein am Monde vorbeistreichender Lichtstrahl wird geschwächt, oder gebrochen, also ist Nichts vorhanden, was ihn schwächen oder ablenken kann. Ein Etwas aber, das der allgemeinen Eigenschaft aller unserer Gase so total ermangelt, kann nimmermehr als Luft bezeichnet werden.

Bessel, der den Gegenstand am gründlichsten untersuchte, kam zu dem Schlusse, daß selbst unter den der Mondluftexistenz günstigsten Annahmen doch nur $^1/_{968}$ unserer Luft sich ergebe. Wir müßten schon ersticken, wenn die Luft unserer Erde sich nur auf $^1/_4$ verdünnte.

Unbegrenzte Ausdehnung der nicht rings herum eingeschlossenen Gase ist nun bekanntlich allen Luftarten gemein, und folglich, wenn die diesseitige Halbkugel keine Luft zeigt, kann auch die jenseitige keine haben.

Gleichwohl hat Decuppis, auf der erwähnten Hansen'schen Aeußerung fußend, folgendermaßen weiter geschlossen:

Wenn der Schwerpunkt, rücksichtlich der Stellung zur Erde, 8 geographische Meilen jenseit des geometrischen Mittelpunktes der Mondkugel gelegen ist, so folgt, daß die uns zugewendete Mitte der Mondscheibe 8 Meilen höher (d. h. entfernter vom Schwerpunkte) gelegen ist als die Randlandschaften, und ebenso die jenseitige Mitte 8 Meilen tiefer, was einem Höhenunterschiede von 16 Meilen gleichkommt. Nun muß aber ein Gas in solcher Höhe vielmal dünner sein als am tiefsten Punkte; der höchste findet sich auf der Mitte der uns zugewendeten Seite; und so ist es erklärlich, daß wir von einer Luft auf der diesseitigen Halbkugel Nichts wahrnehmen, während sie gleichwohl auf der jenseitigen dicht genug sein kann, um ein Verhalten ähnlich dem auf unserer Erde zu zeigen.

Und was das Wasser betrifft, so wird sich dies seiner Natur nach am tiefsten Punkte sammeln und die höheren Gegenden trocken legen. So kann die jenseitige Halbkugel einen ihren Mittelpunkt umgebenden See besitzen, während sich diesseits keine Spur von Wasser zeigt. — Die weitern Folgerungen — falls der Schluß bis dahin richtig sein sollte — kann sich nun leicht Jeder selbst machen.

Doch halten wir noch etwas inne. Es ist überall ganz richtig, daß die Luft, falls sie überhaupt vorhanden ist, am tiefern Punkte dichter sein müsse. Auf der Erde hat in 18,400 Fuß Höhe die Luft nur noch die halbe Dichtigkeit, und so muß sie in acht Meilen Höhe bis auf weniger als $^1/_{1000}$ herabsinken. Jedoch diese 18,400 Fuß resultiren aus einer Gravitation, wie sie an der Erdoberfläche stattfindet, und wir wissen, daß sie an der Mondoberfläche $6^1/_2$ mal geringer als bei uns ist. Damit steigen jene 18,400 Fuß auf 120,000 Fuß, so daß erst in 5 Meilen Höhe die halbe, und in 10 Meilen $^1/_4$ der Dichtigkeit für die Mondluft herauskommt. Wenn nun, nach Bessel, die Dichtigkeit am Mondrande nur höchstens $^1/_{968}$ beträgt, so würde sie in 8 Meilen Tiefe, d. h. auf der antipodischen Mitte, höchstens $^1/_{300}$ betragen, d. h. ungefähr so viel als in unsern gewöhnlichen Luftpumpen noch zurückbleibt, wenn das Barometer nur noch $^1/_{10}$ Zoll hoch steht. Damit aber ist, wenigstens für Erdengeschöpfe, Nichts mehr anzufangen.

Was aber das Wasser betrifft, so verdunstet es im luftleeren Raume sehr schnell, und es würde bei einem solchen Luftminimum während des 354 Stunden ununterbrochenen Sonnenscheins bis auf die letzte Spur verdunsten und sich auf Nimmerwiederkehr verflüchtigen. Luft und Wasser bedingen sich gegenseitig, auch rücksichtlich des Quantitätsverhältnisses; das eine steht und fällt mit dem andern, und so wird es wohl für beide Mondhalbkugeln dabei bleiben, daß sie unserer Luft und unseres Wassers entbehren.

Damit ist nun keineswegs gesagt, daß es auf dem Monde gar nichts Gasförmiges,

gar nichts Tropfbares geben könne. Nur muß es, so qualitativ wie quantitativ, von ganz anderer Natur sein, als Beides auf der Erde vorkommt.

Die Atmosphäre unserer Erde bildet gleichzeitig eine Vermittlung und Ausgleichung zwischen Licht und Schatten. Sie läßt ersteres weniger grell, letztern weniger schwarz erscheinen; sie bewirkt, daß Tag und Nacht allmälig in einander übergehen. Besteigen wir höhere Berggipfel, wo die Luft auf $^2/_3$ oder $^1/_2$ ihrer Dichtigkeit herabsinkt, so finden wir diese Vermittlung weit unvollkommener: die Contraste sind für unser Auge schon zu stark, wir versehen uns mit grünen Schleiern und reiben das Gesicht stark mit Seife ein, um keine Entzündung der Sehorgane zu riskiren; der Taghimmel zeigt das tiefste Dunkelblau und wir glauben oft mit Schrecken in einen Abgrund zu blicken, während wir doch nur diesen dunkeln Himmel vor uns haben.

Wie es sich verhalten würde, wenn wir noch einige Meilen höher stehen könnten, selbst vorausgesetzt, daß unsere Lungen an eine so dünne Luft sich gewöhnten, wird sich nun Jeder selbst sagen und sich eine ungefähre Vorstellung von dem Zustande bilden können, der auf der Mondfläche stattfindet. Und dies bestätigen die Beobachtungen direct, denn die Bergschatten im erleuchteten Theile des Mondes sind vollkommen so schwarz als unser Nachthimmel, und von ihm nicht zu unterscheiden, da, wo sie bis an ihn reichen, während die Berggipfel, über denen eben erst die Sonne aufgeht und die von schwarzer Nacht umringt sind, ganz ebenso hell glänzen wie diejenige Gegend, wo die Sonne schon hoch steht.

Wir haben vor Kurzem die interessanten Beobachtungen Piazzi Smyth's auf dem Pik von Teneriffa gelesen. In der dortigen Atmosphäre, bei einem Barometerstande von 19 Zoll, zeigten sich die Himmelskörper mit einer Klarheit und Schärfe, wie er sie nie zuvor gesehen. Teleskopische Sterne von so geringen Größen, daß sie im Thale mit dem gleichen Fernrohr gar nicht mehr gesehen werden, zeigten sich hier oben ohne Schwierigkeit. Auf den peruanischen Hochebenen konnte Humboldt mit bloßem Auge Alcor neben Mizar erblicken, was ihm in Europa, obgleich der große Bär hier höher als dort steht, nicht gelang. Das Zodiakallicht, die Milchstraße zeigen sich auf jenen Höhen ohne allen Vergleich glänzender und prachtvoller, als in unsern nebelerfüllten Tiefländern. — Noch höher hinauf, und alles dies wird noch besser sich zeigen und gewiß am Besten da, wo keine Luft und folglich auch kein Dunst sich auf dem Wege des Lichtstrahls befindet.

Bedarf es nach allem Diesen noch weiterer Beweise, daß der Mond kein Wohnplatz für uns sein könne? Wir Menschen, oder allgemeiner gesprochen, wir Erdengeschöpfe, würden, dort angelangt, erblinden, erfrieren, verschmachten und ersticken müssen; allerdings würde das Letzte so schnell eintreten, daß die drei andern Tode uns erspart würden.

Daraus aber folgt Nichts weniger als eine absolute Unbewohnbarkeit. Wie unendlich verschieden sind nicht die Bedingungen, unter denen die einzelnen Thiergeschlechter der Erde leben: der Fisch, der Vogel, das Quadruped, die Intestinalwürmer? Keins von ihnen vermöchte mit dem andern seinen Wohnort zu tauschen. — Hoch über die höchsten Andengipfel schwingt der Condor sich hinauf, in Regionen, wo wir Menschen nicht mehr zu athmen vermöchten, und die Perlmuschel, die Auster, die Koralle belebt die Tiefen der Oceane.

Wenn nun schon auf demselben Weltkörper so ungemeine höchst wesentliche Verschiedenheiten hinsichtlich der Bedingungen des Lebens stattfinden, wie vielmehr müssen wir dies erwarten auf verschiedenen Weltkörpern, bei Geschöpfen, die nicht bestimmt sind, in Berührung mit einander zu treten, und bei denen also auch das wenige Gemeinsame, was die Erdenbewohner noch an einander bindet, ohne irgend einen Nachtheil wegfallen kann. Wenn wir Menschen den Mondbewohnern, auf Grund der großen Verschiedenheit von Mond und Erde, die Existenz absprechen, so geben wir dem Fische ein Recht, sie uns abzusprechen.

Freilich wird durch das Bisherige die von nicht Wenigen gehegte Hoffnung, einst die Mondbewohner zu sehen, noch tiefer herabgestimmt; von kundigen Astronomen ist sie überhaupt nie besonders gehegt worden. Man mag immerhin den Vergrößerungscoefficienten berechnen, der uns einen Elephanten oder Walfisch auf dem Monde sichtbar machen könnte — wo bleibt die geringste Wahrscheinlichkeit, dort Wesen anzutreffen, die sich durch ihre Aehnlichkeit mit Erdgeschöpfen als solche verrathen? Und mit den Kunstproducten steht es nicht anders. Man hat sich auf dem Monde nach Gebäuden, nach Wegen u. dgl. umgesehen. Hat man sich der Veranlassungen erinnert, welche den Erdbewohner dahin vermochten, sich diesen Arbeiten zu unterziehen? Zu festen Häusern nöthigten uns die Unbilden der wechselnden Witterung, zu Straßenbauten die beträchtliche Schwere auf der Erdoberfläche, wäre diese sechsmal geringer, so würden wir wohl ebenso wenig als die Vögel eine Straße brauchen. Und wie gering und vereinzelt zeigen sich beide Thä-

tigkeiten in der Thierwelt? Also auch hier wieder dasselbe Ergebniß: die Bedürfnisse des Mondbewohners haben Nichts gemein mit den unsrigen, und so wird auch seine Thätigkeit, wenn er überhaupt eine solche zu äußern veranlaßt sein sollte, sich in ganz andern, uns unverständlichen Gebilden darstellen, als wir um uns sehen.

Vor etwa einem Decennium ist ein Himmelsbeobachter vom Schauplatze abgetreten, der sich viel mit der Architektur (in specie den Festungsbauten) sowie der Garten- und Wiesencultur, dem Forstwesen, dem Handelsverkehr, den Regierungs- und Cultusformen u. dgl. sowohl auf dem Monde, als auch gelegentlich auf andern Himmelsgloben beschäftigte. Wer Gefallen daran findet, kann diese von München in den Jahren 1818 bis 1848 ausgegangenen Orakel noch heut befragen, sowie die größtentheils satirisch gehaltene Controverse, die sie hervorriefen. Der Verfasser dieses Aufsatzes kann aus nahe liegenden Gründen von diesen Dingen keine Notiz nehmen.

Vielmehr soll in Folgendem die Schilderung eines Tages in verschiedenen Localitäten unsers Trabanten gegeben werden, wie sie nicht nach Phantasmagorien, sondern in consequenter Deduction aus den hinreichend constatirten Verhältnissen, die wir oben gegeben haben, gefolgert werden kann.

Den ersten Standpunkt wählen wir auf dem westlichen*) Hochgipfel des großen Ringgebirges Kopernikus. Es ist Morgen, und der erste Sonnenrand steigt so eben über die im fernen Ost sichtbaren Höhen empor. Noch stehen die umliegenden Höhen in tiefer Nacht und erst nach mehrern Stunden haben sich allmälig ihre Gipfel erhellt, und man fängt an, den orographischen Zusammenhang des bogenförmigen Bergkranzes zu erkennen. Zwei Stunden sind zwischen dem Aufgange des ersten und dem des letzten Sonnenrandes verflossen.

Die Erde, die mit beträchtlich größerm Durchmesser (dem 3½-fachen der Sonne) am Nachthimmel schwebte, hat ihren Glanz nun allmälig verloren. Sie steht in Ostsüdost, doch nur etwa 24 Grad vom Zenith entfernt und behauptet diesen Platz mit nur geringer Schwankung. Wo nicht Wolken sie einhüllen, unterscheidet man deutlich Continente und Oceane, ja selbst noch Inseln von mittlerer Größe wie Corsika oder Seeland. Doch ist sie nicht mehr halb erleuchtet und nähert sich allmälig, je mehr sich ihr Abstand von der emporsteigenden Sonne vermindert, der Sichelform.

Man hat nun allmälig einen geschlossenen Kranz von Gipfeln aufleuchten sehen, aber diese umschließen eine nachtschwarze gewaltige Tiefe, 12 Meilen im Durchmesser haltend und 10,200 Fuß von unserm gewählten Standpunkte abstürzend. Sie kann nur den schwarzen Taghimmel zurückspiegeln.

Lautlose Stille herrscht ringsum, wie immer und überall auf dem Monde, desto bestimmter und schärfer contourirt tritt Alles, selbst die größte Ferne, vor die Augen. Die Sonnenscheibe, nicht größer als an unserm Himmel, aber weit heller strahlend, erhebt sich langsam und bestrahlt die innern Seiten des großen Bergkranzes. Eine Terrasse nach der andern steigt aus dem Dunkel empor, bis nach etwa 25 Stunden der Boden gesehen wird. Uns würde ein Grauen erfassen, schauten wir in diese Tiefe hinab. Denn obgleich sie anfangs in Terrassen emporsteigt, reichen diese doch noch lange nicht bis an die halbe Höhe des Gipfels, auf den wir uns gestellt haben.

Auch die in unserm Rücken nach Westen zu gelegene Landschaft ist allmälig hervorgetreten, die zunächst liegende Partie ausgenommen, die noch vom Schatten des Bergkranzes und insbesondere unsers Gipfels verhüllt werden. Doch sieht man hier nur auf niedriges, sanft abfallendes Gehügel herab, unterbrochen von einzelnen rundlichen Tiefen, deren größte im fernen Nordwest eine kleine halbe Meile im Durchmesser hält. Lebhaft strahlt das Licht von den trockenen Massen zurück.

Die Erde ist allmälig zur feinen Sichel geschwunden und 133 Stunden nach dem ersten Aufgang der Sonne verliert sie sich in den Sonnenstrahlen. Vorher schon sind alle Schatten rings herum verschwunden, auch die des gegenüberliegenden 10,500 Fuß hohen östlichen Gipfels, die sich am spätesten aus der Tiefe zurückzogen. Diese erscheint nicht eben, sondern mit kleinern und größern, doch nicht steilen Kuppen übersäet und von flachen Rücken durchzogen; auch ist sie, wenn gleich von hoher Sonne beleuchtet, doch weniger strahlend als das Uebrige.

Noch 45 Stunden, und es ist Mittag. Die Sonne steht 9 Grad vom Zenith gegen Süden, wo etwa Jerusalem und Alexandria sie im höchsten Sommer erblicken. Sie ist schon weit genug an der Erde vorübergegangen, um diese wieder als zunehmend erscheinen zu lassen; eine große schmale Sichel steht sie an ihrem nahezu festen Orte. Die so hell strahlende Sonne vermag gleichwohl nicht, die Sterne unsichtbar zu machen, ausgenommen in ihrer Nähe.

*) Was auf der diesseitigen Halbkugel, von uns aus gesehen, östlich erscheint, ist für den Mondbewohner, also selenocentrisch genommen, westlich, und dieser selenocentrische Standpunkt soll hier festgehalten werden.

Der Nachmittag, ähnlich wie der Vormittag 178 Stunden lang, beginnt jetzt; mit sinkender Sonne und zunehmender Erdscheibe fangen allmälig die Schatten an, sich zu zeigen, zuerst an der innern Seite des Westrandes unsers Ringgebirgs. Doch ein solches Nachtdunkel wie am Morgen tritt nicht ein, denn ehe noch die Schatten die Mitte der Tiefe erreichen, ist die Erdscheibe halb voll (erstes Erdviertel) und ihr Schein ist stark genug, um ein 10 mal helleres Licht als unser Vollmondschein zu verbreiten, so daß man in diesem Erdlicht fortwährend Alles unterscheidet. Da indeß die Erde dem Monde eben so wenig Wärme spendet, als dieser uns, so ist anzunehmen, daß von jetzt ab der Tageshitze eine Abkühlung folge, die sich durch Strahlung auch den noch erleuchteten Theilen einigermaßen mittheilt.

Die Sonne sinkt tiefer. Schon zeigen sich die nach Ost fallenden Schatten der außerhalb des Ringgebirgs liegenden Hügel, das Innere liegt schon ganz in der Erdscheinsnacht, und von dem gegenüberliegenden Theile des großen Höhenkranzes verglüht ein Punkt nach dem andern. Auch der Hochgipfel im Osten ist schon verschwunden, jedoch noch nicht die naheliegenden Theile des Westrandes, denn erst jetzt berührt der untere Sonnenrand den Westhorizont.

In den zwei Stunden, die das große Tagesgestirn zum Untergange bedarf, tritt das sanfte Erdenlicht je länger desto schöner hervor. Doch sind seine Schatten weit weniger scharf, als die unsers Mondscheins: der Halbschatten muß in demselben Verhältniß breiter ausfallen, als der Durchmesser der Erde den des Mondes übertrifft. Der Gipfel, auf dem wir stehen, empfängt den letzten Sonnenstrahl, und ohne weitere Dämmerung ist die volle Nacht hereingebrochen. Kein Abendroth bezeichnet die Stelle, wo die Sonne verschwand, kein milder Thau befeuchtet die lange Nacht.

Sie währt 352 Stunden; den um 4 Stunden längern Tag verdanken wir hauptsächlich der Höhe unsers Standpunkts. Die Sterne, auch beiläufig die Planeten und Kometen, projiciren sich nahezu ebenso wie in einer Tropengegend unserer Erde, aber ungleich heller und strahlender. Ein großer Theil von ihnen war schon am Tage sichtbar, nun aber erscheinen auch die kleinern, und Sterne, die bei uns zu den teleskopischen gehören, mögen dort leicht mit bloßem Auge erkannt werden. Sie bewegen sich dreißigmal langsamer als bei uns. Ekliptik und Aequator sind dort nur sehr wenig (1½ Grad) gegen einander geneigt und was wir als Präcession bezeichnen, beträgt dort 19 Grad in einem Jahre, oder von einer Nacht zur andern 1 Grad 30 Minuten, so daß es einen nur einigermaßen festen Aequator am dortigen Himmel gar nicht gibt, und die Ekliptik allein sich als solcher manifestirt.

Der Erdschein hat inzwischen zugenommen und 44 Stunden vor Mitternacht ist die Erdscheibe voll. Deutlicher noch als am Tage kann man ihre einzelnen Theile unterscheiden und ihre meteorologischen Zustände, soweit sie sich aus dem Ueberblick der Erdwolken, der Schneebedeckung und dergleichen schließen lassen, verfolgen. Eine treffliche Uhr, mindestens für alle Fälle, in denen es auf Secunden nicht ankommt, gewährt die Erde den Seleniten jedenfalls. Ihr Phasen geben die gröbern Eintheilungen des Tags und der Nacht, ihre Rotation die feinern ziemlich ebenso präcis wie etwa unsere Sonnenuhren.

Ist endlich auch die letzte Quadratur der Erde eingetreten, so nähert sich der neue Morgen. Aber auch ihn verkündet kein Roth, nur die Aufgänge der ekliptischen Sterne markiren die Gegend, in welcher man das Hervorbrechen der Sonne zu erwarten hat. Da übrigens die Oerter des Sonnenauf- und Untergangs sich nur sehr wenig im Laufe des Jahrs ändern (16 mal weniger als auf unserer Erde), so verläuft auch ein Tag wie alle Tage und eine Nacht wie alle Nächte, nur daß allmälig andere Sterne den nächtlichen Reigen beginnen. Namentlich ist bis auf geringe Differenzen der Erdschein in allen Nächten wie an allen Tagen derselbe; es wechseln allerdings Vollerde und Neuerde, aber es unterscheiden sich nicht Vollerdsnächte von Neuerdsnächten.

Wir wählen einen z w e i t e n Standpunkt auf dem niedrigen Wall eines kleinen Kraters (Democritus e) im sogenannten Mare Frigoris, unter 59 Grad nördlicher Breite und 24½ Grad östlicher Länge gelegen.

Die Sonne steigt am Horizont einer weiten, freien Ebene empor, in einem Augenblick, der die Erde noch über halb voll erblicken läßt. Das mildere Erdlicht wird also nur vom stärkern Sonnenlicht abgelöst, und 16 Minuten nach dem Hervortreten des ersten Strahls ist der ganze etwa 8000 Fuß im Durchmesser haltende Bergring erhellt. In eben so regelmäßiger Folge schreitet der Sonnenschein in der hellgrauen Fläche, welche rings herum bis auf etwa 4 Meilen Entfernung sichtbar ist, so langsam vor, daß ein rascher Fußgänger (nach unserm Maßstabe bemessen) der Lichtgrenze zu folgen vermöchte. Kleine niedrige Landrücken werden allmälig sichtbar, so wie am fernen Horizont einige glänzende, aber ganz isolirte Lichtpunkte, kleine Gipfel oder Ringwälle andeutend, die das Licht in der Regel stärker reflectiren als die Ebene. Mit höher steigender Sonne verschwinden diese

Unterschiede größtentheils. — Die Erde steht tief im Südsüdwest, etwa 30 Grad über dem Horizont, und (wie überall auf dem Monde) ziemlich fest, d. h. in derselben Himmelsgegend langsam hin und her schwankend.

Mit höher steigender Sonne verschwinden alle kleinen Schatten, bis auf einen, den der südliche Wall des kleinen Ringgebirgs in das Innere wirft. Dieser Schatten würde nur verschwinden, wenn die Steilheit des innern Abfalls geringer oder mindestens doch nicht größer wäre als die Höhe der Sonne im Mittage. Diese beträgt für den gewählten Standpunkt 31 Grad, jene Böschung aber, so viel wir beurtheilen können, nicht unbeträchtlich mehr. Es bildet sich also am Fuße dieses Walles eine wenn gleich sehr beschränkte Region, welche niemals die Sonne sieht. Auch unsere Erde bietet Beispiele dieser Art; in manchen Schluchten der hochnordischen Gebirge, in dem meererfüllten tiefen Grunde der norwegischen Fjorde finden sich Strecken, die selbst im höchsten Sommer die Sonne niemals sehen.

Die Neuerde, bestimmter gesprochen die Conjunction der Erde mit der Sonne, tritt hier erst am Nachmittag ein, beiläufig 48 Stunden nach der Culmination, und wenn die Sonne untergeht, ist sie noch nicht bis zur ersten Quadratur gelangt, ihr Schein demnach beträchtlich schwächer als am Morgen.

Der Untergang der Sonne, der ebenso wie der Aufgang hier 4 Stunden Zeit erfordert, geht eben so gleichmäßig und ohne Umwechslung vor sich, wie der Aufgang. Viele Sternbilder gehen hier schon nicht mehr unter und andre nicht mehr auf, grade wie bei uns in ähnlichen Breiten. Erst nach Mitternacht wird die Erde voll, so daß ihr Schein in der zweiten Nachthälfte viel lebhafter ist als in der ersten.

Wir wählen einen dritten Punkt auf einem der Hochgipfel, welche nahe dem Südpole des Mondes stehen, einen Punkt im Walle des Ringgebirges Malapert, 3 Meilen vom Südpole und 8000 Fuß über die Ebene sich erhebend. Von ihm aus kann man 12 Meilen weit in die freie Ebene hineinschauen, und man hat beträchtlich mehr als die Hälfte des Firmaments über dem natürlichen Horizont. Der Himmelspol ist mit dem Zenith nahezu identisch und die Sonne läuft rings herum am Horizont, ihm zuweilen etwas näher kommend, aber nie unter ihn hinabsinkend. Wir stehen also im ewigen Lichte; nie hat dieser Gipfel eine Nacht gesehen; nie wird eine solche für ihn hereinbrechen. Aber auch die andern Himmelskörper, mit sehr wenigen Ausnahmen (die Erde bildet eine solche) gehen hier weder auf noch unter.

Von diesem merkwürdigen Punkte aus überschauen wir stets eine Anzahl anderer erleuchteter Höhen, bald nach dieser, bald nach jener Seite hin. Aber der Fuß dieser Berge ist nie taghell, sondern in ein stets eigenthümliches Dämmerlicht gehüllt, erzeugt durch den Reflex der erleuchteten Höhen; ein Dämmerlicht, eben so beständig wie jener Tag. Denn nur selten kann ein Sonnenstrahl zwischen die Gipfel hindurch bis in diese Thäler gelangen, und dann streckt er sich als langer schmaler Lichtstreif durch sie hin, ohne die nicht direct getroffenen Theile merklich zu erhellen. Zu diesem eigenthümlichen Verhältniß findet sich kein Analogon auf unserer Erde, ja keines im ganzen Planetensystem; der Tempel des Sonnengotts würde hier seine geeignetste Stelle gefunden haben. Nur bei totalen Sonnenfinsternissen, die uns als Mondfinsternisse erscheinen, ist auf eine kurze Zeit der ewige Tag unterbrochen und ein röthlicher Schatten lagert sich über diese Lichtgefilde und der Sternenhimmel entfaltet seine Pracht — auf eine Stunde höchstens.

Eigenthümlich ist hier das Verhalten der Erde. Am Südhorizont befindet sich die Region, welche sie nie verläßt. Da aber ein Theil dieses Raumes unter dem Horizont liegt, so kann sie auf- und untergehen. Doch erfordert ein solcher Auf- oder Untergang mindestens drei volle Erdrotationen oder 72 Stunden, und es kann sich ereignen, daß ein Auf- oder Untergang gar nicht völlig zu Stande kommt. Ihren Phasenwechsel vollführt sie dagegen eben so, wie in allen andern Mondgegenden, nur daß sie selten (und für die Höhenpunkte eigentlich nie) zum Leuchten kommt.

Südöstlich von dem gedachten Gipfel erstreckt sich eine gewaltige, unregelmäßig begrenzte Tiefe, in ewiger Nacht begraben. Denn weder Sonnen- noch Erdschein kann den Weg in sie finden; es ist uns überhaupt nicht möglich, ihren Absturz zu bestimmen. Ueber ihr wölbt sich eine ewige, und bis auf wenige Ausnahmen stets gleichbleibende Sternendecke, an der jedoch nur höchst selten, vielleicht nie ein Planet (die Asteroiden theilweis ausgenommen) erscheinen kann.

Wenn wir schließlich einen vierten Punkt, und zwar auf der jenseitigen Halbkugel wählen, so sind wir allerdings außer Stande, ihn topographisch zu detailliren, und wir müssen uns begnügen, ihn nach seinen allgemeinen selenographischen Beziehungen aufzufassen: für diese jedoch ist Alles eben so vollständig darzustellen, als wäre der Punkt uns sichtbar.

Auf der jenseitigen Halbkugel geht Alles mit noch strengerer Gleichartigkeit vor sich, als auf der diesseitigen. Sondern wir die

etwa $1/7$ der Hemisphäre umfassenden Randlandschaften, denen die Erde noch ausnahmsweise erscheinen kann und mindestens alle drei Jahre auch wirklich erscheint, von dem Reste der Halbkugel aus, so gibt es hier nur ganz gleichförmig dunkle Nächte nach ebenso gleichförmig hellen Tagen. Die Helligkeit ist sogar noch ein wenig ($1/100$) größer als auf der diesseitigen Halbkugel, wogegen die Tage dort um etwa eine Stunde kürzer sind. Die Nächte kennen nur das Sternenlicht. Kein Erdschein, kein Reflex irgend einer Art mindert das tiefe Dunkel, das mit dem Verschwinden des letzten Sonnenrandes urplötzlich hereinbricht, um beim Wiedererscheinen des ersten nach 355 Stunden eben so plötzlich der Taghelle zu weichen. Nur Venus in ihrem größten Glanze kann einem Theile der Nacht eine jedenfalls nur sehr schwache Beleuchtung spenden. Nie kann hier eine Finsterniß eintreten, auch nicht der Sonne, so wenig als eine Sternbedeckung. Der Sternenhimmel erscheint hier noch glänzender als diesseits, wo der nie ganz entfallende Erdschein ihn doch einigermaßen erhellen muß, und die kleinsten und schwächsten der überhaupt sichtbaren Himmelsobjecte können nur hier wahrgenommen werden.

Wenn nicht vielleicht durch Reisende eine Kunde vom Dasein unserer Erde hinübergelangt, ist sie dort gänzlich unbekannt. Eine consequente Theorie würde freilich bald erkennen lassen, daß sich jenseits ein Mittelpunkt der Anziehung für den Mond, mit einer entsprechenden Masse verbunden, befinden müsse, aber wir sprechen auch hier nicht von den theoretischen Kenntnissen der Seleniten, da sich Nichts darüber sprechen läßt, sondern von dem, was sich ihren Augen unmittelbar darbietet. Die Dauer der Auf- und Untergänge ist dieselbe wie diesseits: 2 Stunden für äquatorale Gegenden, für andere Parallelkreise mehr im umgekehrten Verhältniß des Cosinus der Breite, so daß z. B. für 60 Grad 4 Stunden, für 70 Grad nahezu 6 Stunden nöthig sind.

Eine Sonnenfinsterniß auf dem Monde.

Es gibt auf dem Monde, wie bei uns, totale und partiale Sonnenfinsternisse, und nur die ringförmigen fallen weg. Nur ist freilich die Größe, sowie das Verhältniß der Häufigkeit merklich verschieden, denn mit der alten Phrase, daß der Mond eine Sonnenfinsterniß habe, wenn wir eine Mondfinsterniß sehen, und eine Erdfinsterniß, wenn sich uns eine Sonnenfinsterniß bietet, reicht man nicht aus. Vielmehr steht die Sache so:

1) Jede unserer Mondfinsternisse, sowohl totale als partiale, gewährt gleichzeitig dem Monde eine totale Sonnenfinsterniß.

2) Außerdem aber erblickt der Mond partiale Sonnenfinsternisse, zu denen sich ein gleichzeitiges Gegenphänomen für die Erde gar nicht darbietet, denn es trifft dann nur der Halbschatten der Erde den Mond, und dieser ist erfahrungsgemäß für uns nicht wahrnehmbar.

3) Erdfinsternisse erblickt der Mond so gut als gar keine.

Bezüglich der so häufigen totalen Sonnenfinsternisse besteht noch ein Unterschied: entweder erblickt die ganze Hemisphäre eine solche, und dies geschieht, wenn wir eine totale Mondfinsterniß sehen; oder sie ist nur für einen Theil derselben total und für einen andern bloß partial, für denjenigen nämlich, der in unsern partialen Mondfinsternissen unbeschattet bleibt.

Auch ohne Vorausberechnung kann ein Selenit bei einiger Aufmerksamkeit den Eintritt einer Sonnenfinsterniß am betreffenden Tage im Voraus wissen. Wenn nämlich die Sonne, statt nördlich oder südlich an der Erdsichel vorüber zu gehen, einen Lauf nimmt, der sie grade darauf zuführt, so weiß man, daß sie der Verfinsterung nicht ausweichen kann. Uns Erdbewohnern wird es in ähnlichen Fällen nicht so bequem, denn am Tage einer Sonnenfinsterniß kann der Mond weder vor noch nachher am Himmel aufgefunden werden, so viel Mühe sich auch Arago, mit starken Fernröhren bewaffnet, deshalb gegeben hat.

Um uns eine solche Finsterniß zu versinnlichen, nehmen wir unsern Standpunkt auf dem Pico, dem Hochgipfel eines kleinen isolirten Gebirges unter $45\frac{1}{2}$ nördlicher Breite und 9 Grad westlicher Länge. Bei einer Höhe von 6800 Fuß über die ihn umgebende Ebene, einem Theile des Mare Imbrium, gewährt er eine Rundschau von 11 Meilen Halbmesser. Die Gegend gehört zu den verhältnißmäßig ebenern des Mondes. Gegen Norden in äußerster Ferne zieht der weiße Wall des Plato durch 25 Grade des Azimuths hin; vor ihm, zum Theil ihn verdeckend, lagern sich seine Vorberge, unter denen im N.-O. ein Gipfel sich auszeichnet, auch einige kleinere Kraterwälle ihre südliche Wand in weißem Licht erglänzen lassen. Im Uebrigen zeigt die Landschaft weit und breit nur Gehügel, niedrige Landrücken und eine hellgraue Färbung, von breiten lichtstrahlenden Streifen durchzogen. Im fernen Ost der weiße Wall eines Kraters und rechts neben ihm eine ansehnliche Hügelgruppe mit einzelnen nicht besonders steilen Kuppen. Den Vordergrund bilden die Abhänge des Pico selbst. Dieser ragt als steile Pyramide mit

glänzend weißen Seitenwänden isolirt empor, nur im S.-O. und N.-O. ziehen zwei kurze Zweige jeder etwa 1½ Meile weit fort und verlieren sich in der Ebene.

Es ist Morgen. Die Erde steht, fast auf halbem Wege zwischen Zenith und Horizont, am Südhimmel, schon etwas über die letzte Quadratur hinaus. Beim Aufgang der Sonne leuchtet, außer dem Pico selbst, noch keine Kuppe; erst später treten die andern Berge und die Ebene selbst aus dem Schatten. Es währt 16 Stunden, bevor die Lichtgrenze vom östlichsten Punkte des Panoramas bis zum westlichsten fortgerückt ist, eine Geschwindigkeit von nur 9 Fuß in einer Secunde.

Jetzt ist Alles rings herum erhellt, nur einen sich fortwährend verkürzenden Schatten wirft der Pico auf seine westlichen Vorberge und in die Ebene; und leicht gewahrt man, daß eine Finsterniß bevorsteht. Denn die fort und fort an Breite abnehmende Sichel der Erde krümmt sich nicht, wie sonst geschieht, nach Norden oder Süden herum, sondern bleibt in Ost an ihrer Stelle, und der Bogen, den die Sonne am Himmel beschreibt, muß sie auf die Erde und hinter ihr herum führen. Die erste Randberührung erfolgt 157 Stunden nach Sonnenaufgang. Kurz vorher ist die zarte Lichtsichel der Erde verschwunden; jetzt projicirt sich die Erde als schwarze Scheibe auf der Sonne.

Bei den Finsternissen, welche wir erblicken, erscheinen Sonne und Mond nahezu gleich groß; auf dem Monde dagegen hat die Erde einen 3⅔ mal größern Halbmesser, der unter Umständen sogar auf das Vierfache des Sonnenhalbmessers steigen kann. Die Krümmung des Erdrandes auf der Sonne weicht deshalb wenig von der graden Linie ab, und nicht eine Sichel, sondern ein ganz kurzes Stück der Sonne verschwindet zuletzt, etwa eine Stunde nach dem ersten Anfange. Schon einige Zeit vorher hat es im Westen gedunkelt, ein tiefgrauer Schatten bedeckt die Hügellandschaft und die Ebene selbst, und dieser Schatten rückt nicht wie die Lichtgrenze langsam, sondern mit großer Raschheit heran, denn schon nach 1½ Minuten hat er den Pico erreicht, und nach abermaligen 1½ Minuten die ganze Umgegend erfüllt.

Um die gänzlich verschwundene Sonne bildet sich, zuerst nur an der Stelle, wo sie zuletzt gesehen ward, ein farbiger Ring von bedeutender Breite. Schnell jedoch hat das Roth die andern Farben überglänzt, und die Mondlandschaft erscheint im Lichte dieses Ringes, der nun allmälig auch an andern Stellen sichtbar wird. Die Photosphäre der Sonne hat nur geringen Antheil daran; es ist vielmehr das in der Erdatmosphäre gebrochene Sonnenlicht, das die Farben unserer Abend- und Morgenröthen zeigt. Jedoch die Lebhaftigkeit seines Glanzes vermindert sich beim Vorrücken der Finsterniß, und ist sie ganz oder nahe central, so verschwindet er um die Mitte der Finsterniß ganz. Dann weicht das milde rothe Dämmerlicht, in dem sich die Landschaft so schön darstellte, einem tiefen Dunkel, man unterscheidet kaum noch die nächsten Gegenstände, und alle Sterne sind sichtbar. Dieser Zustand kann 30 bis 40 Minuten anhalten, und während dieser Zeit erkennt man den Ort der Erde nur an den dort fehlenden Sternen. Allmälig bildet sich wieder ein lichter Schimmer an der andern Seite der Erde und von Westen her, woher das Dunkel kam, verbreitet sich wieder ein mattes rothes Licht.

Ist dagegen die totale Sonnenfinsterniß eine solche, bei der die Mittelpunkte beider Himmelskörper, Sonne und Erde, um die Zeit der Mitte weiter als 12 bis 15 Bogenminuten von einander abstehen (und dieser Abstand kann bis über 40 Minuten steigen, während noch immer eine totale Finsterniß möglich ist), so wird der rothe Schimmer zwar zur Zeit der Mitte auf ein Minimum herabsinken, jedoch nicht verschwinden. Der farbige Nimbus zieht sich in diesem Falle an der Erdscheibe durch Norden oder Süden nach der entgegengesetzten Seite herum. In einem solchen Falle ist auch die Dauer der Totalität etwas kürzer, als bei einer ganz oder nahezu centralen Finsterniß.

Diese endet denn nach 2½ bis 2¾ Stunden in ähnlicher Weise wie sie begonnen. Der zunehmende Glanz des Erdnimbus verkündet die Zeit, seine Concentration um einen Punkt den Ort des nahe bevorstehenden Hervorbrechens der Sonne. Im Westen zeigen sich die ersten Spuren des wiederbeginnenden Tages, indem ein schönes Hellblau an den Höhen aufflammt und rasch sich verbreitet. Bald hat es sich zum vollen Sonnenschein gesteigert und rasch, wie er gekommen, entfernt sich der graue Schatten. Ein Punkt der Sonne bricht hervor, die totale Finsterniß ist geendet und eine Stunde später auch die partiale, die das Phänomen beschließt.

Vieles kommt jedoch bei solchen Finsternissen auf den Zustand unserer Erdatmosphäre an. Der hier geschilderte Vorgang setzt, um ganz zutreffend zu erscheinen, eine gar nicht oder doch nicht merklich unterbrochene Heiterkeit in derjenigen Zone der Erde voraus, welche durch die jedesmalige Lichtgrenze bezeichnet wird. Ist sie stärker mit Wolken erfüllt, so bildet sich nicht das reine schöne Roth, was auch von der Erde aus so deutlich wahrgenommen wird, sondern ein trüberes unreines Braunroth, mit Grau gemischt, und wenn die gedachte Zone ganz oder fast ganz

trüb und mit dichten Nebeln erfüllt ist, so wird das Roth ganz wegfallen, und kein gebrochenes Sonnenlicht den Mond erreichen. Dann lagert sich, nach einem nur kurzen Uebergange, beim Verschwinden der Sonne tiefe Nacht über die Landschaften des Mondes, und dann kann der verfinsterte Mond, wie es im Januar 1823 geschehen, für unsern Anblick spurlos verschwinden.

Die Witterungsveränderungen unserer Erde sind überhaupt für den Mondbewohner nicht unwichtig, denn der Zustand, in dem sich die Erdoberfläche und die sie umgebende Atmosphäre befindet, entscheidet über die Stärke des Erdenlichts im Monde. Ob Schneebedeckung oder geschmolzener Schnee, ob Nebel oder heitrer Himmel, ob Oceane, große Wälder, Kalk- und Sandmassen dem Monde gegenüber stehen, ist durchaus nicht einerlei, und die schon bei uns nicht zu verkennende Verschiedenheit in der Lebhaftigkeit des Erdenlichts im Monde, bei sonst gleicher Phase, läßt mit Sicherheit schließen, daß diese Unterschiede auf dem Monde selbst noch merklicher hervortreten werden. Wer sich von dem hier Gesagten überzeugen will, vergleiche das Erdenlicht zwei bis drei Tage vor dem Neumond an einem Herbstmorgen, mit dem der gleichgroßen Mondsichel an einem Frühlingsabend. Im erstern Fall stehen die Continente Asien und Afrika, im letztern größtentheils Oceane und waldbedeckte Landschaften dem Monde gegenüber.

Das rasche Vorrücken der Finsternißgrenze, verglichen mit dem so langsamen der gewöhnlichen Lichtgrenze, versinnlicht beiläufig das Verhältniß der Mondbewegung zur Mondrotation, jene etwa 220 mal schneller als diese. In unserm Beispiele kommt 318:1 heraus, was daher rührt, daß wir einen Standpunkt auf dem Parallel 45½ Grad gewählt haben.

Ueber die bloß partialen Sonnenfinsternisse ist nichts Besonderes zu bemerken. Der Mondkörper selbst zeigt von ihnen keine Spur, ausgenommen eine mehr oder weniger merkliche Abnahme des Tageslichts, falls die partiale Finsterniß einer totalen nahe kommt. Sie verlaufen im Allgemeinen ebenso wie unsere partialen Sonnenfinsternisse.

Wir haben oben erwähnt, daß Erdfinsternisse vom Mond aus, so gut als gar nicht gesehen werden, und haben dies nachzuweisen.

Bei partialen Sonnenfinsternissen, die sich der Erde darbieten, fällt nur der Halbschatten des Mondes auf einen Theil der Erde, und dies kann dort eben so wenig wahrgenommen werden als der Halbschatten der Erde auf dem Monde, ja eigentlich noch weniger. Bei ringförmigen Finsternissen berührt der volle Schatten die Erde gleichfalls nicht und es bleiben also nur unsere totalen Sonnenfinsternisse übrig.

Bei diesen nun erblickt man vom Monde aus mit einiger Mühe (unsere Augen stets als Maßstab gesetzt) einen kleinen verwaschenen grauen Fleck auf der Erdscheibe (im günstigsten Falle 1/60 des Erddurchmessers groß), der sich vom (geocentrischen) Westen aus nach Osten zieht (beide Weltgegenden im Sinne der Ekliptik genommen) und 4 bis 5 Stunden auf dieser verweilt. Solche unscheinbar kleine Erdfinsternisse können sich nur während der Nacht (des Mondes) ereignen und in keinem Falle das Erdenlicht in irgendwie merklicher Weise schwächen.

Die Augenfälligkeit dieses Phänomens ist nicht einmal der der Sonnenflecken gleich zu setzen, da letztere schwärzer und schärfer begrenzt erscheinen. Wenn man nicht voraussetzen will, daß die Mondbewohner durch eine auf richtige Theorien gegründete Vorausberechnung auf das Phänomen hingewiesen werden, so muß man annehmen, daß es ganz unbemerkt vorüberziehe.

Bei den Finsternissen, welche die Erde erblickt, ist stets für einen gegebenen Ort genau zu unterscheiden zwischen sichtbaren und unsichtbaren, und zwar kann bei Sonnenfinsternissen Unsichtbarkeit auch selbst dann stattfinden, wenn die Sonne über dem Horizonte steht. Etwas Allgemeines und bei jedem ähnlichen Phänomen Wiederkehrendes läßt sich in dieser Beziehung bei uns nicht feststellen.

Anders auf dem Monde. Für die jenseitige Halbkugel sind ein für allemal alle Finsternisse unsichtbar; für die diesseitige die meisten überall sichtbar. Die totalen Sonnenfinsternisse (und diese sind die häufigsten) sind es indeß nicht immer als solche für die ganze Hemisphäre, doch ist dann überall wenigstens eine partiale zu sehen. Bloß partiale Sonnenfinsternisse, deren Häufigkeit sich zu der der totalen etwa wie 5 : 7 verhält, werden dagegen meistens für einen Theil der Hemisphäre sichtbar, für einen andern unsichtbar sein, und diese beiden Theile sind stets durch eine Linie getrennt, die nahezu ein Parallel der Ekliptik ist.

Für die seltenen und sehr unscheinbaren Erdfinsternisse findet dagegen eine solche Unterscheidung nicht Statt; sie sind, wenn überhaupt, dann auch auf der ganzen diesseitigen Halbkugel sichtbar.

Der Mondkalender.

Seine Einrichtung muß sich von dem der Erde wesentlich unterscheiden. Das siderische Jahr, dem Erdjahr im Allgemeinen an Länge gleich, theilt sich nicht in besondere Jahreszeiten und sein Kreislauf manifestirt

sich nur durch die Wiederkehr derselben Fixsterne für dieselbe Stunde. Dazu sind die Auf- und Untergänge am geeignetsten, denn sie sind nicht wie auf unserer Erde durch Dünste getrübt, sondern scharfe Momente.

Das tropische Jahr der Erde ist von ihrem siderischen nur um 20²/₃ Minuten verschieden; auf dem Monde ist dieser Unterschied 19 Tage, um welche es kürzer ist.

Jedoch macht es sich wenig merklich. Die Verschiedenheit der Tageslängen ist nur in der Nähe der Pole einigermaßen bedeutend, auf der übrigen Kugel ganz unerheblich. Die Höhe der Sonne variirt nur um ± 1½ Grad, also 16 mal weniger als bei uns. Diese kleinen Differenzen können keinen merklichen Unterschied der Jahreszeiten begründen und der Gegensatz von Sommer und Winter ist dort kein anderer als der von Tag und Nacht. Es ist warm an allen Tagen und kalt in allen Nächten des Jahrs; und diese Nachtkälte muß aller Wahrscheinlichkeit nach die unserer strengsten Winter weit übertreffen, nicht bloß wegen der langen Dauer, sondern auch wegen völliger Abwesenheit einer Wolkendecke.

Die 12 (genauer 11²/₃) Tage, in welche das tropische Jahr sich theilt, und die der Dauer nach unsern Monaten am nächsten entsprechen, unterscheiden sich hauptsächlich durch die Finsternisse. In der Regel sind etwa 8 Tage finsternißfrei, 2—3 haben eine totale und 1 oder 2 eine partiale Sonnenfinsterniß; ohne alle Finsternisse geht kein Jahr vorüber.

Die Nächte würden in ähnlicher Weise unterschieden werden können, wären die Erdfinsternisse nicht so selten und unscheinbar. So bleibt nur die Reihenfolge der Sterne, die in jeder folgenden Nacht eine merklich andere ist.

Die feinern Eintheilungen gibt, wie schon bemerkt, die Erde durch ihre Rotation und die Aufeinanderfolge ihrer Landschaften. Während eines Mondtages mit Inbegriff der zugehörigen Nacht rotirt die Erde 29½ mal, vom Monde aus gesehen reducirt sich diese Zahl auf 28½, so daß beiläufig 14¼ Erdrotationen dem Tage und 14¼ der Nacht angehören. Aber schon nach 5—10 Minuten (und wenn Messungen angewandt werden, in noch viel kürzerer Zeit) ist der Anblick der Erde ein anderer, denn fortwährend verschieben sich von West nach Ost (oder selenocentrisch betrachtet von Ost nach West) die Landschaften der Erdscheibe und so können hinreichend kleine Zeittheile gewonnen werden.

So ganz einfach und leicht ist dies gleichwohl nicht, insofern es sich um genauere Zeitbestimmung handelt. Denn die Erde steht keineswegs ganz fest am Mondhimmel; vielmehr gibt es für jeden Monbort einen sich immer gleich bleibenden, von vier größten Kreisbögen begrenzten Raum, 15½ Grad in Länge und 13½ Grad in Breite umfassend, also in größter diagonal genommener Ausdehnung etwa 20 Grad, den die Erde nie verläßt. Für den siebenten Theil der gesammten Mondoberfläche, der uns als Randzone erscheint, wird dieser Raum vom Horizont durchschnitten, und hier gibt es also Nächte mit und Nächte ohne Erdschein. Dies nun vorauszubestimmen bedarf es Erdtafeln, analog unsern Mondtafeln, ohne welche man in dieser Beziehung eben so ungewiß bliebe wie es die ältesten Völker rücksichtlich der Mond- und Sonnenfinsternisse waren. Aber auch da, wo die Erde stets gesehen wird, ist eine Kenntniß dieser Schwankung (Libration) nicht ohne Interesse, wie denn namentlich die Momente des Erscheinens und Verschwindens der einzelnen Erdlandschaften davon mit abhängig sind. Jenseits, wo die Erde nie gesehen wird, ist dies allerdings völlig entbehrlich, und der Kalender weit einfacher.

Die allgemeinen, in herkömmlicher Weise als naturphilosophisch bezeichneten Speculationen, die von einer vermeintlichen Reihenfolge und Rangordnung der Weltkörper einen Maßstab für die geistige Befähigung und Entwicklung der Bewohner entnehmen, sind jetzt wohl einer nicht unverdienten Vergessenheit anheimgefallen, und der Verfasser ist nicht gesonnen, sie dieser wieder zu entreißen. Auf jede specielle die Seleniten betreffende Frage muß er die Antwort schuldig bleiben: nie hat er sie gesehen, nie Spuren ihres Daseins angetroffen. Seine Ueberzeugung von ihrer Existenz ist mehr eine ethische als astronomische; wer vom consequent materialistischen Standpunkte aus die Zweckmäßigkeit in der Natur ableugnet und an die Stelle einer Vorsehung den blinden Zufall setzt, hat vollends gar keinen Grund, den Mond oder die andern Himmelskörper für bewohnt anzunehmen. Für eine solche Ansicht ist es ja auch nur Zufall, daß die Erde grade jetzt von Menschen bewohnt ist, würde sie ja doch auch ohne alle Geschöpfe dieselbe Bahn als Weltkörper beschreiben.

Wer jedoch, wie der Verfasser, Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur, im Makrokosmos wie im Mikrokosmos, anzuerkennen sich gedrungen fühlt, kann keinen Weltkörper, also auch den Mond nicht, als etwas zufällig und zwecklos so Gewordenes betrachten, noch auch in der geringen Beleuchtung, die er der Erde spendet, die volle und ganze Erfüllung seiner Bestimmung erblicken. Allerdings bescheidet er sich, nicht alle Zwecke der

Vorsehung klar zu durchschauen, noch auch das, was ihm als höchster und würdigster Zweck erscheint, absolut als solchen zu setzen. Aber wenn auch zugestanden werden muß, daß auf dem Wege der Naturforschung eine volle Gewißheit rücksichtlich der Bewohner fremder Globen nicht zu erreichen ist, so besteht doch nicht minder für uns die Unmöglichkeit, uns einen andern und bessern Zweck mit irgend einer Bestimmtheit vorzustellen.

Sind aber dort Bewohner vorhanden und sind sie einer geistigen Entwicklung fähig, so mag das Vorstehende wohl geeignet erscheinen, uns eine allgemeine Vorstellung von ihrer Anschauung des Universums zu bilden. Einen bedeutenden, höchst wesentlichen Antheil am geistigen Aufschwunge unsers Geschlechts hatte von jeher die Himmelskunde, und kein einziges Volk der Erde kann sich ihrer ganz entschlagen, wie roh und dürftig auch immer die Behandlung sein möge, welche ihr zu Theil wird. Und so mögen wir, ohne die Besorgniß, uns in bodenlose Phantasien zu verlieren, daran festhalten, daß diese Gunst des Himmels, die höchste von allen, welche er uns Erdenbewohnern gewährt, nicht uns ausschließlich zu Theil werde. Viele der wichtigsten Aufgaben können auf andern Weltkörpern und namentlich auf des Mondes jenseitiger Halbkugel, der schönsten Sternwarte des ganzen Planetensystems, besser, vollständiger, gründlicher gelöst werden als bei uns, und dies sollte zwecklos sein?

Doch auch von ganz entgegengesetzter Seite ist mehrfacher Widerspruch dagegen erhoben worden, daß irgend ein Himmelskörper gleiche oder gar noch höhere Bedeutung beanspruche, wie unsere Erde, die durchaus für sich allein die wahre und eigentliche Welt bilden soll. Im Kindheitsalter des Menschengeschlechts war Nichts natürlicher als diese Vorstellung; heutzutage wäre Nichts unnatürlicher. Wenn schon den alten Forschern in Hellas und Alexandria die Größe und Entfernung der Himmelskörper und ihre Ebenbürtigkeit mit unserer Erde sich unabweisbar darstellte und von ihnen anerkannt wurde, so würde es angesichts der heutigen Thatsachen nur die gröbste Ignoranz verrathen, wenn man aufs Neue „Erde" und „Welt" identificiren wollte. In quantitativer Beziehung ist der Ausdruck: „Wie sich ein Sonnenstäubchen zur Erdkugel verhält, so verhält sich diese zum Universum," sicherlich nicht zu viel gesagt, weit eher zu wenig; und mit welchem Rechte, ja mit welchem Scheine eines Rechts wollte man ihr qualitativ einen so ungemeinen Vorzug, ausschließlich bewohnt zu sein, vor allen übrigen Globen vindiciren wollen? Es ist wahrlich beschämend für unser Jahrhundert, daß noch in seiner zweiten Hälfte Schriften auftauchen, die wie eine der neuesten der Sonne höchstens 11, und dem Monde 7 Meilen Durchmesser zugestehen, damit sie nur ja nichts Anderes sein sollen als Leuchten für unsere Erde, und die jede Annahme eines selbständigen Zweckes derselben als irreligiös zu verdächtigen bemüht sind. Wahrlich, die Religion bedarf solcher morschen Stützen nicht; ihr wahres Fundament wird durch keine wissenschaftliche Forschung jemals erschüttert, sondern im Gegentheile nur immer fester begründet werden.

Somit hat denn auch die Wissenschaft der Natur, d. h. der Schöpfung Gottes, nicht die mindeste Veranlassung, auf die Forderung einer Umkehr, möge sie auch noch so dictatorisch ausgesprochen werden, die mindeste Rücksicht zu nehmen. Sie wird weder umkehren noch still stehen, denn das eine wie das andere wäre ihr Tod und gleichzeitig das Signal zu einem neuen Hereinbrechen der Barbarei.

Keine Argumentation wird jemals vermögen, die Unermeßlichkeit des Universums, die Unzählbarkeit seiner Welten und Weltensysteme als eine Täuschung darzustellen, von der die Wissenschaft sich wieder zu befreien habe. Die Erde aber haben wir gemessen und gewogen und sie in ihrer Kleinheit, der gesammten Schöpfung Gottes gegenüber, erkannt; und wir halten fest an dieser Erkenntniß, ohne zu besorgen, dadurch dem zu mißfallen, der einst so bedeutungsvoll gesagt hat: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

Californien.

Von Fr. Lichterfeld.

V.

Rasches Steigen der Bevölkerung von Californien und San Francisco. Mangel an Obdach. Physiognomie der Stadt und ihrer Einwohner. Organisation des Gemeindewesens. Entwurf einer Constitution und City-Charter. Politische Parteiungen. Biographie des Col. Geary.

Wie sich der Leser noch erinnern wird, betrug die Einwohnerzahl San Francisco's im März 1848 mit Einschluß der Kinder ungefähr 850, am Anfang von 1849 gegen 2000 Köpfe. In der ersten Hälfte dieses Jahres erhielt Californien einen Zuwachs von circa 15,000 Individuen, von denen fast 10,000 zu San Francisco landeten. Das nächste halbe Jahr brachte eine Durchschnittssumme von 4000 Köpfen per Monat. Im Ganzen landeten im Laufe des Jahres 1849

zu San Francisco nahebei 40,000 Menschen. Nimmt man an, daß zwei Drittheile dieser Zahl nach den Minen abgingen, so kehrten andrerseits viele glückliche Miner oder Solche, die des Goldsuchens überdrüssig waren, allmälig auch wieder nach San Francisco zurück. Aehnlich verhielt es sich mit den 30,000 Amerikanern, die zu Lande nach Californien kamen, und man wird daher nicht zu hoch greifen, wenn man am Schluß des Jahres 1849 die Einwohnerzahl San Francisco's auf 20,000 — 25,000 berechnet; worunter verhältnißmäßig nur ein sehr kleiner Theil Frauen. Dieser Umstand gab dem Platz und dem Treiben der Bevölkerung natürlich einen ganz eigenthümlichen Charakter. Da gab es kaum ein Haus, lediglich Zelte, Bordhütten oder einstöckige Baracken. Nur die großen Spielsäle, die Gasthäuser, Restaurationen und wenige öffentliche Gebäude und Magazine konnten Anspruch machen auf Form, Comfort und Eleganz. Man stelle sich nun das Gewirre und Durcheinander vor, als auf einmal Tausende und aber Tausende von Menschen auf einem Platze zusammenkamen, zu deren Unterbringung nicht die geringste Vorkehr getroffen war. Zu Schlafstellen wurde jeder Zoll der Oberfläche benutzt, auf dem Flur, auf Tischen, Bänken, Simsen u. dgl. lag die müde Menschheit umher oder eingepfercht in Reihen von Hängematten über-, unter- und neben einander, gequält von einer Unmasse von Ungeziefer.

Der Geldverkehr stieg im Verhältniß der Bevölkerungszunahme, und bereits am 9. September 1848 mußte ein öffentliches Meeting abgehalten werden, an dem sich eine große Zahl der eigens zu diesem Zwecke aus den Minen wiedergekehrten alten Einwohnerschaft betheiligte, um dem Mangel an geprägtem Gelde abzuhelfen, indem man Goldstaub an dessen Stelle treten ließ, und den Preis einer Unze für den öffentlichen Verkehr auf 16 Dollars fixirte. Kleinere Geldsorten oder gar Kupfermünzen waren damals kaum im Gebrauch und es sprach der gewöhnliche Mann so vertraut von Dollars, wie anderwärts von einem Fünfgroschenstück.

Schlafstellen.

Die Hauptspringfeder all dieses Getreibes und Geldverkehrs lag in den Minen. Millionen in Goldklumpen und Goldstaub gingen allmonatlich nach San Francisco. Der größere Theil davon wurde allerdings nach den atlantischen Staaten und weiter befördert als Zahlung für neue Vorräthe von Lebensbedürfnissen, aber immerhin beim Transit mehr als zur Genüge zurückbehalten als Circulationsmittel für die stets Pläne machende und rastlos speculirende Bevölkerung der Stadt.

Zieht man in Betracht, wie gut in jener

Periode die Arbeit bezahlt wurde, so müssen die mannigfachen Krankheiten und Todesfälle, die damals vorkamen, doppelt schmerzlich berühren. Viele von den Einwanderern kamen schwach und abgemagert an, behaftet mit dem Scharbock und andern Uebeln, welche die Beschwerlichkeiten der langen Reise hervorgerufen. Enttäuschte Miner, deren Gesundheit gebrochen war, vergrößerten die Zahl dieser Hilfsbedürftigen, von denen manche aus Verzweiflung über ihre Lage Hand an sich selber legten; und die verschiedenen öffentlichen Meetings im Interesse der verlassenen Mitmenschen, wobei die Freimaurer und Odd-Fellows mit gutem Beispiele vorangingen, thaten wahrlich Noth.

Auf der Plaza.

Das Gejage und Getreibe auf den Straßen erschien durch das bunte Gemisch von Trachten noch ungleich bunter und charakteristischer. Der Leser stelle sich die Plaza an einem schönen Tage vor! Alle Racen sind da vertreten: Der lang bezopfte, triefäugige, übelriechende Chinese mit seinem gelben Gesichte und blauem Gewande; der schwarze Dandy, der keine bessere Ausdünstung verbreitet und daherstolzirt wie es nur der Neger kann, in Festtagskleidern und reiner weißer Wäsche; der kleine feueräugige Malaye, der stattliche Kanakas von den Sandwichsinseln; der pechschwarze Abyssinier, der scheußlich tättowirte Neuseeländer: selbst der fettwanstige immer wackelnde Japanese in seiner kurzen Jacke; die Hindu-Race; der Russe mit seinem Pelz; der Türke mit dem Turban; dazwischen gelegentlich ein halb nackter Indianer; die spanische Race, zum Theil gekreuzt mit Rothblut, Chilianer, Peruvianer, Mexicaner mit gebräuntem Gesicht, Schnurr- und Backenbart, und dem fetten, schmutzigen, stets flimmernden Serap oder dem dunkeln Mantel; der Vollblut-Spanier, der sich durch Kleidung und Grandezza vor seinen Colonial-Brüdern „Greasers“ (schmieriger Kerl) auszuzeichnen bemüht ist; der tabackkauende Amerikaner, der comfortable Engländer; nebst dem Deutschen, Italiener, Franzosen und Juden; und unter diesem Gemische wieder der glückliche Miner in seinem schmutzigen Anzug und struppigem Haare. Dieser kümmert sich weder um seine Kleider noch um seine Person, bis er nicht in den Wirthshäusern und Spielhöllen seinen Minengewinn wieder losgeworden. Dann rasirt, wäscht und säubert er sich und kehrt zurück zu den Goldstellen.

Faßt der Leser alles bisher Gesagte zusammen und rechnet er dazu noch eine Menge nicht speciell angeführter Einzelumstände beziehungsweise Mißstände, so wird er sich eine annähernde Idee machen können von der Riesenarbeit, diese wild brandenden überschäumenden Wogen gesellschaftlicher Desorganisation zu bändigen und eine staatliche und städtische Ordnung herzustellen; zudem diese Aufgabe durch das politische Interim der Uebergangsperiode damaliger Zeit noch bedeutend erschwert wurde.

Ein charakteristischer Beweis hierfür liegt in

der Unmasse von Meetings, die 1849 einander auf dem Fuße folgten und in dem Umstande, daß zur selben Zeit einmal drei Stadtrathskörper vorkamen, indem bei Vornahme von Neuwahlen die bisherigen Towncouncils nicht förmlich außer Thätigkeit gesetzt waren. Man suchte diese Verwicklung dadurch zu schlichten, daß man am 21. Februar eine neue Municipal-Organisation in Wirksamkeit treten ließ, die Zahl der Stadträthe (legislative assembly) auf 15 erhöhte und dazu noch die Friedensrichter ernannte. Aber dies vergrößerte nur die Streitigkeiten im Innern und theilte die Stadt förmlich in politische Heereslager. Als nämlich der Alcalde Mr. Leavenworth, an dessen Stelle zufolge der neuesten Municipalordnung der älteste Friedensrichter zu treten hatte, die städtischen Papiere und Documente herausgeben sollte, so weigerte er sich dessen und rief den Schutz des Gouverneurs Riley an, der am 13. April die Anzeige erlassen, daß er das Commando des zehnten Militär-Departements der Vereinigten-Staaten und die Civiladministration Californiens übernommen. Riley unterstützte den Petenten und rief den alten Stadtrath wieder in's Leben. Auf einem Massen-Meeting am 12. Juni wurde zwar gegen die Eingriffe des Gouverneurs in das Selbstregiment der Einwohnerschaft protestirt, unter Verwahrung vor präjudiziellen Folgen aber dessen Verfügungen und Termine bezüglich der Wahl vorläufiger Municipal- und Districtsbeamten nach mexicanischem Herkommen, und Convents-Abgeordneten im Zweck einer Territorial-Constitution schließlich angenommen. Die Legislative löste sich nach einer directen Apellation an das Volk, die aber nur 167 Stimmen ergab, am 9. Juli selbst auf und der alte Alcalde Mr. Leavenworth befand sich somit wieder im unbestrittenen Besitz seiner Stelle.

Am 1. September fand die Convention der Abgeordneten zum Zweck eines Staatsverfassungsentwurfs zu Monterey Statt, indem der Congreß wegen der Conflicte in der Sclavenfrage mit Erledigung dieser Aufgabe noch immer zögerte. Schon am 3. October war die Constitution zum Unterzeichnen fertig, und am 13. November wurde über dieselbe abgestimmt. In San Francisco waren 2051 Stimmen dafür und 5 dagegen, im ganzen Lande 12,064 dafür und 811 dagegen. Bei der zufolge des Abschnitts 8 des Constitutionsanfangs gleichfalls am 13. vorgenommenen Wahl eines Governors, Lieutenantgovernors, und der Legislatur- und Congreßmitglieder, ward Colonel John C. Fremont, wie schon erwähnt, die Genugthuung, nebst Wm. M. Gwin zum Vereinigtenstaatensenator ernannt zu werden.

Mittlerweile hatten die Geschäfte des Alcalden so sehr überhand genommen, daß die Bildung eines neuen Gerichts erster Instanz unerläßlich erschien. William B. Almond Esq. wurde in Folge dessen von dem Governor als Civilrichter bestellt und nahm seinen Sitz in dem alten Schulhause an der Plaza. Das summarische Verfahren, welches er einführte, und die praktische Kürze, mit der er oft die wichtigsten Fälle erledigte, erregte allgemeine Heiterkeit unter der Einwohnerschaft und machte sein Gericht zu einem der gesuchtesten, während die Advocaten oder Anwälte, die er mit vernichtender Gleichgültigkeit behandelte und die kaum bei ihm zu Worte kamen, sich vor Galle nicht zu lassen wußten. Seine Gnaden saßen auf einem hinfälligen alten Stuhl am Kaminfeuer, die Füße meist höher als der Kopf, und beschäftigt, sich die Hühneraugen oder Nägel zu beschneiden, während die Parteien ihre Sache vorbrachten, die in der Regel in weniger als 15 Minuten nach Vernehmung der Anklage und des ersten Zeugen spruchreif war, während sie bei dem gewöhnlichen Verfahren vielleicht tagelang gedauert haben würde. Almond's richterliche Thätigkeit wurde hauptsächlich von Passagieren und Schiffsvolk gegen die Eigenthümer und Schiffsmeister oder deren Agenten in Anspruch genommen und endete durchschnittlich mit einer Verurtheilung der Angeklagten, weßhalb man auch den boshaften Witz in Umlauf brachte: sein Spruch sei stets gegen die gerichtet, die die Kosten am besten bezahlen könnten. Etwas Wahres lag in dieser Behauptung, aber nicht in dem beabsichtigten Sinne; denn in den gedachten Streitfällen waren die Parteien, die in Bezug auf den Kostenpunkt als die solidesten erschienen, fast ohne Ausnahme die Schuldigen. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß während des ersten großen Auswanderungsstroms nach Californien von Seiten der Schiffsherrn und ihrer Agenten die schamlosesten Betrügereien gegen die Passagiere verübt wurden. Vor dem Richterstuhle Almond's zur Rechenschaft gezogen, büßten sie ihre Betrügereien durch schwere Summen und ließen sich schließlich lieber zu friedlichem Vergleich herbei, als daß sie sich dem Urtheilsspruch Seiner Gnaden aussetzten. Richter Almond war somit ganz der Mann seiner Zeit und sein kurzer Proceß ganz am Platze.

Am 8. Januar 1850 ging die Neuwahl der Legislaturmitglieder, der Alcalden und des Ayuntamiento vor sich und zwar trotz des heftigen Regens unter reger Betheiligung der Einwohnerschaft an dem Wahlact. Die meisten Stimmen (3425) vereinigten sich in der Person des Colonel John W. Geary, des seitherigen ersten Alcalden, der somit in seinem Amte verblieb.

Politische Parteiungen und Factionen prägten sich im Laufe der Zeit immer schärfer aus und die patriotischen Anstrengungen für das Gemeinwohl hatten mitunter Beulen und blutige Nasen im Gefolge. Bei der am 1. April vorgenommenen Wahl eines Sheriffs und der übrigen Countyofficers traten für jenen Posten drei Candidaten auf: von Seiten der Whigpartei Colonel J. Townes, von Seiten der demokratischen Partei Colonel J. J. Bryant und der gefeierte „texanische Herumstreifer" (Texan Ranger) Colonel John C. Hayes, welchen das Volk als unabhängigen Candidaten erwählt hatte. Es stellte sich übrigens bald heraus, daß der Kampf nur zwischen den beiden letzten ausgefochten werden mußte.

Colonel Bryant war ein Mann von Vermögen und entschlossen, keine Anstrengungen zu scheuen, seine Wahl durchzusetzen. Er war Eigenthümer des ausgedehnten und vorzüglich geleiteten Hotels „Bryant House," an der Plaza, welches stets den Politikern als Versammlungsplatz diente und wo Hunderte von des Colonels angeblichen Freunden und wirklichen Vertheidigern der Vortheile seiner Gastfreundschaft froh wurden. Eine Musikbande spielte Tag für Tag während seiner Candidatur auf dem Balcon des beflaggten „Bryanthauses;" Freischnitte wurden in den geräumigen Sälen und an den Buffets Gratisliqueure verabreicht.

Am Sonnabend Nachmittag den 29. März hielten die Freunde des Colonel Hayes ihrerseits ein Massenmeeting auf der Plaza und marschirten nach verschiedenen begeisterten Ansprachen, mit einer Musikbande an ihrer Spitze, in einem langen Zuge durch die Straßen, grüßend und begrüßt von der Menge der Zuschauer.

Früh am Morgen des entscheidenden Tags strömte es nach den Stimmplätzen und es herrschte eine außergewöhnliche Anstrengung bei dem Wahlact. Gegen Mittag stellte es sich heraus, daß Colonel Hayes der Liebling des Volkes war, was die Bryantpartei zu erneuten Anstrengungen aufstachelte. Ein Zug Berittener, und Wagen mit Musikern, Bannern und Flaggen besetzte die Plaza und war nahe dabei Effect zu machen, als plötzlich inmitten der Aufregung Colonel Hayes auf einem feurigen Rappen heransprengte und eine Reihe der feinsten Reiterkünste entwickelte. Der Anblick des Helden, wie er so saß mit bloßem Haupte auf seinem edeln Thier, überraschte die Menge und riß sie zu einem Freudenjubel hin, der Trompeten und Trommeln überwältigte und weithin über Land und See gehört wurde. Man umdrängte ihn, faßte nach Zügel, Kleidung oder Steigbügel und beeilte sich, einen Händedruck von ihm zu bekommen. Das Geräusch und Gelärm erschreckte das feurige Thier, daß es hoch aufbäumte und hinten und vorn ausschlug unter der Masse, ohne jedoch einen Menschen zu beschädigen; so vortrefflich wurde es geführt. Als der Reiter nun noch schließlich seinem Pferde den Zügel ließ und unter lautem Hussa dahinschoß durch die benachbarten Straßen, da war die Frage des Tags entschieden. Man gab die Sache des Colonel Bryant auf und der „Texan Ranger" erhielt die Majorität der Stimmen.

Bereits vor der Zeit, bei der wir angelangt, war der Entwurf einer Citycharter (Stadtverfassung) in Angriff genommen und am 13. Februar dem Ayuntamiento zur Prüfung unterbreitet worden; am 15. April passirte sie die Legislatur und wurde am 1. Mai der Einwohnerschaft zur Billigung vorgelegt.

Wir unterlassen eine detaillirte Angabe ihres Inhalts, da sie in der Folge mehrfach amendirt und am 15. April 1851 durch eine neue Charter ersetzt wurde, und heben namentlich nur die Bestimmung hervor, welche das künftige Stadtregiment betrifft. Hiernach trat an Stelle des seitherigen Ayuntamiento mit dem Alcalden an der Spitze ein Major (Maire, Bürgermeister) und Recorder (Stadtanwalt, Syndikus) nebst dem Board of Alderman und Assistant-Alderman (Rathsherrnausschuß), welche zusammen das „Common-Council" (den Stadt- oder Gemeinderath) bilden. Auch hier fiel die Majorität der Stimmen wieder auf John W. Geary und der letzte Alcalde wurde somit erster Major, eine in Anrechnung des Parteiwesens so ehrenvolle Auszeichnung, daß eine Einschaltung der Biographie des um San Francisco und Californien so verdienten Mannes gewiß am Platze ist, zumal sie eine klare Anschauung des überstürzenden Entwicklungsganges jener Periode wesentlich erleichtern wird.

John W. Geary ist ein Pennsylvanier, geboren in der Westmoreland-County, und bekleidete, obgleich noch in der Blüthe des Mannesalters, bereits eine Reihe von Civil- und Militärstellen auf das Rühmlichste. Seine Eltern hatten nie besondere Mittel und es gerieth sein Vater in Folge langwieriger Krankheit sogar in Schulden und starb, ohne seine Gläubiger befriedigen zu können. Der junge Geary war nun die einzige Stütze seiner Mutter. Er nahm eine Lehrerstelle an und brachte es durch rastlose Anstrengungen bald so weit, die Schulden des verstorbenen Vaters zu tilgen. Da aber jene Beschäftigung seinen Neigungen nicht zusagte, so ging er nach Pittsburg und wurde dort Handlungsdiener in einem Engrosgeschäft, das er je-

doch in Folge von Zumuthungen, die gegen sein Ehrgefühl gingen, bald wieder verließ. Unterdessen hatte er sich durch eigene Anstrengungen eine classische Bildung angeeignet und diese zu Jefferson-College und Canonsburg, soweit sie noch lückenhaft, ergänzt, bei welcher Gelegenheit er bewährte Freundschaftsverhältnisse mit Professoren und Classengenossen anknüpfte.

Da er besondere Vorliebe und Anlage für Mathematik besaß, so widmete er sich dem Studium derselben mit besonderm Fleiß und bildete sich zum Civilingenieur aus. Als solcher ging er theils im Auftrag der Republik, theils für die Green-River-Railroad Company (Eisenbahncompagnie) nach Kentucky und nahm im Interesse dieses Staats sehr umfassende Vermessungen vor. Auch in andern Staaten that er desgleichen und stieg so vom einfachen Schreiber bis zur Stelle eines Superintendenten der Alleghany-Portage-Railroad, die er mehrere Jahre hindurch bekleidete.

Bei seinen mathematischen Fähigkeiten darf es nicht wundern, daß sich schon früh eine besondere Vorliebe für Militärwesen und Taktik bei ihm entwickelte und er darum weder Zeit noch Auslage scheute, das amerikanische Volontärsystem mehr zu vervollkommnen. Vom Soldaten avancirte er rasch durch alle Grade bis zum Brigadegeneral; dazu wählte ihn die Brigade der Cambria- und Sommerset-Counties einstimmig.

Colonel John W. Geary.

Der Ausbruch des Kriegs mit den mexicanischen Staaten gab dem Bürgersoldaten bald Gelegenheit, seine theoretischen Kenntnisse in der Praxis zu bewähren. Mr. Geary war einer der Ersten, die dem Rufe nach Freiwilligen Folge leisteten und wurde an die Spitze der „American-Highlanders“ gestellt, die man dem zweiten Pennsylvaniaregiment incorporirte, das sofort nach seiner Organisation fast einstimmig Capitän Geary zu seinem Lieutenantcolonel erwählte. Bei Veracruz vereinigte er sich mit General Scott und diente unter diesem Führer während seines glänzenden Feldzugs in Mexico. Der Division des Generals Quitman beigegeben, that er sich hervor durch Tapferkeit und militärische Kenntniß in den Kämpfen von La Hoya, Chapultepec, Garita de Belen und

der Stadt Mexico, und war ein so geachteter Officier, daß er bei seiner Ankunft in der Capitale der Montezumas an Stelle des verstorbenen Colonel Roberts mit mehr als zwei Drittheilen der Stimmen zum Regimentscommandeur erwählt wurde. Diese Auszeichnung verdankte Geary nicht dem Einfluß von Freunden oder politischem Parteianhang; es war eine freiwillige Erkenntlichkeit von Waffengefährten, die an seiner Seite gefochten, Strapazen mit ihm durchgemacht und unter seiner Führung die gefährlichsten Märsche durch das Land eines mächtigen Feindes ausgeführt; es war die Belohnung der Tapferkeit durch die Tapferkeit. Das zweite Pennsylvaniaregiment hatte sich hervorgethan in dem mexicanischen Kriege; es war voran in manch blutigem Kampf, unerschütterlich, unermüdlich, ehrgeizig auf Gefahr und Mühsal. Es stürmte die fast unzugänglichen Höhen von Chapultepec im Angesichte der feindlichen Batterien und Geary war mit unter den Siegern, obschon ihn beim Angriff eine matte Kartätschenkugel getroffen. Unter einem furchtbaren Feuer von beiden Seiten drang er vor über den Hochweg von Garita de Belen und erkämpfte jeden Fuß Zwischenraum mit Blut, bis er in Verbindung mit Quitman's Truppen das amerikanische Banner auf den Wällen der eroberten Stadt aufpflanzte. Bei den Ernennungen, die der Sieg im Gefolge hatte, wurde er zum Hauptcommandeur der großen Citadelle von Mexico gemacht, in Anbetracht seines besondern Antheils an der Einnahme der Capitale.

Nach dem Friedensschluß kehrte Colonel Geary in seinen Heimathstaat zurück, ohne auf dem Marsche von 3000 Meilen von der Stadt Mexico nach Pittsburg auch nur einen Mann zu verlieren. Das Regiment bestand ursprünglich aus 1100 Pennsylvaniern, die aber durch die Wechselfälle des Krieges auf kaum 400 Mann zusammengeschmolzen waren. Da diese Truppe die erste war, die vom Schauplatz des Krieges zurückkam, so kannte der Jubel der Einwohnerschaft von Pittsburg beim Anblick der sonnverbrannten narbigen Krieger keine Grenzen, und alle hundert Schritt begegnete man einem Triumphbogen. Straßen und Wege waren mit Blumen bestreut und der Freudenjubel wetteiferte mit dem Donner der Kanonen.

Am 22. Januar 1849 ernannte Präsident Polk den Colonel Geary zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste im Kriege zum Postmeister von San Francisco mit der Vollmacht, im ganzen Lande Postverbindungen in Gang zu bringen, und brachte ihn so unbewußt auf die Bahn aller spätern Erfolge und der Popularität unter der Bevölkerung des „Eurekastaats."

Colonel Geary kehrte in Folge des ihm gewordenen Amtes mit gewohnter Energie sofort von Washington nach seiner Heimath in der Westmoreland-County zurück, ordnete da seine Angelegenheiten und segelte am 1. Februar von New-York nach Chagres auf dem Dampfer „Falcon." Nach seiner Ankunft am Isthmus verließ er Chagres in einem kleinen Boot in Begleitung von Frau und Kind und dem Capitän Bezer Simmons mit Frau.

Damals waren noch keine Vorkehrungen für den Transitverkehr getroffen und Reisevorräthe unterwegs nicht zu bekommen, so daß die Gesellschaft in dem Boot sich am dritten Tage dem Hunger ausgesetzt sah, ganz abgesehen von der Gefahr, die ihnen durch Raubthiere und Alligatoren drohte. Vergebens ging Colonel Geary die dortigen Einwohner um Nahrungsmittel an, feindlich gesinnt, wie sie waren, verweigerten sie jede Hilfe. Außer Stand, durch Kauf etwas zu erlangen, sprang Geary, nachdem er einen Haufen Hühner bemerkt, herzu und schoß zwei davon nieder, indem er den Eigenthümern als Entschädigung einen Dollar zuwarf. Drei Mann versuchten nun sofort einen Keulenangriff, indem sie annahmen, er hätte alle Ladungen abgegeben, standen aber, als sie ihres Irrthums ansichtig wurden, von ihrem feindlichen Beginnen ab. Nach der gegenüber liegenden Seite der Halbinsel vordringend, war Geary so glücklich, ein Zelt zu entdecken und mittelst der rohen Utensilien, die sich vorfanden, eine improvisirte Mahlzeit herrichten zu können, die der hungrigen Gesellschaft, welche mit dem Boote nachkam, trefflich mundete. Als sie gegen Abend zu ihrem Canot zurückkehrten, waren ihre Führer und Bootsleute verschwunden und sie dadurch genöthigt, am Gestade des Chagresflusses, inmitten von wilden Thieren die Nacht zuzubringen. Die Frauen nebst Kindern wurden, so gut es ging, in dem Canot gebettet, während die Männer abwechselnd Wache standen. Es war eine schreckliche Nacht; der Regen goß in Strömen, und die Luft war erfüllt von den fremdartigen Lauten der Tropenthiere, denen sich das Spritzen und Plätschern zahlreicher Amphibien zugesellte. Des Morgens nahmen die Reisenden ihre Route wieder auf und erreichten am vierten Tag Gorgona, wo sie sich Maulesel verschafften und nach der Stadt Panama aufbrachen. Die Nothwendigkeit, auf den Dampfer Oregon zu warten — der zweite, der nach San Francisco steuerte und, um die Passagiere des Falcon an Bord zu nehmen, bei Panama zu landen beabsichtigte — hielt Colonel Geary gegen 26 Tage in jener Stadt auf, während welcher Zeit er aber keineswegs unthätig

blieb, sondern die Leiden der armen Goldsucher zu mildern und sie ihrer hilflosen Lage zu entreißen suchte. Auch eine amerikanische Zeitung, die erste dieses Platzes in englischer Sprache, gründete der Unermüdliche in Verbindung mit einigen Andern.

Eine abenteuerliche Diebstahlsgeschichte, die dem Colonel im Laufe seines unfreiwilligen Aufenthalts zu Panama mit unterlief, glauben wir ihres charakteristischen Gepräges halber nicht übergehen zu dürfen. Er hatte Quartier genommen im zweiten Stocke eines Hauses an der Nordseite der Plaza nahe bei dem Gefängnißlocal, und kam täglich dahin, um seine Vorräthe zu trocknen und zu lüften. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er eines schönen Morgens, daß ihm einige werthvolle Artikel im Laufe der Nacht gestohlen worden waren und ging nach der Gefängnißwache, um dort nähere Erkundigungen über die Sache einzuziehen. Obgleich er nun die Wachmannschaft in gutem Spanisch ansprach, so that diese doch, als verstehe sie ihn nicht und Einer ging sogar so weit, dem Hohn seiner Kamraden eine Realinjurie beizufügen. Trotz der verzweifelten Lage, in der sich der Angegriffene befand, schlug er den unverschämten Kerl nieder, stürzte sich, indem er einige Andere, die ihm im Wege standen, gleichfalls zu Boden warf, in die Wachtstube, wo die Gewehre aufgestellt waren, ergriff eine geladene Muskete und drohte Jeden, der sich ihm nahe, zu erschießen. Durch einen Zufall wurde hier, indem Einer der Schurken die Bettdecken als Hinterhalt gegen Geary benutzen wollte, das gestohlene Gut plötzlich bloßgelegt und die des Diebstahls unerwartet überführte Mannschaft zum Aufziehen anderer Saiten veranlaßt. Sie entledigten sich nicht allein auf Verlangen des Colonels ihrer Seitengewehre, sondern brachten die gestohlenen Gegenstände auch sofort wieder an Ort und Stelle zurück und büßten, da der amerikanische Consul die Sache bei dem Militärcommandanten anhängig gemacht, ihren Frevel durch fünfzig Ruthenstreiche auf offener Plaza.

Nach langem Harren kam denn endlich der „Oregon" an und Colonel Geary nebst Familie erreichte San Francisco am 1. April. Sofort ging er an die Besorgung der mitgebrachten Post, die aus circa 5000 Briefen bestand. Da er keine Fächer hatte, so zog er auf dem Flur alphabetische Quadrate, in welche er seine Briefe vertheilte. Diese verabreichte er sodann durch die Oeffnung einer beseitigten Fensterscheibe, was ihm nicht geringe Mühe verursachte, da Hilfe nur um den Preis von 16 Dollars per Tag zu haben war, und er sich außerdem genöthigt sah, das Ganze zu überwachen und zu leiten. Es dauerte jedoch nicht lange, da waren seinerseits die nöthigen postalischen Arrangements getroffen. Kaum war das Postwesen in Gang gebracht, so erfuhr Colonel Geary, daß General Taylor bei Antritt seiner Präsidentschaft, ihm in der Person des Jacob B. Moore Esq. einen Nachfolger bestimmt. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Mißstimmung unter der Einwohnerschaft, denn Geary stand bei derselben in hoher Achtung und Beliebtheit. Da er zur Zeit ohne Stelle und die Excesse der „Hunde" in einer Weise überhand genommen, um den Aufenthalt einer Dame in San Francisco zu gefährden, so sendete er seine Familie unter dem Schutze bewährter Freunde nach Pennsylvanien zurück und begann hierauf mit Wm. Van Vorhees und O. P. Sutton ein Generalauctions- und Commissionsgeschäft unter der Firma: „Geary, Van Vorhees und Sutton."

Wie der Leser bereits gesehen, erhielt Colonel Geary den unzweideutigsten Beweis der Achtung seiner Mitbürger, indem er mit sämmtlichen Stimmen am 1. August 1849 zum ersten Alcalden erwählt wurde. Dem damaligen Alcalden lagen alle Pflichten der gewöhnlichen City- und County-Jurisdictionsbeamten ob, er war Sheriff, Recorder (Syndikus), Coroner (Untersucher aller unnatürlichen Todesfälle) und sogar öffentlicher Notar u. s. w. Er hielt täglich Polizeisitzung, Sitzung für minder wichtige Fälle und allgemeine Executivangelegenheiten der Stadt, Sitzung erster Instanz für Civiljurisdiction, eine solche für Criminalfälle und außerdem noch Admiralitätssitzung für maritime Angelegenheiten, kurz er war der Curator für das öffentliche Wohl. Lange Zeit stand Colonel Geary allen diesen Obliegenheiten in eigener Person vor, bis ihm auf sein Ansuchen der oben geschilderte „Wm. B. Almond" für Civilfälle beigegeben wurde.

Welch allgemeiner Anerkennung sich seine Amtsführung erfreute, dürfte wohl am schlagendsten aus dem Umstand erhellen, daß bei der im folgenden Januar vorgenommenen Neuwahl eines Alcalden von circa 4000 Stimmen nur 12 gegen ihn waren, und er somit bis zur Abschaffung der mexicanischen Institutionen im Amte verblieb, nach Einführung der neuen Municipalordnung aber wieder gewählt wurde.

Unter den alten mexicanischen Gesetzen war es dem Alcalden gestattet, öffentliches Grundeigenthum um die bestimmten Preise von 12 Dollars für 50 Vara-Lots und 25 Dollars für 100 Vara-Lots zu bewilligen. Alle amerikanischen Alcalden vor Geary's Zeit hatten sich diese Privilegien zu Nutze gemacht, und über einen immensen Belauf werthvollen Eigenthums um obige rein nominelle Preise verfügt. Bald nach der Organisation des

Ayuntamiento erging ein Erlaß, der den Alcalden wiederholt autorisirte und anwies, solche Grants (Verleihungen) um den gesetzlichen Preis vorzunehmen; während aber die Sache noch schwebte, erklärte Geary, eher seine Stelle aufzugeben, als sich zu fügen, indem eine derartige Verschleuderung in der Folge nur Unehre bringen könne. In Uebereinstimmung mit seinen Ansichten ließ er von einem Comitee des Ayuntamiento eine Feststellung des städtischen Eigenthums nach Maßgabe jener Preise vornehmen, und erzielte dadurch ein Resultat von 35,000 Dollars, während eine später abgehaltene öffentliche Auction eines kleinen Theils dieses Grundeigenthums die beträchtliche Summe von einer halben Million abwarf, welche gewissenhaft verrechnet und in den Stadtschatz niedergelegt wurde. Die großen noch nicht verkauften Reststrecken stiegen nun im Verhältniß auf mehrere Millionen.

Als die erste Citycharter (Stadtverfassung) am 1. Mai 1850 in Kraft trat, erhielt Geary abermals eine bedeutende Stimmenmajorität als Major und fuhr fort in seiner angestrengten Thätigkeit für das Wohl der Gemeinde. Er hielt den städtischen Credit aufrecht und bediente sich wiederholt und mit gutem Grunde seiner Vetobefugniß gegen die verschwenderische Verleihung öffentlicher Fonds, die der Gemeinderath hier, wie in den östlichen Städten, nur allzuhäufig votirte, und dadurch eine Reihe einträglicher Monopole in die Hände von Privaten gelangen ließ.

Nachdem bereits am 28. Februar 1850 eine Squatterstreitigkeit am Rincon vorgekommen, zu deren Bewältigung eine Vereinigtenstaatencompagnie von 20 Mann vom Präsidio requirirt werden mußte, erneute sich ein ähnlicher, aber ernsterer Vorfall am 14. August in der Stadt Sacramento. Ein großer Theil des städtischen Bodens und der Umgebung scheint seiner Zeit John A. Sutter angehört zu haben, der seine Ansprüche auf einen alten spanischen Besitztitel basirte. Daselbst hatten sich nun aber mittlerweile eine Anzahl von „Squatters“ (unbefugte Ansiedler) niedergelassen, welche die Legalität von Sutter's Grants bestritten und sich auf ihr Eigenthumsrecht als Präemptionisten oder Ansiedler beriefen. Die Inhaber von Titeln Seitens Sutter's wendeten sich in Folge dessen an die Gerichte, wurden aber trotzdem diese zu ihren Gunsten entschieden, von den Squatters mit Gewalt an Besitzergreifung ihres zuerkannten Eigenthums gehindert. Nachdem nun mehrere der Renitenten arretirt und zwei davon in Ermangelung von Bürgschaft eingesperrt worden waren, versuchten die Squatters ihre Kamraden mit den Waffen in der Hand zu befreien. Der Major und der Sheriff nebst seinen Leuten traten ihnen entgegen und trieben sie eine ziemliche Strecke zurück. Plötzlich aber wendeten sie sich und gaben Feuer, wodurch der Cityassessor Woodland getödtet und Major Bigelow und Andere verwundet wurden. Von den Squatters blieben mehrere auf dem Platze; darunter auch ihr Führer Mahloney. An demselben Tage fand ein ähnliches Gefecht bei Brighton statt, sechs Meilen südlich von der City, in dem der Sheriff Joseph Mc. Kinney und drei der Angreifer blieben. Auf die Nachricht dieser Gewaltthaten hin erließ Major Geary sogleich eine Proclamation zum Zweck eines bewaffneten Zuzugs nach den bedrohten Plätzen, und brach am 15. des Mittags mit der „California Guard“ von 80 Mann unter Capitän Howard und der „Protection-Fire“ (Feuerwehr) Compagnie Nro. 2 von 40 bis 50 Mann unter Capitän Mc. Corwick nach Sacramento auf, wo er des Nachts um 11 Uhr ankam. Die Ordnung war zum Theil schon wieder hergestellt und active Hilfe nicht mehr nöthig. Von den Behörden und der Bürgerschaft auf das Gastlichste aufgenommen, verblieb Geary mit den Seinigen bis zum 17. und kehrte dann mit dem Danke der Bürgerausschüsse und des Militärdepartements nach San Francisco zurück.

Gegen Ablauf seines Amtstermins beabsichtigte man, Colonel Geary wiederholt als Candidaten zur Majorsstelle aufzustellen und ließ ihm eine mit zahlreichen Unterschriften jeder politischen Farbe versehene Notification dieses Betreffs zugehen, aber er lehnte entschieden ab. Bald darauf von der Legislatur zum Mitgliede der Schuldenregulirungscommission und nach deren Organisation zum Präsidenten dieses Ausschusses erwählt, erweiterte er seine Verdienste um die Stadt, deren Schuld sich damals auf 1,500,000 Dollars belief, die monatlich mit 3 Procent, sonach jährlich mit 540,000 Dollars verzinst werden mußten, auch nach dieser Richtung hin, und legte den Grund zu dem spätern Steigen der städtischen Papiere.

Am 13. Februar nahm Colonel Geary einen sechsmonatlichen Urlaub und verließ San Francisco. Der bald nach seiner Rückkehr in die Heimath erfolgte Tod seiner Gattin und sonstiger ihm theuern Freunde hielt ihn fern von dem Schauplatz seiner so fruchtbaren Thätigkeit. Der Leser aber wird dem Namen des Colonel Geary noch manchmal begegnen und eine noch umfassendere Anschauung seiner Verdienste um San Francisco gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Winter bei den Tschuktschen.

Von

Hermann Brahe.

Die nachfolgenden Mittheilungen habe ich auf das eigene Verlangen der siebenundzwanzig Geretteten von der Mannschaft des gescheiterten Citizen aufgezeichnet. Ihr Wunsch, dieselben in einem amerikanischen Blatte zu veröffentlichen, ist durch mancherlei Umstände verhindert worden; ich glaube demselben aber nachträglich wenigstens einigermaßen dadurch nachzukommen, daß ich nach meiner Rückkehr in das Vaterland diese kurze Schilderung ihrer Schicksale während ihres zehnmonatlichen Aufenthalts bei den Tschuktschen einem deutschen Blatte übergebe. Ich habe dabei James Mitchel aus Reading in Pennsylvanien sprechen lassen, theils weil ich ihm die meisten Mittheilungen verdanke, theils weil er von Allen die meiste Bildung und den meisten Ernst besaß. Ich muß noch bemerken, daß, obgleich die Erzählung jedes Einzelnen eine individuelle Färbung trug, sie doch in den Thatsachen Alle übereinstimmten, daß aber in Bezug auf die Reihenfolge der Ereignisse und das Datum oft eine große Verwirrung und Unsicherheit in den Angaben herrschte, wie dies übrigens auch leicht erklärlich war. Ich bin in solchen Fällen den Angaben Mitchel's gefolgt. Bei der Schilderung der Tschuktschen habe ich mir erlaubt, meine eigenen Wahrnehmungen, welche ich in unserm häufigen Verkehr mit den Eingebornen zu machen Gelegenheit hatte, mit den Angaben Derer vom Citizen zu verknüpfen.

I. Der 25. September.

Das Jahr 1852 war für die Walfischfänger, die in dem arktischen Meere nördlich von der Behringsstraße ihr beschwerliches Geschäft trieben, im Allgemeinen ein günstiges gewesen. Zwar nicht Allen gleichmäßig hatte das Glück gelächelt und es gab manche Mannschaft, die wohl einen reichern Lohn für ihre Mühe verdient hätte, aber dafür gab es auch wieder viele Schiffer, die glänzende Erfolge erzielt hatten und bei Weitem die Mehrzahl konnte mit zufriedenem Blick auf die gemachte Beute sehen. Walgründe erschöpfen sich ebenso wie sich fester Grund und Boden erschöpft; sie können im dritten Jahre nicht mehr die ergiebigen Ernten liefern, wie im ersten und zweiten; aber waren diesesmal

auch nicht so viele Wale den Lanzen der Verfolger erlegen, als in den beiden vorigen Jahren, so übertraf doch der Erfolg die gehegten Erwartungen und stand weit über dem sonst als Durchschnitt angenommenen.

Jetzt war es Herbst. — Der Tag, der Monate lang gedauert hatte, begann einer ebenso langen Nacht zu weichen. Die immer häufiger werdenden Nebel hüllten ihren Schleier dichter um Meer, Eis und Küste, während kalte Schneestürme immer schauerlicher und wilder über die weiß gepeitschen Wogen jagten. Der Winter sandte seine Vorboten und mahnte die verwegenen Seefahrer, welche die kurze Zeit seiner Abwesenheit benutzt hatten, um mordend in sein Reich einzudringen, zur schnellen Rückkehr. Und obwohl die an die Grenze des festen Eises zusammengedrängten Wale grade jetzt in der letzten Zeit ein reiches Feld des Gewinnes boten, so waren doch selbst die kühnsten Schiffer besonnen genug, um diese Warnungen nicht unbeachtet zu lassen und nicht um eines geringen Gewinnes willen die ganze, so mühsam erworbene Ladung auf das Spiel zu setzen. Einer nach dem andern braßte seine Raaen vierkant und eilte, jeden hellen Augenblick benutzend, dem engen Schlupfloch der Behringsstraße zu, ehe diese durch Nebel und die von Süden hertreibenden gewaltigen Eismassen ganz gesperrt wurde. Es war auch keine Zeit des Bleibens mehr. Genug, wer bis hierher allen Gefahren, von denen der Seemann in diesen unwirthbaren Gegenden umringt ist, die Stirn geboten hatte. Noch länger zu verweilen, die wenigen günstigen Augenblicke, die noch zum Passiren der Straße übrig waren, zu versäumen, noch länger in dem engen durch Nebel und Treibeis unsicher gemachten Becken der jetzt losbrechenden Wuth der Elemente zu trotzen, hieß im Grunde nichts Anderes, als einem sichern Untergange entgegengehen. Und doch gab es Schiffer, — (und wie sollte es die unter den Yankee's bei der wunderlichen, an Carricatur grenzenden Mischung von Besonnenheit und tollkühner Verwegenheit, die dem Charakter dieses Volkes so eigenthümlich ist, nicht geben?) — die, mit keinem Erfolge zufrieden, noch über diese von der Natur selbst bezeichnete Grenze auszuharren wagten.

Zu den Schiffen, welche in diesem Jahre hervorragendes Glück gehabt hatten, gehörte der Citizen von New-Bedford, ein neues, recht schönes und festes Schiff, das unter dem Commando seines tüchtigen und erfahrenen Capitäns, Thomas Norton, gegen Mitte September schon nahe an 2000 Barrels Oel im Raum verstaut hatte. Grade mit diesen glänzenden Erfolgen hätte Norton um so eher zufrieden sein, und um so mehr darnach trachten sollen, das, was er hatte, so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen. Aber die dichten Schulen der Wale, die sich in größerer Anzahl als je bei dem Schiffe zeigten, hatten ihn zu bleiben verlockt, als schon der bei Weitem größere Theil seiner Genossen die gefährliche Straße im Rücken hatte und mit vollen Segeln dem wärmern Süden zueilte.

Am 21. — (erzählt J. Mitchell, einer von der Mannschaft) — hatten wir einen Wal genommen, am 23. wieder einen. An demselben Tage setzten stürmische Winde von Nord und Ost ein, so daß bei der sich schnell hebenden See der letzte Fisch kaum vollständig eingeschnitten werden konnte. Die Anzeichen des Wetters waren drohend, dennoch fuhren wir fort, weiter auszukochen. Nachmittags preite uns ein anderes amerikanisches Schiff, das mit vollen Marssegeln vor dem Winde nach Süden steuerte. „Wollt Ihr noch nicht heraus?" fragte der andere Schiffer. — „Erst will ich noch einen Schnitt haben und dann werde ich sehen, was ich thue!" rief Norton hinüber. Diese Antwort verfehlte nicht, auf uns einen sehr ungünstigen Eindruck zu machen; wir hatten an den fünf Monaten hier im Norden vollständig genug und wünschten uns von ganzem Herzen hinweg aus dem stürmischen Septemberwetter. Der andere Schiffer wünschte uns Glück und segelte auf seinem Curs vor dem Winde weiter. Der Citizen blieb ruhig beim Winde liegen und kochte fort.

Am 24. mußten wir das Feuer ausgehen lassen und bei der zunehmenden Heftigkeit des Windes recht ernstlich an die Sicherheit des Schiffes denken. Wir hatten noch ungefähr ein halbes Dutzend Deckenstücke im Speckraum und 150 Barrels Oel auf Deck. Diese gefährliche Decklast suchten wir zuerst zu entfernen, indem wir das Oel in die Tanks stürzten, aber das Herunterstürzen wurde bald schlechterdings unmöglich und es blieb uns nichts Anderes übrig, als die vollen Fässer auf Deck zu behalten und sie so gut als möglich zu befestigen. Daß wir auf dem von Thran und Blut schlüpfrigen Deck, über das bei dem kurzen, unregelmäßigen Wellenschlage See auf See hinspülte, und bei der fortwährenden Besorgniß, die schweren Oelfässer nach Lee übergehen zu sehen, selbst die nothwendigsten Arbeiten nur mit der größten Schwierigkeit verrichten konnten, braucht wohl gar nicht erst gesagt zu werden.

So kam der 25. heran; es wehte noch immer ohne Absehen fort. Das Schiff lag auf Steuerbordshalsen unter dichtgerefften großen Mars- und Vorstengenstapsegel bei. — Wir — die Steuerbordwache — hatten um 4 Uhr Morgens die Wacht auf Deck übernommen und standen nun, mit Ausnahme

des zweiten Steuermanns und des Mannes am Ruder, Alle mittschiffs, um von den vorn ohne Unterlaß überspielenden Seen nicht vollständig durchnäßt zu werden. Einen Auslug vorn auf der Back hatten wir allerdings nicht, aber da es schon genügend hell war und der Citizen keine hohen Verschanzungen hatte, so konnten wir von unserm Platze aus sehr wohl die Augen überall haben. Ueberdies konnte man kaum drei Schiffslängen vom Bord aus sehen, so dicht war der Nebel, der wie ein unheimlicher Schleier auf der rollenden See lag und zuweilen selbst die Toppen unsrer Masten in unsichern Umrissen erscheinen ließ. Wir sprachen grade über das Gefährliche unserer Lage, wie wir seit drei Tagen im dicken Nebel, ohne die Möglichkeit einer astronomischen Beobachtung und dabei in einem so engen, von den verschiedensten Strömungen durchsetzten Meere, gänzlich dem Zufall überlassen wären und jeden Augenblick gewärtig sein müßten, eine Küste oder ein Eisfeld zu erblicken. — Da bemerkten wir plötzlich neben dem Schiffe mehrere treibende Spieren, die wir anfangs von einem andern Schiff verloren glaubten, bis wir sie zu unserer Verwunderung als unsere eigenen erkannten. Die ungestüme See hatte sie aus ihren Laschungen vor dem Buge herausgespült. Wir wandten uns sogleich nach vorn, um zu retten, was noch zu retten war, aber ehe wir dorthin kamen, deutete schon unser thätiger zweiter Steuermann, der auf die Back gesprungen war, sowie er den Schaden gesehen hatte, — mit der Hand über den Leebug und schrie uns mit lauter, das Wetter übertönender Stimme das Unheil verkündende „Land, Land!“ entgegen.

Wie ein elektrischer Schlag fuhr uns der Schrei durch die Glieder. Obgleich wir eben erst noch unsere Befürchtungen wegen der Möglichkeit eines solchen Ereignisses ausgesprochen hatten, so war doch wohl Keiner unter uns, der es in solcher Nähe vermuthet hätte. Aber da war kein Zweifel mehr, dicht vor uns tauchten aus dem dicken Nebel die blauen scharfen Linien der Küste, während die schon ganz in unserer Nähe rollenden weißen Brecher uns deutlich genug zeigten, wie die Sache stand. Daß hier keine Rettung mehr möglich sei, konnte Jeder sehen. Unser Schiff und unsere Reise, unser Verdienst und unser geringes Eigenthum waren verloren und wir mußten uns auf einen harten Kampf für unser nacktes Leben gefaßt machen. Doch es blieb keine lange Zeit zum Nachdenken. Capitän, Officiere und Mannschaften waren, theilweise nur halb angekleidet, auf Deck gesprungen. Schnell wurden die nöthigen Befehle gegeben; ein halb Dutzend Leute legten nach oben, um den Klüver, das Vor- und Kreuzmarssegel loszumachen. Das Loth wurde geworfen, es gab noch 10 Faden. Aber trotz dieser Tiefe war das Land doch schon zu nah, um den Gedanken an eine Rettung aufkommen zu lassen. Das Schiff durch den Wind zu bringen war nicht möglich, den Anker fallen zu lassen, auch wenn wir denselben Plan gehabt hätten, wäre das sicherste Verderben gewesen; — es blieb nur die eine Hoffnung, daß die nächste Biegung der Küste uns Raum genug zum Halsen geben würde. Eine halbe Minute genügte, um auch diese zu Schanden werden zu lassen. Deutlich traten die Umrisse der Klippen weit nach luvwärts hervor, auf die das Schiff bei seinem geringen Fortgange mit großer Schnelligkeit zutrieb. Wir hatten die Blicke Alle auf Norton gerichtet, der vorn im Boot stehend, die Küste mit der gespanntesten Aufmerksamkeit musterte. Jetzt zeigte sich zwischen hohen, schwarzen Felsenwänden eine Stelle, wo ein niedriges Vorland die Gewalt der Wogen wenigstens in Etwas brach. Dies war der einzige Platz, der eine Rettung unsers Lebens als möglich erscheinen ließ; an jeder andern Stelle hätte uns die wild tobende Brandung in wenigen Augenblicken an den Schieferklippen zerschmettert. Norton übersah sogleich die ganze Lage; noch ein paar Worte wechselte er mit seinen Officieren, dann wurden die letzten Befehle gegeben. Die von den Raaen zurückgerufenen Leute glitten, die losgemachten Segel den wüthenden Schlägen des Windes überlassend, an den Perdunen herunter auf Deck; das Ruder wurde hart aufgedreht, der Klüver aufgehißt, der Citizen fiel ab — reißend schnell flog er vor der Gewalt des Sturmes herum, aber ehe er seine Wendung halb vollenden konnte, umbrausten uns die Brecher und mit einem furchtbaren Stoße, der das Schiff in seinen Grundfesten erschütterte, jagte der Kiel in den Sand. Dreimal noch hob ihn die Brandung und dreimal warf sie ihn mit so heftigem Stoße, daß die Deckstützen durch Deck drangen, tief den Grund aufwühlend näher an den Strand. Dann wälzte sie den Koloß über und legte ihn vollständig auf die Seite, so daß die Spitzen unserer Masten fast über dem trockenen Lande hingen. —

Während des Aufstoßens hatte sich jeder auf dem Platze, auf dem er eben stand, festgeklammert; unfähig, Etwas zu thun, hatten wir die furchtbare Erschütterung über uns ergehen lassen; jetzt, wo der Rumpf wieder stetiger lag, erwachten wir wie aus einer Betäubung, in welche die reißend schnelle Aufeinanderfolge der Ereignisse in den letzten fünf Minuten uns versetzt hatte. Wohl wußten wir, daß die Gefahr noch lange nicht vorüber war, daß sie jetzt erst recht begann, aber es war

uns doch wie eine Last vom Herzen, daß die Sache geschehen war und daß das Schiff festsaß. An das ungeheuer Verlassene, Hilflose unserer Lage, selbst wenn wir das Leben retteten, dachte noch Niemand. Im Gegentheil, so verschieden auch der Eindruck des Ereignisses auf die Einzelnen und so wenig gleichgiltig es ihnen wohl im Innern war, so gaben sich doch die Meisten das Ansehn, als ob sie munter und guter Dinge wären. Von vielen Seiten hörte man scherzhafte Aeußerungen, wie: „Well, there we are,“ oder „Old citizen has been a ship!“ oder „Now for taking a cold bathe, boys“ u. s. w. — Aber obwohl die Meisten recht besonnen und ruhig zu erscheinen versuchten, so zeigte sich doch auch hier die gewöhnliche Erscheinung, daß das Ungewohnte und Fremde solcher Lagen die Menschen trotz ihres guten Willens immer das Verkehrte thun läßt. Die Einen kletterten in das Logis herunter, um sich wärmer anzuziehn, Andere packten, wer weiß, was alles für unnöthige Sachen zusammen, noch andere ergingen sich in lauter unnützen Vorschlägen über den besten Weg zur Rettung. Einige geberdeten sich auch ganz unsinnig, so ein kleiner englischer Matrose, der jauchzend und schreiend, es wäre ihm schon recht, wenn er auch heute noch zur Hölle führe, das Schiff mit Allem, was darin war, verwünschte, — und ebenso der vierte Steuermann, sonst ein ruhiger und erfahrener Seemann, der jetzt aber auf's Gerathewohl auf Deck herumwirthschaftete und Jedem zuschrie, das wäre schon das vierte Mal, daß er ein Schiff verlöre; er sei der Mann, der da wüßte, was man bei solchen Gelegenheiten thun müsse, — während er im Grunde Nichts that, als die allgemeine Verwirrung vermehren.

Unterdessen war der Capitän, auf dem mehr oder minder noch immer die Verantwortlichkeit für unsere Rettung lag, nicht müßig. Norton war in solchen Dingen zu erfahren, als daß er sich um das Treiben der Einzelnen gekümmert hätte. Nur an einige der besten Officiere und Matrosen wandte er sich, zunächst mit dem Befehl, die Masten zu kappen, weil das ganze Gewicht des seitwärts hängenden Zeuges den übermäßig angestrengten Rumpf jeden Augenblick bersten zu lassen drohte. Der zweite Steuermann durchhieb die Taljereepen des Kreuzmastes, ein portugiesischer Matrose die des großen. Der Fockmast stürzte nach, durch die Wucht des Falls der beiden andern mit hinabgerissen; ebenso brachen die Klüverbäume, nur Bugspriet und Stampfstock blieben unversehrt. Von der gewaltigen Last befreit, richtete sich der Rumpf auf, wodurch das Deck mehr nach der Seeseite zugewandt und dem ganzen Ungestüm der darüber zusammenbrechenden Seen preisgegeben wurde, die mit furchtbarer Geschwindigkeit ihr Zerstörungswerk begannen. Diese Veränderung der Lage brachte uns Alle schnell auf die Füße. Das Dringende der Gefahr trat uns jetzt erst recht vor die Augen, da wir jeden Augenblick befürchten mußten, von den Alles zertrümmernden Wogen selbst mit heruntergerissen zu werden. — Nun bildeten die kurz über Deck abgebrochenen Masten, welche durch die Leewanten und Perdunen noch mit dem Rumpf zusammenhingen, während sie mit den Oberbramstengen auf dem trocknen Sande lagen, eine förmliche Brücke von dem Schiffe nach dem Lande zu, und das gekappte stehende und laufende Tauwerk um dieselben schien Anhaltspunkte zum Hinüberkommen auch für solche Leute, die nicht schwimmen konnten, zu geben. Andererseits aber vermehrte diese Masse des herumhängenden Tauwerks, sowie die fortwährende Bewegung der untern, noch im tiefern Wasser liegenden Theile der Masten die Gefahr bedeutend, indem sie für den einmal von der Brandung Herabgespülten ein Aufkommen nahezu unmöglich machte. So schien es leichter, das Land schwimmend zu erreichen, als auf der unsichern, schwankenden Brücke, auf der die kleinste Unaufmerksamkeit verderblich werden konnte.

Der Erste, der den Versuch machte, war ein portugiesischer Bootssteuerer, ein entschlossener und gewandter Geselle. Norton gab ihm eine Leine mit, mit welcher der beherzte Schwimmer sich glücklich nach dem Lande hin durcharbeitete. Von hier aus ließ er das Ende der Leine wieder nach dem Schiffe hin zurückkommen, so daß durch die hin und hergehenden Theile des Taues eine dauernde Communication mit dem Lande hergestellt wurde und während Alle andern, nur auf die eigene Rettung bedacht, so schnell als möglich den gefährlichen Ort zu verlassen strebten, ließ Norton, unbekümmert um das krachende Gebäude unter ihm, die nothwendigsten Dinge, auf deren Bergung es hauptsächlich ankam, von den Portugiesen in aller Eile an das Land ziehen. — Von uns Leuten unternahmen zunächst zwei andere portugiesische Matrosen und der Steward, ein Neger aus Jamaika, das Wagniß; auch sie erreichten schwimmend glücklich den Strand. Ihnen folgte ein Matrose und ein portugiesischer Knabe von ungefähr vierzehn Jahren. Aber jetzt hatte sich die Scene bedeutend geändert. Obgleich seit dem Kappen der Masten noch keine 5 Minuten verflossen waren, so war doch schon das ganze Deck rasirt. Die Schanzkleidungen waren weggerissen, die Böte von den Krähnen geschlagen, Kabüse, Kappen, Spieren, Fässer, — Alles wurde von den unausgesetzt über Deck fegen-

den Wogen mitgenommen. So war die See weit um uns her dicht bedeckt mit Trümmern, die von den tobenden Wellen wild umhergeschleudert bald hierhin, bald dorthin gerissen, bald an Land geworfen, bald wieder zurückgespült wurden. Die beiden letzterwähnten Leute erreichten nun wacker kämpfend ungefähr die Mitte des Wegs zwischen Schiff und Strand; hier aber wurde der Knabe von einem hochaufrollenden Brecher zwischen zwei dicht neben einander treibende Spieren geworfen. Beim Einsinken in das Wellenthal schlugen die beiden schweren Stücke Holz mit großer Gewalt an einander und zerschmetterten dem armen Jungen, der sich grade zwischen ihnen aus dem Wasser hob, den Kopf vollständig. Den Matrosen warf die Brandung an Land, als er aber eben festen Fuß fassen wollte, ergriff ihn ein zurückrollendes schweres Faß, riß ihn wieder mit herunter und gab seinen zermalmten Körper von Neuem dem Spiele der Wogen Preis. —

Wohl war es ein entsetzlicher Anblick für uns, unsere Schiffsmaaten, von denen der eine, ein munterer Knabe, der allgemeine Liebling an Bord gewesen war, auf diese Weise untergehen zu sehen; indessen wurde das Mitgefühl für ihr Schicksal fast in demselben Augenblicke verdrängt durch die Besorgniß um unsere eigene Rettung. Für die nächste Minute wagte sich keiner von Bord. — Aber immer grauenhafter wurde der Anblick, immer bunter das wirre Trümmergemenge, das zwischen Schiff und Strand tanzte und durch das wir hindurch mußten; immer wüthender ergoß sich die See über das Deck, welches bereits an mehrern Stellen weitklaffende Brüche zeigte. Wir fühlten, wie der Boden unter unsern Füßen wich, wie die Planken, auf denen wir standen, mehr und mehr der Gewalt der andringenden Wogen nachgaben, wie der Rumpf jeden Augenblick ganz bersten und uns unter seinen Trümmern begraben konnte.

Nicholas Powers, der neben mir sich gehalten hatte, war der erste, der es wieder wagte. „I am going to try it, Mitchell," sagte er, „give me your hand and farewell." Er konnte nicht schwimmen, aber auf dem Maste entlang kletternd und bei jeder überschlagenden Welle sich festklammernd erreichte er glücklich das Land. — Ich war allen seinen Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt; sobald er drüben war, ging ich ihm nach. Zwar konnte ich gut genug schwimmen, aber zu abschreckend stand mir das Bild der beiden eben Gebliebenen vor Augen und ich zog es vor, ebenfalls den Weg über den Mast zu versuchen. Es war wahrhaftig keine leichte Arbeit, gewiß der schwerste Weg, den ich in meinem Leben gegangen bin. Welle auf Welle schlug mir über den Kopf zusammen und drohte mich von den glatten, runden, auf- und niedertanzenden Spieren in das Gewirr von Tauen und Holz daneben zu schleudern, wo ich unrettbar verloren gewesen wäre. Mehreremale verlor ich fast die Besinnung in der ungestümen Brandung, aber mit Gottes Hilfe kam ich endlich hinüber und sandte ein kurzes, aber inniges Dankgebet nach oben, als ich den festen Boden unter den Füßen hatte. —

Jetzt, da ich sicher war, wandte ich meine Aufmerksamkeit ganz dem grauenhaften Schauspiel vor mir zu. Der Rumpf des Schiffes ging sichtbar schnell seiner Auflösung entgegen. Das fühlten auch die an Bord; Alle, die noch gezögert hatten, drängten sich jetzt mit großer Hast den offenen Stellen zu und suchten auf dem großen sowohl, wie auf dem Fockmast oder auch schwimmend das Land zu erreichen. Ueberall, wo man hinblickte, sah man die bleichen, angsterfüllten Gesichter, die krampfhaft arbeitenden Glieder und Gestalten, wie sie an Masten, Tauen und Spieren klammernd, von den überstürzenden Wogen abwechselnd begraben, und dann wieder auftauchend, bald dem Lande zugeschleudert, bald, wenn sie eben festen Fuß fassen wollten, zurückgerissen wurden in die tobende Fluth. — Wir am Lande thaten Alles, was in unsern Kräften stand, um die in unsere Nähe kommenden durch Handlangen, Zuwerfen von Leinen und Aufhalten der zurückrollenden Fässer zu retten. Leider war es uns nicht bei Allen möglich. So erreichte unter Andern ein portugiesischer Matrose, Manuel, schwimmend dreimal den Strand und dreimal wurde er von den zurückrollenden Trümmern, die jetzt kaum mehr eine offene Stelle am Lande ließen, zurückgetrieben. Beim vierten Male war seine Erschöpfung schon zu groß und die Brandung nahm ihn wieder mit hinaus, doch gelang es ihm, das in das Wasser ragende Ende des Stampfstocks, auf das er zugespült wurde, zu erfassen. Zu matt, um an demselben hinauf zu klimmen und das Bugspriet zu erreichen, lieh doch die Todesangst seinen Armen, die das glatte Holz krampfhaft umklammerten, eine übernatürliche Kraft, so daß er wohl 10 lange Minuten dort hing. See auf See spülte über ihn fort, bis endlich seine Kraft geschwunden war und eine derselben seinem qualvollen Zustande ein Ende machte. Nie in meinem Leben werde ich das verstörte, verzerrte Antlitz vergessen, das uns die ganze Zeit über zugewandt war, ohne daß wir einen Arm zu seiner Hilfe ausstrecken konnten.

Endlich war das letzte lebende Wesen, ein alter Kanaka, an Land gezogen und kaum war er in Sicherheit, als auch die See —

gleichsam als wenn sie bis zu diesem Augenblick gewartet hätte — ihr Zerstörungswerk in vollster Ausdehnung begann. In kurzer Zeit waren alle oberhalb des Wassers liegenden Theile weggeschlagen und das Wrack zertrümmert.

So war es denn geschehn. Fast hat die Erzählung länger gedauert, als der Vorgang selbst. — Der Mensch hat in solchen Lagen keine Schätzung über die Zeit, aber ich glaube, daß kaum eine Stunde verflossen war, seit wir noch in unsere warmen Jacken gehüllt umher, ein Spiel der Wellen. Und wer konnte sagen, ob ihr Loos nicht noch das bessere war? Wer konnte es bestimmen, welcher Zukunft wir entgegengingen, welche Noth und welche Leiden uns noch aufgespart waren? — Dennoch reichten wir uns gegenseitig die Hand und wünschten uns Glück, daß wir lebten. Eine Musterung der Geretteten zeigte, daß fünf von den achtunddreißig, die wir gewesen waren, fehlten, nämlich vier Portugiesen und der Zimmermann, ein Amerikaner. Es kam uns wie eine

Das Wrack.

an Bord unsers guten Schiffes standen und uns im Bewußtsein unserer reichen Ladung mit Gedanken an die nahegerückte Heimkehr, an ein Wiedersehen alles dessen, was uns lieb und theuer war, wiegten — und jetzt! — da standen wir entblößt, durchnäßt und durchfroren, mit zerschundenen Gliedern, an eine unwirthbare, eiserne Küste geworfen unter den Trümmern des stolzen Fahrzeugs, das so viele Monden lang unsere Behausung, unsere Heimath gewesen war! Die zerschlagenen Reste des Schiffs, sie waren zugleich die Trümmer unserer Hoffnungen. — Und nicht einmal Alle waren wir da; Mancher an den wir uns gewöhnt hatten, wie man sich abgeschlossen von der übrigen Welt an Bord eines Walfischfängers an einander gewöhnt, — Mancher war dem kleinen Kreise entrissen und sein zerquetschter Leichnam trieb jetzt schneidende Ironie des Schicksals vor, daß, während von den Geretteten viele gar nicht schwimmen konnten, grade die fünf Gebliebenen zu den besten und gewandtesten Schwimmern gehört hatten; — gleichsam als ob uns hätte gezeigt werden sollen, wie wenig in solchen Lagen der Mensch sich auf seine eigene Kraft verlassen kann.

Aber es war keine Zeit zu müßigem Nachdenken; es gab Viel zu thun, sehr viel. War das eigentliche Verhältniß der Disciplin durch den Untergang des Schiffs gelöst, so verband uns jetzt gemeinsame Noth zum gemeinsamen Handeln und Alles ordnete sich stillschweigend dem unter, der während des ganzen Vorgangs die meiste Besonnenheit gezeigt hatte. Dies war ohne Zweifel der Capitän. Nach wie vor seinen Befehlen und dem Beispiel unserer Officiere folgend, suchten wir

nun jedes Ding, was uns noch von Wichtigkeit sein konnte, aus den Trümmern zu bergen. — Zwar war das Meiste zerschmettert oder durch Seewasser unbrauchbar geworden, aber wir retteten auch wieder Manches, was sich noch in vollkommen gutem Zustande befand, so unter andern drei Fässer mit Fleisch, eins mit Brot, einen Kaffeesack, ein Rum- und ein Sirupfäßchen u. s. w. Auch eine alte Sau, die wir noch von Amerika her unter dem Namen old Billy an Bord hatten, zogen wir lebend, obwohl mit gebrochenen Beinen an Land. Sie versorgte uns in den nächsten Tagen mit Fleisch. Vor allem Andern aber erregte ein unversehrtes Faß mit slops*) unsern Jubel. — Da wir bei dem dichten Nebel und stürmischen Wetter nicht wagen durften, die Stelle zu verlassen, an der wir uns befanden, so mußten wir zunächst daran denken, uns ein Obdach für die Nacht zu verschaffen. Einige Rollen Segeltuch waren glücklicherweise an Land gespült und der Segelmacher ging nun mit einigen Matrosen sogleich an die Arbeit, um so gut es ging ein Zelt herzustellen. Besonders gute Dienste leistete uns ein Laternenfäßchen,**) das Norton an der Leine hatte an Land ziehen lassen. Wir konnten so, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, doch ein Feuer anzünden und unsere durchnäßten Kleider wenigstens bis zu einem gewissen Grade trocknen.

Erst als wir so die nothwendigsten Vorkehrungen für unsere fernere Existenz getroffen hatten, gönnten wir uns einige Ruhe und sammelten uns zur gemeinschaftlichen Berathung um das Feuer. Darüber waren alle einig, daß wir auf kein Fortkommen von hier in diesem Jahre zu hoffen hätten. Es war zu spät in der Jahreszeit und wir befanden uns nach des Capitäns Vermuthung an einem zu weit nach Norden gelegenen Punkt der asiatischen Küste, als daß nicht das Hierherkommen eines Schiffs ganz unwahrscheinlich erschienen wäre. Wir mußten uns also schon darauf gefaßt machen, den langen Winter über hierzubleiben. Es war aber klar, daß wir mit unserer Unkenntniß der Verhältnisse und mit unserm geringen Proviant und Material zur Feuerung einen sibirischen Winter auf 67 Grad nördlicher Breite nicht überdauern würden. Unsere einzige Rettung war, von hier aus eine russische Niederlassung oder einen Tschuktschenstamm zu erreichen und dort bis zum nächsten Jahre zu bleiben. Freilich wußten wir nicht, ob überhaupt in der Nähe Niederlassungen lägen, und wenn dies der Fall war, welche Aufnahme wir von Seiten der Eingebornen, die uns manchesmal als gastfreundlich und gutmüthig, manchesmal aber auch als tückisch, falsch und grausam geschildert waren, zu erwarten hätten. Aber uns blieb keine Wahl übrig, denn selbst im schlimmsten Falle war es noch immer besser, von Menschenhand zu fallen, als durch Kälte, Hunger und wilde Bestien elendlich umzukommen. So wurde denn einstimmig beschlossen, sobald das Wetter es erlaubte, eine Niederlassung der Eingeborenen aufzusuchen; bei dem dichten Nebel, der uns keine 300 Schritt weit sehen ließ, war dies natürlich vorläufig noch nicht möglich.

Nachdem wir uns dann das Wort gegeben hatten, zusammenzuhalten in unserer Noth und uns dem Willen der Mehrheit in allen allgemeinen Angelegenheiten zu unterwerfen, uns auch angemessene Rationen des Proviants gefallen zu lassen, schritten wir zunächst zur Vertheilung der geretteten Kleider. Hiermit waren wir, Gott sei Dank, ziemlich gut bedacht und auf Jeden kam, wie es sich herausstellte, wenigstens ein warmer Anzug von Kopf zu Fuß. Nur an wollenen Decken hatten wir leider Mangel. — Dann wurden die nöthigen Dispositionen mit Bezug auf den Proviant getroffen. Alles ging ruhig und friedlich ab, jedes Ding wurde vernünftig überlegt und erörtert und Jeder unterwarf sich auch ohne Murren den gefaßten Beschlüssen. Zuletzt von Allem kam das Rumfaß an die Reihe und sogleich begannen auch, was Viele von uns schon vorher gefürchtet hatten, die Streitigkeiten in unserer kleinen Gemeinschaft. Einige verlangten, daß der Rum sogleich vertheilt werden sollte, damit Jeder mit seinem Theil nach Belieben schalten könne; Andere wollten ihn, wie den andern Proviant, in kleinen täglichen Rationen oder je nachdem es die Noth erforderte, ausgeben lassen; noch Andere — und bei Weitem der größere Theil — machte geltend, daß der Branntwein in solchen Fällen aller Uebel Anfang sei. Gegen die Möglichkeit eines guten Dienstes, den er uns bei der Kälte leisten könnte, lägen zehn Wahrscheinlichkeiten sehr schlimmer Dienste; er würde Streit und Unfrieden unter uns erregen und könne uns so leicht ganz verderben. Kämen wir überdies unter die Eingeborenen, so sei es überaus gefährlich, dieselben wissen zu lassen, daß wir Branntwein hätten oder ihnen denselben gar bei ihrer bekannten unmäßigen Trunksucht zu übergeben. Sie stimmten daher dafür, das

*) Slops, Kleidungsstücke aller Art, die in Fässer gepackt, sich an Bord jedes Walfischfängers befinden.

**) Da die Boote bei der eigenthümlichen Art des Walfischfangs in der Südsee oft drei, vier Tage lang vom Schiff verschlagen und gezwungen werden, das nächste Land aufzusuchen, so führen sie für diesen Nothfall ein kleines wasserdichtes Fäßchen bei sich, das außer einigen Lebensmitteln und andern Dingen auch ein Feuerzeug enthält. Dieses Fäßchen wird Laternenfaß (lantern-keg) genannt.

Faß zu zerschlagen und das gefährliche Getränk laufen zu lassen. Es kam zu heftigen Erörterungen, und als sich endlich die Mehrheit dem letztern Vorschlage zuzuneigen schien, bemächtigte sich ein Haufe von sechs oder sieben des streitigen Gegenstandes und erklärte, sie würden sich in diesem Falle nicht fügen, sondern das Faß behalten, es koste, was es wolle. Einige von uns hatten nun allerdings nicht übel Lust, ihnen dasselbe mit Gewalt zu entreißen; aber das Zureden anderer, die Sache lieber ihren Gang gehen zu lassen, das Faß würde ja wohl in den Händen der Leute, die es jetzt hätten, bald ein Ende nehmen, — überwog und wir begnügten uns, unsere Mißbilligung ihrer Handlungsweise in Worten auszudrücken. Sie aber kümmerten sich wenig darum, schleppten ihre Beute bei Seite, fachten ein anders Feuer an und begannen, — durchnäßt und ermattet, wie sie waren, — das berauschende Getränk in großen Mengen zu sich zu nehmen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, welche Mißstimmung die ganze Scene hervorrief und wie unangenehm sie uns berührte. Ich schämte mich ordentlich meiner Landsleute vor den Portugiesen, zu deren Ehre es gesagt sein muß, daß sich Keiner von ihnen dem Gelage anschloß, während aus der Zahl der Engländer und Amerikaner sich noch mancher wegstahl, der vorher mit uns gestimmt hatte, um sich zu dem andern Feuer zu schleichen.

Im Laufe des Nachmittags nahm die Heftigkeit des Windes ab, zugleich verdünnte sich der Nebel und ließ den Gesichtskreis auf weitere Strecken frei. Wir benutzten dies, um die naheliegenden Höhen zu ersteigen und die Gegend umher etwas genauer in Augenschein zu nehmen. Aber nichts Ermuthigendes konnte das Auge gewahren, Nichts als kahle Felsen und ebenso kahle, öde Flächen — da war kein Grashalm, kein Strauch, keine Spur eines Menschen oder Thieres. — Kein Laut war in dieser trostlosen Einöde zu vernehmen, als das Branden der See, die uns so furchtbar mitgespielt hatte, und das wüste Toben, Lachen und Singen der Betrunkenen — ein schreiender Mißklang über dem Grabe unserer Gefährten. — Wir wechselten kaum mehr ein Wort mit einander, Jeder hatte genug an seiner eigenen trüben Stimmung und wagte es nicht, die des Andern zu unterbrechen. Zu schwer lastete der Gedanke an unsere Lage und an die Zukunft auf Aller Seele.

Als wir nun so gegen Abend um das Feuer gelagert unsern Gedanken nachhingen, erklang plötzlich ein Ruf, der uns Alle im Innersten erbeben machte. „Sail-ho“ — ein Schiff — kaum wagten wir unsern Ohren zu trauen! — „Sail ho“ noch einmal und noch einmal! Nein, es war keine Täuschung. Wir eilten den Abhang hinauf, von wo die frohe Nachricht erschollen war und wo die Leute standen, die die Entdeckung gemacht hatten. Der Nebel hatte fast ganz aufgehört, nur auf der Kimm lag noch eine dünne, haarige Luft und da draußen, kaum zwei Meilen von uns, sahen wir ein Schiff unter dicht gereffiten Marssegeln nach der Küste zu, liegend. Wir trafen alle Anstalten, um uns bemerkbar zu machen, steckten Signale auf, machten Feuerzeichen, ließen Fahnen wehn, schwenkten Tücher und Mützen. Näher und näher kam das Schiff, sie mußten uns sehen, — wir konnten ja deutlich jeden Mann auf Deck und im Zeuge sehen, — und sie hatten uns gesehen, denn jetzt sammelte sich der ganze Haufe der Mannschaft vorn auf der Back, wie sie es thun, wenn etwas Außerordentliches in Sicht ist. Sie hatten uns gewiß gesehen und sie mußten auch überschaut haben, in welcher Lage wir uns befanden; sie mußten das Wrack und die Trümmer am Strand, unser Zelt, und unsere Feuer und durch das Fernrohr selbst schon unsere Kleidung und unsere Gesichtszüge erkennen. — Ja, sie hatten uns gesehen und kamen uns zu helfen. Unsere Noth war zu Ende! Laut jubelten wir ihnen über die Brandung hin entgegen. Jetzt war das Schiff nicht viel mehr als eine englische Meile vom Lande entfernt; wir konnten Alles deutlich erkennen, den schwarzen Rumpf mit weißem Gang ohne Pforten, die schmale rothe Leiste darüber, wir zählten die Blöcke im Zeuge, die Böte, die Mannschaft auf Deck. Da — was ist das? — es fällt ab, sie brassen die Hinterrahen lebendig! — Vielleicht wollen sie über den andern Bug, um das Schiff erst sicher zu legen und dann die Leeboote wegzuvieren. — Jetzt sind sie herum und stehen auf den andern Halsen vom Lande ab. — Noch kein Anzeichen von einem Fertigmachen der Boote! — Wir standen in athemloser Stille, jede Bewegung an Bord, jedes leise Abfallen, jedes Loskommen der Segel betrachtend. Es vergehen zwei, drei, fünf Minuten, Keiner wagt es auszusprechen, was er befürchtet. Noch fünf Minuten — und noch kein Zeichen! Weiter und weiter entfernt sich das Schiff; eine Minute verstreicht nach der andern. Wir brauchen nicht mehr zu zweifeln, zu hoffen. — Wohl haben sie uns gesehen und erkannt, aber sie lassen uns lieber verhungern und erfrieren, als daß sie sich die Mühe nehmen, eine halbe Stunde beizulegen und ein paar Boote in das Wasser zu werfen. Ja, wenn es einen Wal zu jagen gäbe, wie schnell würden sie bei der Hand sein; aber drei Dutzend Menschen, ihre eigenen Landsleute, die entblößt und hilflos an eine fremde Küste geworfen sind, überlassen sie

Ein Schiff in Sicht.

ihrem Schicksal und steuern ruhig ihren Curs weiter, ohne sich auch nur deshalb umzusehen. — Oh, wie wir sie verwünschten, ihre Unmenschlichkeit und Feigheit zugleich! — Wenn menschliche Flüche etwas vermocht hätten, das schwarze Fahrzeug hätte vor unsern Augen versinken müssen. — Lange sahen wir ihm noch nach, wir konnten und wollten eine letzte, leise Hoffnung des Umkehrens nicht aufgeben, so lange noch etwas in Sicht war. Erst als die zunehmende Dunkelheit jede Spur des Schiffes unsern Blicken entzogen hatte, kehrten wir traurig und niedergeschlagen nach unsern Feuern unten am Strande zurück. — Abspannung und Müdigkeit trieben uns bald in unser Zelt zusammen, wo wir uns durch nahes Aneinanderliegen so gut wie möglich gegen die Kälte zu schützen suchten, und wo nach der Aufregung des ereignißvollen Tags ein gesunder Schlaf uns für eine kurze Zeit alles Ungemach vergessen ließ. *)

*) Das gesehene Schiff war ein Namensgenosse des gescheiterten; es war der Citizen von Nantucket, Capitän Bailey. In den Honolulublättern findet sich folgende Erklärung vom December 1853:

Erklärung. Der unterzeichnete frühere Befehlshaber des Schiffes Citizen von New-Bedford hält es für seine Pflicht, die er gleicherweise den Todten wie den Lebenden schuldet, folgende Umstände bekannt zu machen. — Am 25. September 1852 scheiterte das Schiff Citizen im arktischen Ocean, wobei fünf Mann ihr Leben verloren; er selbst mit dem Rest der Mannschaft erreichte das Land, ohne irgend etwas Anderes als die Kleider, worin sie standen, zu haben. In der Kälte vermochten sie nur dadurch das Leben zu erhalten, daß sie Oelfässer, die vom Wrack an Land gespült wurden, brannten. Während sie am Wrack waren, kam das Schiff Citizen von Nantucket in Sicht. Sie hißten sogleich eine Flagge auf einem 30 Fuß hohen Pfahle an Land und machten jedes Nothzeichen. Das Schiff lag erst nach Land zu, als ob es ihre Zeichen säbe, dann luvte es wieder an den Wind und ging zuletzt, sie zurücklassend, mit vollen Segeln weiter. Es war zu einer Zeit so dicht an Land, daß die Gescheiterten seine Krahnbalken deutlich erkennen konnten. Die Gefühle, mit denen sie das Schiff fortgehen sahen, sind nicht zu beschreiben, da ihnen keine Hoffnung gelassen war, als die Aussicht, die ganze Strenge eines furchtbaren Winters in diesen kalten, traurigen und verlassenen Regionen zu ertragen oder unter den Tomahawks der Wilden zu fallen. Daß Capitän Bailey die Signale gesehen hat, darüber kann kein Zweifel sein, denn er selbst hat es im vorigen Herbst berichtet. Der Steuermann des Schiffes sagt aus, daß er sich erboten hätte, mit einem Boote die Leute von Land abzuholen. Capitän Bailey aber verweigerte ihm dazu die Erlaubniß. Durch die Unmenschlichkeit Baileys, waren wir gezwungen rc. rc. . . .

Thomas G. Norton.

II. Die Winterquartiere.

Am andern Morgen fanden wir beim Erwachen Alles um uns her mit einer weißen Schneeschicht überzogen. Die See war ruhig, das Wetter sonst still, aber die eintönig graue Wolkendecke sandte immer neue Flocken herab und es sah nicht aus, als ob sie bald damit aufhören würde. Die Feuer waren ausgegangen und nur mit der größten Mühe gelang es uns, von dem nassen Holze ein neues anzusetzen. Unsere Aussichten und unsere Lage hatten sich dadurch grade nicht gebessert, und wir befanden uns heute in einer wo möglich noch trübern Stimmung als gestern. Wir beschäftigten uns anfangs machen. Er hütete sich natürlich wohl, sich als Thäter zu bekennen, und konnte auch trotz aller Nachforschungen von Seiten der Andern, die sich in Drohungen und Verwünschungen gegen ihn ergossen, nicht ermittelt werden. Uebrigens war die ganze Geschichte bald vergessen und selbst die stärksten Trinker waren nachher mit dieser Wendung der Sache zufrieden.

Gegen Mittag, während der Schnee noch immer in dichten Flocken fiel, zeigten sich auf der Höhe einer anliegenden Bergwand drei riesige, durch die Luftspiegelung verzerrte menschliche Gestalten. Wir erkannten sie bald als mit Speeren bewaffnete Eingeborene. Als wir auf sie zugingen, ergriffen sie anfangs

Arktische Winterlandschaft.

damit, die geborgenen Proviant- und Oelfässer hoch und trocken, d. h. weiter den Strand hinaufzurollen, um sie vor der See ganz in Sicherheit zu bringen. Diese Arbeit war indessen bald gethan und nun ließ uns unsere Unthätigkeit die Kälte nur um so stärker fühlen. — Glücklicherweise hatte der Branntwein ein Ende genommen, sonst hätten wir heute vielleicht Alle zu diesem Mittel gegriffen, um unsern Zustand wieder auf eine kurze Zeit zu vergessen. Die Leute hatten zwar gestern, so betrunken sie waren, die Vorsicht gebraucht, das halbgeleerte Faß mit in das Zelt zu nehmen und es während des Schlafes zwischen sich verwahrt zu halten. Trotz dieser Vorkehrungen fand sich der Boden des Fäßchens am Morgen eingedrückt und das Getränk verschüttet. Jedenfalls hatte Einer von denen, die gestern nüchtern geblieben waren, ihnen den Streich gespielt, um Wiederholungen solcher Scenen unmöglich zu die Flucht, blieben aber zuletzt nach vielem Rufen und Winken stehen. Der Capitän und der vierte Steuermann gingen denn allein, jeder mit einer improvisirten Fahne (einem Stücke Calico an eine Stange gebunden) in der Hand, auf sie zu. Durch kleine Geschenke zutraulich gemacht, kamen sie mit hinunter nach dem Wrack, wo wir Ihnen so gut wie möglich auseinandersetzten, wie es mit uns stand und was wir bedurften. Soviel wir aus ihren Zeichen entnehmen konnten, schienen sie uns zu verstehen und auch Hilfe zu versprechen. Nachdem Einige von uns sie zu ihrer nicht gar zu fernen Niederlassung begleitet und sich die Oertlichkeit angesehen hatten, beschlossen wir den Platz an dem Wrack zu verlassen und nach dem kleinen Dorfe, das aus ungefähr sieben Hütten bestand, überzusiedeln. Wir fingen denn auch sogleich an, unser Zelt und die nöthigsten Sachen hinüberzuschaffen, doch ging dies nicht ohne

große Schwierigkeiten ab. Denn obgleich uns die Tschuktschen im Ganzen freundlich aufnahmen und Alles geschehen ließen, was wir thaten, so zeigten sie doch nicht im Mindesten Lust, selbst mit Hand anzulegen. Mit Noth und Mühe erhielten wir endlich für ein Taschenmesser einen Rennthierschlitten geliehen, um auch die schwerern Sachen mit hinaufzubringen. Unglücklicherweise dachten wir aber nicht an die sonst allbekannte Thatsache, daß der beste Matrose darum noch kein guter Kutscher zu sein braucht und die Folge davon war, daß schon bei der ersten Hinfahrt der Schlitten von seinen ausgelassenen Lenkern, denen das Fahren großen Spaß machte, in Stücke gejagt wurde. Nach diesem Unfall weigerten sich die Eingeborenen natürlich entschieden, ihr Eigenthum fernerhin unsern ungeschickten Händen zur Benutzung anzuvertrauen. Wir mußten uns also schon dazu verstehen, Alles zu schleppen, und wenn die Arbeit auch, besonders bei dem unfreundlichen Wetter, recht beschwerlich fiel, so waren wir doch im Ganzen munter und guter Dinge, und suchten einer den andern durch Späße, Gesang u. s. w. aufzuheitern. — Das sorglose, fröhliche Temperament des Matrosen verleugnete sich nicht; wir wußten ja, wo wir diese Nacht schlafen konnten, und waren nicht mehr allein, sondern befanden uns doch unter Menschen. — Alle Sorge um unser künftiges Schicksal schien in dieser augenblicklichen Erleichterung vergessen.

Die Nacht über brachten wir in der Niederlassung theils in den Hütten der Eingeborenen, theils dicht zusammengekauert unter unserm Zelte zu. Am folgenden Morgen wurden wir zu der Fürstin — wenn man diesen Namen für das alte Weib, das die oberste Persönlichkeit in dem Stamme von 30 bis 40 Menschen zu sein schien, gelten lassen will — bestellt, und nachdem wir erst mit brennenden Spähnen förmlich abgeräuchert waren — vielleicht eine religiöse Ceremonie, — mußten wir mehrere mit vielen Gesten und Bewegungen begleitete Reden anhören, von denen wir natürlich kein Wort verstanden. Man deutete viel auf sich und auf die Berge nach dem Innern des Landes zu, aber zum Unglück war Keiner unter uns, der den Sinn ihrer Rede richtig deutete. Zuletzt verstanden wir so viel, daß wir ihnen folgen sollten; sie wollten uns nach irgend einer andern Stelle — wohin? blieb ein Räthsel — führen. Wir beschlossen auf ihr Verlangen einzugehen und uns zu theilen. Die eine Hälfte folgte den Führern, die andere blieb beim Wrack, mit Heranschaffen der geretteten Sachen beschäftigt. Gegen Mittag kehrten einige von den andern wieder zurück und berichteten, daß sie eine andere größere Niederlassung ungefähr 16 englische Meilen vom Wrack gefunden hätten, daß dort Alles wohnlicher und für unsere Zwecke paßlicher aussähe, und daß die Absicht unserer bisherigen Wirthe jedenfalls sei, uns loszuwerden. Wir nahmen deshalb unsere nothwendigsten Sachen mit und siedelten nach der andern Niederlassung über. Unser Weg führte uns über eine große Wasserfläche, die Einige von uns für einen See, Andere für einen träge fließenden Fluß, noch Andere für einen Meeresarm hielten. *) Wir passirten das ganz stille Wasser in den leichten Canus der Eingeborenen und erreichten noch an demselben Abend unser neues Quartier. — Hatten wir bei dem ersten Stamm eine ganz gute Aufnahme gefunden, so war sie hier eine förmlich herzliche. Die Leute waren freundlich, theilnehmend, leisteten überall selbst hilfreiche Hand und schienen, so weit wir uns verständigen konnten, gar Nichts dawider zu haben, uns den ganzen Winter über bei sich zu beherbergen. Für die kleinen Geschenke an Taback, Brot und Sirup u. s. w., die wir ihnen gaben, erhielten wir jedesmal eine Gegengabe, die gewöhnlich in einem Stück übelriechenden Walroßspeck oder Fleisch bestand. Damals machten wir noch manchen Scherz über die ekelhafte Speise, die anzurühren wir uns nicht überwinden konnten; wir wußten damals noch nicht, mit welchem Heißhunger, ja mit welcher Gier wir sie später verzehren sollten.

Am folgenden Tage (den 27.) hatte Nebel, Schnee und die unfreundliche Witterung aufgehört; der Himmel zeigte ein klares, heiteres Blau. Zugleich war eine intensive Kälte eingetreten und aus den Zeichen der Eingeborenen entnahmen wir, daß sie in diesem Frost schon den Eintritt des Winters sahen. — Die nächste unangenehme Folge der Kälte war für uns die, daß sich auf dem See junges Eis gebildet hatte, noch nicht stark genug um zu tragen, aber doch schon zu stark, um von einem Canu durchschnitten zu werden. Eine Umgehung des Sees erklärten unsere Wirthe für unmöglich oder wenigstens doch für unthunlich. Wir waren also von dem Wrack und den vielen Sachen, die wir dort noch hatten, vollständig abgeschnitten und mußten die nächsten beiden Tage bleiben, wo wir waren. Am dritten Tage hatte das Eis bei anhaltendem Froste die nöthige Stärke

*) Der Citizen scheiterte in der Nähe des Cap Onmen ungefähr in 67 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und 188 Grad westlicher Länge von Greenwich. — Der vermeintliche See, den sie passirten, war also wahrscheinlich der tief in das Land gehende schmale Busen, vor dem die Insel Kaliutschin liegt. Spätere Angaben der Leute selbst bestätigen, daß das Wasser salzig gewesen sei und das Ganze mit dem Meere in Verbindung gestanden habe.

bekommen; die Eingeborenen, mit denen wir in der kurzen Zeit schon sehr gute Freunde geworden waren, liehen uns ihre Hundeschlitten, deren Leitung sie selbst übernahmen, und begleiteten uns außerdem noch in großer Anzahl, um bei der Arbeit mit Hand anlegen zu können. — Beim Wrack angekommen, fanden wir dasselbe zu unserer großen Ueberraschung geplündert; ein großer Theil des Proviants war verschwunden und ebenso die kleine Niederlassung, in der wir die zweite Nacht am Lande zugebracht hatten. — Unsere Begleiter, mit denen wir uns schon etwas besser verständigen konnten, machten uns die Sache bald klar: die Tschuktschen, die wir zuerst trafen, hatten nämlich zu einem Rennthierstamm gehört und dies sind Nomadenvölker im Gegensatz zu den Fischerstämmen, welche feste Niederlassungen am Strande haben. Die Nomaden steigen nur zu gewissen Zeiten im Sommer an die Küste herab; den größten Theil des Jahres aber bringen sie im Innern des Landes zu, wie die Ernährung des Rennthiers, des wichtigsten Hausthiers, das sie besitzen und das ihnen Kleidung, Arbeitskraft und in Zeiten der Noth Nahrung gibt, es verlangt. Sie waren jetzt mit Einbruch des Winters in ihre Berge zurückgekehrt und hatten von unsern Sachen Alles, was ihnen gefiel, mitgenommen. — So unangenehm und schmerzlich uns nun auch dieser Verlust war, so thaten wir doch vielleicht Unrecht daran, die Leute deswegen zu verdammen. Sie hatten uns freundlich aufgenommen und das war im Grunde Alles, was man von uncivilisirten, so wenig mit der andern Menschheit in Berührung kommenden Stämmen verlangen konnte. Rechte Lust, uns bei sich zu behalten, hatten sie nie gezeigt und wahrscheinlich hatten sie an jenem Morgen uns mit ihren Reden begreiflich machen wollen, daß sie in das Innere zögen und daß wir nicht bei ihnen bleiben könnten. Sie waren dann noch so gefällig gewesen, uns den Weg zu einem andern Stamm, den wir sonst schwerlich gefunden hätten, zu zeigen. Daß wir sie nicht verstanden hatten, war ebenso sehr unsere als ihre Schuld, und daß sie, als sie abzogen, alle Gegenstände mitnahmen, die sie brauchen konnten, war im Grunde nichts Anderes, als ihr Strandrecht, wie es ja von civilisirten Nationen bis auf die neueste Zeit unter dem Schutze des Gesetzes geübt worden ist. So mußten wir uns schon in das Geschehene fügen und uns damit begnügen, das, was noch übrig geblieben war, nach unserm jetzigen Wohnorte zu nehmen. Unsere Begleiter suchten unter der Zeit auch Manches für sich aus den Trümmern heraus; vorzüglich waren sie begierig auf Eisen und ließen sich keine Mühe verdrießen, auch das kleinste Stück aufzufinden und loszubrechen. Da aber der Rennthierstamm nach denselben Grundsätzen gehandelt und recht gründlich geplündert hatte, so war von dem geschätzten Metall im Ganzen sehr wenig übrig und unsere Freunde zeigten große Lust, die eisernen Reifen von den Oelfässern, die wir gerettet hatten, loszuschlagen. Nun lagen nahe an 800 Barrels Thran in gut erhaltenen Fässern an Land und es war eine eigenthümliche Sache, ein so bedeutendes Capital um einiger eiserner Reifen willen vernichten und unser mühsam erworbenes Eigenthum in den Sand verschütten zu sehen. Norton mochte auch wohl noch nicht alle Hoffnung aufgegeben haben, das Oel zu einer andern Zeit einmal wieder abholen zu können und so widersetzten wir uns, obwohl wir sonst jede Collision vorsichtig vermieden, in diesem Falle ganz entschieden den Absichten der Eingeborenen. Der Capitän sagte ihnen, wenn die Fischerflotte im nächsten Jahre hierherkommen und die zerschlagenen Oelfässer und den angerichteten Schaden sehen würde, so würden die Weißen sehr böse werden und sicher alle Eingeborenen erschießen und ihre Hütten verbrennen. Diese Rede und die sie begleitenden Pantomimen, das Anschlagen, der Knall, das Umfallen des erschossenen Menschen u. s. w. hatten die gewünschte Wirkung; besonders schien ihnen die Erinnerung an das Feuergewehr, dessen Wirkungen sie ganz gut kennen mußten, zu imponiren und sie ließen die Oelfässer vorläufig unbeschädigt. — Was später daraus geworden ist, kann ich nicht angeben.*)

Wir machten in der nächsten Zeit noch mehrere Expeditionen nach dem Wrack und fanden noch immer hier und da Etwas, was bei dem ersten Male unbeachtet geblieben war, dessen Werth wir aber nach und nach fühlten. Auch wohnten wir häufig kleineren Ausflügen der Eingeborenen bei und waren ihnen in vielen Dingen, im Herbeischaffen der Wintervorräthe und sonstigen Vorkehrungen behilflich. Unser Zelt hatten wir bei der Kälte natürlich ganz aufgegeben und uns in die fünfzehn Hütten vertheilt, aus denen das Dorf bestand. Das Wetter war während des Octobers fast durchweg heiter und der Himmel klar. Dabei wurde die Kälte aber immer lästiger. — Wir sahen übrigens vom Lande aus große Mengen von Walen; sie schienen jetzt bei Weitem zahlreicher zu sein als im Frühjahr und Sommer. Später zogen sie in dichten Schaaren dem Süden zu, wahrscheinlich, um durch die Behringsstraße

*) Das Oel ist wirklich unversehrt geblieben und im folgenden Jahre hauptsächlich von einem französischen Walfischfänger geborgen worden.

das offene Meer zu erreichen, denn die Oberfläche des arktischen Meeres schien sich, soweit wir es übersehen konnten, ganz mit Eis zu bedecken.

auf den entschiedensten Widerstand. — Ueberhaupt wurden wir von denselben in allen solchen Sachen bevormundet, wie Kinder, welche die Gefahr nicht kennen, und wir

Der Schlitten wird beladen.

unterwarfen uns ihren Anordnungen um so leichter, als es draußen doch Nichts zu holen gab. — Man kann sich kaum etwas Trostloseres denken, als eine solche arktische Winterlandschaft, wenn das Tageslicht ganz geschwunden ist und die Winternacht ihren Schatten über die eingefrorene Natur geworfen hat. Alles ist in Schnee begraben, selbst die Behausungen der Menschen sind so tief unter der weißen Decke versteckt, daß auch sie keine Unterbrechung der unabsehbaren, öden Fläche bieten. Rings umher ist Alles todtenstill; Nichts regt sich; alles Leben scheint vollständig erstorben und fast erschreckt hört man den Schall seiner eigenen Tritte, den Ton seiner eigenen Stimme, der in der dichten Luft ungewöhnlich laut an die Ohren schlägt und durch diesen Gegensatz das Schauerliche des allgemeinen Schweigens noch erhöht. — Nur zuweilen ertönt das langgezogene, heisere Hundegeheul, wie ein Klagelaut, durch die traurige Einöde. — Wenn der Himmel klar ist, heftet sich der Blick wohl an die Myriaden funkelnder Sterne über uns, oder der Mond geht auf in silbernem Glanz oder ein Nordlicht steigt in blutiger Farbenpracht empor. Aber was hilft das ungewisse, wenige Licht, welches sie geben? Sie erhellen Nichts als die weite, weiße Schneewüste und des Nordlichts spielende Strahlen vermögen wohl ein prächtiges Schauspiel zu geben, aber zu wecken, zu beleben vermögen sie

Mit dem November trat der eigentliche arktische Winter in seiner ganzen furchtbaren Strenge auf. Wir hatten uns, wie gesagt, in Gruppen zu dreien und vieren in die größten und bequemsten Hütten vertheilt und waren hier durch die doppelten Wandungen und die dichte Schneedecke, welche sie umgab, sowie durch die animalische Wärme der in einen so engen Raum zusammengedrängten Menschenmenge gut genug gegen die Kälte geschützt; wir waren aber auch während der ganzen folgenden drei Monate lediglich auf die Hütte angewiesen. Zwar hatten uns die Eingeborenen so viel Felle und Pelze, als sie bei ihrer Armuth selbst entbehren konnten, zu unserer Kleidung gegeben, aber das war lange nicht genügend, um uns draußen ausharren zu lassen. Die Kälte war so intensiv, daß Einem das Athmen schwer wurde und die Augenlider und Wimpern einzufrieren schienen, sobald man nur für einen Augenblick an die freie Luft trat. Die Tschuktschen selbst gingen während dieser Monate nur in das Freie, wenn die alten Vorräthe aufgezehrt waren und sie neue Zufuhr aus ihren Gruben holen mußten. Wir beschränkten uns lediglich darauf, im Dorfe einander Besuche abzustatten. Die Niederlassung selbst wagten wir gar nicht zu verlassen; wir durften es auch nicht einmal, denn wenn wir je einmal Miene machten, uns etwas weiter zu entfernen, stießen wir bei unsern Wirthen

nicht; Alles bleibt einsam, öde und todt, wie zuvor. — Es ist wie eine düstere Opferflamme auf dem Grabe der organischen Natur.

Fünf Monate brachten wir in dem Dorfe zu und drei von diesen fünf haben wir nur in den Hütten gelegen, zwischen den schmierigen Tschuktschen, in einer verpesteten Atmosphäre und ebenso, wie unsere Wirthe, voller Schmutz und Ungeziefer, ohne uns bewegen, uns reinigen, ja fast ohne einmal frische Luft schöpfen zu können. Nur wer die Winterwohnungen dieser Leute gesehen hat, kann unsere Lage ganz beurtheilen. Innerhalb eines größern mit Fellen überzogenen Gerüstes von Holz und Walfischknochen, welches die äußere Behausung bildet, steht die juronga — die Schlafstelle oder eigentliche Hütte — ein kleiner enger Raum, dessen Wandungen mit doppelten Rennthierfellen bekleidet sind. Fenster und Thüren gibt es nicht; man kriecht durch ein enges Loch hinein, indem man die Felldecke ein wenig emporhebt. In dieser juronga liegt die ganze Familie dicht zusammengedrängt beim Schein einer qualmenden Thranlampe, die zugleich Licht, Erwärmung und Feuerung für die Küche hergibt. Daß es warm genug hier ist, brauche ich wohl nicht zu sagen; eine doppelte Pelzlage bedeckt die Wandungen und den Boden des innern Raums, in welchem die Lampe nie verlöscht, und welcher durch die Luftschicht zwischen beiden Hüttenwänden und die hohe Schneedecke gut genug gegen die draußen herrschende Kälte abgeschlossen ist; — aber welche Luft den ganzen Winter über diesen Kasten erfüllt, davon kann sich Niemand eine Vorstellung machen, der nicht selbst einmal in ähnlicher Lage gewesen ist. Da ist der Qualm der immerbrennenden Thranlampe, da sind die Ausdünstungen von einem halben Dutzend oder Dutzend Menschen, die fast nur von Speck und Thran leben und die nicht daran denken können, sich zu reinigen oder zu lüften, und als ob es damit noch nicht genug wäre, wird auch aller Schmutz und Abfall nicht etwa nach draußen, sondern nur in den äußern Raum der Hütte geworfen, wo er, wenn auch die Kälte keine eigentliche Verwesung gestattet, doch keineswegs dazu dient, den Zustand der innen herrschenden Atmosphäre zu verbessern. Ich weiß nicht, wie eine solche Gefangenschaft auf andere Leute wirken würde; aber für uns, für Seeleute, konnte es bei dem freien, thätigen Leben in der frischen Seeluft, an das wir gewöhnt waren, nicht leicht einen unerträglichern Zustand geben. Freilich mußten wir Gott danken, daß wir die stinkenden Löcher noch gefunden hatten, denn daß wir, auf uns selbst angewiesen, den Winter nie hätten überdauern können, daß wir Einer nach dem Andern durch Hunger und Kälte elendiglich zu Grunde gegangen wären, lag klar auf der Hand.

Wir versuchten Allerlei, um die drückende Eintönigkeit unserer langen Gefangenschaft wenigstens einigermaßen zu mildern. Wir besprachen unsere Lage, unsere Aussichten; wir stellten uns die Wiederkehr in ein besseres Land, in den Kreis unserer Landsleute, unserer Familie in den lachendsten Farben vor; wir bauten Luftschlösser, wann die Stunde unserer Erlösung schlagen und welches Schiff uns wohl im nächsten Jahre befreien und aufnehmen würde. Das Alles malte unsere Phantasie in bunten Bildern, aber sie vermochte uns keine nachhaltige Freude mitzutheilen, denn sobald sie des Schaffens müde geworden war, sanken wir wieder zurück in dumpfes Hinbrüten, und fühlten dann noch viel tiefer den schneidenden Gegensatz, in welchem die Wirklichkeit zu unsern Hoffnungen stand — fühlten viel mehr, wie uns von dieser Heimath noch Tausende von Meilen an Raum, und Monate, ja Jahre an Zeit trennten. — Aber an leichtern Beschäftigungen fehlte es uns doch nicht. Die Noth macht erfinderisch und so schnitten wir Würfel aus Elfenbein, aus Fischbein Dominosteine, und suchten durch Spiel die Zeit zu kürzen. Unsere Neuengländer schnitzten allerlei Sachen, z. B. Modelle von Hausgeräthschaften und Messer aus Holz, Fischbein oder Knochen, und zeigten den Eingeborenen, die sich mit Nähen von Kleidern aus Fellen und Eingeweiden, sowie mit der Ausbesserung und Verfertigung ihrer Waffen, ihres Fischer- und Jagdgeräths beschäftigten, manchen kleinen Kunstgriff, den dieselben auch gewöhnlich begriffen und anwandten; wie sie sich überhaupt überall gelehrig und wißbegierig zeigten. Zuweilen erhielt die heitere Stimmung die Oberhand und dann schallte von den Pelzwänden unsers engen Kastens lauter munterer Gesang wieder — zum großen Vergnügen unserer Wirthe. Mit diesen standen wir übrigens während der ganzen Zeit in dem besten Einvernehmen. Wir erlernten ihre Sprache und brachten ihnen dagegen einige englische Brocken bei, die im Verkehr mit Schiffen und Seeleuten nützlich sein konnten. — Wir erzählten ihnen von unserer Heimath, unsern Zuständen, unserm Gotte, und sie gaben uns dafür Schilderungen ihrer Verhältnisse und Lebensansichten. Wir wurden recht vertraut mit ihnen. Sie selbst waren freundlich, theilnehmend und offenherzig; sie boten Alles auf, um unsere Gefangenschaft zu erleichtern und unsern Aufenthalt zu einem angenehmen zu machen. Und sie schienen dies nicht etwa mit Hinblick auf die Macht der Weißen oder aus Furcht vor künftiger Strafe zu thun, sondern aus

wahrer Menschenfreundlichkeit und Theilnahme, — Gefühle, die selbst in diesen eisstarrenden Regionen noch warm und tief im menschlichen Busen sich regen. Die gesittetsten, christlichsten Völker konnten das Gastrecht nach ihren Verhältnissen nicht schöner üben. Denn man muß immer bedenken, welche bedeutende Last wir ihnen waren. Wir zehrten mit an ihren mühsam eingesammelten Lebensmitteln und es war nicht das erste Mal, daß dieselben zu früh zu Ende gegangen und Hungersnoth und Seuche über das arme Volk hereingebrochen waren, ehe die wiederkehrende Sonne und das Thauen des Eises die Wiederaufnahme der Jagd und Fischerei gestattet hatten. Sie fristeten das Leben ihrer Gäste also recht eigentlich mit Gefahr ihres eigenen. Und man muß ferner bedenken, daß wir vollständig in ihrer Gewalt waren, daß sie, wenn sie uns getödtet hätten, nicht nur die lästigen Mitesser los gewesen wären, sondern daß auch unser Eigenthum, welches, wie Taschenmesser, Tabak und manches eiserne Werkzeug noch immer großen Werth für sie hatte, in ihre Hände gefallen wäre. Vor einer Strafe brauchten sie sich nicht zu fürchten, denn kein Mensch hätte in dem öden Lande unsere Spuren verfolgen und entdecken können; es hätte sich auch höchst wahrscheinlich Niemand darum bekümmert; man hätte uns als erfroren und verhungert betrachtet und vielleicht erst nach langen Jahren, vielleicht auch nie, wäre unser Schicksal an das Licht gekommen. Sie brauchten uns gar nicht einmal zu tödten, sie brauchten uns nur das Gastrecht aufzukündigen und uns hinaus zu stoßen in die Winternacht — was sie bei ihrer Ueberlegenheit an Zahl sowohl als durch ihre Gewöhnung an das Klima recht wohl konnten; und wären dann innerhalb 24 Stunden verkommen und sie hätten unsere Leichen nur plündern und verscharren können. — Aber weit entfernt davon, theilten sie im Gegentheil den letzten Bissen mit uns und wir waren sicher, bei jeder Mahlzeit das Beste vorgesetzt zu erhalten. Sie betrachteten uns förmlich wie ein ihrer Obhut anvertrautes Gut, daß sie sicher und in gutem Zustande wieder abliefern müßten; und es war für uns oft komisch, wie weit ihre Aengstlichkeit im Bewachen unserer Personen vor jeder Gefahr, die wir nicht kannten, ging. — Man hat ihnen an Bord der Walfischfänger oft den Vorwurf gemacht, sie seien diebischer Natur und man müsse ihnen wohl auf die Finger sehen. Das mag nun wohl in gewissem Grade seine Richtigkeit haben; aber wenn man einem in der Cultur noch so tief stehenden Volke einen Vorwurf daraus macht, daß es den Mächtigen zu überlisten und ihm Etwas zu entwenden, für kein Verbrechen ansieht, so möge man auch nie vergessen, daß dasselbe Volk von unserm Eigenthum, von dem Eigenthum hilfloser Schiffbrüchiger auch nicht die Probe zu stehlen versucht hat.

Es ist oben erwähnt worden, daß ein Theil unsers geborgenen Proviants von dem Rennthierstamm, bei dem wir uns die erste Nacht aufhielten, mitgenommen war. Hauptsächlich war das Brot von diesem Schicksal betroffen worden, während sie das gepökelte Fleisch und Speck zurückgelassen hatten. Wir glaubten, diesen glücklichen Umstand hauptsächlich der Abneigung des Volks gegen alle gesalzenen Speisen zuschreiben zu müssen und in der That geht ihr Widerwillen dagegen so weit, daß auch unsere Wirthe später durch kein Zureden bewogen werden konnten, ein Stück gesalzenen Fleisches zu genießen. Den Kaffee hatten sie ebenfalls zurückgelassen, wahrscheinlich weil sie Nichts damit anzufangen wußten, und außerdem hatten wir noch mehrere Kleinigkeiten, wie Sirup, Tabak, einige geräucherte Zungen u. s. w. geborgen. So lange diese Vorräthe anhielten, war unser Zustand noch einigermaßen erträglich; bald aber mußten wir mehr und mehr von den täglichen Rationen abknappen, bis dieselben zuletzt auf eine verschwindende Kleinigkeit herabgesunken waren und wir mußten nun wohl oder übel daran, unsere Gaumen an die Speck- und Thrankost unserer Wirthe zu gewöhnen. Auch hier machte die Noth erfinderisch und wir suchten das Widerliche der fetten Speisen so viel als möglich durch die Zubereitung derselben zu heben. Mit dem Wildpret, dem Enten-, Hasen-, Rennthier- und Bärenfleisch ließ sich nun wohl noch Etwas machen, aber davon waren leider keine großen Vorräthe vorhanden. Schwieriger war es schon mit dem Walfisch, Walroß- und Robbenfleisch, doch trafen auch hier unsere Neigungen mit denen der Eingeborenen so glücklich zusammen, daß sie das Fette, wir das Magere vorzogen und auf diese Weise beide Theile zufriedengestellt werden konnten. Mit dem gegebenen Material wurden nun alle möglichen Versuche gemacht; jeder spielte Kochkünstler auf seine eigene Hand und fortwährend prasselten Steaks, Ragouts, Fricassées und wer weiß, was noch alles für künstlich zusammengesetzte Speisen in der eisernen Pfanne, die wir gerettet hatten, über der Lampe — zum großen Ergötzen unserer Wirthe, die sehr zufrieden waren, wenn sie Speck und Fleisch roh verzehrten und die vielen Umstände, die wir damit machten, nicht begreifen konnten. Natürlich mußten wir Alles in altem ranzigen Thran braten. Deshalb blieb uns diese Kost, trotz aller Kunst, die wir auf die Zubereitung verwandten und trotzdem, daß sich

der Mensch mit der Zeit an Alles gewöhnen soll, doch so widerwärtig, daß wir später im Frühjahre den einzigen Vertreter des Pflanzenreichs, das zu Lampendochten gebrauchte Moos, von den Felsen kratzten und mit Schnee und Fett vermischt aßen, um doch einigermaßen den Mangel an vegetabilischer Nahrung zu ersetzen. — Sehr gute Dienste leistete uns der Kaffee, den wir in derselben Pfanne brannten und der eigentlich der einzige Luxusartikel auf unserer Speiseliste war. Die vielen Gefälligkeiten, welche uns die Eingeborenen erwiesen, konnten wir nur dadurch etwas vergelten, daß wir Tabacк und Sirup, soweit unser eigener Vorrath reichte, brüderlich mit ihnen theilten. Beides sind Dinge, welche die Tschuktschen leidenschaftlich lieben; besonders wurde der Taback kauend und rauchend in unmäßiger Weise von ihnen genossen und es kam nicht selten vor, daß sie durch Hinunterschlucken des Rauchs sich in einen Zustand förmlicher Betäubung versetzten. Sehr angelegentlich erkundigten sie sich übrigens nach Branntwein und schienen immer zu glauben, daß wir noch Vorräthe geborgen hätten und geheim hielten. Wir sahen jetzt erst recht ein, wie gut es war, daß das berauschende Getränk ein Ende genommen hatte; wir hüteten uns aber wohl, des Vorfalls an der Küste Erwähnung zu thun.

(Schluß folgt.)

Samanala,

der Adamspik auf Ceylon.

Von

Ludwig K. Schmarda.

Am 14. December brachen wir von Ratnapura nach dem Pik auf. Unser freundlicher Wirth that Alles, was er konnte, um unser Fortkommen zu erleichtern. Ich kann buchstäblich von ihm sagen, daß er uns die Wege im bewohnten Theile geebnet hat. Der erste Theil unsers Marsches ging durch die obern Gegenden des Ratnapurathales. Wir schnitten jedoch eine der Flußkrümmungen durch einen kürzern Weg über die Höhen ab. Sobald wir die trockenen Hügel aufwärts stiegen, trat die Einförmigkeit der China, welche der stete Begleiter dieser Form im Culturdistricte ist, an die Stelle des saftigen Grüns. Die China hat in ihrem grünen Grau und ihrer Blüthenlosigkeit immer etwas Monotones und Abschreckendes. Diese niedere Waldform ist in Ceylon die einzige unschöne und unangenehme; denn obschon hoch genug, die Aussicht zu hemmen, schützt sie nicht gegen die Sonne und erhöht die Beschwerden eines mittägigen Marsches, ohne durch die Mannigfaltigkeit der Formen, wie sie der Hochwald bietet, das Auge zu erfreuen. Spärlich finden sich einzelne Lichtungen, Rasenplätze mit kurzhalmigen Gräsern oder Gruppen von Melastomen und Hediotys, welche das Buschwerk unterbrechen. Das Gebüsch besteht aus Sträuchern und niedern Bäumen von Eleocarpus, Croton, Clerodendron, Doddalia, Ginoa, Euria. Die Zweige sind steif, die Belaubung spärlich, die Blätter grau, meist ohne Glanz, als wären sie aus Draht und Papier gemacht. Nur wenige Hütten mit ihren Fruchtgärten von Bananen, Yam, Brotfrucht, liegen zerstreut in der den Fleiß nur spärlich lohnenden Region. Termiten, Heuschrecken, die große Mygale in ihrem künstlichen Bau, und die fantastischen Dornspinnen (Acrosomen) sind die einzigen Thiere, welche wir trafen.

Sobald man gegen den Fluß herabsteigt, wird die Vegetation schöner in Form und Farbe; besonders beleben sie die Bambusgebüsche, mit grünlichen und goldgelben Stämmen, die bald als einzelne Garben, bald als ununterbrochene Garnituren die Flußufer einfassen. Der Weg wird reicher an landschaftlicher Schönheit; er zieht sich an den Hügeln über den Kalubanya, der wenige Meilen oberhalb Ratnapura nicht mehr schiffbar ist, denn sein Bett wird felsiger und sein Gefälle stärker. Plötzlich macht der Weg eine Biegung, und der dunkle Fluß zieht sich durch ein lachendes Thal, voll des frischesten Grüns, umgürtet von dunkeln, dichten Wäldern; im Hintergrunde die Massen des Hochgebirges, über welches drei große Zacken hervorragen. Es ist das Thal von Gillemalle, ein reizender Fleck Culturland, schön wie ein Vorhof des Paradieses; sammtgrüne Reisfelder und Wiesen wechseln mit kleinen Hainen von Fruchtbäumen, welche um die zerstreuten Hütten liegen, Cocos und Arekapalmen sind vorherrschend. Das Auge ist befangen, welches Grün das üppigere und frischere, welche Baumform die schönste ist. Hoch über die Orangengärten ragen jedoch zwei blühende Talipopalmen; riesig sind ihre Kronen; die einzelnen Blätter sind 14 bis 20 Fuß große Fächer, so daß sie nicht nur als Sonnen- oder Regenschirme, sondern als ein förmliches Zelt dienen; sie wiegen sich anmuthig im Abendwinde, aus ihrer Mitte hebt sich wie ein goldenes Banner eine hohe, gelbe Spindel, die ein ganzes Blüthengebüsch von langen, aus dem Schafte abseitig ausstrahlenden goldgelben Blüthensträußen trägt. Eine friedliche Rinderheerde weidet zu unsern

Füßen; gesellige Tauben und Papageien kehren nach Hause. Wir sahen die zwei Vorberge des Piks in glänzender Abendbeleuchtung, und sie scheinen in der durchsichtigen Luft so nahe, daß man glaubt, hinüberrufen zu können. Auf allen Bergen, nah und fern, ist keine einzige Blöße zu entdecken; Alles ist dicht bewaldet. Im Walde erkennt man deutlich, selbst aus der Entfernung, zwei Vegetationsgürtel; der niedrige, wie wir später sehen werden, bis 5000 Fuß Höhe, ist glänzend dunkelgrün, und hier und da blutroth gefleckt, wie ein geschliffener Heliotrop. Diese kleinen blutrothen Flecken sind das junge Laub des Eisenholzbaumes (Mesua). Der höhere Gürtel ist ein mattes Graugrün, und verdankt seine Farbe den Eugenien und Rhododendren. Ueber Alles war ein durchsichtiger purpurner Schleier wie hingehaucht. Neben der tiefstehenden Sonne hing eine große Wolke in allen Farben des Regenbogens, ein über dem Meere fallender Staubregen, der in den untern, warmen Luftschichten augenblicklich wieder verdunstet. Wir standen von dem Zauber festgebannt, bis die warmen Farbentöne zu erblassen begannen und lange graue Streifen in fabelhafter Schnelligkeit aus dem Thalgrunde die Bergabhänge hinaufliefen. Noch glänzten die Bergspitzen in goldenem Lichte, obwohl für uns die Sonne schon untergegangen war. Doch auch oben wandelt sich das Gold in dunkles Roth, und die Spitzen, die noch wie Fackeln über Land und Meer leuchteten, sind in der Tropennacht plötzlich erloschen. Die Farben sind glänzender, aber das Abendroth ist eine flüchtigere Erscheinung als in unsern nördlichen Breiten. Die Wärmestrahlung begann unmittelbar nach Sonnenuntergang, und nach einer halben Stunde war die Oberfläche aller frei liegenden Gegenstände schon mit Thau bedeckt, der gegen Morgen wie ein leichter Regen von den Bäumen rieselte. Die Temperatur war bei Sonnenaufgang bis 16 Grad Réaumur gesunken.

Den 15. erreichten wir Palabatola, das nur 11 Meilen entfernt ist. Der größte Theil des Weges ging durch den Wald; die Stämme sind gewaltig, viele erst hoch oben belaubt, mit dichten lichtsuchenden Kronen, die dem Walde das Aussehen einer unermeßlichen Säulenhalle geben. Ein Hauptschmuck des Waldes sind außer der Mesua die Terminalien, schöne Ficusarten, Garcinien, Diospiren, Sandelholz, Pterocarpus, Ebenaceen und Sterculien. — Piperaceen und eine Menge anderer Schlingpflanzen winden sich an den Stämmen hinauf oder hängen in zierlichen Festons von den Zweigen; andere klettern von Krone zu Krone oder spannen sich wie Taue über den Weg. Balsaminen, Aaronsstäbe und Begonien, Compositen und Scrophularien bilden die niedere Vegetation. Im Ganzen blühen nur wenig Pflanzen. Grüne Tauben und Papageien fliegen in großen Schaaren auf. Eichhörnchen und behende Affen springen aus einer Baumkrone in die andere, und der weißgefleckte zierliche Axishirsch entflieht scheu in das Dickicht. Ein kleiner Trupp Meropiden fliegt nach den Waldbienen und andern Hymenopteren. Wie grüne Luftwurzeln hängen lange Schlangen (Dryinus) mit lanzenförmigem Kopfe von den Aesten, in ihrem Colorit von hellen Blättern kaum unterscheidbar, den langen peitschenförmigen Schweif um einen Zweig gewickelt. Gehörnte Cicaden (Darnis) stimmen ihre Concerte an. Von Insecten zeigen sich rothe und rothbraune Sagra mit langem verdickten Oberschenkel der Hinterfüße, metallisch glänzende grüne Buprestiden und Cetonien mit schwarzen und rothen Flecken. Am Flusse sind die Steine von Balsaminen, Begonien und Aroideen umkleidet. Unter abgefallenem Laub und Steinen verbergen sich glänzende braune und schwarze Rollasseln, Riesen im Vergleiche mit ihren europäischen Verwandten, denn sie erreichen die Länge von 2—3 Zoll, und haben zusammengerollt die Größe einer Wallnuß. Ein schwarzer schwerfälliger Tausendfuß (Iulus) von 5 Zoll Länge kriecht auf den Steinen und wie ein unbeweglicher Wächter harret ein glänzendblauer Eisvogel (Alcedo brama) mit rothem Schnabel mit Anglersgeduld auf die kleinen Welse. Von Schmetterlingen sah ich bloß einen Poliomatus, und im grünen Dämmerlichte des Dickichts schwärmende Nachtfalter (Bombyx).

Von Elephanten sahen wir keine Spur und die Landblutegel, die an andern Orten eine wahre Plage sind, waren manierlich.[1]) Was jedoch am meisten meine Aufmerksamkeit erregte, war ein ungeheurer prachtvoller Parasit, ein Baum, der in Form einer Spirale gewunden ist, und der nach allen Richtungen hin seine Aeste ausstreckend, mehrere Morgen Landes bedeckt. Wie ich es aus andern Exemplaren derselben Gattung erschließe, hat dieser Schmarotzer (Inga?) sich anfänglich um einen bedeutend dicken Baum geschlungen, seine Haftwurzeln in seine Rinde versenkt und ihn so ausgesogen. Der Träger ist lange gestorben und vermodert, so daß der Parasit jetzt die vollständige Form eines Korkziehers darstellt. Er streckt seine großen dicken Aeste wie Polypenarme mit tausend Haftorganen nach allen Richtungen hin aus, um die benachbarten Bäume zu umklammern und zu verderben. Auch an kleinen Schmarotzern ist kein Mangel, und sind sie auch unscheinbar, so werden sie doch durch die Menge ihren Trägern gefährlich. Selbst auf dem Todten sproßt dieses

parasitische Leben, und wo der Blitz einen Baum erschlagen und der Sturm oder das Alter gebrochen hat, ist die verkohlte Rinde mit wuchernder Vegetation überzogen. Vor Palabatola passirten wir eine künstliche Brücke aus Bambus; am Wasser stehen Bassia wie Weiden mit überhängenden Zweigen.

In Palabatola ist eine Wihare oder ein Tempel.[2]) Er ist, wie die cingalesischen modernen Bauwerke überhaupt, klein, niedrig und unansehnlich, weder dem Begriffe von Schönheit noch Eleganz entsprechend; die Grundfläche bildet ein Rechteck, dessen Seiten sieben und acht Schritte lang sind; er ist aus gebrannten Ziegeln gebaut, weiß getüncht, hat eine Veranda und ein vorspringendes rothes Ziegeldach, das auf rohen hölzernen Säulen ruht. Vor dem Eingange hängt eine Glocke, ganz wie die unsern, welche die frommen Pilgrime bei ihrer Ankunft anschlagen.[3]) Zur Zeit der Pilgerfahrten scheint der Tempel beleuchtet zu werden, denn in der Veranda sind viele Laternen aufgehängt. Einige sind aus Weißblech und offenbar europäisches Fabricat, die meisten sind jedoch inländisch und höchst originell; es sind von oben nach unten plattgedrückte Thonkugeln, die an der ganzen Oberfläche siebförmig durchlöchert sind. Ein großes Thongefäß mit Wasser gefüllt, dient zur Abwaschung. Fenster fehlen, wie in allen buddhistischen Tempeln. Die Wihare von Palabatola wird von allen Pilgrimen auf ihrer Fahrt besucht, denen es schon ein Vorgeschmack oder Surrogat der Freuden von Sripada ist; denn hier befindet sich eine wahrhafte Nachbildung des heiligen Fußstapfens aus Kupfer, weiß montirt. Dieser Gegenstand religiöser Verehrung liegt in einem gelb angestrichenen Palankin. Daneben steht in einem Tabernakel ein Miniatur-Buddha von achtzehn Zoll Höhe, neben welchem viele Blechlaternen, aber meist ohne Glas, aufgehängt sind. Bunte Lappen liegen und hängen umher, offenbar Opfergaben. Für eine solche halte ich auch eine Art Strohmann aus vielfarbigen Lappen roh zusammengenäht, halb Vogelscheuche halb Polichinelle. Alles ist geschmacklos und selbst höchst armselig, es trägt offenbar den Stempel des Verfalles einer Nation und ihres Cultus an sich, und ist so ganz entgegengesetzt den Ideen indischer Pracht und Herrlichkeit. Unsere Dorfkirchen mit ihren schreienden Fresken und eckigen, bemalten und vergoldeten Holzstatuen sind dagegen noch immer Kunstwerke und Muster von Eleganz.

Es gibt hier viele Herbergen für die Pilger, große offene und halboffene Bungalos. Nach ihrer Zahl zu urtheilen, muß die Menge der Pilger sehr groß sein. Die meisten Wallfahrten werden im April unternommen; im Laufe dieser Woche waren wir die einzigen Pilger. Wir hatten eine herrliche Nacht, die Gestirne glänzten in wunderbarer ruhiger Herrlichkeit, und als der Vollmond über die Berge stieg, wurde die Beleuchtung feenhaft. In den Palmen und Brotfruchtbäumen theilten sich die Lichtströme, die an den weißen Stämmen herabrannen, und der Boden begann zu glänzen und zu flimmern von tausend schimmernden Lichtern. Die glänzenden Blätter warfen wie Millionen Spiegel die Lichter zurück. Die Ruhe der Luft war vollkommen, selbst die leicht beweglichen Palmenwedel fächelten leiser, so daß der Fall jedes einzelnen Blattes und selbst der leise Flug des Caprimulgus hörbar wird, der seinen Schlupfwinkel verläßt, um mit weit aufgesperrtem Rachen Motten oder Leuchtkäfer zu fangen. Wie die Nacht weiter vorrückt, kommen einige nächtliche Thiere zum Vorschein: die große Sphinx und scheue fruchtfressende Fledermäuse von zwei Fuß Flügelweite segeln in der Luft.[4]) Nur von Zeit zu Zeit unterbricht ein Chor von Cicaden und der melancholische Schrei einer kleinen Eule die Stille der Nacht.

Palabatola liegt nicht höher als 1121 P. Fuß. Das Thermometer fiel vor Sonnenaufgang auf 14 Grad R.

Den folgenden Morgen stiegen wir rasch und auf steilem Bergpfad an, so daß wir bald aus der Nebelschicht, die sich gebildet hatte, heraustraten. Die Berggipfel lagen klar vor uns, die tiefern Thäler mit Nebel gefüllt, glichen Seen, aus denen die Hügel und Berge wie Inseln ragten. Sobald die Strahlen der höher steigenden Sonne hineinfielen, fing die ruhige Fläche an zu schweben und zu wallen, die Nebel setzten sich in Bewegung, um in höhern kältern Luftschichten oder auf der beschatteten Seite der Abhänge sich auf's Neue zu condensiren.

Wir trafen wieder eine Wihare und Pilgerherbergen. Wir begegneten hier einem Bettler; die Tempel-Parasiten bilden wohl bei allen Culten und bei allen Racen ein Garde-du-corps der Priesterschaft, an dem sie billige Nächstenliebe treibt. Eine seltene und auffallende Erscheinung aber sind sie in einer Zone, wo das geringste Maß von Thätigkeit hinreicht, die Bedürfnisse zu befriedigen. Nach zwei Stunden erreichten wir einige sehr steile Felspartien, an denen rohe Leitern aus Baumästen befestigt sind, — ein Mittel, das von den Cingalesen häufig angewendet wird, um Terrainschwierigkeiten zu übersteigen; sie umgehen sie nicht gern, ziehen die grade Richtung vor, und zeigen in der Anfertigung der Leitern eine große Geschicklichkeit: Ein paar starke lange Aeste oder junge Bäume werden niedergehauen und Kerben eingeschnitten, in welche Sprossen gesteckt oder mit Schling-

pflanzen festgebunden werden. An einer steilen Stelle von größerer Ausdehnung ist eine Treppenflucht von beiläufig hundert Stufen in Gneisfels eingehauen. Eine cingalesische Inschrift nennt den Zweck und Namen des frommen Urhebers. Große Buddhabilder sind an der Felswand eingegraben.

Die Wälder sind prachtvoll, viel schöner als die am östlichen Abhang des centralen Bergstockes, was auf Rechnung des größern atmosphärischen Niederschlages kommt; denn der Namuna kulikandi liegt ganz außerhalb der Südwestwinde. Die trockene Jahreszeit des Westens, also die gegenwärtige, ist keine absolut regenlose, sondern hat nur unregelmäßige schwache Regen. Blattfall ist sehr groß und der Boden auf unsern gestrigen und heutigen Wegen mit Blättern bedeckt; es erinnert ganz an unsern Spätherbst, wenn das Auge auf den Boden geheftet ist, erzeugt aber Verwirrung, wenn man aufwärts schauend statt dürrer Aeste eine dichte grüne Laubmasse erblickt. Derselbe Luxus und dieselbe Schönheit in den Baumformen, außer den parasitischen Großmächten auch kleine, die schwarze schon halb in Humus verwandelte Rinde mit Orchideen, Epiphiten, Farren und Pothos und Cymbiden bedeckt. Priamus und Agamemnon, nicht die Schatten der homerischen Könige, sondern glänzende Tagfalter, jagen und spielen hier friedlich in den Blättern; ihr schwebender leichter Flug contrastirt mit dem schweren summenden Fluge der Xylocopen. Nur sehr wenige Sträucher sind ganz nackt, und diese gehören weniger dem Walde als der Chinaregion an. Das Athmen ist leicht und frei in der kühlen feuchten Luft unter dem Schatten der hohen Bogengänge des Waldes. Der Weg führt mehrmals an Abgründen vorüber, die durch eine üppige Vegetation verdeckt und durch diese wohl auch für den Wanderer unschädlich gemacht werden, da der Hinabstürzende, durch die dichtgedrängten Pflanzen aufgehalten, weder weit noch schnell hinabfallen kann.

Am großartigsten ist der Felsenabsturz an der südwestlichen Wand der zwei Vorberge des Piks; er imponirt durch Steilheit und Höhe; nackte Felsen, die aus dem grünen Schlunde hervorragen, sehen aus der Ferne wie die Ruinen einer Abtei oder eines Schlosses aus. Hier ist die Grenze der Bananencultur.

Längs des Pfades liegen große kegelförmige Steinhaufen, die von den Pilgern zusammengetragen wurden. Ob sie Begräbnißstätten bezeichnen oder mit irgend einer religiösen oder historischen Erinnerung zusammenhängen, oder ob sie dem eigenthümlichen Zug des Menschen, einen bestehenden Haufen größer zu machen, ihren Ursprung verdanken, konnte ich nicht ermitteln.

Das Letztere war offenbar der Fall mit unsern Dienern. Viel vernünftiger war der Versuch einiger Pilger, die Ananas anzupflanzen. — Wir folgten dann wieder dem Kaluganga, der hier als heiliger Fluß geehrt wird. Die Buddhisten glauben, daß Buddha oben am Samanala einen Garten hatte, die Mohamedaner, daß er aus dem Paradiese komme, da er manchmal Früchte herabführt, offenbar Mundvorräthe der Pilger. Höher oben nehmen sie in seinem kalten Wasser ihre Abwaschungen vor, die mit in den Kreis der gottesdienstlichen Handlungen ihrer frommen Wanderung gehören. Seine Hauptquelle liegt in einer Höhe von 4077 Fuß.

Wir erreichten Nachmittags Diabetme; so heißt eine Oertlichkeit mit einem aus Stein gebauten großen Hause, das aber wegen der großen Feuchtigkeit aufgegeben wurde; seine Wände triefen von Wasser und waren grün von Algen und Moosen. Wir sahen wieder den Pik, der von unsern Kulis durch Kniebeugungen begrüßt wurde. Etwas höher hat man ein anderes mehr trockenes und halb offenes Haus aus Lehm und Holz gebaut. Wir bestimmten die Höhe 4797 P. Fuß; wir befanden uns an der Scheide verschiedener Vegetationen. Von hier aufwärts nehmen die Wälder einen andern Charakter an. Der Hochwald besteht meistens aus Myrtaceen, besonders Eugenien, und aus Laurineen. Die Bäume sind zwar noch groß und kräftig, die Aeste aber gedrungener; das Laub ist mehr graugrün, die Stämme meist weiß oder grau; es kommen viele Rubiaceen hier vor. Im Unterholz ist ein niederer Bambus mit zierlichen kleinen Blättern sehr häufig. Eine besondere Zierde werden nun die baumartigen Farren (Alsophila), die überall in den Schluchten und Bächen stehen. Es ist keine Palme im Kleinen, sondern von verschiedenem Typus. Die Kronen sind groß, fast zu schwer für den Stamm, wenn nicht die gefiederten Blätter so leicht wären. Vögel werden seltener. Ich fand mehrere Landkrabben, welche in Löchern und unter Steinen leben. Die Quellentemperatur ist verhältnißmäßig niederer als auf der Ostseite der Insel, 16,5 Grad R. Ebenso die Bodentemperatur, was nicht wundern darf, da mit der Zunahme der Regenmenge unter gleicher Breite und Bodenerhebung die mittlere Jahrestemperatur abnimmt.

Im Mondschein sieht die blasse Schönheit des Eugenienwaldes verklärt aus; schon am Tage grau, sehen Blätter und Stämme vom Monde beschienen weiß aus, selbst die untern Blattflächen werden von dem durch die Baumkronen tropfenden Lichte versilbert.

Wir fanden die Nacht empfindlich kalt und unsere Flanelljacken und einfachen Wolldecken wenig ausreichend für unsere durch mehrmonatlichen Aufenthalt im Tieflande verwöhnte Haut. Wir schliefen wenig vor Kälte, obschon das Thermometer nur unter 11 Grad sank. Außer dem Hause war es vor Feuchtigkeit nicht auszuhalten, zudem hatten wir kein trockenes Holz. Wir verließen daher sehr früh und mit Vergnügen unser Lager. Wir stiegen rasch in die Höhe und fanden auf einer kleinen noch beschatteten Grasfläche, in 6034 Fuß Höhe, Reif. Höher aufwärts werden die Eugenien niedriger, aber dicker und knorriger, die Verzweigung ist eckig. Daneben erscheint eine Gordonia, mit rothen camelienartigen Blüthen, Rhododendren mit großen purpurrothen Blüthen.*) Statt der Lianen der tiefern Region hängen hier lange graue Usneen wie lange Bärte von den Zweigen. Die Stämme sind mit Orchideen, Farren, Flechten und Moosen und Jungermanien bedeckt, und das Wasser sickert überall durch, steht in großen Tropfen und erhöht die Frische des Waldes. Der oberste Theil des Berges bildet einen isolirten Kegel aus Gneis. Der Fußpfad ist stellenweise in den Felsen gehauen und oft so steil, daß man wie auf einer Leiter hinaufklimmt. Er ist ganz ungefährlich für einen geübten Bergsteiger und verursacht höchstens dem ungeübten Bewohner der Ebene einige Befangenheit, selbst Damen sind in neuester Zeit anstandslos auf den Gipfel gelangt. Das Fortkommen wird wesentlich erleichtert durch lange eiserne Ketten, die am Boden liegen und in großen eisernen Ringen hängen, an die man sich anhält. Ich bewunderte die Kulis, welche unser Gepäck auf dem Kopfe trugen und daher die Ketten nicht anfassen konnten und dennoch sicher und leicht hinwegschritten. Trotz der steilen Böschungen des Kegels ist die Verwitterung des Gesteines doch so stark, daß der größte Theil mit Ausnahme weniger nackter Klippen bewaldet ist. Ungefähr zwanzig Fuß unter dem Gipfel ist ein kleiner ebener Platz wie eine vorspringende Terrasse. Auf ihm steht ein steinernes Haus, welches zur Zeit der Wallfahrten den Priestern zur Wohnung dient. Wir fanden darin zwei pritschenartige Betten aus Bambus und Baumzweigen, und beschlossen, da es uns hinreichende Sicherheit gegen Regen und Wind gewährte, es zum Nachtquartiere zu machen. Kaum waren unsere Instrumente auf den Boden gestellt, so beeilten sowohl wir als unsere Diener uns, den Gipfel zu ersteigen. Der oberste Theil ist nackt, und trägt eine ganz kleine ungefähr 6 Quadratklafter große, mit einer 5 Fuß hohen Mauer umgebene Fläche, in deren Mitte sich die Kaba der Buddhisten befindet, ein kleiner offener hölzerner Tempel, ein auf sechzehn hölzernen Säulen ruhendes Dach. Das Ganze ist so leicht und gebrechlich, daß es der erste heftige Monsum hinunterblasen würde, wenn nicht die Priester Vorsorge getroffen hätten, den Tempel zu befestigen. Von jeder Säule geht eine lange Kette zu den etwas tiefer unten stehenden Rhododendren, so daß das Ganze aussieht wie ein Schiff, das an seinen Kabeln liegt, oder ein Luftballon, der schon mit Wasserstoffgas gefüllt, specifisch leichter ist als die Luft, und den man anbindet, um sein Auffliegen zu verhindern. In der Mitte des Tempels ist der heilige Fußstapf; es ist eine rohe Vertiefung von ungefähr zwei oder drei Fuß Länge, der man durch Nachhilfe mit Meißel und Mörtel eine Aehnlichkeit mit einer menschlichen Fußspur zu geben versucht hat. Die Bestrebungen, dem Wunder etwas nachzuhelfen, sind naiv und handgreiflich, aber unnöthig, da die gläubige Phantasie sehr elastisch ist. Die Zehen hat man durch Mörtel nachzubilden gesucht.

Die Aussicht ist wunderbar groß und schön. Der ganze östliche Horizont ist von dem hohen ewig grünen Waldberge des centralen Landes begrenzt. Gegen Nordwesten verschwimmt das Land der nördlichen Provinzen in nebelhaften Umrissen.

Zu unsern Füßen liegt ein grünes Blättermeer, in dem die Hügel die Wellen vorstellen. Der ganze Saftrayon mit seinen Flüssen ist wie ein grüner Teppich, von einem silbernen Flußnetze durchzogen, dessen Hauptader der Kaluganga ist. Das Auge verfolgt seine vielen Windungen, bis er sich am westlichen Horizonte verliert. Dort blinkt ein schmaler Streifen, wie ein Silberblick zwischen dem grünen Lande und des Himmels tiefem Blau; es ist der Ocean. Im Süden glänzt ein zweiter Spiegel, der Salzsee von Hambantotte. Das Auge wandert trunken von Stelle zu Stelle, auf keiner lange verweilend und jede folgende immer schöner findend als die vorhergegangene. Es liegt eine Fülle und Gewaltigkeit in der räumlichen Continuität der Vegetation zu unsern Füßen, die überwältigend ist. Um uns die blühenden Rhododendren, die Schwestern unserer Alpenrose, von einem mildern Himmel zum Baum gezogen, darunter der graue und schwarze Gürtel der Wälder. Die Färbung der Blätter des Alpenwaldes ist greller, rothe und gelbe Flechten bedecken die Stämme und selbst die steifen Lederblätter. Die Mannigfaltigkeit der Bergformen, die doch alle in sanften

*) Das erste Rhododendron sahen wir bei 6145 P. Fuß.

wellenförmigen Umrissen erscheinen, wie die indischen Bildhauerarbeiten; die verschiedenen Details der Bodengestaltungen, die am Mittag unter der senkrecht stehenden Sonne deutlicher hervortreten; die Abwesenheit des störenden Eindrucks menschlicher Wohnstätten, denn die unten liegenden Dörfer sind in ihre Frucht- und Palmenhaine vergraben; die Ruhe der Luft und die angenehme Temperatur, der ungetrübte Waldfrieden; Alles wirkt so harmonisch zusammen und verwischt alle grellen Dissonanzen, daß es ein Bild liefert, welches an reiner Schönheit nicht seines Gleichen hat. Mangelt auch der erhabene tiefe Ernst, wie ihn ein nordischer Himmel und nackte phantastische Bergformen, und die Mannigfaltigkeit, welche die Objecte im europäischen Culturlande bieten; so liegt dagegen hier in den Bergformen eine weibliche Weichheit und in der Fülle der Vegetation eine Schönheit, wie wir sie anderswo vergeblich suchen. Hatten daher die buddhistischen Priester nicht Recht, Wallfahrtsorte an reizend gelegene Punkte mit weiten Fernsichten zu verlegen, und den Stifter ihrer Religion an einem Orte verweilen und zum Himmel steigen zu lassen, wo die Erde geschmückt wie eine junge Braut den ganzen Glanz und Reichthum ihrer Schönheit entfaltet? Nach ihrer Legende rührt der Fußstapf von ihm, als er zum letzten Male die Erde berührte und aufstieg nach seinen Himmelsreichen, wo er auf dem Lotus thront, dem Symbole des Schaffens und Erzeugens.[5])

Der Samanala-Gipfel ist nicht nur der räumliche Mittelpunkt der religiösen Idee des Buddhismus, sondern dieser heilige Boden eines alten Cultus äußerte seine Anziehungskräfte auch auf die Anschauungsweise der benachbarten Religionssysteme ungeachtet der verschiedenen dogmatischen Grundlagen; denn die Neigung zum Wunderbaren ist ein vorstechender Zug im Leben der Menschheit, von der uns nicht einmal die Philosophie völlig befreit, daher von um so größerm Einfluß auf die wunderliebende Welt des Orients, und die Wallfahrten verschiedener Religionsbekenner haben im Glauben an die Intervention von Genien und intermediären mythischen Persönlichkeiten ihren Grund, der im Morgenland allgemein verbreitet und von dort auch in's Abendland gebracht wurde.

Der Pik wird nicht nur von den Singalesen, sondern auch von den Siamesen häufig besucht. Auch diese sind Buddhisten und der Priesterstand beider Länder steht in innigem Verkehr, und es kommen jährlich einige Schiffe mit Pilgern aus Siam herüber. Dieser Wallfahrtsort steht aber auch in hohem Ansehen bei den Verehrern Bramah's, die Buddha als eine Incarnation Wischnu's betrachten. Auch Mohamedaner kommen häufig hierher; hier ist es, wo ihr großer Reisender Iben-Batuta in seiner Extase die Pforten des Paradieses offen sah und die Quellen der wasserreichen Gärten rieseln hörte, sie sehen aber in dem Fußstapfen die Fußspur Adams, der nach dem Sündenfalle aus dem Paradiese verjagt, zur Strafe hierher gebannt wurde, wo er einige tausend Jahre auf einem Fuße stehen mußte, während Eva auf einem Berge Arabiens büßte, „bis Allah sie in seiner Allerbarmung wieder vereinigte." Um die Fußspur wird zur Zeit der Wallfahrten ein kostbares mit Edelsteinen verziertes Gehäuse gelegt. Die Pilger kommen zur Zeit der Wallfahrten schaarenweise herauf, häufig selbst des Nachts, da man die Nachtfahrt als ganz besonders verdienstlich zu betrachten scheint. Es muß einen schönen Anblick gewähren, einen langen Zug von Pilgern, jeden mit seinem Lichte wie Glühwürmer den steilen Berg heraufklimmen zu sehen. Haben sie ihre Gebete, Opfer und Abwaschungen verrichtet, so werden sie dann allsogleich von den Priestern hinuntergeschickt. Diese verbreiten den Glauben, daß kein Sterblicher lange oder gar über Nacht auf dem Pik verweilen könne, und als vor 25 Jahren die ersten Engländer den Berg besteigen wollten, versuchten sie alles Mögliche, sie davon abzuhalten; offenbar um die Mysterien nicht in Mißcredit zu bringen. Unterhalb des Tempels fast in gleicher Höhe mit der Priesterwohnung, aber auf dem entgegengesetzten Abhange ist eine kleine Wassersammlung, welche die Cingalesen mit dem Ehrentitel einer Quelle belegen, die aber Nichts weiter als ein kleiner Pfuhl von Regenwasser ist. Da ich das Wasser voll mikroskopischer Pflanzen sah, nahm ich mir vor, den Inhalt näher zu untersuchen.

Um den Tempel herum fanden wir auch hier Lappen von Baumwollstoffen aufgehängt. Unsere Diener vermehrten dieselben noch durch Stücke unserer abgetragenen Beinkleider, die sie sich wahrscheinlich zu diesem Zwecke schon in Ratnapura erbeten hatten. Außerdem legten sie Blumen, die sie auf dem Wege gesammelt hatten, zu offenbarer Beeinträchtigung unsers Herbars auf die Stufen des Tempels und schlugen an die Glocke.

Die Vegetation besteht aus Alsineen, Hahnenfuß, Solidago, Pedicularis und andern europäischen Arten, die uns Flora hier mit Melastomen u. a. geboten hatte.

Nachdem wir an den Abhängen herumgeklettert waren, und unsere Diener ihre Opfer und Gebete beendet hatten, trafen wir Anstalt für unsere Mahlzeit, die wie gewöhnlich aus Reis, Kuri und einem Huhn be-

stand. Wo die Phantasie ein solches Festessen findet wie das Panorama des Piks, begnügt sich der Magen mit Wenigem. Die Hühner waren schon in Diabetme geschlachtet und gereinigt worden, um nicht den heiligen Bezirk durch das Blut der Thiere zu beflecken und dadurch Aergerniß zu geben.

Der Pik ist äußerst arm an Thieren; mit Ausnahme von einigen Käfern sah ich nur eine Eidechse (Calotes), einen schwarzen Raben mit gelbem Schnabel und Füßen (Corvus candianus) und einige unvermeidliche Mainas. Der Rabe war stimmlos, was mein Diener Cornelius auf Rechnung des heiligen Fußstapfen brachte. Das Wasser unter dem Gipfel wimmelte von mikroskopischen Thierformen. Ich fand über zwanzig, die aber auch mit wenigen Ausnahmen in der Gegend von Galle und Ratnapura vorkommen.

Ich hatte mein Instrument in der Nähe der Quelle aufgestellt und war eben in den Nervenknoten eines großen Notommata vertieft, als ich durch einen „Salam," den bekannten mohamedanischen Gruß, gestört wurde. Es war ein Malaie, der zur Quelle ging, um seine Abwaschung vorzunehmen und dann am Sripada seine Andacht zu verrichten. Er that dies Alles in der tiefsten Devotion und begab sich in größter Eile wieder den Berg hinab.

Ich konnte meine Arbeiten nicht lange fortsetzen, denn meine Aufmerksamkeit wurde gegen meinen Willen durch die Pracht der Umgebung abgelenkt, und während das eine Auge auf dem Instrumente war, wanderte das andere über Berge und Thäler. Von Mittag an beschränkte sich die Fernsicht von Zeit zu Zeit. Die aus dem heißen Tieflande aufsteigenden Dämpfe condensirten an den Seiten des Bergstockes zu Nebeln, die sich allmälig zu großen Wolken zusammenballten und uns gegen 3 Uhr völlig einhüllten. Von da an begann ein leichter Wind, der die Wolkenschleier zerriß, so daß wir wie durch große Fenster in die Ebene hinabsehen konnten. Vor Sonnenuntergang waren alle gefallen, bis auf wenige Haufwolken am Horizonte.

Der Sonnenuntergang war des Ortes und der Scenerie würdig. Wir hatten Gelegenheit, wieder recht die Schnelligkeit zu bewundern, mit der Tag und Nacht hier wechseln. Wir standen im Tempel und genossen noch das volle Sonnenlicht, als plötzlich die Ebenen unter uns wie unter einer schwarzen Decke verschwanden. Doch auch für uns sank die Sonne bald in's Meer, ein intensives aber flüchtiges Abendroth hinter sich lassend. Nach Sonnenuntergang wurde es empfindlich kühl. Wir zogen uns ermüdet und von den Eindrücken überwältigt in die Priesterwohnung zurück, wo wir bald alle Ursache hatten, den Comfort buddhistischer Priester nicht hoch anzuschlagen. Ich glaube, diese frommen Männer thun auf diesen Betten Pönitenz und tödten ihr Fleisch. Unglücklicherweise waren diese Lagerstätten auf einen so kleinen Raum reducirt, daß auch nicht daran zu denken war, unter ihnen zu schlafen. Morgens waren wir vor Sonnenaufgang auf der Spitze, die wolkenfrei war. Wenige hundert Fuß unter uns war eine große weiße dicke Wolkenschicht. Als die Sonne am Horizont erschien, warf der Pik seinen riesigen Schatten darauf wie auf ein großes weißes schwebendes Tuch. Seine Außenlinien so wie die unsers Schattens und des Tempels waren mit einem schmalen Saume der Regenbogenfarben umgeben. Offen, wolkenfrei im Osten glänzten die Salzseen von Hambantotte wie rothglühende Metallspiegel. Als die Sonne höher stieg, lösten sich die Wolken in der schnell erwärmten Luft auf und wir hatten schon in einer halben Stunde eine Aussicht, nur hie und da hingen einzelne Reste wie weiße Bänder an den Vorbergen oder wie dünne Schleier über dem Kaluganga.[6]) Der Tag war eben so schön als der vorhergegangene. Der Himmel hing bis Mittag wie eine dunkelblaue Glocke über uns; die Luft war ruhig und trocken; die Wärme erreichte ihr Maximum von 17 Grad im Schatten der Bäume. Nach 12 Uhr begann dasselbe Wolkenspiel wie den Tag zuvor.

Die Höhe des Samanala ist nach einem Mittel von sechs Messungen 6953 P. Fuß.

Für den aus dem Abendlande kommenden Seefahrer ist der Samanala eine weit hin sichtbare Landmarke. Er wird von der ganzen Westküste aus während des Nordostmonsums fast zu allen Tagesstunden gesehen, denn dann ist er wolkenfrei; während des Südwestmonsums aber ist er nur selten und nur in den Morgenstunden sichtbar. Denn in jener Zeit, welche die der Regen für den Westen der Insel ist, häufen die Winde die Wolkenmassen um seine Hänge und seinen Gipfel. — Ich werde nie den Eindruck des ersten Anblicks aus den Zimmtgärten und Palmenhainen von Colombo vergessen, von wo er, obwohl noch sehr entfernt, in seinen Hauptumrissen sichtbar ist. Von dem hochgelegenen Newara-Eliia ist nur sein Gipfel sichtbar — ein spitziger blauer Kegel über den grauen alpinen Myrthenwäldern, welche das Grasland einrahmen. Wieder in anderer Gestalt erscheint die südliche Ansicht von dem verfallenen Fort von Ratnapura.[7])

---

[1]) Elephanten sind auf der ganzen Insel häufig. Ihre Zahl wächst mit der Entfernung von menschlichen Wohnungen und der Unzugänglichkeit der

Wälder. Eine Gesellschaft Engländer hatte in vierzehn Tagen vierunddreißig geschossen.

Eine weit ärgere Plage als Elephanten und andere wilde Thiere sind die kleinen Landblutegel. Die Sage von Vampyren wird durch sie eine Wahrheit. Ihre ungeheure Zahl wiegt die Kleinheit auf; diese (sie sind nur 3 — 4 Linien lang und 1/2 Linie dick) erleichtert ihnen das Durchkriechen durch die Maschen der Strümpfe und des Leinenzeuges. Sie bewegen sich mit großer Schnelligkeit oft spannmessend und selbst springend. Sie haben eine scharfe Witterung und stürzen sich aus dem Grase auf ihre Opfer und lassen sich von den Blättern der Bäume herabfallen. Selbst den Vögeln kriechen sie in die Nasenlöcher. Europäer schützen sich durch lederne oder wollene Strümpfe, die über die Beinkleider gezogen und am Knie sehr fest gebunden werden müssen. Man schützt sich dadurch wohl gegen die am Boden, aber nicht gegen die von den Bäumen fallenden. Ihre Bißwunden sind nicht giftig, wie oft erzählt wird, sondern werden nur bei großer Zahl oder falscher Behandlung durch die lange dauernde Eiterung gefährlich. Sie sind vorzüglich im Süden, Westen und im Bergland der Insel bei 4000 Fuß Höhe. Ritter von Fridau fand sie im Osten noch am Modanuraberge. Das Erscheinen dieser Thiere, die von ihren Verwandten durch den Aufenthaltsort sich so nachtheilig unterscheiden, ist nicht auf Ceylon beschränkt. Aehnliche Arten kommen auf den Sunda-Inseln, den Philippinen (Hirudo talagalla in den Wäldern in 1000 — 1200 Fuß Höhe), in den Nilgerris und im Himalaya, wo sie Hooker bis über 10,000 Fuß hoch fand, vor. Ebenso ist die geographische Verbreitung dieser Gruppe für Südaustralien und die südlichen Wälder von Chili constatirt. Sie ist demnach vorwaltend exotisch, aber nicht ausschließlich: denn eine der europäischen Mittelmeerregion angehörige Form (Trochetia subviridis) geht des Nachts aus dem Wasser auf das feuchte Land, um Regenwürmer zu jagen. Grade so wie die exotische Gruppe der Land-Plattwürmer auch bei uns einen Repräsentanten hat (Planaria terrestris).

[2]) Wiharas sind die viereckigen, oft halboffenen Tempel, in welchen Buddhastatuen oder Götterbilder, die dem brahmanischen Mythus angehören, und oft beide aufgestellt sind, da die Lehren beider Culten in Ceylon oft in einander fließen und sich ergänzen. Diese Tempelform ist verschieden von der Dagoba, welche eine solide kuppelförmige Steinmasse ohne innere Räumlichkeit ist und dem Buddhismus ausschließlich angehört.

[3]) Dies Anschlagen ist nach ihrer naiven Meinung nöthig, um die Gottheit von ihrem Gebet und Opfer in Kenntniß zu setzen. Ein ähnliches Anmelden der Devotion durch Glockenzeichen findet selbst noch an der östlichen Grenze des Buddhacultus Statt, denn W. Heine berichtet Aehnliches aus Japan.

[4]) Pteropus Edwardsii ist die größte bis jetzt auf Ceylon gefundene Fledermaus, sie mißt in der Flugweite vier Fuß. Sie beschädigen sehr die Fruchtbäume der Eingeborenen.

[5]) Buddha's Himmelfahrt vom Samanala ist nur eine Sage, die sich auf frühere Buddhas bezieht. Der letzte, der historische, war Buddha-Gutama, der 500 Jahre v. Chr. im hohen Alter in Indien eines natürlichen Todes starb.

[6]) Kalu-ganga bedeutet schwarzer Fluß. Er führt immer, wie alle aus bedeutenden Höhen kommenden Flüsse Ceylons, große Mengen erdiger Theile, die sein Wasser undurchsichtig machen. Im Schatten seiner dichten Uferwälder erscheint er sehr dunkel.

[7]) Der allgemeine Name, den ihm die Cingalesen geben, ist Samanala, nach der auf seinem Gipfel eingehauenen Fußspur aber auch Sri Pada, d. h. der heilige Fuß. Von dem englischen Residenten wird er Adamspik oder Pik schlechtweg genannt.

Literarisches.

Grundriß der Physik nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte von Spiller. Triest 1857.

Obwohl dieses Compendium an der Stirn nicht die Bezeichnung „zum Selbstunterricht" trägt, so eignet es sich dennoch ebensowohl für diesen, als auch für die Schule selbst. Zudem ist in demselben ungeachtet seiner richtig abgemessenen, gedrungenen Kürze den Fortschritten der Physik ganz und gar Rechnung getragen.

Unter der Abtheilung: „Elektricität" weist der Verfasser darauf hin, daß „die Fähigkeit der absoluten Leitung und Nichtleitung eigentlich kein Körper besitze, sondern daß es nur schlechte Leiter in verschiedenen Abstufungen gebe;" diese Nüancirungen hätten etwas stärker hervorgehoben werden können. So wäre erläuternd hinzuzufügen, daß das Eis bei einer Temperatur von 12° — 20° unter Null ein sehr guter Isolator ist, — wie z. B. Acharel in Berlin eine sehr wirksame Elektrisir-Maschine aus Eis verfertigte, — und daß Wasser hingegen, ja schon Eis, wenn es sich dem Nullpunkte nähert, einen Leiter abgibt; so ist desgleichen Wasser in Luftgestalt und kochender Wasserdampf im Innern des Kessels isolirend, und der aus dem Innern des Kessels tretende, weiß erscheinende Rauch wieder leitend. So erscheint ferner harziges Kiefernholz im Längschnitt als Leiter, und im Querschnitt als Isolator; halbseidenes Zeug im Querschnitte aus dem Stücke als Leiter, im Längschnitte als Isolator. — Die Symmetrie der Augen wird durch die Horopter-Stellung derselben vermittelt, wodurch dann auch sowohl das einfache als auch das körperliche Sehen z. B. bei den Stereoskopen erklärt wird. Der Verfasser scheint hier der Brücken'schen metaphysischen Theorie zu folgen, nach welcher jede Zeichnung in den Stereoskopen nur mit einem Auge gesehen wird und die verschiedenen Eindrücke zu einem einzigen sich ergänzen. Diese Andeutungen unter andern. Wir wünschen übrigens diesem vortrefflichen Lehrbuche eine verdiente weite Verbreitung.

Dritte Abtheilung.

Der Bildhauer Wilhelm Achtermann.

Von

J. A. Moriz Brühl.

Wilhelm Achterman ist zu Münster am 15. August 1799 geboren. Der Vater, ein Tischlermeister, gab den Knaben zu einem kinderlosen Oheime von mütterlicher Seite, einem wohlhabendeu Bauer unweit Münster, weil derselbe sich geneigt erklärte, das Anwesen auf den Schwestersohn zu vererben. Er hielt diesen jedoch nicht besser als Bauerkinder, zumal arme, gehalten zu werden pflegen; der Junge mußte anfangs Gänse hüten, rückte dann zum Schweinehirten vor, und erhielt den dürftigsten Unterricht in der Schule des Pfarrorts Gimpte. Daß er, wenn er mit den Thieren auf dem „Kamp" war, sich mit Holzschnitzen beschäftigte, es darin bald zu einer bemerkenswerthen Fertigkeit brachte, muß in den Augen des Ohms, der ein Prachtexemplar eines starren beschränkten münsterländischen „Ehrfesters" gewesen zu sein scheint, nicht als berücksichtigungswerth gegolten haben, wenigstens ward der Knabe und angehende Jüngling mit Strenge zu jeglicher ländlichen Arbeit angehalten. Uebrigens sagte diesem auch solche Lebens- und Beschäftigungsweise vollkommen zu; er ward ein fleißiger und einsichtsvoller Knecht, der ein tüchtiger Ackerwirth zu werden versprach. Aber eben hatte er das 17. Lebensjahr erreicht, als der Oheim plötzlich starb, und zwar ohne durch eine letztwillige Verfügung sein Versprechen, den Neffen zum Erben einzusetzen, ausgeführt zu haben. So machte eine andere Verwandte ihre Ansprüche geltend, welche der junge Achtermann ohne Erfolg bestritt. Der Proceß ward gegen ihn entschieden und die Kosten des Rechtsstreits zehrten nicht nur seine kleinen Ersparnisse von dem beim Oheim verdienten Lohne auf, sondern stürzten ihn auch noch in eine für seine Verhältnisse erhebliche Schuldenlast. So verbrachte er als Knecht noch eine traurige Reihe von Jahren, bis er endlich in halber Verzweiflung zu dem Entschlusse kam, schon 28 Jahre alt, das Handwerk des Vaters bei demselben zu lernen. Aber im Vaterhause fand auch der nie erloschene künstlerische Drang endlich Gelegenheit, sich zu bethätigen. Der alte Tischlermeister sollte nämlich einen Orgelkasten für eine Dorfkirche machen und der Sohn fertigte heimlich eine dazu passende Bildhauerarbeit. Er zeigte dieselbe erst vor, als sein dringendes Bitten, ihm diese Arbeit anzuvertrauen, kein Gehör fand. Was er außerdem vorlegen konnte, befriedigte nicht bloß den Vater; es erregte großes Aufsehen. Und als auch der Oberpräsident v. Vincke von den Leistungen des ungeschulten dreißigjährigen Tischlerlehrlings und Ackerknechts Kunde erhielt, beschloß er in seiner bekannten Art, rasch und entschieden einzugreifen, wo ihm ein Eingreifen werth und noth dünkte, diesem Talente wo möglich die Mittel und Wege zu erschließen, sich geltend zu machen. Er ließ den jungen Mann zu sich entbieten und gab ihm den Auftrag, einige Arbeiten zu fertigen, um durch deren Sendung nach Berlin den Versuch zu machen, eine Staatsunterstützung behufs weiterer Ausbildung für ihn zu erlangen. Binnen kurzer Frist legte Achtermann dem Oberpräsidenten ein Crucifix, einen kleinen Amor auf einem Löwen reitend

und ein Blumenbouquet vor. Bei den Kennern in Münster und dann in Berlin erregten diese Holzschnitzereien großes Interesse. Und da jetzt auch in ganz unerwarteter Weise die Verwandte, mit welcher der unglückliche Proceß geführt worden, sich versöhnt erwies, die Schulden Achtermann's bezahlte und ihn sogar mit Reisegeld versah, konnte er getrosten Muthes die Reise nach der Hauptstadt antreten. 31 Jahre alt, traf er daselbst im October 1830 ein; aber sein Empfang war geeignet, die gehegten Hoffnungen rasch niederzuschlagen. Die Vorsteher der Akademie erklärten ihn wegen seines vorgerückten Alters und bei dem gänzlichen Mangel an Vorbildung für ungeeignet zur Aufnahme in dieselbe, und fügten zugleich den wohlgemeinten Rath hinzu, sobald als möglich heimzukehren, ohne an das Betreten der Künstlerlaufbahn zu denken. Inzwischen war aber auch Achtermann's Beschützer, der alte Vincke, nach Berlin gekommen und erwirkte ihm aus Staatsmitteln eine jährliche Unterstützung von 150 Thalern auf zwei Jahre; die Vaterstadt bewilligte die gleiche Summe. Vincke blieb dabei nicht stehen. Da die Aufnahme als akademischer Schüler statutenmäßig verweigert war, verschaffte er Achtermann die Vergünstigung, in den Kunstwerkstätten Rauch's und Tieck's zu arbeiten, auch den an der Akademie gehaltenen Vorträgen über Anatomie, Osteologie und Zeichnenlehre, als Hospitant

Wilhelm Achtermann.

beizuwohnen. Zugleich nahm sich seiner ein Landsmann, der Geheimerath Schmedding, an, der sich herbeiließ, ihm in den Elementarfächern nachhelfenden Unterricht zu ertheilen. Mit eisernem Fleiße seinen Studien obliegend, lieferte der Kunstjünger schon nach etwa einem halben Jahre eine Arbeit, die ihm das erste Honorar eintrug, eine aus Holz geschnitzte Engelfigur, wofür ihm die Pfarrkirche Reinickendorf 100 Thaler zahlte. Unter mühseligen Arbeiten und Studien verflossen so die zwei Jahre, für welche Unterstützung bewilligt war. Die Weiterbewilligung der Stipendien stand nicht in Aussicht und auch die Seitens der Vorstände der Akademie gewährte Vergünstigung ward zu-

rückgezogen. In dieser Noth kam es Achtermann zu Statten, daß er ein tüchtiger praktischer Agronom war. Er hatte nämlich Gelegenheit gefunden, an dem in der Mark üblichen Pfluge eine Verbesserung vorzuschlagen, von welcher ein bedeutender Landwirth, Graf v. Schlippenbach, vernommen. Dieser lud Achtermann zu sich ein und veranlaßte ihn, einen Pflug anzufertigen, der beim Probepflügen auf einem landwirthschaftlichen Fest in der Uckermark allgemeine Anerkennung fand.

Dies hatte denn auch zur Folge, daß Achtermann jetzt auf Grund seiner agronomischen Leistungen vom Geheimerath Beuth in das Gewerbeinstitut aufgenommen wurde, und als Schüler desselben ward ihm dann die Unterstützung von 300 Thalern auf ein weiteres Jahr bewilligt. Sein Hauptziel, die künstlerische Ausbildung, verfolgte er dabei mit unablässigem Eifer, und so fertigte er in dieser Zeit einen Bischofsstuhl für die Domkirche in Münster, der die Aufmerksamkeit des Königs und des Prinzen Karl auf sich zog. Aber das Jahr, für welches er im Gewerbeinstitute Aufnahme gefunden, ging gleichfalls zu Ende, und nun schien es, als sollte Achtermann nichts Anderes übrig bleiben, als in die Tischlerwerkstatt des alten Vaters oder zum Pfluge zurückzukehren. Doch der zähe Westphale ließ sich durch Nichts abschrecken. Kümmerlich lebte er auf einem Dachstübchen vom Ertrage kleiner Holzschnitzereien, versuchte sich auch jetzt im Modelliren, in Steinsculpturen sogar; aber bei allem Fleiße, bei aller Genügsamkeit mußte er doch, jetzt ohne alle Unterstützung, in Schulden gerathen, und er kam in eine Lage, die es ihm fast wünschenswerth, aber kaum für möglich erscheinen ließ, mit Ehren Berlin zu verlassen. Da trat wieder eine ganz unerwartete Wendung seines Schicksals ein. Er erhielt vom Minister Schuckmann, als Anerkennung seiner sich sehr bewährenden Verbesserung der Ackergeräthe, die für seine Verhältnisse große Summe von 200 Thalern. Solche überraschende Hilfe, die er geneigt war, dem unmittelbaren Eingreifen der göttlichen Vorsehung zuzuschreiben — der fromme Achtermann erinnert in seinem rührenden Gottvertrauen wie in seinen merkwürdigen Lebenskämpfen an seinen Landsmann Jung-Stilling — flößte ihm wieder den freudigsten Muth ein. Er richtete sich eine Werkstätte in einem kleinen Gartenhause ein und arbeitete unverdrossen, sich jetzt vorzugsweise mit der Technik der Steinbildnerei beschäftigend.

Ein Modell eines Crucifixes fand beifällige Beurtheilung, und in Folge dessen führte er es lebensgroß in Sandstein aus. In der Vorhalle der katholischen Kirche zu Berlin ausgestellt, machte das Werk Aufsehen und ward, wenn wir nicht irren, für eine Landkirche bei Warendorf in Westphalen für 300 Thaler angekauft. Die katholische Kirchenverwaltung zu Berlin gestattete ihm nun, seine Werkstatt auf der Balgentreterkammer der Kirche aufzuschlagen, und da Schadow selbst sich anerkennend über jenes Werk ausgesprochen, liefen nun mehrfache Bestellungen auf Crucifixe ein. Hochgestellte Kunstfreunde wurden aufmerksam auf diese eigenthümliche Erscheinung, so Fürst Radziwill, Radowitz; und Professor Bethmann-Hollweg dachte hochherzig genug, dem strebsamen Manne die Ausführung seines Crucifixes in Marmor aufzutragen. Achtermann faßte sofort diese Bestellung als einen Befehl der göttlichen Vorsehung auf, sich in die Heimath der Kunst, nach Italien, zu begeben, wohin jetzt sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet war. Der edelsinnige Besteller gewährte bereitwillig den erbetenen Vorschuß, um die Arbeit in Carrara anzufertigen. Im August 1838 zog Achtermann nach Italien und im folgenden Frühling war die Arbeit in Carrara vollendet. Er war nun frei und eilte nach Rom, wo er im Juni 1839 eintraf, ohne Empfehlungen und mit geringen Geldmitteln, wie er einst nach Berlin gekommen war. Aber er hatte daselbst in rauher Schule seine Kräfte erprobt und ein unerschütterliches Vertrauen auf den Himmel, auf die wunderbare Kraft redlich ernsten Strebens gewonnen. Dieses Vertrauen ward auch nicht zu Schanden.

Ueber die erste schwere Nothzeit half ihm die Unterstützung eines edeln Priesters, des Domcapitulars Thommes aus Namur, hinaus, der ihm nach und nach 1500 Franken zinslos vorstreckte. Zunächst machte er sich an eine Umarbeitung seines Crucifixes in Marmor, und erhielt dafür vom Fürsten Aldobrandini 5500 Franken. Von seinen folgenden Arbeiten seien nur ein h. Georg, eine Kreuzigung, sodann eine kleine Pietà-Gruppe genannt, welch letzteres Werk Lord Granville für 1000 Scudi in Marmor ausführen ließ. Der Domcapitular (jetzt Dombechant) Dr. Krabbe aus Münster sah dieselbe im Atelier Achtermann's und gab die Anregung, daß die Gruppe in größerm Maßstabe für den Dom zu Münster bestellt wurde. Freiwillige Zeichnungen brachten die Kosten auf, die sich auf etwa 7000 Thaler beliefen. Zwischen 1845 und 1849 ward diese durch vielfältige Abbildungen bekannte schöne Gruppe — in welcher insbesondere der Ausdruck im Antlitz der den Leichnam des göttlichen Sohnes auf dem Schoße tragenden Maria von unaussprechlich rührender Wirkung — ausgeführt und im Juli 1850 ward dieselbe unter des Künstlers Leitung im Dome aufgestellt. Bei diesem Anlaß, wo Achtermann nach 20jähriger Ab-

wesenheit die Vaterstadt wiedersah, ward ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen. Zugleich erhielt er auch den Auftrag zu einem noch großartigern Sculpturwerke, das er bereits modellirt hatte, zu einer Kreuzabnahme nämlich, welche, aus fünf Figuren bestehende, Gruppe fast achtjährige Arbeit erforderte. Dieses Werk ist am Bestimmungsorte angelangt und hatte abermals den Meister zu kurzem Aufenthalte — denn er sehnte sich nach Rom zurück, wo er, nur seiner Kunst und sonst ziemlich einsam lebend, eine zweite Heimath gefunden — unter uns zurückgeführt.

Es ist indessen über die definitive Aufstellung der Sculptur kein Beschluß gefaßt worden. Größe und Umfang der Gruppe, aus einem Marmorblock von 16- bis 18,000 Pfd. Gewicht gearbeitet (Achtermann bedurfte großer Geduld und Umsicht, um in Carrara einen so großen vollkommen fehlerlosen Block und zwar zu dem verhältnißmäßig sehr billigen Preise von etwa 3000 Thalern zu erlangen) — 10 Fuß in der Breite, in der Höhe über 6 Fuß messend, erhöhen begreiflich diese Schwierigkeiten in sehr wesentlicher Weise. Sie darf auf kein zu hohes Postament gestellt, kann also kaum als Altarwerk benutzt werden und muß eine Beleuchtung finden, die nicht einzelne Theile oder Figuren benachtheiligt. Sie muß ferner wenigstens mit ihrer nächsten Umgebung harmoniren und bedingt wohl auch, daß die Pietà eine ihr entsprechende Aufstellung finde; denn man kann in einer Kirche die Bildwerke nicht wie in einem Museum unterbringen, darf den ersten Zweck der Kirche, ein Ort des Gottesdienstes, der Erbauung zu sein, nicht außer Acht lassen. Sodann können die Pietà und zumal die Kreuzabnahme nur auf dem Wege ruhiger Betrachtung ihre volle Wirkung auf das Gemüth ausüben. Zu dieser ruhigen Betrachtung aber drängt der Anblick der Kreuzabnahme ganz überwältigend hin, denn das Leben, welches aus dieser Gruppe zu Tage tritt, ist für jedes christliche Gemüth so ansprechend, daß schon dann, wo das Bild von seiner Bretterumhüllung noch nicht einmal vollständig befreit und in keineswegs günstiger Beleuchtung auf den Boden hingestellt war, jeder Beschauer unwillkürlich in der Betrachtung desselben sich verlor und wie gefesselt vor dem erhabenen Werke dastand.

Die Gruppe wirkt unwiderstehlich durch den überwältigenden geistigen Ausdruck der Figuren, das warme und tiefe Leben der Köpfe, das wunderbar göttliche Wesen im Antlitz des Herrn, die Verklärung des Schmerzes und der Liebe in dem der Mutter. Wir begreifen, daß eingewendet werden kann, es beeinträchtige die Hinzufügung der knienden Maria Magdalena das Moment der plastischen Ruhe, aber nichts desto weniger glauben wir, daß diese Figur den großartig erhabenen Gesammteindruck keineswegs stört. Ueberhaupt ließe der Anblick des Werkes, trotzdem seine einstweilige Aufstellung eine keineswegs günstige ist, gewisse Kritiken, die ihm von Rom aus voraneilten, gradezu unbegreiflich erscheinen, wenn man eben nicht wüßte, daß Achtermann von seinen Kunstgenossen in Rom kaum als ebenbürtig betrachtet wird. Wie er in der Kunst eine ihm ganz eigenthümliche Stellung einnimmt, wie er so ganz ohne gewisse Voraussetzungen der Schule schafft und wirkt, wie er ferner in der That gewissermaßen einen Widerspruch darstellt zu dem Satze, der trotz dieser Ausnahme wahr bleiben wird, daß ohne umfassende und gediegene Bildung der Künstler, zumal der Plastiker, nichts Großes schafft: so findet man vielfach mit Achtermann und seinen Werken sich dahin ab, ihn als Autodidakten, diese als außer der Kritik stehend aufzufassen. Das gezeichnete Lebensbild mag einiges Licht hierauf werfen. Im Uebrigen soll hier keine Gegenkritik geliefert werden. Eine eingehende Beurtheilung wäre nicht einmal gerecht, so lange das Werk nicht in einer seiner Bedeutung würdigen Weise aufgestellt ist. Aber immerhin bleibt unbestritten, daß der Anblick dieser herrlichen Figuren, dieses wunderbar edeln Christusleibes, dieser Gottesmutter, welche zum Haupte des auf ihrer Schulter ruhenden Sohnes so tiefsinnig niederblickt, dieser prachtvoll kräftigen Mittelfigur des Joseph von Arimathia, an welche die ganze Handlung so natürlich sich anlehnt, daß der Eindruck des himmlischen Friedens, der in diesen Figuren von Stein waltet, — daß schon diese Momente, denen noch so manche hinzuzufügen wären, genügen, um den Ausspruch zu rechtfertigen, Wilhelm Achtermann habe mit dieser Kreuzabnahme die bildende Kunst um ein Werk ersten Ranges bereichert.

Zur kunsthistorischen Literatur.

Kunsthistorische Briefe. Die bildenden Künste in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Heinrich Springer. Prag 1857. Verlag von Friedrich Ehrlich's Buch- und Kunsthandlung.

Ließe sich aus der Productivität der Kunstliteratur ein glücklicher Rückschluß auf den gleichzeitigen Zustand der bildenden Künste ziehen, so wäre unser Jahrhundert als eines zu rühmen, wie so reich die Kunstgeschichte kein ähnliches aufzuweisen hätte. Wir könnten neidlos hinab blicken auf das Zeitalter des

Perikles und der Medici. — Jeder neue Meßkatalog bringt eine Fülle neuer Bücher, die von Kunst und Künstlern handeln; die ausübende Kunst hat ihre Journalistik und Fachorgane, selbst unsre politischen Zeitungen können der Kunstbesprechungen nicht entrathen. Ist es doch, als ob sie dem aus allen Phänomenen des Lebens Plan und Zweck herausgrübelnden Teleologen, gewissermaßen schon typisch, den Gedanken veranschaulichen, daß der Weltgeist neben der weltrichtenden Geschichte eigens die Kunst als stehendes Feuilleton redigire, damit die Menschheit von den trennenden Principienkämpfen und der betäubenden Gewalt harter und blutiger Thatsachen über dem Striche, sich unten, an den heitern Interessen künstlerischen Wirkens und Schaffens, milder und menschlicher zu stimmen vermöchte. —

Schade nur, daß eine derartige kunstliterarische Productivität, weit davon entfernt, auf eine goldne Aera der Kunst hinzudeuten, im Gegentheile ein Zeitalter kennzeichnet, in welchem die bildende Kunst — und von dieser nur ist hier überall die Rede — ihrem ureignen Wesen fremd geworden, unverstanden und heimathlos umherirrt, wohl als Gast gern gesehn und geehrt, doch ohne das Recht und das Bewußtsein ihres legitimen Antheils an der Weltherrschaft. — Ein künftiger Kunsthistoriker könnte in Versuchung kommen, unsre Zeit wortspielend als eine einzige große Kunstpause zu charakterisiren. Nicht etwa, daß es an Künstlern und Kunstwerken fehlte. Kein Jahrhundert war vielleicht kunstfleißiger als das unsrige; Meißel und Pinsel rühren sich wacker in Tausenden von kunstfertigen Händen; prächtige und kühne Bauwerke wachsen täglich vor unsern Augen aus dem Boden empor; in unerschöpflichen Formen dient die Kunst der Gegenwart den raffinirten Launen eines weit verbreiteten Luxus und Comfort und selbst das für den gemeinen Bedarf berechnete Fabricat sucht, wo es Solches nur vermag, seine prosaische Zweckdienlichkeit hinter künstlerischen Formen zu bergen. Auch fehlt es der Gegenwart nicht an Meistern und Meisterwerken, denen noch eine späte Nachwelt freudig den Tribut der Bewunderung zollen wird. Wir brauchen — um von Deutschland zu reden — nur Namen wie Cornelius, Kaulbach, Lessing, Rauch, Schadow rc. zu nennen.

Aber, hat auch unsere Zeit auf dem Gebiete der bildenden Kunst ihre Unsterblichen gefunden, so haben diese Unsterblichen doch nicht ihre Zeit gefunden! — Die Summe aller einem Zeitalter angehörigen Künstler und Kunstwerke, so hoch sie auch beziffert sein mag, bleibt für die Kunstgeschichte — die nicht mit einer Künstlergeschichte zu verwechseln ist — ohne glückliche Bedeutung, wenn die durch Künstler und deren Werke repräsentirte Kunst nicht tief mit ihren Wurzeln in das Culturleben der Völker hineinfaßt und, indem sie schöpferische Triebe und Kräfte aus dem Boden ihrer Zeit saugt, wie in einem organischen Naturprocesse, Knospen, Blüthe und Frucht treibt. Das wahrhafte Kunstwerk wird immer neu geschaffen, in immer frischer Keimkraft geht es, naiv und naturwüchsig, aus seiner Zeit hervor; selbst in der idealen Gestaltung und Verklärung, die es dem schöpferischen Genie des Künstlers verdankt, trägt es den Ausdruck seines Ursprungs — Stil — an sich, und ist daher nicht bloß allem Volke verständlich, sondern auch so recht eigentlich und innig diesem angehörig, als eine Lebensfunction seines Bewußtseins. Büffon's bekanntes Wort: „Der Stil ist der Mensch“ läßt sich weiter ergänzen: „Der Stil ist ein ganzes Volk, eine ganze Zeit.“ —

Beweist nun schon die bildende Kunst der Gegenwart durch ihr ohnmächtiges Ringen nach einem eigenen Stile, durch ihr eklektisches Herumtappen nach Inhalt in den Traditionen vergangner Kunstepochen, daß ihr, ohne allen ethischen und historischen Zusammenhang mit ihrer Zeit, der Boden gesunder, organischer Entwicklung fehle, so zeigt sich das noch prägnanter in der eigenthümlichen Erscheinung einer unaufhörlich producirenden Literatur, deren Aufgabe es ist, nicht bloß das innerste, metaphysische Geheimniß der Kunst, als etwas der Welt verloren Gegangenes, philosophisch zu ergründen, sondern auch das unter unsern Augen entstehende Kunstwerk mit dem Verständnisse der gebildeten Welt zu vermitteln. Die Kunst findet heutzutage kein Volk; sie findet nur ein „Publicum,“ wie der triviale aber bezeichnende Ausdruck lautet.

Zur Zeit hellenischer Kunstblüthe wäre ein Wesen wie ein Kunstkenner, Kunstforscher, Kunstkritiker, Kunstphilosoph rc. ein eben so undenkbares Ding gewesen wie etwa ein schöngeistiger Philologe, der's versucht hätte, dem bunten Volke von Athen, das auf dem Marktplatze einen tönenden Rhapsoden umdrängte, die Schönheiten der eben vorgetragenen Fragmente aus Ilias und Odyssee auseinanderzusetzen. Auch Italien kannte zur Zeit seiner glänzendsten Kunstepoche, obwol diese mit dem Aufschwunge seiner Literatur zusammenfiel, keine Kunstliteratur. Vasari, selbst Historienmaler und Architekt, war als Schriftsteller nur der Plutarch berühmter Künstler. Und, um von älterer Literatur zu sprechen, so wird man wenig versucht sein, die zerstreuten Notizen über Kunst, die sich im Plinius und Quinctilian finden, oder die topographischen Beschreibungen von Kunstwerken im Pausanias, so unschätzbar diese auch für die Kunstforschung sind, dieser Kategorie beizuzählen. Daß das Mittelalter keine Kunstliteratur hatte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung, es müßte denn sein, daß

Jemand das liber pontificalis des Anastasius Presbyter als etwas Derartiges bezeichnen möchte. —

Ob dieses unser kritisches Zeitalter den Durchgangspunkt für das Kunstwerk der Zukunft bildet, das eben so von aller Kunsttradition wie von den Impulsen seiner Zeit gelöst, Ausdrucksweise und Inhalt nach neu gefundenem Maß und Gesetz modeln und die Welt mit bisher ungeahnten Schöpfungen beschenken wird, wissen wir nicht, und wir halten es auch für überflüssig, uns in müßigen Hypothesen über die Gestaltungen zu ergehen, in welchen eine Kunst, die wir nicht kennen, zu kommenden Geschlechtern sprechen wird. Wohl aber wissen wir, daß diejenigen Kunstwerke, welche noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden von uns, den bewundernden Epigonen, als leuchtende Muster und Ideale gepriesen werden, mit voller Hingebung das Leben ihrer Zeit gelebt haben, und ohne auf eine Zukunft zu speculiren, derselben theilhaftig geworden sind. —

Wenn indessen die Kunst der Gegenwart keinen prägnanten Ausdruck für das Leben ihrer Zeit zu bieten vermag, so trägt die rastlos producirende Kunstliteratur um so unverkennbarer die signatura temporis an sich. Wie alle andern Richtungen der Gegenwart kennzeichnet auch sie den Geist der Zeit, der sich selbst gegenständlich geworden, sich selbst atomistisch auflöst, um sich über sein innerstes Wesen klar zu werden, um auch für anscheinend willenlose Instinkte und Intuitionen ein unwandelbares Naturgesetz zu finden. Es war so recht unserer Zeit vorbehalten, aus dem Drange der Erkenntniß heraus, unter den vielen neuen Wissenschaften, die sie in's Leben gerufen, auch eine Wissenschaft der Kunst zu begründen. —

Mag man nun auch beklagen, daß der Kunst mit solchem Wissen, solchem Erkennen ihres Selbst für immer der Zauber ihres naiven Schaffens geraubt sei; daß sie — um uns eines biblischen Bildes zu bedienen — mit dem Genusse vom Baume der kritischen Erkenntniß ihre Paradiesesunschuld verloren; — es ist nun einmal das Loos des Schönen auf der Erden, daß es früher oder später dem Gesetze des Gedankens verfällt, und aus seinem Traumdasein in's wache Leben geweckt wird, um die strenge Disciplin der Wissenschaft auf sich zu nehmen. — Und wahrlich, es ist kein Raub an einer Kunst, die ihren Kreislauf vollendet hat und ohnmächtig nach neuer Gestaltung ringt, wenn eine fleißige Forschung sich des ganzen Inhalts derselben bemächtigt, um denselben zu sichten und zu ordnen und unter wissenschaftliche Gesichtspunkte zu bringen, oder um den Werken vergangener Kunst den mit ihrem geschichtlichen Boden verloren gegangenen Sinn wiederzugeben; oder endlich das neu entstandne Kunstwerk kritisch mit dem Bewußtsein einer der Kunst entfremdeten Welt zu vermitteln. — Wenn auf allen übrigen Gebieten der menschlichen Thätigkeit Wissen = Macht ist, wie sollte Solches nicht auch auf dem Gebiete der Kunst sein? —

Zu den wenigen Schriftstellern, die in allem diesem Wirrsal einen festen Halt zu bieten vermögen — wir führen nur Passavant, Schnaase, Guhl, Waagen, Overbeck und den trefflichen Aesthetiker Vischer an — gehört vor Allen Springer und zwar vorzüglich mit dem hier in Rede stehenden Buche, das ganz dazu angethan ist, jenem zudringlichen, philosophirenden Dilettantismus auf dem Boden der Kunstliteratur den Garaus zu machen. Nicht etwa, daß Springer in seinem Buche überhaupt polemisch auftritt, aber er hat seine Entwicklungen auf sicherm Boden, in so fester, nirgends eine Lücke zeigenden Schlachtordnung aufgestellt, daß vor deren imposanter Haltung allein schon der Schwarm schöngeistiger und philosophisch thuender Hypothesenjäger in's Nichts zerstiebt. —

Wie selten ein Schriftsteller über Kunst weiß Springer seine Leser zu fesseln. Selbst solche, die sein Buch keineswegs in der Absicht ernster Studien zur Hand genommen, werden sich in den Inhalt desselben unwillkürlich vertiefen und sich mit Genugthuung des Gewinnes an neuen Anschauungen bewußt werden, den das Fortschreiten von Blatt zu Blatt abwirft. — Fern von jedem Streben, durch eine gemüthliche Verflachung des Stiles populär zu erscheinen — die Briefform, auf die man nach dem Titel „kunsthistorische Briefe" schließen sollte, reducirt sich auf bloße Capitelüberschriften — ist die Darstellung von jener spannenden Wärme, mit welcher die sichere Beherrschung seines Stoffes und die Freude an der reich ihm zuströmenden Fülle von Gedanken und Wissen einen Schriftsteller beseelt.

Zur übersichtlichen Charakteristik des Inhalts bemerken wir: Springer steht mit seinen Entwicklungen überall auf realem Boden. Die Kunst schwebt nicht als ein unfaßliches Ideal, als ein genialer Einfall des Menschengeistes, in der Luft, mehr dem Visionär zugänglich als dem Denker: ohne zu den ersten Lebensregungen des historischen Menschen zu gehören, wird sie eben so wohl von philosophischen Factoren als von der Logik der Geschichte regiert. So entwickelt sie sich in einem organischen Processe mit den Entwicklungen der Sitte, Religion und der politischen Völkergeschichte, den stillen Einwirkungen des gewohnten Daseins gehorchend wie den Impulsen großer historischer Thatsachen. Wir werden noch darauf zurückkommen, wie besonders bei den in sich abgeschlossenen Völkern des Alterthums die geographische Lage,

die Bodenbeschaffenheit, das Klima, die Fauna und Flora ihres Landes auf die Gestaltung des Kunstlebens typisch einwirken. So lernen wir gegen zurückgebliebene Culturvölker kunsttolerant zu sein, und statt ihre Kunst nach einer absolut construirten Aesthetik zu beurtheilen, ihrem Schönheitsideale die Berechtigung zuzugestehen.

Das Werk gliedert sich in vier Bücher. Das erste behandelt die Kunst der orientalischen Völker, wobei einleitend die Stellung der Kunst in der Weltgeschichte so wie die verschiedenen Kunstgattungen, ihr Wesen und gegenseitiges Verhältniß beleuchtet, und aus mythisch nebelnder Ferne uns die Kunstahnungen urgeschichtlicher Völker, in roh gigantischen Werken vor die Augen gerückt und sinnig gedeutet werden. Wir werden auf die unentwickelten Ansätze zur Kunstproduction hingewiesen, „deren Lebenskeime in unfruchtbarem Naturboden erstarren.“ Der Verfasser ist nicht wie andere Gelehrte geneigt, in jenen, an den Gestaden des großen canadischen See's gelagerten, sogenannten Bildersteinen, deren entfernter Aehnlichkeit mit dem menschlichen Körper die Indianer mit Farbstrichen, Ockerbemalung, auch wohl mit dem Messer nachhelfen und als verzauberte Werke der Geister anbeten; oder auch in ähnlichen, von Tungusen und Lappländern als Gegenstand der Verehrung gierig aufgesuchten, an menschliche Formen erinnernden Steinen die Anfänge der Sculptur zu finden. Eher will er in den Tänzen dieser Jäger- und Nomadenvölker die ersten bewußten Regungen des plastischen Gefühles aufsuchen, indem sich in diesen Tänzen, als einem hervorragenden Theile des Gottesdienstes, thatsächlich der Versuch, den leiblichen Bewegungen und Formen eine selbständige Bedeutung, ein geistiges charaktervolles Leben einzuflößen, herausstellt, freilich nur die Plastik eines zerfließenden Traumlebens. — Als die ersten architektonischen Versuche des Menschengeistes, durch Denkmäler die unorganische Natur sich näher und mit seiner Welt in Berührung zu bringen, erscheinen Steinpfeiler, künstliche Hügel und freie, nicht selten zur Riesenhöhe aufsteigende Altäre. Wir werden über die ganze Verbreitungssphäre der alten, oft Werke der bildenden Kunst in ihrem Innern bergenden Grabhügel geführt, die schon in vorhomerischer Zeit in Griechenland, besonders in Thessalien, Thracien, bis an das schwarze Meer und den alten mäotischen See zu finden waren.

Ueber diese Grabhügel und die in roher Formlosigkeit, doch meist gigantisch errichteten Steindenkmäler eines unheimlichen Cultus, über die Menhir, Steinpfeiler der Skythen, von denen der zu Lokmariaker in der Bretagne die Höhe der egyptischen Obelisken, 61 Fuß, erreicht, über deutsche Hünenbetten, auch Teufels- oder Feensteine, über den merkwürdigen Feenfels von Bagneux, in der Gegend von Saumur, und die Felsbauten bei Rennes und Tours, führt uns der Verfasser zu den etwas organischer ausgeführt erscheinenden, ganze Bezirke einschließenden heiligen Steingassen und Pfeileralleen, die Cromlechs und Stonehenges bei den Celten.

Mag durch das bisher Erwähnte annähernd eine Vorstufe der orientalischen Kunst verdeutlicht worden sein; falsch wäre es jedoch, die realen Anfänge derselben darin zu finden; denn, nach des Verfassers wohl entwickelter Ansicht sind die Anfänge der Kunst bei jedem Volke auf einer langen Reihe von Voraussetzungen beruhend, welche wiederum für jede Kunstform nur in einer bestimmten Naturumgebung sich verwirklichen; in sich organisch selbständig, ist darum die Kunst in den einzelnen Culturbildern nicht als Durchgangspunkt, nicht als vorläufige Kategorie der unserm Bildungsgange entsprechenden Kunstform anzusehen. —

So treten uns auch im mittlern Amerika und an der Ostgrenze Asiens Kunstbestrebungen entgegen, welche auf der einen Seite das Gepräge ungleich größerer Bildung als das bisher Betrachtete an sich tragen, doch auf der andern Seite einer selbständigen Welt angehören, zu welcher unsere Vergangenheit in gar keinem Verhältnisse steht — die Kunst der Azteken in Mexico und die chinesische Kunst.

Von der mexikanischen Hochlandsnatur wenden wir unsre Beobachtung einem ausgesprochenen Niederlande zu, dessen Cultur bis zur letzten Faser der Charakter des Flußsystems, welches dem Tieflande sein Dasein gegeben, aufgeprägt ist, nämlich China oder vielmehr dessen Mittelpunkte, der Niederung zwischen Hoang-Ho und Yang-tse-Kiang, der eigentlichen Heimath des Chinesenthums. Das Uebrige ist nur äußerliches Anhängsel.

Unter einem solchen nüchtern-verständigen, prosaisch-industriellen Volke konnte die Kunst um so weniger einen Boden finden, als selbst die Natur nicht im Stande war, eine anregende Wirkung auszuüben. Die Bändigung derselben ging durch eine rein mechanische Arbeit vor sich, um die Niederung zum „ernährenden Magen des Reiches“ umzugestalten, kein Kampf mit furchtbaren und allmächtigen Naturgewalten führte zur Idealisirung der Natur. Wie der chinesischen Poesie, die sich auf das Gebiet der Lyrik beschränkt — Dramen und Roman sind zu unbedeutend, um in Betracht zu kommen — so fehlt es den bildenden Künsten am objectiven Boden. Die gestaltlose Gottheit bedurfte keines Tempels, die unbildbaren Geister waren nicht bildlich darzustellen. Erst mit dem Buddhaismus konnte sich eine religiöse Kunstthätigkeit in China einschleichen. Wohl wurde viel und Großes gebaut, z. B. die nordische

Grenzmauer und der Kaisercanal, und Unsägliches gemalt und geschnitzt; aber die praktisch nützlichen Bauwerke verrathen höchstens da, wo die geschweiften, nach den Ecken aufwärts gekrümmten Dächer vorkommen, eine chinesische Gefühlsweise; während die Schnitzereien und Malereien in ihrer saubern und sorgsamen Ausführung und der musterhaften Treue, welche sie in der Nachahmung von Vorbildern entfalten, nur treffliche Handwerksarbeiten zu nennen sind. So stehn wir auch hier noch in der Vorhalle der Kunst. Ihr Tempel erschließt sich erst in Indien.

Entgegen der gewöhnlichen Ansicht, die den vollen Tag der Kunst erst in Europa und bei den Griechen aufgehen läßt, fällt nach der Ausführung des Verfassers die Kunst des Orients nicht mehr in die Vorgeschichte der Kunst. Wie in jeder wahrhaften Kunst erfüllt sich auch in ihr der sogenannte Kunstproceß, in so fern die Idee in der Form aufgeht, in ihr den verklärten Ausdruck findet. Nur muß man im Orient nicht *unsere* Kunst, *unsere* Schönheitsideale suchen. Uns, die wir durch griechische Kunst verwöhnt sind, im Menschen das Maß des Unendlichen, den wahren Leib des Geistes zu erblicken, weht es seltsam an, wenn wir im Oriente die Götter gegen ihre Menschwerdung sich sträubend, den Menschen in der Scala des Bedeutungsvollen sinkend, die Thier- und Pflanzenwelt unmittelbar vergeistigt gewahren. Die beliebte Annahme, daß das Leben des Orients, die westliche Richtung der Völkerwanderung einschlagend, als indo-egyptische Anschauung auf die hellenische Cultur eingewirkt, kann den Verfasser nicht bestimmen, den Orient in seinen Beziehungen zu den nachfolgenden Völkern zu betrachten. Die *Bedeutung* des orientalischen Lebens geht ganz in der Natur des Orients auf — in der *potamischen Welt*, wie der glücklich geschaffene Name lautet. Im Oriente spielt die Geschichte an *Flußrändern*, wie nachmals am Mittelmeere und in neuerer Zeit auf dem unermeßlichen Ocean. Drei Stromgebiete bilden die ältesten Stätten höherer menschlicher Gestaltung und geistigen Lebens: der *Ganges*, das Doppelstromland des *Tigris* und *Euphrat*, und das, wenn auch geographisch zu Afrika geschlagene, doch historisch zum Orient gehörende *Nilthal*.

Das erste Glied dieser potamischen Welt oder vielmehr eine ganze potamische Welt in sich ist *Indien*, das „orientalische Italien." — Indem der Verfasser in einem großartigen Panorama ein prachtvolles und gewaltiges landschaftliches Bild von Indien entwirft, entwickelt er Schritt vor Schritt, in überzeugenden Consequenzen, wie die aus der überwältigenden Fülle des Naturlebens heraus sich gestaltenden gesellschaftlichen Zustände, Religion und Weltanschauung die Grundlage der indischen Kunst bilden. — Die ästhetische Anschauung der Inder entspricht durchgängig ihrer Stoffwelt. Der drückende Reichthum der Natur, die zahllosen Beispiele des Kolossalen verbunden mit dem dualistischen Principe der Religion mache es begreiflich, daß das *Erhabene* den Grundzug der indischen Kunst abgibt. Doch nicht das Erhabene des Wollens und der That, nicht das Tragische späterer Kunstformen; mehr das Erhabene des Unorganischen, ein unaufhörliches Aneinanderhäufen und Aufeinanderthürmen; mehr das Erhabene der Materie und des Raumes als jenes des bewegten Geistes. — Aber neben dem Erhabenen findet auch das einfach Schöne seine Stelle, das *Idyllische*, dessen Prämissen wie die des Erhabenen ebenfalls in der indischen Natur liegen. Das innige Hineinleben in die Natur, der zarte Sinn für ihr geheimnißvolles Weben, das heitere Genügen an der Anschauung der Naturschönheit ohne weitere Nebenbeziehung, gehören zu den Haupteigenschaften der indischen Kunst. —

Die Charakteristik der indischen Kunst führt zu dem Endresultate, daß dieselbe auf die Kunst des Westens ohne allen Einfluß geblieben. Indien überhaupt ist eben so wenig eine Wurzel für unser geistiges Sein, als ein gemeinsamen geistigen Wurzeln entsprossener Zweig; es ist eine selbständige, abgeschlossene Welt für sich. —

An der Hand des Verfassers überschreiten wir nunmehr den Indus und stehen am Eingange zu *unserer Welt*. Die einzelnen Völkersitze werden näher bestimmt, das allgemeine historische Leben der mittel- und unterasiatischen Landschaften geistvoll charakterisirt, die localen Mittelpunkte der Cultur und Knotenpunkte, wo sich die Radien der erstern schneiden und durchdringen, aufgezählt. Diesseits des Indus tritt uns eine Natur entgegen, in deren Typus wir die Grundzüge der occidentalischen Natur erkennen. Wir verweilen zunächst in dem am westlichen Rande des iranischen Hochplateaus sich ausbreitenden Doppelstromlande des *Euphrat* und *Tigris*, das unsere Blicke nicht weniger durch Kunstdenkmäler fesselt, als es das Gangesland gethan und das Nilthal später in gleichem Grade thun wird. Ueberall tritt die Natur des Landes, der allgemeine Ideenkreis des Volkes dem Occidente näher, auf eine innere Verwandtschaft mit unserm Leben hinweisend. Das waltende Schicksal ist menschlich geartet und läßt das menschliche Wesen frei und selbständig; die Naturanschauung ist besonnen und verständig, daher die Naturformen nicht zu phantastischen Gebilden verdreht werden. Das irdische praktische Leben gelangt zu seinem Rechte. Könige und Heerführer sind wahre Erdenmächte, ihre Erhabenheit ist eine menschliche Erhabenheit, ihr Wesen ein wirkliches

menschlich greifbares. Daher weltlicher Charakter der Architektur, größere individuelle Bedeutung der Plastik, Naturalismus.

Unbekümmert um alle geographischen Schulbücher, die Egypten für Afrika in Anspruch nehmen, betreten wir an der Hand des Verfassers jenes räthselhafte, dem Alterthum als der Repräsentant des Orients allgemein geltende Land. Egypten gehört zur potamischen Welt, seine Bildung ist, wie die Bildung Hindostans und Babylons, an einem Flusse emporgewachsen, in dem es seinen Ausgangspunkt, seine unverrückbare Grundlage besitzt. Schon Herodot erklärte Egypten für ein Geschenk des Nils. — Dieser Fluß, mit den an ihn sich knüpfenden Erscheinungen dient dem Verfasser als Schlüssel für die geheimnißvolle Hieroglyphik der ganzen egyptischen Cultur. Nil und Wüste, Dürre und befruchtendes Wasserleben — diese wie Leben und Tod ewigen Gegensätze mußten nothwendig die geistige Richtung der Egypter bestimmen. Im religiösen Vorstellungskreise offenbart sich am deutlichsten dieses Denken und Schauen in Gegensätzen. Der Verfasser vertieft sich in die speculative Mythenwelt Egyptens, um aus dieser, als dem höchsten Ausdruck der Culturzustände, sowie aus der absoluten Einwirkung der localen Natur die Werke egyptischer Kunst zu deuten. — In der Architektur Egyptens wird die Eigenthümlichkeit der localen Natur glücklich nachgeahmt. Mit Recht haben französische Forscher dargethan, daß an den egyptischen Monumenten Licht und Luft gleichsam mitbaue, daß man den richtigen Eindruck derselben gar nicht fasse, wenn man sie nicht unter dem reinen Glanze des egyptischen Himmels, der wolkenlosen Heiterkeit des Aethers schaue. — Die Sculptur fand eifrigste Pflege, ja, wenn man ihre Vollendung in die Masse des Gemeißelten legt, so gab es kein Volk, das plastischer dachte als die Egypter. Doch an eine höhere Individualität ist nicht zu denken. Dem Leib fehlt die Beseelung, er ist schematisch gebildete Maske, architektonisch behandelt. Dazu kommt der unklare Thierdienst, der Thierisches mit Menschlichem mischt, und die nahe Verbindung der hieroglyphen Schrift mit der Sculptur, wodurch dieser eine widerliche, nüchterne Absichtlichkeit angehängt wird.

Wo alles Eigenthümliche, Subjective, durch äußere Satzungen und starre Regeln so knapp beschnitten und der Zwiespalt des Geistes in gemüthloser Weise versöhnt war, konnte die nun in voller Geistesfreiheit sich entwickelnde Plastik und Malerei nicht zum idealen Aufschwunge gelangen. Aber man darf auch andererseits von egyptischer Plastik und Malerei nicht gar zu gering denken. Die Sculpturwerke im britischen Museum offenbaren einen nicht gewöhnlichen Grad von Kunstübung, einen scharfen Sinn für die Auffassung des Charakteristischen. Ueber die Trefflichkeit egyptischer Thierbilder herrscht seit lange nur eine Stimme. Bei den im Louvre bewahrten egyptischen Malereien wird die Verwandtschaft mit den altchristlichen Mosaiken und byzantinischen Schildereien, welche Waagen aus der egyptischen Kunst im Allgemeinen herausfühlte, zur buchstäblichen Wahrheit.

Der unendliche Umfang der egyptischen Kunst-Stoffwelt ist begreiflich, besonders aus dem monumentalen Charakter des egyptischen Lebens, das für alle Beziehungen bleibende äußere Bilder aufzusuchen liebte und alle Verhältnisse durch Zurückführung auf göttliche Gesetze heiligte. Wir sehen daher in den Reliefbildern eine unübersehbare Reihe von Scenen und Gegenständen an uns vorüberziehen, alle Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens enthüllt, alle Momente des Seins, von der Geburt bis zum Schicksale nach dem Tode, den Inhalt der Religion und der Geschichte, die Gegenstände der Wissenschaft, der mannigfachen Weisen der Beschäftigungen und des Verkehrs verewigt. Denon vergleicht die egyptischen Tempel mit ihrer Sculpturenfülle einem aufgeschlagenen Buche, wo die Wissenschaft enthüllt, die Moral, die nützlichen Künste gelehrt und das ganze Leben des Volkes in treuen Zügen aufgerollt wird. —

Allgemein bekannt ist die Trefflichkeit des Handwerks, die Sicherheit in der Ueberwindung auch der größten technischen Schwierigkeiten, das Saubre und Tüchtige der Arbeit an allen egyptischen Kunstwerken. —

Das hochwichtige, noch vielfach aber dunkle Volk der Phönicier kann in einer weltgeschichtlichen Entwicklung der Kunst keine Rolle spielen. Das Hauptgewicht ihrer Thätigkeit fällt nicht nach der Seite ihrer Heimath; sie greifen nach Außen über, handeln, colonisiren, und selbst zu Hause wirken sie am liebsten in der Sphäre praktischer Industrie. Sie waren das Ferment der europäischen Urwelt, verloren aber natürlich darüber die Vorliebe zum Ausbau ihrer nächsten Welt. —

Eben so fallen die Juden, durch die Natur der geschichtlichen Entwicklung, vorläufig aus dem Kreise der Betrachtung heraus. Sie haben für die antike Welt keine Bedeutung errungen. Erst wenn von Rom aus die Cultur wieder den Weg nach dem Oriente zurück macht, um neue Bildungsstoffe von dort zu holen, beginnt die weltgeschichtliche Laufbahn des Judenthums, wird Palästina für die romantische Welt, was Egypten für die antike Welt gewesen. Sie bilden beide die Vorstufen, „den Orient“ für zwei aufeinander folgende Culturperioden.

Mit dem jubelnden Ausrufe: Land! Land!

begrüßt der Kunstforscher die Nähe des griechischen Bodens; wir sind mit ihm in einem neuen Welttheile, in Europa angelangt. Von hier ab müssen wir den Leser ganz und gar der Führung des trefflichen Springer'schen Werkes überlassen. Denn so verlockend es für uns ist, grade jetzt, auf dem Boden geistiger Heimath, den Entwicklungen eines Autors zu folgen, der neben dem durch keine ästhetische Tradition, kein orthodoxes Vorurtheil getrübten Scharfblick des Kritikers, die beredte Wärme inniger Kunstseligkeit entfaltet, so zwingt uns doch die bereits zu sehr außer Acht gelassene Rücksicht auf die räumliche Beschränktheit dieser Blätter, unsre Besprechung zu schließen. — Nicht ohne Grund aber war's, daß wir, mit der Feder in der Hand dem Autor grade durch das dunkelste Gebiet der Kunst beharrlich gefolgt sind. Wie vermochten wir wohl besser die sichere Gediegenheit des Springer'schen Buches zu schildern, als daß wir, und mit uns die Leser dieser Blätter, demselben, wie an der Hand eines kundigen Alpenführers, durch eine von geschichtlichen Nebeln verhüllte und vielfach zerklüftete Vorzeit der Kunst folgten, um die Wunder einer todten, erstarrten Kunstwelt zu schauen und mit ihrer Deutung unser Bewußtsein zu bereichern? — Welche reiche Ausbeute der nunmehr an das Buch selbst verwiesene Leser von den noch folgenden drei Büchern des Springer'schen Werkes zu erwarten hat, dürfte sich aus einigen Daten der bloßen Inhaltsanzeige derselben hinlänglich ergeben. Das zweite, die Kunst des classischen Alterthums behandelnde Buch bespricht die Naturbasis des griechischen Lebens, den Charakter, die Bodenformation, die Pelasger und ihre Bauten.

Das dritte Buch, die Kunst des Mittelalters, schildert den altchristlichen Basilikenstil, die Vorbilder der byzantinischen Architektur, Sculptur und Malerei. Die Kunst des Islam, aus dessen ästhetischen Weltanschauung hervorgegangen: die Bauten in Syrien und Egypten, wo wir bereits den Spitzbogen finden; den maurischen Stil in Spanien. Die germanischen Völker erscheinen auf dem Schauplatze der Kunst. Spuren von Tempeln und Bildern in heidnischer Zeit. Die merovingische Zeit. Die Kunst bei den Longobarden. Architektur und Bildnerei am Ende des vorigen Jahrtausends. — Der romanische Baustil; die einzelnen Baugruppen, der französische, romanische, englische Stil. Romanische Architektur in Belgien und den scandinavischen Ländern; die deutschen Bauschulen; die romanischen Denkmäler in Italien und Spanien. — Der gothische Baustil. Hypothesen über dessen Entstehung. Seine Entwicklungsgeschichte. Musterbilder des gothischen Baustils. — Die Bildnerei und Malerei diesseits der Alpen vom XI. bis XIV. Jahrhundert. Die italienische Kunst vom XI. bis XIV. Jahrhundert. Der Ausgang der mittelalterlichen Kunst diesseits der Alpen. Realismus.

Das vierte Buch: Vollendung der mittelalterlichen Kunst durch die Wiederaufnahme antiker Studien und Anfang der modernen Kunst. Die Renaissance. Selbständigkeit der individuellen Phantasie und Sieg des Realismus. Nordische Kunst. Holzschnitt und Kupferstich; A. Dürer, H. Holbein, L. Cranach. — Italienische Kunst im XV. Jahrhundert. — Leonardo da Vinci. — Michelangelo. Raphael. Das nachraphaelische Zeitalter. Correggio. Tizian. —

Hiemit schließt das Werk. Aus Gründen, welche mit den in der Einleitung dieser Abhandlung ausgesprochenen übereinstimmen, betrachtet Springer die Kunst des siebzehnten und des folgenden Jahrhunderts nicht als Kunstgeschichte sondern als eine Künstlergeschichte, die er, im Anschlusse an sein vorliegendes Buch nachzuliefern verspricht; was bereits in der vor Kurzem erschienenen: „Künstler-Geschichte seit dem XVII. Jahrhunderte bis auf unsere Tage" geschehen ist. —

L. Walesrode.

Literarisches Leben in Weimar.

Der berühmte Musensitz Weimar ist neuerdings wieder der Boden für wichtige literarische und künstlerische Unternehmungen. Der Intendant des dortigen Hoftheaters, Franz Dingelstedt, wird zum hundertjährigen Gedächtniß von Schiller's Geburt in diesem Jahre eine würdige und interessante Feier veranstalten. Vom 11. bis zum 30. Juni finden Vorstellungen der sämmtlichen Schiller'schen Dramen in chronologischer Folge Statt, wobei die bedeutendsten Bühnenkünstler Deutschlands mitwirken werden. Wie fördernd Dingelstedt's Leitung auf die dramatischen Interessen Deutschlands einwirkt, beweist die Uebersicht der im vorigen Jahre stattgehabten Vorstellungen am Theater zu Weimar. Es fanden daselbst eine große Anzahl von interessanten Novitäten Berücksichtigung und das Repertoir war mit überaus sachverständiger Einsicht zusammengestellt. Auch die beiden Cyklen von Vorlesungen, welche zum Besten der Schillerstiftung im Stadthaussaale zu Weimar stattfanden, zeichneten sich durch die Bedeutung der Redner und die gediegene Wahl der Vorträge aus. Der zweite Cyclus bestand aus Vorträgen von Ludwig Bechstein, O. Marbach, Rudolph Gottschall und Franz Dingelstedt.

Literarisches.

Englischer Literaturbericht.

Die heutige englische Literatur erzeugt nicht viele englische Werke, welche einem spätern Jahrhundert als großartige Denkmäler ihres Zeitalters, als glänzende Zeugnisse der Geistesthätigkeit des jetztlebenden Geschlechts Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen werden. Dagegen hat sie das achtbare Streben, die Gegenwart über sich selbst zu belehren und sie, nachdem sie ihr über ihre eigenen Bestrebungen zur Klarheit verholfen hat, zugleich in der Vergangenheit, aus der sie hervorgegangen ist, heimisch zu machen. Daß der Spiegel, der den Lebenden vorgehalten wird, nicht allemal ein schönes Bild zurückstrahlen kann, ist leider gewiß. Es gibt der wunden Stellen viele, und auch des Schmutzes, den der volle Strom des Lebens absetzt, ist nicht wenig. Unter den neuen Büchern ist besonders eines, das diesen Gegenstand behandelt und die Kehrseite des riesenhaften Verkehrs, zu dessen Mittelpunkt London geworden ist, mit schonungsloser Hand aufdeckt. Morier Evans (Facts, Failures and Frauds) hat alle die Schwindeleien und Betrügereien zusammengestellt, die seit den letzten fünfzehn Jahren in großem Stil begangen worden sind. Der Eisenbahnkönig Georg Hudson, der den Reigen eröffnet, hat den meisten Schimpf über sich ergehen lassen müssen, und ist doch der am wenigsten Schuldige von Allen. Er hat England um viele, viele Millionen Pfund gebracht, aber er selbst ist durch sein übertriebenes Vertrauen zu der schöpferischen Kraft der Eisenbahnen verarmt. Andere Schwindler und Fälscher sind mit den Summen, um die sie das Publicum betrogen, über's Meer geflohen, auf einige legte die Polizei ihre Hand in dem Augenblick, als sie ihren Raub in Sicherheit bringen wollten. Die Blindheit der Bankdirectoren und Gesellschaftsleiter gegen ihre ungetreuen Untergebenen ist das, was uns bei den Unterschlagungen am meisten Wunder nimmt. Walter Watts, der die Versicherungsgesellschaft „Globe“ um 100,000 Pfd. Sterling brachte, lebte nicht nur mit fürstlichem Aufwande, sondern hatte auch zwei Theater (Marylebone und Olympic Theatre) übernommen, und doch erwachte kein Argwohn gegen ihn. Redgath hielt sich mehrere Equipagen, überbot in Versteigerungen von Kunstwerken den Kaiser der Franzosen und hatte in Regents Park eine Wohnung, deren Ausstattung ihn 30,000 Pfd. gekostet hatte, ohne daß die Verwaltung der großen Nordbahn bemerkte, daß er seine Ausgaben von einem Diebstahl von 150,000 Pfd. bestreite, den er gegen sie begangen habe. Halten Sie mit den Belegen der in den obern Schichten herrschenden Fäulniß, die Evans beibringt, das zusammen, was Georg Godwin (Town Swamps and Social Bridges) über die Noth in den untern Classen sagt, so erhalten Sie ein Bild in Farben, die Eugen Sue nicht düsterer aufgetragen hat. Wollen Sie sich dann wieder erheitern, so greifen Sie zu Mistreß Crowe's Ghosts and Family Legends. Diese Dame beschäftigt sich ebenfalls hauptsächlich mit dem Londoner Leben, aber mit dem gespenstischen, dem bekanntich nach altem Herkommen das Recht zusteht, sich von zwölf bis ein Uhr Nachts in unser menschliches Treiben einzumischen. Cromwell geht in Belgravia um, Kleopatra in der Gower-Straße, Shakspeare am Strand. Außer den vornehmen Gespenstern gibt es unzählige geringern Standes, und volle zehntausend Häuser stehen in London unbewohnt, weil der Spuk Eigenthümer und Miether vertreibt. Für alle die, welche nach solchen Mittheilungen London noch lieben könnten, veröffentlicht ein Ungenannter eine Encyklopädie der täglichen Bedürfnisse. Der erste Theil ist 380 enggedruckte Seiten stark und geht von A — D. Es wird darin von allen den Dingen gehandelt, die das Leben nicht bloß angenehm und gemüthlich machen, sondern gradezu Nothwendigkeiten sind. Kommt der Verfasser zum Buchstaben M, so theilt er hoffentlich unter Money das Geheimniß mit, wie die 1140 Nothwendigkeiten des Londoner Lebens zu beschaffen sind.

Seit Indien aufgehört hat, die brennende Tagesfrage zu sein, erscheinen weniger, aber bessere Bücher über das undankbare Land. Die gediegenste, mit allen geschichtlichen Nachweisen versehene und zugleich praktisch verständige Erörterung einer der Hauptursachen der Meuterei findet sich in William Kaye's Christenthum in Indien. Der Verfasser warnt eindringlich vor allen Versuchen, Hindu oder Mohamedaner rasch zu bekehren; man müsse Geduld haben, die moderne Cultur für sich wirken lassen und vor Allem durch ein sittliches Leben den Eingeborenen zeigen, daß die christliche Religion wirklich die bessere sei. Eine Dame, die sich nicht genannt hat, gibt den ersten Aufschluß über die Meuterei von Gwalior (A Lady's Escape from Gwalior and Life in the Fort of Agra), Capitän Oliver Johns (Recollections of a Winter Campaign in India) erzählt die Heldenthaten des kleinen Geschwaders, das unter Peel erfolgreich in die kriegerischen Ereignisse eingriff. Mit gemischten Gefühlen liest man die biographische Skizze, die ein Geistlicher (Twelve Years of a Soldier's Life in India) entwirft. Major Hodson hatte sich in den beiden Kriegen gegen die Seiks und in dem Feldzuge im Multan durch viele Heldenthaten ausgezeichnet und sein rasches Vorrücken wohl verdient, als er plötzlich das Opfer einer ge-

meinen Cabale wurde. Man hatte ihm die Rechnungen des Regiments in einem verworrenen Zustande und in demselben Augenblicke übergeben, als er mit seinen Guiden gegen die Afrides ziehen mußte. Der Officier, der die Rechnungen während seiner Abwesenheit prüfte, sprach ihn von jeder Schuld frei, aber die Regierung berücksichtigte dieses Urtheil nicht und setzte Hodson ab. Diese schändliche Ungerechtigkeit dauerte von 1852 bis zum Ausbruch der Meuterei fort. Im Moment der höchsten Gefahr erinnerte man sich des tüchtigen Mannes, gab ihm seine Guiden zurück und ermächtigte ihn zur Aushebung eines Reiterregiments. Vor Delhi war er die Seele der Belagerungsarmee und nahm den König mit seinen Söhnen gefangen, vor Lucknau fiel er im Augenblick des Siegs.

Der Einfluß der italienischen Frage auf die Thätigkeit des Londoner Büchermarkts ist bis zu diesem Augenblicke, wenn wir von Uebersetzungen berüchtigter französischer Flugschriften absehen, gleich Null. Auf tüchtigen Studien beruht Adolph Trollope's A Decade of Italian Women. Gehören die Frauen, die er bespricht, Katharina von Siena, Bianca Capello u. s. w., auch fast alle der frühern Vergangenheit an, so bieten sie ihm doch manche Gelegenheit zur Beleuchtung des Volkscharakters, den er genau kennt. Bis hart an die Schwelle der Ereignisse von 1848 führt uns Lord Broughton in seinem Italy, Remarks made in several Visits from the Year 1816 to 1854. Trotz der letztern Jahreszahl beziehen sich die Beobachtungen auf die vormärzliche Zeit und in der Hauptsache nur auf die Dichter vor 1815. Alfieri erscheint hier als ein grober und roher Mensch, Monti zeigt sich in einer Falschheit, die selbst bei einem Italiener seiner Zeit auffallend ist. Alfieri zerbricht bei der Prinzessin von Craignan eine Tasse, und die Dame sagt ihm unmuthig, da habe er ihr schönes Service verdorben, denn da eine Tasse fehle, sei das Ganze werthlos. Sogleich wirft Alfieri das Service vom Tische. Monti zeigte nie eine werthvolle Dose, ein Geschenk Pius' VII., ohne auf das von Brillanten eingefaßte Bildniß des Gebers zu zeigen und dabei Dante's Worte zu sprechen: „Zwei Thiere unter einer Haut!“

Zwei sehr berühmte Männer haben zu böser Stunde die Feder ergriffen. Lord John Russel's The Life and Times of Charles James Fox ist als Biographie bruchstückartig, lückenhaft und deutsch gesagt liederlich gearbeitet, und als Geschichtswerk eine reine Parteischrift, die nach den Studien Macaulay's und dem trefflichen Werk Lord Mahon's selbst im Lager der Whigs kaum willkommen sein kann. Des Lordoberrichters Campbell Shakspeare's legal acquirements considered ist bestenfalls eine Sonderbarkeit. Das Buch soll den Beweis führen, Shakspeare sei ein Rechtsgelehrter gewesen und habe bereits als Schreiber bei einem Advocaten einen praktischen Anfang seiner Laufbahn gemacht, ehe er Dichter geworden sei. Die mehr als schwachen Beweisgründe bestehen, abgesehen von einem Briefe von Thomas Nash, der auf Shakspeare gar keinen Bezug nimmt, aus Stellen von Dramen, z. B. Komödie der Irrungen, Act 4 Scene 2, Wintermärchen, Act 1 Scene 2 u. a. m. Nun ist es richtig, daß Shakspeare in diesen Scenen eine gewisse Bekanntschaft mit juristischen Redensarten und Formen verräth, aber ein Rechtsgelehrter ist er darum eben so wenig gewesen, als seine Schifferausdrücke in andern Dramen ihn zum Seemann oder die taktischen Anordnungen seiner Helden der geschichtlichen Schauspiele ihn zum Soldaten machen.

Die Veröffentlichungen aus den Archiven schreiten rüstig vorwärts. Zwölf Bände sind erschienen, zehn befinden sich unter der Presse und fünf sind beinahe druckfertig. Von den beiden letzten Bänden bezieht sich der eine bloß auf Buckingham's verunglückten Versuch, dem belagerten La Rochelle Entsatz zu bringen. Den Inhalt bilden nicht weniger als 5000 Documente, durch die Alles, was wir über jene merkwürdige geschichtliche Episode besitzen, in wesentlichen Dingen berichtigt wird. Der zweite neuerschienene Band ist für die Culturgeschichte der wichtigere. Er ist ein Abdruck des Londoner Weißen Buchs von 1419, eine Zusammenstellung englischer Rechtsgewohnheiten und städtischer Satzungen Londons, die von John Carpenter herrührt. In London sind alle Gebräuche von 1419 längst verschwunden, in der Provinz trifft man hier und da auf Ueberreste, z. B. in der alten Stadt Chester auf die Sitte, daß alle Dienstmädchen an Wochentagen beim Läuten der Abendglocke (gegen acht Uhr) in's Haus eilen. Wie viel Polizeiwillkür mußte sich das fröhliche alte England gefallen lassen! Wer in der Nähe des Towers badete, den traf Todesstrafe. War der König auf Reisen, so bezeichnete sein Marschall die Häuser, in die er Reisige oder Hofgesinde legen wollte, mit Kreide, und diese Einquartierung duldete nicht, daß die Eigenthümer und Miether mit ihr unter einem Dache blieben. Von Gleichheit vor dem Gesetz wußte man wenig. Die Hunde durften nicht auf den Straßen laufen, aber auf vornehme Köter, chiens gentilsz, bezog sich dieses Gesetz nicht. Dem gemeinen Manne war es strengstens untersagt, nach dem Läuten der Abendglocke Waffen zu tragen, der Lord legte sein Schwert nie ab, und seine Diener begleiteten ihn mit Fackeln, bis an die Zähne bewaffnet.

Neue Romane.

Ueber die interessanteste Erscheinung der gegenwärtigen Romanliteratur, Gutzkow's „Zauberer in Rom," behalten wir uns vor, nach der Beendigung der Ausgabe zu berichten.

Von andern Werken verdient „Paul Bronkhorst," Roman in drei Bänden von Levin Schücking, Leipzig bei F. A. Brockhaus, ganz besondere Empfehlung. Treffende Charakteristik der einzelnen Gestalten und ruhige Klarheit in den Schilderungen sind die Hauptvorzüge dieses sorgfältig ausgearbeiteten Romans. Das französische Element in dem alten Herzog von Anglure, seinem Neffen und dessen kleiner Frau ist den kernhaften deutschen Gestalten des Helden, Paul Bronkhorst, des Barons von Schlatendorf, des Schulzen Werdekoping u. A. wirksam entgegengestellt, und zwischen beiden Parteien erscheint die anmuthige und durch die Ruhe ihres Wesens imponirende Gestalt der Prinzessin Leonie wie eine versöhnende Macht. Der geschichtliche Hintergrund ist vortrefflich gewählt. Er ist nicht zu bedeutend und beeinträchtigt daher das Interesse für den eigentlichen Roman nicht; dennoch gestattet er einzelne Blicke in die historischen Verhältnisse zu Anfang dieses Jahrhunderts und behält somit wirklich den Charakter eines Hintergrundes, von dem sich das eigentliche Bild wirksam abhebt. — „Dichter und Apostel," von Ernst Willkomm, Frankfurt a/M., Meidinger Sohn u. Comp., behandelt einen interessanten aber etwas eintönigen Stoff in sehr weit ausgedehnter Form. Geistvoll und anziehend sind die Gestalten des Grafen Zinzendorf und des Dichters Christian Günther zwar gehalten, auch trägt die Auffassung des Stoffes überhaupt den Charakter einer sittlich ernsten Weltanschauung, aber es fehlt dem Ganzen die rechte Wärme und man kommt selten in die Stimmung, die das wirkliche Dichterwerk hervorruft. — Im Gegensatze hierzu versetzt uns der Roman, „Die Kinder von Finkenrode" von Jakob Corvinus, Berlin bei Schotte u. Comp., in eine Welt ausgelassener Heiterkeit und vernachlässigt fast zu sehr die ernstere Seite des Lebens. Des Verfassers allerliebste Darstellungsweise und das Gemüthvolle seiner einzelnen Figuren fesselt und befriedigt jedoch in vollem Maße. Einzelne Episoden, so die Reise des Helden nach Finkenrode, sind mit vollendeter Meisterschaft geschildert und erfüllt von echtem humoristischen Geiste. — Die in zwei Bänden enthaltenen „Erzählungen aus dem Volksleben" von Fr. Friedrich, Prag bei Bellmann, haben den Vorzug, daß sie frei sind von unwahrer Sentimentalität und geschraubten Empfindungen, sie sind jedoch leider etwas zu nüchtern gehalten und entnehmen ihren Gegenstand meistens den Nachtseiten des Volkslebens, ohne durch ein erheiterndes oder irgendwie ausgleichendes Element zu versöhnen. — Meisterhaft erzählt ist „Das Geheimniß der Mutter," von Robert Heller, Frankfurt a/M., Meidinger Sohn u. Comp., und wenn auch der Verfasser seiner entschieden realistischen Richtung bei der Anlage der Erzählung etwas zu viel Rechte gewährt hat, so verleiht er doch Allem durch die Grazie seiner Darstellungsweise einen fesselnden Reiz und versteht es vortrefflich, selbst die gefährlichsten Klippen gewandt zu umschiffen. — Ein betrübendes Zeugniß für die Verirrung eines bedeutenden Talentes gibt „Das braune Buch" von M. Solitaire, Leipzig, Hübner. Fast alles darin Enthaltene ist geschraubt und widernatürlich, und man darf nur die ekelhafte Geschichte, „Eine Junggesellenstube in der Karlstraße," lesen, um überzeugt zu werden, daß der Verfasser leider bereits die Grenze der gesunden Empfindung überschritten hat. — Die in zwei Bänden enthaltenen „Novellen" von Adelheid von Auer, Göttingen, Verlag von Georg H. Wigand, zeichnen sich durch feinen Ton und geschmackvolle Ausführung der Naturschilderungen sehr vortheilhaft aus. — Als beachtenswerth durch die nicht unbedeutende Anlage der Verfasserin zur Darstellung psychologischer Vorgänge verdient die Erzählung „Cornelia," von Dor. v. Paschkowsky, Leipzig bei L. Wiedemann, bezeichnet zu werden. — Unterhaltend, aber etwas oberflächlich compilirt, ist der Roman „Frau von Staël" von Amely Bölte, mit welchem die vielgelesene Kober'sche „Romanbibliothek" ihren vierzehnten Jahrgang eröffnet hat. Für die folgenden Bände der „Bibliothek" stehen Beiträge von Mügge, Schücking, Höfer und L. Mühlbach zu erwarten. — Die neue Ausgabe von Gerstäcker's „Regulatoren," Leipzig, Hermann Costenoble, gibt uns Gelegenheit, des Verfassers allbekanntes Erzählertalent und lebhafte Phantasie neuerdings anzuerkennen. — In der Wahl der Stoffe ähnelt ihm der pseudonyme Schriftsteller Armand, dessen Werke, zu denen er Stoffe aus dem Leben der Auswanderer und Eingeborenen in Amerika entnimmt, in sehr rascher Folge erscheinen. Die beiden zuletzt ausgegebenen Bände, „Alte und neue Heimath" und „Scenen aus den Kämpfen der Mexicaner und Nordamerikaner," Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, geben zwar den Beweis, daß es der Verfasser versteht, seine in der neuen Welt gesammelten Erfahrungen mit Geschick zu verarbeiten, sie stehen jedoch gegen sein erstes Werk, „Bis in die Wildniß," zurück.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Das Metallgeld.

Eine volkswirthschaftliche Skizze

von W. von Zeerleder.

I.

Der hohe Standpunkt der Culturvölker in materieller wie in geistiger Beziehung ist wesentlich bedingt durch die allgemeine Durchführung der Arbeitstheilung und diese wieder ist durchaus abhängig von der Entwicklung des Tauschverkehrs. So lange aber der Tauschverkehr noch auf der untersten Stufe steht und der Eine nur zum eigenen Gebrauch den ihm nützlichen Ueberfluß des Andern gegen seinen Ueberfluß ohne Benutzung eines Mittelglieds eintauscht, kann derselbe keine große Bedeutung gewinnen. Schon die Vergleichung der Tauschwerthe aller einzelnen Gegenstände unter sich, ohne als Maßstab einen derselben zu Grunde zu legen, ist bei einer großen Anzahl von Gegenständen äußerst schwierig, denn um 100 Gegenstände einzeln mit einander zu vergleichen muß der Schätzer ohne einen solchen Maaßstab $\frac{100.(100-1)}{2} = 4950$ Verhältnisse inne haben, mit demselben aber nur 99. Namentlich aber muß deshalb der Umsatz unmittelbarer Gebrauchsobjecte auf einen sehr engen Kreis beschränkt bleiben, weil man nur selten den finden wird, welcher unserm Mangel abhelfen kann und zugleich unsers Ueberflusses bedarf. „Wie selten wird es vorkommen, daß ein Nagelschmied, welcher eine Kuh eintauschen will, einen Viehhändler antrifft, welcher so viel Nägel gebraucht, wie eine Kuh werth ist.“ Erst wenn sich die Einzelnen daran gewöhnt haben, den Tauschwerth ihres Besitzthums allgemein auf einen Gegenstand zurückzuführen, die Bruchtheile des Vermögens unter einen Nenner zu bringen, erst wenn an die Stelle des dunkeln Tauschwerthes der Preis tritt, wenn das einfache Tauschgeschäft in vielfachen Kauf und Verkauf zerlegt wird, erst mit der Benutzung des Geldes als Werthmaßstab und Tauschgegenstand kann der Handel und mit ihm die Arbeitstheilung und deren Segnungen sich lebenskräftig entwickeln und ausdehnen. Den Verkehr so wesentlich fördernd wie die Landstraßen, die Hemmnisse desselben ebenso schwächend, wie das Oel die Reibungen der Maschine, vermittelt das Geld im Volke und unter den Völkern, gleich dem Blute im menschlichen Körper, das gemeinschaftliche Zusammenwirken, die Ergänzung von Mangel und Ueberfluß. Durch das Geld wird es in weiten Kreisen ermöglicht, Jeden nach Verschiedenheit seiner Anlagen und Neigungen verschieden zu beschäftigen und so den höchsten Grad der Fertigkeit bei den Einzelnen hervorzubringen, durch diese Arbeitstheilung wird zugleich ein kostbarer Aufwand von Zeit und Mühe erspart, welcher sonst durch Erlernen der verschiedenen Geschäfte durch überflüssiges Wiederholen derselben Arbeit unnütz verschwendet würde, die jetzt ebenso leicht Einzelne für Alle verrichten als sonst Alle für sich. Es wird dadurch die fortdauernde Theilung zwischen körperlicher und geistiger Beschäftigung überhaupt ermöglicht und in materieller Beziehung für die Mehrheit eine

reiche Quelle des Genusses eröffnet und selbst dem Niedersten eine bessere Lage gewährt, als sonst den Bevorzugtesten zu Theil werden könnte.

An sich kann möglicherweise jeder Gegenstand, welcher selbst Werth besitzt und übertragbar ist, als Werthmaßstab und Tauschmittel, also als Geld benutzt werden und es ist auch die Reihe der bestehenden Geldarten außerordentlich groß. Thierfelle in den Ländern der Hudsonsbaigesellschaft, Vieh bei den Kirgisen und Tscherkessen, Getreide und Wolle bei den unterjochten, ackerbautreibenden persischen Nomaden, Datteln in der Oase Siwah, Theeziegel in Hochasien und Sibirien, Wachskuchen am obern Amazonenstrome, Salzbarren im Innern Afrika's und an der chinesisch-birmanischen Grenze, Leinwand (Vadhmál) bei den Isländern, Muscheln (Kauris) in Vorder- und Hinterindien, Hochasien und Südafrika, Eisen in Senegambien, Zinn bei den Malayen und manche andere Gegenstände sind dazu bestimmt, ganz oder theilweise namentlich im Binnenverkehre die Dienste zu versehen, welche bei den cultivirten Völkern die edeln Metalle zu leisten haben. Auch die jetzt cultivirten Völker haben ursprünglich sich anderer Geldarten bedient, wie sich aus der Sprachbildung und aus manchen andern Umständen nachweisen läßt. So führt das lateinische Wort für Geld (pecunia) auf Vieh (pecus) zurück, so sind in den alten Gesetzbüchern der Griechen, Römer, Deutschen, Ungarn, Iren, Schotten die Geldbußen in Vieh meist in Ochsen, einzeln auch in Pferden und Schafen ausgerechnet. Und der Uebergang zur Benutzung der edeln Metalle in der doppelten Function des Geldes scheint ein sehr langwieriger gewesen zu sein, denn nachdem man schon lange im Verkehre sich der edeln Metalle als Tauschgegenstand ganz allgemein bediente, maß man doch den Werth der Waaren und selbst des neuen Geldes nach den frühern Geldarten, findet man doch vielfach alte Münzen nicht allein nach Thieren benannt, sondern auch mit deren Bildniß gestempelt.

Gleich geeignet, den Verkehr als Geld zu vermitteln, sind jedoch keineswegs alle Gegenstände. Einige bieten als Tauschgegenstand besondere Vorzüge, andere gewähren nach Verschiedenheit der Verhältnisse wegen des festern und wenigen Schwankungen ausgesetzten Werthes größere Sicherheit als Werthmaßstab. Durch besondere Fähigkeit, als Tauschgegenstand zu dienen, zeichnen sich vor Allem die edeln Metalle aus. Ihr verhältnißmäßig geringes Gewicht und noch geringerer Umfang und ihre große Dauerhaftigkeit, da sie in ungewöhnlichem Grade allen äußern Einflüssen zu widerstehen vermögen, lassen dieselben leicht aufbewahren und ohne große Kosten weithin fortschaffen. Die Leichtigkeit, womit sie von allen sonst ähnlichen Gegenständen durch Farbe, Ton und specifisches Gewicht zu unterscheiden sind, ihre mit großer Härte verbundene Gefügsamkeit, welche es ermöglicht, sie dauernd mit einem schwer nachzuahmenden Stempel zu kennzeichnen, erschweren bedeutend die Ausführung eines jeden Betruges. Die fast nur durch Rücksichten der Zweckmäßigkeit begrenzte Fähigkeit der edeln Metalle, in vollständig ebenmäßige Theile ohne erhebliche Verminderung des Gesammtwerthes zerlegt werden zu können, ermöglicht es, sehr geringe Werthe durch sie ohne bedeutende Kosten genau darzustellen. Und fast jede dieser Eigenschaften wird von den edeln Metallen in höherm Grade besessen, als sie sich sonst vereinzelt findet, während sie bei keinem andern Gegenstande alle in so passender Vereinigung zusammentreffen. Dagegen scheinen wenigstens die edeln Metalle minder gut zum Werthmaßstab geeignet, da man leicht die festere Grundlage, worauf ihre Werthschätzung beruht, übersieht. Ursprünglich und so lange deren Gebrauch und Tauschwerth beinahe ausschließlich auf ihrer Verwendung zu Schmucksachen beruhte, mußte auch wirklich deren Tauschverhältniß zu den übrigen Gegenständen sehr vielen Schwankungen unterliegen, da nach Verschiedenheit der Personen, Zeiten und Umstände das Bedürfniß des Glanzes und der äußern Pracht den übrigen Bedürfnissen des Lebens gegenüber bald sehr in den Vordergrund tritt, bald aber auch fast gänzlich schwindet. Nachdem aber die Benutzung der edeln Metalle allgemeiner eingeführt worden, verlieh eben diese neue Verwendungsart denselben einen höhern Gebrauchswerth, als andere Gegenstände besaßen, die gleich gut zum Schmucke aber nicht so gut als Verkehrsmittel benutzt werden konnten. Dies mußte in eigenthümlich steigernder Weise den Tauschwerth derselben erhöhen und eine immer festere Selbständigkeit desselben bewirken. So ist denn heutzutage bei uns das Tauschverhältniß der edeln Metalle den augenblicklichen Einflüssen der Mode in Bezug auf Verwendung derselben zu Schmucksachen und dergleichen beinahe vollständig entzogen und regelt sich wesentlich nach den im Ganzen gleichmäßigen Bedürfnissen des Verkehrs. Diese Vereinigung einer vorzüglichen Befähigung als Tauschgegenstand und einer ziemlichen Stabilität des Tauschwerths bei den edeln Metallen eignet dieselben mehr als jeden andern Gegenstand, bei wirthschaftlich entwickelten Völkern den Verkehr als Geld zu vermitteln. Kleinere Schwankungen im Werthverhältnisse derselben zu den übrigen

Gegenständen müssen zwar auch sich unangenehm fühlbar machen und störend einwirken. Die daraus entstehenden Unbequemlichkeiten treten aber bei wachsendem Verkehre und Ausdehnung desselben auf größere Kreise und weitere Entfernungen den sonstigen Vortheilen, welche die edeln Metalle bieten, gegenüber sehr in den Hintergrund und werden von diesen mehr als aufgewogen. Die Benutzung der edeln Metalle als Geld ist daher bei den gebildeten Völkern in den Verhältnissen vollständig begründet und muß sich mit der Entwicklung des Verkehrs immer weiter ausdehnen, so daß den edeln Metallen für alle Zukunft ihre hohe Bedeutung gesichert bleiben wird.

Anfangs versahen die edeln Metalle ihren Dienst als Vermittler des Verkehrs in roher ungemünzter Form und dieser Zustand besteht noch jetzt in manchen Ländern, selbst bei dem hoch cultivirten Volke der Chinesen. Mit diesem ursprünglichen Gebrauche sind aber mannigfache Unbequemlichkeiten verbunden, denn die Beschwerlichkeit des stets zu wiederholenden Abwägens und der häufigen Prüfung der Echtheit und des Feingehalts muß die rasche Vollziehung von Geschäften sehr hindern. Wenn auch einzelne Privatpersonen die Metallbarren nach Gehalt und Gewicht stempeln und dadurch den Verkehr erheblich erleichtern können, so bleiben diese Vortheile doch immer nur auf kleine Kreise beschränkt, wo dieser Stempel bekannt ist und hinlängliches Vertrauen genießt. Als ein wesentlicher Gewinn ist es daher zu betrachten, daß bei uns die Regierungen schon seit langer Zeit die Ausmünzung der edeln Metalle in die Hand nahmen. Sobald diese, bei denen man den höchsten Grad von Fähigkeit und Redlichkeit voraussetzen durfte, den Metallwerth der einzelnen Stücke öffentlich beglaubigten, konnte man die Prüfung wenigstens im Lande füglicherweise auf die Echtheit des Gepräges beschränken, eine Prüfung, welche durch die voranschreitende Technik im Münzwesen immer mehr erleichtert wurde. Nach weiterer Entwicklung der Staaten, nach festerer Begründung der Regierungsgewalt und Sicherung des allgemeinen Vertrauens konnten dann auch noch zwei Hauptübelstände bedeutend gemildert werden, welche den Verkehr in verschiedenen Beziehungen erschwerten. Daß die edeln Metalle nämlich nicht umfanglos und gewichtlos sind, verursacht Transportkosten, welche an sich zwar nicht erheblich sind, die aber doch bei großem und lebhaften Verkehre zwischen weit entfernten Punkten sehr lästig werden können. Daß sie nicht umfangreicher sind, hindert es, die sonst beinahe unbegrenzte Theilbarkeit im Münzwesen praktisch auszuführen, da das Zählen der Stücke zu unbequem wird, wenn der Durchmesser derselben sehr klein ist, wenn sie aber sehr dünn ausgewalzt werden, die Möglichkeit aufhört, den Rand dergestalt zu bezeichnen, daß er nicht unbemerkt abgefeilt werden kann. Nach beiden Seiten hin leistet die Benutzung des Credits, die aber in ausgedehnter Weise erst bei festgeordneten Verhältnissen möglich ist, treffliche Aushülfe. So wird jetzt im internationalen Handel der gebildeten Völker kaum mehr als die Jahresdifferenz der Einfuhr und Ausfuhr durch baare Rimessen gedeckt. Auch im Innern hat der Credit theils in ungemünzter Form unter den verschiedensten Gestalten, theils ausgeprägt als Banknoten und Staatspapiergeld zur Erleichterung für den Verkehr, zum Gewinn für Einzelne das baare Geld mannigfach abgelöst. Zur Gewinnung eines geeigneten Zahlmittels selbst für den kleinsten Verkehr dagegen, ohne die bestehende Einheit im Geldwesen zu durchbrechen, wird der Credit vom Staate in Form der Scheidemünze ausgeprägt. Man nimmt nämlich andere Metallarten oder Compositionen von größerm Umfange und geringerem Werthe als das Metall, welches dem Münzsystem des Landes zu Grunde liegt, Neusilber, Kupfer und in den Ländern der reinen Goldwährung neben diesem auch das Silber, setzt diese den edeln Metallen in starkem Maße zu oder verprägt sie allein und benutzt diese Stücke als Geldzeichen, indem man den Nennwerth unabhängig vom Metallwerthe und zwar bedeutend höher als diesen bestimmt. In den Verkehr wird diese Scheidemünze gleich dem Papiergelde durch die Autorität und den Credit des Staates eingeführt und deren Geltung durch das Bedürfniß des Verkehrs gesichert, so lange die vorhandene Menge dasselbe nicht übersteigt.

Wenn auf solche Weise das Geldwesen in einem Lande geregelt und zugleich das Geldsystem mit dem Zahlungssysteme, den sonstigen Maßverhältnissen des Landes und dem Geldsysteme anderer Länder möglichst in Einklang gebracht worden, so ist ein hoher Grad von Vollkommenheit erreicht und der Verkehr vermag mit seiner Hülfe einen bedeutenden Umsatz rasch und leicht zu bewirken. Ganz vollkommen ist aber auch ein solches Geldsystem noch nicht und manche Uebelstände bleiben noch immer zu beseitigen. Zwar läßt das Geld als Tauschgegenstand in solchen Verhältnissen an sich kaum Etwas zu wünschen übrig, allein die Schwankungen, denen das Tauschverhältniß desselben trotz der festen Grundlage fortwährend unterliegt, beeinträchtigen wesentlich seine Tauglichkeit als Werthmaßstab und wirken auch bei dessen Benutzung als Tauschgegenstand störend ein. Erst wenn die daraus entspringenden Uebelstände beseitigt

sind, vermag das Geld seine doppelte Aufgabe vollständig zu lösen. Ganz freilich kann dieses Ideal nie erreicht werden, weil ein Theil jener Schwankungen allen menschlichen Einwirkungen entzogen ist, aber es kann in dieser Beziehung mehr geschehen, als in vielen Staaten und namentlich in Deutschland bislang geschehen ist. Nur ist eine genaue Kenntniß des Wesens der Schwankungen und umsichtige Berücksichtigung der Verhältnisse durchaus erforderlich, um nicht Unmögliches zu erstreben oder gar durch wohlgemeinte Gewaltmaßregeln, wie noch jetzt mannigfach geschieht, grade das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorzubringen.

Zunächst unterliegt das Tauschverhältniß der edeln Metalle und folgeweise unsers Geldes im Verhältnisse zu den übrigen Gegenständen mannigfachen Schwankungen. Wie das Verhältniß zwischen der Intensivität der Nachfrage und des Angebots bei den einzelnen Waaren sich fortwährend verschiebt, ebenso wird auch die Stetigkeit dieses Verhältnisses bei den edeln Metallen allen übrigen Waaren gegenüber vielfach gestört. Den Grund für diese Schwankungen sucht der minder Kundige gewöhnlich und nicht selten mit Recht in den Verhältnissen der einzelnen Waaren und nennt sie Steigen oder Fallen der Waaren. Oft liegt derselbe aber auch in den edeln Metallen selbst und die Schwankungen würden dann richtiger Steigen oder Fallen des Geldes genannt werden. Sieht man von der erstern Möglichkeit, welche hier weniger in Betracht kommen kann, ganz ab und nimmt den Durchschnittstauschwerth aller übrigen Gegenstände als feststehend an, so würde das Tauschverhältniß der edeln Metalle sich weiter ausschließlich nach dem jedesmaligen Verhältnisse von Bedürfniß und Vorrath richten. Eine absolute Minimalgrenze für den Tauschwerth in den Productionskosten gibt es für die edeln Metalle nicht, da der vorhandene dauernde Vorrath derselben zu groß ist und eine Maximalgrenze im Gebrauchswerthe wird durch die eigenthümliche Natur derselben als Circulationsmittel ausgeschlossen.

Das Bedürfniß nach den edeln Metallen regelt sich nach der Entwicklung des Verkehrs, wird einerseits durch Ausdehnung desselben und weiteres Vordringen der Geldwirthschaft an die Stelle der Naturalwirthschaft gestärkt, und andererseits durch vermehrte Schnelligkeit des Umsatzes, durch verstärkte Benutzung des Credits und durch Stockung des Verkehrs geschwächt. Die Größe des Vorraths richtet sich zunächst nach dem Betrage der Production und des Verlustes, wird aber dann in seiner Wirkung auf den Tauschwerth wesentlich bestimmt durch den Besitz, worin er sich befindet. Die Ausfuhr nach solchen Ländern, deren Vorrath an Metall für unser Geldwesen nicht in Betracht kommt, das Anhäufen in einzelnen festen Händen, das Vergraben wegen mangelnder Rechtssicherheit wirken momentan ähnlich wie der Verlust einer gleichen Metallmenge, während der den Tauschwerth bestimmende Vorrath in entsprechender Weise wieder gemehrt wird, wenn diese Massen dem Verkehre wieder zuströmen. Je nachdem all diese verschiedenen Momente nach der einen oder andern Seite hin sich mehr oder minder geltend machen, ändert sich das Verhältniß der Intensivität der Nachfrage und des Angebots und ein Steigen oder Fallen der Metalle im Tauschwerthe muß die Folge sein. Im Mittelalter, wo der Vorrath der edeln Metalle beständig abnahm ohne entsprechend gemehrt zu werden und gleichzeitig das Bedürfniß durch Ausdehnung des Handels sich hob, erfuhr der Tauschwerth der Metalle eine bedeutende Steigerung. Nach zuverlässigen Berechnungen für vierzigjährige Durchschnitte erhielt man z. B. im Ordenslande Preußen für eine Mark feinen Silbers

im Jahre	Scheffel Roggen
1399	34,3
1405	38,4
1432	40,3
1448	43,0
1494	68,7
1508	74,0

Als dagegen durch verstärkte Silberproduction in Europa, durch Einschmelzen kostbarer Kirchengeräthe zur Zeit der Reformation und namentlich durch Einfluß der amerikanischen Bergwerksproduction die circulirende Metallmenge bedeutender vermehrt wurde als der Verkehr an Ausdehnung gewann, erfolgte ein den Verhältnissen entsprechendes Sinken der edeln Metalle. In neuerer Zeit scheint das durch den enormen Aufschwung des Verkehrs in den letzten Jahrzehnten herbeigeführte stärkere Bedürfniß nach Umlaufsmitteln durch vergrößerte Schnelligkeit des Umsatzes, durch weitausgedehnte Vermehrung und Benutzung der Geldsurrogate und namentlich durch die Größe der neuern Geldproduction in der Wirkung aufgehoben zu sein, so daß eine bedeutende Veränderung im Tauschwerthe sich bis jetzt noch nicht wieder fühlbar gemacht hat.

Im Widerspruch mit jenen Grundsätzen über die Wirkung des Verhältnisses von Bedürfniß und Vorrath auf den Tauschwerth der edeln Metalle scheint auf den ersten Anblick die Wirkung von zeitweisen Verkehrsstockungen zu stehen. An sich wird durch solche Ereignisse das Bedürfniß nach Circulationsmitteln gemindert und es müßte daher ein Sinken der edeln Metalle erfolgen. Wie

die Erfahrung zeigt, tritt aber meist grade das Gegentheil, ein Steigen des Tauschwerths der edeln Metalle zu den übrigen Waaren ein. In Folge des Creditmangels werden nämlich die auf Credit beruhenden Geldsurrogate im weitern Sinne aus dem Verkehre verdrängt und diese machen jetzt schon einen so bedeutenden Theil der Umlaufsmittel aus, daß durch deren Wegfall die Nachfrage nach den edeln Metallen stärker vermehrt werden muß, als sie durch eine kurze Abnahme des Verkehrs geschwächt werden kann.

Seit undenklicher Zeit bis auf die neuere Zeit hat die beständige Mehrproduction des Silbers sowohl dem Gewichte als auch dem Werthe nach den Stand desselben allmälig immer mehr herabgedrückt. In den frühsten Zeiten, soweit die Forschungen reichen, war das Durchschnittsverhältniß des Tauschwerths des Silbers zu dem des Goldes bei den cultivirten Völkern wie 1 : 10. Bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich dies Verhältniß nur wenig, nämlich auf 1 : 11,25 verschoben, weil bis dahin überhaupt die Metallproduction nicht sehr erheblich war. Von da an nahm aber die Silberproduction im Verhältniß zum vorhandenen Metallvorrathe und zur Goldproduction bedeutend zu. Den Gesammtvorrath der damals bei den gebildeten Völkern vorhandenen Metallmenge kann man nach einem allerdings sehr summarischen Ueberschlage auf etwa 750 Millionen Thaler schätzen, während die Productionsverhältnisse seit jener Zeit von Soetbeer für fünfzigjährige Zeiträume veranschlagt werden:

Jahr	Gold Thlr.	Silber Thlr.	Silber %	Gold %
1500:	516,000	700,000	42,4	57,6
1550:	537,500	3,550,000	13,3	86,7
1600:	1,720,000	14,000,000	10,9	89,1
1650:	3,225,000	21,000,000	13,3	86,7
1700:	6,880,000	23,800,000	22,4	77,6
1850:	19,850,000	39,200,000	33,1	69,9
1800:	21,930,000	51,800,000	29,7	70,3
1846:	41,280,000	43,400,000	48,7	51,3

Hauptsächlich in Folge dieser unverhältnißmäßigen Mehrproduction des Silbers gestaltete sich denn auch das Tauschverhältniß der edeln Metalle in allen Ländern Europa's, wohin zunächst die Producte der Bergwerke strömten, immer ungünstiger für das Silber, wie nachfolgende nach fünfzigjährigen Durchschnitten berechnete Uebersicht ergibt.

Zeitraum	Verhältniß
1501—1550	1 : 11,25
1551—1600	1 : 11,50
1601—1650	1 : 12,50
1651—1700	1 : 14,50
1701—1750	1 : 15,10
1751—1800	1 : 14,83
1801—1850	1 : 15,65

In den übrigen Ländern außer Amerika und Europa blieb das bestehende Werthverhältniß beinahe ganz unberührt, weil damals kein bedeutender Verkehr mit denselben stattfand und daher nur wenig von dem neu gewonnenen Silber dahin gelangen konnte. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts galt z. B. in China das Gold im Verhältniß zum Silber kaum mehr als in Europa vor Entdeckung Amerika's, und es soll noch jetzt, wie die Reisenden berichten, im Innern Afrika's stellenweis das Gold nicht höher als das Silber, „das weiße Gold," geschätzt werden.

Eine so erhebliche Verschiedenheit in der Werthschätzung der Metalle mußte natürlich, sobald der Handel mit jenen Ländern überhaupt eröffnet war, eine bedeutende Wirkung auf die Handelsoperationen ausüben und die dauernde Ausfuhr des Silbers dorthin herbeiführen. Besonders in letzter Zeit, wo der Handel mit Asien namentlich in Folge verstärkten Bezugs von Thee und Seide aus China einen so großen Aufschwung genommen hatte, mußte sich dieser Einfluß in hohem Grade fühlbar machen.

Diese massenhafte Ausfuhr des Silbers aus Europa konnte nicht ohne gewichtigen Einfluß auf den hiesigen Metallmarkt bleiben und mußte günstig auf den Stand des Silbers wirken. Doch würde dieser Umstand allein kaum ein weiteres Sinken des Silbers verhütet oder gar ein Steigen desselben herbeigeführt haben, wenn nicht durch die Entdeckung und die beinahe gleichzeitige Ausbeutung der reichen californischen und australischen Goldfelder eine vollständige Umwälzung in den bisherigen Productionsverhältnissen der beiden edeln Metalle bewirkt worden wäre. Nach Soetbeer's Angaben lieferte

Jahr	Californien Mark Cölnisch	Australien Mark Cölnisch
1848	50,000	
1849	160,000	
1850	260,000	
1851	360,000	50,000
1852	408,000	425,000
1853	440,000	450,000
1854	440,000	435,000
1855	450,000	445,000
	2,568,000	1,805,000

Was für beide Länder zusammen, wenn man die Mark Goldes zu 213 Thaler rechnet, eine Goldproduction im Werthe von 931,449,000 Thaler ausmacht. Gleichzeitig hatte auch in den übrigen Ländern, namentlich in Rußland, die Goldproduction eher sich vermehrt als vermindert, während die Silberproduction sich nur langsam und wenig hob. Im Jahre 1854 wurden im Ganzen etwa für 229½ Millionen Thaler Gold (78%) und nur für

63 Millionen Thaler Silber (22%) gewonnen, ein Productionsverhältniß, das sich in den letzten Jahren sogar noch ungünstiger für das Silber herausgestellt hat.

Unter solchen Verhältnissen kann man weniger darüber staunen, daß das Gold im Verhältniß zum Silber gesunken ist, als vielmehr darüber, daß es so wenig gesunken ist. Während nämlich das durchschnittliche Werthverhältniß in den Jahren 1831—1847 in London 1: 15,79 und in Hamburg 1: 15,64 war, ist dasselbe an diesen beiden Hauptmetallmärkten Europa's im Durchschnitte der folgenden Jahre gewesen:

Jahr	London	Hamburg
1848	1: 15,84	1: 15,12
1849	1: 15,79	1: 15,75
1850	1: 15,73	1: 15,61
1851	1: 15,46	1: 15,34
1852	1: 15,59	1: 15,42
1853	1: 15,33	1: 15,34
1854	1: 15,33	1: 15,22
1855	1: 15,36	1: 15,32
1856	1: 15,34	1: 15,31
1857	1: 15,29	1: 15,24

Der Grund dieses im Ganzen noch sehr günstigen Standes des Silbers ist wohl vornehmlich in dem Systeme der Doppelwährung zu suchen, welches namentlich in Amerika, Frankreich und Rußland gesetzlich eingeführt ist.*) In jenen Ländern ist das Werthverhältniß zwischen den beiden edeln Metallen gesetzlich bestimmt, dürfen die Schuldner nach Belieben in Gold oder Silber zahlen und kann Jeder die Ausprägung des Rohmetalls nach dem festgesetzten Verhältnisse verlangen. In Amerika ist das Werthverhältniß auf 1: 15,99, in Frankreich auf 1: 15,50, in Rußland nominell auf 1 : 15 festgestellt, aber in dem letztern durch ein festes Aufgeld von 3% auf 1: 15,45 erhöht.

Diese Doppelwährung, welche für die Länder, in welchen sie besteht, nicht geringe Nachtheile herbeigeführt hat, ist für die allgemeine Stabilität des Werthverhältnisses der edeln Metalle in doppelter Beziehung sehr wohlthätig gewesen. Zunächst konnte nämlich, so lange noch hinreichend Silbergeld in den Ländern der Doppelwährung vorhanden war, das factische Werthverhältniß nicht bedeutend von dem gesetzlichen abweichen, da man im Stande war, durch Tragung der Einschmelzungskosten des Silbergeldes und der Prägungskosten des rohen Goldes stets eine entsprechende Menge Silbers sich zu verschaffen. Dann wurde ferner durch diese massenhafte Einschmelzung von Silbermünze und gleichmäßige Prägung von Goldmünze das neuproducirte Gold großentheils verwandt und dagegen eine entsprechende Menge Silber abgelöst. In Frankreich allein betrugen die Golbausmünzungen in den Jahren 1850—56 2,177,132,265 Francs, woraus man schließen kann, daß dort trotz entgegenstehender Verordnungen mit dem Einschmelzen des Silbers rasch vorangeschritten ist.

Es schwankt aber nicht allein das Werthverhältniß der edeln Metalle zu allen übrigen Gegenständen und unter sich, sondern es schwankt auch das Verhältniß des Metallgeldes zum Metalle.

Sieht man zunächst ganz davon ab, daß das Geldstück das Nominalquantum an edelm Metalle ursprünglich etwa gar nicht gehabt oder im Laufe der Zeit verloren hat, so würde es den natürlichen Verhältnissen entsprechen, daß das verarbeitete Product (das Geld) wenigstens um die Verarbeitungs- (Prägungs-)kosten höher stehe als das Rohproduct (die edeln Metalle). Dieses Verhältniß wird im Ganzen stets dann stattfinden, wenn die Masse der circulirenden Landesmünze genau dem augenblicklichen Bedürfnisse entspricht. Steigert sich das Bedürfniß nach Landesmünze, so kann das Agio des Geldes für kurze Zeit sogar noch um ein wenig mehr als die Prägungskosten steigen. Ist dagegen die Menge an gemünztem Gelde größer als das Bedürfniß des Verkehrs, so wird zunächst das Agio des Geldes abnehmen oder ganz schwinden. Tritt dann noch eine sogenannte ungünstige Handelsbilanz hinzu, erheischt der auswärtige Handel Baarsendungen in Länder, wo jene Münze nicht zum vollen Metallwerthe angenommen wird, so kann der Werth der Münze noch unter den Metallgehalt sinken und zwar möglicherweise bis zum Betrage der Umschmelzungskosten.

Die Geldmünzen sind aber nur äußerst selten vollhaltig und darin liegt ein zweiter noch stärkerer Grund für die Preisdifferenz zwischen Geld und Metall. In ältern Zeiten suchten nämlich die Münzstätten durch successiv geringhaltigeres Ausprägen der Münze dem Fürsten auf Kosten des Landes einen Gewinn zu erzielen. In neuerer Zeit haben zwar sämmtliche Regierungen Europa's das Verderbliche dieses Systems eingesehen und bestreben sich jetzt auf das Ernstlichste, den Metallwerth der Münze ihrem Nennwerthe vollkommen gleichzuhalten. Der Erreichung dieses Zieles stehen aber große Schwierigkeiten entgegen, da eine ganz genaue Aus-

*) Der hohe Curs der Friedrichsdors in Preußen beruht nicht auf Doppelwährung, da Privatpersonen die Ausprägung derselben auf ihre Rechnung nicht verlangen können und die Anzahl derselben sehr beschränkt ist. Durch die hohe Cursbestimmung ist die preußische Goldmünze vielmehr nur zu einem freilich kostbaren Geldzeichen geworden. A. d. V.

prägung fast unmöglich ist, so daß ein wenn auch geringes sogenanntes Remedium den Münzstätten stets gestattet werden muß und namentlich, da die Münzen durch den Gebrauch sich allmälig abnutzen. Der durch Abnutzung im Verkehre herbeigeführte Gewichtsverlust betrug nach genauen von Kamarsch angestellten Abwägungen und Berechnungen im Durchschnitte jährlich:

bei dem englischen Sovereign (Gold)	0,033%,
bei der hannoverschen Doppelpistole	0,016%,
bei dem franz. Fünffrankenst. (Silber)	0,023%,
bei dem preußischen Thaler	0,024%,
bei dem süddeutschen Gulden	0,027%,
bei dem englischen Sixpence	0,350%,
bei dem preußischen Sechstel	0,071%,
bei dem hannoverschen Zwölftel . . .	0,116%,

und der durchschnittliche durch ungenaue Prägung und durch Abnutzung bewirkte Minderwerth sämmtlicher sich im Umlauf befindlichen Thalerstücke mag etwa 1½ bis 2% betragen.

Solche Differenzen zwischen Nennwerth und Metallgehalt können schon unter gewöhnlichen Verhältnissen im Tauschwerth zur Geltung gelangen, müssen aber namentlich bei ungünstiger Handelsbilanz sich in hohem Grade fühlbar machen. Dann kann der Tauschwerth der Münze zum Metall leicht so sehr sinken, daß die Einschmelzung der vollhaltigen Stücke einen bedeutenden Gewinn abwirft. Ist ein solcher Zustand erst erreicht, so verschlechtert sich rasch der Durchschnittsgehalt der Landesmünze durch Verschwinden der bessern Münzstücke und der Tauschwerth der Münze sinkt immer mehr, bis der Staat nothgedrungen zu einem leichtern Münzfuße übergehen muß.

Dr. Normandy's Apparat

zur Gewinnung von

Trinkwasser aus Seewasser.

Von W. Reinhold.

In der Geschichte der Erfindungen, welche unser Jahrhundert auszeichnen und den Beziehungen der civilisirten Welt eine von den frühern so verschiedene Gestaltung gegeben haben, nimmt der Normandy'sche Apparat zur Verwandlung des Seewassers in trinkbares eine hervorragende Stellung ein und ist besonders für die von Tage zu Tage sich mehr ausbreitende Schifffahrt eine unschätzbare Wohlthat geworden.

Seitdem Columbus den atlantischen Ocean durchschiffte und den Seefahrern einen andern Weg durch die Meereswogen, als nur längs der Küste und in der Nähe des Landes zeigte; seitdem die Fahrt nach dem neuentdeckten Welttheile die Schiffe zwang, sich auf Monate mit der kostbaren Flüssigkeit zu versehen, weil sich auf dem langen Wasserwege nicht wie bisher an der Küste die Gelegenheit zum öftern Ersatz dieses Lebenselementes bot, hat sich die menschliche Erfindungsgabe vergebens abgemüht, das Seewasser in trinkbares zu verwandeln und dadurch Unglücksfällen vorzubeugen, die Tausende und aber Tausende von Seeleuten dem furchtbaren Schicksale des Verschmachtens preisgaben, das um so schrecklicher war, als die davon betroffenen Unglücklichen Tantalusqualen erduldeten und umgeben von Wasserbergen elend verdursten mußten.

Vergebens setzten seit Anfang dieses Jahrhunderts verschiedene Regierungen, und unter ihnen besonders die englische, namhafte Prämien auf die befriedigende Lösung dieses Problems; erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, die Schifffahrt mit einer Erfindung zu bereichern, welche erstere gegen einen furchtbaren Feind, den Mangel an trinkbarem Wasser, sicherte.

Zwar wurde schon seit längerer Zeit Seewasser durch Verdampfung und Niederschlag des erzeugten Dampfes, der bekanntlich keine der salzigen und organischen Bestandtheile, welche das Seewasser in Auflösung hält, mit sich führt, in süßes Wasser destillirt; allein die so gewonnene Flüssigkeit war kaum zum Kochen zu gebrauchen und zum Trinken nicht viel besser als Seewasser. Ihr Geschmack war räucherig, fade und ekelhaft, reizte zum Erbrechen und äußerte auch sonst auf den Körper nachtheilige Wirkungen, so daß die Seeleute das schlechteste faule natürliche Wasser dem künstlich gewonnenen vorzogen. Diesen Geschmack behielt es wochenlang trotz aller zur Verbesserung angewandten chemischen Reagentien und verlor ihn bisweilen nie.

Es fehlte ihm nämlich ein Hauptbestandtheil des Trinkwassers, die Luft, welche ihm durch die Verdampfung genommen war, erst nach langer Zeit durch Berührung mit der Atmosphäre, Ventilatoren, Schütteln &c. und dann auch nur in unvollkommener Weise zurückerstattet werden konnte.

Jedes natürliche Wasser enthält atmosphärische Luft, Regenwasser am meisten und Seewasser wegen der übrigen in Auflösung gehaltenen Stoffe am wenigsten, nur etwa ein Drittheil so viel, als Ersteres (5 Cubikzoll auf 4 Quart). Diese Luft entweicht aber schon aus dem Wasser bei einer Temperatur von 130 Grad Fahrenheit und der condensirte Dampf enthält wenig oder gar keinen Sauerstoff und Kohlensäure. Diese ihm zuzuführen, dadurch das Wasser trinkbar zu machen, es von dem ihm anhaftenden übeln Geschmacke zu befreien und es *sogleich* genießbar zu

destilliren, waren Bedingungen, welche die bisherige Methode nicht erfüllen konnte und weßwegen sie trotz ihrer großen Verbreitung höchst unvollkommen und nutzlos war.

Der Normandy'sche Apparat vereinigt jedoch nicht nur alle diese Eigenschaften in sich, sondern hat dabei noch den Vortheil einer soliden und compacten Construction, nimmt in Verhältniß zu seinem Nutzeffect einen äußerst geringen Platz ein und producirt bei geringem Kohlenverbrauch durch seine sinnreiche Einrichtung das Doppelte des gewöhnlichen Destillirapparats an Trinkwasser. Auf Dampfschiffen kann der dazu erforderliche Dampf, während die Maschine in Thätigkeit ist, direct aus den Kesseln genommen werden und macht daher sehr wenig Kosten. Auf Segelschiffen wird er durch einen eigenen Kessel erzeugt, der seinerseits wieder zur Ersparniß wie die bisher gebräuchlichen Destillirmaschinen mit der Küche oder dem Herde in Verbindung stehen kann. Während bei der gewöhnlichen Methode 1 Pfund Kohlen 8 bis 9 Pfund Wasser verdampfte, verdampft die Normandy'sche Maschine 16 bis 18 Pfund, ein Umstand, der auf Schiffen, wo der Raum für Feuerungsmaterial ohnehin beschränkt wird, abgesehen von der ökonomischen Ersparniß, sehr in das Gewicht fällt. Aber nicht allein für die Schiffsahrt ist diese Erfindung von großer Wichtigkeit. Wie viele Seestädte gibt es, die kein anderes Trinkwasser als das in Cisternen gesammelte Regenwasser besitzen, wie viele, die ersteres meilenweit mit großen Kosten und Schwierigkeiten beziehen müssen? Bremerhafen, Helvoetsluis, der Jadebusen und andere an der Nordsee gelegene Häfen haben kein Trinkwasser und für sie ist der Apparat eine gleiche Wohlthat, da seine Productionskraft sehr bedeutend ist, er geringe Unterhaltungskosten beansprucht und daher allen Wasserleitungen, Anlegung von artesischen Brunnen 2c. vorzuziehen ist. Einer derselben wurde nach Copiapo in Chili gesandt und destillirt dort täglich 120,000 Quart Wasser, ein Quantum, das für eine Bevölkerung von 10,000 Seelen zur Genüge ausreicht.

Fig. 1.

Fig. 2.

In den beigefügten Zeichnungen 1 bis 6 geben wir unsern Lesern eine möglichst getreue Darstellung dieser interessanten Erfindung und wollen in Nachstehendem versuchen, sie in ihren Einzelnheiten zu erläutern und zu veranschaulichen.

Fig. 1 ist ein verticaler Durchschnitt des ganzen Apparats in der Richtung der Linie φ Fig. 5. Die Hauptbestandtheile desselben sind zwei aufrechtstehende eiserne Cylinder, deren kleinerer von dem Erfinder Condensator (Verdichter) genannt ist, während der größere Evaporator (Ausdampfer) heißt. In jedem derselben befindet sich ein System von Röhren, wie sie jetzt allgemein in Dampfkesseln gebräuchlich sind, B und W. Durch die Röhre A, welche mit dem Dampferzeugungsapparate in Verbindung steht, strömt der zu condensirende Dampf in die Röhren B. Die Cylinder, deren kleinerer ganz und deren größerer etwa bis zu ²/₃ seiner Höhe mit Seewasser gefüllt ist, erhalten dasselbe durch die großen Oeffnungen Z, welche durch die Schiffswände führen und mit dem Wasser außenbords communiciren.

Der Proceß des Destillirens geht nun in folgender Weise vor sich. Sobald der Apparat in Thätigkeit gesetzt und die Cylinder durch Z mit Seewasser gefüllt sind, läßt man

durch A Dampf mit ungefähr einer halben Atmosphäre Druck in die Röhren B strömen. Dieser wird durch das umgebende kalte Wasser im Evaporator sofort condensirt und fließt durch die Röhre J und den offengelassenen Hahn K in die Dampfsalle L, von dort durch das Abflußrohr O in das Kühlgefäß P, in dem es die beiden gleichfalls mit O bezeichneten Röhren zu passiren hat und schließlich in die Filtrirmaschine Q, in der es seine letzte Reinigung von allem etwa anhaftenden Beigeschmack erhält. Dies Wasser ist nicht aerirt (mit Luft gemischt), daß ein Feuer doppelt Dampf und folglich auch Wasser erzeugt.

Das durch die beiden Oeffnungen Z einfließende und in dem untern Theile des Apparats eine beständige Strömung bedingende Condensationswasser wird jedoch gleichfalls durch den in H erzeugten und in die Röhren W fließenden Dampf bis zu einem gewissen Grade erwärmt und zwar oben im Cylinder Y so bedeutend, daß sich die in ihm enthaltene Luft entbindet. Da sie wegen des Wassers Z nicht nach unten entweichen kann, strömt sie durch das Rohr U in den

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Durch den fortwährend zuströmenden heißen Dampf wird jedoch sehr bald das die Röhren B umgebende Seewasser im Evaporator erwärmt und fängt an zu verdampfen. Der sich dadurch im Raume H sammelnde Dampf steigt in die Höhe, geht durch das Rohr C (Fig. 6) in das Reservoir b (Fig. 5) und strömt von dort durch V in das Röhrensystem W des Condensators Y, wo er von dem umgebenden Wasser Z condensirt niederschlägt und durch X in die Röhren X des Refrigerators (Kühlers) und von dort gleichfalls in den Filter Q als Wasser abfließt. Der ursprünglich zu condensirende Dampf dient mithin zugleich zur abermaligen Dampferzeugung und die Trennung des Apparates in zwei Cylinder bewirkt, luftleeren Raum H, verbindet sich mit dem hier unter sehr geringem Druck erzeugten Dampfe und das aus diesem gewonnene Wasser wird daher aerirt. Wegen des quantitativen Verhältnisses der im Condensator entbundenen Luft zu dem im Evaporator erzeugten Dampfe erfolgt diese Aerirung aber in so hohem Maße, daß das Wasser bei seiner Vermischung im Filter mit dem direct in B condensirten und nicht aerirten Wasser diesem die nöthige Menge Luft mittheilt und die ganze Quantität wohlschmeckend und trinkbar macht.

Die in Fig. 2 noch einmal speciell im Durchschnitt (Linie ψ Fig. 5) abgebildete Dampfsalle L dient als Reservoir für das

direct in den Röhren B condensirte nicht aerirte Wasser und ist mit einem Schwimmer M versehen. Dieser Schwimmer ist so construirt, daß er mit dem Zapfen N das Abflußrohr O schließt, wenn sich in der Falle nur Dampf oder nicht so viel Wasser befindet, um ihn zu heben. Durch diese Einrichtung wird bezweckt, daß nur bereits condensirter Dampf in den Refrigerator P gelangt und das Wasser desselben möglichst kühl bleibt. E ist ein Wasserstandglas, an dem man die Höhe des Wassers im Evaporator sehen kann. Der Filter Q ist durch eine Wand in zwei Theile geschieden. Das Wasser sickert zunächst durch R hinab und steigt langsam durch S hinauf, um endlich durch T abzufließen, so daß es einen doppelten Weg zu machen hat und von den im Filter enthaltenen Holzkohlen besser gereinigt wird.

Fig. 3 ist ein Querschnitt des Apparats in der Richtung der Linie Δ Fig. 1 und zeigt die Construction des Röhrensystems im Refrigerator.

Fig. 4 ist ein Querschnitt des Apparats in der Richtung der Linie ζ Fig. 2. Außer dem Röhrensystem in beiden Cylindern zeigt sich hier die Röhre g, durch welche der Evaporator mit Seewasser gespeist wird.

Fig. 6.

Fig. 5 ist die obere Ansicht des Apparats. Fig. 6 endlich zeigt die Seitenansicht. Die Sicherheitsbüchse b, in welche der in H (Fig. 1) erzeugte Dampf zunächst durch C strömt, ehe er durch V in die Röhren W des Condensators geht, dient zum Auffangen alles salzigen Wassers, das durch Ueberkochen mit dem Dampfe gemischt sein könnte. Dieses Wasser fließt durch das Rohr e in die Speisebüchse f (Fig. 5 und 6) und von dort durch g zurück in den Evaporator. Damit dieser jedoch nicht mit mehr Wasser als nöthig gefüllt wird, befindet sich in der Speisebüchse, die durch q das zur Speisung desselben erforderliche Wasser gleichfalls nach g leitet, der Schwimmer h, der so eingerichtet ist, daß sein oberer Zapfen das Speiseventil schließt, sobald der Evaporator seine nöthige Wasserquantität hat.

Der Hahn n dient zum Ablassen des gesättigten Salzwassers, um eine Incrustation des Apparats zu vermeiden.

Die Röhre a stellt schließlich die Verbindung der äußern Luft mit dem Innern des Apparats dar, theils um jeden Druck davon zu entfernen, theils um den Ueberschuß der in dem Condensator entbundenen und sich mit dem Dampfe nicht vermischende Luft entweichen zu lassen.

Der erste in Deutschland etablirte Normandy'sche Destillirapparat wird augenblicklich an Bord der in Danzig erbauten Preußischen Dampfcorvette Arcona aufgestellt. Er ist 9 Fuß hoch, 3 Fuß breit und seine Cylinder haben $1\frac{1}{2}$ resp. 1 Fuß Durchmesser. Bei andauernder Arbeit wird er täglich 2800 Quart Trinkwasser destilliren. Der Preis desselben beträgt 1500 Thaler.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Nordpolexpeditionen.

So lange das unausgesetzte Ziel so vieler arktischer Unternehmungen — Erreichung des geheimnißvollen nördlichen Angelendes der Erde — noch nicht erreicht, ist die große nordische Mission der Wissenschaft der Hauptsache nach als unvollendet zu betrachten. Durch die unermeßliche Ausdehnung starrer, hitzehauchender Wüsten und die hartnäckige Feindschaft der rohen Völkerstämme hat sich der gebildete Mensch, der gewandte Pionier der Natur, Wege in das Innere Afrika's zu bahnen gewußt; er hat sich zum Herrn des spurlosen Oceans gemacht, dem er sich im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit ohne Furcht anvertrauen darf; er hat die zügellosen Kräfte der Natur zu bändigen, zu fesseln verstanden, mit deren Hilfe er nun mehr und mehr seine Erdherrschaft befestigt — aber noch war es ihm nicht vergönnt, die Enden der Axe zu schauen, um die sich täglich die Erde, um die er sich selbst dreht. Wenn wir fragen, wie es kam, daß ihm trotz aller Anstrengungen dieser Triumph über die hindernde Naturbeschaffenheit der Polargegenden versagt war, so müssen wir die Schuld, um es kurz zu sagen, der Verkehrtheit zuschreiben, mit der man bei der Anordnung arktischer Entdeckungen zu Werke gegangen ist — eine Verkehrtheit, die sich bei dem Zustande unserer Wissenschaft kaum begreifen läßt. Es ist sattsam erwiesen und unsern Lesern bekannt, daß der Zugang zum Nordpole auf dem bisher, neuerdings namentlich von Kane verfolgten Wege ungemein große, um nicht zu sagen unüberwindliche Hindernisse mit sich bringt. Warum wählt man nicht den allem Anschein nach so practicablen Weg durch die Gewässer von Spitzbergen? Dr. Petermann, mit einem seltenen Scharfblick für solche Fragen begabt, rief nicht umsonst der englischen Nation zu, als es sich um die Ausrüstung neuer Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's handelte: „Will the English nation continue to send Expedition after Expedition in search of Sir John Franklin, through the most difficult and dangerous seas, and leave the most practicable line of search untried?“ *) Es ist nicht in unserer Absicht, von Neuem die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Wege zum Nordpol, die in neuester Zeit so oft Gegenstand eingehender Betrachtungen gewesen sind, hier aus einander zu setzen; es ist hinlänglich bekannt, daß die See von Spitzbergen, in der Parry die Breite von 82° 40′ 23″ erreicht hat, durch eine verhältnißmäßig günstige Temperatur und Eisfreiheit für das Vordringen nach dem Nordpole am geeignetsten ist.

Dr. Hayes, der als Schiffsarzt die Expedition Dr. Kane's begleitete, hat nun ein neues Unternehmen in Vorschlag gebracht — dessen Erfolg wir sehr bezweifeln müssen, sobald nicht die von Hayes vorgeschlagene Richtung durch den Smithsund aufgegeben wird. Hayes glaubt, daß das auf Kane's Expedition von Morton gesehene offene Meer (?) mit dem eigentlichen Polarbecken — dessen Existenz wir annehmen zu dürfen glauben —

*) Dr. Petermann hat diese mahnenden Worte als Devise einer vortrefflichen Abhandlung beigegeben: „The Search for Franklin,“ welche fast gleichzeitig mit einer andern, von ihm in der Londoner geographischen Gesellschaft vorgetragenen erschien: „Sir John Franklin, the Sea of Spitzbergen etc. London 1852.“

in Verbindung stehe, welche Ansicht aus mannigfachen Gründen als eine sehr vage bezeichnet werden muß. Aber auch abgesehen hiervon ist die von ihm projectirte Reise sehr schwierig, und wir können im Interesse der Wissenschaft nur den lebhaften Wunsch hegen, daß für die bevorstehende nordamerikanische Expedition ein anderer Plan, auf die Erreichung des Poles durch das Meer nördlich von Spitzbergen hinzielend, entworfen werde. Mit Hilfe eines geeigneten Dampfbootes und zu geeigneter Jahreszeit dürfte man hier in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu den erfreulichsten Resultaten gelangen.

Die große Expedition zur Durchforschung Brasiliens.

Unter allen Unternehmungen in der neuesten Zeit zur Durchforschung Brasiliens nimmt die große, vom Kaiser angeordnete wissenschaftliche Nationalexpedition den ersten Rang ein. Wie wir vernehmen, ist sie, obgleich ihr Ausbruch schon auf Anfang 1858 festgesetzt war, erst am 26. Januar dieses Jahres von Rio de Janeiro auf dem Dampfer „Tocatins“ nach den nördlichen Provinzen abgegangen, deren Untersuchung sie zunächst vornehmen soll. Sie theilt sich in fünf Sectionen, deren jede unter einem besondern Chef steht. Jedem Chef sind besondere Assistenten (sämmtlich Doctoren) und die nöthigen Gehilfen, sowie eine Anzahl von Instrumenten und Lastthieren beigegeben. Sämmtliche Theilnehmer der Expedition sind Brasilianer von Geburt. Die Instructionen für jede Section wurden durch das Instituto Historico e Geographico Brazileiro im „Jornal do Commercio“ von Rio de Janeiro vom 20., 22. und 24. November 1856 veröffentlicht. Die Instruction für die:

Secçao Botanica ist bearbeitet durch Francisco Freire Allemao, welcher auch selbst zum Chef der botanischen Section, sowie zum Hauptmann der ganzen Expedition ernannt ist;

Secçao Mineralogica ist vom Chef dieser Section, G. S. de Capanema, aufgestellt;

Secçao Zoologica bearbeitete M. F. Lagos, zugleich Chef der zoologischen Section;

Secçao Ethnographica e narrativa de viagem, wurde von Porto-Alegre aufgestellt, da der Chef dieser Expedition, A. Gonsalvez Diaz, bekanntlich der ausgezeichnetste brasilianische, resp. portugiesische Dichter, grade während der Bearbeitung der Instructionen für die Expedition sich in Europa befand;

Secçao Astronomica e Geographica bearbeitete der Professor der Mathematik Candido Baptista de Oliveira, der aber, so viel wir wissen, selbst nicht Theilnehmer der Expedition ist. Zum Chef dieser Section ist Gaballi ernannt worden. — Diese Instructionen berechtigen zu der Annahme, daß die großartige Durchforschung Brasilien's selbst die höchste Anforderung erfüllen und für die Wissenschaft und den brasilianischen Staat Großes leisten werde, zumal, da die Regierung gesonnen ist, kein Opfer zu scheuen, das mit so viel Kraft und Eifer begonnene Werk zu fördern.

Die neuesten Entdeckungen in Südaustralien.

Den denkwürdigen Entdeckungsreisen Hack's, Babbage's und Warburton's, deren Verlauf und Wichtigkeit wir unsern Lesern im vorigen Hefte kurz vorgeführt haben, schließt sich die des John M'Donall Stuart auf's Engste an; sie gibt, so zu sagen, jenem Cyklus großartiger Entdeckungen erst den Ausdruck eines Ganzen. Mit geringen Mitteln ausgerüstet — nur von Forster und einem Eingeborenen begleitet — hat Stuart im Vergleiche zu seinen Vorgängern wahrhafte Wunder gethan. Auf seiner Reise, die er auf eigene Faust, von der Regierung nicht unterstützt, gemacht hat, hat er in einer Zeit von drei Monaten im Zickzack einen Weg von etwa 1100 englischen Meilen zurückgelegt, bei Weitem zum größten Theil durch ganz unbekannte Länderstrecken, ohne daß ein Führer ihn zu den sparsam vertheilten Wasserstellen hinwies. Wir dürfen wohl ohne Uebertreibung Stuart's Reise die bedeutendste und hervorragendste unter den besprochenen südaustralischen Entdeckungsreisen nennen.

Das von Stuart durchzogene Land umfaßt vier Breitengrade und über fünf Längengrade. Er hat es auf vier verschiedenen Touren in verschiedenen Breiten durchstrichen, — zweimal in der Hauptrichtung Südost nach Nordwest, das dritte Mal zwischen 30° und 31° südlicher Breite, zuerst nach Nordwest, dann nach Südwest, endlich zum vierten Male im Süden des Gairdnersees von West nach Ost. Zu den Hauptresultaten seiner Reise gehört die Auffindung mehrerer nicht unbedeutender permanenter Wasserstellen, unter andern des großen Creek (Baches), der nachmals Stuart-Creek genannt wurde. Neue Seen von der bedeutenden Größe der von Hack und Babbage entdeckten hat Stuart nicht gefunden; wohl aber ergibt sich aus seinem westlich vom Gairdner Lake sich ziehenden Itinerar, daß dieser See keineswegs die immense nordwestliche Ausdehnung besitzt, die ihm Warburton beilegt (siehe voriges Heft). Stuart's kühne Reise hat natürlich in der Colonie die lebhafteste Anerkennung gefunden, da sie große Strecken recht guten Weidelandes und zu Ansiedelungen geeigneten Gebiets bekannt gemacht hat. Es ist ihm

von den durch ihn entdeckten Landstrichen ein Areal von 1500 englischen Quadratmeilen auf vierzehn Jahre zur Nutznießung, und zwar auf die ersten sieben Jahre abgabenfrei, überlassen worden. Stuart sollte — nach Resolution des Hauses — bis zum 1. Januar 1859 auf seiner Karte die Districte bezeichnen, die er sich unter jenen Bedingungen reservirt zu sehen wünscht; sie sollen in Oblongen von nicht weniger als zweihundert Quadratmiles Flächeninhalt bestehen und mindestens halb so breit wie lang sein. Daß die gesetzgebende Versammlung sich veranlaßt gefühlt hat, zu Gunsten Stuart's von den bestehenden Gesetzen abzuweichen und ihm z. B. den abgabenfreien Besitz der ihm concedirten Ländereien auf sieben, statt auf vier Jahre zu bewilligen, ist der beste Beweis dafür, wie wichtig es der Colonie erscheint, solche verdienstliche Unternehmungen durch alle Mittel zu ermuthigen.

Wenn wir schließlich noch einmal die allgemeinen, durch die hier kurz besprochenen zahlreichen Expeditionen gewonnenen Resultate in's Auge fassen wollen, so sind zunächst die wissenschaftlichen von den praktischen wohl zu unterscheiden. Wenn auch der im Allgemeinen vorherrschende Mangel an permanenten Süßwasseradern einer schnellen, von großen Erfolgen gekrönten Colonisation bedeutende Hindernisse in den Weg legt, so hat man doch beträchtliche, allerdings oasenartig zerstreute Ländereien entdeckt, die, falls Brunnengrabungen von Erfolg begleitet sein sollten, für dauernde Viehzuchtsetablissements, sonst aber mindestens für gewisse Jahreszeiten als Viehweiden benutzt werden können.

Von größerer Wichtigkeit, vor der Hand wenigstens, sind jene Entdeckungen für die Wissenschaft. Sie haben gleichsam den Weg gezeigt, wie man fortan bei der weitern Durchforschung des Innern zu Werke zu gehen hat, — und sie haben gleichzeitig eine Anzahl weit in das Innere vorgeschobener Wasserstellen bekannt gemacht, die auf jetzt bekannten Wegen leichter und sicherer erreicht und als Ausgangspunkte für neue Entdeckungsreisen benutzt werden können. Jedenfalls ist jetzt hinreichend gezeigt, daß man das Innere des australischen Continents nicht ohne Weiteres für eine einzige trostlose, steinige Wüstenei zu halten habe, welche voreilige pessimistische Meinung nur leider zu allgemeine Verbreitung gefunden hat. Ohne uns irgend einer vagen Hypothese über den tiefinnersten Kern Australiens hinzugeben, wollen wir der Ereignisse der nächsten Zukunft warten, die uns, wie wir wohl mit Recht hoffen dürfen, endlich das undurchdringliche Dunkel enthüllen wird.

Burton's und Speke's Entdeckung.

Es gibt wohl nicht leicht einen Erdtheil, der so wie Afrika Jahrhunderte, um nicht zu sagen Jahrtausende hindurch den Scharfsinn und die Phantasie der gelehrten Europäer in Anspruch genommen hat oder noch nimmt. Wo noch nicht der sichere Grund der Erfahrung vorhanden, wo kaum eine dunkle Ueberlieferung oder Sage Folgerungen ziehen ließ, da war die Corporation der Geographen, viele rühmliche Ausnahmen nicht gerechnet, gleich bei der Hand, die Leere auszufüllen, die sich auf dem größern Theile der Karte des afrikanischen Continents noch zeigte, Flüsse und Seen zu zeichnen, mächtige Gebirgszüge zu legen, und nicht selten entsprangen über die verschiedenartigsten Meinungen heftige Zwistigkeiten; man bewies sich gegenseitig mit Gründen, deren Richtigkeit am Ende doch Keiner selbst recht zu glauben wagen durfte. Wir brauchen gar nicht auf die Phantasiestücke alter und mittelalterlicher afrikanischer Geographie zurückzugehen — noch in neuester Zeit begegnen wir Meinungen und Ansichten, die dem hohen Standpunkte der empirischen Wissenschaft, auf dem wir uns befinden, Nichts weniger als Ehre machen. Wir erinnern nur beiläufig an die unsern Lesern bekannte Miani'sche Anschauungsweise des Nilquellengebiets (s. Märzheft der „Monatshefte"). Wie es denn nun fast allen solchen luftigen Hypothesen ergangen — endlicher Sturz nach mehr oder weniger langer Existenz — so erging es auch jüngst der von dem großen innerafrikanischen See, dem von Rebmann eine Ausdehnung von viel über 200 deutschen Meilen beigelegt worden. Wenn auch seine Existenz überhaupt durch die in diesen Blättern schon zweimal erwähnte Reise von Burton und Speke erwiesen ist, so ist doch die Art derselben eine durchaus verschiedene von der, welche man früherhin annehmen zu müssen glaubte.

Zum erstenmale scheint jener See in der bereits im Jahre 1518 erschienenen „Suma de Geographia" des Spaniers Fernandez de Encisco erwähnt zu sein. Darauf führt ihn der portugiesische Geschichtschreiber Joao de Barros in seinen Decaden (I. X.) an, wo es heißt, „daß der große See, von dem man sowohl in Congo als auch in Sofalah Erkundigungen eingezogen habe, 100 Leguas lang sei, und daß aus ihm drei Flüsse entströmten: der Tacuy, Zaire und Zembére, welcher letztere abwärts Cuama hieße." Der See erhielt hierauf den Namen Zambre, corrumpirt aus Zembére, Zémbere, obgleich er bei de Barros, do Couto, Pigafetta und dos Santos unbenannt beschrieben wird. Die erste bestimmtere Kunde hat der auf dem

Gebiete afrikanischer Conjectur berühmte W. D. Cooley vor länger als zwanzig Jahren zu Tage gefördert; er führte den See damals unter dem Namen Nyassi oder Nyassa in die Geographie ein, welcher Name später namentlich von Rebmann mit Uniamesi vertauscht worden ist. Die Untersuchungen Cooley's, mit dem Jahre 1835 beginnend, sowie die Rebmann's und Erhardt's, basiren auf vielfachen, von Eingeborenen und arabischen Kaufleuten und Reisenden erhaltenen Nachrichten. Die auf viele Karten übergegangene Anschauung der beiden so eben genannten Missionäre von dem See, den sie Uniamesi, in seinem nördlichen Theile Ukerewe, nennen, wurde zuerst durch Dr. Petermann's „Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt" zur weitern Kenntniß gebracht. Wie wir in einem Artikel im Märzhefte der „Monatshefte" („Neue Conjecturen über die Nilquellen") erwähnten, fand ihre Anschauungsweise gleich bei ihrem Erscheinen in jener Zeitschrift die evidentesten Widerlegungen, und zwar durch die trefflichen Kritiken W. D. Cooley's und A. Petermann's, von denen namentlich der letztere der ungereimten Anschauung Rebmann's gegenüber eine auf den schlagendsten Combinationen beruhende, klare Vorstellung des großen afrikanischen Binnenmeeres gab.

Wir theilten unsern Lesern schon mit, daß Burton und Speke an der Stelle des Uniamesi nicht einen, sondern vier Seen gefunden hätten, welche Zahl indessen nicht hinreichend zu sein scheint, da nördlich von Udschidschi, unter'm Aequator, noch ein anderer See gelegen sein soll, und zwar der eigentliche „große See Innerafrika's," nach welchem, wie wir hören, Burton's Begleiter Speke eine Entdeckungsreise unternommen hat. Für die ungefähre Länge des von ihnen besuchten Sees bei Udschidschi geben die Reisenden 50, für die Breite 7 deutsche Meilen an; nach Malte-Brun's Mittheilung in dem Februarhefte der „Nouvelles Annales des Voyages" liegt der See zwischen 4 und 8 Grad südlicher Breite und 24 bis 26 Grad östlicher Länge von Paris, welche Angaben freilich nicht mit den erstern übereinstimmen. Nach den von Burton gemachten Höhenmessungen gewinnt die Annahme, daß das Innere des afrikanischen Continents aus einem rings von höheren Seitenwänden eingefaßten Becken bestehe, immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Eine nur flüchtige Vergleichung der wenigen Punkte im Innern Südafrika's, deren Höhe bisher gemessen wurde, zeigt deutlich, wie sich dieses Becken von Süden nach Norden hin, von dem Quellgebiete des Zambesi nach dem Aequator zu, sehr bedeutend senkt. Wir haben für den Dilolosee (unter 11 bis 12 Grad südlicher Breite) eine Höhe von circa 4 bis 5000 Fuß, während der See bei Udschidschi nur 1800 Fuß über dem Meere liegt. Die höchsten der von den Reisenden überschrittenen Gebirge erreichen eine Höhe von circa 5000 Fuß. — Burton und Speke hatten auf ihrer Reise sehr viel von den giftigen Insecten zu leiden, durch deren Stiche Burton einmal gefährlich erkrankte und dem Erblinden nahegeführt wurde.

Wir hoffen, unsern Lesern recht bald ein Weiteres über die Erforschung jener so eben erschlossenen Gegenden Ostafrika's mittheilen zu können; vielleicht daß uns in der nächsten Zeit Berichte über das kühne Vordringen Speke's nach dem nördlich von Udschidschi gelegenen See, sowie über Albrecht Roscher's Reise zugehen.

Zur Statistik der Republik Neu-Granada.

Die von der Natur so reich gesegnete Republik Neu-Granada in Südamerika, an vielen Stellen noch eine terra incognita, beginnt jetzt mehr und mehr aus der Vergessenheit, in die sie versunken war, hervorzutreten. Mit dem Handel scheint zugleich die wissenschaftliche Kunde des Landes vorwärts zu schreiten, die in den letzten Jahren namentlich das treffliche Werk des nordamerikanischen Naturforschers J. F. Holton angeregt hat. Die nachfolgenden Notizen sind einer Arbeit des königl. preußischen Geschäftsträgers bei den Regierungen von Centralamerika und Neu-Granada, Geh. Finanzrath Dr. Hesse, entnommen.

Der Freistaat Columbien, gegründet am 17. December 1819 und befestigt durch das Fundamentalgesetz vom 22. Juni 1821, vereinigte das spanische Vicekönigthum Neu-Granada, wozu damals die Provinz Quito mit der Generalhauptmannschaft Neu-Granada gehörte. Venezuela trennte sich im November 1829, Quito oder Ecuador im Mai 1830, und auch das nunmehr sich selbst überlassene Neu-Granada sicherte seine Unabhängigkeit durch eine selbständige Verfassung vom 21. November 1831. Der Flächeninhalt dieses Landes wird von Humboldt, einschließlich Quito, auf 38,300 spanische Quadratleguas (1664 Leguas = 1 Grad des Aequators), von Mosquera in dessen neuester Schrift über die physikalische und politische Geographie Neu-Granada's auf 394,000 Quadratmeilen (60 auf einen Grad) angegeben. Berghaus endlich veranschlagt den Flächenraum von ganz Columbien auf 51,740 deutsche Quadratmeilen, wovon 15,385 auf Ecuador, 18,960 auf Venezuela, 17,395 auf Neu-Granada kommen. Dieses Gebiet zerfiel nun bis zum Jahre 1857 in 36 Provinzen (welche Zahl wir in dem Werke Holton's auf 23 be-

schränkt finden). Durch ein Gesetz vom 15. Juni 1857 und Ergänzungsbestimmungen vom 27. Juni sind an die Stelle der alten Provinzen, mit, wie es scheint, nur veränderter Benennung, 8 neue sogenannte Staaten (Estados) getreten, welche als unabhängige, nur durch das lose Band der Centralregierung in Bogota zusammengehaltene, souveräne Einzelstaaten in ihrer Gesammtheit das neugranadische Bundesgebiet ausmachen. Diese neuen Bundesstaaten heißen beziehungsweise: Antioquia (nach dem Census von 1851 mit 244,442 Einwohnern), Bolivar (182,157 Ew.), Boyaca (379,682 Ew.), Cauca (330,331 Ew.), Cundinamarca (517,648 Ew.), Magdalena (73,093 Ew.), Panama (138,108 Ew.), Santander (378,376 Ew.).

Für die Betrachtung der Handelsverhältnisse unterscheidet man am besten den Süden des Landes, die atlantische Küste mit dem Innern, den Norden und das Gebiet der Isthmen. Von den Provinzen des Südens bildeten Tuquerres, Pasto und Barbacoas eine einzige unter dem Namen Pasto, deren Bevölkerung als die am meisten kriegerisch gesinnte, fanatische und in der Cultur zurückgebliebene des Freistaates angesehen werden kann. Sie besteht aus Indianern, die von Mönchen beherrscht werden, und beschäftigt sich mit Ackerbau und der Fabrication grober, aber im Lande sehr geschätzter Baumwollenstoffe. Auch unterhält die Provinz einigen Handel mit den Grenzorten von Ecuador.

Guanoinseln der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ein Correspondent der „New-York-Tribune" bringt in einer Zuschrift, datirt Washington 5. März 1859, eine Zusammenstellung der Guanoinseln im Stillen Ocean, welche Eigenthum von Bürgern der Vereinigten Staaten und vom Gouvernement, als zu seinem Gebiete gehörig, durch die Congreßacte vom 18. August 1856 anerkannt worden sind. Achtundvierzig an der Zahl liegen sie zwischen 11 Grad 48 Min. südlicher und 8 Grad 54 Min. nördlicher Breite, und 178 Grad und 149 Grad 10 Min. westlicher Länge von Greenwich. Der erwähnte Correspondent fordert zu einer genauen Analysirung des auf diesen Inseln befindlichen Guanos, so wie einer topographischen Aufnahme der Inseln selbst auf. Es sollen dieselben von Stürmen nur wenig heimgesucht sein und gute Häfen und Ankergründe haben.

Der Transitverkehr auf dem Isthmus von Suez. — Ein neues Eisenbahnproject.

In einem frühern Hefte theilten wir unsern Lesern eine kurze Statistik der Eisenbahnen Egyptens mit. Die Erleichterung, die nach diesem Ereignisse dem starken Transitverkehr auf dem Isthmus erwachsen mußte, ist schon jetzt eine beträchtliche. Die Verhandlungen, welche seit einiger Zeit zwischen der egyptischen Regierung und der Direction der Peninsular- und orientalischen Dampfschiffahrtsgesellschaft gepflogen wurden, haben zu günstigen Resultaten geführt. Das wichtigste Zugeständniß besteht wohl in der völligen Auslassung des Transitzolls, welcher ¼ Prozent des Werthes aller Waaren betrug; die Güter sind nun gar keiner zollamtlichen Handhabung unterworfen und haben für den Durchzug zwischen Alexandria und Suez durchaus keine, wie immer, namhaften Abgaben zu entrichten. Ein Weiteres ist für die Transitpassagiere und Güter durch eine bedeutende Ermäßigung der Frachtpreise auf der Eisenbahn selbst gewonnen worden. Die Fahrtaxe von Alexandria nach Suez oder umgekehrt ist für Transitpassagiere erster Classe von 5 Pf. St. auf 3½ Pf. St. herabgesetzt worden. Wenn diese Frachtsätze noch immer wesentlich höher als jene für Localpassagiere sich herausstellen, so liegt die Rechtfertigung in dem Umstand, daß den Transitreisenden fast das vierfache Gewicht von Freigepäcken zugestanden wird, und dieselben auch öfters, um Zeitverlust zu vermeiden, durch Specialtrains befördert werden müssen. In Betracht des Waarentransports hat man nur für Eilfracht die Taxe reduciren können, und zwar hat man den frühern Satz von 8 Pf. St. per Tonne auf 6 Pf. St. herabgesetzt. Mit dem ordinären Lastzug bleibt die Fracht nach wie vor von 4 Pf. St. die Tonne, mit einziger Ausnahme der Kohlen, welche nun zu 1½ Pf. St. per Tonne befördert werden, während früherhin 3 Pf. St. gezahlt werden mußten. Für Geldsendungen nach Indien und China wurde die Transitfracht von ⅜ Proc. auf ¼ Proc. des Betrags herabgesetzt.

Von großer Wichtigkeit ist jedenfalls der Beschluß, einen Schienenweg zwischen Benha und Zagazig zu legen, wodurch dieser letztere Ort, der Mittelpunkt der Baumwolle producirenden Districte, mit dem Eisenbahnnetz verbunden wird. Nach und nach dürfte die Benha-Zagazig-Bahnstrecke nach Suez fortgeführt und somit die Vortheile einer doppelten Verbindung zwischen Alexandria und Suez erzielt werden. Diese neue Bahn würde nach Suez führen, ohne Cairo zu berühren, fruchtbare und wasserreiche Districte durchstreichen und für Egypten selbst vom größten Vortheile sein, während fast alle Schwierigkeiten, welche sich dem Betrieb der nun bestehenden Cairo-Suez-Strecke in den Weg stellen, auf dieser neuen Linie umgangen würden.

Briefe aus dem Kafferlande.

Von

Dr. Heinrich Oppermann,
Feldprediger der deutschen Legion.

X.

Der Orangefluß bildet von seiner Mündung in's Atlantische Meer (29° südlicher Breite und 16° östlicher Länge von Greenwich) aufwärts bis zum 24° östlicher Länge und 29° südlicher Breite da, wo seine beiden großen Hauptarme sich vereinen und ihm den Namen Orange River geben, die Grenze der Colonie. Es ist der einzige Strom in diesem Lande, der eigentlich diesen Namen verdient. Nach dem wüsten, sterilen Aussehen des Landes, das man zu durchwandern hat, ehe man an seine Ufer gelangt, ist die Schönheit und der Reiz seiner Ufer völlig überraschend und von einem romantischen Zauber. Seine Gewässer, an vielen Stellen an dreihundert Ellen breit, und in sanfter, ununterbrochener Strömung dahinfließend, gleichen mehr denen eines stillen, weithin schimmernden Sees, an dessen Rändern schöne, reizende Ufer sich spiegeln. Hier senkt die Trauerweide ihre zarten, im frischen Frühlingsschmucke grünenden Zweige in die vom Abendgold beleuchtete Fluth, die nur ungern jene stillen Ufer zu verlassen scheint, ehe sie ihren Weg nach dem Alles verschlingenden Ocean fortsetzt. Dort senkt ein gefällter Riesenstamm, den einst die Gewalt des Stromes während einer starken Ueberschwemmung mit seinen mächtigen Wurzeln losgerissen, seine zertrümmerte Krone in die stille, klare Fluth. Wenn der Schnee schmilzt oder starker Regen fällt im Gebirge, in den Maluti-, den Stormbergen, den Nieuveld- und Ruggeveldbergen, oder in den Schluchten der Quathlamba-Gebirge, dann schwillt wohl dieser jetzt so friedliche und ruhige Strom zu ungeheurer Wuth und Höhe an, wie die Spuren an den Thalrändern zeigen. Sein Lauf von den Malutibergen bis zur See legt einen Weg von ungefähr 1200 Meilen zurück, während der Umfang seines ganzen Beckens nicht weniger als 400,000 Quadratmeilen zählt, vom See N'Gami 21° südlicher Breite bis zu den Nieuveldbergen (32° südlicher Breite) und vom 16° 30' (Länge) bis 30° sich erstreckend.

Zwei bedeutende Arme sind es, die ihn zu diesem mächtigen Strome machen und ihm ihre Gewässer zuführen. Der südliche Arm ist der Nu Gariep oder Black River, der andre nördliche der Ky Gariep Likwa oder Vaal River. Der Erstere entspringt in mehreren Quellen in dem Malutigebirge, auf den sogenannten Mont aux Saaces, zwischen dem 29° und 30° südlicher Breite und 29° und 30° östlicher Länge im Gebiete der Bammoors-Kannibalen, an der Grenze zwischen den Basutos und den Zuluhs, nimmt seinen Lauf anfangs südwestlich, wendet sich bei Aliwal North im Albert District der Colonie nordwestlich, nimmt den Caledon River auf, geht immer im nordwestlichen Lauf längs der Grenze der Colonie und dem Griqua Lande und vereinigt sich dann in der Nähe von Hope Town mit dem andern Arme, dem Ky Gariep. Dieser entspringt an den Quathlamba oder Drachenbergen, bildet die Grenze zwischen den Trans Vaal Republic und den Orange Tree States, nimmt in seinem südwestlichen Laufe mehrere bedeutende Zuflüsse auf und vereinigt sich unter dem 29° südlicher Breite und 24° östlicher Länge mit dem Nu Gariep.

Der holländische Gouverneur van Plettenberg hatte im Jahre 1778 die Grenzen der Colonie bis an den großen Fish River in Osten ausgedehnt und nördlich eine ideale Grenzlinie durch die jetzigen Bezirke von Sommerset, Graaff Reinet, Beaufort und Clanwilliam bis an das kleine in's Atlantische Meer sich ergießende Flüßchen Kousie gezogen.*) Die östliche Grenze jedoch wird einem fortwährenden systematischen Angriffe des kriegerischen und unabhängigen Kaffernstammes der Amarosee ausgesetzt, und erst im Jahre 1812 gelang es, dieselben aus den Districten von Graaff Reinet und Uitenhage zu werfen, ohne daß deshalb die Beunruhigungen der Grenzen von Seiten der Kaffern aufhörten. Ja jeder neue Krieg machte dieselben nur zu einem immer gefährlichern und unversöhnlichern Feinde. — Was die nördliche Grenze betraf, so war wenig Versuchung vorhanden, dieselbe zu überschreiten. Das Land südwärts vom Orangefluß bietet nichts dar — es ist ein trocknes, steiniges, zerklüftetes Land, bewohnt von dem Auswurf der Menschheit, vereinzelten Buschmännern, den alten Troglodyten in den Fabeln, die da in Höhlen und Löchern der Erde wohnend, von Wurzeln leben.

Im Anfange dieses Jahrhunderts jedoch fing eine Bewegung unter den Bastaards, eine Halbraçe zwischen Europäern und Hottentotten an. Diese vermischten sich in kleinern Partien mit den Montotees, und nahmen allmälig von dem Gebiete jenseits des Orange River an der nordöstlichen Grenze der Colonie Besitz. Aus ihnen entstand die Raçe der Griquas, mit denen nun unsere

*) In Folge einer von Ihrer Majestät gebilligten Proclamation des Gouverneurs Sir Henry Smith, vom 17. December 1847 wurde der große Orangefluß als die nördliche Grenze der Capcolonie festgestellt.

Colonisten, die bald die größere Fruchtbarkeit, die regelmäßige Bewässerung des Landes jenseit des Orangeflusses erkannten, in Verkehr und Handel sich einließen. Von diesem Augenblicke an begannen mehrere von den Colonisten in jener Gegend Niederlassungen zu gründen und Strecken unbewohnten Landes daselbst in Besitz zu nehmen, ohne jedoch aus der Verbindung mit der Colonie zu treten, wohin sie immer zurückkehrten, sobald dort die trockne Jahreszeit vorüber, oder sie ihr „opgaaf" oder jährliche Abgaben zu bezahlen hatten.

Dazu kam, daß der große Umfang ihrer Pächtereien — oft von 15—20,000, nie weniger als 6000 Acres — den gehörigen Anbau derselben, vermöge der Beschaffenheit des Bodens unmöglich machte, und sie darum nur immer mehr in ihrer Viehzucht treibenden, nomadischen Lebensweise bestärken mußte. Das Gefühl und die Liebe zu einem heimathlichen Herde konnte dabei natürlich nicht aufkommen, die Scholle hielt sie nicht, ihre einzige Sorge und Pflege galt ihren Schaf- und Rinderheerden. Der Stand derselben war ihnen maßgebend; und wie die Patriarchen der alten Zeit ihre Zelte abschlugen und mit ihren Heerden andere Weideplätze aufsuchten, sobald die alten ihnen nicht mehr den nöthigen Unterhalt darreichten, so packten auch diese Colonisten ihre Wägen auf, und gingen „entweder zur Rechten oder zur Linken," wo immer Gras und Wasser für ihr Vieh in reicherer Fülle sich fand.

Eben damals war auch der Erste Kaffernkrieg beendet, die Kaffern aus dem Lande gejagt und die Grenze gegen dieselben mit einer Fortifications-Linie gesichert worden. Die Anwesenheit einer bedeutendern Armee von 4 bis 5000 Mann und eines zahlreichen Stabes derselben, brachte vielen Verkehr in jene Grenzdistricte und Handel und Ackerbau fingen an zu blühen. Nur daher läßt es sich erklären, daß die Colonie den damals ungeheuern Kostenaufwand ohne Murren ertrug und aus ihren Revenuen die unverhältnißmäßig großen und bedeutenden Einkünfte der Oberbeamten gutwillig deckte. Doch lag eben hierin der Grund zu manchen nachfolgenden Zerwürfnissen und Schwierigkeiten, besonders als später beinahe alle Truppen zurückgezogen waren und der Handel in's Stocken kam. Nur nach den dringendsten und wiederholten Bittgesuchen von Seite der Einwohner ließ man sich endlich auf eine Reduction der Einkünfte ein. — —

Ein Mangel ward jedoch allgemein gefühlt, und das war der einer wirksamen und unparteiischen Gerechtigkeitspflege. Der schnelle Wechsel der Regierungen, in Folge dessen die Colonie an die Engländer, bald darauf wieder an die Holländer fiel, bis sie zuletzt bleibend in die Hände der Engländer kam, hinderte lange Zeit die Abhülfe dieses tief gefühlten Uebelstandes. Alle bedeutenden Civil- und Criminalprocesse fielen allein der Entscheidung des höchsten Gerichtshofes in Cape Town (Supreme Court) anheim und sollten dahin auch aus den entferntesten Landdistricten gebracht werden, die jedoch zu entlegen waren, als daß eine regelmäßige Verbindung unterhalten werden konnte.

Einer der wohlthätigsten Acte von Lord Caledon's Regierung war es daher, als die Verordnung erschien, daß zwei Mitglieder des höchsten Gerichtshofes als „Bezirkscommission (Commission of Circuit)" jährlich jeden District in der Colonie zu besuchen und dort, mit derselben Vollmacht und Autorität, die der höchste Gerichtshof besitzt, über vorkommende Fälle zu entscheiden hätten. Da die Rechtspflege auf diese Weise den einzelnen Districten um so viel näher gerückt war, so konnte es nicht fehlen, daß viele Vergehen geringerer untergeordneter Art an's Licht kamen, die bisher aus verschiedenen auch oben angedeuteten Ursachen ununtersucht und ungestraft hatten bleiben müssen. Als nun die erste Bezirkscommission sich versammelte, wurde ihr eine Liste von 70 bis 80 Criminalfällen vorgelegt, worin beinahe jede respectable Familie compromittirt und des Mordes oder der Mißhandlung ihrer Untergebenen und ähnlicher Vergehen angeklagt war. Diese Liste ward von zwei Missionären Dr. Van der Kemp und J. Read verfertigt, die sich eigenmächtig zu Beschützern der Hottentottenraçe aufgeworfen und ohne Discretion oder nähere Untersuchung der besagten Fälle diese Liste dem Tribunale vorlegten. Ein Beispiel genügt, um die unvorsichtige und unbedachte Weise, womit diese beiden Männer die besten und ehrenwerthesten Familien des Districts auf die bloße Beschwerde eines farbigen Schlingels hin ausbrachten und kränkten — recht in's Licht zu stellen.

Eine angesehene Wittwe in Uitenhage ward eines vorsätzlichen Mordes angeklagt, indem sie vor mehrern Jahren einen jungen Hottentotten in ihr Haus hätte kommen, sodann einen Kessel mit heißem Wasser zubereiten lassen, worein sie die Füße des jungen Burschen gewaltsam gepreßt und gebrüht habe, bis er an den Folgen hievon gestorben. Die Sache mußte natürlich zur Untersuchung kommen, eine Menge Zeugen wurden verhört und das Resultat war Folgendes: Vor vielen Jahren, als noch die Wittwe in dem kalten District des Lange Kloof lebte, war einmal dieser junge Hottentotte, um verlorenes Vieh zu suchen, ausgeschickt, und dabei von einem

Schneesturme überfallen worden. Als er zur rechten Zeit nicht nach Hause kam, ließ die Wittwe Nachforschungen anstellen und man fand den armen Jungen mit beinahe erfrorenen Händen und Füßen. In ihrer Unwissenheit ließ die Frau heißes Wasser bringen und steckte die Füße des Burschen hinein, in der Meinung, die Natur ließe sich durch entgegengesetzte Heilmittel am besten wieder herstellen. Diese Cur war natürlich ohne Erfolg: aber der Bursche lebte trotzdem noch mehrere Jahre in ihrem und Andrer Dienste, und starb dann an einer Krankheit, die mit jenem Vorfalle nicht im Mindesten in Berührung stand. Die Frau wurde natürlich entlassen.

Solche Vorfälle begründeten eine feindselige Bitterkeit der Gefühle nicht bloß gegen die bestehende Ausübung der Rechtspflege im Allgemeinen, sondern besonders gegen die Missionäre, die diesen Haufen von Anklagen gegen die besten Familien des Landes vorgebracht.

So stand die allgemeine Stimmung im Lande, als im Monat October 1815 eine andere Bezirkscommission in Graaf Reinet sich versammelte. Bei Eröffnung der Sitzungen theilte der Landdrost des Districtes dem Gerichtshofe mit, daß ein Farmer, Namens Bezuidenhout, sich geweigert habe, vor dem Landdrost zu erscheinen und sich wegen einer gegen ihn vorgebrachten Anklage über Mißhandlung eines Hottentotten zu verantworten; auch habe er gedroht, jeden Sheriff, der sein Grundstück betreten würde, niederzuschießen. Da man ihn als einen verwegenen Charakter kannte, der noch dazu gegen die Gesetze des Landes mit den Kaffern in Verbindung und Verkehr stand, so erhielt der Gerichtsbote, der ihm die Vorladung zu überbringen hatte, die Weisung, nöthigenfalls das nächstliegende militärische Detachement zu seiner Unterstützung aufzubieten. Dieser wandte sich denn auch an Lieutenant Rousseau, der in Buschbergpost stationirt war (dem jetzigen Sommerset) und sich mit 20 Mann nach dem Wohnorte Fredk. Bezuidenhout's aufmachte. Als der Lieutenant alle Vorkehrungen zum Angriffe machen ließ, sah Bezuidenhout die Gefahr, umzingelt zu werden, floh in sein Haus, und entkam durch die Hinterthür in einen nahegelegenen Busch. Eine volle Stunde dauerte es, bis man seine Spur entdecken konnte, die zu einem Felsabhang oder „Kraanty" führte, wo sie sich plötzlich verlor. Plötzlich gewahrte man den Schimmer von zwei Musketenläufen in einer Felsenritze, und der Lieutenant Rousseau war der Erste, der jetzt den Felsen hinanklimmte, und nur wenige Schritte vor der Oeffnung dieser Höhle Bezuidenhout aufforderte, sich zu ergeben. Dieser aber wies alle Aufforderung trotzig zurück und erklärte, er werde nie sich lebendig ergeben. Nun ließ der Lieutenant seine Leute in aller Ruhe den Fels hinanklettern, bis sie vor den schmalen Eingang kamen, aus dem in demselben Augenblicke die beiden Musketen, jedoch ohne Wirkung zu haben, abgefeuert wurden. Gleichzeitig beinahe mit diesem Schusse feuerte Einer aus dem Commando seine Büchse grade in den Eingang der Höhle, und bald hörte man auch ein jämmerliches Geschrei um Gnade. Der Hottentotte kroch heraus und übergab sich, aber sein Herr lag tödtlich verwundet in der Höhle.

Selbst ohne Widerstand war der Eingang in diese Stalaktitengrotte schwer, jedoch wurde sie untersucht und man fand darin mehrere Flinten und eine große Quantität von Kugeln und Munition. Dem unglücklichen Bezuidenhout war in Folge der liegenden Stellung, die er zur Vertheidigung des Einganges einnehmen mußte, der Schuß durch Kopf und Brust gegangen. Nach einem langen Verhöre wurde der Hottentotte vom Gerichtshofe freigesprochen und entlassen.

Nicht lange nach diesem Vorfalle, während die Bezirkscommission noch in Uitenhage saß, langte plötzlich eines Abends ein Officier von Grahamstown her an, und brachte die bestürzende Nachricht, daß alle Farmer im Sommerset- und Tarka- (Cradok-) Districte auf die Nachricht von Bezuidenhout's Tode zu den Waffen gegriffen hätten und im Begriffe wären, Capitän Andrews' Post am nördlichen Ufer des großen Fish River anzugreifen und Bezuidenhout's Tod zu rächen. Major Fraser, der Commandant von Grahamstown, sei augenblicklich nach Empfang dieser Nachricht auf den Schauplatz der Rebellion geeilt. —

Der Anschlag der Rebellen war von einem Farmer dem Capitän Andrews verrathen, der sofort seine Position nahm. Zwei Tage hierauf erschienen 300 bis 400 bewaffnete Männer, und schworen einen feierlichen Eid, zu einander treu zu halten, bis sie die Tyrannen aus dem Lande geworfen!

Col. Cuyler, der auf diese Nachricht ebenfalls an Ort und Stelle angelangt war und an einer friedlichen Unterwerfung derselben verzweifelte, nahm nun ebenfalls zu den Waffen seine Zuflucht und durch eine vereinigte Bewegung seines Truppentheils nöthigte er sie zum Rückzuge nach dem Winterberg, wohin ihnen Major Fraser mit einer Abtheilung des Cape Corps folgte, sie in einer Kloof umzingelte, die Hauptführer gefangen nahm und sie nach Uitenhage in's Gefängniß schickte. Alle waren des Hochverraths und offener Rebellion gegen Se. Majestät angeklagt und nach langwierigem Verhör und Untersuchung wurden die sechs Anführer zum Tode, die Uebrigen theils zur Deportation, Verbannung oder Gefängniß

verurtheilt. Die Anführer, von denen Einer noch begnadigt wurde, sollten auf derselben Stelle, wo sie den Eid geschworen, die Tyrannen zu verjagen, und die „Schlachters Neck“ hieß, aufgeknüpft werden.

Dorthin wurden nun die Delinquenten unter starker militärischer Escorte gebracht und die Execution unter Aufsicht Col. Cuyler's am 6. März 1816 ausgeführt. In dem Augenblicke, als die Hinrichtung begann, brach das Gerüst, das man in allzugroßer Eile aufgerichtet hatte und das ganze Gewicht der fünf starken und gewaltigen Männer nicht zu tragen im Stande war, zusammen und stürzte ein. Die Fünf, die sich langsam aus ihrer Betäubung erholten, riefen den commandirenden Officier um Gnade an, und mit ihren Bitten vereinigten sich die ihrer Freunde und aller Anwesenden, die darin einen Wink der Vorsehung erkennen wollten. Aber dem Col. Cuyler, der nach dem Wortlaute seiner Instructionen ging, war keine andre Wahl gelassen, als die Sentenz zu executiren, und so wurden die Schuldigen wieder in Sicherheit gebracht, schnell das Gerüst wiederhergestellt, und trotz des jämmerlichen Geschreies und der Verwünschungen des anwesenden Volkes, mußten noch an dem nämlichen Tage die Fünfe wiederum denselben schweren Gang gehen — und als die Sonne trüb im Westen unterging, beschien sie die Leichname der fünf Leidensgefährten, die noch an demselben Abend abgeschnitten und unter dem Gerüste von den Henkersknechten unter dem lauten Schluchzen ihrer Freunde, denen man sogar die Uebernahme ihrer Leichname verweigerte, begraben wurden.

Correspondenz.

L. K. in Berlin. Der Spiegel des Todten Meeres liegt nach Lynch, dessen Messung wohl als die beste bezeichnet werden kann, 1317 englische oder 1236 Pariser Fuß unter dem Meeresspiegel, nach Symonds 1232 Pariser Fuß, nach de Bertou 1292, nach von Wilbenbruch 1352, nach Russegger 1342, nach von Schubert 599, nach Rev. Bridges 1583, nach Poole 1235. Eine vollständige Zusammenstellung der in der Depression des Jordan bestimmten Höhen finden Sie in: Memoir to accompany the Map of the Holy Land by Van de Velde. Gotha, Justus Perthes. S. 181 ff.

Dr. S. in Prag. Die Schlangeninsel, im Schwarzen Meere vor der Donaumündung gelegen, welche während des Krimkrieges so viel von sich reden machte, hat allerdings ihren Namen von den auf ihr in großer Anzahl lebenden Schlangen. Sie sind pechschwarz mit weißlichem Bauch, 4—5 Fuß lang und sehen ziemlich abscheulich aus, sollen aber nicht giftig sein.

F. H. in Cöln. Die höchste nördliche Breite wurde nicht, wie irrthümlich so oft gemeint wird, von Kane, sondern von Sir Edward Parry im Jahre 1827 von Spitzbergen aus in Schlittenbooten erreicht; er kam bis 82 Grad 40 Minuten 23 Secunden nördlicher Breite, welchem Datum von vielen noch 5 Minuten zugesprochen werden (s. Parry's Narrative of an attempt to reach the North Pole in Boats.) Die Breite von 82 Grad 30 Minuten ist von Mehreren erreicht worden, und zwar unter Anderen von Capitän Martin (von Peaterhead) im Jahre 1837, von Dr. Whitworth im Schiffe Truelove in demselben Jahre, vom Dr. E. K. Kane im Jahre 1854 (in Schlitten, zu Lande). 82 Grad nördlicher Breite wurde von Capitän W. Willis von Hull im Jahre 1848, sowie vom norwegischen Grönlandsfahrer Schoner „Aeolus“ im Jahre 1855 erreicht ꝛc. Ueber den muthmaßlich besten, d. h. am leichtesten zu passirenden Weg nach dem Nordpole bitten wir Sie, einen in dem „Neuesten aus der Ferne“ dieses Heftes enthaltenen Artikel unter dem Titel „Nordpolexpeditionen“ nachzulesen.

A. M., k. k. O.-J. in Prag. Ueber die allgemeinen Regeln, welche bei der Uebertragung der Bewegung des Minutenzeigers auf den Stundenzeiger der elektrischen Uhren stuttfinden, kann Ihnen ein gebildeter Uhrmacher Aufschluß geben, da die Einrichtung ganz genau dieselbe ist wie bei den Pendel- und Taschenuhren. Der versprochene Artikel wird nächstens erscheinen und das Eingehendere darüber durch Illustrationen erläutern.

E. E. in Essen. Die Beantwortungen Ihrer beiden Anfragen haben wir einem der bedeutendsten Physiker übertragen und werden dieselben im nächsten Hefte bringen.

S. C. in Berlin. Zur genauen Erklärung der von Ihnen angegebenen Erscheinung sind einige zeitraubende Untersuchungen nöthig; Sie mögen daher die Verzögerung entschuldigen.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 33. Juni 1859.

Erste Abtheilung.

Titze von Crixen.

Erzählung

von Otto Roquette.

Neuntes Capitel.

Der Kriegsrath saß, gequält von den fürchterlichsten Gedanken, noch in seiner Ecke in der Krähenhütte, sein grausamer Hüter auf der Schwelle derselben. Schon ging es dem Morgen entgegen, und kalt und schneidend wehte der Wind durch die Fugen der Bretterwände. — „Da sind sie wieder!“ rief Wolf, indem er seinen Platz verließ. Der Graf sammelte den Rest seiner Kraft, und schritt den Zurückkehrenden entgegen.

„Nichtswürdiger Bube!“ schrie er. „So wagtest Du mein Unglück zu benutzen? Ich weiß, warum Ihr mich hier verlassen habt, kenne den ganzen Plan Eurer Schande!“

„Was ist das, Vater?“ fragte Natalie erstaunt und erschrocken, denn sie glaubte, der Kriegsrath habe den Verstand verloren.

„Unglückliche! Verführte!“ fuhr er fort, „habe ich Dich nur zu beklagen, oder muß ich Dich mit Verachtung von mir stoßen?“

Natalie trat dicht an ihren Vater, und ergriff seinen Arm. „Vater!“ rief sie mit gedämpfter Stimme, „Vater! Komm zu Dir! Ich bin Natalie, Deine Tochter! Was kannst Du fürchten, da Du mich kennst?“

„Ich weiß, daß er einen Schwur gethan hat, weiß Alles.“

„Also so steht die Sache!“ unterbrach ihn Titze, dessen Blut bereits kochte. Er wandte sich zu Wolf. „Du warst es, der hier Unkraut gesät hat?“

„Ja, ich!“ entgegnete Wolf mit Genugthuung. „Hier an derselben Stelle, wo der Graf vor sechzehn Jahren die Geschichte eingebrockt hat, hier hab' ich ihm von dem letzten Willen des Gestrengen erzählt. Will der Junker Nichts davon wissen, so hab' ich doch mein Theil Rache geübt. Und ich bin zufrieden, es hat gewirkt!“

„Pack Dich! Sieh nach dem Wagen!“ rief Titze. „Und Sie, Herr Graf, können Ihre letzten Kräfte sparen! Danken Sie Gott für eine solche Tochter, für deren Tugend Sie Nichts gethan haben!“

Natalie nahm das Wort: „Steig in den Wagen, Vater, Du mußt zur Ruh! In kaum einer Stunde sind wir in Crixen.“

„Nein, nimmermehr!“ rief schaudernd der Kriegsrath. „Nach Crixen fahre ich nicht! Bring mich nach Berlin zurück, oder nach Sophienthal, oder wohin Du sonst willst — aber dorthin nicht!“

„Nun so, zum Kuckuck! nach Sophienthal!“ fuhr Titze auf. „Wolf, hierher! Es geht nicht nach Crixen! Lauf nach Hause,

die Alte soll mit dem dahin geschickten Wagen nach Sophienthal zurückkehren. Eingestiegen, Herr Graf!"

„Was, nicht nach Crixen?" rief Wolf.

„Herr!" entgegnete mit ihm zugleich der Kriegsrath, „ich muß gegen dieses gebieterische Benehmen protestiren!"

Mit Titze's Geduld war's zu Ende. „Scher Dich, Hund!" schrie er Wolf zu, und gleich darauf zum Grafen gewendet: „Protestiren Sie gegen Ihre eigene Tollheit! Ohne Umstände, eingestiegen!"

„Ich verzichte auf Ihre fernere Begleitung!" rief der Kriegsrath. „Natalie, wir gehen zu Fuß nach Sophienthal!"

„Keineswegs, Herr Graf! Natalie hat den Weg schon einmal zu Fuß gemacht, und bedarf endlich der Ruhe. Und was Sie selbst betrifft, so haben Sie jetzt nicht mehr auf meine Begleitung zu verzichten, nachdem Sie dieselbe gesucht. Ich bringe Sie nach Sophienthal, und müßte ich Sie auf den Wagen binden, hernach kann aus Ihnen werden, was da will!"

Natalie, die schon mehrmals versucht hatte, das Wort zu erlangen, faßte ihren Vater unter den Arm, und führte ihn zum Wagen. „Du hast die Wahl, Vater," sagte sie, „entweder nach Crixen, oder nach Sophienthal? Hier können wir nicht länger bleiben."

„In's Grab! In's Grab!" ächzte der Graf, der inzwischen aufgestiegen war. Natalie setzte sich an seine Seite, und Titze kutschirte auf den Weg nach Sophienthal zu. Alle drei waren in unheilvollster Stimmung, und sprachen kein Wort. Natalie war zum Tode erschöpft, der letzte Auftritt hatte ihre Kraft gebrochen. Sie fühlte, daß sie allein mit ihrem Vater nicht fertig werden könne, und sich und ihn ihrem selbstgewählten Führer überlassen müsse. Daß Titze allein um ihretwillen die beschwerliche Fahrt unternommen habe, wußte sie wohl. Aber auch das gute Einvernehmen zwischen ihr und ihm hatte sich getrübt, und doch sah sie ein, daß sie ihn noch nicht von sich lassen könne, denn sie bedurfte eines männlichen Beistandes für die nächsten Tage. Sie mußte ihn bitten, sie noch nicht zu verlassen, sie mußte sich neue Verpflichtungen gegen ihn aufbürden, und sah voraus, daß dies seine Hoffnungen auf's Neue herausfordern würde. So brachten äußere Verwicklungen sie immer mehr in seine Macht, gegen die sie im Herzen schon genug anzukämpfen hatte. —

Der Tag brach an, als der Wagen sich dem Schlosse näherte. Nur ein matter, schwefelgelber Streifen deutete den Aufgang der Sonne an, der Himmel war wieder trübe, die Luft naß und neblig. —

Ehe die Zimmer im Schlosse gehörig erwärmt waren, mußten die Ankömmlinge sich in der Wohnung des Verwalters unterbringen. Der Kriegsrath lag eingehüllt auf dem Sopha, Natalie saß neben ihm, und beobachtete den Unglücklichen. — Im Nebenzimmer stand Titze am Fenster, und sah in den traurigen Nebelmorgen hinaus. Seine Mission durfte er als beendet betrachten, und doch wußte er nicht, sollte er gehen oder bleiben. Er verwünschte den Grafen und den unseligen Familienzwist, der die Störung zwischen Natalien und ihm nur noch größer gemacht hatte. Und doch sagte er sich: „Warum diese Störung? Ich liebe sie, sie liebt mich, warum soll etwas zwischen uns liegen?" Für ihn gab es keinen Rückhalt, kein verstecktes Spiel, er fühlte sich in peinlichster Lage, wenn er nicht aufrichtig sein, wenn er nicht aussprechen sollte, was er im Augenblick empfand. Und wie ihn diese Gedanken beschäftigten, war er auch schon entschlossen, sie Natalien auszusprechen. Er wandte sich um, und sah sie in seiner Nähe stehen, die Augen besorgt und fragend auf ihn gerichtet.

„Was soll ich thun? Was befehlen Sie?" rief er, fast verwirrt und bestürzt.

„Ich bin schon so tief in Ihrer Schuld!" entgegnete Natalie.

„Schuld? Sie wissen wohl, in wie anderm Sinne ich die Sache auffasse. Für mich war's ein Glück, daß Sie mich in Ihrer Gesellschaft sein ließen. Von einem Dienste weiß ich Nichts."

„Ich wußte, daß Sie großmüthig sein können!"

„Großmüthig!" rief er. „Ach, Natalie, lassen wir doch das Spiel mit lügnerischen Worten, die ich nicht zu setzen verstehe, und mit denen Sie mich immer besiegen werden. Ich bin aufrichtig — aus Unfähigkeit, anders zu reden, sein Sie es aus Nachsicht! Soll die Störung, die heut zwischen uns entstanden ist, ewig dauern?"

„Nein, das soll sie nicht! Und ich habe Ihnen viel zu sagen, was Sie beruhigen wird. Für jetzt nur so viel, daß ich Ihnen von ganzem Herzen danke! Es wird eine Zeit kommen, wo Sie nicht mehr daran zweifeln werden."

„Werden Sie mir dann sagen, daß Sie mich lieben? Wird es Ihnen so schwer, das Wort auszusprechen?" fragte er in halb bittendem, halb vorwurfsvollem Tone, indem er ihr tief in die Augen sah. „Es gibt nur Eins, was mich — beunruhigt (wie Sie es nennen), und das ist Ihre Offenheit. So lange Sie mich nur mit Versprechungen hinhalten, mit Zweifeln peinigen, und wie einen Knaben behandeln, werde ich nicht aufhören Sie in Furcht zu setzen. Ich kann Nichts für mein wildes, aufrührerisches Blut, und

die weise Selbstbeherrschung, die Sie verlangen, ist nicht so schnell zu erringen, am wenigsten in Ihrer Nähe!"

„Natalie! Natalie!" ertönte der Ruf des Vaters aus dem Nebenzimmer. „Natalie wandte sich schnell, und eilte zu dem Rufenden. Titze stampfte mit dem Fuße, und warf sich auf einen Stuhl am Fenster. Die Frau des Verwalters erschien mit dem Frühstück, ihr Mann folgte, und Beide spannen sogleich eine Unterhaltung an. Aus dem Nebenzimmer aber kam Natalie zurück. „Mein Vater liegt im heftigsten Fieber!" sagte sie. „Wir müssen einen Arzt haben!" Titze sprang sogleich auf. „Ich reite nach der Stadt zurück. Welchen Arzt soll ich bringen?"

Natalie nannte den Namen, und schon war Titze an der Thür. „Nein!" rief sie, „warten Sie! Sie müssen Etwas genießen!"

„Es ist unnütz! Ich habe nicht das Bedürfniß," entgegnete er, die Thür öffnend.

Natalie eilte ihm nach und ergriff seinen Arm: „Lieber, lieber, bester Freund!" rief sie mit gedämpfter Stimme. „Gehen Sie so nicht! Bauen Sie auf mein Herz — Sie sollen an mich glauben!" — Dann rasch an den Tisch gehend, und eine Tasse Kaffee einschenkend, sagte sie laut: „Kommen Sie, Herr von Crixen! Der Herr Verwalter besorgt inzwischen den Wagen." — Der letztere verließ bereitwillig das Zimmer, um den Auftrag auszuführen, seine Frau aber blieb. — Titze glaubte jetzt genug gehört zu haben. Mit freudeglühendem Gesicht kam er zurück, und nahm an, was Natalie für ihn bereitet hatte. Die Gegenwart der Frau Verwalterin wies die Unterhaltung jedoch in engere Schranken. Natalie notirte noch einen Auftrag an ihre Schwägerin und reichte ihrem Freunde zum Abschied die Hand. Rasch trennten sich Beide. Sie ging in das Nebenzimmer zu ihrem Vater, Titze sprang in den Wagen und jagte davon. — —

Natalie saß allein neben ihrem Vater, der in einen fieberhaft unruhigen Schlaf versunken war. Auch sie war erschöpft und bedurfte des Schlummers, aber ihr Gemüth war voll Unruhe, voll Sorgen, ihr Herz von Fragen, Zweifeln und Wünschen aufgeregt. Daß sie die Leidenschaft ihres Freundes vollkommen erwiedere, dessen war sie sich bewußt. Die gewaltige, so zu sagen elementare Kraft, die ihr in ihm entgegentrat, hatte nicht verfehlt, einen entsprechenden Eindruck auf sie zu machen, und wenn sie dieselbe in ihrer Aeußerungsweise in ein strengeres Maß gebannt wünschte, so sah sie doch ein, daß bei seiner Jugend und Natur Selbstbeherrschung eine kaum zu erfüllende Forderung sei. Ja, wenn sie selbst den festen Willen gehabt hatte, ihm ihr Herz nicht eher zu offenbaren, ehe er eine Zeit lang die Welt gesehen, und sich selbst geprüft hätte, so drang doch jener tiefe Naturton ursprünglichster Leidenschaft, jene vollkommene Naivetät seines innersten Wesens, immer auf's Neue in ihre Seele, und wirkte hinreißend und unentrinnbar auf ihr eigenes Wesen. Noch vor einer Stunde, als er sie zuletzt um das Bekenntniß ihrer Liebe gebeten, hatte sie, bezaubert von jener fast kindlichen Offenheit, das Wort des Geständnisses schon auf den Lippen gehabt. Da trennte sie der Ruf des Vaters von ihm. — Wie aber würde der Vater eine solche Verbindung angesehen haben? Das war's, was Natalien betrübte. Sie konnte ihn nicht achten, und wollte dem Unglücklichen doch auch nicht neue Schmerzen bereiten. Dies war kein geringer Grund ihres Widerstandes gewesen. Und jetzt, da der Geliebte auf's Neue in ihrem Dienste fortgegangen war, seufzte und lächelte sie zugleich, und ließ das schöne, ermüdete Haupt auf die Brust sinken. — —

In Berlin angelangt, ließ Titze vor der Wohnung des Arztes halten. Derselbe erklärte jedoch, daß er erst spät Abends mit ihm nach Sophienthal fahren könne. So ging Titze zu Clara. Sie kam ihm wie einem alten Bekannten entgegen. „Gott sei Dank," rief sie, „Sie bringen Nachricht!" — Er erzählte ihr, was vorgefallen. „Diese Flucht hat meinen Schwiegervater vielleicht gerettet," entgegnete Clara. „Heute früh hatte ich verhängnißvolle Gäste im Hause. Er sollte leider — abgeführt werden," seufzte sie, „denn seine Schuld ist zu offenbar, und man schonte ihn nur so lange, als die französische Gesandtschaft ihn schützte. Ich sagte, er sei — nach Breslau gereist. Freilich wurde es nicht geglaubt, man durchsuchte das Haus und belegte seine Papiere mit Beschlag. Dabei wird es in den nächsten Tagen wohl sein Bewenden haben, denn nicht nur die Bevölkerung Berlins, auch die Behörden sind in der größten Furcht vor dem heranziehenden französischen Corps. Sie werden davon gehört haben."

„Ich habe noch Nichts gehört!" rief Titze. „Die Franzosen in der Nähe Berlins?"

„Nur noch einen Tagemarsch von hier! Vor einer Stunde war ein Freund meines Mannes bei mir, der mir erzählte, es sei der Rest der französischen Armee, der seit dem Rückzuge aus Rußland in Ostpreußen stehen geblieben war. Das Corps ist nur auf dem Durchmarsch. Aber immer ist es feindliche Einquartierung, und unter den jetzigen Umständen bedrohlich genug. — Doch daß ich's nicht vergesse, da ist ein Brief meines Mannes an Sie. Er ist gestern gekommen. Lesen Sie ihn gleich."

Titze las, und freute sich des herzlichen,

brüderlichen Tones, in welchem Karl schrieb. Ja, der Bruder Natalien's ehrte ihn durch ganz besonderes Vertrauen, indem er ihm einige wichtige Aufträge gab. „Gehen Sie nach Berlin," schrieb er, „und bleiben Sie etwa vierzehn Tage da. Um diese Zeit komme ich selbst, und wir reisen gemeinsam nach Breslau zurück. Vertrauen Sie sich meiner Frau an, sie wird freundschaftlich für Sie sorgen."

„Wie komm' ich zu diesem herzlichen Wohlwollen?" rief Titze ganz erstaunt.

„Mein Mann war Ihnen immer zugethan," erwiderte Clara, „und Sie haben einen warmen Freund an ihm. Ja, daß ich es Ihnen nur vertraue, Ihre heimliche Entlassung von der Festung —"

„Verdanke ich ihm?"

„Hat mein guter Mann ausgewirkt! Sie dürfen volles Vertrauen zu ihm haben. — Aber wie ist es, Karl schreibt, Sie sollen vierzehn Tage in Berlin bleiben? — eine Wohnung steht Ihnen in unserm Hause bereit." —

„Die Besorgungen, die er mir aufträgt," sagte Titze, „lassen sich in zwei Tagen abmachen. Dann aber muß ich nach Sophienthal zurück —"

„Mein Gott!" unterbrach ihn Clara, „und ich habe Sie noch nicht einmal gefragt, wie Natalie die fürchterliche Fahrt überstanden hat?"

„O gut, sehr gut!" rief Titze mit einem verklärten Blicke, denn er dachte bei der Erwähnung der Geliebten nur an die goldenen Hoffnungen, die sie ihm im Augenblicke seiner Abreise eröffnet hatte. — Clara verstand das auch vollkommen, doch fragte sie von Neuem: „Ist sie körperlich nicht angegriffen?"

„Das kann wohl sein!" rief Titze. „Gewiß, gewiß! Gut, daß der Arzt heut Abend herausfährt! Die arme Natalie hat mit mir eine Stunde Nachts zu Fuße gehen müssen! Mein Gott, sie wird doch nicht krank werden?" — Er sah Clara mit einem so kindlich fragenden Blicke an, daß sie unwillkürlich lächelte.

„Natalie ist ein starkes Mädchen," entgegnete sie. „Ich eile, den Auftrag, den Sie mir von ihr überbrachten, auszuführen, damit die Sachen heute Abend mit dem Wagen hinausgeschafft werden können. Sie, Herr von Crixen, sind für die Zeit Ihrer Anwesenheit mein Gast. Ludwig wird Sie in Ihre Zimmer führen." —

Titze ging, um sogleich die Besorgungen für seinen ihm fast noch unbekannten Freund zu machen. Es waren Geschäfte leichter Art, Meldungen, daß er bald selbst käme, Dinge, die Jeder ausführen konnte. Er ahnte nicht, daß Karl eigentlich nur bezweckte, ihn dadurch hier und dort einzuführen, und war überrascht durch die Zuvorkommenheit, mit der man ihn überall aufnahm. — Es mag hier gesagt sein, daß der junge Graf Brunneck in der That ein Interesse für Titze gefaßt hatte. Er wollte die Feindschaft der Väter ausgleichen. Durch seine Gattin war er über die Vorfälle der letzten Zeit genügend unterrichtet, und so erschien es ihm als eine Pflicht, das neue Unrecht, was sein Vater dem jungen Manne zugefügt, gut zu machen. So sah sich Titze überall bereits gemeldet, man begrüßte ihn mit Wärme, man wußte, daß er für seinen Patriotismus auf der Festung gewesen, man lud ihn ein, und zog ihn zu den vertrautesten Gesprächen. Die vollkommen neue Sphäre, in die sie ihn brachten, bewirkte, daß ihm zwei Tage im Fluge vergingen. Und es gab genug zu hören und zu sehen. Die Straßen waren voll Aufregung, die Stadt von preußischem Militär entblößt, und man sah der französischen Einquartierung mit Besorgniß entgegen, da nicht abzusehen war, wann sie sich entfernen würde. Hatten die Franzosen schon während des Bündnisses mit Preußen das Land wie ein feindliches behandelt, so konnte man jetzt, wo ein Bruch so gut wie gewiß war, nichts Gutes erwarten. Einige Hoffnung setzte man auf ein russisches Hilfscorps, welches, wie es hieß, herannahe, um Berlin zu entsetzen. — Am Abend des zweiten Tages zogen die Franzosen ein. Das Einquartieren, Marschiren, Lärmen und Toben, Zanken und Fluchen währte die ganze Nacht. Die Wirthshäuser, Weinstuben, alle öffentlichen Locale waren gefüllt. Natürlich fanden sich Hunderte, die die französischen Officiere zum Schein oder aus Kriecherei willkommen hießen, sie feierten und tractirten, um sich von ihnen betrügen, ausplündern und verachten zu lassen. — Titze ging mit grimmigem Gesicht durch die Straßen, und empfand im Angesicht der fremden Unterdrücker zum ersten Male das ganze Unglück des Vaterlandes, zugleich mit der heißesten Sehnsucht, die Schmach abschütteln zu helfen. Der dritte Tag verging. Da begegnete ihm einer seiner neuen Bekannten, ein junger Mann, der, im Ministerium angestellt, hundert Beziehungen hatte, und oft über die geheimsten Dinge Auskunft geben konnte. Er stand in Verbindung mit allen Gesandtschaftsbüreaux, und hatte, als Karl's Freund, es sich besonders zur Pflicht gemacht, Herrn von Lacroix nachzuforschen. Dieser junge Mann ergriff Titze's Arm in der Dämmerung und rief: „Sie suchte ich eben! Kommen Sie auf die Seite! — Es ist auf der französischen Gesandtschaft bekannt," flüsterte er in leiserm Ton, „daß der Graf Brunneck sich in Sophienthal befindet. Still! — Ich weiß, daß man Etwas gegen ihn im Schilde führt — auch

der Name seiner Tochter soll dabei genannt worden sein."

„Was?" unterbrach ihn Titze. „Die Bestien sollen es wagen —!"

„Um des Himmels willen, schreien Sie nicht so!" rief der Andere, rasch mit ihm in eine Seitengasse biegend. „Etwas Bestimmtes kann ich Ihnen nicht sagen, doch heißt es, man wolle eine Abtheilung Reiterei in jene Gegend schicken. Dort — werden sie sicher nach bestimmten Aufträgen handeln, schließlich aber wird man ihnen als Marodeurs durch die Finger sehen! Wenn Sie können, kommen Sie ihnen zuvor! Leben Sie wohl!" — Er eilte davon.

Titze stand da, von einem Chaos von Haß, liebender Besorgniß und Bestürzung durchfluthet. Er fuhr empor und eilte zu Clara, um sich auf der Stelle zu verabschieden. Er wollte ihr die Gefahr verheimlichen, aber bei seiner Unfähigkeit, sich zu verbergen, und noch dazu in der entsetzlichen Aufregung des Augenblicks, hatte Clara ihm schnell das Geheimniß entrissen. Er wollte einen Wagen nehmen, ein Pferd, sie widerrieth es. „Ihre Hast," sagte sie, „wird auffallen, man wird Sie zurückhalten! Gehen Sie zu Fuß aus dem Thore, ich will einen Wagen auftreiben lassen und Ihnen Ludwig in demselben nachschicken!"

Er flog hinaus, durch die Straßen, aus dem Thore, eilte auf der Landstraße hin, verfolgt, gepeinigt von den qualvollsten Gedanken. „Wenn sie mir schon voraus wären!" dachte er. Welche Folgerungen, welche Befürchtungen knüpfte seine leidenschaftlich ausschweifende Phantasie an diese Möglichkeit! „Natalie! Natalie!" schrie er auf, und erschrak vor seiner eigenen Stimme, die laut durch die Nacht erscholl. Stunden vergingen, und noch immer schritt er in wildester Hast auf der Landstraße hin. Und kein Wagen kam ihm nach, er war allein der Tragweite seiner eigenen Kraft überlassen. Er fühlte den Wind nicht, der schneidend kalt ihn umsauste, seine Stirn glühte, sein Herz klopfte, und plötzlich war's, als wollten ihm die übermäßig angestrengten Kräfte versagen. Doch die Liebe belebte ihn auf's Neue, und rastlos stürmte er seinem Ziele entgegen. Aber zu seinem Entsetzen hörte er plötzlich das Geräusch eines Reitertrupps vor sich. An einem Kreuzwege hielt das Corps. Es war vollkommen finster, der Wald verbreitete eine nur um so dichtere Nacht umher. Titze traute sich zu, auch im Dunkeln hier die Richtung wiederzufinden, und so hoffte er die Reiter zu umgehen. Da ertönte dicht neben ihm der französische Ruf: „Wer da? halt!" — Titze sammelte seine ganze Fassung.

Er verstand die Frage, konnte sich aber nicht französisch ausdrücken. „Ein armer Bauer, der sich auf dem Markte verspätet hat!" entgegnete er mit verstelltem Ton auf Deutsch.

Man brachte ihn vor den Dolmetscher des Corps. „Wo geht der Weg nach Sophienthal?" fragte derselbe. „Da, grade aus!" entgegnete Titze, indem er auf den Weg nach Crixen zeigte. — „Führ' uns dahin!" befahl der Dolmetscher.

„Der Weg ist nicht zu verfehlen! Ein altes Haus mit einem Thurm."

„Der Mensch wird gezwungen, mitzugehen!" hieß es. „Was werden wir uns in der pechfinstern Nacht länger auf's Suchen einlassen!"

Sofort wurde Titze von zwei Reitern in die Mitte genommen, und mußte sich bequemen, den Zug zu führen. So schritt er hin, in furchtbarer Spannung, mit dem Entschlusse, die Feinde in die Irre zu führen, und sollte sein väterliches Haus Crixen darüber zertrümmert werden. Endlich wurde der Umriß des Thurmes sichtbar, und das Commandowort zum Absitzen erscholl. — Diesen Moment benutzte Titze. Mit zwei Sprüngen schlüpfte er in die Finsterniß des Waldes, und suchte sich einen Weg. Er hörte Stöße am Thore seines Hauses, hörte rufende Stimmen, Flüche und wildes Durcheinander, dann ein dumpfes, entferntes Krachen — das Thor mußte erbrochen sein. Er aber hatte inzwischen den Weg nach Sophienthal gefunden. In rasender Eile, triefend von Schweiß, halb todt vor Erschöpfung kam er an. Wie schon einmal, so stieg er auch heute über den Thorweg. Er sah ein Fenster erleuchtet und pochte an die Thür. Es wurde geöffnet, Natalie stand oben auf der Treppe. — „Er ist es selbst!" rief sie, und eilte ihm entgegen. Sie sah blaß, verstört, verweint aus. Titze bemerkte es nicht.

„Fort von hier!" rief er athemlos. „Einen Wagen! Sie müssen fliehen! Ich führe Sie!"

Natalie erschrak vor dem Zustande, worin sie den Jüngling erblickte. „Was ist geschehen?" fragte sie. „Haben Sie die Nachricht erhalten?"

„Nach Crixen habe ich sie, auf falsche Fährte gewiesen! Bringt den Grafen in einen Wagen! Natalie, eilen Sie! Vor morgen früh werden die Feinde nicht hier sein!"

„Sie können ihm nicht mehr schaden!" sagte Natalie. „Was hier geschehen ist, mein Freund, wissen Sie wohl noch nicht. Mein Vater ist heute früh gestorben!"

Da hörte man ein lautes Pochen am Hofthor. „Nicht geöffnet!" schrie Titze. „Sind es die französischen Hunde, so trag ich Dich auf meinen Armen aus dem Hause! Komm, Natalie! Durch den Park!"

Es war nicht leicht, eine geordnete Erklärung der Sache von Titze zu erlangen. Na-

talie begriff seinen Zustand nicht, und erst als der Verwalter wieder erschien mit der Nachricht, daß Ludwig mit einem Wagen aus der Stadt gekommen sei, erlangte Titze so viel Macht über seine Zunge, um Natalien die Gefahr, in der auch sie schwebte, auseinanderzusetzen. „Folge mir," schloß er. „Du hast hier keine Pflicht mehr zu erfüllen, der Todte ist sicher! Ich bringe Dich nach Berlin zurück, in Deinem Hause bewache ich Dich, Du wirst dort Nichts zu befürchten haben. Hier stehen wir vereinzelt gegen die Feinde, dort finden wir Freunde!"

Natalie, unfähig, die Gefahr ihrer Lage einzusehen, zauderte, die Leiche ihres Vaters zu verlassen. Aber Titze ließ ihr keine Wahl, und trat durchaus als Gebieter auf. „Ludwig, und Sie, Herr Verwalter, besorgen das Nöthige für das Leichenbegängniß des Grafen! Sollte die französische Einquartierung morgen den Weg hierher finden, so sagt ihnen, daß sie in ein Haus des Todes kommen. Nehmt sie auf, und gebt freiwillig, was Ihr habt. Schon morgen früh hoffe ich selbst zurückzukehren! Komm, Natalie!"

Rasch ergriff er ihren Arm, und führte sie hinaus in den Wagen. „Zugefahren!" rief er, und zurück ging es auf dem Wege nach der Stadt. Er hatte seinen Arm um Natalien's Leib geschlagen, und zog den Mantel fester um sie her. Sie wehrte es nicht, und schweigend lehnten sie aneinander. Da erblickten sie, auf einer Erhebung des Bodens angelangt, eine hohe Dampf- und Flammensäule, die über dem Walde emporstieg. „Was ist das?" fuhr Natalie auf.

„Das ist Crixen, das Haus meiner Väter," sagte Titze, „in das der Feind die Brandfackel geworfen hat! Dorthin habe ich die Nichtswürdigen, die Euch suchten, selbst geführt. Mag es in Flammen aufgehen, wenn ich Dich nur sicher weiß!"

„Zu viel! Zu viel!" rief Natalie, außer sich vor Freude und Schmerz. „Geliebtester, bester der Menschen! Du bist ein Mann, bist mein Retter, bist mir von dieser Stunde an mein Alles! Nimm mich und mein ganzes Leben, nimm es, jetzt bitte ich Dich darum, denn ich liebe Dich als den Abgott meiner Seele!" — In krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, schlang sie beide Arme um seinen Hals und lag an seiner Brust. Titze, jauchzend vor Entzücken, zog sie an sich, hielt sie, wie ein Kind in seinen Armen, preßte Mund an Mund und Wange an Wange, und wenn sein wildes Jünglingsherz sonst mit stürmischen Wünschen diesem Augenblick entgegengesehen, so war es jetzt nur die heiligste, kindlichste und doch dabei glühendste Innigkeit, die sein Gemüth überströmen machte.

Zehntes Capitel.

(Schluß.)

Ein Jahr war nach diesen Vorgängen verstrichen, und die Welt hatte ein verändertes Aussehen erhalten. Herbeiströmend zu den Fahnen des Königs und des Vaterlandes, hatte sich die ganze Jugend zu Freischaaren, Corps und Armeen gesammelt. Ein Begeisterungssturm ging durch die erwachende Welt, und Alles hoffte mit kühnem Muth auf große Tage. Mütter segneten ihre Söhne, und ließen sie getrost in den Kampf der Freiheit ziehen; Gattinnen, Schwestern, Bräute, beteten unter Thränen um Sieg für die theuern Schaaren, und stärkten sich am Glauben an die gute Sache des Vaterlandes. Und es wurden furchtbare, blutige, thränenreiche Schlachten geschlagen, wie in jenen Tagen bei Leipzig; aber Sieg! Sieg! tönte es millionenstimmig durch Deutschland. Schon war der Feind über den Rhein hinüber getrieben, und die Armeen der Alliirten betraten den Boden Frankreichs. Endlose Märsche und Strapazen folgten, Gefechte durch lange Tage und Nächte, Siege und Niederlagen, wie das Geschick der Waffen es verhängte. Aber immer vorwärts drangen die Heere der verbündeten Fürsten und Völker, in das Herz von Frankreich, und schon meldeten Briefe und Zeitungen, daß es sich nur noch um den letzten Kampf, den Kampf um Paris handle. Die Augen der Zurückgebliebenen in der Heimath hingen begierig an diesem Kampfe, die Herzen pochten und zitterten zugleich. Frauen und Jungfrauen, die sich sonst wenig um Geographie bekümmert, studirten Landkarten, verfolgten die Märsche der Heere, und verglichen die Zeitungen und Briefe. —

Es war im Frühjahr 1814, als Natalie und Clara sich für einige Zeit nach Sophienthal begeben hatten. Arm in Arm schritten die Freundinnen durch die Gänge des noch blätterlosen Parks, und sprachen von den fernen Geliebten. Natalie gab ihren Erinnerungen ungehinderte bewegte Worte. Sie erzählte immer und immer wieder von jener Nacht des Schreckens und Glückes, wo Titze sein letztes väterliches Besitzthum dahin gegeben, um sie zu retten. Wie er am andern Morgen zurückgekehrt nach Sophienthal, um die Leiche Desjenigen zu bestatten, der ihm im Leben feindlich gesinnt war, und ihm Unrecht zugefügt hatte. Wie er sich mit kühnem Muthe an die Spitze der Bauern gestellt, die Wolf und der Verwalter noch in der Nacht versammelt hatten, um das Schloß zu vertheidigen. Wie er den Anführer der Marodeurs, als sie herankamen, durch einen Schuß zu Boden gestreckt, und wie diese, als sie den unverhofften Widerstand sahen, sich

unverrichteter Sache nach Berlin zurückziehen mußten. Und dann dachte sie des Augenblickes, da sie ihren jungen Helden aus ihren Armen zum Heere entlassen, und wie in öffentlichen Blättern, unter den Reihen der Freiheitskämpfer, wo tausend Namen sich ungenannt verloren, der seinige schon zweimal mit der größten Auszeichnung erwähnt worden war.

Wenn sich Natalie in jüngst vergangenen Jahren, wo die Stimme des Herzens sich noch nicht verkündigt, einen künftigen Gatten vorgestellt hatte, dann war es das Bild eines hochgestellten Weltmannes geworden, eines Mannes von den elegantesten Formen, von französischer Bildung, aus den ersten Reihen der Gesellschaft. Wo waren nun ihre kindischen und hochfahrenden Mädchenträume geblieben! Ein wilder, unbändiger Knabe hatte dieselben zerrissen, hatte sie in ihrem ganzen Wesen erschüttert und fast vernichtet. Aber der Knabe war in kurzer Zeit ein Mann geworden, er empfand wie ein Jüngling, und wußte zu handeln wie ein Mann. Und sie sagte sich, daß er jenen Schwur, den er seinem Vater auf dem Todesbette hatte leisten müssen, dennoch, wenn auch in anderm Sinne, erfüllt habe. Er hatte durch die unbedingte Aufrichtigkeit seines Wesens, durch die innerste Reinheit und Tiefe des Gemüthes, die durch den Rausch der Sinnengluth hervordrang, ihr Herz gefangen genommen, bezaubert. Der ungezähmte Natursohn hatte die verwöhnte, formgewandte Weltdame bekehrt. Natalie war sich dessen bewußt, sie hatte ihre ganze glänzende Vergangenheit ausgestrichen, und lebte nur noch in dem Gedanken einer glücklichen Zukunft mit dem Geliebten.

Die herbe Kühle des norddeutschen Märzabends ließ die Freundinnen das Zimmer suchen. Sie begannen zu arbeiten und einander vorzulesen. Und als Natalie sich zur Ruhe begab, blickte sie noch einmal zu den Sternen hinauf, und gab ihnen Grüße, Wünsche und Gebete in die Ferne. —

Und dieselben Sterne leuchteten in derselben Nacht über einem von der Marne durchströmten Thale Lothringens. Am Wege zwischen Vassy nach Chalons lag im Walde versteckt ein Streifcorps preußischer Jäger. Ein junger Officier saß, an einen Nußbaum gelehnt, im dunklen Schatten, und blickte bald den Weg nach Süden entlang, bald hinaus in die Umrisse der Landschaft, die schon im warmen südlichen Frühlingsdufte schwamm. Das frische Laub der Nußbäume und Kastanien verströmte Balsam, und von den Weinbergen herab wehte dazwischen ein Athem der Mandelblüthen und Frühlingsblumen. — Wer den jungen Officier so träumerisch hätte sitzen sehen, würde in ihm den „wilden Crixen,“ wie er im Lager hieß, kaum wiedererkannt haben. So tollkühn, waghalsig, so voll Verachtung gegen jede Gefahr er sonst in den Kampf stürzte, so still und bewegungslos saß er jetzt da. Auch über ihn übte die warme Nacht des Südens ihren Zauber, aber mehr noch die Gedanken an seine rauhe Heimath im Norden. Die Heimath, wenn man sonst eine hat, bleibt einmal die lichte Stelle auf der Erde, über der die Sonne schöner als irgendwo zu leuchten scheint, und wäre es das unscheinbarste und bescheidenste Fleckchen. Der Sinn mag bezaubert und berauscht sein von der Pracht einer fremden Weltgegend, das Gemüth lebt und webt an den verlassenen Stätten. Es ist damit wie in der Liebe. Du kennst Schönere und Glänzendere als die, der dein Herz gehört, aber du liebst die Eine, und weißt es vielleicht selbst nicht warum. So stieg vor der Seele des jungen Jägerofficiers der dunkle heimische Tannenwald auf, das Haus seiner Väter, das nun in Schutt und Asche lag, vor Allem aber die edle hohe Gestalt der Geliebten, die ihm Grüße zuwinkte, und ihn auf seinem rauhen Kriegswege segnete. Ein süßer Schauer ging durch seine Brust — aber rasch fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wollte er die schönen Träume abstreifen, die ihn in seiner Wachsamkeit störten.

Es war eine wichtige, verhängnißvolle Nacht, jene vom 23. zum 24. März 1814. das Hauptquartier der verbündeten Fürsten befand sich in Vitry. Sie waren uneinig und unschlüssig geworden, ob sie der Ungeduld Blücher's, der in Chalons stand, folgen und ihren Marsch geradeswegs auf Paris wenden sollten; oder ob es besser sei, Napoleon, der sich südlicher, in Vassy, concentrirt hatte, nach Lothringen nachzufolgen? — Die feindlichen Heere lagen nur ein paar Tagemärsche von einander, einzelne Corps kaum so weit, und Vorposten und Patrouillen in Wäldern, in Meierhöfen, überall versteckt, bewachten die Wege und Straßen. Die ganze Gegend war von Waffen erfüllt, und drüber breitete sich die laue, duftige Nacht, und schien nur von Frieden und Ruhe zu wissen.

Die preußischen Jäger kauerten zwischen dem Gebüsch, rauchend, leise sich unterhaltend, reichten die Feldflasche umher, um sich munter zu erhalten, und waren guter Dinge. Da erhob sich der Officier, trat an den Weg hervor, und legte sein Ohr auf die Erde. Er hatte sich nicht getäuscht, durch den zuweilen lebhafter sich erhebenden Wind war ihm das Geräusch eines in der Richtung von St. Dizier herbeirollenden Wagens vernehmbar geworden. Auf einen Wink erhob sich schnell sein ganzes Corps, und stand, vom Gesträuch gedeckt, in den Waffen. Bald wurde

das Geräusch der Räder und Hufe hörbarer, und nach wenigen Minuten rollte ein kleiner leichter Wagen daher, von zwei raschen Pferden gezogen. Auf ein Commandowort sprangen die Jäger hervor und fielen den Pferden in die Zügel. Der Wagen, von allen Seiten umgeben, mußte halten. „Woher und wohin?“ fragte Titze. Der im Wagen sitzende Herr war sehr bestürzt, faßte sich aber, und sagte in artigem Tone, er sei ein Kaufmann aus Rheims, und auf einer Geschäftsreise nach Chaumont begriffen. — Streifcorps pflegen derartigen Erklärungen zu mißtrauen, zumal wenn solche Geschäftsreisende von der Seite herkommen, wo der Feind steht, und überdies, wenn sie den Befehl haben, jeden des Weges Kommenden genau anzusehn. So erbat sich Lieutenant Crixen einen Blick in des Kaufmanns Papiere. Der Letztere bedauerte außerordentlich, sich nicht gehörig legitimiren zu können, und wußte ein zwar gebrochenes, aber doch verständliches Deutsch recht geläufig und artig zu handhaben. Dieses Deutsch, der Ton der Stimme, kamen dem Officier bekannt vor. Er erklärte, den Herrn zur nächsten Feldwache führen zu müssen. Der Kaufmann versicherte lachend seine Ungefährlichkeit, schien die Sache leicht zu nehmen, und, da man auf seine Liebenswürdigkeit durchaus nicht einging, erklärte er sich endlich bereit mitzugehen, bat aber, seinen Kutscher mit dem Wägelchen die Reise fortsetzen zu lassen. Titze beobachtete den Herrn genau, er bemerkte, wie derselbe unter seinem Mantel leise manipulirte, sich näher an den Kutscher drückte, und demselben etwas zuzustecken schien. Rasch fuhr Titze mit der Hand zwischen beide, und bekam ein dickes ledernes Portefeuille zu fassen. — „Abgefaßt, Musje!“ rief er, „den Hasen hätten wir Jäger im Laufe gegriffen!“ Er steckte seine Beute zu sich, und befahl seinen Leuten, den Wagen in Beschlag zu nehmen. „Sie selbst, mein Herr,“ fuhr er fort, „werden mir freiwillig folgen, wenn Sie nichts Schlimmeres erfahren wollen.“ Er hinterließ die nöthigen Befehle, setzte sich zu seinem Gefangenen in den Wagen, und fuhr, nachdem er seinen Fang bei der nächsten Feldwache gemeldet, mit ihm zum Commandanten der Vorposten. Der Major Karl von Brunneck, denn diesen erkennen wir in der Person des Commandanten, hatte seinen Standort in einem Pachthofe, in der Nähe des Hauptquartiers. Es war gegen Morgen, als Crixen dort eintraf. — „Was bringst Du da, Kamrad?“ fragte der Major. — Aber das unangenehme Erstaunen des Gefangenen war groß, als er jetzt in dem Major einen zweiten alten Bekannten erblickte — denn Titze und der Marquis hatten einander schon auf der Feldwache erkannt. Nur ein paar Worte hatte der junge Officier an ihn gerichtet, die dem Gefangenen Gewißheit gaben, in welchen Händen er sich befinde.

„Ein für Sie unerwünschtes Wiedersehen, Herr Marquis!“ sagte der Major.

„Der Marquis ist, wie er sagt, ein reisender Kaufmann geworden!“ rapportirte Crixen. „Dies Päckchen Waare, das er durch seinen Kutscher wollte wegpaschen lassen, hab ich ihm abgenommen.“

Der Major öffnete das Portefeuille, und machte große Augen. „Ein französischer Cabinetscourier!“ rief er. „Depeschen des französischen Kaisers — an seine Gemahlin! Crixen, ich gratulire zu dem Fang! Packe Deinen Kaufmann wieder auf und fahre so schnell als möglich dem König nach. Er hat mit dem Kaiser Alexander Vitry vor einer Viertelstunde verlassen. Glück zu, mein Junge!“

Glänzend stand die Sonne über Wiesen und Rebenhügeln, als Titze mit seinem Gefangenen sich durch die Heeresschaaren, Geschütze und Troßwagen durcharbeitete. — Der König von Preußen saß mit dem Kaiser Alexander, umgeben von den Generalen beider Fürsten, unter einem Baume am Wege. Auf dem Feldtische lagen Karten, und in dem Kriegsrathe, der hier noch ein Mal gehalten wurde, schien man nicht einig werden zu können.

Titze ließ sich melden, und wurde sofort vor seinen König geführt, um ihm seinen Fang zu überreichen. Der König las die Papiere, und indem er sie dem Kaiser reichte, rief er: „Das macht uns einer Ansicht! Nach Paris!“

Die Uneinigkeit der Fürsten mußte in der That durch Kenntnißnahme dieser Papiere zu Ende sein. Denn neben andern wichtigen Depeschen, enthielt das Portefeuille jenen Brief Napoleon's an seine Gemahlin, worin er ihr schrieb, daß er die Alliirten immer weiter nach Lothringen zu locken beabsichtige, um in ihrem Rücken ein anderes Corps, das sie von Paris abschneiden solle, aufzustellen. Sofort wurde der Befehl an Blücher nach Chalons gesandt, nach Paris vorzurücken, während der russische General Winzingerode den Auftrag erhielt, sich südlich nach St. Dizier zu wenden, um Napoleon in dem Glauben zu bestärken, die ganze Armee der Verbündeten folge ihm nach Lothringen. — Nachdem diese Befehle berathen und gegeben waren, wendete sich der König zu Titze.

„Name?“ fragte er.

„Lieutenant Crixen.“

„Crixen! Höre diesen Namen wiederum! Derselbe, der mir bei La Rothière den Posten sechs Stunden gegen das französische Feuer hielt?“

„Zu dienen, Majestät."

„Bei Montmirail sprach man auch von einem Crixen. Derselbe?"

„Zu dienen, Majestät."

„Sind ein braver Officier! Haben uns heut einen großen Dienst geleistet. Will in Paris daran erinnert sein. (Er winkte seinem Adjutanten, die Sache zu notiren.) Dürfen sich inzwischen eine Gnade erbitten."

„Majestät, ich bin zufrieden, meine Pflicht gethan zu haben, und habe keinen andern Wunsch, als den Sieg der preußischen Waffen!"

„Wenn alle meine Officiere so denken, ziehen wir bald in die französische Hauptstadt ein, und mit Gottes Hilfe steht das nicht fern. Adieu, Crixen, und auf Wiedersehen in Paris!"

Der König grüßte, und wandte sich zum Kaiser Alexander, der mit zufriedenem Lächeln der Unterhaltung zugehört hatte. —

Der Marquis wurde abgeführt. Titze würdigte den Gefangenen in seiner Verachtung keines Blickes mehr. Er hatte eine doppelte Genugthuung erfahren. Einmal, daß ihm der Ruhm geworden, dem Heere der Verbündeten einen so großen Dienst geleistet zu haben, dann aber auch, daß das rächende Geschick ihm grade den Marquis, der ihm so viel Böses gethan, in die Hände geführt hatte. — Es konnte nicht ausbleiben, daß das Gespräch mit dem König in der ganzen Umgebung Aufsehen erregte. Und als Titze den Platz verließ, wurde er von allen Seiten auf's Lebhafteste begrüßt. Hohe Officiere und Kameraden wünschten ihm Glück und schüttelten ihm die Hände, und er hatte Mühe, sich durch die Schaar der ihm freudig Entgegenkommenden einen Weg zu bahnen. — Aber eine Gestalt andrer Art folgte ihm schon eine Weile von Weitem. Es war Wolf, der beim Train einen seinen Jahren angemessenen Dienst erhalten hatte. Titze bemerkte ihn. „Wolf," rief er, „komm nur her!" — „Acht Tage lang habe ich den Junker nicht zu sehen bekommen!" sagte Wolf, indem er seines Herrn Hand schüttelte.

„Gut, daß Du da bist, alte Seele! Hast Du was zu frühstücken? Mich hungert barbarisch."

„Ja, ja, kommt nur!" Er wollte Crixen auf das Feld zum Train führen, wo neben der Wagenburg Marketenderinnen den vom Nachtmarsch ermüdeten Braven die Erquickungen eines Lagerfrühstücks feilboten. — „Das hält mich zu sehr auf," rief Titze, „ich muß zu meinem Corps zurück. Hole mir Etwas, während ich mir ein Pferd oder ein Fuhrwerk verschaffe; hier an der Weinbergsmauer wollen wir uns wieder treffen." — Wolf stürzte zum Train, ergriff einen Korb, riß einer Marketenderin die Kaffeekanne aus der Hand, raubte eine Wurst, nahm eine Flasche und Glas weg, packte Brod dazu, und stand mit seinem Korbe schon an der bezeichneten Stelle, als der Lieutenant angeritten kam.

„Du bist pünktlich!" rief Titze, indem er annahm und zu sich steckte, was der Alte ihm reichte.

Wolf hatte seine Freude dran, und sagte: „Ach, Junker, was soll mir denn der ganze Krieg, wenn ich nicht bei Euch sein kann?"

„Ich möchte auch mal wieder eine Stunde von zu Hause mit Dir reden!" entgegnete Titze. „Sieh beim nächsten Nachtquartier zu, wo wir Jäger liegen, vielleicht findet sich Zeit für uns."

„Da! zu guter Letzt!" rief Wolf, indem er ihm eine frisch gestopfte Pfeife auf's Pferd reichte.

„Dank Dir, gute alte Haut? Also komm, wenn's möglich ist!" Er nickte und sprengte davon. Wolf sah ihm nach, und schritt mit seinem Korbe zum Train zurück. Der Alte war verstimmt über die Trennung von seinem Herrn. Nicht als ob er beim Train, wo er sich eine Achtung gebietende Stellung erworben hatte, und wo es nicht ohne manche Gewaltthätigkeit gegen Feindes Land abging, nicht ganz in seinem Elemente gewesen wäre; aber er hatte den Feldzug nur aus Anhänglichkeit an seinen Junker mitgemacht, und konnte sich nicht darein finden, Wochen, Monate lang von ihm getrennt zu sein. Indessen sollte ihm eine Stunde des Gesprächs mit ihm bald herankommen.

Einige Tage darauf erlitten die Franzosen bei La Claye eine Niederlage, und die Verbündeten schlugen ihr Hauptquartier in Bondy, zwei Stunden vor Paris, auf. Es war Nacht, die Wachtfeuer brannten in langen Reihen. In die Mäntel gehüllt lagen Officiere und Soldaten um die wärmenden Flammen, und schliefen oder unterhielten sich. An einem derselben lag Crixen, den Kopf auf den Arm gestützt, während Wolf neben ihm kauerte. Rings um sie her schien Alles zu schlafen, es war still, nur ab und zu hörte man das Wiehern eines Pferdes aus der Ferne, oder den Ruf der Wachen. Sie hatten sich lange von der Heimath unterhalten, und schwiegen eine Weile.

„Siehst Du, Wolf," begann der junge Officier nach einer Pause, „es ist doch wunderbar anders mit uns geworden! Wenn mein Vater nicht gestorben wäre, ich hätte nie so viel erlebt, oder — vielleicht Schlimmeres. Wer weiß, ob nicht die Zwietracht zwischen uns ausgebrochen wäre, denn daß mir ein andres Leben bevorstehen solle, als das seine gewesen, das muß wohl Gottes Wille gewesen sein. Damals war ich dumm, roh und schlecht, jetzt — weiß ich wenigstens, daß es so nicht fortgehen durfte."

Wolf hatte sich in soweit der Anschauungsweise seines Herrn genähert, als er wenigstens nicht mehr nur den Sohn des „Gestrengen“ in ihm sah, sondern eine Persönlichkeit, die ihm Respect einflößte. Abgesehen von seiner Liebe zu ihm, die in der letzten Zeit nur noch gewachsen war, so daß er bereitwillig in den Tod für ihn gegangen wäre. In die Verbindung zwischen ihm und Natalien hatte er sich zu finden gewußt. Die alten Feinde waren todt. Sein neuer Herr wollte nichts mehr von der Feindschaft wissen, und so gewöhnte er sich an den Gedanken, Natalien als seine künftige Herrin anzusehen. Er schwieg zu den Worten Titze's und starrte in's Feuer.

„Und ihr allein verdanke ich, was ich bin!“ fuhr der Andere fort. „Sie steht so hoch, so groß über mir, daß ich sie nicht verdiene und nie verdienen werde!“ — Er schien die Nähe seines alten Dieners völlig zu vergessen, und gab seinen Gedanken unbeeinträchtigt Worte. „Und was habe ich, das ihr an mir gefallen kann? Sie hat so Viel gelernt — ich weiß Nichts! Was sie denkt, ist immer das Richtige — und das Beste, was ich denken kann, ist doch sie allein! Sie ist ruhig, gelassen, vom edelsten Tact, hat Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart — ich bin im Kriege nicht zahmer geworden, und wenn ich nach Hause komme, werde ich ihr dann nicht noch verwilderter scheinen? Nichts bringe ich ihr mit, als den wilden Cirxen, wie sie mich nennen. Ach, ganz Paris möchte ich ausräumen, um ihr alle Schätze zu schenken! Aber nein! Sie schreibt ja, sie will nur mich wieder haben, nur mich und meine Liebe!“

„Wenn wir nur erst Hochzeit gehabt hätten!“ brummte Wolf dazwischen. — Der Officier nickte, und sah in Gedanken verloren in die Flammen. — „Der Junker sollte nicht immer so in's tollste Feuer des Gefechtes stürzen, wie sie sagen,“ meinte Wolf. — Titze zuckte die Achseln. — „Damit er nicht wieder im Lazareth liegen muß, wie dazumal, nach der Geschichte in Rheims!“ fuhr Wolf fort. „Die Narbe da auf der Stirn —“

„Ach, sei doch nicht thöricht!“ unterbrach ihn Titze.

„Ich meine nur, wenn der Junker überall so wild in's Zeug geht, könnt' es mal was Schlimmeres absetzen. Es liegt schon mancher auf dem Feld, um den sie zu Hause weinen. Und damit wär der Gnädigsten auch nicht gedient.“

„Ich weiß, Du meinst es gut, Wolf, aber ich kann nicht anders! Wenn es in den Feind geht, wer will mir da rathen, mich zu schonen? Rede nicht darüber, wir stehen vor Paris, und dann sind wir vielleicht am Ziele. Geht's bald heim — ja, Alter, dann wollen wir ein Jubellied anstimmen; dauert's mit dem Krieg noch länger, nun so hat das Vaterland uns eben nöthig. Und soll ich gar nicht wieder heim —“

„Nun dann,“ fuhr Wolf auf, „sieht man auch mich zu Hause nicht wieder!“

„Doch, Wolf, doch! Dann reisest Du nach Berlin, und sagst ihr, daß ich ihr bis zum letzten Athemzuge treu gewesen bin, und sie wird oft, täglich mit Dir von mir sprechen! — Ach was!“ unterbrach er sich plötzlich. „Was hast Du mich in eine so weinerliche Stimmung zu bringen! Es steht ja Alles gut, und wir werden heimkehren, und Alle glücklich sein!“ —

In diesem Augenblicke hörte man mehrere Schüsse von der Vorpostenlinie her rasch hintereinander. Der Lieutenant fuhr auf und erhob sich. Gleich darauf ertönten Signale und Trommeln, der rechte Flügel des Lagers wurde alarmirt. Die Schläfer an den Wachtfeuern sprangen auf, man war gewärtig, von einem Ueberfall des Feindes zu hören. Zehn Minuten lang währte die ungeduldige Spannung. Da wurde es ruhiger. Ein Adjutant ritt durch das Lager. „Blinder Lärm!“ rief er vom Pferde herab. „Ein französischer Gefangener hat entspringen wollen, und ist von den Vorposten niedergeschossen worden. Ach — Cirxen, sind Sie da? Wissen Sie, wer der Erschossene ist? Der Courier, den Sie neulich eingebracht haben!“ Er sprengte davon. — Es wurde wieder ruhig im Lager. Die Ermüdeten hüllten sich in die Mäntel, aber der Schlaf wollte nach der Unterbrechung sich nicht mehr einstellen. Rauchend und schwatzend saßen die Gruppen um das Feuer. „Also der ist in Sicherheit!“ sagte Wolf. „Sprich nicht mehr von ihm,“ entgegnete Titze, „sein Geschick ist erfüllt!“ — Die Nachtluft wehte scharf, und Titze konnte sich seinen Kamraden nicht entziehen, die ihn zu einer Bowle riefen. Er schüttelte seinem alten Diener die Hand und entließ ihn. —

Einige Tage darauf, am 31. März, nachdem noch heiß und blutig gestritten worden, zogen die Verbündeten in das eroberte Paris ein, und die Siegesbotschaft rauschte jubeltönig nach Deutschland hinüber. Die rächende Nemesis hatte das Reich des gewaltigen Eroberers zertrümmert, und ihn selbst aus demselben verbannt.

Von Paris aus schrieb Titze seiner Braut, daß er Hauptmann geworden, daß das eiserne Kreuz seine Brust schmücke, und ihn die Aussicht beselige, nun bald in ihre Arme zurückzukehren.

Und so geschah es. Der schönste Frühling sah das Vaterland wieder frei: Berlin war festlich geschmückt, es erwartete seine Heldensöhne. Natalie und Clara standen an

einem Fenster, als die Schaaren mit rauschender Musik unter dem Jubelgeschrei der Menge einzogen, und lachten und weinten zugleich in überströmender Freude. Die Erstere wehte mit dem Tuche, und rief dem Geliebten ein jauchzendes Willkommen entgegen, während Clara ihr Kind in die Höhe hob, um es ihrem vorüberreitenden Gatten zu zeigen.

Das Glück des Wiedersehens schien ohne Grenzen. — Kurze Zeit darauf führte Titze Natalien zum Altare. Sie zogen sich auf einige Wochen nach Sophienthal zurück. Natalie war die glücklichste Frau, sie sah ihren Geliebten so blühend, so schön, so männlich fest, und Titze, in ausgelassener Stunde immer noch wild und unbändig wie ein Knabe, war sich doch seines hohen, reinen Glückes vollkommen bewußt, und hatte im strengen Dienst der Waffen gelernt, seine Kraft und seinen Willen möglichst zu beschränken. Aber das Glück der Vereinten sollte vorerst noch eine Trennung erleiden. Die Rückkehr Napoleon's rief die Armee noch einmal in's Feld. Titze gehörte zu jenen Glücklichen, deren Tapferkeit rasche Lorbeeren eintrug. Mußte er sich sonst Gewalt anthun, um sich der Disciplin anzubequemen, so gab es im Kampfe keine Schranke für ihn. Hier tobte sich der ganze Ungestüm seines Wesens aus, und mit wahrer Tollkühnheit stürzte er sich in die feindlichen Reihen. Auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance that er sich glänzend hervor, und so kehrte er mit den Majorsepaulettes auf seinen jugendlichen Schultern in die Arme seiner Gattin zurück. — Der Friede war vollkommen hergestellt, in das bürgerliche Leben kehrte nach langen Jahren Ruhe und Ordnung, und die Hoffnung des Blühens und Wachsens aller Werke des innern und äußern Verkehrs.

Auch der Soldat freute sich in der ersten Zeit des ruhigen, wieder geordneten Lebens, dennoch aber wollte der that- und ereignißlose Dienst Manchem, der sich an bunte, wenn auch mühselige Abwechselung gewöhnt hatte, nicht recht munden. — Titze war nach einer Provinzialstadt versetzt worden. Ein Jahr verging, da begann Natalie eine Stimmung an ihm wahrzunehmen, die sie beunruhigte. Er kam oft mit umwölkter Stirn nach Hause, war schweigsam und oft heftig und aufbrausend. Gegen sie selbst zwar zeigte er nur Liebe und Güte, doch merkte die junge Frau wohl, daß Etwas auf dem Gemüthe ihres Gatten lastete.

„Ich muß einmal meinen Titze an seine alte Offenheit mahnen!“ sagte sie zu sich selbst. Und noch an demselben Abende, als sie ihr Kind eingesungen hatte, setzte sie sich zu ihm und begann: „So! meinen kleinen Titze habe ich zur Ruhe gebracht, jetzt komm Du einmal her, mein großer! Mit Dir ist's nicht richtig, Du hast Etwas auf dem Herzen, was Dich quält. Verbergen kannst Du es doch nicht, also rede getrost!“

„Na, Gott sei Dank, daß Du selber davon anfängst!“ rief Titze. „Ja, Du hast Recht, Natalie, ich ärgere mich täglich zum toll werden! Ich fange an zu glauben, daß mir meine ältern Kameraden mein schnelles Avancement beneiden. Sie meinen, ich sei zu jung zum Major — das seh' ich recht gut, und am Ende — bin ich's auch wohl.“

„O ich habe einen eben so braven als klugen Mann!“ sagte Natalie, indem sie ihren Arm um seinen Hals legte. „Ja, Schatz, Deine Frau denkt auch, daß Du zu einem alten Major mit Deinen fünfundzwanzig Jahren zu jung bist!“

„Ich kann's doch aber nicht ändern!“ rief Titze. „Und dann — es ist doch Vieles anders gekommen, als ich dachte. Frei haben wir das Vaterland gemacht, aber was dem Lande und Volke versprochen worden ist — ja, da haperts, Nichts ist erfüllt worden. Ich kann nicht schweigen, muß reden, wie es mir um's Herz ist, aber da heißt es, das ginge uns Soldaten Nichts an, das seien demagogische Umtriebe! Und Nichts als Zank gibt es, und Verlästerungen, und jedes Wort wird Einem schwer angerechnet. Es ist um des Teufels zu werden! Das greifen die alten Schnurrbärte auf, die sich gegen mich zurückgesetzt glauben, und ich weiß, daß sie hinter meinem Rücken gegen mich geschäftig sind. Und hernach, ich halte diese Art zu leben nicht aus! Alle Tage dieselben Beschäftigungen mit Schreibereien, Exerciren und Commandiren, wobei gar Nichts herauskommt. Ich möchte was zu thun haben, was fördert, was man wachsen sieht, wo man einen Erfolg erwarten kann. Mein jetziges Leben ist mir wie ein Müßiggang. Das Donnerwetter über die Plackerei!“ — Mit Heftigkeit sprang er auf und schritt durch das Zimmer.

„Also so steht die Sache!“ sagte Natalie ruhig lächelnd. „Nun, dem Manne kann geholfen werden! Tobe nicht so, Mensch, das ganze Zimmer zittert unter Deinen Tritten!“

„Ach was! Ich habe Grund, aufgebracht zu sein!“ fuhr er auf.

„Brrr! Der wilde Titze!“ — Natalie war ohne sentimentale Empfindlichkeit, und kannte ihren Mann zu gut, als daß sie sich von einem gelegentlichen Aufbrausen hätte verletzt fühlen sollen. „Nun, so wüthe Dich aus,“ fuhr sie fort, „und wenn Du zu Ende bist, so setze Dich wieder her, und dann will ich zu reden anfangen.“

„Laß die Possen! Wenn Du was Vernünftiges weißt, so sag's, aber zu Thorheiten bin ich nicht aufgelegt!"

Natalie stand auf, legte ihren Arm in den seinigen, und suchte bei seinem mächtigen Ausschreiten gleichen Schritt mit ihm zu halten. Plötzlich hielt sie ihn fest und commandirte: „Ganzes Regiment, halt!"

Er sah sie an und lachte. „Du bist doch wahrhaftig ein Tollkopf!" sagte er.

„Dafür bin ich des Titze von Crixen Frau und kann was wagen! Bist Du jetzt gut?"

„Ja, Dir immer!" Er drückte sie an sich und küßte sie. „Aber sage, hab' ich nicht Recht, mich unbehaglich zu fühlen?"

„Mit mir?"

„Ach, geh doch!" — Er schien zum Scherzen nicht aufgelegt, und seine Brauen zogen sich schon wieder zusammen. Plötzlich aber legte er beruhigt den Arm um sie, und sagte: „Ich mag Unrecht haben! Wenn man zu Hause so im Himmel ist, und so ein schönes, geliebtes Weib hat, dann sollte man draußen sein Theil Ungemach schon hinnehmen. Das wolltest Du sagen, nicht wahr?" — Er setzte sich nieder. Natalie schob das Haar von der Narbe auf seiner Stirn, und küßte sie.

„Nein, sagen wollt' ich's nicht, aber hören! Und jetzt laß mich reden. Ich glaube, daß Du mit all Deiner dienstlichen Unbehaglichkeit im Rechte bist, und denke, daß Du als Soldat genug gethan hast. Du wirst in gewissem Sinne immer der wilde Titze bleiben, und ich mag Dich nicht anders, aber ich sehe voraus, daß Dir die ruhige Subordination im Frieden nicht gelingen wird, daß Du sogar mancher Gefahr dabei ausgesetzt sein wirst. Du willst selbstthätig handeln, willst schaffen und Erfolge sehen. Das Alles steht Dir frei, wenn Du Deinen Abschied nimmst. Glaube mir, sobald Du ihn verlangst, wird man ihn Dir geben. Wir ziehen ganz nach Sophienthal, das uns so lieb ist. Dort geht Dir unser tüchtiger Verwalter zur Hand, und Du wirst Landwirth. Da bist Du Dein eigner Herr, kannst leben wie Du willst, und etwas vor Dich bringen, kurz, Du wirst Dich in jeder Hinsicht glücklicher fühlen."

Titze sah nachdenklich vor sich hin. „Meinst Du?" sagte er.

„Ich will Dir nur gestehen," fuhr sie fort, „daß Clara mir schreibt, Karl habe die Absicht, sich in der Nähe von Sophienthal anzukaufen. Nun, der hat sich gleich nach Beendigung des Krieges ja auch aus dem Dienst zurückgezogen!"

„Aber Du, Natalie, würdest Du gern ganz auf das Land gehen?"

„In eine Bauernhütte, wenn Du damit zufrieden wärst!"

Titze sprang auf und umarmte seine Gattin. „Du hast Recht!" rief er. Ich verdanke Dir so viel, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich enden soll, Dir zu danken! Ich kann nur fortfahren, Dich zu lieben, wie seit jenem Augenblick, da ich rasend zuerst vor Dich trat. Du verdrehst mir den Kopf und setzest ihn mir wieder zurecht, und wenn er einmal zu heiß wird, so weißt Du immer, daß mein Herz doch noch heißer ist in Liebe für meine Natalie!"

Eine deutsche Fürstin
am Hofe Ludwig's XIV.

Von

Max Ring.

Ein tragisches Geschick verfolgte bis in die neueste Zeit mehr oder minder die deutschen Fürstentöchter, welche auf dem Throne Frankreichs saßen oder demselben nahe standen. Die letzte dieser unglücklichen Frauen war die jüngst verstorbene Herzogin von Orleans, die, nachdem sie einen hochbegabten Gatten vorzeitig begraben und eine Krone verloren, in fremder Erde an gebrochenem Herzen starb. Lange vor ihr lebte eine andere Herzogin von Orleans, wie sie eine deutsche Prinzessin, wie sie treu, wahr und rein mitten in der allgemeinen Fäulniß und Sittenlosigkeit unter Ludwig dem Vierzehnten und seinen Nachfolgern. — Diese ausgezeichnete Frau, bekannt durch ihren originellen Briefwechsel mit ihren deutschen Anverwandten, war die Enkelin des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich's von der Pfalz und der schönen, stolzen Elisabeth von England, in deren Adern das verhängnißvolle Blut der Stuarts floß. Erst nach schweren Kämpfen glückte es ihrem Vater, dem trefflichen Karl Ludwig, sein von dem Kaiser eingezogenes Erbe, die schöne Pfalz, wieder in Besitz zu nehmen. Er selbst war einer der bedeutendsten Regenten seiner Zeit, weise und tolerant, einfach und sparsam; auf das Wohl seines Volkes und Landes stets bedacht, verband er mit diesen Tugenden den frohen lebenslustigen Sinn des pfälzer Stammes. Seine Ehe mit der hessischen Prinzessin Charlotte, die ihm einen Sohn und diese Tochter geboren hatte, war nicht glücklich. Von einer romantischen Liebe zu dem Hoffräulein Louise von Degenfeld erfaßt, löste er seine erste Verbindung, um sich die Geliebte seines Herzens zur linken Hand antrauen zu lassen, die später zur Raugräfin erhoben, ihn mit dreizehn Kindern noch beschenkte. Diesen häuslichen Wirren

wurde Elisabeth Charlotte frühzeitig dadurch entrissen, daß sie als einjähriges Kind an den hannöverischen Hof geschickt wurde, wo ihre Tante, die geistreiche Sophie, die Freundin des berühmten Leibnitz, Mutterstelle an ihr vertrat. Ihre Erziehung leitete daselbst das Fräulein von Offeln, welches später den Geheimrath von Harling heirathete, der sie bis zu ihrem Ende ein dankbares Angedenken bewahrte und mit der sie in einem ununterbrochenen Briefwechsel stand. — Sie selbst erzählt in diesen Briefen von ihrer Kinderzeit: „In meiner Jugend bin ich sehr lustig gewesen, davon ist mir der Name „Rauschemplatter Knechtchen“ überkommen.“ — In ihrem neunten Jahre kam Elisabeth Charlotte wieder an den elterlichen Hof und nach ihrem geliebten Heidelberg zurück. Hier fand sie an ihrer Stiefmutter ein Muster jeder weiblichen Tugend. Am meisten fühlte sie sich jedoch zu dem tüchtigen, lebensfrohen Vater hingezogen, dessen männlichen Geist sie geerbt zu haben schien. „Ich bin,“ schreibt sie, „mein Lebtag lieber mit Degen und Flinten umgegangen als mit Puppen; wäre gar zu gern ein Junge gewesen, und das hätte mir schier das Leben gekostet, denn ich hatte erzählen hören, daß Maria Germain vom Springen zum Mannsmenschen geworden, das hat mich so erschrecklich springen machen, daß es ein Mirakel ist, daß ich nicht hundertmal den Hals gebrochen habe.“ — Am Heidelberger Hofe herrschte damals ein zwangloser, bürgerlicher Geist; jede steife Etikette war verbannt, der Kurfürst selbst gefiel sich in der heitern Umgebung geistreicher Männer aus allen Ständen und liebte ein Gespräch mit scherzender Jovialität gewürzt. Das echte, lustige pfälzer Blut verleugnete sich nicht in ihm. An der Seite dieses Vaters wuchs die Tochter, welche sein Liebling war, frisch und lustig auf; sie schwärmte in der herrlichen Umgegend von Heidelberg zu Roß und Fuß umher, spielte mit den Nachbarkindern, schmauste mit ihnen Beeren und Kirschen, die sie selbst vom Baum brach, spielte in Komödien mit und entwickelte so ihre urspüngliche Natur, von keiner Schranke gehemmt. Mitten in dem Luxus und der Pracht des Versailler Hofes neben Ludwig dem Vierzehnten, dem prächtigsten aller Könige, dachte sie später mit Wehmuth an die einfachen Freuden ihrer Kinderzeit. — Deshalb lehnte sie auch, zur Jungfrau herangewachsen, die Bewerbungen verschiedener Fürsten ab; am liebsten wäre sie immer bei ihrem Vater und in dem schönen Heidelberg geblieben. — Die Politik verfügte jedoch über ihr Geschick. Ludwig der Vierzehnte, der seine gierigen Hände über den Rhein nach Deutschland ausstreckte, warb um sie für seinen unbedeutenden Bruder, den Herzog von Orleans. Ihr Vater ließ sich von den scheinbaren Vortheilen blenden, die ihm eine derartige Verbindung mit dem mächtigen Frankreich versprach. Das Herz seiner Tochter wurde nicht befragt; sie gehorchte, denn von Jugend auf hatte sie mit den guten Sitten der alten Zeit auch den damals noch herrschenden kindlichen Gehorsam eingesogen. Nichts desto weniger klagte sie mit schmerzlicher Resignation: „So bin ich denn das politische Lamm, das für den Staat und das Land soll geopfert werden, Gott gebe, daß es wohl anschlage!“ In ihren Briefen seufzt sie später: „Hätte mich mein Herr Vater so geliebt als ich ihn, hätte er mich nicht in ein so gefährliches Land geschickt, wie dieses, und wohin ich wider Willen, aus purem Gehorsam, gegangen bin.“ — Es blieb ihr freilich keine Wahl, und so wurde sie die Gemahlin des französischen Prinzen. Im Jahre 1671 ging sie nach Frankreich, von ihrem Vater bis Straßburg begleitet, wo sie von ihm einen erschütternden Abschied nahm. Noch in ihrem späten Alter gedachte sie nur mit Thränen der Trennungsstunde von Allem, was ihr lieb und theuer war. Kaum hatte sie die Grenze überschritten, so mußte sie, laut der vorher getroffenen Uebereinkunft ihre Religion abschwören, für die ihre Vorfahren standhaft gekämpft und gelitten. „Man hat mich,“ schreibt sie über diese Convertirung, „wie ich in Frankreich kommen bin, mit drei Bischöfen Conferenzen über die Religion halten lassen. Sie glaubten alle Drei different, aber ich habe aus allen dreien eine Quintessenz gezogen, woraus ich meine Religion formirt. — Ich mache alle äußern Gebräuche mit, gehe auch wöchentlich mit dem Könige in die Messe, aber bete auch eben so oft aus lutherischen Erbauungsbüchern.“ An einer andern Stelle ist sie persuadirt: „daß alle Religionen sich mit einander vergleichen könnten, wenn das Interesse der Pfaffen nicht im Spiele wäre; ihr Interesse und Ambition geht über Alles.“ — Für einen solch freien Geist konnte es keine religiöse Schranke geben; sie steht hoch über den Vorurtheilen ihrer Zeit, obgleich es ihr an wahrer Frömmigkeit nicht fehlte. Aberglauben und Fanatismus waren ihr verhaßt; in diesem Sinne äußert sie bei dem Tode des berühmten Leibnitz, der ohne geistlichen Beistand gestorben war: „Wenn die Leute gelebt haben, wie dieser Mann, kann ich nicht glauben, daß er vonnöthen gehabt hat, Priester bei sich zu haben. Denn sie konnten ihn nichts lehren, er wußte mehr als sie. Gewohnheit ist keine Gottesfurcht und das Abendmahl als Gewohnheit betrachtet, hat keinen moralischen Werth, wenn das Herz

von edlen Gesinnungen leer ist. Ich zweifle also gar nicht an deß Herrn Leibnitz Seeligkeit." — Sie kam an den Hof Ludwig's des Vierzehnten, dessen ganze Regierung nur eine große gleißende Lüge war. Der äußere Schein mußte den Mangel an innerem Gehalt ersetzen. Der Adel des Landes hatte für eiteln Flitterglanz seine Unabhängigkeit verkauft. Die guten alten Sitten waren bis auf die französische Tapferkeit verschwunden, welche jedoch nur noch im Dienste der gemeinsten Eroberungssucht stand. An die Stelle wahrer Frömmigkeit war nach und nach die religiöse Heuchelei getreten. Liederlichkeit und Sittenlosigkeit wurden befördert, wenn sie nur den hergebrachten Anstand und die Form zu wahren wußten. Diese Lüge erstreckte sich auf alle Verhältnisse, auf die Familie, welche durch das Beispiel des Königs und seiner Maitressen unterhöhlt wurde, auf die Gesellschaft, die jedes sittlichen Haltes entbehrte, auf die Literatur, die sich zur Schmeichlerin des Hofes erniedrigte, selbst auf die leblose Natur, welche sich dazu hergeben mußte, den Launen eines verwöhnten Tyrannen zu huldigen. — Nur einem so festen und in sich abgeschlossenen Charakter wie Elisabeth Charlotte konnte es gelingen, an einem solchen Hofe und in dieser Umgebung seine Selbständigkeit zu behaupten und der Wahrheit treu zu bleiben. Ihr Gatte, der Herzog von Orleans, war eine kleinliche, weibische Natur, ohne jene Größe, die Ludwig dem Vierzehnten bei allen seinen Schwächen und Fehlern nicht abzusprechen ist. Nach ihrer eigenen Schilderung sah Monsieur nicht ignobel aus, aber er war sehr klein, hatte pechschwarze Haare, Augenbrauen und Augenwimpern, große braune Augen, ein gar lang und ziemlich schmal Gesicht, eine große Nase, einen gar zu kleinen Mund und häßliche Zähne, hatte mehr weibliche als Mannsmanieren an sich, liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als Spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und geputzt sein, mit einem Worte, Alles was die Damen lieb haben. — Ungeachtet ihrer Ueberlegenheit näherte sie sich ihm mit der hingebendsten Zärtlichkeit, ganz erfüllt von dem hohen Begriff ihrer ehelichen Pflichten, den sie aus der deutschen Heimath mitbrachte; aber der französische Schwächling wußte eine solche innige Liebe wenig oder gar nicht zu würdigen. „Monsieur seeliger," schreibt sie über diesen Punkt, „war so importunirt, daß ich ihn lieb hatte und gern bei ihm sein wollte, daß er mich um Gotteswillen bat, ihn weniger zu lieben, daß es ihm gar zu importun wäre. — Ich hatte ihn lieb, ob er mich viel hat leiden lassen, aber in den letzten drei Jahren war alles geändert, ich hatte ihn gewonnen, selber mit ihm über seine Schwachheiten zu lachen und alles ohne Zorn und Verirung zu drehn. Er hat nicht mehr gelitten, daß man mich bei ihm verläumdet und angetragen hat, hatte ein recht Vertrauen zu mir, nahm allezeit meine Partei, die Favoriten durften mich nicht mehr plagen, denn er hatte declarirt, daß er nichts mehr leiden wollte. — Aber vorher habe ich erschrecklich gelitten; ich war recht im train glücklich zu sein, wie mir unser Gott den armen Mann genommen hat. Ich habe dreißig Jahre gearbeitet, um den Herrn zu gewinnen, da ich meinen Zweck erlanget, starb er." — Sie blieb ihm treu an einem Hofe, wo die Untreue fast zum Lobe gereichte und als ein Beweis vornehmer Gesinnung galt. Wie sie aber in der allgemeinen Verworfenheit die treuste Gattin, so war sie auch die beste und liebevollste Mutter, obgleich die Kinder ihr mehr Schmerz als Freude bereiteten. Ihr Erstgeborener, der als ein „frischer und gesunder Gesell" zur Welt kam, starb ein Opfer ärztlicher Unwissenheit. Ihr zweites Kind war der Graf von Chartre, der nachmalige Regent, berüchtigt durch seine Ausschweifung bei unverkennbar großartigen Eigenschaften des Herzens und des Geistes, wodurch er an die Abstammung von der tüchtigen deutschen Mutter erinnerte. „Ich wollte", schreibt sie nach der Geburt dieses Prinzen an ihre geliebte Harling in Hannover, „daß ich Euch jetzigen überlebenden Chartre In einem Brief könnte schicken, denn also wäre ich gewiß, daß Er beim Leben bleiben würde, aber so ist mir also angst, und wollte gern ein Jahr oder vier Elter sein, damit daß ich dies Kind woll entwehnt sehn mögte, denn daß verstehen sie gar nicht hir zu Land, undt wollen sich auch nicht sagen lassen, undt schicken also Ein Haufsen Kinder in die andere Welt." — Das dritte und letzte ihrer Kinder war eine Tochter, nachmals mit dem Herzog Leopold von Lothringen vermählt. — Ohne die Bedeutung der Mutter zu erreichen, war diese Tochter, welche ebenfalls Elisabeth Charlotte hieß, gut und liebenswürdig; sie bereitete der Mutter noch die meiste Freude, die nur durch öftere langjährige Trennungen getrübt wurde. — Den größten Schmerz aber verursachte es ihr, daß diese Kinder ihr frühzeitig entzogen und fremden Händen übergeben wurden, da der Vater ihre gesunde und vernunftgemäße Erziehung als eine bäurische und für französische Prinzen unangemessen erklärte. — Noch weit unbefriedigter als in ihrer Familie mußte sich diese wahrhaft deutsche Frau an dem Versailler Hofe fühlen, wo ihre Ehrlichkeit und Sittlichkeit von der herrschenden Intrigue und Liederlichkeit angewidert

wurden. „Falschheit," ruft sie mit Recht, „passirt hir vor Verstand und Aufrichtigkeit vor Einfalt. Ich bin hir weder schlau noch verständig, und habe oft sagen hören: Vous êtes trop d'une pièce. — Das tolle und leichtfertige Leben in Paris wird alle Tage ärger und abscheulicher, so daß, wann es donnert, mir angst wird vor Paris. — Man hört von Nichts als tragische Aventuren, Vergiften, Morden, Stehlen. Die große Mode in Paris ist nun, daß man sich selber umbringt. Eltern ermorden ihre Kinder, Kinder ermorden ihre Eltern. Solche abscheuliche Sachen hört man alle Tage. Man weiß nicht mehr, was ein ehrliches Leben ist, und alles geht durcheinander. Ich thue mein Bestes, wie einer, der für sich allein geigt. Der Mensch ist weder ein Engel noch ein Eichbaum." — Ihre Briefe sind voll von derartigen Anekdoten, welche sie mit der ihr eigenthümlichen Offenheit und einem bewunderungswürdigen Humor wiedergibt, sie nennt die Dinge bei ihrem rechten Namen und spricht mit gewohnter Derbheit ohne Rücksicht auf Personen und Verhältnisse ungescheut ihre Meinung aus. Abgesehen von ihrer Originalität haben daher diese Briefe einen hohen Werth als Beiträge zur Geschichte der damaligen Zeit und Sitten. Schonungslos deckt sie darin die Fäulniß des Hofes, die Liederlichkeit ihrer Umgebung auf. Sie kümmert sich nicht darum, daß der Minister Louvois ihre Briefe auf der Post erbrechen läßt und drückt nur um so entschiedener ihren Abscheu vor dem ganzen Treiben aus. Sie schließt sich nur um so inniger und fester an deutsche Art und Sitte an. „Ich habe nie," sagte sie von sich, „französische Manieren gehabt, noch annehmen können, denn ich habe es jederzeit für eine Ehre gehalten, eine Teutsche zu sein und die teutschen Maximen zu behalten, welche hier selten gefallen." — Diese Vorliebe für das Vaterland erstreckte sich bei ihr selbst auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten, wie Essen und Trinken. „Ich frühstücke selten, thue ich es aber, so nehme ich nur einen Butterram. Alles fremde Zeug kann ich weder leiden noch vertragen, nehme weder Chokolate, Kaffee noch Thee; alles dieses ist mir zuwider. Ich bin in allem auf dem teutschen Schlag, finde Essen und Trinken nichts gut, was nicht auf den alten Schlag ist." — Sie rechnet es sich förmlich zur Ehre an, am Hofe einige deutsche Gerichte eingeführt zu haben. — „Niemand ist verwundert, daß ich die Metwürste (die sie sich jährlich von Braunschweig in großen Quantitäten kommen ließ) gern Esse, ich habe auch hir viel von unserem teutschen Essen als Sauer- und Süßkraut, Krautsalat mit Speck, Braunenkohl auch Willbrett, daß man hir schier gar nicht ißt, daß alles habe ich à la mode gebracht, undt pfannenkuchen mit Bückling dem guten König Essen gelehrt. Ich habe ein teutsches Maul so auf teutsche Speisen verleckert, daß ich kein Eintziges französisches Ragout leiden kann." — Sie war in jeder Beziehung stolz darauf, eine Deutsche zu sein, stolzer als die Männer ihrer Zeit, welche sich zu Affen Ludwig's des Vierzehnten und seiner Franzosen hergaben. Mit Bitterkeit tadelt sie diese unglückliche Eigenschaft ihrer Landsleute. „Wenn unsere ehrliche Teutschen folgen wollten, was man Guts in Frankreich thut, wären sie zu loben, aber zu folgen, was selbst hir getadelt wird, ist abgeschmackt." — Ihren Stiefschwestern schärft sie ein, in ihren Briefen an Deutsche stets nur deutsch zu schreiben; sie tadelt deshalb ihre Verwandte, die geistreiche Königin Sophie Charlotte von Preußen, weil diese in ihren Correspondenzen die französische Sprache vorzog. Alles, was der deutschen Nation zum Nachtheil oder zur Schande gereichen kann, betrübt sie auf das Tiefste. So ruft sie bei einer derartigen Gelegenheit: „Ich hab', als August von Sachsen den schmählichen altranstädter Frieden schloß, in meinem Leben nichts abscheulicheres gehört als den Frieden; er muß voll und toll gewesen sein, wie er die Artikeln eingegangen ist; ich schäme mich vor unserer Nation, daß ein teutscher König so unehrlich ist." — Je älter sie wurde, desto stärker wuchs ihre Sehnsucht nach der Heimath. „Ich höre als recht gern wie es in Deutschland geht, bin wie die alten Kutscher, die noch gern die Peitsche klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können." — In Frankreich war es ihre größte Freude, „ehrlichen Deutschen in etwas dienen zu können," sie vor französischen Fallstricken zu bewahren. — Am innigsten hing sie jedoch an dem engern Vaterland, an ihrer Pfalz und dem geliebten Heidelberg. Unaussprechlich war darum ihr Schmerz über die gräuliche Verwüstung, welche Ludwig der Vierzehnte auf Anrathen seines Ministers Louvois über das unglückliche Land verhängt hatte. Sie selbst war die unschuldige Ursache dieser schmachvollen Vorgänge und mußte ihren Namen zum Vorwande leihen, da Frankreich nach dem Tode ihres Bruders, mit dem die bisher regierende Linie erlosch, einen Theil der Pfalz und eine Stimme auf dem deutschen Reichstag als ihr Erbtheil beanspruchte, obgleich sie vor ihrer Verheirathung darauf Verzicht geleistet hatte. Unter solch nichtigem Vorgeben ließ Ludwig seine Truppen in die Pfalz einrücken und später darin gleich einer Räuberbande hausen. Unvergeßlich werden die Mordbrennereien der Franzosen bleiben, welche auf Befehl des

Königs, der sich der allerchristlichste nannte, am Rheine verübt wurden. Unzählige Städte, blühende Dörfer und Ortschaften gingen in Flammen auf, unerhörte Greuelthaten wurden gegen die armen Bewohner begangen, das herrliche Heidelberger Schloß durch Pulver in eine Ruine verwandelt, welche noch heute mit Bewunderung ihrer Schönheit und Abscheu vor dem Zerstörer die Seele des Wanderers erfüllt. Diese unerhörte Grausamkeit, noch dazu in ihrem Namen verübt, erfüllten das Herz der deutschen Fürstin mit Trauer und Entsetzen. Wer beschreibt ihren Jammer, den sie nicht einmal laut äußern durfte! — Noch wenige Jahre vor ihrem Tode äußerte sie: „Wenn ich Mannheim, Schwetzingen und Heidelberg sehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht würde aushalten können und vor Thränen vergehen müßte, denn wie alles Unglück dort geschehen, bin ich länger als sechs Monate gewesen, daß sobald ich die Augen zugethan, habe ich die Oerter in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als eine Stunde geweint, daß ich geschlozt habe." — Zu derselben Zeit, wo ihrer Vaterlandsliebe ein so großer Schmerz bereitet wurde, sollte auch ihr religiöses Gefühl durch die Aufhebung des Edicts von Nantes, von Ludwig auf Betrieb der bigotten Maintenon über seine protestantischen Unterthanen verhängt, nicht minder leiden. Sie mußte die unmenschlichen Verfolgungen ihrer frühern Glaubensbrüder mit ansehen, sehen wie diese mit Hunden in die Messe gehetzt und wegen ihrer Festigkeit in's Elend gejagt wurden. Sie konnte zwar nicht helfen, aber sie that, was in ihren Kräften stand und mancher Huguenot hatte ihrer Fürsprache seine Befreiung von der Galere oder wenigstens eine Erleichterung seines traurigen Geschicks zu verdanken. — Ihr fester und rechtlicher Charakter nöthigte selbst dem despotischen Könige die höchste Achtung ab, während ihre drolligen Einfälle, ihr stets schlagfertiger Witz und ihre Freimüthigkeit, mit der sie gegen alles Verschrobene, Falsche und gegen die Unnatur am Hofe zu Felde zog, ihn vielleicht schon des Contrastes wegen unterhielten. „Wenn der König," schreibt sie einmal, „etwas nicht gradezu heraussagen wollte, so wandte er sich jederzeit an mich; denn er wußte wohl, daß ich niemalen ein Blatt für's Maul nehme und das divertirte ihn. — Der König hatte bessere Opinion von meinem Hirnkasten, als er werth ist, wie ich erst gestern erfahren. Denn er hat mich mit aller Gewalt mit meinem Sohn wollen zur Regentin machen. Gott sei Dank! daß ich es nicht gethan, denn ich wäre sonst zum Narren darüber geworden." — Sie vergalt diese Freundschaft mit der herzlichsten Zuneigung, welche sie Ludwig dem Vierzehnten bis zu seinem Tode und über das Grab hinaus bewahrte. „Den König," bekennt sie, „habe ich all mein Leben geliebt, that er mir was zuwider, war es oft nur Monsieur zu gefallen, denn meine Feinde, Monsieurs Favoriten, thaten ihren möglichsten Fleiß, mich übel bei meinem Herrn undt durch ihn bei dem König zu setzen, damit ich sie nicht verklagen möchte, undt das war ganz billig, daß der König seinem Herrn Bruder mehr zu gefallen that als mir. Als Monsieur seelig das Herz aufgegangen war, undt es ihn gereuet, mich so übel bei dem Könige angetragen zu haben, undt er es dem Könige selber bekannte, da hat sich der König wieder zu mir gewandt undt Monsieur gleich geglaubt, unangesehen der bösen Officen von der Zot." — Mit dem Namen der „Zot" belegte Elisabeth Charlotte ihre größte Feindin, die berüchtigte Maintenon, von der sie während ihres ganzen Lebens am Hofe zu Versailles Viel zu leiden hatte. Zwei so verschiedene Naturen konnten sich so wenig mit einander vertragen, wie die Wahrheit mit der Lüge, die Aufrichtigkeit mit der Falschheit. Die Maintenon war die verkörperte Intrigue, die Heuchelei in ihrer höchsten Vollendung; sie beherrschte den alternden König, der sich heimlich mit ihr vermählt hatte. Die Wittwe des armen, buckligen Scarron war durch ihre Schlauheit wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach Königin von Frankreich und so gefürchtet, „daß man eher unsern Herrgott erzürnt hätte als sie." — Ueber ihren verderblichen Einfluß äußert sich die Herzogin von Orleans in ihrem Brief: „Unseres Königs sel. Maitressen haben seine Glorie nicht so verdunkelt, als seine alte Zot, die er geheirathet hat; das hat alles Unglück über Frankreich gebracht."

Die Maintenon ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, den König gegen seine Schwägerin einzunehmen und mit ihr zu entzweien, so daß er nach dem Tode ihres Mannes ihr im Ernst den Vorschlag that, sich vom Hofe zurückzuziehen und in ein Kloster zu begeben. Nur ihre feste Weigerung brachte ihn davon zurück, sie mit Gewalt zu einem solchen Schritte zu zwingen. Die Ränke der Maintenon bewirkten jedoch wenigstens so viel, daß die Herzogin als Wittwe nur noch im Winter in Versailles erschien und während des ganzen Sommers in dem einsamen St. Cloud lebte, umgeben von den Bildern ihrer deutschen Verwandten, mit denen sie sich schriftlich unterhielt. Elle passait sa vie à écrire, sagt von ihr der berühmte Memoirenschreiber seiner Zeit St. Simon. Sie selbst gibt folgende Auskunft über ihre Thätigkeit: „Sonntag schreib ich ahn ma tante unsere liebe Churfürstin undt in Lothringen (an ihre

Tochter), Montags in Savoyen (ihrer zweiten Stieftochter) undt ahn die regierende Königin von Spanien; Dienstag zu Lothringen; Mittwoch nach Modena undt Donnerstag wieder nach Hannover; Freitag zu Lothringen; Sambstag Ersetz ich waß ich in der Woch nicht habe schreiben können. Wenn ich Einen Tag 20 Bogen (soll wohl Seiten heißen) ahn Ihre Liebenden, die Prinzeß von Wallis geschrieben undt 10 oder 12 Bogen ahn meine Tochter, 20 in französisch ahn den König von Sicilien, alßdenn bin ich so matt, daß ich keinen Fuß auf den andern setzen kann." — Es ist daher kein Wunder, daß von ihr tausend solcher interessanten Briefe existiren, obgleich gewiß eben so viele verloren gegangen sind; ein Theil liegt noch vergessen und begraben in Archiven und harrt der Herausgabe. — Wenn sie nicht schrieb, so las sie fleißig in der Bibel, in Fontenelle's, Fenelon's und Luther's Werken; auch führte sie ein sehr gewissenhaftes Tagebuch, von dem leider Nichts bekannt geworden ist. Ihr Steckenpferd war ein ausgezeichnetes Münz- und Gemmencabinet, das der gelehrte Antiquar Baudelot beaufsichtigte; ihre angenehmsten Zerstreuungen waren die Jagd und das Theater, welches unter Ludwig allerdings seine höchste Blüthe erreichte. „Ich kam," schreibt sie, „zu einer schönen Zeit nach Paris undt habe Leute dort gefunden, wie man in vielen Jahrhunderten nicht wieder so an einem Orte treffen wird; Lulli, Corneille, Racine, Molière." — Dagegen verabscheute sie das Spiel. „Das Spielen," erzählt sie, „ist hier greulich hoch und die Leute werden wie tolle Menschen, wenn sie spielen; eins heult, das andere schlägt mit der Faust auf die Tafel, daß die ganze Kammer darüber zittert, der dritte lästert Gott, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Lieber ist mir doch Versteck und Blindekuh, wo man frei sein, schwatzen und lachen darf, da macht man sich viel lustiger, als wenn man bei den großen Festen ist, wo man nicht lacht und gar stammig sein muß." — Am meisten liebte sie jedoch den Aufenthalt in der freien Natur; weßhalb der König bei einer Gelegenheit zu ihr sagte: „Il n'y a que Vous, qui jouissez les beautés de Versailles." — Im Winter kehrte sie gewöhnlich an den Hof zurück, der ihr durch die Intriguen der Maintenon verleidet wurde. Diese unversöhnliche Feindin suchte sie von dem Könige fern zu halten. „Wie der König mit mir auf seinem Todbette sprach, wurde sie (die Maintenon) feuerroth und sagte: Madame allez-Vous-en, le Roi s'attendrit trop avec Vous; allez-Vous-en, cela pouvait Lui faire mal." — Nichtsdestoweniger eilte die Herzogin nach dem Tode des Königs sogleich nach St. Cyr, wohin sich die Maintenon zurückgezogen, um sie wegen ihres Verlustes zu trösten. Aber selbst in einem solchen Augenblick verleugnete sich nicht der rachsüchtige Geist des hochmüthigen Weibes, dessen Haß sich nicht allein auf die Herzogin, sondern auf die ganze Familie derselben erstreckte. Noch bei Lebzeiten des Königs war von ihr das Gerücht verbreitet, daß der Herzog von Orleans, der nachmalige Regent, den Dauphin, dessen Gemahlin und ältesten Sohn vergiftet habe, obgleich die Leichenöffnung keine Spur von Gift nachwies. Die Maintenon bestürmte Ludwig XIV. auf dem Todtenbette, sein Testament so abzufassen, daß der Herzog von Orleans während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. von der Regentschaft ausgeschlossen werden und diese auf den Duc de Maine, den Bastardsohn des Königs mit der Montespan, gegen jedes Recht übertragen werden sollte. Bekanntlich nahm der Herzog von Orleans keinen Anstand, dies erschlichene Testament nach dem Tode des Königs umzustoßen und unter Zustimmung des Parlaments und des Volkes die Herrschaft zu übernehmen. Als Mutter des Regenten nahm jetzt Elisabeth Charlotte die erste Stelle am Hofe ein, ohne sich jedoch in die Angelegenheiten der Regierung zu mischen. Sie äußert sich über diesen Umstand folgendermaßen: „Man hat mich genug geplagt, aber ich habe vestgehalten, ich wollte meines Sohnes Gemahlin und Tochter gern ein gutes Exempel geben; denn dieses Königreich ist zu seinem Schaden, durch alte und junge Weiber regiert worden. Es ist einmal Zeit, daß man die Mannsleute gewähren läßt, also habe ich die Parthei gefaßt mich in gar nichts zu mischen." Sie war ihrem Sohne, dem Regenten von Frankreich, von Herzen zugethan, trotzdem er sie vielfach durch sein ausschweifendes Leben verletzte. „Mein Sohn," schreibt die Herzogin über ihn, „gleicht weder an Vater noch Mutter. Monsieur selig hatte ein gar lang und schmal Gesicht, aber mein Sohn hat ein viereckt Gesicht. Monsieur hatte einen gar kleinen Mund aber häßliche Zähne, mein Sohn hat ein groß Maul mit hübschen Zähnen, hat dicke Backen und ist gar roth, klein und dicke, aber mich deucht, er ist doch gar nicht unangenehm. Wenn er tanzt, oder zu Pferde sitzt, hat er gute Mienen, aber wenn er ordinair geht, so geht er bitter übel. — Ich muß gestehn, daß mein Sohn große Qualitäten besitzt; er hat viel Verstand, weiß viele Sprachen und liest gern, redet wohl, hat wohl studirt, ist gelehrt, und versteht sich auf allerhand Künste, so schwer sie auch sein mögen. Er ist ein Musikant und componirt nicht übel; er mahlt artig und weiß alle

Chemie auf ein Ende, er weiß alle Historien von der Welt, und begreift leicht die schwersten Künste. Alles dieses aber kann nicht hindern, daß ihm nicht Alles Langeweile macht. Ich habe ihn oft darüber gefilzt, er sagt aber, er könne nicht davor, er wolle gern Alles wissen. Aber sobald er es weiß, hat er keine Freude mehr davon. Er hat ein gut Gedächtniß, er versteht den Krieg und fürchtet sich vor Nichts in der Welt. Aber sein Fehler ist, daß er zu gut ist, undt oft Leuten glaubt, so weniger Verstand haben als er, denn böse Leute, so seine Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. Alles was ihm Unglückliches oder Uebles geschieht, kommt von diesem Fehler her. Er ist nicht argwöhnisch genug und ist zu seiner Nation Avantage persuadirt, daß er ob er gleich alle Tage sieht, wie betrügerisch und falsch seine Landsleute sein, glaubt er doch festiglich, daß keine Nation ihnen zu vergleichen. Ich sage ihm zwar alle Tage, daß er zu gut ist; er lacht aber darüber und sagt, ob es nicht besser sei, gut als böse zu sein? Ich glaube nicht, daß man seines gleichen jemals gesehen, er hat keine Galle im Leibe, ich habe ihn sein Leben niemand hassen sehn." — Diese großen und trefflichen Eigenschaften, welche er von der Mutter geerbt zu haben schien, wurden durch seine französische Erziehung und den ihm angeborenen Hang zur Liederlichkeit zum Theil wieder verdunkelt. In Gesellschaft seiner Roués und seines Lehrers Dubois überließ er sich den sittenlosesten Ausschweifungen, welche seinen genialen Geist und seinen kräftigen Körper nach und nach zu Grunde richten mußten. Vergebens waren die Vorstellungen der besorgten Mutter, die ihn nichtsdestoweniger zärtlich liebte. Sie war sein guter Geist, wie Dubois sein böser, und ihr allein hatte er es zu verdanken, daß er nicht den abscheulichen Lehren dieses verworfenen Menschen in allen Stücken folgte, dessen oberster Grundsatz lautete: daß um ein großer Mann zu werden, man ein großer Verbrecher sein müsse. — Ihre Betrübniß wurde noch dadurch vermehrt, daß die Familie des Regenten denselben ärgerlichen Lebenswandel führte, wie er selber. Seine Lieblingstochter, die Herzogin von Berri, war die Genossin seiner Orgien und ihrem Vater vollkommen ähnlich, nicht nur in Hinsicht seines Talents, sondern auch seiner Ausschweifungen. Als sie auf dem Todtenbette lag und die Aerzte ihr ein neues Mittel noch verordnen wollten, sagte sie: „Wozu meinen Tod hindern? Kurz ist das Leben, aber gut." — So erfuhr Elisabeth Charlotte nur Herzeleid in ihrer eigenen Familie. Nur die Sorge um ihren Sohn, dessen Regierung und Leben vielfach von Verschwörungen bedroht wurden, welche meist von der Maintenon und deren Anhang ausgingen, ließ sie von Neuem Antheil an der Politik nehmen. Sie erlebte noch den Tod ihrer ärgsten Feindin, über den sie sich in ihrer drolligen Manier ausläßt: „Gott der Allmächtige hat gantz Frankreich von einem bößen wüthenden Thier Erlößt, wie er die Maintenon fortgeschafft, ich kann nicht sagen zu sich genommen hat, denn ich finde die Sache zweifelhaft. — Vergangenen sambstag Abends haben wir die fromme Seele zu St. Cyr verlohren, nemblich die alte Maintenon. Ein Donnerwetter ist Schuld an ihren Todt, denn es hat ihr die Rötheln, so sie hatte, einschlagen machen, davon ist sie wie Ein jung Mensch gestorben. Sie hat vier Jahr von ihrem Alter verhehlt, sie gab sich nur 82 Jahr aus undt war 86 Jahr alt. Sollte man sich in jener Welt kennen, so wirdt dort, wo Alles gleich ist undt kein Unterschied des standes, dieße Dame zu wehlen haben, ob sie bei Ludwig XIV. oder dem lahmen Scarron wird bleiben wollen; sollte der König dort wißen waß man ihm in dieser Welt von ihr verhehlt, wird Er sie dem Scarron gutwillig wiedergeben." — Sie selbst fühlte immer mehr die Abnahme ihrer Kräfte und die Gebrechlichkeit des Alters. Sonst kerngesund, begann sie wider ihre Gewohnheit zu kränkeln. Die Theilnahme ihres Sohnes, der ihre Pension bedeutend erhöht hatte und es ihr nie an Beweisen kindlicher Zärtlichkeit fehlen ließ, erfreute sie in ihrem hohen Alter. „Er war bang," sagt sie von dem Regenten, „daß ich sterben würde, undt froh wie er mich hat genesen sehen; seine Visiten sind mir gesundter als das Quinquina, sie thun mir nicht wehe im Magen undt erfreuen das Herz, er verzehlt mir als etwas possirliches, so mich lachen macht, denn er hat Verstand und verzehlt gar artig." — Angegriffen und leidend wohnte sie noch der Königskrönung Ludwig's XV. zu Rheims bei; sie „wollte das liebe Kind noch in seiner irdischen Herrlichkeit sehen und dann mit Freuden zur unvergänglichen hinübergehen." — Sie starb am 8. October 1722 ruhig und gefaßt, in der Hoffnung, „ihre vorangegangenen Lieben im Thal Josaphat wiederzusehen." — Ihre Tugenden fanden schon bei ihren Lebzeiten und selbst unter den ihr sonst fremd gebliebenen Franzosen die vollste Anerkennung. Der Herzog von St. Simon nennt sie „eine Fürstin ganz aus der alten Zeit, anhänglich an Ehre, Tugend, Rang, Größe, in Sachen des Anstands unerbittlich; eine treffliche und treue Freundin, zuverlässig, wahr, grade, derb, in allen ihren Sitten sehr deutsch und bieder." — Nicht minder günstig lautet das Zeugniß der geistreichen Frau von Se-

vigné, welche freilich die Derbheit der echt deutschen Frau ein wenig „sauvage“ fand und sie als einen weiblichen Sonderling schildert. Dagegen läßt ihr der berühmte Massilon, Bischof von Clermont, in seinen Leichenreden vollkommen Gerechtigkeit widerfahren. Von ihrer äußern Erscheinung entwirft sie selbst eben kein schmeichelhaftes Bild. „Ich hab mich,“ schreibt sie, „all mein Leben, so jung ich auch gewesen, so häßlich gefunden, daß ich nicht gern gehabt, daß man mich angesehen und nie etwas nach Putz gefragt, denn Juwelen und Putz ziehn nur die Augen nach sich. — Ich muß wohl häßlich sein, denn ich habe gar keine traits, kleine Augen, kurze dicke Nase, platte lange Lippen, das kann kein Gesicht formiren; große hangende Backen, ein groß Gesicht und bin gar klein von Person, dick und breit, kurzer Leib und Schenkel, summa summarum, ich bin ein gar häßlig Schätzgen. Hätte ich kein gut Gemüth, könnte man mich nirgends leiden.“ — Als sie von der Gräfin von Soissons gefragt wurde, warum sie nicht im Vorbeigehen, wie andere Frauen, in den Spiegel blicke? antwortete sie: „Das geschieht nur aus Eigenliebe, da ich gar zu häßlich bin.“ — Aber dieser körperliche Mangel wurde reichlich durch die Trefflichkeit ihres Herzens, durch den Reichthum ihres Geistes aufgewogen. Dafür legen ihre auf uns gekommenen Briefe das vollgiltigste Zeugniß ab; sie lassen uns nicht nur einen Blick in das herrliche Gemüth dieser deutschen Frau thun, sondern haben außerdem für den Geschichtschreiber den höchsten Werth; da sie mit der größten Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit geschrieben, besser als alle französischen Memoiren ihr Jahrhundert schildern und besonders zur Kenntniß der damaligen französischen Zustände beitragen. Elisabeth Charlotte selbst gehört aber zu den ersten Frauen nicht nur ihrer, sondern aller Zeiten; sie war eine deutsche Frau, auf die der Deutsche mit Stolz und Ehrfurcht blicken darf.

Aus vergangenen Tagen.

Eine sociale Skizze

von Thaddäus Lau.

Sechzig Jahre und mehr mögen verflossen sein, als man zu Berlin fast regelmäßig jeden Abend zwischen sieben und acht Uhr einen kleinen, schwächlich gebauten Mann, dessen Kleidung und Haltung den Geistlichen verrieth, in ein Haus der Neuen Friedrichsstraße, nahe der Königsstraße, eintreten sah. Der Mann hatte einen langen Weg gemacht, der zumal in Wintertagen nicht ohne Beschwerlichkeit war. Der Wanderer war Schleiermacher, damals Prediger an der Charité, der wegen eines Umbaues seine ursprüngliche Wohnung im Charitégebäude geräumt und ein Haus auf der Oranienburger Chaussee bezogen hatte. In das Knopfloch seines Rockes eingehakt, trug der Wanderer eine kleine Laterne, die ihm leuchtete, ein Geschenk der werthen Freundin, der die Besuche galten.

Die Besuche galten der Gattin eines jüdischen Arztes.

Das Schicksal hatte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen jüdischen Arzt portugiesischer Abkunft, de Lemos, nach Berlin geworfen, der sich binnen kürzester Frist einer sehr ausgedehnten Praxis erfreuen konnte. Bei Patienten aus den ersten Häusern ward de Lemos Arzt; man suchte seine Hilfe nah und fern. Wenn der stattliche Mann in den stets mit Tressen besetzten tuchenen, seidenen oder gar sammtenen Kleidern, in Schuhen und seidenen Strümpfen, den dreieckigen Hut über der sorgfältig gehaltenen Knotenperücke und in feinster saubersten Wäsche — jemals einen Mantel umzunehmen, hielt er der Würde nicht angemessen, welche der Arzt auch in seinem Aeußern stets kundgeben müsse — seine Krankenbesuche machte, wenn er in solcher Tracht auf den Straßen der damals noch schlecht erleuchteten Stadt an Winterabenden, ein Bedienter mit einer Stocklaterne ihm vorleuchtend, gravitätisch einherschritt, so standen die Leute, der fremdartigen Erscheinung nachschauend, wohl stille, aber keinem Munde entfuhr ein Wort des Spottes. Man kannte de Lemos; man wußte, daß er nicht allein in seiner Wissenschaft selten erfahren, man wußte auch, daß er häufig in die Hütte der Armuth trat, unaufgefordert und ungerufen, und daß bei ihm die Linke nicht wußte, was die Rechte gethan.

Diesem Manne wurde am 5. September 1764, als das älteste seiner Kinder, eine Tochter Henriette geboren, welche als Kind die allgemeine Aufmerksamkeit der Stadt auf sich ziehen sollte, weil sie das schönste Kind in Berlin war, wie sie als Frau das allgemeine Interesse fesseln sollte, weil sie nicht nur an Schönheit, sondern auch an Geist und Gemüth so reich, wie Niemand in nächster Umgebung. Was für Paris Madame Recamier, das sollte für Berlin Henriette Herz werden.

Das Kind war von einem wenig geordneten Wesen, ja von einer so gesteigerten Lebhaftigkeit, daß es niemals im eigentlichen Wortsinne ging, sondern immer nur sprang oder lief, so daß es einst, mitten im Laufe stillstehend, sich selber fragte, ob es denn überhaupt niemals gehen könnte. Eben dieser

Lebhaftigkeit wegen war Henriette keineswegs der Liebling der Mutter, die häufige Krankheit mürrisch machte. Das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter war äußerlich gut, aber kalt; Henriette liebte ebensowenig die Mutter, wie nachmals den Gatten, wenngleich sie denselben achtete.

Alle Liebe des Kindes concentrirte sich auf den Vater. Der härteste Tadel hatte für Henriette keinen Stachel, wenn er von der Mutter kam; die allzuhäufige Wiederkehr stumpfte ihn ab. Dagegen war der leiseste Vorwurf des gütigen Vaters wirksam. Ging derselbe, durch die ungünstigen Berichte der Mutter veranlaßt, gar so weit, der Tochter den Segen zu verweigern, welchen die orthodoxen Juden am Sabbath ihren Kindern zu ertheilen pflegen, so war sie der Verzweiflung nahe und umfaßte so lange weinend seine Knie, bis er jenen ihr gewährte.

Die frühe körperliche Ausbildung bei großer Schönheit gab Henriette manchen ungünstigen Einflüssen Preis, welche nur bei einer gesunden, ursprünglichen Natur ohne nachhaltig schädliche Folgen bleiben konnten. In ein Pensionat geschickt, bei dessen Wahl die Eltern wenig Vorsicht geübt, hörte sie schon als Kind von dort ein- und ausgehenden Officieren Schmeicheleien, welche die Eitelkeit anregen mußten. Glücklicherweise erzählte sie in ihrer Unbefangenheit zu Hause von diesen militärischen Besuchen, und die Eltern entschlossen sich von da an klüglich, sie privatim unterrichten zu lassen. Doch blieben damit die Anlässe nicht aus, welche der Eitelkeit des Kindes neue Nahrung geben konnten. Als Prinzeß Amalie, die Schwester Friedrich's des Großen, einst eine der Lauben, in welchen die orthodoxen Juden am Laubhüttenfest ihre Mahlzeit einnehmen, besichtigte, wurde ihr in der zu dem Zwecke ausgewählten Laube eines der reichsten Juden als schönste Zierde des prächtig geschmückten Raumes die kleine Henriette vorgestellt. Die Fürstin überhäufte den kleinen Engel mit Liebkosungen, der kleine Engel bewahrte aber nicht nur diese im Gedächtniß, sondern er erinnerte sich später oft der schielenden Augen der Prinzessin, die ihm arg mißfallen hatten. Ein anderes Mal mußte das achtjährige Mädchen bei einem Concert des Officiercorps Clavier spielen. Man fand, daß Henriette sehr schön spielte, weil sie sehr schön war. Und als dem Concert ein Ball folgte, und sie mit einem alten Franzosen, ihrem Tanzlehrer, ein Menuet tanzte, da hörte sie nicht nur wieder, daß sie schön sei und schön tanze, sie bemerkte es auch, daß die hintern Zuschauer auf die Stühle stiegen, um sie zu bewundern. Solches Lob gab ihr Selbstgefühl. Gelegenheit, dasselbe zu bethätigen, fand sich bald. Henriette sollte auf einem Liebhabertheater mitwirken. Schon war Alles für die Vorstellung geordnet, alle Proben waren abgehalten und die Costüme gefertigt und anprobirt, da fiel plötzlich ein Blitzstrahl in den frohen Kreis hinein, und zwar in Gestalt eines Verbots der Darstellung seitens der Gemeindeältesten, welche an der ihnen kundgewordenen weltlichen Belustigung schweren Anstoß nahmen. Bitten und Vorstellungen angesehener Gemeindemitglieder blieben vergebens, da tritt Henriette de Lemos in den Versammlungssaal der Aeltesten. Das kleine dreiste Mädchen stellt sich vor das Gitter, hinter dem die ehrwürdigen Väter der Gemeinde, die dasselbe alsbald mit verwunderten Blicken betrachten, Rath halten. Zuerst spricht sie bittende Worte. Sie sind wirkungslos. Da erklärt sie den Männern mit gehobener Stimme, es gezieme sich für so ernste und bejahrte Männer gar nicht, sich um Kinderspiele zu bekümmern, und — die Erlaubniß wird ertheilt.

Freilich zeigte sich Henriette bei anderer, für sie ungleich wichtigerer Gelegenheit ungleich weniger bewußt und selbständig. Ein fremder ältlicher Jude aus Portugal besuchte das elterliche Haus als Gast. Das Mägdlein fand Wohlgefallen vor seinen Augen, und er warb um sie. Er wollte einen Aufschub von drei Jahren für die Vollziehung der Ehe bewilligen, aber die bindende Zusage verlangte er schon jetzt. Zur Unterstützung seiner Werbung versicherte er, daß er unermeßlich reich sei und daß seine Mohren mit seinen Schätzen und Papageien bald nachkommen würden. Und man war in der That gläubig genug, um en attendant der Mohren, Schätze und Papageien dem Werber keine abschlägliche Antwort zu geben. Da entlarvte die Polizei den Schwindler; er verschwand eiligst mit der silbernen Tabacksdose von de Lemos. Kurze Zeit darauf, Henriette zählte noch nicht dreizehn Jahre, wurde auf's Neue, und diesmal endgiltig, über ihre Hand verfügt, ohne daß ihre Neigung befragt worden wäre, und Widerspruch zu erheben wagte sie nicht. Die Familie sitzt beim Mittagsessen. Die Mutter heißt nach aufgehobenem Tisch Henriette, sie möge für den Abend elegante Toilette machen; sie sei Braut und werde heute mit dem Doctor Marcus Herz verlobt werden. Herz gehörte zu den Freunden des Vaters; bei Besuchen hatte ihn das Mädchen flüchtig gesehen. Er war fünfzehn Jahre älter als sie und von einer keineswegs einnehmenden äußern Erscheinung. „Ich dachte," heißt es in Henriettens Memoiren, „nicht an Widerspruch; ich empfand eine kindische Freude darüber, Braut zu werden, ob eben darüber, dieses Mannes Braut zu werden, davon weiß ich Nichts. Auf's Lebhafteste malte ich mir aus,

wie ich nun von meinem Bräutigam geführt spazierengehen, wie ich schönere Kleider bekommen würde, und vor Allem, sobald ich verheirathet sei, einen Friseur. Denn bis jetzt machte mir die alte Tante das Haar und dies mit einer Pomade, die nicht viel besser war als Talg, und nach ihrem Geschmack, der gar nicht der meine war. Auch ten Schwiegereltern, um dort seine Partie zu machen. Die Braut, welche keine Karte kannte, mußte sich beim Spiel neben ihn setzen, weil ihm das angenehm war, sie aber langweilte sich dabei schier zu Tode. Daß übrigens Herz schon damals auf seine künftige Frau gelegentlich geistig einzuwirken suchte, wird in den Memoiren nicht in Abrede gestellt, und so-

Henriette Herz.

auf einen Antheil an den kleinen feinen Gerichten, welche zuweilen eigens für meinen Vater bereitet wurden, rechnete ich nebenbei fortan mit Wahrscheinlichkeit, und auf eine Erhöhung meines Taschengeldes, welches sich bis jetzt monatlich auf zwei Groschen belief, mit Sicherheit. Was wollte ich mehr?" Die Hoffnungen gingen schmählich zu Scheiter; der drittehalbjährige Brautstand war kein sehr freudenvoller. Der Bräutigam, so viel älter als Henriette, und als praktischer Arzt, als deutscher Arzt und als wissenschaftlicher Schriftsteller nothwendig noch älter, als nach seinen Jahren, behandelte die Braut als ein Kind, und was diese am meisten verdroß, auch von ihr sprechend, nannte er sie „das Kind." Vom Spazierengehen am Arme des Bräutigams war auch nicht viel die Rede, wenngleich Henriette oft genug in seiner Gesellschaft war. Er kam jeden Abend zu den designirgar ein sehr bezeichnender Zug erzählt: „Einst fragte er mich, ob ich lesen könne. Ich bezog die Frage auf das Mechanische des Lesens und fühlte mich um so mehr durch sie gekränkt, als ich schon fast die ganze Leihbibliothek zweimal durchgelesen hatte. Thränen rollten über meine Backen und kaum vermochte ich ein leises: „Ja!" herauszubringen. Er bat mich nun, ihm Etwas vorzulesen. Aber schon nach den ersten Zeilen sagte er, lächelnd zwar, aber doch mit der ihm eigenthümlichen witzigen Schärfe: „Das nenne ich Ablesen!" Nun las er mir seinerseits vor, und er las ganz vortrefflich. Jetzt verstand ich erst, was er gemeint hatte, und erklärte ihm, nun müsse ich freilich gestehen, nicht so lesen zu können. „Ich werde es Sie lehren!" — entgegnete er, und ich mußte mir schon den meine Eitelkeit verletzenden, aber mir sehr förderlichen Unterricht gefallen lassen."

Henriettens Ehe mit Marcus Herz konnte keine glückliche sein, und sie ist es auch in der That nicht gewesen. Die Kluft zwischen den beiden Gatten wurde um so weniger ausgefüllt, als die Ehe eine kinderlose blieb. Dennoch war das gegenseitige Verhältniß kein unbefriedigendes; die Frau achtete die Pflichten und war des Dankes eingedenk, den sie dem Gatten schuldete. Sie begriff wohl, wie viel und wie sehr sie Herz dafür verpflichtet war, daß derselbe zunächst durch seine persönliche eigene Einwirkung, dann aber auch dadurch, daß er sein Haus zum Sammelpunkt eines reichen geistigen Verkehrs machte und Henriette auf diese Weise in nahen und vertrauten Umgang mit den hervorragendsten Persönlichkeiten brachte, zu der Entfaltung und Entwicklung der selten reichen Gemüths- und Geistesgaben beigetragen, die bisher in der Frau geschlummert hatten. Man darf die eigene persönliche Einwirkung von Herz auf Henrietten nicht zu gering anschlagen. In Königsberg, wo er studirt, gehörte er zu den Lieblingsschülern Kant's, dessen Aufmerksamkeit er durch mehre scharfsinnige philosophische Abhandlungen auf sich gelenkt hatte. Da er viel von der großen Bildung gehört, die in Berlin durch alle Stände verbreitet sein sollte, so begab er sich nach dieser Stadt nicht ohne eine gewisse Bangigkeit. Die Antwort eines Schusterburschen sollte ihn sehr bald in seiner Furcht bestärken. Er hatte auf der Reise einen seiner Pantoffeln verloren; er bestellte sich einen andern genau nach dem Muster des ihm gebliebenen. Diese Bedingung fand sich keineswegs erfüllt, als der neue Pantoffel ankam, und er fragte etwas erzürnt den Ueberbringer, ob er wohl in der That der Meinung sei, daß dieser Pantoffel dem andern völlig gleiche. So auffallend auch die Ungleichheit war, die Frage brachte den gewitzten Burschen keinen Augenblick in Verlegenheit. Er maß vielmehr Herz mit einem kecken Blick von oben bis unten: „Sie wissen wohl noch nicht, liebes Herrchen, daß es in der ganzen Welt nicht zwei völlig gleiche Dinge gibt?“ Herz stand ganz verblüfft vom Stuhle auf, bezahlte schweigend den Pantoffel und ließ eine ziemliche Zeit vergehen, bis er sich in eine Berliner Gesellschaft wagte. Indeß wurde er bald inne, daß er die geistreichste nicht zu scheuen habe. Nicht nur sein Wissen machte ihn für jede geeignet, sondern auch sein stets bereiter schneidender Witz, von dem viele Aeußerungen in der ganzen Stadt umliefen. Als er unmittelbar nach seiner Verheirathung philosophische Collegia in seiner Wohnung zu lesen anfing, und auch, damals etwas durchaus Neues, die Vorlesungen über Physik durch Experimente erläuterte, wurden diese Vorträge von Personen aus den höchsten Ständen besucht, wie von dem Prinzen Louis Ferdinand, und auch den etwa fünfjährigen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., brachte später dessen Erzieher Delbrück mit, um ihn die physikalischen Experimente sehen zu lassen. Namentlich aber verstand es Herz, seiner Gattin das lebendigste Interesse für die literarischen Erscheinungen einzuflößen. Freilich sollte sich hier alsbald zwischen den Gatten die bemerkenswertheste Differenz ergeben. Das Erscheinen von Goethe's Goetz und Werther bezeichnete einen Wendepunkt in der schönen Literatur. Die mit der empfänglichsten Phantasie begabte junge Frau fühlte sich mächtig zu der neuen Richtung hingezogen. Der Gatte, älter, mit Mendelssohn und Lessing persönlich befreundet, in diesem nicht nur den größten Kritiker der Deutschen, sondern im Widerspruch mit Lessing's eigener Ansicht einen großen Dichter achtend, wies selbst in der belletristischen Literatur Alles zurück, was nicht mit Lessing'scher Klarheit und Durchsichtigkeit geschrieben war. „Als einst Karl Philipp Moritz eben bei mir war,“ erzählt Henriette, „trat Herz, Goethe's Gedicht „der Fischer“ in der Hand, zu mir ein. — „Kühl bis an's Herz hinan!“ rief er. „Erkläre mir doch gefälligst Einer, was Das hier sagen will!“ „Aber wer wird dies Gedicht auch da verstehen wollen!“ erwiederte Moritz, den Zeigefinger auf die Stirn legend. Herz sah ihn groß an. Das Auftauchen der romantischen Schule steigerte vollends die ästhetischen Leiden Henriettens. Hier war für Herz Alles unwahr oder unverständlich. Vorzüglich eingenommen war er gegen Novalis. „Eines Tages las er mir eine Stelle aus Novalis vor und wollte sie von mir erklärt haben. Nach einigen Versuchen mußte ich gestehen, daß ich sie nicht verstände. „Aber Du meinst wohl etwa,“ sprach Herz mit einem sehr sarkastischen Lächeln, „daß das Männchen selbst sie verstanden hat?“

Als Marcus Herz sein Haus zu einem Sammelplatz der guten Gesellschaft in Berlin zu machen begann, waren die Zustände der damaligen Gesellschaft und der herrschende Conversationston wenig erquicklich. Mit Ausnahme einiger weniger Familien, die sich für frischere, geistige Impulse zugänglich zeigten, boten die Häuser Berlins Nichts, was einer geistigen Geselligkeit ähnlich gewesen wäre. Allerdings gab es Männer der Wissenschaft und Kunst, wenngleich Berlin erst viel später die Universität und die Akademie der Künste erhielt, aber jene blieben, nachdem sie den größten Theil des Tages ihren Studien und ihren Amtsgeschäften gewidmet hatten, entweder zurückgezogen im engsten Kreise ihrer Familie, oder trafen einander an irgend einem öffentlichen Orte, wo sie bei

einem Glase Bier sehr ernst und sehr pedantisch über gelehrte Gegenstände discutirten; ein sogenannter Montagsclub, dessen Theilnehmer aus den geistigen Notabilitäten der Stadt bestanden, brachte es selten auf mehr als zehn Mitglieder. Ihre Frauen hätten ihrer Eigenschaft als gute und ehrsame Hausmütter Eintrag zu thun geglaubt, wenn sie geistigen Interessen in sich irgend Raum gegönnt hätten, und nächstdem wäre ihre Gegenwart bei den gelehrten Gesprächen ihrer Eheherren diesen eine Störung geworden, hätte sie ihnen nicht gar eine Profanation ihres Heiligthums der Wissenschaft geschienen. Zu den Wenigen, die bisweilen geladene Gesellschaft bei sich sahen, gehörte der Buchhändler Nicolai, aber ein eigentliches Haus machte auch er nicht, wenn man es nämlich als Kennzeichen eines solchen betrachtet, daß Freunde und Eingeführte auch ungeladen eines gastlichen Empfanges sicher sind. Anregungen von Seiten des Hofes fehlten. Den Umgang Friedrich's des Großen bildete nur eine kleine Anzahl von Fremden, meist Franzosen. Wenige andere Personen wurden zugezogen, und von einer aus Herren und Damen gemischten Gesellschaft war da nicht die Rede. Die Königin aber lebte getrennt von dem Könige in fast gänzlicher Zurückgezogenheit auf dem Schlosse zu Schönhausen und kam nur mitunter zu Haupt- und Staatsactionen nach Berlin. Unter seinem Nachfolger konnten die anderweitigen Verbindungen des Königs der Gemahlin desselben wenig Veranlassung sein, ihren Sinn für Ruhe und Bequemlichkeit zu überwinden, die Kreise des Königs aber konnten eben jener Verbindungen halber nicht zu einem Mittelpunkte werden. Es gab nur hergebrachte große Hoffeste, Couren, vorschriftsmäßige Assembleen bei den hohen Civil- und Militärbehörden zur Carnevalszeit. Man begreift es vollkommen, wenn inmitten solcher gesellschaftlichen Verhältnisse oder eigentlich Mißverhältnisse eine Geselligkeit, wie sie sich in dem Salon von Henriette Herz bot, begierig von Denjenigen ergriffen wurde, welche überhaupt auf dem Wege mündlichen Ideenaustausches geistige Förderung suchten; es begreift sich vollkommen, wie nach und nach in den Kreis, der sich um Henriette Herz gebildet, Alles hineingezogen wurde, was irgend Bedeutendes von Jünglingen und jungen Männern Berlin bewohnte oder auch nur besuchte. Anfangs machten sich allerdings noch die conventionellen Schranken bemerkbar, welche die Stände trennten. „Wenn Alexander von Humboldt in jenen Jahren einer gemeinschaftlichen Freundin von dem seiner Familie gehörenden Schlosse Tegel aus schrieb, datirte er den Brief gewöhnlich von Schloß Langeweile. Freilich that er dies nur in solchen Briefen, welche er in hebräischen Schriftzügen schrieb, denn in dieser Schrift hatte ich ihm und seinem Bruder Wilhelm den ersten Unterricht ertheilt, und sie schrieben sie vortrefflich. In Briefen, deren Inhalt Jedem zugänglich gewesen, kund zu geben, man unterhalte sich besser in Gesellschaft jüdischer Frauenzimmer, als auf dem Schlosse der Väter, wäre für einen jungen Edelmann zu bedenklich gewesen."

So finden wir denn die Spitzen der Intelligenz, die Träger der gefeiertsten und glanzvollsten Namen in innigster Beziehung zu Henriette Herz. Bald nach ihrer Heirath gehörten Rammler, Engel, Moritz zu den Schriftstellern, mit welchen sie vielfach in und außer ihrem Hause verkehrte. Zu Spalding, zu Teller, Zöllner, Dohm, Reichardt, Schadow bilden sich binnen Kurzem die freundschaftlichsten Verhältnisse. In den achtziger Jahren treten, kaum noch Jünglinge, die beiden Brüder Humboldt in den Kreis, Graf Christian Bernstorff, Gentz und der spätere preußische Minister Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, auf den die seltene Frau einen so tiefen Eindruck machte, daß er ihr nach dem Tode von Herz seine Hand, indeß vergebens, antrug. Unter den Fremden von Distinction ist es Mirabeau, der diese Gesellschaft vor Allem aufsucht. Die neunziger Jahre führen ihr außer andern ausgezeichneten Männern Feßler, von Brinckmann, Friedrich Schlegel und Schleiermacher zu.

Die Tagebuchaufzeichnungen Henriettens, deren Kenntniß uns Fürst *) vermittelt, gewähren die werthvollsten Einblicke in das Leben und Treiben dieses Kreises, in diesen reichen geistigen Austausch und Verkehr. Von welchem Gehalt aber und von welcher Tiefe dieser Verkehr gewesen: der Briefwechsel Schleiermacher's **) legt dafür ein beredtes Zeugniß ab. Was bietet gegen jene geistigen Genüsse und fruchtbaren Anregungen dieser Gesellschaft die heutige Gesellschaft mit ihrem glatten Firniß und ihrer öden Langeweile! Wohl begreifen wir es, wenn Schleiermacher, kaum von Berlin nach Stolpe versetzt, von dem Werthe einer solchen Freundin durchdrungen, ihr erklärt, er müsse sie fortan Du nennen: „Aber ehe ich etwas Weiteres schreibe, ein Wörtchen. Ich kann mir nicht helfen, hier in der Entfernung ist es mir ganz unmöglich, Sie zu sagen, ich weiß nicht, wie wunderlich es auf mich wirkt, und noch kann ich nicht dahinter kommen, warum es mir

*) Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von W. Hertz, 1858

**) Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Zwei Bände. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1858.

hier so unerträglich ist, als es mir dort nicht war. Ich denke, dort sagte meine ganze Art, mit Euch zu sein, immer Du, wenn auch die Lippen Sie sagten. Hier fällt die Auxiliarsprache weg, und es bleibt der leidige Schein von Fremdheit, die doch nie zwischen uns sein kann. Laß mich also. Du kannst es halten, wie Du willst; aber es sollte mich wundern, wenn es Dir nicht auch so gemüthlicher wäre ꝛc." Wohl begreifen wir die Gefühle und Empfindungen, mit denen die geistvolle Frau am Ende ihrer Tage auf die Vergangenheit zurückblickt, auf die Menschen, mit denen sie zusammengestrebt und froh gewesen, die Worte der Wehmuth, mit denen sie ihre Erinnerungen schließt: „Mögen andere Interessen heute maßgebend sein, mag das Leben an Breite und, der Masse des Stoffs nach, an Inhalt gewonnen haben, mag der Einzelne sich mehr in der Gesammtheit verlieren, und daher an individueller Geltung aufgeben müssen, mag daher eine Zeit wie die, von welcher ich hier sprach, mit ihren Gebrechen und ihren Tugenden nie wieder heraufzubeschwören sein, mögen immerhin diese Tugenden der jetzigen Generation fast gänzlich mangeln; das nicht zu unterdrückende Gefühl dieses Mangels dadurch beschwichtigen, daß man ihn zu einem Verdienst erhebt und in Folge davon auch die reinen und edeln Gefühle, an denen jene Zeit reich war, als heute glücklicherweise mit der Wurzel ausgereutete krankhafte Auswüchse mitleidig belächelt, wie ich dies jetzt oft erlebe, heißt denn doch meiner Ansicht nach nur das Urtheil des Fuchses über die ihm zu hoch hängenden Trauben wiederholen. Nenne man mich immerhin eine Lobrednerin vergangener Zeiten. Ganz fremd ist mir auch die gegenwärtige nicht, und wer weiß, ob diese mit ihrem kalten Verstande, mit ihrem schlecht verhehlten oder gar sich keck brüstenden Egoismus, ihrem vorherrschenden Streben nach materiellen Gütern jener Zeit der Hingebung an die Mitmenschen und des erfolgreichen Strebens nach geistigen Gütern von der Nachwelt vorgezogen werden wird."

Und doch ersparte ein gütiges Schicksal Henriette Herz ein fünftes Jahrzehnt des Jahrhunderts zu sehen und mit ihrer Vergangenheit zu vergleichen!

Ueberblickt man die Stadien der Enwicklung, welche das Gesellschaftsleben und der Conversationston seit Henriette Herz bei uns durchgemacht haben, man wird zu dem üblichen Ruhm und Preis der vermeinten Fortschritte und Errungenschaften wenig Grund auffinden. Als die französische Revolution die reizenden und frivolen, die geistreichen und liederlichen Salons der Pariser Gesellschaft vernichtet hatte, flüchtete sich der von den Revolutionsmännern nicht respectirte Esprit über den Rhein. Im Auslande pflegen politische Flüchtlinge ihren Charakter gar sehr zu ändern. Auch der französische Salonesprit ward in Berlin, wo er in dem Kreise, den Henriette Herz um sich versammelt, vor Allem ein freundliches Asyl gefunden, ein durchaus anderer, als er in der Heimath gewesen. In seiner Heimath war der Salonesprit eine graciöse Causerie gewesen, die mit möglichstem Witz über alle Gestaltungen des geistigen Lebens forttanzte. In Berlin lernte er deutschen Ernst. In dem Salon der Herz waren Wissenschaft, Literatur und Kunst nicht die Götzen, denen man neben andern einen momentanen Cultus widmete. Die Grazien und die Musen waren die eben einzig verehrten Gottheiten, denen man nicht aus Mode und Caprice gelegentlich, sondern stets und zwar mit Andacht und Pietät opferte. Der Drang, von dem die Geister ergriffen waren, sich auszutauschen und ihre Gedankenblitze mit einander zu wechseln, hatte sich der am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts so reich strömenden vaterländischen Literatur bemächtigt, nicht bloß um die Langeweile zu bannen und eine genußvollere und geistreichere Unterhaltung zu gewinnen; man strebte wirklich nach realem Nutzen und Gewinn für die geistige Bildung, nach Nutzen und Gewinn für das ganze intelligente und nationale Leben.

Der Ton des Ernstes und der Gediegenheit, der in dem Salon einer Herz der geltende gewesen, er ging nach den Freiheitskriegen verloren und verflachte sich bedeutend. Wir finden in dem Restaurationszeitalter allerdings noch literarische und ästhetische Salons in Berlin, aber sie haben ihre Physiognomie durchaus geändert. Sie haben aufgehört, die Hauptpflegestätten der Literatur zu sein, ihre Devise ist lediglich die allbekannte: tout genre est bon, hors l'ennuyeux! Von hier gehen nicht mehr nachhaltige und fruchtbare Impulse und Anregungen aus, die Beschäftigung mit Erscheinungen und Fragen der Kunst und Poesie ist eben nur eine Passion, wie man solche daneben für Pferde, für die Jagd oder das Ballet hat; dieser ästhetisirende Dilettantismus will nicht den Dingen tiefer auf den Grund gehen, er will sich an ein wenig Schmetterlingsflügelstaub und glitzerndem Schein ergötzen, will von geistreichen Lebemännern oder von schönen Lippen spotten und witzeln und persifliren und blasphemiren hören, will beißende Bemerkungen, Bonmots und Knallbonbons, er liebäugelt und kokettirt vornehm und salopp mit den Zeitgedanken, insofern sie sich mit parfümirtem Handschuh anfassen lassen. Eine bestechende Vornehmthuerei, eine graziös und geschmackvoll drapirte

Unnatur der Dinge sind die charakteristischen Kennzeichen dieser Kreise, in denen die Paalzow und Hahn-Hahn, der Fürst Pückler-Muskau und der Baron von Ungern-Sternberg die tonangebenden Geister und als solche bewundert werden. Der rauhe Sturm der Märzrevolution hat über diese Cirkel hinweggefegt, und es ist aus für immer mit dieser witzfunkelnden und graziösen Causerie. Die Salons schlossen sich, und der Verfasser des Carnevals von Berlin, der braunen Märchen, der Erinnerungsblätter u. s. w. klagt, daß „die Poesie der Düngerhaufen und der Comtoirstuben" die Salonliteratur außer Curs gesetzt hat.

Die Gefäße.

Culturwissenschaftliche Skizze

von Dr. Gustav Klemm.

Zu den Dingen, die wir selbst auf den niedrigsten Stufen der Cultur im Gefolge des Menschen finden, gehören auch die Gefäße, die sich derselbe in allen drei Reichen der Naturproducte zusammensucht, mehr oder minder zubereitet und sie dann für seine Zwecke umgestaltet und in den mannigfaltigsten Stoffen nachbildet.

Wir finden Gefäße hinter den armseligen Schirmwänden, welche die Ureinwohner von Australien gegen die Seewinde errichten, wie in den Kraalen der Kaffern und Betjuanen und in den Wigwams der Rothhäute von Nordamerika. Wir finden Gefäße in den Grabhügeln der alten Ureinwohner von Griechenland, Italien und Deutschland, wie in denen der alten Amerikaner und der Asiaten; es sind werthvolle Denkmäler, die uns Aufschlüsse über den Culturzustand dieser Völker geben. Wir finden Gefäße auch auf den höchsten Culturstufen stets in der Umgebung des Menschen. Ein natürliches Gefäß, die Mutterbrust, gibt ihm die erste Nahrung, und ein Gefäß, der Sarg, umschließt seine entseelte Hülle, worin diese der Muttererde zurückgegeben wird. In Gefäßen werden die Nahrungs- und Heilmittel und Farbestoffe bereitet, darin aufbewahrt, in der Küche wie im Laboratorium wird ihnen die zweckmäßige Form gegeben; wir finden Gefäße auf dem Schreibtische des Gelehrten, in den Toiletten der Frauen, in den Tempeln, wie in den Palästen, wo dann Malerei und Bildnerei sie zu kostbaren Kunstwerken emporgebildet haben.

Die unermeßliche Fülle der Natur offenbart sich auch in den Erzeugnissen derselben, die dem Menschen zu Gefäßen Stoffe und Formen darbieten.

Die Gebirge liefern in den platten- und schalenförmigen Absonderungen, wie sie besonders in Granit und Gneus vorkommen, oft ziemlich umfangreiche Gefäße. Wir sehen ferner in den sogenannten Riesentöpfen unserer Gebirgsflüsse große Schalen, die durch fortgesetzte Reibung der vom Wasser bewegten Geschiebe in den anstehenden Felsen hervorgebracht sind. Im Sandsteingebirge bringen senkrecht auffallende Wasserströme Aehnliches hervor. So befindet sich im Teufelsgrunde bei Königstein in Sachsen in dem Felsen eine kolossale vom Sturzbach ausgearbeitete natürliche Badewanne; sehr häufig kommen in dem Sandstein wie im Granit kesselförmige Auswaschungen vor, die man oftmals für absichtlich von Menschenhänden gefertigt bezeichnet hat. Hie und da knüpfen sich an solche natürliche Kessel Sagen von Riesen, Zwergen, wie z. B. an die Riesensteine in der Nassau bei Meißen, und an andern Orten.

In den großen Ebenen von Norddeutschland, die von der Elbe nach der Ostsee sich hinziehen, werden gar häufig die sogenannten Adlersteine, Geoden, gefunden. Diese bestehen in mehr oder minder eiförmigen und platten Kugeln, deren sandige oder thonige durch Eisen gebundene Umgebung einen hohlen Raum einschließen, der Sand oder Thonstaub enthält. Man nannte sie Adlersteine, weil man glaubte, daß der Adler sie in sein Nest trage, Glücksteine, weil der Besitzer derselben vor allerlei Unfällen durch sie gesichert werde. Diese hohlen Eisennieren kommen von 2—6 Zoll Länge vor und finden sich, wenn sie lange vom strömenden Wasser als Geschiebe behandelt worden, als kleine, halbkugelförmige Schalen, die oft so regelmäßig sind, daß sie das Ansehen haben, als wären sie von Menschenhand gefertigt. Dies gilt namentlich von einigen Exemplaren meiner Sammlung, von denen das eine bei Dresden gefunden, 3 Zoll im Durchmesser und 2 Zoll Höhe hat (Fig. 1).

Fig. 1.

Aehnliche Gebilde kommen im Mandelstein vor und es ist die innere Seite der Hohlkugel oft mit den schönsten Amethyst- und Quarzkrystallen ausgekleidet, was besonders an den Exemplaren aus Oberstein in Baden der Fall ist.

Das sind denn die Formen, welche die Steinwelt den Menschen als Modelle für Gefäße darbietet.

Bei Weitem ausgiebiger und mannigfaltiger ist aber in dieser Beziehung die Pflan-

zenwelt, namentlich die der Tropenzone, wo die Blumenkelche in den Urwäldern dem Jäger des Morgens den in ihnen über Nacht angesammelten Thau als Labetrunk darbieten.

Zunächst sind die hohlen Stämme der Rohre, der Bambusen, und einiger Palmenarten eben so dauerhafte, als zweckmäßige cylindrische Gefäße, deren Knoten einen natürlichen Boden bilden. In Birma erreicht der Bambuhalm eine Länge von 100—130 Fuß und bildet dort umfangreiche Wälder. In China wird derselbe angebaut und zu Gefäßen zugeschnitten, die zur Aufbewahrung trockener wie flüssiger Stoffe dienen (Fig. 2). Das Quecksilber wird in solchen Bambugefäßen von 2—3 Fuß Länge und 3—4 Zoll Durchmesser nach Europa geschafft.

Fig. 2.

Fig. 3.

In Westindien benutzt man zu Wasserbehältern so wie zu Wasserleitungsröhren die hohlen Stämme einiger Palmenarten; in den Urwäldern von Brasilien bereiten die Botocudos ihr Cawy in solchen Gefäßen. In Venezuela wird der hohle Stamm der Yacrumo, einer Cecropia, allgemein zur Wasserleitung benutzt.

Im Norden von Europa, besonders in Rußland, wird die Birkenrinde zu zierlichen Gefäßen für trockene und flüssige Stoffe verarbeitet. Die nordamerikanischen Indianer, besonders die Jerokis benutzen die Birkenrinde zu demselben Zwecke und verzieren sie noch mit artigen Stickereien von gefärbten Stachelschweinkielen. In Canada aber wird die Rinde des Hikorybaumes zu noch größern Gefäßen, namentlich zu Kähnen verarbeitet.

In den tropischen Ländern der alten und neuen Welt tragen einige Baumarten runde Früchte von 2 — 10 Zoll Durchmesser, deren harte Schalen zu mehr oder minder eiförmigen Flaschen mit geringer Beihilfe gestaltet werden. In Westindien ist dies namentlich die Crescentia cucurbitina.

Die Kaffern wählen für die Aufbewahrung ihres Schnupftabacks kleine kugelrunde Kürbisse von zwei Zoll Durchmesser, deren kleine Oeffnung sie mit einem Stöpsel verschließen. Für Getränke benutzen sie Flaschen aus gleichem Stoff von 4—5 Zoll Länge und 3—4 Zoll Durchmesser (Fig. 3), die sie auf ihren Reisen an einem Riemen um den Hals tragen. Diese Flaschen sind auf der Außenseite glänzend braunroth.

Die Neger von Loando benutzen ähnliche Kürbisfrüchte zur Anfertigung jener eigenthümlichen Tabackspfeifen, die ich im dritten Bande meiner Culturgeschichte (S. 241 und Taf. VI. Nr. 3) näher beschrieben und abgebildet habe.

Mannigfaltiger ist der Gebrauch dieser Calebassen im tropischen Amerika. In Venezuela nennt man diese Frucht Tortuma, die kleinern, ovalen theilt man in zwei Hälften und erhält davon Löffel von 4—5 Zoll Länge. Die größern, kugelrunden werden ebenfalls getheilt und Schalen von 4—6 Zoll Durchmesser daraus gewonnen, die als Tassen und Teller dienen und oft zierlich geschnitzt und bemalt und vergoldet werden, so daß sie oft bis mit 10 spanischen Thalern bezahlt werden. Sie werden in der Nähe von Caracas von Indianerfamilien gefertigt und auf den dortigen Markt gebracht und dienen oft den Salons der reichen Creolinnen als Ziergefäße.

In Guiana fertigen die Indianer aus den Calebassenfrüchten Flaschen mit langem Halse, die sie bunt bemalen und durch eingeschnitzte Muster verzieren. Nächstdem aber werden die kleinern ovalen Früchte zu Tanzklappern umgestaltet, indem man einen Stock hindurch steckt (Fig. 4) und das Gefäß innen mit Fruchtkörnern füllt. Die Oberfläche der Schalen wie der Stiel sind meist zierlich geschnitzt, am Orinoco aber oft noch mit Federbüschen geschmückt. Die Paje oder Aerzte und Zauberer bedienen sich derselben bei ihren lärmenden Beschwörungen.

Fig. 4.

Auf mehrern Inselgruppen der Südsee fanden Cook und seine Nachfolger Flaschen und Schalen aus Kürbissen, die mehr oder minder mit Schnitzwerk und Malerei verziert waren. (S. meine Culturgesch. IV. 297.)

Im südlichen Europa, besonders in Spanien und Italien, haben Hirten, Reisende, Pilger Flaschen, die aus der Fruchtschale des Flaschenkürbis gefertigt sind und in der Form den obenerwähnten Kafferflaschen gleichkommen.

Gleich vortrefflich als Modelle, wie als Stoffe für Gefäße sind die Nüsse, namentlich die größern Cocosnüsse, welche die tropische

Zone in reicher Fülle darbietet. In den Inseln der Südsee, wie in Ost- und Westindien wird die Cocosnuß allgemein als Gefäß benutzt und für diesen Zweck mannigfach gestaltet. In den Nicobarinseln verbindet man gemeiniglich zwei Nüsse durch eine aus Rotang geflochtene Schnur (Fig. 5), um darin das Trinkwasser herbeizuholen.

Fig. 5.

In Ost- und Westindien theilt man die Cocosnuß der Quere nach (Fig. 6 und 7) und versieht sie mit einem kürzern oder längern Stiel, um ein Schöpfgefäß daraus zu bilden.

Fig. 6

Fig. 7.

Man gestaltet sie ferner zu Trinkbechern, indem man die Nuß der Länge oder der Breite nach durchschneidet, aus einem andern Theile der Nuß einen Fuß fertigt (Fig. 8) und beide Theile durch Holz oder Metall zu einem Ganzen vereinigt und mit Glasperlen verziert. Außerdem werden aus der Cocosnußschale allerlei Kästchen und andere zierliche Gefäße gefertigt.

Fig. 8.

Die größte aller Nüsse wächst auf einer der Sechellen oder Mahéinseln, auf der Palmeninsel. Lodoicea Sechellarum (Labillard), Cocos Maledivica (Gmelin) Cocos de mar, Salomonsnuß wird mehr als 1 Fuß lang (Fig. 9), findet sich nur auf

Fig. 9.

genannter Insel am Strande, von wo aus sie durch den Seestrom meist nach Osten bis an die Malabiven geführt wird. Da man im Orient den Glauben hatte, daß diese Nuß das in sie gegossene Getränk von jeder giftigen Eigenschaft befreie und man den Standort des Baumes nicht kannte, wurden diese Nüsse mit großen Summen, bis zu tausend Thaler bezahlt und gelangten nur in den Besitz der Fürsten und Großen des Orients, die sie in edles Metall fassen ließen und in ihren Schatzkammern aufbewahrten. Nur höchst selten gelangten solche Gefäße nach Europa; eins derselben befindet sich im ersten Zimmer des königlichen historischen Museums zu Dresden.

Natürliche Gefäße, wenn auch nur kleinern Umfangs, bilden auch die Nüsse der gemäßigten Zone, namentlich die zweispaltige Walnuß, deren Schale oft als Hülle niedlicher Kunstwerke, z. B. Darstellung von Bergwerken, biblischen Scenen und niedlichen und besonders feinern Gewerbserzeugnissen benutzt wird.

Demnächst haben die Blumen, Blätter, Früchte vielfach als Vorbilder zur Herstellung von Gefäßen in Fayence, Porcellan, Metall

gedient, worin namentlich die Chinesen einen großen Ideenreichthum entfalten.

Das Thierreich liefert den Menschen eine große Anzahl fertiger Gefäße, und zwar zunächst in den Schalen der Land- und Seeschnecke und in den Fluß- und Seemuscheln. Man benutzt in Indien, Japan und Europa größere Schneckenschalen zu Ziergefäßen, indem man die innern Windungen derselben ausschneidet und die Oberfläche abschleift oder zierlich ausschnitzt. In den alten Schatzkammern der Kirchen und Königsburgen, wie in den Kunstkammern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts bewahrte man Becher, deren Kelch von dem Nautilus gebildet und auf einen zierlich geformten Metallfuß gestellt war. Man findet auch die Trompetenmuschel in ähnlicher Weise verwendet.

In der Normandie wird die Gama gigas, die Riesenmuschel, die 3—5 Fuß Länge erreicht, in den Kirchen als Weihwassergefäß angewendet; die so zweckmäßige als elegante Form der Muschel gab anderwärts, namentlich in Italien, zur Nachbildung derselben in Marmor Anlaß.

Cypraea tigris wird in Europa zu Tabacksdosen, Gama maculata in China zu Schalen gestaltet. Größere Flachmuscheln dienen in der Südsee als Trinkschalen und in Europa wird die Jacobsmuschel zu Salz-, Zucker- und Obstschalen in mannigfacher Weise benutzt.

Die Schale der Schildkröten benutzen die südafrikanischen Völker als Gefäße zur Aufbewahrung von Schminke und Schnupftaback. Als vortreffliches und kostbares Material zu Gefäßen wird sie in Ostindien, China, Japan und in Europa verarbeitet.

Die Knochen der Säugethiere dienen den Polarvölkern bei nur geringer Nachhilfe als Tabacksgefäße.

Die Zähne des Elephanten, des Ebers, dann die Hörner der Stiere, der Ziegen, des Steinbocks und des Nashorns werden als Gefäße für Getränke, als Trinkhörner, für Schießpulver und Taback in Asien und Europa benutzt. Der Polarreisende Parry fand bei den Eskimos Trinkgeschirre aus dem Gehörn des Moschusochsen und aus Walroßzahn. Die alten Germanen faßten die gewaltigen Hörner des Wiesant am Rande mit Silber und ließen sie als Trinkhorn bei ihren Gelagen kreisen, im Kaukasus benutzt man dazu das Steinbockhorn, im Mittelalter wurden Büffelhörner, die man als Klauen des fabelhaften Vogel Greif bezeichnete, mit metallenen Füßen, Flügeln und Deckeln verziert. Die Elephantenzähne wurden zu Trinkhörnern umgestaltet und mit oft sehr kunstreichem Schnitzwerk versehen. In Hindostan gab man den Trinkhörnern aus Nashorn die Gestalt von Blumen.

Von Vogeleiern wurde nur das des Strauß als Gefäß benutzt, indem man dasselbe auf einen metallenen oder porcellanenen Fuß befestigte. Das Ei diente aber in allen Zonen seit uralter Zeit als Modell zu Gefäßen.

Die Blasen, Magen und Häute der größern Säugethiere wurden seit uralter Zeit bis auf den heutigen Tag in allen Theilen der Erde als Gefäße benutzt und die mannigfaltigsten Schläuche, Säcke, Beutel und Flaschen daraus gefertigt. Die Betjuanen fertigen aus den Magen von Antilopen Tabacksflaschen; im Magen des Elephanten wurde ehedem das Ricinusöl aus Indien nach Europa gebracht. Im Kaukasus und in Südeuropa werden Oel und Wein, in Südafrika Milch und Wasser, in der Polarzone Thran und Wasser in den Häuten der Ziegen, Antilopen, Seehunde aufbewahrt und versendet.

Dies sind denn diejenigen Naturkörper, welche die Vorsehung den Menschen als fertige Gefäße in den verschiedenen Zonen der Erde zur Benutzung dargeboten hat und die auch treulich von denselben benutzt worden sind, auch noch jetzt benutzt werden.

Außer diesen hat die Vorsehung noch eine große Fülle von Gefäßestoffen hervorgebracht und dieses Material ist auf die mannigfachste Weise formell wie materiell umgestaltet worden.

Die Thierwelt liefert in ihren festen Theilen, wie Schalen, Knochen, Klauen, Hörnern, Zähnen, wie in den weichern, den Federn, Haaren, Sehnen, Häuten den gefäßbildenden Drechslern und Schnitzern, den Flechtern und Gerbern sehr reichhaltige Stoffe.

Die Pflanzenwelt gewährt dergleichen in ihren Blättern, Halmen, Rohren, Schalen, vornehmlich aber in den Hölzern, welche die Bötticher mannigfach zersägen, spalten, verbinden und zu Gefäßen in allen Formen und Größen umgestalten.

Das Mineralreich bietet die Metalle und die Steine zu Gefäßen dar und das für diesen Zweck bei Weitem nöthigste Material, den bildsamen Thon, der über die ganze Erde in unermeßlicher Menge verbreitet ist.

Der bildsame Thon, aufgelöster Feldspath, je nach geognostischer Beschaffenheit in vielfacher Art mit andern mineralischen Theilen, wie Quarzsand, Glimmer, aufgelöstem Kalk, Basalt u. a. Felsarten gemischt, findet sich in den meisten Flußbetten und Thalebenen der alten und neuen Welt.

Wenn wir nach einer Ueberschwemmung durch eine Thalebene schreiten, nachdem das Wasser in sein Bett zurückgekehrt ist und Licht und Sonnenstrahlen schon ein paar Tage gewirkt haben, so bemerken wir, daß die an den Ufern zurückgebliebene Schlamm-

kruste vielfach geborsten und zerrissen ist. Wir bemerken ferner, daß die durch die Vorstung gebildeten Schlammtafeln an den Kanten emporstehen und schalenförmige Absonderungen bilden, die sich von der Unterlage abheben lassen und einen gewissen Grad von Festigkeit erlangen.

Diese natürlichen Schalen gaben den Menschen die erste Idee zur Bildung von Gefäßen aus weichem Thon, der in der Hand desselben für dessen Zwecke auf das Mannigfachste gestaltet wurde.

Wenn wir die verschiedenen Culturstufen der Völker betrachten, so finden wir in der Umgebung derselben schon auf den niedrigsten Culturstufen Gefäße. Die wilden nicht ansässigen Fischer im Feuerland, die Buschmänner, die Australier, sie alle haben Gefäße, die jedoch noch nicht aus Thon gefertigt sind. Ihre Gefäße sind, dem steten Wanderleben entsprechend, aus Pflanzenfasern oder Thierfell gearbeitet.

Gefäße aus Thon setzen einen längern Aufenthalt an einem und demselben Orte voraus, feste Wohnstätten und Hütten, wie dies bei denjenigen Jäger- und Hirtenstämmen der Fall ist, welche Getreide und Wurzeln bauen, deren Abreisen sie zu längerm Aufenthalt in einer Gegend veranlaßt. Durch die Auswählung des zum Fruchtbau geeigneten Landes wird eine genauere Beschauung des Erdbodens hervorgerufen. Der Jäger ist allerdings genöthigt, den Boden scharf in's Auge zu fassen, da er die Fährten und Spuren des Wildes, was ihm zur wesentlichen Nahrung dient, herauszulesen genöthigt ist. Sein Blick haftet indessen nur auf der Oberfläche. Der Hirt dagegen muß schon genauer betrachten, um aus der Beschaffenheit der Erde zu ersehen, ob sie die für seine Thiere nothwendigen Futterpflanzen hervorbringen werde. Will er aber durch Legung des Pflanzensamens die ihm zusagenden Früchte vorbereiten, so muß er in den Boden eindringen. So wird denn der Feldbauer bei Weitem mehr Eigenschaften des mütterlichen Erdbodens bemerken, als der rasch vorübereilende Jäger, dem nur die in denselben eingedrückten Wildfährten von Bedeutung sind. Der Unterschied von sandigem und thonigem, fettem und magerm Erdboden wird auch ihm bald geläufig.

Der Jäger röstet sein erlegtes Fleisch an den Stock gespießt bei dem Feuer, den Vorrath trägt er in einer Tasche bei sich. Die Feuerstätte wird bald wieder verlassen.

Der landbauende Hirt benutzt seine Feuerstätte oft wochenlang und bemerkt, daß die Erde da, wo das Feuer längere Zeit gebrannt hat, zu einer festen Masse sich gestaltet und steinähnlich geworden ist.

Die Idee, diese gewonnene Erfahrung für seine Zwecke zu benutzen, ist dem Menschen sehr nahe gelegt und so finden wir denn auch bei alten Völkerstämmen, die im Laufe des Jahres längere Zeit, für Saat und Ernte, an einem Orte verweilen, Gefäße aus gebranntem Thon. Die Formen, welche diese Gefäße erhalten, sind den natürlichen Gefäßen entlehnt, welche die Pflanzenwelt eben darbietet. Die Kaffern und Betjuanen, die Arowaken und andere Stämme des tropischen Amerika geben ihren Gefäßen meist die Form der Schale und einfachen Kürbisflasche, fertigen aber auch große eiförmige Töpfe. Die Anfertigung geschieht durch die Frauen, die mit großer Sorgfalt den zu verarbeitenden Thon erst zwischen den Fingern kneten, an die Seiten des glatten Bodens die Wände ansetzen und so das Gefäß aufbauen, dessen Wände sie dann innen und außen sauber meist mit einem Stein abglätten und dann in einem flüchtigen großen Feuer festbrennen. Der Thon, der zu diesen Gefäßen verwendet wird, ist mehr oder minder mit Pflanzentheilen, Quarzkörnern u. dgl. gemischt, das gebrannte Gefäß daher sehr porös, und so kommt es, daß das hineingegossene Wasser durchsickert. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, bestreichen die Indianerfrauen von Guiana ihre Gefäße mit Harzen, wodurch die Oberfläche sich schließt. Die Südafrikaner nehmen zu gleichem Zwecke Thierfett, während die Hottentottenfrauen einen Ueberzug von Kuhmist vorziehen; viele der in deutscher Erde gefundenen Gefäße derselben Art haben einen Ueberzug von sorgfältig gereinigtem Thon oder von Wasserblei, den wir auch an den noch jetzt gearbeiteten jütländischen Töpfen bemerken.

Gefäße dieser Art hatten die alten Peruaner und Mexicaner, die alten italischen Völker — ich erinnere an die Vasen von Castell Gandolfo, die germanischen und keltischen Volksstämme.

Gefäße ohne Glasur werden noch jetzt in Südamerika, besonders in der Republik Venezuela, in Caracas gefertigt, dann aber auch in Hindostan. In Griechenland, Egypten, Spanien und England fertigt man unglasirte durchlässige Thongefäße (Alcarassas, Wasserkühler), die den Zweck haben, durch Verdunstung das darin aufbewahrte Wasser stets frisch zu bewahren.

Sämmtliche bis jetzt erwähnte Thongefäße sind — mit Ausnahme der Wasserkühler, aus freier Hand gefertigt. In Asien, Egypten und Südeuropa erscheint in sehr früher, mythischer Zeit die Drehscheibe zur Anfertigung von Thongefäßen, wodurch es möglich wurde, denselben eine regelmäßigere Form zu geben. Voraus ging eine sorgfältigere Behandlung des Materials, Aufsuchung geeig-

neter Erdarten, Reinigung und Durcharbeitung derselben. Man mußte ferner bemerken, daß die Flamme in einem geschlossenen Raume auf das zu brennende Gefäß bei Weitem kräftiger einwirkt, als wenn der Brand in freier Luft stattfindet. So brachte man denn zunächst die geformten Gefäße in Erdgruben, untermischt mit leichtbrennlichen Stoffen. Endlich aber baute man besondere Brennöfen, die bei den Egyptern, Griechen und den italischen Völkern ganz allgemein waren, wie die hartgebrannten griechischen, egyptischen und altitalischen Amphoren, Flaschen, Sarkophage und Ziegelsteine zur Genüge beweisen.

Ebenfalls in einer sehr frühen Zeit hatte man in Asien und Afrika die Erfahrung gemacht, daß durch Schmelzung von Quarz, Salz und andern Stoffen ein Körper herzustellen sei, den wir als Glas in der vorpersischen Epoche Egyptens bereits zu den prachtvollsten Ziergefäßen verarbeitet finden und das von da nach Griechenland und Italien überging und zu Gefäßen der mannigfaltigsten Form und Farbe verwendet wurde.

Durch theilweise Anwendung diente das Glas als Ueberzug der Thongefäße, als Glasur, welche Asiaten, Egypter, Griechen und Romanen in verschiedenartigster Weise allgemein anwendeten.

In dem Culturkreise, dem das Mittelmeer gewissermassen als Marktplatz angewiesen war, finden wir die Gefäßbildnerei nicht allein in technischer Hinsicht außerordentlich vorgeschritten, sondern sie erhob sich hier zu einem selbständigen hochbedeutenden Kunstzweige.

Die Ausgrabungen von Babylon haben vortreffliche Gefäßüberreste an den Tag gefördert. Die altegyptischen Wandgemälde zeigen uns Ziergefäße, die durch Größe, Form und Färbung sich auszeichnen. (S. C.-G. V. 283.) In den Gräbern kommen aber auch ganz kleine symbolische Gefäße vor, die wie die kleinen Götterbilder aus gebranntem bunt glasurtem Thon uns die große Meisterschaft der Egypter in diesem Gewerbzweige vergegenwärtigen.

Nicht minder vollendet sind die hellenischen Gefäße in den Gräbern von Griechenland und dem griechischen Italien, die nun in reicher Fülle in den Museen Europa's vorhanden sind. Sie bestehen meist aus einem sorgfältig bereiteten röthlichen Thon. Die Grundfarbe der ältesten ist Orange, auf welcher die grotesken Figuren wie schwarze Silhouetten sich darstellen. Seitdem die Griechen in Egypten die eigentliche Weihe der Kunst empfangen und die Meisterschaft in Darstellung der menschlichen Gestalt erlangt, zeigen ihre Vasenbilder vorzüglich eine schwarze Grundfarbe, auf welcher die Gestalten und Gruppen in der, der menschlichen Hautfarbe nahekommenden rothgelben Färbung erscheinen. Später kommt theilweise bunte Färbung der Gewänder und architektonischen Ornamente vor.

Die altgriechischen Gefäße sind überaus mannigfaltig in Form und Größe; die verschiedenen Schalen, Flaschen, Salbgefäße, Oelkrüge, Lampen, Becher, Mischkrüge, zeigen durchgängig eine tüchtige Technik und bei überaus großer Zweckmäßigkeit die edelste, künstlerische Gestaltung, die allerdings bei den großen Ziergefäßen sich am glänzendsten offenbart.

Vortreffliche Gefäße bildeten auch die alten Etrusker, die in Bezug auf Zweckmäßigkeit der Form den Griechen Nichts nachgeben. Die Lampen, Oel- und Weingefäße, die Schalen, die Kochgefäße sind überaus zweckmäßig gebildet und die einzelnen Theile, wie Henkel und Ausgüsse sorgfältig gearbeitet.

Gleiches gilt von den Gefäßen der Römer, deren Amphoren, Wirthschaftsgeräthe, Feldflaschen häufig von einer Masse gefertigt sind, die unserm Steingut gleichkommt.

Die romanischen Nationen von Norditalien und Gallien fertigten aus einem sorgfältig bereiteten krapprothen Thon Teller, Näpfe, Schalen und andere mittelgroße Gefäße. Die meisten zeigen den Namen des Töpfers, die größern Schalen sind mit Reliefdarstellungen von Jagden, Tänzen, Kampfspielen versehen, und in Formen gepreßt. Im Jahre 1832 wurde bei Rheinzabern eine antike Töpferwerkstätte entdeckt, in welcher sich die thönernen Formen zu solchen Gefäßen vorfanden. Diese rothen Gefäße sind sauber und scharf gearbeitet, in der Form jedoch sehr einfach.

Mit dem Verfall der antiken Kunst trat auch in der Gefäßbildnerei ein bemerkenswerther Rückschritt ein; sie sank zur gewöhnlichen Töpferei herab, die nur gemeines Hausgeschirr lieferte. Prunkgefäße, wie sie die Kirche und die Festtafeln der Fürsten erforderten, fertigte man aus edeln Metallen oder Steinen, fremden und daher kostbaren Nüssen, Thierhörnern oder Elfenbein.

Da kam in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der Gefäßbildnerei ein neuer, gewaltiger Anstoß aus Indien, von wo die Portugiesen das chinesische Porcellan einführten. Den alten Egyptern und den Römern der Kaiserzeit war das Porcellan, das die Chinesen seit uralter Zeit fertigen, nicht unbekannt (s. C.-G. VI. 88), wenn es auch nur höchst selten und in sehr kleinen Exemplaren nach dem Westen gelangte. Die ersten Notizen über die Anfertigung desselben brachte im dreizehnten Jahrhundert der Venetianer Marco Polo nach Europa. Die ersten von den Portugiesen eingeführten Porcellane fanden große Bewunderung und ehren-

volle Stellen in den Kunstkammern der europäischen Fürsten. Die Festigkeit und Klarheit der Masse, die Pracht und der Glanz der Vergoldung und Farben, die Schärfe der Form erregten allgemeine Aufmerksamkeit und wir sehen denn auch seitdem in Italien, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland die Gefäßbildnerei zu neuem Aufschwunge sich erheben. Luca della Robbia und Bernhard Palissy verwendeten große Sorgfalt auf Veredlung der Massen wie der Formen und wendeten die in der Glasmalerei und Emaillirung gewonnenen Resultate auch auf Gefäße von gebranntem Thon an. Im Rheinland wie in Sachsen und in Nürnberg fertigte man besonders im siebzehnten Jahrhundert jene Krüge, Becher, Kannen und Flaschen aus Steingut, die mit Reliefs bedeckt und oft auch bunt bemalt sind.

Seitdem nun im Jahre 1610 die Holländer in China festen Fuß gefaßt, auch die Franzosen dort Zutritt erhalten, kamen auch größere Porcellangefäße in beträchtlicher Menge nach Europa, die von nun an von holländischen Töpfern, besonders denen von Delft, nachgeahmt wurden. Man fertigte in Delft große Orangeriekübel, dann große Blumenvasen aus vortrefflich bearbeitetem gelben Thone: die starkaufgetragene weiße Glasur wurde dann nach chinesischen Vorbildern in Blau mit Blumen, Vögeln, landschaftlichen und historischen Gruppen bemalt, so daß der Nichtkenner diese Delfter Gefäße wohl öfter für chinesische Originale gehalten haben mag.

Es herrschte an der Grenzscheide des siebzehn- und achtzehnten Jahrhunderts unter den Chemikern von Europa ein tüchtiges Streben, in das Verfahren einzudringen, welches die Natur bei Bildung der edeln Metalle und Steine anwendet; der geheimnißvolle Schleier, welcher darüber gebreitet ist, reizte die Alchymisten zu unablässigen Versuchen und die Wissenschaft verdankt diesem Streben reichen Gewinn — Kunst und Gewerbe aber die Erfindung des Porcellans.

Es ist bekannt, wie der Apotheker Johann Friedrich Böttger aus Schleiz in kurfürstlich sächsische Dienste als Alchymist eintrat, wie er 1704, unter den Augen des Erfinders der Brennspiegel, des Baron von Tschirnhaus, aus dem rothen eisenhaltigen Porcellanthon von Okrylla das erste rothe und 1709 aus der Erde von Aue das erste weiße Porcellan herstellte, worauf die Porcellanmanufactur in der Albrechtsburg zu Meißen im Jahre 1710 eingerichtet und in lebhaften Betrieb gesetzt wurde. Wir wissen, wie seitdem in Wien, Höchst, Frankenthal, Ludwigsburg, dann aber auch in den außerdeutschen Ländern Porcellanmanufacturen angelegt wurden, denen das chinesische und das sächsische Porcellan zum Vorbild dienten, so daß gegenwärtig kein Staat in Europa vorhanden, der nicht einige Porcellanmanufacturen besitzt.

Der verhältnißmäßig hohe Preis des Porcellans gab Veranlassung, daß man sich bestrebte, auch in minder harten Massen Gefäße herzustellen, die dem Porcellan ähnlich sind. Dies war namentlich in England durch Josua Wedgeword der Fall, dessen vortreffliche Arbeiten in Deutschland und Frankreich glückliche Nacheiferung hervorriefen, die namentlich den minderbemittelten Ständen schöne und billige Gefäße verschafften.

Die Gewinnung, Zubereitung und Bearbeitung der gewöhnlichen Küchengeschirre, der feinern Tischgefäße in Steingut und Fayence und der mannigfaltigen Porcellane gewährt in den europäischen Staaten Tausenden von Menschen, ja ganzen Ortschaften und Landstrichen eine lohnende und sichere Beschäftigung.

Neben diesen aus Thon gefertigten Gefäßen nehmen, wie erwähnt, die aus Glas seit uralter Zeit eine wichtige Stelle ein. Wir finden die Glasbereitung im alten Egypten, Vorderasien, Italien und China. In Mitteleuropa wurde es mehr zu Fenstern und Schmucksachen, als zu Gefäßen verwendet. Mit dem Emporblühen der Thongefäßbildnerei hob sich auch die Herstellung schöner Gefäße in Glas und zwar vornämlich in Venedig, wo die bekannten Fadengläser in Stoff wie in Gestalt gleich ausgezeichnet gefertigt wurden. In Deutschland erwarben sich Kunckel und Tschirnhaus große Verdienste um die Glasmanufactur, die in den letzten Jahrzehnten sich nicht minder über ganz Europa verbreitet hat. Was für die profane Küche Irdengeschirr und Steingut, das ist für das chemische Laboratorium das Glas.

Die Metalle sind seit uralter Zeit als Gefäßestoff benutzt worden. Die Egypter, die altasiatischen Völker, wie auch die Griechen fertigten zum Schmucke ihrer Tempel kolossale Bronzegefäße, werthvoll im Stoff, wie durch die Form. In dem Museo borbonico von Neapel sehen wir ganze Reihen bronzener Haus- und Küchengeräthe, vom kleinen Medicinlöffel, Casserol und Sieb bis zu den castellförmigen Gefäßen, worin das Wasser für die Aufgüsse erhitzt wurde. In den Gräbern der Römer dies- und jenseits der Alpen finden wir zahlreiche Schalen, Lampen, Kessel und Kannen aus Bronze. Im Mittelalter wurden namentlich Weihrauchgefäße, Kirchenbecher und Kannen und große Taufbecken aus Bronze gefertigt.

Später als Kupfer und Bronze trat das Eisen in die menschlichen Culturkreise, wo es denn auch alsbald zu Gefäßen, vornämlich zu Kochgefäßen benutzt wurde. In neuerer Zeit ist es der wesentliche Stoff zu den Ge-

fäßen, in welchen der weltbewegende Dampf bereitet und geleitet wird. Neben dem Eisen war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Zinn ein beliebter Stoff für Tischgefäße — Blei fand eine beschränkte Anwendung zu Gefäßen, Silber und Gold wurden vorzugsweise zu kunstreichen Ziergefäßen benutzt.

Die Steine dienen da, wo sie in Fülle vorhanden sind, mehrfach als Gefäßestoff. Die Eskimos benutzen den Talkstein zu Lampen und Kesseln; in den Sandsteingebirgen werden namentlich größere Wasserbehälter gearbeitet; aus Granit und Porphyr meißelt und schleift man Prachtgefäße zur Verzierung von Gebäuden, öffentlichen Plätzen und Gärten, während aus Achat, Jaspis, Jade und Serpentin kleinere Schalen und Ziergefäße namentlich im Orient gearbeitet werden.

Dieses sind denn die Stoffe, welche die gütige Natur dem Menschengeschlecht in überreicher und unerschöpflicher Fülle zu den Gefäßen darbietet und zu deren Gebrauch und Verwendung sie durch die Form, in der dies geschieht, Anleitung und Unterricht gewährt.

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Rußland.

Geschrieben zur Zeit der Kaiserkrönung, Herbst 1856,

von einem Augenzeugen.

Peterhof, den 15. August 1856.

Bei dem Wetter, in welchem wir aus B. abgingen, mußten wir auf eine wohl schlimme Ueberfahrt rechnen, und doch haben wir eine vortreffliche gemacht. Schon als wir am Ort der Absegelung ankamen, hatte sich der heftige Wind etwas gelegt, und als ich die beiden großen Dampfer sah, konnte ich mir wohl denken, daß schon sehr bedeutende Wellen dazu gehören würden, um sie aus ihrer Ruhe zu bringen. Vor Allem kam es darauf an, sie mit dem Schnabel nach Rußland zu wenden. Bei der geringen Breite des Fahrwassers konnten sie das mit ihren eigenen Schaufeln nicht bewerkstelligen, und das kleine Schleppdampfschiff mußte ein paar Mal ansetzen, um diese Massen herumzubringen. Sobald sie aber nur einmal die Richtung hatten, so schaufelten sie los, zwischen den mehr als tausend Schritt langen Molen hindurch, hinaus in offene See. Ich mußte mich nun einmal in mein Schicksal ergeben und beschloß denn, noch ein sehr gutes Souper in den Kauf zu nehmen, worauf ich mich in meine Cabine zurückzog, der Dinge harrend, die da kommen sollten. „Lassen Sie Ihr Gepäck recht fest zusammenpacken!“ war der tröstliche Rathschlag, den ich mit erhielt. Mein Hotel hatte ein Fenster Front, das Fenster bestand aber nur aus einem handgroßen Stumpglas, welches mein Elend beleuchtete. Das Mobiliar war recht einfach, und bestand im Wesentlichen aus der Kette, die das Steuer dirigirt und welche sich ohne Unterlaß mit furchtbarem Schnarren bewegte. Da an Bettüberzüge nicht zu denken war, so wickelte ich mich feldkriegsmäßig in meinen Mantel, legte mich auf die Couchette, seufzte und schlief, fest und ununterbrochen, bis zum Morgen. Das Erwachen des kalten, grauen Tages war wenig erfreulich. „Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich moutons gewahre,“ rief mir P. herunter, welcher auf die liebenswürdigste Weise die Honneurs unsers Schiffs machte. Diese moutons sind nämlich die weißen Schaumwellen, welche jedesmal einer scharfen Brise vorangehen. Ich gab mich trüben Betrachtungen hin, und in dreimal vierundzwanzig Stunden kann man deren recht viele anstellen. Von beiden Seiten drangen klagende Töne durch die dünnen Bretterwände, welche meine Leidensgefährten von mir trennten. Ich war außer Stande, auch nur eine Tasse Kaffee zu mir zu nehmen, und schleppte mich, um dem heillosen Cajütengeruch zu entgehen, auf's Verdeck. Mein Diener lag schon seit gestern in den letzten Zügen, und ich bestrebte mich mit Aufbietung aller meiner Sprachkenntnisse und durch Pantomimen, den Schiffsjungen für meine hilflose Lage zu interessiren. Eine Matratze wurde heraufgeschleppt, und das einzige Mittel gegen die Seekrankheit in Anwendung gebracht, — Liegen und Herhalten. Mit jeder Stunde aber wurde es besser. Der Wind nahm ab, das Schiff war sehr breit, und das Gerolle daher gering. Am Mittag begriff ich schon zur Hälfte meinen französischen Roman, den ein hilfreicher Freund mir aus Paris mitgebracht hatte. Gegen Abend stellte ich einige schwankende Versuche im Gehen an, und nachdem dieser Tag unter strengem Fasten abgelaufen war, schlief ich die zweite Nacht, trotz Talggeruch und Schaukeln, ganz vortrefflich. Schüchtern versuchte ich meinen Kaffee, mit einigen Gewissensbissen um vier Uhr etwas Häring, kaltes Fleisch und Rothwein, dann mit mehr Vertrauen ein vortreffliches Diner. Der unübertreffliche Karawanenthee aus Kiachta war am Abend nicht auszulassen, und da Alles so gut ging, so wagte ich, am Souper theilzunehmen, bei welchem ich mich vortrefflich befand und die heiterste Stimmung wiedergewann. Die Zufriedenheit wohnt so oft, wo man sie nicht sucht, auf dem schwankenden Brette des Schiffes, während Gram und

bitteres Herzeleid unter dem strahlenden Kronleuchter eines Ballsaals walzen.

Dieser Vendredi gras war außerdem reich an manchem Interessanten. Vormittags waren wir dem andern Dampfer so nahe gekommen, daß man sich mit seiner Bevölkerung begrüßen konnte; sogar eine kleine Correspondenz wurde geführt, und zwar durch dreißig bis vierzig bunte Flaggen, welche man nach und nach am Hauptmast aufhißte. Dann kam ein großes russisches Kriegsschiff von der finnländischen Küste her, welches unsere Flagge aus seinen beiden Decken durch ein rollendes Geschützfeuer begrüßte. Wir sprachen unsern Dank aus ehernem Munde mit ein und dreißig kräftigen Worten aus. Das Ganze gab ein sehr hübsches Bild. Sobald die Sonne untergegangen war, hörte der Wind ganz auf. Der Vollmond blickte durch die Wolkenstreifen, die Luft war mild und lind, und die Wellen plätscherten sanft. Jede halbe Stunde ließ das andere Schiff eine bengalische Flamme leuchten, was von uns erwiedert wurde. Ich trieb mich bis zwei Uhr auf dem Deck umher. — Heute war es vollends ein wunderschöner, sonnenheller Tag. Zu beiden Seiten traten erst Inseln mit Leuchtthürmen, dann die zusammenhängende Küste hervor. Je weiter wir in den finnischen Meerbusen eindrangen, je glatter wurde die See. Am Mittag zählte ich zweihundert Segel auf einmal, welche den eben eintretenden sanften Nordwind benutzten, um aus Kronstadt auszulaufen. Bald tauchte denn auch das nordische Venedig aus dem Meer empor. Gewaltige Festungswerke aus Quadersteinen, mit drei Reihen Casematten und armirten Plattformen, umgeben, auf allerlei kleinen Inseln gelegen, einen wahren Wald von Masten im Kauffahrteihafen. Dahinter liegen, im Kriegshafen, die Riesen der Kriegsmarine, welche selbst „Fighting Charley"*) nicht aus ihrer unbeweglichen Ruhe hervorzulocken vermochte, als er sich ihnen auf etwas mehr als Schußweite gegenüber legte. Welcher Empfang seinen eisenherzigen Theerjacken zu Theil geworden, wenn er etwas näher getreten wäre, davon konnten wir uns die lebhafteste Vorstellung machen. Denn sobald wir etwa zweitausend Schritt an die Festung heran waren, quollen aus den Scharten der Casematten aller dieser Thürme, Linien und Batterien dichte weiße Dampfwolken hervor, und alsbald erscholl ein Donnergebrüll, welches fast unser Kanonadenconcert übertäubte, obgleich das Schiff darunter erbebte. Ein englisches Achtzigkanonenschiff, welches hier vor Anker lag, stimmte übrigens fröhlich mit ein. Es hatte den Sonnenschein benutzt, um zu waschen, und pavoisirte mit unzähligen Hosen und Hemden seiner Equipage, in allen Farbenschattirungen. Schnell glitten wir indeß über den glatten Spiegel nach der nahen Küste. Zur Linken glänzte im neblichten Horizont Etwas, das man, wenn es nicht heller Tag gewesen wäre, für einen großen, leuchtenden Stern gehalten hätte. Es war die vergoldete Kuppel der Isaakskirche in Petersburg. Sehr bald landeten wir an der schönen, breiten Treppe von Peterhof, wurden von einem betreßten Diener eingefangen und in ein Cab gesperrt, welches uns durch eine Allee von Springbrunnen zum Schlosse und von da in unsere Wohnungen führte, wo ein Schwarm von Dienern und Equipagen zu unserer Verfügung steht. Da ich mich nun glücklich an's Land gebracht habe, und es spät geworden ist, schließe ich für heute. Mein Brief muß morgen Vormittag erst fort, und so kann ich in der Frühe weiter erzählen, ehe neue Landeindrücke diese maritimen Erinnerungen überlagern. Nachdem ich drei Nächte nicht aus den Kleidern gewesen bin, lächelt mir ein sauberes Bett mit guter Matratze und seidener Steppdecke sehr angenehm.

Den 16. August.

Das ausgedehnte Schloß Peterhof, von Peter I. erbaut und von seiner Tochter Elisabeth erweitert, dient wie St. Jamespalast in London eigentlich nur zur Repräsentation. In den weitläufigen Parkanlagen liegen rings umher die Villen und Landhäuser, welche die kaiserliche Familie und ihre Gäste bewohnen. Ich habe ein hübsches, geräumiges Zimmer, mit freundlicher grüner Aussicht und, was hier in der kalten, feuchten Gegend unschätzbar, nach der Sonnenseite. Dennoch habe ich heute Nacht meine Mäntel zu Hilfe genommen.

Bei Tische traf ich mehrere alte Bekannte. Den Kaffee nahmen wir auf dem Balcon, mitten vor dem Schlosse, von wo man die wirklich sehr reichen Wasserkünste übersieht, die vor der ganzen bedeutenden Fronte aufbrausen und das Angenehme haben, daß sie nicht künstlich durch Dampf getrieben werden, sondern aus einem natürlichen, reichen Wasserschatze entspringen. — Nach aufgehobener Tafel erhob ich den Finger und herbei stürzte der ischwoldschnick (Kutscher), faßte die einzelnen Zügel in den weit ausgestreckten Händen, setzte sich auf die Enden, legte den Körper zurück, und nun ging's im scharfen Trabe in der offenen Droschke durch die weitläufigen Anlagen von Peterhof.

Peter der Große suchte, wie Archimedes, einen Stützpunkt außerhalb der Erde, um

*) So pflegt man, mit einem populären Namen in England, den kampflustigen Admiral, Sir Charles Napier zu bezeichnen.

die Erde aus ihrer Bahn zu heben. Er fand ihn für seine Reformen außerhalb des damaligen Reichs in den erst von ihm eroberten schwedischen Provinzen. Dort baute er seine europäische Stadt, und als sie fertig war, Peterhof, um zu sehen, wie sie sich ausnehme. Das Schloß ist ein ziemlich ausgedehntes Gebäude von drei Stockwerken, im französischen Stil. Es hängt durch Galerien mit zwei Pavillons zusammen. Die Farbe, gelb und weiß, correspondirt mit dem Eisenblech des Dachs und der überaus reichen Vergoldung der Kuppeln. Dies Gebäude steht auf einer etwa 40′ hohen Terrasse, welche durch den natürlichen Abfall des Festlandes zum finnischen Meerbusen gebildet wird. Den etwa tausend Schritt breiten Raum bis zum eigentlichen Meeresstrand füllen die Parkanlagen aus. Senkrecht, von der Mitte des Schlosses führt ein breites, gemauertes Bassin bis zur Landetreppe am Meere, zu beiden Seiten von einer Reihe von Springbrunnen eingefaßt, die so eine höchst eigenthümliche Allee von Wasserstrahlen bilden. Daneben führen die Straßen, und das Ganze ist von hohen schwarzen Tannen umgeben, zwischen denen man, über diesen Vordergrund weg, die See und am Horizont die finnische Küste erblickt. Das Ganze macht einen schönen und überraschenden Eindruck. Auch der Park ist recht schön und erhält seinen eigenthümlichen Charakter durch die zahllosen Wasserkünste. Die größten Strahlen, namentlich vor der Grotte unter der Mitte des Schlosses, mögen nur etwa 50 bis 60′ hoch und armdick springen, sind also weder mit denen der Wilhelmshöhe oder zu Sanssouci zu vergleichen. Aber ihre Zahl ist endlos. Ueberall im Schatten der Bäume plätschert es und rauscht es aus Tempeln und Statuen, in Cascaden und Bassins. Der Rasen ist freilich nicht der natürliche Sammt von Windsor, oder der künstliche von Glienicke, aber er ist doch frisch und grün. Den Baumschlag repräsentirt die Erle, die Weide, die Fichte, und vor allen die Birke mit ihrem weißen Stamme. Die Eiche ist selten, die Ulme und Linde gepflegt und gehegt. Die scharlachrothe Vogelbeere vertritt das blühende Gesträuch. Malven, Stockrosen, Georginen, die melancholischen Vorboten des Herbstes, ehe es noch Sommer war, sprengen einige Farbenfunken in das vorherrschende Grün. Alles Uebrige ist exotisch. Der Vegetation merkt man es freilich an, daß wir hier grade doppelt so nahe am Pol als am Aequator wohnen.

Was mir in diesem Park am besten gefallen und mich zugleich am meisten überrascht hat, war ein Bach, ein wirklich deutscher Bach mit krystallhellem Wasser, der über große Granitblöcke dahinrauscht. Soviel Gefälle hätte ich im ebenen Rußland vom Waldai bis zum Meeresspiegel nicht gesucht. Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, wie die Gartenkünstler des Flachlandes Wasserfälle anlegen mögen, anstatt das mühsam erstrebte Gefälle zu nutzen, um wenigstens auf eine kurze Strecke einen plätschernden und murmelnden Bach herzustellen. Da springt so ein künstlich gemartertes Wasser über ein Brett in einen 6′ tiefen Abgrund und bleibt dann erschöpft stehen, nicht mehr wissend, wohin, wenn es nicht bergauf laufen soll. Es fehlt nur noch, daß der Katarakt erst losgelassen werde, wenn der Zuschauer mit hohen Brauen, um zu erstaunen, dasteht, demnächst aber wieder auf Flaschen gezogen werde. Der Bach in Peterhof ist Natur, und wenn die Forelle sich mit 60° nördlicher Breite befreunden kann, so muß sie hier wohnen.

Weiter oberhalb hat man den reichen Wasserschatz zu weiten Seeflächen angestaut, welche mit Bäumen und zum Theil sehr hübschen Dotschen oder Landhäusern eingefaßt sind. Jeder hat dabei seinen eigenen Geschmack zur Regel genommen. Da sind italienische Villen mit den charakteristischen, viereckigen Thürmen, flachen Dächern, Freitreppen, Veranden und Statuen; dann kommt ein Manor in sächsisch-normannischem Stil mit schweren Giebeln, vorspringenden Erkern und breiten Fenstern; aus einem Birkenwald lugt das Schweizerhaus mit seinem weißen Giebel und geschnitztem Balcon. Die meisten Häuser sind indeß aus Holz, mit Eisenblech gedeckt, welches letztere zuweilen roth, am häufigsten aber grün angestrichen ist. Alle sind mehr oder weniger auf einen Sommer berechnet, der nicht immer eintritt, und welcher dies Jahr ganz auszubleiben gesonnen scheint. Der Tag unserer Landung war fast der einzige ganz schöne, den man hier gehabt hat. Man fährt in Rußland überhaupt nie ohne Mantel, und auch unser Klima ist der Art, daß man sich diese Regel aneignen muß. Denn, das Wetter mag schön oder schlecht sein, so schützt der Mantel entweder gegen Staub oder gegen Regen. Ganz behaglich eingewickelt kehrte ich zurück, nachdem ich mein „domor“ gerufen, denn sonst wäre mein ischwodschnick bis Petersburg gejagt.

Heute, den 16. August, also noch in den Hundstagen, werden wir kaum 10° Wärme haben. Ueberall hat man bis jetzt gern ein Kaminfeuer angezündet; da ich mich aber nicht entschließen kann, den Ofen zu heizen, habe ich zu warmer Winterkleidung meine Zuflucht genommen. Es regnet vom grauen Himmel und der Wind gratulirt uns, daß wir auf festem Boden sind. — Der Tag wurde mit Besuchen und Vorstellungen ausgefüllt. Wir reisten Visite, denn Strelna,

wo Großfürst Constantin wohnt, liegt $1^1/_2$ deutsche Meilen von Peterhof, in der Richtung von Petersburg, während Serepniosk, das Palais der Großfürstin Marie, einige Werste in der entgegengesetzten Richtung liegt, nach Oranienbaum zu. Nachdem wir uns Alle versammelt, ging es zum Kaiser, der in einer kleinen, sehr einfachen Cottage hauset. Die Minister Dolgorucky, Perofsky und Schuwaloff kamen mit ihren Portefeuilles eine kleine Treppe herab, dann erschien der Kaiser selbst. Er machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Er hat nicht die Statuenschönheit, noch die marmorne Strenge seines Vaters, aber er ist ein auffallend wohlgebildeter Mann von majestätischer Haltung. Er sieht etwas angegriffen aus, und man möchte glauben, daß die Begebenheiten seinen edeln Gesichtszügen einen Ernst aufgeprägt haben, der gegen den wohlwollenden Ausdruck seiner großen blauen Augen contrastirt. Bei keiner Nation ist die Persönlichkeit des Monarchen von größerm Gewicht als in Rußland, weil nirgends eine uneingeschränktere Gewalt in seine Hände gelegt ist, als hier. Alexander II. hat bei seiner Thronbesteigung Europa gegen sich in den Waffen gefunden, und er hat im Innern seines eigenen unermeßlichen Reichs Fortbildungen durchzuführen, die wohl einer festen Hand bedürfen: wie sollte er nicht seiner großen Aufgabe ernst entgegengehen! Wir wurden Jeder einzeln vorgestellt und der Kaiser wußte mit vollendeter Leichtigkeit Jedem etwas Passendes zu sagen. Er spricht vollkommen fließend und geläufig deutsch und französisch, und hat eine ungemein würdevolle, zugleich aber verbindliche Manier. — Von hier nach Alexandra, einem geschmackvollen, aber sehr kleinen Landhause, in welchem dennoch Kaiser Nikolaus einst mit seiner ganzen, zahlreichen Familie gewohnt hat. Seitdem haben die Kinder ihren eigenen Hausstand gegründet, nur die Wittwe und der jüngste Sohn sind noch geblieben.

Sonntag, den 17. August.

Heute, zwölf Uhr, war Messe im Pavillon von Peterhof, welcher der ganze Hof beiwohnte. Der Kaiser, in Generalsuniform, grün mit goldgesticktem, rothem Kragen, führte seine Tante, die Großherzogin von Weimar. Rechts von dieser schritt die Kaiserin Marie, dann folgten die vier Söhne des Kaisers, die beiden ältesten in der Uniform der Chevaliergarde, der dritte in Infanterieuniform und der jüngste im blauen Kittel der Marine. Ihnen schlossen sich die Großfürsten Michael und Nikolaus und der Prinz Peter von Oldenburg mit seinen beiden Söhnen an. Alles stand während der ganzen Messe, die über eine Stunde dauerte, selbst die hochbetagte Großherzogin, nur die regierende Kaiserin setzte sich zuweilen.

Die Capelle ist weiß, mit reicher Vergoldung. Das Allerheiligste mit dem Altar ist in allen griechischen Kirchen durch die Ikonostase, die Bilderwand, von dem Hauptraum geschieden. Diese Wand hat drei Thüren, von denen die mittelste, die Kaiserthür — weil nur der Czar durch sie eintreten darf — meist geschlossen bleibt. Jedoch gestattet eine Art Gitterwerk, Etwas von dem zu bemerken, was dahinter vorgeht.

Der griechische Ritus gestattet die Abbildung der Heiligen in Farben, und den Gesang beim Gottesdienste, schließt aber alle Sculptur und Instrumentalmusik aus. Man hat nun die wundervollsten alten Kirchengesänge. — Sie sind größtentheils aus dem Abendlande geholt, dort aber vergessen; Rom hat Vieles geliefert. Natürlich sind diese Sachen ohne Begleitung von Instrumenten sehr schwer zu singen, und erfordern unendliche Uebung. Das kaiserliche Sängerchor ist weltberühmt, und ich war sehr gespannt darauf, es hier zu hören. Es bestand aus etwa dreißig Stimmen, vom Baß, der die Fensterscheiben vibriren macht, bis zum Sopran der klaren Kinderstimme. Die Sänger standen an beiden Seiten der Ikonostase, übrigens mit carmoisinrothem Frack und goldbedecktem Beinkleid angethan, den Degen an der Seite. Der erste Theil des Gottesdienstes besteht aus Gebeten, und dabei wiederholt sich in den verschiedensten Weisen das mehrstimmig gesungene: „Gospodi posnilo“ (Herr, erbarme Dich). Die Priester in grünen, seidenen Talaren mit eingestickten Kreuzen trugen ein ungeheuer großes, mit Gold und Edelsteinen bedecktes Evangelium heraus. Der Beichtvater des verstorbenen Kaisers, Baratoff, celebrirte die Messe. Er hat einen unglaublichen Baß, trägt das Haar vorn geschoren, hinten hängt es schlicht bis auf den halben Rücken. Er kommt und geht, räuchert und kreuzt und spricht die Gebete. Beim zweiten Theil der Messe wird das Brot und der Wein hoch über dem Kopf hinausgetragen, dann zieht sich Alles hinter die Mittelthür zurück, und nun geht die Transsubstantiation, die Verwandlung des Brotes und Weins in Fleisch und Blut vor sich, wobei der Chor ein wahrhaft ergreifendes Gesangstück mit unübertrefflicher Meisterschaft singt. Etwas Schöneres ist nie componirt, aber auch nie schöner vorgetragen worden. Zu meiner hellen Verzweiflung sang eine alte Excellenz hinter mir, und natürlich immer falsch, mit; zwar ganz sotto voce, aber völlig laut genug für mich. Den dritten Theil des Gottesdienstes bildet nun die Austheilung

des geweihten Brotes, zu welcher nur die kaiserliche Familie blieb.

Nach der Messe wurden wir der regierenden Kaiserin vorgestellt. Sie hat eine hohe, schlanke Figur, freundlichen Gesichtsausdruck, ohne grade schön zu sein. Und dann ging's an das Visitenmachen. Um das zu bewerkstelligen, gab ich dem Feldjäger die Liste, ließ ihn in seiner Droschke vorausfahren, wir Alle hinterdrein gejagt, und so wurden in Zeit von einer Stunde sechsundzwanzig Visiten abgethan. Um vier Uhr war große Tafel beim Kaiser, zu Ehren des französischen Botschafters, Grafen Morny, welcher das große Band der Ehrenlegion überbrachte. Auch die Kaiserin-Mutter erschien zu Tische. Sie trug ein weißes Mousselinkleid und eine Jacke von demselben Stoff mit einem zollbreiten, kornblauen Bande besetzt, ohne allen weitern Schmuck, und ein weißes Barett mit Federn, was außerordentlich gut aussah. Ihre schlanke, hohe Gestalt läßt sie von fern wie ein junges Fräulein erscheinen. Man hatte es kaum für möglich gehalten, daß sie bei ihrer zarten Gesundheit aus Wildbad und den Alpen noch nach der Newa zurückkehren würde, sie hatte sich aber vorgenommen, ihrem Sohne bei der Krönung den Segen zu spenden, wie das des Landes alte, schöne Sitte ist, sollte sie auch dabei sterben. Und was diese erhabene Frau einmal will, das will sie sehr ernstlich. — Nach der Tafel wurden wir noch den übrigen Großfürstinnen vorgestellt. Die Großfürstin Marie, Herzogin von Leuchtenberg, sieht immer noch sehr gut aus, aber blendend schön ist die Gemahlin des Großfürsten Constantin, geborne Prinzessin von Sachsen-Altenburg; eine hohe, prachtvolle Gestalt, bildschönes Gesicht, schwarzes Haar und Augen. — Ich machte darauf eine Spazierfahrt durch den englischen Garten nach Monplaisir, einem Lusthaus hart am Meere, welches Peter der Große noch erbaut hat. Die Lage ist sehr schön, unter großen, schattigen Bäumen, und mit der Aussicht nach Petersburg. Aber ohne Sonne und Wärme fehlt aller Landschaft die Poesie. Es sollte dort der Thee getrunken werden, ich machte mich aber leise fort, um mit Ruhe weiterzuschreiben.

Die Küche ist hier vortrefflich, und ich wollte, ich könnte einige jugendliche Mitglieder der Familie herbeizaubern, damit sie alles Das äßen, was mir hier angerichtet wird. Um halb acht Uhr lasse ich den Kaffee kommen, der hier immer aus Gläsern getrunken wird. Dazu Massen von trefflichem Gebäcke. Um zwölf Uhr setzt man mir vier Schüsseln, eine ganze Flasche Rothwein und eine kleine Flasche Liqueur auf den Tisch, wovon ich nur eine Kleinigkeit anrühre, der Rest verschwindet anderweitig. Um vier Uhr wird vortrefflich dinirt. Um acht Uhr lasse ich mir den Thee auf's Zimmer kommen, und jetzt, gegen Mitternacht, tritt das Scheusal von einem Lakaien noch herein und fragt — wann ich soupiren will?! Die Lichter reißen sie herunter, wenn sie kaum angebrannt sind. Es sind doch überall dieselben Unholde!

Den 18. August.

Heute Vormittag machten wir eine Ausflucht zu Wagen in die Umgegend. Kaiser Nikolaus hat außerordentlich viel für Peterhof gethan. Zunächst hat er hier an vierzig Meilen Chausseen in allen Richtungen gebaut, sodann durch Ausgrabung großer und schöner Wasserbassins die Gegend einigermaßen trocken gelegt, endlich an den schönsten Punkten sehr geschmackvolle Villen errichtet. Eine solche ist Oserki, welches ungemein an Charlottenhof bei Potsdam erinnert. Ein ganz bedeutender Bau ist Babigon, auf einem Hügel, von wo man eine weite Aussicht über Land und Meer bis Petersburg und Kronstadt hat. Aber freilich, die weiten Aussichten sollte man hier nicht aufsuchen. Sobald man aus den Anlagen herauskommt, ist das Land meist sumpfiges Brachland mit niedrigem Gebüsch, das Meer grau und eintönig, wenigstens bei dem grauen Himmel, den wir heute hatten. Der Pavillon selbst ist prachtvoll, ganz aus Granit, Marmor und Sandstein erbaut. Auf einem fast egyptischen Unterbau von geschnittenen Granitquadern erheben sich zwei Etagen, jede von Säulen rings umgeben, die Monolithen, aus prachtvollem schwärzlichen Granit gehauen und schön polirt sind. Die Capitäler aus weißem Marmor sind im untern Geschoß korinthisch, im obern dorisch, was freilich ungewöhnlich ist, wie denn überhaupt ein zweistöckiger attischer Tempel. — Vor demselben stehen die beiden Rossebändiger des Baron Kloot, die auch vor dem Berliner Schloß stehen, und die der Volkswitz den gehemmten Fortschritt und den geförderten Rückschritt getauft hat. Das Ganze ist mit einer für Rußland ganz ungewöhnlichen Solidität, und wie für die Ewigkeit gebaut, und macht einen sehr angenehmen Eindruck. — Nachmittags machten wir eine Spazierfahrt in der entgegengesetzten Richtung, nach Oranienbaum. Der Weg dahin ist außerordentlich hübsch. Zur Linken hat man fortwährend einen niedrigen Höhenzug, mit einer ununterbrochenen Reihe von Landhäusern und Gärten, ähnlich etwa wie auf dem Wege von Altona nach Blankenese. Ganz besonders zeichnet sich die Datschke der Großfürstin Marie aus. Oranienbaum ist ursprünglich der Landsitz des bekannten Admirals Men-

tschikoff und gehört gegenwärtig der Großfürstin Helene, welche aber nicht anwesend ist. Das Schloß hat in der Anlage sehr viel Aehnlichkeit mit Peterhof. Das weiß und gelbe Hauptgebäude ist von einer Kuppel überragt, welche eine wohl 20 Fuß hohe Grafenkrone trägt; zwei Pavillons stehen durch Galerien mit dem corps de logis in Verbindung. Vor der Fronte befindet sich die Terrasse, zu welcher man auf breiten Granittreppen aufsteigt, und von dort zieht sich auch hier ein Canal zum Meere, doch fehlen die Wasserkünste. Dafür ist aber die Aussicht viel reicher als die von Peterhof, denn das grade gegenüberliegende Kronstadt mit seinen Kuppeln, mit den umgebenden Inselfestungen und dem Wald von Masten bildet hier einen sehr malerischen Hintergrund. Der seichte Meerbusen erinnert mich immer an die Lagunen, und wenn man einen sehr hohen, dicken Fabrikschornstein für den Markusthurm nehmen will, so kann man sich einbilden, die stolze Venetia zu sehen. Das Schloß ist übrigens sehr wohnlich und comfortabel eingerichtet. Mit niedrigen Zimmern und engen Fenstern hat man sich ja zu jener Zeit überall begnügt, und das entspricht auch dem Klima. Ein schöner Luxus sind die großen Spiegelscheiben; sie lassen die Landschaft sehr vortheilhaft erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Geschichte von Brasilien von Heinrich Handelmann. Erste Lieferung. Berlin 1859. Verlag von Julius Springer.

Handelmann ist bereits vortheilhaft bekannt durch seine „Geschichte der Amerikanischen Colonisation und Unabhängigkeit." Daß der Verleger auch für das vorliegende Buch ein Recht hat zu sagen: es werde eine Lücke ausfüllen, die sich zumal in der letzten Zeit empfindlich bemerkbar gemacht, ist nicht zu bezweifeln. Denn es ist eine bekannte Sache, wie die Aufmerksamkeit in Betreff der Auswanderungsfrage seit längerer Zeit in Deutschland auf Brasilien gerichtet, wie die Regierung dort mehrfache Versuche gemacht, deutsche Ansiedler heranzuziehen, wie namentlich neuerdings ein competenter Beurtheiler transatlantischer Zustände, unser Landsmann Julius Fröbel, sich für eine Colonisation Südbrasiliens durch Deutsche unter dem Schutze einer deutschen Macht ausgesprochen hat. Deshalb ist eine Zusammenstellung der Thatsachen in Betreff der Colonisation, eine entwickelnde Beleuchtung derselben für Jeden, der Neigung und Beruf hat, sich mit der wichtigen Frage zu beschäftigen, eine dankenswerthe Gabe, zumal da es darauf angelegt ist, eine Uebersicht aller unserer dermaligen Kenntnisse von Brasilien zu bringen. Die uns vorliegende erste Lieferung ist durchaus geeignet, zu einer bedeutenden Erwartung von diesem Buche zu berechtigen. Sie umfaßt beinahe drei Capitel des ersten Abschnittes: Kampf um den Besitz Brasiliens. Bis dahin strecken außer den Portugiesen nur noch Spanier und Franzosen die Hände nach dem lockenden Besitzthum aus; den Kampf der Engländer und hauptsächlich der Holländer, an welche in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Spanien und Portugal die Seeherrschaft abtreten, wird erst die zweite Lieferung bringen. — Heben wir aus dem uns hier vorliegenden Hefte nur eine Erörterung hervor, die Beantwortung der Frage nach dem seltsamen Namen: Amazonenstrom. Es war am 22. Juni 1541, da hatten die Spanier unter Orellana mit einer indianischen Horde zu kämpfen, unter der sie eine kleine Anzahl bewaffneter Weiber bemerkten, wahrscheinlich Frauen, die ihre Männer in's Feld begleitet hatten, wie das noch bei einigen brasilianischen Stämmen Sitte ist. Die Spanier aber, durch eine falsche Gelehrsamkeit getäuscht, gedachten bei dem Vorfalle der Amazonen des Alterthums und sahen in jenen kriegerischen Weibern die Königinnen, die Heerführerinnen der feindlichen Nation. Sie glaubten von einzelnen Gefangenen oder benachbarten Indianern vernommen zu haben, jener Stamm sei einer mächtigen und zahlreichen Völkerschaft von kriegerischen Indianerinnen unterworfen und tributpflichtig. Diese Frauen-Nation aber wohne weiter im Binnenland, in wohlbefestigten, prächtigen Ortschaften, rings im Umkreise berühmt und gefürchtet; kein Mann werde unter ihnen geduldet u. s. w. So gelangte die Wundersage der Amazonen aus dem Oriente, von den Gestaden des Don und des schwarzen Meeres, und zwar über eine fabelhafte Insel der mythischen Geographie des Mittelalters, die Inseln der einsamen Männer und Frauen auf Behaim's Weltkugel nach dem fernen Westen, in das Thal des Amazonenstroms. Der Name blieb haften für immer.

Betrachtungen und Urtheile des Generals der Infanterie E. C. v. Aster über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Parteibewegungen unsers Jahrhunderts. Mitgetheilt von Dr. G. Eilers, Geheimem Regierungsrath. Erster Theil. Saarbrücken, Neumann'sche Buchhandlung. 1858.

Der Leser erstaunt über den langweiligen Titel dieses Buches von einem Manne, der seinem andern, jetzt vierbändigen, einen so kur-

zen, ansprechenden verliehen, um so mehr, da der Unterschied zwischen der „Wanderung durch's Leben," und diesem Buche mit dem langen Titel ein sehr geringer oder eigentlich gar keiner ist. Eilers selbst erzählt uns S. 226, ein katholischer Freund habe zum sechsten Capitel des dritten Theiles seiner Wanderung: Der Kampf des Königthumes mit dem Papstthume, bemerkt, es sei nicht wohlgethan, längst überwundene Gehässigkeiten wieder in Erinnerung zu bringen. Eilers hält dies dennoch auch hier für nöthig, indem er eine lange Geschichte der bairischen Kniebeugungsfrage hereinzieht, um endlich anzugeben, wie der General Aster darüber gedacht habe. Eilers für sich erklärt wiederholt S. 207 und S. 229, er dürfe zum Beweise seiner Unparteilichkeit in diesen publicistischen Kämpfen die Thatsache anführen, „daß unsere kaltherzigen und heißköpfigen lutherischen Symboleiferer mich der Hinneigung zum Katholicismus beschuldigten, während die eben so kaltherzigen und noch heißköpfigern Eiferer für die römische Hierarchie mich als einen argen Katholikenhasser verschreien." Den letzten Vorwurf begreifen wir nach der ganzen Haltung der preußischen Weltanschauung des Herrn Geheimeraths, der erstere setzt uns in Erstaunen.

Von höherm Interesse ist, was Eilers über Aster beibringt. Aster war von Geburt ein Sachse, zu Dresden 1778 geboren. Er trat im 19. Jahre seines Alters als Tranchee-Sergeant in das sächsische Ingenieur-Corps. Es ist merkwürdig, daß sein Talent, wie dasjenige so manches andern begabten Mannes, erst erkannt wurde von dem Kaiser Napoleon. Nach dem Kriege gegen Preußen von 1806 sollte Torgau zu einem großen befestigten Waffenplatze gemacht werden. Der Ingenieur-Oberst Lecocq entwarf den Plan und der damalige Capitän Aster erhielt den Auftrag, denselben dem Kaiser vorzulegen. Es geschah zu Fontainebleau. Der Kaiser sah den Plan, verwarf ihn auf der Stelle und gebot dem Ueberbringer, einen neuen anzufertigen. Aster brachte seinen Entwurf. Der Kaiser äußerte sich erst wegwerfend, bis er näher auf die Sache einging und zuletzt dem Plane seine Genehmigung gab. Dann sprach er dem Könige von Sachsen seine Verwunderung aus, daß ein so ausgezeichneter Officier noch nicht zu höhern Rangstufen befördert sei. Aster ward sofort Major im Generalstabe. Seine spätere Wirksamkeit in preußischen Diensten als Erbauer der Festungen am Rheine ist aller Welt bekannt.

Mit Nachdruck hebt nun Eilers hervor, daß diese Thätigkeit des bedeutenden Mannes als Ingenieur nur eine der vielen Seiten seiner geistigen Thätigkeit war. Er bespricht das Verhältniß des Generals zu Schleiermacher, namentlich aber Aster's Gedanken über Erziehung und Unterricht. Was Eilers S. 44 als Grundzüge der Anschauung des Generals aufstellt, halten wir für sehr bedeutsam. „Aster erklärte es für einen verderblichen Irrthum, wenn man glaube, man könne auf Gefühls-, Verstandes- und Willensvermögen s c h a f f e n d einwirken, und gerade in d i e s e m Irrthume erblickte er die Hauptquelle der falschen Behandlung unserer Jugend in den öffentlichen Schulen. Nur l e i t e n d und f ö r d e r n d, war seine Meinung, könne man die Menschennatur behandeln, wobei der leitende Gesichtspunkt stets auf den Hauptzweck gerichtet sein müsse, den Zögling zur Selbsterziehung zu befähigen und Dasjenige abzulenken, was die Entwicklung d e r f r e i e n S e l b s t t h ä t i g k e i t hemme oder erschwere." Eilers erörtert ferner die Ansichten des Generals über Presse und Preßgesetzgebung, und dann über Theologie, wie wir schon berührt haben; doch glauben wir nicht, daß unter diesen Erörterungen an kernigem Wesen eine Betrachtung der pädagogischen gleich komme.

Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Von Georg Pfahler. Stuttgart 1858. Gebr. Scheitlin.

Die Ankündigung dieses Buches bemerkt, daß auf keinem Gebiete des Wissens eine solche Summe von Talenten aufgewendet werde, als auf demjenigen unserer nationalen Geschichte, daß jedoch nur diejenigen Arbeiten Anspruch auf Anerkennung erheben dürfen, welche selbständig auf der gründlichen Durchforschung des überaus reichen Materiales ruhen. Eine solche Arbeit also wird hier in Aussicht gestellt. Es liegen uns die vier ersten Lieferungen zu fünf Bogen vor. Sie gehen erst bis Chlodwig und mithin ist danach die Sache etwas weit ausgesponnen. Namentlich glauben wir, daß in einem Buche, welches offenbar den Zweck hat, einem weiteren Leserkreise dienen zu sollen, die ausführlichen Besprechungen der Deutschen unter der römischen Kaiserzeit immerhin fehlen könnten. Sehr wichtig dagegen erscheint es, daß der Verfasser mit besonderer Aufmerksamkeit die Christianisirung der deutschen Stämme betrachtet. Man redet in unsern Tagen sehr viel von Culturgeschichte; aber nicht selten wird dabei der wesentliche Gesichtspunkt außer Acht gelassen. Das Fundament aller Culturgeschichte ist die Geschichte der Religion des jeweiligen Volkes, und daß Pfahler diesen Gedanken, so weit wir bis jetzt ersehen, durch sein Buch festhält, erweckt in uns eine günstige Meinung für dasselbe.

Zweite Abtheilung.

Das Mammuth.

Von Dr. Jakob Nöggerath.

> Siehe, der Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, frißt Heu, wie ein Ochse. Siehe, seine Kraft ist in seinen Lenden — Seine Knochen sind wie festes Erz, seine Gebeine sind wie eiserne Stäbe. Er ist der Anfang der Wege Gottes; der ihn gemacht hat, der greift ihn an mit seinem Schwert. — — —
>
> Hiob 40, 10—18.

Kein anderes Thier der Vorwelt, dessen Reste wir in der Erdrinde vorfinden, dürfte ein so vielseitiges Interesse gewähren, als das **Mammuth**, dieser ausgestorbene riesige Dickhäuter aus dem Elephantengeschlecht, welcher einstmals über ein sehr großes Gebiet der nördlichen Halbkugel rings um dieselbe herum fast eben so verbreitet war, als in der Jetztzeit unsere größern Hausthiere, das Pferd und der Ochs. Die Menge seiner aufgefundenen Knochen und Zähne, selbst ganzer Körper, reden der letzten Annahme das Wort. **Bronn** hat in seiner vortrefflichen „Lethaea geognostica" das Verbreitungsgebiet der fossilen Mammuthreste wie folgt ermittelt. Es erstreckt sich von Spanien im Westen und von Apulien und Sicilien, der Felseninsel Gozo bei Malta, und Athen und Odessa im Süden über ganz Europa (nur in Skandinavien hat man das Mammuth noch nicht gefunden, wohl aber seinen sonst häufigen Begleiter, das vorweltliche Rhinoceros — Rhinoceros tichorhinus), vom Kaukasus durch ganz Sibirien und von den nordwärts davon im Polarmeer gelegenen Inseln bei Kamtschatka, über die nordwestliche Küste Amerika's abwärts über Ohio, Kentucky, Missouri bis Süd-Carolina, also zwischen 40 und 75 Grad nördlicher Breite um die Kugel des Planeten herum.

Sehr reiches Material zur Kenntniß jenes Thieres einer frühern Schöpfung liegt in der Wissenschaft vor, und wenn wir daraus das Wichtigere schöpfen, so ist es lediglich die übergroße Fülle des Stoffes, welche beschwerlich wird. Nur Dasjenige, was über den Gegenstand allgemein anspricht, soll erwähnt werden, nicht aber wollen wir uns zu den tiefen anatomischen, vorzüglich osteologischen Forschungen versteigen, welche aus der genauen Vergleichung der heutzutage lebenden Elephanten mit dem Mammuth hervorgegangen sind, und verweisen vielmehr für dieses Gebiet auf die werthvollen Arbeiten von **Blumenbach**, **Adams**, **Tilesius**, **Rosenmüller**, **Cuvier**, **Pander** und **d'Alton**, **Eichwald**, **Fischer von Waldheim**, **Brandt**, **Goldfuß** und Andere.

Das vielfache Auffinden der Knochen eines so großen Thieres, besonders aber seiner Stoßzähne, aus einer eigenthümlichen Substanz, dem Elfenbein bestehend, mußte schon frühe die Aufmerksamkeit erregen. **Theophrast**, der Schüler **Aristoteles'**, erwähnte schon, daß weißes und schwarzes Elfenbein gefunden werde, daß aus der Erde Knochen entständen und knöcherne Steine vorkämen. Die Mammuthknochen wurden später oft als Reste von menschlichen Riesen angesehen. Im vierzehnten Jahrhundert schrieb namentlich **Bolaz** Knochen dieser Art vormaligen Riesen zu, und zahlreiche ähnliche Beispiele der Deutung lassen sich aus alten Schriftstellern von den Römern ab bis in die vorletzten Jahrhunderte anführen. Die Knochen jener Art, welche im Jahre 1577 bei Luzern aufgefunden wurden, verdienen dieser seltsamen Deutung wegen besonders hervorgehoben zu werden. Der berühmte Professor der Medicin, **Felix Plater** in

Basel, erkannte sie nicht allein für Riesenknochen, sondern zeichnete sogar das ganze Skelett des neunzehn Fuß hohen Riesen, dem sie angehört haben sollten. Von da ab nahmen die Luzerner zwei Riesen als Schildhalter in ihr Stadtwappen auf. Blumenbach überzeugte sich aber aus den noch vorhandenen Knochen, daß sie vom Mammuth herrühren.

Es war eine bizarre Ansicht, welche schon Aristoteles und Albertus Magnus aufstellten, daß alle Fossilien, also auch die eigentlichen Versteinerungen, nur die Producte einer im Erdkörper waltenden bildenden Kraft (vis plastica oder formativa) seien, und daß daher die Fossilien niemals wirklich lebenden Organismen angehört hätten. Im siebenzehnten Jahrhundert gewann diese Anschauungsweise mehrfach Anhänger, und als man im Jahre 1695 ein schönes Mammuths-Gerippe bei Burgtonna im Gothaischen fand, hielt das ganze Collegium medicum diese Knochen für ein Mineral, der Bibliothekar Tentzel aber für wirkliche Knochen, und Dr. Carl fand es nöthig, in einer eigenen Schrift alle Beweismittel aufzubieten, ja selbst die chemische Zerlegung zu Hülfe zu nehmen, um darzuthun, daß die fossilen Knochen weder Spiele der Natur, noch Erzeugnisse einer vis plastica der Erde seien. Die Schwaben hatten schon früher an der Existenz fossiler Knochen nicht gezweifelt, wußten aber nicht, welchem Thiere die Mammuthsknochen angehören. Im Jahre 1494 wurden bereits bei Hall am Kochen aufgefundene große Knochen erwähnt, und in der dortigen Michaeliskirche ist noch jetzt ein riesiger Stoßzahn in eisernen Bändern vorhanden mit der Inschrift:

„Tausend sechshundert und fünf Jahr
Den dreizehnten Februar ich gefunden war
Bei Neubronn in dem hallischen Land
Am Bühler Fluß zur linken Hand
Sammt großen Knochen und lang Gebein,
Sag, Lieber, was Art ich mag sein."

Leibnitz („Protogaea") schuf in seiner Phantasie aus den bei Quedlinburg gefundenen Mammuthsknochen ein wunderbares einhörniges Thier, Unicornu fossile, indem er dem Geschöpfe einen Stoßzahn an die Stirne setzte. Schon vor ihm hatte man solche Knochen für die des Einhorns gehalten, dessen wirkliche Existenz bekanntlich noch nicht erwiesen ist. Das vermeintliche fossile Einhorn spielte sogar eine Rolle in der Medicin gleich dem frischen Einhorn, welches die Hornwaffe des Narvals (einer Cetacee) war und jetzt nur noch ein Ornament der Apotheken bildet. Das Mammuth war ein Elephant eigenthümlicher Art, und wenn wir denselben kurz charakterisiren wollen, so liegt es wohl am nächsten, ihn mit den noch lebenden Elephanten zu vergleichen, da deren Bild allgemein bekannt ist. Es existiren in der lebenden Schöpfung zwei verschiedene Arten von Elephanten, der afrikanische (Elephas africanus) und der asiatische, auch der indische genannt (Elephas asiaticus), welche zuerst von Blumenbach durch wesentliche Kennzeichen unterschieden worden sind.

Bei dem ersten ist der Kopf rund, die Stirn gewölbt, die Ohren sind sehr groß und breit und bedecken die Schultern. Er hat vier Nägel an den Vorder- und drei an den Hinterfüßen. Die Kaufläche der Backenzähne ist mit rautenförmigen Querbändern von Email versehen. Die Stoßzähne sind groß, größer als beim asiatischen Elephanten, auch bei beiden Geschlechtern vorhanden. Seine Haut ist einfarbig dunkelbraun. Er lebt am Cap, am Senegal und in Guinea, findet sich wahrscheinlich auch in Mosambik.

Der asiatische Elephant dagegen hat einen länglichen Kopf, eine vertiefte (concave) Stirn, kleine, oft eckige Ohren, und undulirte Streifen von Email auf den Kauflächen der Backenähne. Dei Backenzähne unterscheiden ihn daher scharf von dem afrikanischen Elephanten. An den Vorderfüßen hat er fünf Nägel und an den Hinterfüßen vier. Die Hautfarbe ist gewöhnlich grau mit braunen Flecken. Er ist auf beiden Seiten des Ganges und in dem mittägigen China verbreitet, auch auf den Inseln des indischen Meeres, auf Ceylon, Java, Borneo, Sumatra u. s. w. Es gibt von ihm verschiedene Varietäten nach Größen, leichterm oder schwererm Bau des Körpers, nach der Länge und Richtung der Stoßzähne und in der Hautfarbe.

Auf die schöne Abhandlung von A. W. von Schlegel „Zur Geschichte des Elephanten" in der „Indischen Bibliothek" I. 2., verdient hier verwiesen zu werden, in welcher eine Menge zum Theil wenig bekannter, besonders geschichtlicher Thatsachen von beiden Arten der lebenden Elephanten, von geistreichen Folgerungen begleitet, enthalten sind.

Das Mammuth, Elephas primigenius, Blumenbach, kennen wir beinahe so genau, wie die beiden lebenden Elephantenarten. Die zahlreichen aufgefundenen Mammuthsknochen aus drei Welttheilen haben uns mit dem Baue seines Skeletts so vollständig vertraut gemacht, als bei irgend einem andern fossilen Säugethier der Fall ist. Seine Knochen und Zähne, mitunter ganze Gerippe, finden sich in der Diluvial-Formation, oft mit Knochen anderer ausgestorbener Säugethierarten zusammen, vorzüglich Rhinocerossen, Hippopotamen, Hyänen, Bären, Tigern, Hunden, Hirschen u. s. w. In den Apenninen trifft man ihn im röthlichen Sande. Auch kommt er in sogenannten Knochenhöhlen (z. B. in den-

jenigen von Kirkdale und in der Kantshöhle bei Tourquay) in Begleitung von Raubthierknochen, Hyänen, Bären u. s. w. vor. Die Mammuthe mögen die Beute jener Fleischfresser gewesen, und von ihnen als zerrissene Cadaver in die Höhlen geschleppt sein. In andern Kalksteinhöhlen, wie z. B. bei Balve im Regierungsbezirk Arnsberg in der Provinz Westphalen, hat man indeß große Anhäufungen von Mammuthszähnen unter Verhältnissen aufgefunden, welche nicht zweifelhaft lassen, daß diese Zähne von den Fluthen in die Höhlen geschwemmt worden sind. Die meisten Mammuthsknochen und Zähne, welche Deutschland, Frankreich, England u. s. w. geliefert haben, fanden sich aber im Lehm und Löß. Es würde eine fruchtlose Bemühung sein, die ganz außerordentlich große Anzahl von Fundstellen mit nähern Umständen namhaft zu machen, welche Reste von Mammuthen geliefert haben. An manchen Orten lagen sie von einer großen Anzahl von Individuen zusammen, so z. B. zu Thiede in Braunschweig und bei Cannstatt in Württemberg, auch in England.

Wir kennen von dem Mammuth mehr als das bloße Skelett, selbst seine Körperbedeckung und sein ganzes äußeres Ansehen ist uns bekannt geworden. Man hat nämlich im hohen Norden Mammuthe und ebenfalls Rhinocerosse (Rhinoceros tichorhinus) im Eise mit ihrem Fleische, der Haut und den Haaren eingefroren gefunden. Sarytschew erwähnt ein solches Mammuth, welches an den Ufern des Alascia, eines jenseits des Indigirska in das Eismeer sich ergießenden Flusses entdeckt wurde. Es fand sich in aufrechter Stellung, wie auch oft im hohen Norden bloße Skelette vorkommen, war fast ganz erhalten, mit der Haut und mit ihren Haaren bedeckt. Eine große Berühmtheit besitzt aber ein zweites solches Exemplar, welches der russische Kaiser für das Museum der Petersburger Akademie für 8000 Rubel angekauft hat. Es wurde an der Küste des Eismeeres an der Mündung des Lena gefunden. Im Jahre 1799 entdeckte nämlich ein tungusischer Fischer zwischen andern Eismassen einen unförmlichen Block, aus welchem ein paar Jahre später die eine Seite des Thieres mit einem Stoßzahn herausschmolz. Erst nach fünf Jahren wurde das Thier ganz frei, und der Fischer nahm ihm im Jahre 1804 die Stoßzähne ab, welche er für 50 Rubel verkaufte. Im Jahre 1806 begab sich der Akademiker Adams an Ort und Stelle. Die Thierleiche war schon sehr verstümmelt, die Jakuten hatten mit dem Fleische ihre Hunde gefüttert und wilde Thiere

Das Mammuth. (Elephas primigenius.)

hatten davon gefressen. Das Skelett, mit Ausnahme eines Fußes, zeigte sich noch gut erhalten, zum Theil mit den Knochenbändern und noch von der Haut bekleidet, namentlich war der Kopf mit der eingetrockneten Haut versehen. Am Halse und an andern Theilen des Körpers fehlte selbst die ursprüngliche Haarbedeckung nicht. Man fand sogar mehr als dreißig Pfund seiner Haare im Boden durch die Eisbären verscharrt, welche von dem Thiere gefressen hatten. Adams kaufte die Stoßzähne wieder an, welche mehr als neun Fuß lang waren. Später wurden noch einige solcher Funde an der Eismeerküste gemacht. Es wird ein vollständiges Mammuth mit Fleisch, Haut und Haaren angeführt, welches Motschulski an den Ufern des Tas im Jahre 1841 auffand; die Reste sind nach Tobolsk geschafft worden. Sogar soll bei diesem Individuum noch der Magen mit einigen Nahrungsresten erhalten gewesen sein. Nach den Beobachtungen von von Wrangel nehmen die Knochen und Gerippe von Süd nach Nord in der Häufigkeit zu, nach Hedenström soll aber die Größe der Knochen und Zähne nach Norden abnehmen, welches allerdings auffallend wäre. Die meisten finden sich auf den Inseln im Eismeer (Lächow-Inseln in Neusibirien). Die Stoßzähne von dieser Insel werden seit mehr als hundert Jahren in großen Ladungen als Elfenbein verkauft. Man hält das fossile Elfenbein aus dem Norden, welches einen bedeutenden Handelsartikel bildet, selbst für besser, als dasjenige der lebenden Elephanten. Der beständige Frost hat wahrscheinlich das Elfenbein gut erhalten, welches nicht bei den Zähnen aus Deutschland, Frankreich u. s. w. der Fall ist. Diese sind meist mehr oder weniger verwittert und zerfallen leicht in Stücke. Bei der Untersuchung von Nordamerika durch Kotzebue fand Dr. Eschscholz am Kotzebue-Sund in 66 Grad 15 Minuten 36 Secunden nördlicher Breite Felsen von Eis von hundert Fuß Höhe mit Lehm, Sand und Erde 1½ Fuß dick bedeckt, worauf Moos und Gras grünt. In dem Eise aber finden sich zahlreiche Mammuthszähne. Sowohl Otto von Kotzebue als sein Begleiter, Dr. Chamisso, haben die Thatsache beschrieben.

Das Mammuth, von dem wir vorstehend ein Bild geben, welches seinen ganzen Körperbau, wie er im Leben beschaffen sein mochte, restaurirt darstellt, hatte einen noch längern Kopf, als der asiatische Elephant, mit welchem es am nächsten verwandt ist. Die Stirn ist concav, und seine Backenzähne gleichen sehr denjenigen jenes Elephanten; auf der Kaufläche zeigen sie ebenfalls undulirte schmale Schmelzbänder, also keine rautenförmigen, wie bei der afrikanischen lebenden Species. Die Zahl dieser Schmelzbänder ist beim Mammuth noch größer, als bei dem asiatischen Elephanten. Auch sind die Stoßzähne durchgängig größer, als beim afrikanischen Elephanten und mehr oder weniger spiralförmig nach Außen gebogen, so daß sie auf einer Ebene nicht vollkommen aufliegen; die Backenhöhlen, welche die Stoßzähne einschließen, sind tiefer. Von der Anzahl der Nägel an den Füßen des Mammuths scheint Nichts bekannt zu sein. Die Knochen der Extremitäten sind plumper und oft länger, als beim asiatischen Elephanten. Diesen scheint es in der Größe noch übertroffen zu haben.

Ganz abweichend war aber das Mammuth gegen die lebenden beiden Elephantenarten in seiner Hautbedeckung. Es hatte ein kurzes hellgelbes Wollhaar und ein braunes, zwölf bis fünfzehn Zoll langes, grades Haar, welches letztere am Rückgrath eine Mähne bildete. Auch waren die Ohren zottig behaart. Seine Haut war bei dem von Adams gefundenen Cadaver dunkelgrau, schien aber nicht die braunen Flecken des indischen Elephanten zu haben.

Nach der Untersuchung des Mammuthskeletts macht Cuvier den allgemeinen Schluß, daß dieses Thier gegen den asiatischen Elephanten abweichender gewesen sei, als der Esel vom Pferde oder der Schackal und Isatis vom Wolf oder Fuchs. Die Verschiedenheit des Mammuths vom asiatischen Elephanten ist viel zu groß, als daß man annehmen könnte, dieser stamme von jenem ab. Seit Cuvier's Untersuchungen dieser Thiere haben auch nur einige Anhänger der jetzt aufgegebenen extremen Lamarck'schen Theorie von der Umwandlung der Art die Stammeltern des asiatischen Elephanten in dem Mammuth gesucht, kein Naturforscher unserer Zeit dieselben aber darin erkannt.

Fast alle Mammuthe gehören jener einzigen Art an. Es wurden zwar von Fischer von Waldheim, Eichwald und Brandt aus Rußland noch mehrere Arten unter besondern wissenschaftlichen Namen aufgestellt, welche aber nur individuelle Abweichungen nach Alter, Geschlecht, Klima, Nahrung u. s. w. zu sein scheinen, wie deren auch bei den lebenden Elephanten vorkommen. Es gibt übrigens noch sehr seltene fossile Backenzähne, welche rautenförmige Schmelzleisten auf den Kronen haben, ähnlich wie bei dem afrikanischen Elephanten. Goldfuß hat diese Mahlzähne beschrieben, wovon sich zwei Exemplare im naturhistorischen Museum der Rheinuniversität zu Bonn befinden. Er hat nach ihnen eine besondere Art, Elephas priscus, aufgestellt. Cuvier bezweifelt den fossilen Zustand dieser Zähne. Ihre Beschaffenheit dürfte aber doch dafür sprechen.

Gelegentlich mag es hier angeführt werden, daß das genannte Museum, welches reich an

Mammuthsresten vorzüglich aus Rheinland-Westphalen ist, auch einen bei Lünen in der Lippe ausgegrabenen halben Unterkiefer vom Elephas primigenius besitzt, worin zwei Backenzähne unmittelbar hinter einander stehen. Gewöhnlich befindet sich auf jeder Seite eines jeden Kiefers nur ein Backenzahn. Es ist aber jene eine Seite des Unterkiefers von einem Individuum, welches grade im Neuzahnen begriffen war. Die lebenden Elephanten ersetzen den abgenutzten Zahn durch einen neuen hinter dem alten aus der Kinnlade hervortretenden, so daß zeitweilig, ehe der alte Zahn verloren gegangen ist, auf einer Seite des Kiefers zwei Zähne vorhanden sind. Sie wechseln in dieser Weise die Backenzähne sechs bis sieben Mal, so daß das Thier während seines Lebens zusammen etwa achtundzwanzig Backenzähne hatte. Die in der Entwicklung begriffenen embryonischen Backenzähne sind im Innern der Kinnlade eingeschachtelt. Daher ist jenes Stück, welches diesen Zahnungsproceß auch beim Mammuth nachweist, eine ganz interessante physiologische Merkwürdigkeit.

Die Bewohner Sibiriens glauben, daß das Mammuth wie der Maulwurf in der Erde lebe, und es soll selbst der Name Mammont oder Mammuth von Mamma, welches in einigen tartarischen Mundarten Erde bedeutet, hergeleitet sein. Andere suchen den Namen im Arabischen; von Behemoth soll er herkommen, womit das Buch Hiob in dem vorstehend als Motto aufgeführten Texte ein großes unbekanntes Thier bezeichnet, oder von Mehemoth, ein Beiwort, womit die Araber einen sehr großen Elephanten bezeichnen; der Elephant heißt Fihl im Arabischen. Bei den Chinesen findet man in sehr alten Schriftstellern ebenfalls die Fabel von dem unterirdischen Aufenthalt des Mammuths. Sie nennen das Thier Tyn-schu oder Ynschu. Seltsamerweise haben Gelehrte, namentlich der Engländer Ranking, darzuthun gesucht, daß die Mammuthsreste von den Elephanten herrührten, welche den Römern und Karthagern auf ihren Zügen gedient haben.

Daß das Mammuth, wie man ebenfalls wohl angenommen hat, noch gegenwärtig im hohen Norden leben soll, ist mit jenen Mähren gleichwerthig zu erachten. Abgesehen davon, daß noch Niemand das Thier lebend gesehen hat, und daß es sich durch sein in drei Welttheilen weit verbreitetes Vorkommen im fossilen Zustande in den Diluvialschichten und von andern ausgestorbenen Thieren begleitet als ein Geschöpf der Vorwelt ganz unverkennbar ausweist, so könnte dasselbe jetzt auch nicht auf dem festen Lande von Sibirien, noch weniger aber auf den Inseln im Eismeere lebend existiren, denn hier könnte das pflanzenfressende Thier heutzutage bei der sehr kargen Vegetation des hohen Nordens nicht die genügende Nahrung für seinen kolossalen Körper finden. Nur durch Einfrieren in Uferschlamm sind die mit Fleisch, Haut und Haaren versehenen Cadaver aus einer frühern Erdperiode bis auf uns erhalten worden.

Diesem entspricht auch die Ansicht von Bronn in Betreff der vormaligen lebendigen Existenz des Mammuths in so hohen Breiten, wo es grade am häufigsten seine Reste hinterlassen hat. Das Wollhaar deute auf die Bestimmung des Lebens dieser Art in kälterm Klima hin. Die Nahrung der Elephanten überhaupt besteht in beblätterten Baumzweigen, Schilf u. dgl. Zwischen den breiten Malmzähnen könnten sie auch die härtesten Futterpflanzen verarbeiten. „Und so," fährt er fort, „konnten sie also nordwärts vordringen, so weit es auch im Winter solche beblätterte Baumzweige gab, d. h. in Europa bis über den 70 Grad, in Asien bis über den 60 Grad nördlicher Breite, wo dann die immergrünen Nadelhölzer aufhören; sie würden dort noch jetzt allenfalls ihre Nahrung selbst im achtmonatlichen Winter über Schneefeldern finden; da man die Reste dieser Thiere aber in Nordasien in noch viel höheren Breiten in einer Häufigkeit und Erhaltungsweise einsammelt, welche einen weiten Transport ihrer Leichen nicht gestattet, so muß man jedenfalls annehmen, daß die klimatischen Verhältnisse Sibiriens damals andere gewesen sind, als jetzt."

Der Geologe wird, auf allgemeine Thatsachen sich stützend, gern annehmen, daß zur Diluvialzeit das Klima noch um Einiges wärmer war, als es jetzt ist. Der ausgezeichnete englische Geologe Lyell meint übrigens, daß vielleicht die Hebung von Centralasien allmälig den Untergang der Thiere herbeigeführt habe, weil dadurch nothwendig die Temperatur Nordasiens herabgedrückt werden mußte. Dieselbe Ansicht ist auch von Quenstedt wiedergegeben worden.

Ein Winter bei den Tschuktschen.

Von

Hermann Brahe.

(Schluß.)

Der Ausbruch nach dem Osten.

Endlich zeigte unser Kalender — ein Stück Fischbein, auf dem wir jeden Tag, so gut es in der langen Winternacht zu unterscheiden war, durch eingegrabene Striche bezeichnet hatten — daß der Februar zu Ende sei. Auch andere Zeichen verkündeten das Herannahen einer bessern Jahreszeit; nur darf man

dabei nicht an ein Erwachen der Natur, wie es bei uns im Frühjahr stattfindet, denken. Nur die Sonne zeigte sich wieder über dem Horizont, obgleich ihre matten, schrägen Strahlen erst wenig zu wärmen vermochten, und die Kälte nahm in Etwas ab; sonst lag noch Alles erstarrt und von tiefem Schnee und Eis bedeckt da. — Wir aber waren der langen Gefangenschaft überdrüssig; lange genug hatten wir in den stinkenden Hütten gelegen, lange genug bei der ekelhaften Kost und Lebensweise ausgeharrt. Bis jetzt waren wir noch von Krankheiten und vom Scorbut verschont geblieben; jetzt durften wir

Tschuktschen.

es aber auch nicht länger hinausschieben, sondern mußten Wechsel, Bewegung und Thätigkeit, mußten körperliche und geistige Aufregung suchen, um doch nicht zuletzt diesen, unter solchen Verhältnissen gewöhnlichen Uebeln zum Opfer zu fallen. Zwar warnten unsere Wirthe vor einem zu frühen Aufbruch und baten uns inständig, noch länger zu bleiben und uns nicht den heftigen Frösten, die besonders in den Morgenstunden bis in den April hinein herrschen, auszusetzen, aber die Unruhe ließ uns nicht rasten. Wir wollten nach der Behringsstraße hinunter der Flotte entgegenziehen, die Ende Mai an der Kamschadalenküste sein und im glücklichen Falle schon im Juni ihre ersten Segel am Ostcap haben konnte. — Als die Tschuktschen sahen, daß ihr Abreden vergeblich war und daß sie mit ihren Warnungen tauben Ohren predigten, leisteten sie uns jede Hilfe bei unsern Zurüstungen, versahen uns, soweit es in ihren Kräften stand, mit Allem, was nöthig war und gaben uns die bestmöglichsten Rathschläge und Weisungen über die Art unserer Reise.

Es war in den ersten Tagen des März, als wir Pilgin — so hieß die fünfzehn Hütten und ungefähr fünfzig Menschen zählende Niederlassung, in der wir den Winter zugebracht hatten — verließen. Die besten Glückwünsche unserer bisherigen Wirthe, die uns eine lange Strecke Wegs noch das Geleit gaben, begleiteten uns. Wir statteten ihnen unsern herzlichsten Dank ab, empfahlen ihnen noch einmal, die am Strande liegenden Oelfässer des Eisens wegen ja nicht zu beschädigen, versicherten sie großer Geschenke an Eisen und Taback von Seiten der amerikanischen Regierung und zogen dann in der angegebenen Richtung fort. Aber schon am ersten Tage sahen wir, daß die Eingeborenen Recht hatten und daß die Jahreszeit, um in diesen Gegenden Fußwanderungen zu machen, noch nicht da sei. Glücklicherweise blieb das Wetter heute noch klar und milde und wir waren auch sonst durch mancherlei Umstände begünstigt, so daß wir noch bei rechter Tageszeit die nächste Niederlassung Depkain erreichten. Die Einwohner, welche schon um unser Schicksal wußten, nahmen uns freundlich auf und wir verweilten hier mehrere Tage, um uns von dem ersten Tagesmarsch zu erholen. Unsere Meinungen waren jetzt getheilt; die Einen machten mit Recht auf die großen Schwierigkeiten und Gefahren, denen wir uns jetzt noch aussetzten, aufmerksam; sie machten geltend, daß es besser wäre, da die Vorposten der Flotte doch frühestens erst im Juni in der Straße eintreffen könnten, das Vorrücken der Jahreszeit abzuwarten, wo wir dann mit viel leichterer Mühe und weniger Gefahr reisen und die zweihundert Meilen, die wir ungefähr bis zum Ostcap hätten, in viel kürzerer Zeit zurücklegen könnten. — Andere aber trieb die Ungeduld vorwärts; sie wollten sich lieber jeder Beschwerde unterziehen und jeder Gefahr aussetzen, als noch länger bei Thran und Speck in den schmutzigen Löchern liegen. — Die Folge davon war, daß wir uns bald trennten und nicht mehr im großen Haufen, sondern in kleinern Truppen unsere Wanderung fortsetzten. Wir hatten auch genug von den Eingeborenen gesehen, um überzeugt zu sein, daß wir ihnen nicht durch unsere Zahl zu imponiren brauchten, sondern auch einzeln Nichts befürchten durften und eine freundliche Aufnahme finden würden. So stieß die Auflösung des Ganzen nach dieser Seite hin auf keine Schwierigkeit, und andererseits verminderte sie, wenn wir in kleinere, aus wenigen Hütten bestehende Dörfer kamen, für die Eingeborenen die Last der Beherbergung und Bewirthung.

Da wir auf unserm Marsche bei dem langen Aufenthalt in den einzelnen Niederlassungen volle Muße hatten, das Volk ken-

nen zu lernen, was während des Winters nur theilweise und einseitig geschehen konnte, — da wir sie jetzt in voller Thätigkeit, mit dem Einsammeln der Wintervorräthe beschäftigt sahen und sie nach allen Richtungen hin beobachten konnten, so mag eine kurze Skizze der Leute, wie wir sie gefunden haben, hier ihren Platz finden.

Die Tschuktschen sind ein kräftiger, wohlgebauter Menschenschlag. Ihre Gesichtszüge haben zu sehr den mongolischen Typus, vorstehende Backenknochen, geschlitzte kleine Augen, gelbweiße Farbe, um nach unsern Begriffen schön heißen zu können. — Ihre Waffen, bei denen das Elfenbein meistens die Stelle des mangelnden Eisens vertritt, ihre Geräthschaften und Kleidungstücke sind mehr oder weniger denen der andern Polarbewohner ähnlich und finden sich jetzt wohl in den meisten Sammlungen Europa's und Amerika's, so daß eine nähere Beschreibung überflüssig ist. — Die Männer haben das Haar tonsurartig verschoren; die Weiber tragen es in eine Art Helmschmuck zusammengeflochten, ähnlich wie die Chinesinnen. Außer der Haartracht unterscheiden sich beide Geschlechter auch noch durch die Art des bei ihnen sehr gebräuchlichen Tättowirens, die Männer haben nämlich die Zeichnungen nur auf den Backen und unter den Armen, die Weiber im ganzen Gesicht; ferner durch die Aussprache gewisser Silben und Wörter, welche von den Weibern anders betont, ja zuweilen mit andern Consonanten versehen werden — eine sehr seltsame und merkwürdige Unterscheidung.

Ob die Tschuktschen früher ein kriegerisches Volk waren, vermag ich nicht anzugeben; in ihren Erzählungen spielen die Thaten und kriegerischen Tugenden ihrer Voreltern eine große Rolle; jetzt scheinen sie, obwohl es ihnen weder an Muth noch an Kraft fehlt, doch ein vorzugsweise friedliebendes Volk zu sein. Von den ihnen gegenüberwohnenden Eingeborenen der amerikanischen Küste entwerfen sie kein vortheilhaftes Bild; sie schildern sie als falsche, streitsüchtige und wilde Leute, mit denen man sehr vorsichtig und behutsam verkehren müsse — eine Thatsache, welche durch die Erfahrung der Walfischfänger theilweise bestätigt wird. Im täglichen Verkehr unter sich sind die Tschuktschen verträglich und ruhig, gerathen nicht leicht in Hitze und halten Viel von anständiger Haltung und einem ruhigen, gemessenen Benehmen. Sie sind auch so sehr Einer auf den Andern angewiesen, haben so viel mit gemeinsamen Entbehrungen und Gefahren zu kämpfen, daß sie ohne ein solches friedliches Verhalten gegen einander gewiß bald zu Grunde gehen würden. — Ihre geistigen Fähigkeiten sind gut, obgleich sie sich, wie bei den Mongolen überhaupt, mehr auf das Kleinliche, Beschränkte wenden, als zu höhern, allgemeinen Anschauungen erheben. Sie sind verschlagen und listig, dabei aber gutmüthig und freundlich. Wie weit ihre Gastfreundschaft geht, haben wir in vollstem Maße erfahren. Fühllos und unmenschlich sind sie nicht zu nennen, trotz manches grausamen Gebrauchs, auf den wir noch zurückkommen werden. Sie lieben die Geselligkeit, sind sehr gesprächig und mögen gern lange Geschichten erzählen und anhören. — Obwohl sie einen großen Theil des Jahres in ihren Hütten liegen, so sind sie doch eigentlich nicht träge. Schwerfällig und bequem sind sie allerdings, aber, wenn es die Noth erfordert, zeigen sie sich thätig, gewandt und ausdauernd, wie es ihr Beruf als Jäger und Fischer schon mit sich bringt. — Ob der Vorwurf des Hanges zum Stehlen ihnen mit Recht oder Unrecht gemacht wird, ist schwer zu entscheiden; es ist immer eine mißliche Sache, unsern moralischen Maßstab als den absoluten anzusehen und ihn unbedingt an die Verhältnisse anderer Länder und Völker anzulegen. — Was bei uns unter allen Umständen für unehrenhaft und unrecht gilt, erscheint wilden Völkern oft Fremden gegenüber als erlaubt. Der Weiße übervortheilt sie auf dem Wege des Handels mit listigen Worten und mit oft verdorbenen und verfälschten Waaren. Der Tschuktsche sieht keinen Unterschied zwischen dem Betruge, welcher in falschen Worten und Waaren, und dem, welcher im Diebstahl steckt. Der gewandte Diebstahl ist ihm auch nur eine erlaubte und durch die Umstände gerechtfertigte List.

Unreinlich sind die Tschuktschen in hohem Grade, wie es ihre ganze Lebensweise mit sich bringt. Mit den andern Bewohnern des höchsten Nordens haben sie die ekelhaftesten Gewohnheiten gemein und bilden in dieser Beziehung den schroffsten Gegensatz zu den reinlichen Südseeinsulanern. Sie waschen sich fast nie, ebensowenig reinigen sie ihre Kleider, die sie so lange auf dem Leibe behalten, bis dieselben ganz abgetragen und unbrauchbar sind. —

Von Religion wissen sie Wenig oder gar Nichts; sie haben, soweit wir uns mit ihnen verständigen konnten, keine Vorstellung von einem höhern guten Wesen. Wie die Natur ihnen überall feindlich entgegentritt, sie mit immer neuen Schrecknissen umgibt und kaum eine versöhnende, wohlthätige Seite zeigt, so hat sich demgemäß auch der Ideenkreis des Volkes gebildet und sie sehen um sich her nur dämonische, zerstörende Gewalten, ein Heer von Kobolden und Teufeln, welche sie zuweilen wohl versöhnen und sich günstig stimmen müssen, welche ihnen im Ganzen

aber nicht so überlegen sind, als daß sie unter Umständen nicht durch Menschenhand besiegt und vertrieben werden könnten. Jedoch scheint ihr elender Zustand die Hoffnung auf ein künftiges Leben in ihnen geweckt und befestigt zu haben; wenigstens war ihnen die Idee der Unsterblichkeit, als wir derselben Erwähnung thaten, nicht fremd und sie liebten es sogar sehr, etwas über diesen Gegenstand zu hören; ich glaube, es war der einzige aus unserer ganzen Religion, der sie anzog. Im Uebrigen sind sie sehr abergläubisch und haben eine Menge sonderbarer religiöser Gebräuche. — In großem Ansehen stehen bei ihnen die Priester, die sich aber mehr mit Zauberei, Beschwörungen und Teufelsaustreibung als mit Belehrung des Volkes beschäftigen. In jedem Dorfe findet man einen oder mehrere solcher Priester, deren Freundschaft wir natürlich zu gewinnen suchten, und mehr als einmal mußten wir die Zeugen großer Beschwörungsscenen sein, in denen uns zu Liebe der Südostwind und damit unsere Landsleute herbeigerufen werden sollten. Südost ist nämlich hier der warme Wind, welcher im Frühjahr das Eis aufthaut und es nördlich durch die Behringsstraße treibt, so daß bei vorherrschenden südöstlichen Winden die Fischerflotte allerdings früher eintreffen konnte. — Bei solchen Beschwörungen, in denen sie sich wie Wahnsinnige geberden, sowie überhaupt bei allen ihren Festlichkeiten spielt das einzige musikalische Instrument, daß sie besitzen, die Trommel (oder vielmehr das Tambourin) eine große Rolle. Ohne dieselbe kann ein Priester füglich gar nicht gedacht werden. — Ihre Tänze scheinen keine religiöse Bedeutung zu haben, sondern bloße Belustigungen zu sein.

Die Ehe halten sie heilig, obgleich der Mann in höherer Achtung steht, als das Weib; sie verabscheuen die Untreue und ich glaube nicht, daß trotz der Verführungen, denen die Weiber von Seiten der Walfischfänger ausgesetzt sind, jemals ein Fall des Ehebruchs vorgekommen ist. Auch die Liebe zu ihren Kindern, sowie überhaupt die Anhänglichkeit zwischen Familienmitgliedern ist bei ihnen sehr groß. Diesem Umstande ist es gewiß hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich das Volk bei aller Ungunst der geographischen und klimatischen Verhältnisse fortpflanzt und erhält, während andere Bewohner der Südsee, wie z. B. die Polynesier, die sonst von der Natur verschwenderisch bedacht und ausgestattet sind, grade durch das Auflösen der Familienbande einem sichern und schnellen Untergange entgegengehen. —

Das ganze Tschuktschenvolk, das die nordöstliche Spitze Sibiriens bewohnt, theilt sich, wie schon gesagt, in nomadisirende und ansässige Stämme. Bei erstern spielt das Rennthier und die Jagd, bei diesen der Hund und der Walroß- und Fischfang die Hauptrolle. Wir lernten eigentlich nur die Fischerstämme kennen, die in kleinen Niederlassungen unmittelbar an der Küste des arktischen und Behringsmeeres wohnen, während das Innere des Landes ausschließlich den Nomaden gehört. Inwieweit beide Volkszweige sich in Sprache und Sitten unterscheiden, konnten wir nicht erfahren; doch fielen uns schon unter den Fischerstämmen bedeutende Verschiedenheiten des Dialekts auf. — Die Fischer nun beschäftigen sich den Sommer über mit dem Fange des Walfisches, der Robbe und des Walrosses. Das letztere ist ihnen bei Weitem das Wichtigste, weshalb auch alle ihre Dörfer an Buchten, in denen sich die Walrosse gerne aufhalten, angelegt sind. Fischerei und Jagd auf Landthiere treiben sie nebenbei, d. h. sie nehmen im Grunde Alles, was sie bekommen können, aber sie gehen auf diese letztern Beschäftigungen grade nicht aus. — Nur Bären werden häufig gejagt und hierbei zeigen sie großen Muth und viel Geschicklichkeit; ich weiß, daß Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, mit fünf Fuß langen Speeren bewaffnet, Bären angegriffen und getödtet haben. Von sämmtlichen Ergebnissen der Fischerei, der Jagd und des Robbenfangs verbrauchen sie im Sommer nur so viel, als zu ihrem augenblicklichen Unterhalt nothwendig ist; das Uebrige wird in große mit Steinen ausgelegte Gruben geschleppt und dort verschüttet. Die Kälte des gefrorenen Bodens, der selbst in der wärmsten Sommerszeit zwei Fuß unter der Oberfläche Eis zeigt, behütet das Fleisch vor der Verwesung, und so gibt dieselbe Härte des Klimas, die ihnen im Winter jeden Lebensunterhalt versagt, zugleich das Mittel an die Hand, ihre Vorräthe ohne große Mühe aufzubewahren. Häufig, wenn die Entfernung zu groß oder der erlegte Gegenstand zu schwer ist, begraben sie auch das Wild an der Stelle, wo sie es getödtet haben, und bedienen sich, im Falle die errichteten Wahrzeichen durch Stürme oder Schneefälle verloren gehen sollten, der Hunde, um diese Vorrathskeller wieder aufzuspüren. Im Winter wird dann, je nachdem es das Bedürfniß erfordert, das steinhart gefrorene Fleisch herausgeholt, mit Brechstangen und Aexten in kleinere Theile zerlegt und dann in der warmen Atmosphäre der juronga's oder über der Thranlampe erweicht und genießbar gemacht. Es ist übrigens nicht selten, daß ihre Wintervorräthe vor Anfang des Frühlings zu Ende gehen, und dann gesellen sich, damit das Maß des Elends für das arme Volk voll werde, zu den sonstigen Schrecknissen des Klimas auch noch die der Hungersnoth. —

Vegetabilische Nahrung kennen sie gar nicht; ihr Lampendocht ist auch die einzige Pflanze, welche die Küste hervorbringt. Sie kochen übrigens nur wenig von ihren Speisen, sondern genießen das Meiste roh, gewöhnlich in Begleitung einer Handvoll Schnee, den sie leidenschaftlich lieben. Sie sind starke Esser, wie es ihr Klima erfordert; zuweilen aber steigert sich diese natürliche Eßlust zu einer Gefräßigkeit, welche alle unsere Begriffe übersteigt. Dies ist besonders an den Tagen der Fall, wo sie einen ergiebigen Fang gehabt haben. Dann wird ein wahres Freßgelage gehalten, wobei es so unappetitlich als möglich zugeht. Schon die Art und Weise ihres Essens ist hinreichend, um unsern Widerwillen zu erregen. Sie schieben nämlich von dem größern Stücke Fleisch oder Speck, das sie in der Hand halten, soviel in den Mund, als nur eben hineingeht und schneiden dann das Uebrige vor den Lippen fort. Mit so vollgestopftem Munde können sie dann eine Viertelstunde daliegen, ehe sie den unförmigen Bissen, an dem sie fast ersticken, zu kauen und hinunterzuschlucken vermögen. Sie essen übrigens bei solchen Gelegenheiten so viel, daß sie sich, im wahren Sinne des Worts, nicht vom Platze rühren können. —

Bei diesem unmäßigen und alleinigen Genuß fetter Speisen und bei ihrer sonstigen schmutzigen Lebensweise scheint es wunderbar, daß nicht mehr Krankheiten unter ihnen herrschen; aber, mit Ausnahme der sehr häufigen Hautausschläge, scheinen sie an keinem mehr verbreiteten Uebel zu leiden. Bei gefährlichen Krankheiten sahen wir einige eigenthümliche Gebräuche. Sie verbanden nämlich den Kranken durch Lederseile mit einem Holzblock, der irgend eine Gottheit vorstellte, gleichsam als sollten durch diese Lederleitung irgend welche Einflüsse von dem Gotte zum Menschen oder umgekehrt übergehen. — Uebrigens scheinen sie eine eben so große Abneigung vor dem natürlichen Tode zu haben, als wir vor dem sogenannten gewaltsamen. Erweisen sich alle Gegenmittel als unfruchtbar und erklären die Priester eine Krankheit für unheilbar, so wird nach vorhergegangener Berathung der Kranke erdrosselt. — Wir haben zweimal Gelegenheit gehabt, uns mit eigenen Augen von der Anwendung dieses so unnatürlich erscheinenden Gebrauchs zu überzeugen, das einemal bei einem alten Greise, das anderemal bei einem ganz jungen Mädchen, das nur wenige Tage lang krank gelegen hatte. — Ihre Todten verscharren sie nicht, sondern bringen sie auf eine Anhöhe, wo sie die Leichname, mit ihren Lieblingswaffen und Kleidern angethan, durch Umzäunungen gegen die übrigen Thiere des Feldes schützen, um sie, wie sie sagen, allein von den Krähen zerhacken zu lassen. — Die Krähe hat bei ihnen überhaupt wohl eine religiöse Bedeutung; sie spielt wenigstens in vielen ihrer Erzählungen eine wichtige Rolle.

Was den Nomadentschuktschen das Rennthier, das ist den Fischerstämmen der Hund, ein kluges, ausdauerndes und trotz seiner Kleinheit doch kräftiges Thier mit außerordentlich scharfem Gehör und guten Witterungsorganen, sonst aber halb wild, unverträglich und bissig. Auf die Abrichtung und Erziehung der Hunde verwenden sie große Sorgfalt und sind stolz darauf, wenn sie ein gutes Paar oder gar ein gutes Gespann vor ihrem Schlitten haben. Auch geben sie sich viel Mühe, die Race zu erhalten; jedes schwächliche und unbrauchbare Junge wird unmittelbar nach der Geburt getödtet und zur Zucht werden nur die besten und kräftigsten Thiere genommen, die wo möglich gar nicht einmal am Schlitten zu ziehen brauchen. Trotz dieser Sorgfalt befinden sich die Hunde in einem so ausgehungerten Zustande, daß es Einem ordentlich Leid thun kann; die Eingeborenen meinen zwar, daß Ueberfütterung Nichts tauge und die fetten Hunde träge und unbrauchbar würden; die eigentliche Ursache der Magerkeit ist aber wohl weniger in dieser Ansicht, als in dem Mangel an Futter überhaupt zu suchen, denn da Menschen und Hunde von denselben Vorräthen leben, so ist es wohl natürlich, daß die letztern dabei oft zu kurz kommen. Grausam sind die Curen, die sie mit den kranken Thieren vornehmen; ich habe gesehen, wie sie ihnen ein Stück vom Schwanz abhieben, ihnen glühende Kohlen in das Maul steckten und dann die Schnauze zudrückten u. s. w.

In welchem Verhältniß sie zu der russischen Regierung stehen, vermag ich nicht zu sagen; sie wissen allerdings sehr wohl, daß sie Rußland unterthan sind, jedenfalls sind aber die Bande, durch die sie an den Thron des weißen Czaren geknüpft sind, sehr lose; sie kannten nicht einmal den Namen des Kaisers, nach dem sie sich erst bei uns erkundigen mußten. Russen selbst scheinen selten oder nie in diese Fischerdörfer der östlichen Küste zu kommen. Wahrscheinlich wird aller Verkehr durch die Rennthierstämme vermittelt, die im Frühjahr nach Westen ziehen, um mit den Russen Handel zu treiben und im Herbst wieder nach der Küste herunter kommen. Von den Nomaden tauschen die ansässigen Stämme gegen die Ergebnisse ihrer Jagd und Industrie (Elfenbein, Robbenfelle, Fischbein, Walroßleder) europäische Artikel, wie Messer, Nadeln, eisernes Geschirr, Taback u. s. w., sowie auch Rennthiere und Rennthierfelle ein. Seit 1849 hat sich die Sache durch die Aufdeckung des arktischen Walgrun-

Behringsstraße; die zwei östlichen Gwosdewinseln.

des geändert und jetzt, wo in jedem Jahre eine Flotte von hundert bis zweihundert Segeln an ihrer Küste erscheint, bringen sie ihr Elfenbein und ihre Felle auf diesen Markt, der ihnen näher liegt und wo sie auch mit den leichtsinnigen Matrosen bessere Geschäfte machen, als mit ihren verschlagenen und schlauen Landsleuten

So sind die Leute beschaffen, welche durch unbekannte Verhältnisse an die äußerste Grenze der bewohnbaren Erde hinausgestoßen, an eine Grenze, wo das Pflanzenreich nicht mehr die Bedingungen des Lebens findet — mit Mühe und Noth ihr trauriges Dasein haben. Jeder Bissen, mit dem sie dieses Dasein fristen, müssen sie der eisernen Natur, während der wenigen Monate, welche die Sonne bei ihnen verweilt, abringen und doch reichen oft alle Anstrengungen nicht hin, um sie gegen Mangel und Entbehrung, gegen Hungersnoth und Seuche zu schützen. Der Sommer zwingt sie zu unausgesetzter gefahrvoller Thätigkeit, der Winter treibt sie zusammen in die Hütten und hält sie Monate lang gefesselt in einer verpesteten, qualmerfüllten Atmosphäre. — Und doch ist Keiner von diesen Leuten zu bewegen, sein Klima und sein Land zu verlassen; bei keinem Volke ist die Anhänglichkeit an sein Vaterland so groß, ist das Heimweh so mächtig; und alle Versuche, Einzelne von ihnen in bessere Zustände einzuführen, sind fehlgeschlagen. Immer wieder kehren sie bei der ersten Gelegenheit zurück in ihr eisumstarrtes Land, in die schmutzigen jurongen zu ihrem ranzigen Thran und Speck, die sie der nach unsern Begriffen herrlichsten Mahlzeit vorziehen.

Der Marsch nach der Behringsstraße. — Die Aufnahme. — Der Branntweinhandel an den arktischen Küsten.

Es würde zu weit führen, wollte ich unsern Zug nach dem Ostcap in allen Einzelheiten verfolgen und beschreiben. Es wäre dies für das Ganze auch nicht möglich, da jeder mehr oder weniger auf seine eigene Faust reiste und wir uns zu derselben Zeit immer an sehr verschiedenen Orten befanden. Wir wanderten gewöhnlich in Trupps von drei bis sechs, wie es uns grade bequem war; die Spitze der Colonne war häufig um fünfzig Meilen von dem Nachtrabe entfernt. Trat ungünstiges Wetter ein oder bedurften wir der Ruhe oder fanden wir in einer Niederlassung besonders freundliche Aufnahme, so blieben wir dort

wohl acht oder vierzehn Tage liegen und zogen dann wieder ein paar Meilen weiter. Keiner band sich an den Andern, oft hörten und wußten wir in dem einen Haufen Tage ja Wochen lang Nichts von den Uebrigen; dann stießen auch wieder mehrere Trupps zusammen, machten einen Theil der Reise mit einander und trennten sich dann von Neuem, wie es der Zustand der Einzelnen oder sonstige Umstände erforderten. Das Einzelnreisen war allerdings sehr gefährlich, man hatte aber häufig den Vortheil dabei, daß man Schlittengelegenheiten der Eingeborenen von einer Colonie zur andern benutzen konnte, was bei größern Haufen natürlich nicht anging. — Die ganze Art der Wanderung wurde indeß, wie schon gesagt, nur möglich durch das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens auf die Tschuktschen, die dasselbe nie zu Schanden machten. Wir fanden sie überall freundschaftlich gesinnt, gastfrei, theilnehmend und bereit, uns alle mögliche Hilfe angedeihen zu lassen.

Ihren Weisungen folgend, machten wir fast die ganze Reise über das Eis längs der Küste hin, das Land immer dicht zur Rechten haltend. Auf diese Weise waren wir am wenigsten der Gefahr ausgesetzt, uns zu verirren und die Dörfer zu verfehlen. Denn da die Hütten, wenn der Schnee sie bedeckt, selbst für den Nahestehenden fast gar nicht von Unebenheiten des Bodens zu unterscheiden sind, so würde das Auffinden derselben bei einer Wanderung über Land immer eine sehr schwierige und unsichere Sache gewesen sein. Von See aus gesehen gaben uns aber schon die Biegungen der Küste ein gutes Kriterium an die Hand, da wir wußten, daß die Dörfer fast nur im Grunde tiefeinspringender Buchten zu suchen waren. Ferner liegen alle ihre Niederlassungen so nahe am Strande, daß das Umgehen der vorspringenden Küstenpartien nicht einmal ein bedeutender Umweg genannt werden konnte. Auch ist die Küste im Verhältniß des dahinterliegenden öden Landes recht gut bevölkert; wir passirten auf dem Wege von Pilgin bis zum Ostcap durch nicht weniger als zweiundzwanzig größere und kleinere Niederlassungen — jede zwischen dreißig und hundert Einwohner zählend.*) Der durchschnittliche Abstand zweier Ortschaften betrug also nicht mehr als zehn bis zwölf Meilen und wenn auch die einzelnen Entfernungen sehr von dieser Durchschnittszahl abwichen und oft bis zwanzig und fünfundzwanzig Meilen wuchsen, während an andern Stellen die Dörfer viel dichter zusammenlagen, so war doch immer eine Niederlassung von der andern durch einen tüchtigen Tagesmarsch zu erreichen. Wir mußten uns nur hüten, die Küste zu verlassen oder tiefer in das Land zu gerathen, was bei der gleichmäßig mit Schnee bedeckten Fläche leichter geschehen kann, als man glauben sollte. —

Aber trotz der verhältnißmäßig nicht bedeutenden Tagesmärsche war die Wanderung im Ganzen doch eine so beschwerliche und mühevolle, daß uns alle vorher ausgestandene Noth nur wie ein Kinderspiel gegen das erschien, was wir jetzt zuweilen zu leiden hatten. Manchesmal machten wir wohl ganz angenehme Märsche bei schönem Wetter und in heiterer Stimmung; doch das war selten und für gewöhnlich war jede Meile, die wir zurücklegten, mit fortwährenden Beschwerden und Gefahren verknüpft. Gutes und schlechtes Wetter, beides legt Einem hier gleich große Hindernisse in den Weg. Herrschte eine strenge Kälte, so mußten wir bald im tiefen Schnee, bald über höckeriges, unebenes Eis wandern, und trat Thauwetter ein, so wurde die Sache noch schlimmer; dann hatten wir durch Wasserlachen oder durch den aufgeweichten, nassen Boden zu waten oder über den bloßgelegten, scharfen, steinigen Grund zu treten. Und alles das bei der ungewohnten Fußbekleidung — wir waren nämlich Alle mit Pelzstiefeln von den Eingeborenen versehen worden. — Dazu mußten wir stets unsere gespannteste Aufmerksamkeit auf den Weg richten, weil ein Verfehlen der nächsten Niederlassung uns gezwungen hätte, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, was in vielen Fällen mit dem Erfrieren gleichbedeutend gewesen wäre. — Einen Compaß besaßen wir nicht und die Natur gibt keine Anhaltspunkte auf der Alles gleichmäßig bedeckenden weißen Schneefläche. Außerdem verbargen die häufig und plötzlich eintretenden Nebel die nächste Umgebung vor unsern Augen und verhüllten zuletzt auch die Sonne, die uns noch hätte Aufschluß über die einzuhaltende Richtung geben können. Der Wind ist an solchen Küsten zu unstet und veränderlich, als daß er ein zuverlässiges Hilfsmittel gewesen wäre. Brach dann stürmisches Wetter ein oder erhob sich zum Ueberfluß noch ein Gegenwind, der die kalten Schneeflocken uns grade in das Gesicht trieb und jedes Vorwärtsschauen unmöglich machte, so waren wir ohne Weiteres zur Umkehr gezwungen und mußten uns glücklich schätzen, wenn un-

*) Die Namen der bedeutendern Niederlassungen sind von der Kaliutschinbucht nach Osten zu: Pilgin, Depkain, Interdikin, Ingonep, Neska, Tepkin und Netal bis zum Cap Serdjkamen und von dort in südlicher Richtung: Nurmeen, Kengiischkin, Schescheng, Schutpoin, Wuting, Inschaan, Uman, Tumkaun und Owele am Ostcap. In der Nähe des Cap Onmen liegen die Niederlassungen: Natupiumen, Monkorema und Kaliutschin. — Die ganze Bevölkerung der Küste von Cap Onmen bis zum Ostcap mag gegen 1200 Menschen betragen.

sere eigenen Spuren noch nicht verschneit waren und wir die am Morgen verlassene Niederlassung nach einem langen vergeblichen Marsche wieder erreichen konnten. — Unsere schwere, unbehilfliche Tracht, die das unstete, zuweilen von milder Wärme in die schneidendste Kälte umschlagende Wetter uns beizubehalten und stets mit uns herumzuschleppen zwang, war auch kein kleines Hinderniß bei diesen Märschen; besonders da ihre Last uns hinderte, größere Mengen von Proviant oder gar die Geräthschaften zur Errichtung eines Zeltes mitzunehmen, mit Hilfe dessen wir im Nothfalle wohl eine oder zwei Nächte im Freien hätten ausdauern können. Und trotz dieser schweren, dicken Tracht war bald Keiner von uns, der nicht irgend ein Glied erfroren hatte, was natürlich nicht zur Förderung der Reise beitrug und manchen Aufenthalt veranlaßte. — Das größte Uebel war aber die Schneeblindheit, von der wir alle ohne Ausnahme befallen waren. — Die starke Zurückwerfung der Lichtstrahlen von den glänzenden Schnee- und Eisflächen, das blendende Weiß, worauf das Auge fortwährend zu schauen gezwungen ist, wirkt so ermüdend und schwächend auf dasselbe, daß ein Zustand förmlicher Blindheit eintritt. Die Augen haben dann ein rothes, entzündetes Aussehen, vertragen nicht die geringste Anstrengung und gestatten nur auf kurze Zeit und unter den größten Schmerzen auf weiße Flächen zu sehen. In diesem Zustande ist man vollständig hilflos und ganz unfähig, auch nur kleine Strecken Wegs selbständig zurückzulegen. Auf den Rath der Eingeborenen steckten wir uns Nadeln durch die Haut an der Nasenwurzel und trugen dieselben Tage lang auf unsern Märschen. Dies Mittel verschaffte uns allerdings augenblickliche Linderung, vermochte aber keineswegs das Uebel ganz zu heben, das sich vielmehr bei jeder größern Anstrengung wieder einstellte und uns auf ein paar Tage in den Hütten zu bleiben zwang. — Hätten sich übrigens nicht in vielen Fällen die Tschuktschen zum Führen, ja zum Tragen der Schneeblinden hergegeben oder die Kranken bei einzelnen Gelegenheiten auf Schlitten weiter befördert, so hätten wohl noch Mehrere von uns ihre Leichname als Marksteine des Weges, den wir genommen hatten, in jenen eisigen Regionen zurückgelassen. Natürlich konnten aber die Eingeborenen den vielen einzelnen Trupps, in denen wir wanderten, nicht jedesmal Unterstützung zu Theil werden lassen und in dieser Beziehung brachte unsere Zerstreuung viele Nachtheile mit sich. Wir konnten es aber nicht anders einrichten, die Kräfte waren zu ungleich vertheilt; bald mußte der eine, bald der andere zurückbleiben und sich Erholung gönnen, während die Ungeduld an einigermaßen guten Tagen die Gesunden und Kräftigen gewiß nicht rasten ließ.

Wanderung längs der Küste.

Ich erinnere mich eines Marsches, den ich mit Nicholas Powers — wir beide wanderten gewöhnlich zusammen — machte. — Ein furchtbares Schneegestöber hatte uns überfallen und uns sowohl den Weg vorwärts als auch die zurückführenden Spuren verlieren lassen. Bald wurden wir mit Schrecken gewahr, daß wir uns ganz von der Küste entfernt hatten und uns weit draußen auf der ebenen, unabsehbaren Eisfläche befanden. — Stundenlang irrten wir umher und suchten vergeblich nach einem Block oder einer Klippe, welche uns doch einigen Schutz vor dem tobenden Sturme gewährt hätte. — Dabei stellte sich

bei Beiden die Schneeblindheit in hohem Grade ein. Unfähig, wie wir so waren, irgend etwas zur Wiederauffindung einer Spur oder eines Weges zu thun, rettete uns eigentlich nur eine Axt, die wir zufällig bei uns führten. Mit Hilfe derselben hieben wir tiefe Löcher in das Eis, in denen wir uns ein paar Stunden vor der Wuth des Ungewitters bargen, bis die Kälte uns wieder in den Sturm hinaustrieb und uns weiter zu wandern zwang, ohne daß wir wußten, wohin wir gingen und auf die Gefahr hin, auf das lose Eis hinauszugerathen. — Oft waren wir nahe daran, uns in unser Schicksal zu ergeben und uns niederzulegen, um zu erfrieren. Aber immer rüttelte der Eine den Andern wieder auf aus dem gefährlichen Zustande der Apathie, die sich seiner zu bemächtigen drohte. Nach zwei Tagen und zwei Nächten unsäglicher Leiden, die wir fast ganz ohne Nahrung und ohne Schlaf in dem grimmigsten Polarwetter zugebracht hatten, geriethen wir durch einen glücklichen Zufall auf Schlittenspuren in dem frischgefallenen Schnee, die zu einem Tschuktschendorf führten. Halbtodt langten wir hier an und gebrauchten wohl vierzehn Tage, um uns von der überstandenen Strapaze zu erholen und unsere erfrorenen Glieder und kranken Augen wieder einigermaßen herzustellen, während welcher Zeit uns die übrigen Haufen fast alle vorbeizogen. Das war eben das Schlimme, daß eine solche Strapaze die Leute körperlich so herunterbrachte und sie auf diese Weise oft schöne Reisetage vorübergehen lassen mußten, weil sie sich von den letzten Anstrengungen noch nicht genügend erholt hatten, um selbst kleinere Strecken zurücklegen zu können. —

So zogen wir Wochen, Monate lang unserm Ziele immer näher zu, bald munter und rüstig durch die mildere Frühlingsluft wandernd, bald unsere erfrorenen Glieder mühsam durch den Schnee schleppend. Mit dem Vorrücken der Jahreszeit verminderten sich die Beschwerden der Reise zwar nur in geringem Grade, aber wir fühlten doch, wie es besser wurde und unsere Hoffnung, unsere Zuversicht stieg mit jedem Tage, an dem die Sonne länger über dem Horizonte verweilte, stieg mit jedem Schritte, den wir nach Osten zu, nach der Straße zu vorrückten. Doch war es nicht Allen von uns beschieden, das gewünschte Ziel zu erreichen; zwei sollten noch am Ende der langen Gefangenschaft, die ihnen so viele Entbehrungen auferlegt hatte, fast an der Schwelle der Befreiung dem eisernen Klima zum Opfer fallen. — Ich weiß den Tag noch recht gut, als wir in einem Haufen von ungefähr zehn Leuten ausmarschirt waren und in frisch gefallenem Schnee die Schlittenspuren, denen wir folgten, verloren hatten. Der Himmel aber wurde dunkel und bezog sich mit drohenden Wetterwolken und zuletzt brach es herein mit Sturm und Schneegestöber, so daß wir ganz von der Richtung abkamen. Und wir wanderten und wanderten und konnten keinen Schutz gegen das Wetter, kein Dorf, keine Hütte erspähen. Unser geringer Proviant war zu Ende; ausgehungert und ermattet konnten wir uns kaum noch durch den fußtiefen Schnee schleppen, aber das grimmige Wetter ließ uns nirgends rasten und ruhen. Da gab es einer unserer Bootsteuerer auf; er konnte nicht weiter und wir konnten ihm in dem Zustande, in dem wir selbst waren, nicht helfen; — wir nahmen Abschied von ihm und ließen ihn zurück. Oft schauten wir noch um und sahen ihn zusammengekauert an einem Eisblock sitzen, bis ihn das dichte

Des Bootsteuerers Ende.

Schneegestöber unsern Augen entzog. Wenige Stunden später stießen wir auf Schlittenspuren und bald darauf auf eine Niederlassung. Die Tschuktschen, denen wir die Mittheilung machten, brachen sogleich auf, um den Unglücklichen zu suchen, sie trafen ihn aber nicht und erst am andern Morgen fanden sie seine steifgefrorene Leiche. — Ebenso kam der alte Kanaka um, der als der Letzte an dem verhängnißvollen Tage das gescheiterte Schiff verlassen hatte. Er hatte sich vollständig in das Land hinein verirrt und wurde erst nach zwei Tagen von den Eingeborenen aufgefunden. Hunger und Kälte hatten ihn in einen Zustand förmlicher Raserei versetzt, in der er bald darauf starb. Ihm wäre auch Manches erspart worden, wenn ihn damals eine mitleidige Woge von dem Maste gespült hätte.

Ich darf übrigens nicht unterlassen, eines Briefes Erwähnung zu thun, der uns im April zugestellt wurde und von der russischen Regierung kommen sollte. Leider war derselbe in russischer und französischer Sprache geschrieben und es war Keiner unter uns, der diese Sprachen verstand. Wir konnten also von der uns vielleicht darin gebotenen Hilfe keinen Gebrauch machen. Wir zeigten indeß das Schriftstück überall den Eingeborenen als ein Zeichen des Wohlwollens der russischen Regierung gegen uns und ich glaube, daß uns der Schein dieser officiellen Empfehlung manchen Vortheil gebracht hat. — *)

Im Anfang des Juni trafen die Spitzen unserer Marschsäule in der unmittelbar nördlich vom Ostcap liegenden Niederlassung Owele ein, und machten dort Halt. Nach und nach kamen die andern Partien und gegen Ende des Monats die letzten Nachzügler an, so daß wir nach meist dreimonatlicher Wanderung wieder einmal Alle beisammen waren. Außer den beiden Umgekommenen fehlte nur noch ein Kanaka, von dem Keiner wußte, wo er geblieben war. Hoffentlich hat er auch, sowie seine andern Schiffsgenossen, Gelegenheit zur Rückkehr gefunden. — Wir beschlossen, die Flotte, von der noch Nichts zu sehen war, hier am Ostcap zu erwarten, weil wir hier am sichersten waren, daß die Schiffe dicht unter Land kommen und so unsere Signale bemerken würden. Als aber der Juni zu Ende ging und noch kein Zeichen der Flotte zu sehen war, brachen Mehrere von uns, welche die Ungeduld nicht bleiben ließ, auf, um weiter zu ziehn und wo möglich die Mündung des Anadir zu erreichen. Von diesen kamen fünf nur bis zum Dorfe Pekak oder Perek, der ersten Niederlassung im Süden des Ostcaps, wo sie vom „Meteor" aufgenommen wurden; der erste Steuermann und zwei Matrosen aber gelangten bis zur Laurentiusbai, wo ein anderes Schiff sie erst lange nachher auffand und an Bord nahm. — Wir andern blieben in Owele zurück. — Tag für Tag, wenn nicht der Nebel die Aussicht versperrte, erklommen wir die höchsten Felsen des Caps und richteten unsere spähenden Blicke sehnsuchtsvoll nach Süden, ob nicht endlich ein weißes Segel über dem Horizonte auftauchen würde. Aber Tag für Tag verging und kein Segel wollte sich zeigen. Da endlich — es war die Nacht vom 2. zum 3. Juli*) — weckte uns plötzlich der Ruf „lelotutlein, lelotutlein" (ein Schiff, ein Schiff) aus tiefem Schlafe. Weiße und Eingeborene stürzten aus den Hütten, „lelotutlein!" scholl es durch das ganze Dorf und „Sail ho!" gaben wir in langgezogenem jubelnden Matrosenruf wieder. Draußen in der Bai, dicht bei dem Lande lag, von der Mitternachtsonne beschienen ein Schiff mit backgebraßtem Großmarssegel und weiter zurück in der Straße tauchten noch zwei weißschimmernde Punkte auf. — Es war diesmal keine Täuschung — endlich, endlich hatte die so lange, so sehnsuchtsvoll herbeigewünschte Stunde der Erlösung geschlagen! Ungemach und Noth waren vergessen! Alles war Freude, Jubel, Entzücken. Wir hatten keine Sachen zusammenzupacken; so wie wir waren sprangen wir in die Kanus der Eingeborenen und flogen mit kräftigen Paddelschlägen an die Seite des uns erwartenden Walfischfängers. —

Soweit die Erzählung James Mitchell's. —

Am Abend des 1. Juli 1858 segelte das Bremerschiff Joseph Haydn, zu dessen Besatzung ich damals gehörte, von einer frischen südwestlichen Brise und günstigen Strömungen getrieben in die Behringsstraße ein. Um 9 Uhr

*) Ich habe diesen Brief erst später in die Hände bekommen und für die des Französischen unkundigen Amerikaner übersetzt. Er war von einem hohen Beamten des russischen Gouvernements unterzeichnet, enthielt in würdevoller Fassung die wärmsten Ausdrücke des Mitgefühls für die Schiffbrüchigen und forderte sie auf, in allen Dingen, in denen sie Hilfe nöthig hätten, sich direct an die russische Regierung zu wenden, die Alles thun würde, um ihre drückende Lage zu erleichtern. Vorläufig sei an die Tschuktschen die Weisung ergangen, nichts zu versäumen, was zum Wohlbefinden der Schiffbrüchigen beitragen könne. — Wahrscheinlich hatten die Rennthierstämme die Nachricht von dem Unglück des Citizen auf den russischen Markt gebracht, und von dort war der Brief von einem der Nomaden an die Küste zurückgebracht worden. — Er kam natürlich zu spät, als daß, auch wenn er verstanden wäre, Gebrauch davon hätte gemacht werden können. H. Br.

*) Es war eigentlich die Nacht vom 1. zum 2. Juli. Sie hatten sich um einen Tag und wunderbarer Weise nur um einen Tag verrechnet.

hatten wir die westlichste der Gwozdeff-inseln (Diomeden) passirt, als ein anderes Schiff, welches sich näher an der asiatischen Küste gehalten hatte, backholte und uns Zeichen gab. Wir änderten den Curs und gingen zu dem Fremden herauf, um nach seinem Verlangen zu fragen. Es zeigte sich, daß das Schiff der Meteor von San Francisco sei und daß ein Kanu der Eingeborenen ihm soeben fünf Mann von der Besatzung des im vorigen Jahre gescheiterten Citizen an Bord gebracht habe. Wir nahmen sogleich zwei der Verunglückten an Bord und standen um 11 Uhr wieder unter vollen Segeln dem Ostcap zu, um die schöne Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen und den Rest der hartgeprüften Seeleute, die sich nach den Aussagen ihrer Schiffsmaaten in der jenseits des Caps gelegenen Niederlassung Owele befanden, aus ihrer traurigen Gefangenschaft zu befreien. Der Meteor blieb so lange beigedreht, um einem andern Schiffe, welches wir von Süden heraufkommen sahen, ebenfalls die Nachricht zu geben.

Es war Mitternacht, der Himmel klar und wolkenlos, nur am Horizonte zeigten sich zuweilen leichte Nebelbänke, durch die der feurige Sonnenball langsam, aber stets wechselnd und die wunderlichsten Formen annehmend, dahinrollte. — Keine Kabellänge von uns erhob sich von tiefen Schluchten zerrissen, die schroffen Abhänge mit zerstreuten Felsblöcken besäet, die in den Strahlen der mitternächtigen Sonne glühend, hoch in die stillen, blauen Lüfte ragten, jener merkwürdige, einzelnstehende Berg, welcher Asiens Ostcap bildet. — Leicht und stetig war die Brise; sicher glitt das Schiff durch die spielenden Wellen und wir standen an die Schanzkleidung gelehnt, unsere Augen nach dem Ostcap gerichtet, unter dem Rauschen der See den Erzählungen der beiden Fremden lauschend, und bei der Erinnerung an ihre Leiden und Entbehrungen ernster an unser eigenes Schicksal denkend, dem wir so sorglos und leicht entgegenzugehen pflegten. Das war eine Umgebung, wie sie zu solcher Erzählung paßt, — dies matte, trübe Halbdunkel, durch welches jeder von der Sonne beschienene Gegenstand ein purpurrothes Licht wirft, — diese glühende Dämmerung um Mitternacht wie sie Tegnér kurz und treffend zeichnet:

> Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
> Blutroth anzuschauen. —
> Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
> Es war ein eigen Grauen.

Zwei Glasen (1 Uhr) wurden geschlagen, als wir des Ostcaps höchste Spitze passirt

Behringsstraße; Ostcap und westlichste Gwozdeffinsel.

Die Aufnahme.

hatten und nun mit scharf an den Wind gebraßten Raaen in den engen Einlaß hineinsteuerten, der durch das Ostcap im Süden, durch Cap Unikin im Norden gebildet wird. Eine fliegende Nebelbank entzog für einen kurzen Augenblick das Land unsern Blicken. Als sie schwand, lag die Bai und in ihrem Grunde die Niederlassung Owele mit ihren wie Maulwurfshaufen aussehenden Hütten vor uns. Zwei Meilen vom Lande warfen wir die Hintersegel back und erwarteten die Leute, die wir schon in zwei Kanus auf uns zukommen sahen. Bald waren sie längsseite und kaum konnten wir in den vermummten Gestalten mit den bleichen Gesichtern und struppigen Haaren, die sich in ihren Mützen, Kleidern und Stiefeln von Robbenfell fast gar nicht von den sie begleitenden Tschuktschen unterschieden, Amerikaner und Weiße erkennen. — Ihre Gesichter waren im Allgemeinen bleich und aufgedunsen, ihre Hautfarbe unrein und ungesund, Haare und Bart meist lang und unordentlich, die Augen noch bei Allen angegriffen und geröthet. Ihr vernachlässigtes, verwildertes und schmutziges Aussehen wurde durch ihre Pelztracht noch erhöht. — Sonst waren sie außer den Frostbeulen, die ihren Körper bedeckten und den Nachwehen erfrorener Glieder, an denen sie Alle mehr oder weniger litten, gesund; Zähne und Zahnfleisch waren durchaus nicht angegriffen und vom Scorbut keine Spur vorhanden. — Ueber die ihnen vorgesetzten Speisen machten sie sich mit einem solchen guten Willen her, daß wir uns bald genöthigt sahen, sie zu ihrem eigenen Besten vom Essen abzuhalten. Uebrigens verursachte der plötzliche Nahrungswechsel von Speck und thrangetränkten Speisen zu gesalzenem Fleisch und vegetabilischer Kost und vielleicht auch der unvorsichtige, übermäßige Genuß der letztern, ihnen Allen ein leichtes Unwohlsein, das aber nach kurzer Zeit wieder schwand; und wir hatten das Vergnügen, zu sehen, wie sie sich von Tage zu Tage bei der derben deutschen Schiffskost erholten und besserten.

Es waren ihrer 22, die von Owele kamen, so daß mit den 5 vorher aufgenommenen die Zahl der Geretteten 27 betrug; 4 befanden sich, wie gesagt, noch am Lande. — Sie vertheilten sich nach und nach auf die übrigen Schiffe der Fischerflotte; den größern Theil aber behielten wir während der ganzen vier Monate, die bis zu unserer Rückkehr nach den Hawaiiinseln verflossen, an Bord. —

In Bezug auf die Tschuktschen sei es mir noch vergönnt, am Ende ein Wort zu sagen. Als die Nachricht von der wohlwollenden und menschenfreundlichen Aufnahme, welche die Schiffbrüchigen gefunden hatten, nach Honolulu kam, wurde von vielen Seiten der Vorschlag gemacht, dem armen Volke den Dank

der amerikanischen Nation in nützlichen, wohlthätigen Geschenken abzustatten. Ein paar Hundert Dollars hätten genügt, um diesen Vorschlag in Ausführung zu bringen; ich weiß aber nicht, ob es je geschehen ist.

Dieses arme Fischervolk lebte bis zu kurzer Zeit in seinen primitiven Verhältnissen, abgeschlossen von der Berührung mit der übrigen Welt und ohne Bedürfniß, dieselbe kennen zu lernen. Höchstens zeigte sich einmal in langen Jahren ein Kriegs- oder Entdeckungsschiff an der Küste oder der Schlitten eines sibirischen Handelsmannes verirrte sich in ihre armseligen Dörfer; — seltene Ereignisse, die grade genügten, um den Eingeborenen zu zeigen, daß es außer ihnen noch andere Menschen, daß es Weiße gebe. — Seit 1849 ist es aber anders geworden. Jetzt sehen sie in jedem Jahre eine Masse weißer Segel und großer Fahrzeuge von Süden heraufkommen und gegen die Könige der nordischen Wasserwelt einen blutigen Vertilgungskrieg führen. — Mit den Schiffen treten sie in Verkehr, sie bringen die Erzeugnisse ihres Landes, ihr Elfenbein, ihre Fuchs- und Rennthierfelle, ihre Waffen und Kleider an Bord, um sie dort gegen Taback und Branntwein einzutauschen. — Jedem Walfischfänger, der die arktischen Regionen einmal besucht hat, ist bekannt, welch' ein gräulicher Mißbrauch mit diesem Branntweinhandel getrieben wird. — Der Tschuktsche hat grade so viel von den civilisirten Menschen gelernt, daß er die betäubenden Wirkungen des Alkohol kennt und sie über alle Maßen liebt. Obgleich sonst ein ruhiger, besonnener Handelsmann, verliert er alle Vorsicht, sobald er Branntwein kostet und seine Leidenschaft geht so weit, daß er für eine geringe Quantität des verderblichen Getränks seine ganze oft recht werthvolle Habe von Pelzwerk und Elfenbein hergibt, nur um den verführerischen Feuertrank kosten und sich einmal an ihm berauschen zu können. Führt schon diese Schwäche der Eingeborenen selbstverständlich zu häufigen Uebervortheilungen von Seiten der Weißen, so ist das doch noch nicht das Schlimmste bei der Sache; es ist nämlich eben so bekannt, daß Viele der Weißen den Branntwein mit Wasser verdünnen und ihm die dadurch geraubte Schärfe durch Hinzuthun ätzender Substanzen zu ersetzen suchen. — In diesem Branntweinhandel sind amerikanische Capitäne und Schiffsofficiere beschäftigt, die vielleicht selbst nie ein Glas Branntwein trinken, die sich eidlich zur Mäßigkeit und Enthaltsamkeit von geistigen Getränken verpflichtet haben, die ferner gute Christen sind und in der Heimath und in den Hafenstädten, wo sie landen, fleißig in die Kirche gehen und sicher manchen Dollar zu wohlthätigen und Missionszwecken, zum Zweck der Bekehrung blinder Heidenvölker zeichnen. Und dieselben Leute entblöden sich nicht, den Branntwein, dessen Genuß sie unter ihren eigenen Landsleuten so heftig bekämpfen, diesen armen Wilden zuzuführen, welche in ihren Verhältnissen über kurz oder lang an dem unheilvollen Getränke zu Grunde gehen müssen. —

Nun sind aber grade durch die menschenfreundliche Behandlung der Schiffbrüchigen die Tschuktschen der amerikanischen Nation und den Walfischfängern, die zu neun Zehntheilen Amerikaner sind, auf die Seele gebunden. Möchten diese dem Beispiel der russischen Regierung folgen, welche die Spirituosen als Handelsartikel mit den Tschuktschen ganz untersagt hat. Und wenn die republikanische Verfassung Amerika's der dortigen Regierung das Recht eines solchen unbedingten Verbots nicht zugesteht, so müßten sich doch die Seeleute, als Angehörige des freien Volks, welches sich rühmt, seine Missionen über den ganzen Erdball hinauszusenden und nach den entlegensten Inseln Aufklärung und Christenthum zu verbreiten, um so eher dieses Beispiel zu Herzen nehmen. — Möchten dieselben immer bedenken, in welche Lage sie selbst einst kommen können und möchten sie das Gute, das die Tschuktschen an ihren Genossen gethan haben, auf eine wahrhaft würdige Weise dadurch vergelten, daß sie einen Handelsartikel ausschließen, der ihnen zwar augenblickliche Vortheile gibt, der aber in größerm Maße eingeführt, den Untergang dieser armen Fischervölker unfehlbar nach sich zieht. — Wir haben den Walfischfängern in der Südsee viel zu danken; sie haben einen großen Antheil an dem Verdienste, diese Gegenden der Cultur, der Gesittung und dem Christenthum erschlossen zu haben; aber sie sind auch Schuld an vielem Unheil, welches in dieselben gekommen ist; sie haben Seuchen und ansteckende Krankheiten von Insel zu Insel getragen und den Keim des Verderbens von Nation auf Nation der Eingeborenen fortgepflanzt. Auch die Tschuktschen sind ganz in ihre Hand gegeben und auf den Walfischfängern ruht die Verantwortung für diesen Volksstamm. Denn sind auch die arktischen Fischergründe für den Augenblick durch die sechsjährigen Verheerungen erschöpft und außer Acht gelassen, so sind sie doch keineswegs ganz ausgesogen. Es wird nicht lange dauern, daß wieder eine zahlreiche Flotte unter den Eisfeldern des Polarmeeres ihre immer seltener werdende Beute sucht und dabei den Verkehr mit den Eingeborenen wieder aufnimmt. Dann können wir nur wünschen, daß die humanen Anschauungen des 19. Jahrhunderts auch in den Herzen der Seeleute ihren An-

klang und auf die Bewohner des eisigen Nordens ihre Anwendung finden möchten. — Mag man auch Nichts zur Verbesserung ihrer Zustände thun, so bewahre man sie doch wenigstens vor dem ihnen drohenden Verderben. —

Freilich wird trotzdem, daß solche humanere Ansichten unter den Walfischfängern selbst viele Vertreter gefunden haben, die Tschuktschen ihr Schicksal doch wohl ereilen; es wird ihnen die fortgesetzte Berührung mit den Weißen endlich ebenso tödtlich werden, wie den meisten andern Eingeborenen der Südseeküsten. — Bei andern Völkern, bei den Bewohnern des amerikanischen Continents, bei den Australnegern, bei den Polynesiern auf dem Inselgürtel des stillen Oceans, — mischt sich in unser Bedauern über ihren Untergang doch das Bewußtsein, daß der lebenskräftigere Stamm der kaukasischen Raçe auf den alten Boden gepflanzt wird und herrliche Früchte zu treiben verspricht. Wer wird aber einst die Wohnsitze dieser Polarvölker besetzen, wenn sie untergegangen sein werden durch die Berührung mit einem Geschlecht, welches nicht fähig ist, in ihrem Lande und unter ihrem Himmel auszudauern?

Im Archipel.

Von Gustav Reisewitz.

I. An Bord.

Des Ankers Kralle weicht vom Grunde
Und vom Valetschuß kracht die See.
Es ist die allerletzte Stunde,
Doch nicht das allerletzte Weh!

Mitternacht ist schon vorüber. Auf dem vom gelben Mondlicht beleuchteten Deck arbeiten eifrig Matrosen, Schiffsjungen hangen in den Strickleitern, Andere winden die rasselnde Ankerkette empor, ein Lied singend, dessen feierlich gemessener Ton in ein schrilles O-hi endigt.

Am Steuer lehnt der Bootsmann, den funkelnden Compaß betrachtend; sein braunes Gesicht verklärt innere Zufriedenheit bei dem Gedanken, daß das Schiff bald die geliebten Wellen durchfurchen wird, und, über die Verschanzung hinunter in's Wasser blickend, seufzt man leise, wie die blitzenden Wogen plätschernd an die gekupferte Schiffswand schlagen, weil man weiß, noch ehe das Frühlicht brennt, liegt auch die lang geschaute Pracht des goldenen Hornes ewig fern.

Ein Kaik, von einem ernsten Osmanli geführt, steuert auf die Falltreppe zu, welche bald darauf ein armes Griechenmädchen betritt, ein Bündel unter'm Arm, das ihre ganzen Schätze enthält. Furchtsam kriecht sie unter das offene Zelt, welches auf dem Hinterdeck ausgespannt ist; gewinnt aber Vertrauen, wenn man sich freundlich zu ihr neigt und sie um ihre Reise befragt.

Das blasse gluthäugige Mädchen will nach Hermopolis auf der Insel Syra, woselbst ihrer Eltern niedere Hütte steht. Um ihr dunkles Haar hat sie ein blumendurchsticktes Tuch gewunden, mit dessen Enden der Nachtwind spielt, eine violete pelzbesetzte Jacke schützt nothdürftig gegen die kühle Meerluft, so daß sie dankenden Blickes den ihr gebotenen Plaid nimmt. —

Aus dem Schlot steigen jetzt schwarze volle Rauchwolken; des Bootsmanns Pfeife tönt, die Räder schlagen in kurzen Pausen die hellen Wellen; ganz langsam setzt sich die „Europa" in Bewegung, aus dem Labyrinth der sie umgebenden Schiffe hinaussteuernd in die Mitte des goldenen Hornes.

Tiefes Weh lastet auf jedem Gemüth. Die östlichen Sterne, welche man so lieb gewinnt, werden uns zwar auch im Norden noch leuchten, aber matter und kälter wird ihr Glanz sein, und unter'm rothen Mandelbaum, oder im Hain voll Myrthen, deren Zweige wir um die Locken einer Hellenin bogen, belauschen sie uns nimmer.

Die Brust ist gepreßt und man athmet schwerer, wie die von holden Träumen Umgaukelten, welche in den goldfarbenen Kiosken am Serai Burnu ruhen.

Weißer wie sonst schimmert im Sternenlicht das Haremlik der hohen Pforte; starr vor Schmerz, weil der begeisterte Lobsinger Stambuls scheidet, stehen die Cypressen und der auf den Mauern wuchernde Lorbeer; kein Lüftchen weht und bringt von den Kuppeln und Schneepfeilern der Minarets Grüße herüber.

Aja Sophia's goldener Halbmond läßt uns in solch' gehobener Stimmung wieder der Worte gedenken: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!" die unser bewegtes Herz betet, wenn wir an den Prinzeninseln vorüberfahren und auf das Zauberserai Dolma Bagschi den letzten Blick werfen.

Unerträglich schnell rauscht die Europa durch die Propontis; bald verschwimmt auch der chalcedonische Strand; der schwarze Schatten der Marmorasäule ist das letzte Denkmal, welches Stambul uns zu schauen gönnt, und wenn auch dieses Denkmal, selbst Falkenaugen spottend, zum dunkeln Punkte einschrumpfte, umgibt uns nur Sternenhimmel und Meer. Und wenn nach einer Fahrt von wenig Stunden Helios' funkelnde Sonnenrosse der See entsteigen, wird auch nicht einmal die Hoffnung

erfüllt, die Gletscherspitze des Olymp mit einem strahlenden Diadem gekrönt zu sehen; nur der kegelförmige Berggipfel der Insel Marmora erhebt sich inmitten der stillen Fluthen.

Nach und nach füllt sich das Deck mit uns zwar gewohnten Gestalten, die man aber dennoch mit derselben Liebe wie andere in seiner Umgebung gewahrt.

Ein auf dem Deck knieender Perser hält seine Morgenandacht, zur Sonne schauend, in deren Feuerball er den in glänzender Majestät strahlenden Thron Gottes vermuthet. Wunderbar ergreift uns diese primitive Anbetung, sei es, weil wir der Ausübung dieses schönen Cultus zum ersten Male beiwohnen, sei es aus Sympathie, da auch unsere Gottesverehrung in Bewunderung der ewig herrlichen Schöpfungswerke besteht. Neben dem Perser breitet ein Moslem seinen Teppich aus, wendet sich zur Kaaba und spricht ein Capitel des Koran, das Haupt tief gebeugt, während Joani Dimitri, ein Grieche mit edelm Profil, auf- und abwandelt, mit dem Rosenkranz spielt und manchmal ein Kreuz schlägt.

Myrto, das junge hellenische Mädchen, bringt uns den Plaid, sagt einige Worte des Danks in der klangvollen Sprache, die mit der, welche wir durch die Odyssee kennen lernten, viel Aehnlichkeit hat, und kauert dann wieder nieder, ihr Morgenbrot zu genießen, bestehend aus einigen trockenen Oliven und einem Schluck harzigen Weines.

Noch andere phantastische Gestalten spazieren auf dem Deck: Beduinen mit weißem Burnus, die im Gürtel kostbare Waffen tragen, Hebräer im langen Kaftan, einige Neger, die Sclaven vornehmer Osmanli, Arnauten, die lange Flinte im Arm. Näher und näher rücken sich endlich Asiens und Europa's Ufer.

Die Propontis verengt sich zur schmalen Straße der Dardanellen; Rechts auf vorspringender Klippe steht der Leuchthurm von Gallipoli.

Dem spähenden Auge zeigen sich zunächst die Ruinen eines alten genuesischen Schlosses, in dessen felsigen Sockel die Wellen tiefe Löcher gespült haben; Gallipoli's Herrlichkeit selbst aber ist dahin, die zerfallene Burg bildet sein passendstes Motto.

Ein lustiges Lazareth, das der Krieg eiligst geschaffen, zerfallene Moscheen, elende Lehmhütten machen selbst aus der Ferne keinen wohlthuenden Eindruck, und wie die Europa an der kleinen Bucht, in welcher einige Griechenschiffe ankern, vorübersegelt, sucht man auf Asiens Erde den Flecken, wo einst Lampsacus stand, im Alterthume berühmt durch seinen köstlichen Wein, den sich schon bei Philodamus der berüchtigte Verres schmecken ließ, wenn man geneigt ist, dessen Feinde Cicero Glauben zu schenken.

Immer schmaler wird der Hellespont.

Zur Linken und Rechten erheben sich niedere Berge von rothbrauner Färbung, oft ganz kahl, zumeist jedoch mit stachligem Gestrüpp bekleidet, über welches hin und wieder Oelbäume, Sykomoren und grüne Platanenkronen ragen.

Niedere Hütten blicken selten durch diese Bäume, fast unbewohnt sind die trostlosen Ufer, nur hoch in der Luft wiegen sich Adler und nach Raub spähende Geier.

An diesen Borden würde man das beschauliche Leben eines Anachoreten führen können, so traumhaft liegt alles Land ringsum, als wäre man an den Grenzen der Civilisation und Cultur angekommen. Ein langsam auf dem Hellespont gleitendes Schiff würde, wenn man hier Hütten baute, das Einzige sein, was an die Welt mahnte.

Bei der ersten großen Biegung erreicht man die schmalste Stelle der Meerenge und zugleich verändert sich wie mit einem Zauberschlage die bisherige Scenerie.

Batterien mit den Fahnenstangen, welche uns noch vom Bosporus her in gutem Andenken sind, bereiten uns auf Chanak Kalessi, das alte asiatische Dardanellenschloß, vor, dem Killid Bahr in Europa gegenüberliegt.

Das erstere gleicht mit seinen Zinnen einer mittelalterlichen Ritterburg und wird in Kriegszeiten aus seinen Geschützen Steinkugeln werfen, die aus trojanischen Trümmern gefertigt sind, für welchen pietätlosen Unverstand der alte Zeus die Osmanli strafen möge.

Lustige Consulwohnungen, auf denen die Nationalflaggen wehen, geben dem Orte etwas Heiteres, noch erhöht durch ein grünes fruchtbares, von einem Bach durchrieseltes Seitenthal. —

Killid Bahr ist am grauen Fels hinaufgebaut und besteht aus einem hohen massiven Thurm, dem sich gemauerte Batterien anreihen.

Ganz ruhig fließen des Hellesponts Wellen, viel ruhiger, als damals, da Xerxes das Griechenhäuflein bekriegen wollte und die übermüthigen Wogen, die einem Könige zu trotzen wagten, mit Ketten peitschen ließ. —

Vergeßt an dieser Stätte, wo einst Abydos und Sestos standen, nicht der rührenden Liebe Hero's und Leander's, und gedenkt auch des genialen Byron, der sein kühnes Wagniß im Lenz vollführte,

where the citron and olive are fairest of fruit,
and the voice of the nightingale never is mute,

wie er selbst in seiner „bride of Abydos“ singt.

Auch jetzt mögen die Nachtigallen in den Uferbüschen ein Requiem für die treu Lieben-

den und den großen Dichter singen, aber man vernimmt keinen Ton vor dem Rauschen der Räder, welche die blaue Fluth zertheilen.

Von beiden Ufern, dem europäischen und asiatischen, empfängt der Hellespont kleinere Zuflüsse, zu denen auch der zwischen den steilen Wänden einer Schlucht mündende Skamander gehört, dessen Trauerweiden klagen um Troja's Fall.

Wenn man die Skamandermündung erreicht hat, ist man in der Nähe der zweiten Dardanellenschlösser angekommen, deren Lage viel reizender ist, als die der eben geschauten.

Seddul Bahr, die europäische Festung, beherrscht den Hellespont von einer röthlichen Klippe und erinnert an das Fort von Ceuta; Koum Kaleh, das asiatische Schloß, klettert gleichsam den steilen Fels hinauf und bietet durch die Cypressen, aus deren Dunkel seine Mauern glänzen, und durch die Moschee und ihre Minarets in seiner Nähe einen echt orientalischen Anblick. —

Die Dardanellen öffnen sich jetzt zum Meer des Aegeus; wir holen tief Athem, was uns vergönnt sein mag, weil wir eben unverwundet einige Hundert Feuerschlünde passirten.

Wir sprechen bewegt: „Gott ist groß und seine Barmherzigkeit ohne Ende!“ denn daß wir mit unserm leiblichen Auge Tenedos, Lemnos und Troja's Ebene schauen dürfen, ist zu viel der Gnade. —

Eine heilige wunderbare Stimmung keimt in unserer Brust; es ist keine freudige Erregung, denn der Schauplatz, welchen wir betreten, ist nicht der Fröhlichkeit geweiht, es ist eine Wehmuth, als träten wir an's Grab einer dahingeschwundenen Welt. —

Die Inseln, die uns grüßen mit ihren hohen Bergesfirnen, sprechen die Sprache griechischer Götter; der Wind, welcher die Wimpel am Mast flattern läßt, blättert in Homer's unsterblichem Liede und weht die graue Vorzeit in die sonnige Gegenwart.

Oder geben uns diese Stimmung jene Hünengräber, die oben von asiatischer Erde auf uns, die Pygmäen, herabschauen? Achilles und Patroklus, die todten und doch ewig lebenden Helden der Ilias, ruhen dort.

Alexander weinte an diesen Grüften, weil er keinen Homer fand, der seine Thaten besang; unsere Thränen der Rührung fallen in die See, die sie an's heilige Gestade spült. —

Tiefblau glänzt die Besikabai, mit liebenden Armen die Stätte umfassend, wo Troja stand.

Nichts blieb übrig von Priamos' ragender Veste, in Schutt sank die heilige Ilios, nur der Nachtwind rauscht Andromache's rührende Klage:

„Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Ach, erbarme Dich nun, und bleib' allhier auf dem Thurme,
Mache Du nicht zur Waise das Kind und zur Wittwe die Gattin!“

Hinter Troja schimmert die gewaltige Spitze des Ida, wo Zeus den holden Knaben Ganymed raubte und Aphrodite von Paris den Apfel erhielt.

Kurze Zeit rastet die Europa in dem kleinen, aber weltberühmten Hafen von Tenedos, der einst die zur Belagerung Troja's gekommenen Griechenschiffe auf seinen Wellen trug und den nun ein türkisches Fort schützt, dessen unbewehrte Schießscharten sich im Wasser spiegeln und dem ganzen Bilde eher einen heitern, als schwerfälligen Stempel aufdrücken.

Unwirthlich ragt die Insel, welche ihren Namen von der daselbst verehrten Gottheit Tenes erhielt, über den Spiegel des ägeischen Meeres; schroffer, röthlicher Fels, flimmernd wie Katzengold, bildet die Küste, so weit man schaut. —

Die Stadt Tenedos zieht sich vom Hafen aus eine tief eingefurchte Schlucht entlang und zeigt neben einigen nadelförmigen Minarets etwas Baumgrün, das dem Auge wohl thut; oben auf dem einen Rande der Schlucht bewegen sich schläfrig die Flügel mehrerer Windmühlen von derselben Bauart, wie man sie in Andalusien sieht, täuschende Copien derjenigen, welche der edle tiefsinnige Don Quixote bekämpfte.

Wollte man indeß von Tenedos' rauher Außenseite auf seine Sterilität überhaupt schließen, würde man in Irrthum verfallen, denn blühende frische Thäler birgt sein Inneres und an den felsigen Abhängen reift eine Traube, deren Blut uns manchmal am goldnen Horn in dithyrambische Begeisterung versetzte.

Vielleicht auch lauerten unter diesen rankenden Reben die Schlangen, welche dem Laokon den Tod und der Kunst das Motiv zur Bildung des idealen physischen und geistigen Schmerzes gaben.

Laßt uns Agamemnon's zu Tenedos gedenken, den die Sage hier geboren werden läßt, und auch Theoxenes', den Agesilaos zeugte und Pindar so liebte, daß er zu seinem Preise eine seiner schönsten Oden sang und in dessen blühenden Knabenarmen der hohe Dichtergreis zu Argos verschied. —

Unter den Windmühlen am felsigen Abhang sitzen Gruppen verschleierter Moslemfrauen, und betrachten die Nachen, welche von der Stadt neue Passagiere an Bord bringen. Die Europa rauscht weiter; Tene-

dos bleibt hinter uns, Troja's Ebene verschwindet; groß und ernst blickt Lemnos über die See, kühn in den gewaltigen Umrissen ihrer Berge, erhaben wie das Antlitz der Juno, Zeus' allwaltender Gattin, deren Lieblingsaufenthalt das hehre Eiland war.

Eine schöne Jüdin ist unter den von Tenedos auf's Deck Gestiegenen; sie lehnt neben uns und blickt auf die sich unter den Schaufelrädern krümmenden weißen Wellenschlangen. „Es ist das greise Haupt der Medusa!" sagt ihr zu dem Weibe, auf die Wogen zeigend. Rebekka lächelt, versteht die Worte aber nicht und macht uns, Mitleid im Antlitz, auf eine hinter dem Schiff schwebende, am Bein verwundete Möve aufmerksam. —

Immer näher flattert der weiße Vogel dem Takelwerk, auf dem er ruhen möchte, ängstlicher Ton entwindet sich der Brust, in seinem hellen Auge liegt eine erschreckende Todesangst. Jetzt fällt er in's Meer; eine Weile noch sieht man ihn von den Wellen geschaukelt, dann verbergen ihn die Wasserberge, wenn sie ihn nicht begraben.

Schon am Cap Baba, dem steilen schwarzen Fels, an dessen Fuß die Brandung sich schäumend bricht, verläßt das jüdische Weib das Deck und wird von zwei Fischern an's Land gerudert.

Eine auf den Uferbergen klebende Redoute und einige winzige Fischerhütten geben Zeugniß, daß die einsame Stätte nicht ganz verlassen, aber tiefes Elend scheint in den wie aus Kork geschnitzten Wohnungen zu herrschen; kein Baum streut dort Schatten oder gibt seiner Früchte Labsal, nur die zum Trocknen ausgespannten Fischernetze erwerben des Leibes Nothdurft.

Da das Schiff eben eine Minute still liegt, bemerkt man unten im klaren Wasser kleine Fische, die silbernen Sternen gleich um die Planken spielen, aber durch das Rauschen der Räder wieder verscheucht werden.

Am späten Nachmittag zeichnen sich am Horizont die weichen Berglinien Metelino's, der schönsten Insel unter den Sporaden.

Die heiße Sonne webt goldigen Duft um alte Schloßtrümmer, die in die weiche stille See hinausschauen. Uns ist's, als müßte dort oben einst Medora gesessen haben, Konrad in schmerzlicher Sehnsucht erwartend.

Die niedern Uferberge beherrscht ein steiler spitzer Kegel, aus der Ferne dem Drachenfels am Rheinstrome ähnlich, nur kühner, schroffer und doch zugleich des ihn umwogenden südlichen Lichtes wegen ätherischer. —

Je mehr wir uns Lesbos nahen, desto heimlicher wehen uns seine Lüfte an.

Deutlich unterscheidet man an den waldigen Abhängen die dunkeln Blätter der Orangen, die sich von den silberhellen des der Minerva geheiligten Baumes abheben; am Strande schlummern weiße Dörfer, Villen schimmern aus dem Grün der Weinberge und lieblicher Duft strömt vom Eiland, wie aus den Gärten der Hesperiden.

Zwischen zwei Leuchtthürmen und einer im Hafen Metelino's liegenden Insel, die ein mauerreiches Castell trägt, gleitet die Europa in den Golf.

Das Abendlicht bestrahlt die weißen Häuser der Stadt.

Wunderbarer, in der Erinnerung nie zu verlöschender Zauber liegt auf dem Meer und den fernen Gebirgen.

Leise wallt das helle Meer, nicht Wasser sind seine Wogen, sondern lichte Rosen, wie sie nur im östlichen Klima blühen.

Drüben auf Asiens Boden lagern majestätisch hohe Schneespitzen; die Sonne entflammt die Gletscher, von Firne zu Firne lodert die Flammenpracht, wie einst die Freiheitsfeuer der Schweizer auf den heimathlichen Alpen.

Und wie man dann aus der Bai in den thaufeuchten Abend hinausdampft, zur Rechten die im Dunkel verschwimmende Lesbos, und nebenstehend das Hellenenmädchen Myrto, auf deren sonst blassem Gesichte die Rosen des eben verblühten Abends prangen, klingen durch die Sternennacht, leise, zagende, verschämte Laute, welche vor mehr als zweitausend Jahren an diesen Ufern Sappho sang:

„Hingeschwunden schon ist der Mond,
Sammt dem Siebengestirn, und der Nacht
Mitte ist längst vorüber; die Stunde,
Längst schon ist sie verflossen, und ich —
Ich bin immer allein noch gelagert!" —

II. Syra.

Wunderbare Fahrt zwischen den Inseln des ägeischen Meeres!

Ueberall Land; bald in der Ferne blaues Gebirge, bald in der Nähe grüne schattenreiche Abhänge oder öde glänzende Felsen, an denen weiße Dörfer kleben, die jeden Augenblick den schwindelnden Abgrund hinunter rollen können!

Die Lüfte sind weich und labend, man badet sich in rosiger Luft des Südens und fühlt, wie sie Körper und Geist wohlthuend durchrieselt.

Heute sind Griechenlands Inseln verlassen und öde, um Tempeltrümmer, Säulen und Architrave wuchert die Rebe; Oel- und Lorbeerbäume, deren Zweige einst zu Kränzen für olympische Sieger gewunden wurden, rauschen nur noch das alte Klagelied von der zerstörten Schönheit.

Aber bei alledem sind dies dieselben Borde,

wo einzig der Schönheit geopfert wurde und wie man das goldene Licht des Morgens trinkt, verwischt dieser Zaubertrank jede Erinnerung an unsere Zeit, welche dem Schönheitscultus fremd ist. Die Seele, harmonisch geschwellt, gleitet mit vollen Segeln in die Vergangenheit und die ewig junge Phantasie wandelt mit den alten Göttern wieder unter ihren herrlichen Tempeln!

Die beiden Delos steigen vor uns aus der warmen Fluth.

Die größere, Rhoenea oder Gräberinsel genannt, ist mit Grüften übersät; denn nach Herodot durfte auf der kleineren, dem cynthischen Apoll geweihten, kein Verblichener beerdigt werden.

So tragen die Pforten, durch welche man in Hellas eintritt, gleich die Embleme des Todes und geben uns die Mahnung, eingedenk zu sein, daß wir von nun an fortwährend auf Grüften und Ruinen wandeln werden.

Der cynthische Berg überragt die heilige Delos. Wir betrachten ihn mit frommer Bewunderung und süßem Schauer, denn er schaute herab auf die heitere Säulenpracht der Tempel des Apollo, der Latona und Diana, die Gymnasien, Theater und Statuen, von der Meisterhand hellenischer Künstler geschaffen. Ein neugriechischer Hirt weidet jetzt hier Ziegen, welche Lorbeerzweige abstreifen; nicht mehr klingt des delischen Gottes Saitenspiel über die Flur; aber im Alterthum liebten und schützten die Götter das liebliche Eiland, und da der verruchte Frevler Verres seine sündhaften Hände an das Apolloheiligthum legte, und bei Nacht die Tempelbilder an Bord seines Schiffes bringen ließ, erregte Poseidon des Meeres Wellen, die das absegelnde Fahrzeug an den Strand trieben, so daß es in Trümmer ging und den Einwohnern die heiligen Bilder erhalten blieben.

Delos liegt nun hinter uns, Syra grade im Angesicht.

Ein unwirthliches Eiland! Nur zackige Felsküste von derselben Färbung, wie Tenedos, doch noch rauher und wie aus Lava gethürmt.

Polternd und brausend mögen die Wogen beim Sturm an diese Klippen branden; heute ist die See zu still; die zögernd schwellenden Wellen küssen leis die Felsen und fließen wieder zurück, wie fliehende Mädchenlippen, die eben am bärtigen Munde eines Mannes hingen.

Lange schon strahlt der sonnig helle Leuchtthurm in die Fluth hinaus. Auf einem von Syra getrennten Riff steht er allein, von schreienden Möven umflattert; zu seiner Rechten der Hafen von Hermopolis, dessen Häuser am Strande hinlaufen.

Bleiern liegt die heiße Luft auf der terrassenförmig gebauten Stadt, kein goldenes Aehrenfeld wogt dort im Winde, manchmal nur ragt zwischen den Häusern der Gipfel eines Feigenbaumes; sonst nichts Grünes!

Weiße Klöster mit niedern Glockenthürmen, von hohen Mauern umgeben, scheinen wie ausgestorben und berechtigen nicht einmal zu dem Glauben, innerhalb seiner Räume werden Menschen wohnen, die sich einzig dem Gebete weihten.

Eine tiefe mit Geröll übersäte Schlucht trennt Hermopolis von der Hochstadt, deren Felskegel eine Kirche malerisch krönt, zu der man auf Stufen gelangt.

Es weht Sirocco auf der Insel. Matt, die Glieder wie gelähmt, wandelt man durch die sich den Hafen entlang streckende Straße, die gegen die heißen Sonnenstrahlen mit Segeltuch überspannt ist, und betritt einen großen mit Maulbeerbäumen bepflanzten Platz, an welchem unter Arcaden Griechen sitzen, Kaffee schlürfend und Cigaretten rauchend. Wir gesellen uns zu ihnen und werden wie Compatrioten aufgenommen.

Gleich bietet uns Einer von seinem Tabak, ein Anderer bringt die Kohle zum Entflammen und ein Dritter wird uns mit einem Glas Limonade versorgen, deren gestoßene Eisstückchen den heißen Gaumen erfrischen. In grauer Vorzeit beherrschte die Insel Lykomedes, bei welchem Achilleus erzogen wurde, der später Deidamia, des Königs Tochter, zur Gemahlin nahm.

An jene alten adligen Gestalten, die vordem auf der Insel wohnten, erinnern uns viele Männer unserer Umgebung.

Zwei namentlich, die unter den Arcaden zusammen wandeln, erregen unsere Bewunderung durch ihre edle Gesichtsbildung und die graziösen Bewegungen voll Schwung und Feuer.

Begeisterung sprüht aus ihren dunkeln Augen; wir verstehen ihre Worte nicht, aber uns ist's, als sprächen die jungen Griechen von jenen Mainoten und Sulioten, welche das Türkenjoch abschüttelten.

Der Größere schlägt gegen die vergoldete Scheide seines krummen Säbels und ballt die Faust. Wie schön dem braunen Antlitz dieser Zorn steht!

Am Abend wird's kühler und man streift zwischen den Terrassen der Stadt umher.

Ein Blick in eine der Kirchen zeigt uns nur elende Heiligenbilder, welche der nach Grellem verlangende Sinn der modernen Griechen mit buntem Flitter bekleidete. Wir erinnern uns hierbei der Panathenäen, an welchen die schönheitsliebenden Alten der blaugeaugten Pallas den festlichen Peplos darbrachten.

Einige Mönche liegen im Schatten der um die Kirche stehenden Maulbeerbäume; sie er-

heben sich bei unserer Annäherung und flehen um eine Gabe, die dem heiligen Spiridion zu Gute kommen soll. Gern geben wir und verlieren uns dann in dem Labyrinth der höher gelegenen troglodytischen Hütten.

Sie bestehen nur aus vier leicht zusammengefügten Wänden, zwischen denen die armen, aber von des Leibes Nothdurft wenig gedrückten Bewohner hausen.

Oben auf dem platten Dache verkehren sie mehr als im Innern, und Nachts schlafen sie dort, als Decke ein wollenes Tuch und den warmen Sternenhimmel.

Hellenische Weiber sitzen in der Abendkühle vor den durch keine Thür geschlossenen Hütten; sie tragen ein langes Gewand, um die Hüften einen farbigen Gürtel und drehen fleißig die Spindel. In einer zu Füßen stehenden Lade bewahren sie schon das rein geglättete Linnen; uns ist's, als läsen wir einen Gesang des Homer!

Buben spielen um ihre Mütter; ein kleines Hellenenmädchen richtet sich vom Boden auf, starrt uns, die Fremdlinge, mit ihren tief schwarzen Augen an und deutet lächelnd auf eine kleine Goldmünze, die sie vorn an dem ihre dunkeln Locken bedeckenden Fez trägt. — Wie wir die Terrassen höher hinanklimmen, bleiben die Hütten der Troglodyten von Hermopolis tief unter uns. —

Zwischen dem felsigen Gerölle blüht blauer Digitalis, gelber Ginster, stachlige Aloe und eine hyacinthenähnliche, narkotisch duftende Pflanze. Zu unsern Füßen liegt die vom Abendgold angestrahlte Hermopolis, weit vor uns die See, still und grün, wie geschmolzenes Glas. Zahlreiche weiße Segel ziehen auf der glatten öligen Bahn ihre leisen sich wieder schließenden Furchen. Dicht neben dem Felsblock, auf dem wir ausruhen, sprudelt eine von Steinen eingefaßte Quelle.

Junge Mädchen füllen dort ihre Amphora, heben sie auf das von Flechten umkränzte Haupt und eilen geflügelten Schrittes den Bergabhang hinunter, mit der Rechten den einen Zipfel des langen Gewandes haltend.

In heimliches Zwielicht hüllen sich die beiden Delos, und Naxos, an deren Gestade einst Ariadne dem entflohenen Theseus rief.

Tief in der Nacht segeln wir aus dem Hafen von Syra.

Die südlichen Sterne funkeln über uns und beleuchten mit warmen Strahlen das Deck; wir schauen die Cassiopeia, den Gürtel des Orion und andere helle Sternbilder; aber wo ist das südliche Kreuz?

Jene in ätherisches Gewand gehüllte Insel wird Paros sein, aus deren feinkörnigem, durchscheinendem Marmor Agorakritos seine Aphrodite schuf.

Lange weilen wir auf Deck und suchen uns neben Myrto, dieser lebendigen Schönheitsgöttin, zu lagern, vergessend, daß Myrto zu Hermopolis blieb.

Und traurig das Antlitz mit den Händen bedeckend, damit nichts Aeußeres uns störe im holden Traum, den wir von Aphrodite träumen, fahren wir hinein in die dunkle heilige Nacht! —

Das Steinhuder Meer.

Von Dr. Landau.

In den letzten Jahren fand man in den öffentlichen Blättern zuweilen des Steinhuder Meeres gedacht, ohne daß jedoch auf dessen Verhältnisse näher eingegangen wurde. Auch waren meine Bemühungen, sonst irgendwo genauere Nachrichten darüber zu finden vergebens. Ich fühlte mich deshalb zu diesem norddeutschen Binnensee hingezogen und benutzte eine Reise, welche mich über Minden nach Hannover führte, zu einem Abstecher nach diesen noch so unbekannten Gestaden. Auf der Station Wunstorf verließ ich die Eisenbahn und wanderte durch das langgestreckte Altenhagen nach Hagenburg, einem schaumburg-lippe'schen Städtchen. Das herrlichste Wetter — im officiellen Paradestyl gesprochen — begünstigte meine Expedition. Ueber mir ein rein blauer Himmel, schritt ich frisch und leicht durch die reich gesegneten Felder, aus deren grünen Wogen nach allen Seiten hin rosenrothblühende Mohnfelder in einer ganz eigenthümlichen Weise hervorleuchteten. Schon aus der Ferne zeigte ein leichter Nebel die Lage des Sees und bald wurde auch die Wasserfläche meinem Auge sichtbar. Doch erst jenseits Hagenburg gelangte ich an's Ufer und muß gestehen, daß der nun vor mir liegende weite Spiegel einen überaus angenehmen Eindruck auf mich machte. Ein bis zu dem hier liegenden fürstlichen Schlosse führender Canal bildet gewissermaßen den Hafen, und bald führten mich in einem der darin ruhenden Kähne zwei kräftige Männer, welche als Matrosen bestellt sind, mit Stangen und Rudern, je nachdem die einen oder die andern brauchbar waren, denn das Segel hing schlaff herab, rasch in das still und ruhig liegende Wasserbecken. Ich durchstrich dasselbe nach verschiedenen Richtungen und legte bald hier bald dort am Ufer an. Auch am folgenden Tage, an dem ein leichter Wind den Gebrauch des Segels gestattete, verweilte ich noch hier und will nun das mittheilen, was ich mir theils durch eigene Anschauung, theils durch Erkundigungen über diesen Binnensee gesammelt habe.

Das Meer liegt zwischen der Weser und der Leine und bildet den nördlichsten Theil des Fürstenthums Schaumburg-Lippe. In der Länge mißt sein Wasserspiegel etwa 1¼ und in seiner Breite beinahe ⅝ geographische Meilen, den Flächenraum desselben aber gibt man zu 14,000 Morgen an, wozu noch 700 — 800 Morgen Moorboden kommen.

Ungeachtet die Ufer meist flach sind, denn nur an der nördlichen Spitze erheben sich einige dürre Sandhügel, die Schwarzenberge genannt, so ist das vom See dem Auge sich darbietende landschaftliche Bild doch keineswegs ohne Reize. Dies ist vorzüglich gegen Westen und Südwesten der Fall, wo in etwa anderthalbstündiger Entfernung ein Bergrücken in einem Bogen den Horizont umgrenzt, von dem Bergkirchen und das Bad Rehburg herüberleuchten, und der bei dem Wilhelmsthurme sich 316 Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Von diesem Rücken und insbesondere von dem genannten Thurme ist aber die Aussicht nach dem Meere auch in der That überraschend schön. Auf dieser Seite liegen auch die eigentlich sumpfigern Theile des Meeres, zu einem großen Theil eine nur schwimmende Grasnarbe, eine eigentliche Quebbe, deren Betreten nicht anzurathen ist, weil man in steter Gefahr schwebt, unter derselben zu versinken. Beinahe eine halbe Stunde breit zieht sich diese Quebbe bis vor Altenhagen, Hagenburg, Wiedenbruch, Winzlar und Rehburg. Erst bei Mardorf auf der nördlichen und bei Steinhude auf der südlichen Seite werden die Ufer fest und insbesondere der letzte Ort liegt unmittelbar am Ufer. Hier beginnt auch der Grund des Meeres sich zu ändern und an die Stelle des Moorbodens tritt Kies. Auf der Ostseite breitet sich wieder ein weites, jedoch mehr trockenes Torfmoor bis vor Neustadt am Rübenberge mit großen Torfstechereien aus, eine entsetzlich trostlose, von keinem Strauche belebte Fläche, welche jedoch, was mir sehr auffiel, an zehn und mehr Fuß höher als das Meer selbst liegt. Ist auch das nördliche Uferland anders und zeigt dasselbe doch wenigstens Baumwuchs, so war der Blick, den ich von den Schwarzenbergen darüber hingleiten ließ, doch eben so wenig erfreuend. So weit mein Auge reichte, sah ich nur eine dürre sandige, hin und wieder von einem Teiche unterbrochene Heidefläche, deren ganzer Baumwuchs in verkrüppelten Birken bestand. Auch sticht das hier liegende hannöverische Dorf Mardorf scharf gegen die am jenseitigen Ufer gelegenen schaumburg-lippeschen Orte ab. Hier ist nämlich die einzige Seite des Meeres, wo ein wahrhaft fruchtbarer Ackerboden sich bietet. Schon das Aeußere der Orte zeugt von Wohlhabenheit. Nur Steinhude soll trotz seines malerischen Bildes eine Ausnahme machen. Dagegen gewähren die stattlichen Meierhöfe von Großheidorn, Altenhagen und selbst Hagenburg einen wahrhaft herzerfreuenden Anblick. Steinhude mit seinen 11—1200 Einwohnern nährt sich mehr von Weberei und Fischerei, als vom Ackerbau, und zwar schon seit alter Zeit. Früher wurde eine ausgezeichnete Schokolade hier bereitet, und noch heute wissen Viele von Steinhude Nichts, kennen und schätzen aber das treffliche Fabricat, das noch immer den alten Namen führt, jetzt aber nicht mehr in Steinhude, sondern in Hagenburg bereitet wird. Dieses ist eben so bevölkert wie Steinhude. Das unmittelbar daranstoßende, beinahe eine halbe Stunde lange Altenhagen hat nahe an 400 und Großenheidorn beinahe 900 Seelen. Diese sowohl als die hannöverischen Orte besitzen alle eine starke Rindviehzucht. Die eigenthümlichen Verhältnisse haben eine ganz besondere Rindviehrace geschaffen, welche anderwärts schwerlich fortkommen würde, wogegen freilich auch fremdes Vieh hier nicht gebraucht werden kann. Die Hute liegt nämlich theils auf dem westlichen Moore, theils aber auch im Meere selbst. Beides war für mich gleich neu. Vorzüglich nur von Altenhagen, Hagenburg, Winzlar und auch wohl Rehburg wird das Moor als Hute benutzt. Nicht selten ereignet es sich, daß einzelne Kühe auf der Quebbe durchbrechen. Wenn das geschieht, bedürfen sie jedoch keiner Hilfe, sie helfen sich selbst. Einem angeerbten Instinkte folgend, wirft die Kuh sich zur Seite, wälzt sich um und steht wieder auf festem Boden. Mardorf, Steinhude und Großenheidorn treiben dagegen schon seit Jahrhunderten ihr Vieh in das hier flachere Meer, in welchem es eine reichliche Nahrung an den aufschießenden Wasserpflanzen findet. Das Vieh ist so sehr daran gewöhnt, daß es tagelang in seiner nassen Weide verweilt und man von demselben meistens Nichts weiter als nur die Köpfe erblickt. Ueberhaupt ist der See nicht tief, nur an wenigen Orten etwas mehr als 12 Fuß, am geringsten jedoch in seiner östlichen Hälfte, wo man an vielen Orten mit dem Kahne nicht einmal das Ufer erreichen kann.

Die Einkünfte, welche der See der fürstlichen Casse gewährt, sind gering, etwa 300 Thaler, und bestehen lediglich aus den Pachtgeldern für die Fischerei. Diese liefert namentlich Karpfen, Hechte, Barsche, Weißfische, Grimpen und Aale. Aeltere Nachrichten nennen auch noch den „Dünnecke“ als in großer Zahl vorhanden, wahrscheinlich den Stint (Salmo eperlanus). Alle diese Fische haben jedoch einen etwas moorigen Geschmack, die einfache Folge des zur Hälfte gänzlich sumpfigen Bodens, der dem etwas gelblichen Wasser einen stark

auf die Zunge fallenden bituminösen Geschmack mittheilt.

Höchst unbedeutend sind die Zuflüsse des Sees. Zwei kleine Bächlein, von denen das eine durch Winzlar fließt und das andere vom Rehburger Brunnen kommt, verlieren sich beide im Moore. Noch ein anderer und zwar noch spärlicherer Zufluß kommt aus dem östlichen Torfmoore, sowie ein ähnlicher vierter aus Großenheidorn. Sie sind jedoch, wie schon bemerkt, sämmtlich so unbedeutend, daß man sie kaum bemerkt, und darum unmöglich auch ausreichend, den ziemlich gleichmäßigen und nur bei anhaltendem Regen anschwellenden Wasserstand zu erhalten. Die vorzüglichste Speisung müssen Quellen im Meere selbst gewähren, und daß dies wirklich der Fall ist, wird auch dadurch bestätigt, daß der See nie ganz zufriert. Es bleiben immer offene Stellen, an denen sich dann Schwärme von Schwänen, Gänsen, Enten und andern Wasservögeln sammeln.

Auch ist nur e i n Abfluß vorhanden. Derselbe tritt südwärts von Mardorf als ein gar träges Bächlein (die Meerbeke) aus dem Meere, durchschneidet Rehburg und fließt in zahlreiche Arme zertheilt immer nordwärts, bis er bei Nienburg die Weser erreicht.

Ueber die ältere Geschichte des Meeres läßt sich wenig sagen. Daß Steinhude ihm den Namen gegeben, bedarf wohl nicht besonders bemerkt zu werden. Dasselbe ist sehr wahrscheinlich auch der älteste Anbau am Ufer, ungeachtet es sich, soviel mir bekannt ist, nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert findet. Jedenfalls jünger sind Hagenburg und Altenhagen, die, wie schon ihre Anlage zeigt, gleich den meisten andern Dörfern dieser Gegend, erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert durch Ausrodungen des Waldes entstanden sind. Es ist indeß kaum zu bezweifeln, daß sowohl das Meer selbst, als auch seine Umgebungen früher anders gewesen sind. Schon das östliche höher liegende Torfmoor weist darauf hin, mehr aber noch mächtige Wurzelstümpfe von Kiefern, welche am Rande dieses Moores vom Wasser überspült sich zeigen.

Wie ich schon bemerkt habe, ist das ganze Meer eine Zubehör des Fürstenthums Schaumburg-Lippe, so daß das Ufer der ganzen nördlichen Hälfte zugleich die Landesgrenze gegen Hannover bildet. Früher gehörte auch noch das östliche Torfmoor dazu bis dicht vor Neustadt. In einem 1602 zu Stande gekommenen Grenzvergleiche wurde aber dieses nicht unbedeutende Gebiet den Grafen von Schaumburg abgerungen. Die Gründe, auf welche die Braunschweiger ihre Ansprüche stützten, sind charakteristisch. Sie bestanden einfach in einem sic volo, sic jubeo des Mächtigern gegen den Schwächern. Kurz der einzige Grund, worauf man sich stützte, war kein anderer, als daß man so nahe vor der „Capitalfestung“ Neustadt die Grenze nicht dulden könne, und den Schaumburgern scheint dies so trefflich eingeleuchtet zu haben, daß sie sich willig fügten.

Aber wo bleibt die Festung Wilhelmstein, fragt Leser. Ich habe sie erst am Schlusse meiner Kreuz- und Querfahrten besucht, und wollte darum auch erst am Schlusse meiner Mittheilungen davon reden. Als ich mich ihr näherte, klang mir ein kriegerisches „Wer da!“ entgegen und nicht minder formell rief einer der beiden Matrosen: „Die Matrosen N. N. und N. N. und ein fremder Herr!“ Das genügte, um uns die Landungsbewilligung zu ertheilen. Auch am Lande fand keinerlei weiteres Examen statt, man hatte keine Geheimnisse. Solche Gemüthlichkeit verdient Anerkennung. Es war eine wunderliche Idee des genialen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, in diesem kleinen Landsee mit schweren Kosten eine Feste zu bauen, die als solche nie eine Bedeutung haben konnte, und die auch als Sitz seiner Kriegsschule ungemein unbequem sein mußte.

Das kleine Nest liegt in der westlichen Hälfte des Sees, wo dessen Boden sumpfig ist, keine halbe Stunde vom Ufer, eine Entfernung, welche aber durch den kaum betretbaren Moorboden sich um noch einmal so viel erweitert.

Die ganze Insel ist künstlich dadurch geschaffen, daß man ein gewaltiges Pfahlwerk eingerammt und den Raum innerhalb desselben mit Steinen ausgefüllt hat. Das Ganze bildet eine Sternschanze, deren Spitzen mit Außenwerken bedeckt sind, von denen jedes früher eine gesonderte Insel darstellte, während jetzt die Zwischenräume ausgefüllt sind. Die Außenwerke bestehen in kleinen Gebäuden für die Besatzung mit kleinen Gärtchen, Alles im kleinsten Taschenbuchformate. Die in der Mitte hoch aufsteigende eigentliche Feste hat eine kleine Bibliothek, ein Waffencabinet und auf dem platten Dache die Zurichtung zu einer Sternwarte. In einem Schranke werden noch zwei jener ehemals goldnen Geschütze, mit ihren mit Silber beschlagenen Lafetten von Ebenholz aufbewahrt, welche Portugal dem Grafen zum Geschenk machte. Die Läufe der andern werden zu Bückeburg aufbewahrt. Auch auf dem Moore hatte der Graf Befestigungen angelegt, um dadurch seine Feste noch mehr zu sichern. Der Bau derselben war 1761 begonnen worden und wurde erst nach Jahren vollendet. Sie war mit allen Kriegsbedürfnissen trefflich ausgestattet und zählt noch jetzt, natürlich alles kleine Zeug mit eingerechnet, 98 Geschütze, von denen aber nur wenige und noch dazu sehr hinfällige Lafetten besitzen.

Ein wenn auch nur noch historisches Interesse verleiht dem Wilhelmsstein die nach dessen Vollendung von dem Grafen Wilhelm daselbst gegründete Militärschule. Die Officiere seiner Artillerie waren zugleich die Lehrer, und darum mußte auch jeder Eleve in dieses Corps eintreten, worin er Unterofficiersdienste zu leisten hatte und Besoldung empfing, wogegen der Unterricht unentgeldlich ertheilt wurde. Man lehrte reine und angewandte Mathematik, Physik, bürgerliche Baukunst, Geographie, Geschichte u. s. w., wogegen neuere Sprachen, Zeichnen ꝛc. Gegenstände des Privatunterrichts waren. Häufig examinirte der Graf selbst und lohnte durch Lob, Geschenke und Beförderung das Talent und den Fleiß. Wie auf dem Ganzen, so ruhte auch auf jedem Einzelnen sein Auge mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt. Er wollte eben nicht bloß Officiere, sondern nicht minder auch Menschen heranbilden. Im Jahre 1776 gingen 16 in dieser Schule herangebildete Officiere nach Portugal und errichteten dort ein eigenes Artilleriecorps. Auch Scharnhorst war ein Zögling dieser Schule. Graf Wilhelm war aber nicht bloß ein ausgezeichneter Soldat, er war auch zugleich ein Vater seines kleinen Landes und wie er in Portugal als Wiederhersteller dessen Heeres sich ein unvergängliches Andenken gegründet, so schuf er sich ein noch edleres Denkmal in der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche er in den Herzen seiner Unterthanen für sich entzündete. Er hat in der That Außerordentliches für sein Land gethan und dabei nie dessen Hilfe in Anspruch genommen. Die Kosten für Alles, was er schuf, auch für den Bau des Wilhelmssteines und für seine Militärschule, wurden lediglich aus seinen Privatmitteln bestritten. Er starb am 10. September 1777 und viele seiner Schöpfungen und namentlich auch die Militärschule gingen mit ihm zu Grabe. Mit ihm erlosch aber auch die bückeburger Linie der lippe'schen Grafen und an ihre Stelle trat das lippe'sche Haus Alverdissen, dasselbe, welches noch heute regiert.

Der einzige Fall, in welchem der Wilhelmsstein als Feste in Betracht kam, trat im Jahre 1787 ein. Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Cassel glaubte als Lehnsherr der Grafschaft diese bei dem am 13. Februar 1787 erfolgten Tode des Grafen Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe als heimgefallen einziehen zu können, indem er sich darauf stützte, daß der letztverstorbene Graf aus einer nicht standesmäßigen Ehe entsprossen sei. Hätte der Landgraf seine Räthe gefragt, so würde man ihm gesagt haben, daß das angebliche Mißverhältniß bereits durch rechtsgiltige Entscheidungen ausgeglichen und die Vollgiltigkeit jener Ehe auch hessischerseits wiederholt anerkannt worden sei. Das that aber der Landgraf nicht und die Räthe erfuhren zu ihrer nicht geringen Ueberraschung die hinter ihrem Rücken befohlenen Schritte erst, als diese bereits vollzogen waren. Am 17. Februar ließ nämlich der Landgraf die Grafschaft militärisch besetzen und für sich in Besitz nehmen — bis zu ausgemachter Sache, denn er dachte: beati possidentes. Das Land mußte dem Landgrafen huldigen und auch das bückeburgische Bataillon wurde dem hessischen Heere einverleibt. Nur der Wilhelmsstein, wohl armirt und verproviantirt, verweigerte mit seiner Besatzung sich dem hessischen Gebote zu unterwerfen. Da alle Schiffe an die Insel gezogen worden, konnte man sich ihm nicht nähern, und schaffte deshalb schweres Geschütz herbei. Dasselbe versank aber im Moore und man hatte große Mühe, um es vor einem gänzlichen Versinken zu retten. An eine Beschießung war sonach nicht zu denken, aber ebensowenig war ein Aushungern möglich, weil das hannöverische Ufer ein noli me tangere war und die hannöverische Regierung auch ein dahin zielendes Ansinnen entschieden zurückwies. So hielt sich die Besatzung, ruhig auf ihre Kanonen pochend, bis ein scharfes Reichshofrathserkenntniß vom 2. April die ganze Sachlage änderte. Die darin anbefohlene Execution gebot unverzügliches Handeln und bereits am 18. April wurden die letzten hessischen Truppen zurückgezogen. Der Wilhelmsstein feierte dieses Ereigniß durch eine dreimalige Abfeuerung aller seiner Geschütze, daß darob die Thüren in der Feste zerbarsten.

Auch noch jetzt hat die kleine Wasserfeste eine Besatzung, und ihre untern Räume dienen zu Gefängnissen. Indeß ist dieselbe doch ein gar theueres Object, wegen der fortdauernd nothwendigen Reparaturen. In der letzten Zeit, sagte man, habe man jährlich an 6000 Thlr. verbaut. Das steht freilich mit den Einkünften, welche das Meer gibt, in einem schlechten Verhältnisse. Welche herrliche Besitzung ließe sich dagegen durch ein Trockenlegen des Meeres schaffen, würde man die mit Kies bedeckte Hälfte auch nur mit Kiefern bepilanzen können. Daß dies ohne zu große Schwierigkeiten ausführbar ist, läßt sich nicht bezweifeln, denn das 160 Fuß über der Nordsee liegende Meer liegt noch 19½ Fuß höher als die Leine. Es wäre eine Eroberung von hohem Werthe, und die Mittel dazu fehlen dem regierenden Fürsten nicht. Ich sollte meinen, das Capital, welches dazu erforderlich sein würde, könnte nicht besser angelegt werden. Es ist bis jetzt aber noch kein Gedanke daran, ungeachtet öffentliche Blätter mehrfach mit großer Bestimmtheit davon geredet haben.

Literarisches.

Das Gebiß der Schnecken zur Begründung einer natürlichen Classification untersucht von Dr. F. H. Troschel, Professor an der Universität zu Bonn. Erste Lieferung mit vier Kupfertafeln. Berlin, Nicolai. 1856. — Zweite Lieferung mit vier Kupfertafeln. 1857. — Dritte Lieferung mit vier Kupfertafeln. 1858.

Die Zeit ist vorüber, in welcher die Zoologie sich damit begnügte, die äußere Beschaffenheit der Thiere zu beschreiben und die Grundsätze der Classification lediglich in dem allgemeinen Habitus der Formen zu suchen. Cuvier war es vorzüglich, welcher bei der Erforschung und Anordnung der Wirbelthiere großartig und epochemachend der Anatomie und Physiologie die wesentlichste Betheiligung zuwies. Seine Bestrebungen fanden nicht allein die allgemeinste Anerkennung, sondern die eifrige Verfolgung der gebrochenen Bahn trug auch der Wissenschaft reichliche Früchte. Nachdem in dieser Weise die bis dahin bestandene Zoologie, welche sich fast ausschließlich mit der Aeußerlichkeit der Thiere beschäftigte, ihre Herrschaft verloren hatte, war die natürliche Bestimmung und Reihung der Wirbelthiere erst klar hervorgetreten. Es lag in der Natur der Sache, daß in gleicher Richtung die bessere Kenntniß der tiefern Thiere erst später an die Reihe kommen konnte, aber in dieser Hinsicht ist auch schon recht Vieles geschehen. Johannes Müller namentlich darf mit Recht als hervorragender Koryphäe auf diesem speciellen Gebiete ebenbürtig neben Cuvier gestellt werden, und viele seiner Schüler arbeiten in gleicher Richtung. Dieses Feld ist indeß ganz außerordentlich groß, und wenn dasselbe auch in jüngster Zeit recht fleißig angebaut wurde, so finden sich auf ihm doch noch sehr viele öde Stellen, welche urbar gemacht werden müssen. Eine sehr verdienstliche Arbeit zu diesem Zwecke ist diejenige von Troschel, welche noch, ehe sie ganz vollendet vorliegt, eine allgemeine Besprechung verdient; die drei davon erschienenen Lieferungen sind nämlich nicht das Ganze und wird der fleißige Verfasser das begonnene Werk weiter fortsetzen. Wahrscheinlich werden sich noch viele Lieferungen anreihen.

Die Kenntniß von einem aus fester Substanz bestehenden Gebisse der Schnecken ist nicht neu, sie beginnt schon mit Aristoteles, und in der jüngern Zeit haben sich ziemlich viele Naturforscher damit beschäftigt; auch Cuvier hatte sich schon in dieser Hinsicht bleibende Verdienste erworben. Eine Musterung der festen Freßwerkzeuge der Schnecken durch alle, oder doch durch die meisten Gattungen hindurch, wie sie Troschel unternommen hat, ist aber eine neue und recht verdienstliche Arbeit, deren Erfolge für die Classification sich jetzt schon recht bedeutungsvoll herausstellen. Das Gebiß der Schnecken ist sehr complicirt, besteht aus vielen einzelnen Theilen, die näher zu schildern nicht die Aufgabe einer Anzeige der Troschel'schen Arbeit sein kann; vielmehr muß hier auf diese selbst und ihre schönen Abbildungen hingewiesen werden. Jene einzelnen Theile gestalten sich bei den verschiedenen Familien und Gattungen nach Form und Zahl sehr mannigfaltig und selbst lassen sich zum Theil noch Verschiedenheiten in den Species einer und derselben Gattung nachweisen. Wenn sich das bisherige System zwar auf Differenzen der Sinnes-, Bewegungs-, Athmungs- und Geschlechtsorgane für die größern Abtheilungen gründete, so waren doch die weitern Trennungen (Familien und Gattungen) fast ausschließlich nach der Schale gebildet. Dieser Weg aber ist einseitig, und reicht für die richtige Erkenntniß der systematischen Stellung nicht aus. Das Gebiß der Schnecken zeigt uns Differenzen, welche bei deren Reihung von einem mindestens gleichen, wenn nicht höhern Werth als die Kennzeichen der Schale sind. Wenn Cuvier sehr treffend und leicht überzeugend als Grundsatz aufstellt, daß jedes Lebenwesen ein Ganzes, ein einziges geschlossenes System bilde, in welchem alle Theile gegenseitig einander entsprechen und zu derselben endlichen Action durch wechselseitige Gegenwirkung beitragen; daß keiner dieser Theile sich verändern könne, ohne daß die übrigen auch verändert werden, und folglich jeder Theil einzeln genommen alle übrigen bestimme: so muß nothwendig der Werth eines Classificationsmittels einer Thierreihe darin zu suchen sein, ob diejenigen Theile, welche dazu benutzt werden, im Organismus eine höhere oder niedrigere Stellung einnehmen, und je höher diese Stellung ist, um so mehr müssen alle übrigen Theile desselben Thieres dadurch bedingt werden. Dieses auf die Schnecken angewendet, so stellen sich ihre Kauorgane, wie Troschel klar und überzeugend darlegt, als sehr bedeutungsvoll heraus, und es verdient das Gebiß der kauenden Mollusken dieselbe Berücksichtigung, wie dasjenige der Wirbelthiere und Gliederthiere, vielleicht selbst eine noch größere, da die weichen Thierkörper der Mollusken in Sammlungen kaum gehörig aufbewahrt werden können, und dadurch die Untersuchung anderer wichtigen Organe erspart ist.

Die vortrefflich durchgeführte Untersuchung der Schneckengebisse ist ein Muster von Beobachtungsgabe, Scharfsinn und Fleiß, derjenigen Gaben, welche bei dem Naturforscher nicht hoch genug anzuschlagen sind und den

Werth seiner Leistungen bedingen. Die Domäne der Schneckengebisse will Troschel auch nicht allein für sich behalten. Er gibt die genaueste Anleitung, wie dieselben zu gewinnen, zu präpariren und zu untersuchen sind und zeigt sogar, wie die festen Kauwerkzeuge aus den Schneckenschalen, welche in Sammlungen aufbewahrt werden, noch sehr häufig gewonnen werden können, was die Beschaffung des Untersuchungsmaterials ungemein erleichtert.

Der Planetenlauf. Mit einem Atlas von fünf Tafeln. Von Dr. Nell, Vorsteher der Mannheimer Sternwarte und Docent der Astronomie in Heidelberg. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn.

Mit dieser kleinen Schrift beabsichtigt der Verfasser Denen zu Hilfe zu kommen, die sich ohne mühsame und nur dem Kundigen mögliche Berechnung rücksichtlich der dem bloßen Auge sichtbaren Planeten am Himmel orientiren und namentlich wissen wollen, wo jeder dieser Körper am Himmel anzutreffen sei. Fehlt es unserer Zeit nun gleich nicht an populären Ephemeriden, die den Laien aller und jeder Mühe in dieser Beziehung überheben, so dürfte dennoch das Werkchen von manchem Nutzen sein, denn indem es auf sehr einfache Weise den ungefähren Ort am Himmel finden lehrt, wo der fragliche Planet steht, gibt es gleichzeitig einen (allerdings nur oberflächlichen) Einblick in die Gründe, auf denen diese Stellung beruht. Alles eigentliche Rechnen wird dem Leser erspart, er hat nur Zeiten abzuzählen, auf den Tafeln eine sehr einfache Construction auszuführen und etwa Zwischenlagen abzuschätzen wie beim Gebrauch einer Sonnenuhr. Nun wird freilich auf diesem Wege nicht der genaue Ort der Himmelskörper gefunden werden, wie man ihn bei Berechnung von Zusammenkünften, Bedeckungen, Durchgängen u. dgl. bedarf, allein diesen wird man überhaupt nicht so leicht gewinnen, und wer wirkliche Berechnungen ausführen will, wird sich nach andern Hilfsmitteln umsehen und gründliche Vorkenntnisse mitbringen müssen. Aber gleichwohl hat der Verfasser die elliptische Gestalt der Planetenbahnen im Allgemeinen berücksichtigt, und ebenso ihre Neigung gegen die Ekliptik, so daß man nicht allein die Länge, sondern auch die Breite aus diesen Constructionen (letztere jedoch nur mit Hilfe einer kleinen Proportionsrechnung) finden kann. Für das bloße Auffinden hätte nun wohl die Länge allein schon hingereicht, allein warum sollte der Verfasser nicht noch etwas weiter gehen, wenn es so leicht wie hier geschehen konnte? Doch hätten wir gewünscht, die Breiten ebenso wie die Längen einfach in Graden, nicht in Vollmondsdurchmessern, angegeben zu sehen. Dieser ist überhaupt kein so bequemes Maß als Manche meinen. Der Vollmond, mit bloßem Auge gesehen, zeigt für verschiedene Augen eine sehr verschiedene Irradiation, da nun der scheinbare Durchmesser noch überdies zwischen 28 und 34 Minuten schwankt, so kann die Annahme des Verfassers, der durchweg einen Vollmondsdurchmesser = 30 Minuten setzt, nicht unbeträchtlich irre führen. Und warum sollte der, der sich schon mit Längengraden in der Ekliptik vertraut gemacht hat, eine Schwierigkeit darin finden, die gleich großen Breitengrade auf die zur Ekliptik senkrechte Richtung zu übertragen? — Für die nächsten Jahrzehnte etwa dürften diese Tafeln bequem ausreichen, und wer sich mit ihrem Gebrauche nicht bloß mechanisch bekannt gemacht hatte, dürfte auch noch darüber hinaus nicht verlegen sein, aus ihnen das Gesuchte zu finden. Die Veränderungen der Elemente, die Vorrückung der Nachtgleichen, sowie nicht minder einige der größern Störungen (der Verfasser hat von ihnen mit Recht hier gänzlich geschwiegen) werden für noch spätere Zeiten ihren Gebrauch je länger, desto unsicherer machen. Doch Arbeiten dieser Art sind für die Gegenwart bestimmt und diese wird mannigfaltigen Nutzen daraus ziehen können.

Einen Wunsch mögen wir schließlich nicht unterdrücken. Die Astronomie kann als selbständiger Lehrcursus in Elementar- wie in den untern Classen höherer Schulen keinen Platz finden, wie sehr dies auch gewünscht werden möchte. Aber keine Anstalt sollte ihre Zöglinge in gänzlicher Unwissenheit über das lassen, was sie am Firmament erblicken. Und dazu dürften Schriften, wie die vorliegende, am geeignetsten sein. Jedem, der mit Lineal und Zirkel umzugehen weiß, kann in wenigen Stunden nach Anleitung dieses Büchleins ein erster Einblick in das Sonnensystem eröffnet werden. Hätte man dies nicht an vielen Orten so gänzlich bei Seite gesetzt, so würden wir auf dem Büchermarkte nicht solchen chevaliers de la triste figure begegnen, die trotz — oder richtiger wegen ihrer totalen Ignoranz ein so unerschütterliches System wie das Copernicanische sich zur Zielscheibe ihrer Angriffe wählen. — Wird aber in diesen wenigen Bogen Eins und das Andere ungern vermißt; fühlen einige unter den Lesern durch die hier gebotene Anregung das Bedürfniß, sich gründlicher zu belehren und das Ganze tiefer zu erfassen — nun dann um so besser. Ihn wird es nicht gereuen, von unserm Verfasser einen ersten, wenn auch noch unsichern Schritt geführt worden zu sein, wenn er nach Werken greift, die geeignet sind, ihn weiter zu führen.

Dritte Abtheilung.

Stephen Heller.

Von

Moritz Hartmann.

That strain again; — it had a dying fall:
O it came o'er my ear like the sweet south,
That breathes upon a bank of violets,
Stealing and giving odour.

Shakspeare.

Cet artiste n'est pas connu pour ce qu'il vaut.

Fétis.

Die letzten drei Decennien haben Schaaren von Virtuosen an uns vorbeigeführt; die Zahl ihrer Herolde und Verkünder ihres Ruhmes war noch größer und die Zahl ihrer Bewunderer unendlich. Alle Ehrenbezeugungen, wie sie Wohlthätern der Menschheit angemessen scheinen, Kronen, Kränze, officielle Auszeichnungen, Titel und Würden, verherrlichender Gesang, Anbetung von Seiten der Frauen — Alles, Alles wurde ihnen zu Theil; sie setzten ruhige Städte in Bewegung, sie verursachten Zusammenrottungen und Aufruhr, sie erweckten Parteikämpfe, und wie sie die Mittelpunkte begeisterter, brüderlicher Feste waren, so wurden sie auch die Urheber von Zwietracht und Zerwürfniß. — Wo sind sie heute, diese weltbewegenden, gewaltigen Erscheinungen? — Verschwunden, vergessen, verschollen. Ihre alten Bewunderer erröthen, wenn sie sich ihrer Thorheit erinnern; ihre Freunde verleugnen sie. Die Götter sind zusammengebrochen und man sah die Hohlheit ihres Innern; das Kind zerriß endlich die angebetete Puppe und sah den gemeinen Inhalt. — Dennoch hatte man Unrecht, sich dieser Begeisterung zu schämen; sie war nur natürlich. Man begeisterte sich auch für Seydelmann; man bewunderte, man liebte ihn, als ob er den Mephisto geschaffen hätte, den er nur darstellte. Die Bewunderung für den executirenden musikalischen Virtuosen, den Schauspieler des Componisten, war ursprünglich an eine andere Adresse gerichtet, an die des Tondichters; daß sie der Virtuose als treuloser Bote unterschlug, merkte das Publicum in seinem Enthusiasmus erst spät oder glaubte auch, daß dem Boten Alles gebühre. In seiner Gedankenlosigkeit krönte es die in Goldflitter gekleideten Tänzer und Läufer vor dem Wagen des Triumphators, der in seiner schlichten Größe kaum beachtet wurde. Aber der Triumphator ist noch heute der Triumphator — wo sind die Tänzer und Läufer und Histrionen?

Wieder Nichts natürlicher als ihr Verschwinden; es ist eben so motivirt, als ihr Auftauchen. Kaum war Lessing da, so waren auch schon Schauspieler da. Die executiven Kräfte, die Kärner, sind immer und überall in großer Menge vorhanden; sobald sich die productive, diese seltenere Kraft zeigt, fangen sie zu wirken an. Es hat musikalische Virtuosen gegeben, seit es Compositeure gibt. Als die Musik mit Beethoven die höchste Höhe erreichte, mußte es von Virtuosen zu wimmeln anfangen. Sie waren in der Musik, was nach einer großen Literatur die Commentatoren, Glossatoren, Nachahmer, Wortkünstler, Declamatoren, Rhapsoden, Schauspieler, Bearbeiter etc. zusammen sind. — Sie brauchten zu ihrem Geschäfte wenig Talent, instinktiven Nachahmungstrieb und viel Geduld und physische Arbeitskraft. Das Genie, das man ihnen so freigebig nachrühmte, saß meist im Sitzfleisch. — Bei den

ersten unter den Virtuosen bestimmte ein gewisses, angeborenes musikalisches Talent die Wahl des Berufs; das Glück, das diese machten, bestimmte die meisten ihrer Nachfolger. Erstere hatten vor Letztern nur wenig voraus, da es sich zumeist um physische Arbeit, Ausdauer, Geduld handelte. Man machte Virtuosen. Man unterrichtete nicht, man weckte nicht Keime von Talenten, man richtete ab. Die schönsten, die unbefangensten Tage des Lebens mußten zwölf bis sechzehn Stunden der physischen Arbeit am Instrumente abgeben; Alles mußte darüber zu Grunde gehen, selbst das musikalische Ohr, wenn von Natur aus eins da war. Der geistigen Ausbildung war kein Moment Raum gelassen, eben so wenig der gemüthlichen. Darum mußte auch Geist und Gemüth eingelernt werden. Man lernte mit Geist spielen, man lernte Herz in die Musik legen. So wurde man ein Golem, eine Maschine, ein Automat. Wie oft, wenn man sie mit dieser fürchterlichen Wuth spielen und Stücke ausführen hörte, die eine Verhöhnung aller Musik waren, mußte man sich sagen, daß sie sich offenbar an der Kunst, die ihnen die schönste Zeit des Lebens, die besten Gaben des Geistes und des Herzens geraubt, rächen, daß sie sie für immer ausrotten und in der Meinung der Menschen verächtlich machen wollen. — Meist aber sagte man sich, daß sie in dieser mechanischen Beschäftigung mit Musik allen musikalischen Sinn verloren. So verlieren oft alte Richter allen Sinn für Gerechtigkeit, Maler allen Sinn für die Farben; Krieger, die mit Begeisterung ausgezogen, werden im Laufe des Krieges gedankenlose Schlächter.

Es ist kein Wunder, daß so viele der gefeierten Virtuosen physisch zu Grunde gegangen und daß andere, die, müde der oberflächlichen Triumphe, einem höhern Ehrgeiz dienen und als Tondichter sich versuchen wollten, nur das lärmendste Gegentheil von Musik, die Negation, die Caricatur der Musik hervorbrachten. Mit einer ungeheuern Charakterkraft, mit einer beinahe unerschöpflichen musikalischen Aussteuer müssen die Seelen derer ausgerüstet gewesen sein, die sich, wie Mendelssohn, Chopin, aus der Virtuosität noch mit einem Fond von Musik, mit Productivität gerettet haben. Wir wollen hier die Charakteristik eines solchen Musikers und mit ihr zugleich eine bezeichnende Lebensgeschichte aus der Kunstepoche unserer Zeit liefern.

Stephen Heller hat sein Virtuosenthum überlebt und ist daraus als Compositeur hervorgegangen. Wieder als Compositeur hat er alle Kämpfe, die einem jungen und originellen Geiste vorbehalten sind, durchgekämpft, hat er Noth, Elend, Entsagung, Verkennung ertragen, Selbstverleugnung und Demüthigung vor dem eigenen Genius kennen gelernt und steht heute als ein in seinem Fache beliebtester, von Tag zu Tag an Ruhm gewinnender Tondichter mit ausgesprochener Individualität, mit großen, kaum mehr angefochtenen Vorzügen und Verdiensten da. Die Geschichte eines solchen Lebens kann nur belehrend sein.

Stephen Heller wurde im Jahre 1813 am 15. Mai zu Pesth in Ungarn geboren. Sein Vater, der in einer Fabrik angestellt war und außerdem noch in der Stadt mathematischen Unterricht ertheilte, bestimmte ihn den Rechtswissenschaften und schickte ihn deshalb frühzeitig auf das Gymnasium der ehrwürdigen Piaristenväter, patrum piarum scholarum. Etwas Musikunterricht wurde, weil das zu einer guten Erziehung gehört, bei einem Herrn Meixner, Fagotbläser beim Musikcorps eines Artillerieregiments, genommen. Bald zeigte es sich aber, daß diese Nebensache den Knaben vorzugsweise beschäftigte, daß er bei dem dürftigen Musikunterricht, bei dem auch einige Generalbaßlehren mit unterliefen, mit viel größerer Theilnahme verweilte, als bei Latein und Griechisch. Da wurde denn ein bedeutenderer Lehrer, der beste, der in Pesth aufzutreiben war, Franz Bräuer, jetzt regens chori im Dome, gewonnen, und dieser hatte bald den Muth, mit seinem Schüler vor das Publicum zu treten. Lehrer und Schüler spielten im Pesther Theater Dusseck's Doppelconcert (b-dur) für zwei Pianos und zwar mit Beifall. Da erwachte der Ehrgeiz im Vater. Wie wäre es, wenn sein Kind ein Wunderkind wäre? Wenn aus dem Wunderkind ein Virtuose erwüchse, ein Virtuose, der die ganze civilisirte Welt, so weit es nervöse Weiber gibt, in Bewegung setzte? Der Mathematiker fing zu rechnen an und er wollte sicher gehen. Mehrere Versuche wurden angestellt; Stephen mußte gewaltig arbeiten und zu wiederholten Malen vor's Publicum treten und Concerte geben. Das Experiment gelang; viel Beifall wurde geerntet; also Ade! Griechisch und Latein und Juristerei! Der Vater setzt sich mit dem Sohn in den Wagen; es geht nach Wien, in die Hauptstadt der Musik.

Stephen wurde dem damals bedeutendsten Musiklehrer Anton Halm übergeben. Dieser ahnte bald einen wahren Künstler in seinem Schüler und stellte den Knaben bei Gelegenheit Beethoven, F. Schubert, Abbé Stadler vor. Aber das Kind war noch zu sehr Kind, um das ganze Glück solcher Bekanntschaften zu erfassen; in seinem jungen Gehirn erwachte noch keiner jener fruchtbaren Gedanken, welche die Berührung mit solchen auf der Höhe der Menschheit stehenden Geistern

zu erwecken pflegt, keiner jener großen Entschlüsse, die solche Beispiele zur Reise bringen, und für die ganze Zukunft bedeutend machen. Er war eben noch ein träumendes Kind und vor Allem nur Clavierspieler.

Als solcher gab er in Wien im Jahre 1826 sein erstes, 1827 sein zweites Concert. Am Ende des zweiten trat er kühn mit einer freien Composition hervor, die ihm, eben der Kühnheit wegen, im Publicum manche Freunde und Beschützer, aber ganz und gar nicht den Beifall der Kritik verschaffte. Diesmal war die Kritik im Rechte. Es fehlte Stephen Heller noch an geistiger und materieller Ausbildung, um schon selbständig auftreten zu können. Das Beste in seiner Composition war höchstens als eine Anweisung auf die Zukunft zu betrachten. — Doch glaubte der Vater nun den Moment gekommen, da man mit Nutzen die Künstlerlaufbahn anfangen könnte. Der Sohn wurde nach Pesth citirt und im Jahre 1828 verließ er den geliebten Lehrer Anton Halm, der ihn betrübt ziehen sah.

Mit Absicht habe ich alle Meister Heller's mit Namen genannt: es ist das Geringste, das man Lehrern zum Lohne thun kann, wenn man sie bei Gelegenheit ihrer Schüler nicht vergißt. Die rührendsten Erscheinungen im Leben bedeutender Künstler sind, neben den Müttern, die Lehrer. Während der Schüler seinen Flug nimmt, die Welt mit seinem Namen zu erfüllen, stehen sie an der Schwelle ihres stillen, vergessenen Hauses und sehen ihm in rührender Hilflosigkeit nach, wie die Gluckhenne, die Enten ausgebrütet, am Rande des Teiches, und sind froh, wenn ihnen aus weiter Ferne von Zeit zu Zeit nur ein kleines Wörtchen der Erinnerung zukommt. Sie werden vom Sohne, vom Schüler mehr oder weniger vergessen — was liegt daran, wenn es ihm nur gut geht, wenn er nur Erfolge hat, wenn er nur der Lehren gedenkt, die man ihm mitgegeben. — Wie rührend klingt die einfache Zeile im Tagebuche Perugin's: Heute ist mein lieber Raphael Sanzio abgereist; möge ihn Gott begleiten auf allen seinen Wegen und möge er glücklich ankommen. —

Der Vater wurde in seinen Plänen noch mehr bestärkt, als die Ungarn mit ihrer heißblütigen Bewunderung den Sohn in mehrern Concerten bis in den Himmel hoben und ihm einen Beifall zollten, als wäre er bereits eines der glänzendsten Lichter der Welt. Keine Nation Europa's läßt sich durch den Patriotismus so sehr verblenden, wie die Magyaren; die Erfahrung, daß sie eigentlich noch sehr wenig Genies hervorgebracht, hindert sie nicht, jede auf ihrem Boden neu auftauchende Erscheinung sofort für ein Wunder zu erklären. — Der mathematische und kluge Vater vergaß es nicht, den Patriotismus vom Verdienste des Sohnes zu subtrahiren. Dennoch gab er seine Stellung in Pesth auf und trat nun mit seinem Sohne die Kunstreise an. Wenn Stephen Heller später nicht durch zwölf Stunden täglich am Clavier verthieren wollte, wenn er sich weigerte, Journalisten den Hof zu machen, schlechte Modemusik zu spielen, wenn er sich eine glückliche Stunde verschaffen und sich in die Musik „in ihm selbst" vertiefen, Etwas componiren oder mit den großen Meistern die Zeit verlieren wollte: hat ihn zwar der Vater gewähren lassen, dennoch glaubte er, daß er sich nicht deshalb den Mühen, Unbequemlichkeiten, Kosten und Wagnissen der Reise ausgesetzt habe und daß der Sohn sich auch befleißen müsse, halsbrecherische Stücke zu spielen, Knalleffecte zu machen, das Publicum in Erstaunen zu setzen, kurz ein Phänomen zu werden, wie der große X und der berühmte Y. Er meinte es gut, aber er verstand es nicht besser. Daß für das künstlerische Seelenheil des Sohnes, für sein äußeres und inneres Glück besser gesorgt gewesen wäre, wenn man den erwachenden Tonkünstler in seiner einsamen Stube, in seinen tönenden Träumen gelassen hätte, das fiel ihm, der keinen Begriff von Musik und von den Vorgängen in einer Künstlerseele hatte, nur selten ein.

Die Reise ging durch einen Theil Ungarns, über Krakau nach Warschau, wo der Winter zugebracht wurde, dann weiter nach Breslau, Dresden, Leipzig, Braunschweig nach Hamburg, wo zum zweitenmale die Winterquartiere bezogen und drei Concerte gegeben wurden. Stephen Heller, nunmehr schon ein erblühter Jüngling, lernte Etwas von der Welt kennen, kam mit Künstlern in Berührung und gewann sich durch sein Spiel manches weiche Frauenherz. Damit war dem besorgten Vater nicht gedient. Weltkenntniß konnte dem Sohne verderblichen Unabhängigkeitssinn einflößen, seine Erfolge konnten ihm zu viel Bewußtsein seines Werthes geben; die Künstler waren im Stande, ihm über die Kunst Ideen beizubringen, die mit den Kunstideen des Vaters, mit seinen positiven Zwecken nicht übereinstimmten. Dem Allem mußte vorgebeugt werden und der Vater führte ein strenges Abschließungssystem ein und so ging es weiter über Cassel und Frankfurt a. M. nach Baiern. —

In Augsburg angekommen, brach das gehetzte Wild zusammen. Er konnte nicht weiter. Es zeigten sich so große Spuren der Ermüdung und Abspannung, daß der Vater den Vorstellungen der Aerzte, neugewonnener Freunde und Musikliebhaber nachgab, dem Sohn einige Zeit auszuruhen erlaubte, ihn

unter der Obhut einer kunstsinnigen Freundin zurückließ und nach Pesth zurückkehrte.

Nun begannen für Stephen Heller eigentlich erst die Lehrjahre, die bei ihm auf die Wanderjahre folgten. Die Atmosphäre der stillen, alten, romantischen Stadt that seinem etwas melancholischen, nach Ruhe und Sammlung sehnsüchtigen Gemüthe sehr wohl. Endlich nach langem, unerquicklichem, wüstem Umherschweifen hatte er die Muße, nach langer Vereinsamung die Einsamkeit, deren er so sehr bedurfte, das Erlebte und Gehörte in Geist und Gemüth zu verarbeiten. Er konnte sich endlich sammeln und sein Inneres belauschen, ob da Etwas wachse und sprieße. Die glückliche Stimmung, in die er sich mit einem Male versetzt fühlte, wurde noch durch die liebevolle Theilnahme jeglicher Art erhöht. Wir dürfen nur derjenigen erwähnen, die sich auf sein der Oeffentlichkeit gehöriges Leben bezieht. Da steht Graf Fugger, Rittmeister in der baierischen Armee, Stephen Heller's Lothar und Jarno in einer Person, obenan. Ein feiner Musikkenner und ein nach allen Seiten hochgebildeter Mann, erkannte er bald die großen Anlagen des jungen Künstlers, sein edles, bisher unterdrücktes Streben, eben so wohl wie die Lücken seiner musikalischen und seiner anderweitigen geistigen Bildung. Mit vieler Liebe unterstützte er ihn in seinen Studien und stellte ihm seine große, an Büchern und Musikwerken reiche Bibliothek zu freier Verfügung. Diese Güte benutzte Stephen Heller in allen Stunden, die ihm der Unterricht, den er zur Bestreitung seiner kleinen Bedürfnisse geben mußte, übrig ließ, das Versäumte nachzuholen, das Gehörte durchzusehen, die bedeutenden Werke der Meister der Dichtung wie der Musik zu studiren. So wurde aus dem auf kurze Zeit bestimmten Aufenthalt ein Aufenthalt von Jahren, eine reiche Zeit der Sammlung, des Fortschritts, des Glücks und der geliebten, schöpferischen Arbeit. — Das Glück und — wir müssen es sagen — die Liebe weckte den Tondichter wieder auf, der schon in seinem neunten Jahre, in jener oben erwähnten Composition, in ihm erwacht, später, im Unbehagen des Virtuosenlebens aber wieder eingeschlafen war. Doch hatte er als Virtuose schon im Jahre 1829 in Leipzig bei Probst Op. 1. Variationen über ein Thema von Paganini, bald darauf bei Böhme in Hamburg ein Rondo und später mehrere Variationen herausgegeben.

Während Stephen Heller still, gesammelt, arbeitsam in Augsburg lebte, fing Robert Schumann seine später so bedeutend gewordene Wirksamkeit in Leipzig an, seine praktische und theoretische Wirksamkeit, aus der er nach mannigfachen Phasen und Umwandlungen als Meister hervorgegangen. In seiner Zeitschrift für Musik las Stephen Heller die Aufforderung an junge Compositeure, ihre Manuscripte zur Besprechung einzusenden. Er besann sich nicht lange und schickte an Robert Schumann, von dessen Compositionen er Nichts kannte, auch wohl kaum mehr als die Papillons und die Variationen über den Namen Abegg veröffentlicht waren, drei Impromptus (Op. 7) und Scherzo (Op. 8). Der Ton, in dem die Zeitschrift für Musik geschrieben war, die Wärme und neidlose Theilnahme, die Freude an den Schöpfungen Anderer, die aus den Artikeln Robert Schumann's sprachen, hatten Stephen Heller aufgemuntert und ihm Vertrauen eingeflößt. Schumann beantwortete dieses Vertrauen in sehr freundlicher Weise und gleich in dieser ersten Annäherung zeigte sich zwischen beiden Tondichtern eine gewisse Wahlverwandtschaft, eine Gleichartigkeit des Empfindens und der Anschauung. Ein sonderbares Zusammentreffen machte sie beide darauf aufmerksam. Die Impromptus Heller's waren Mademoiselle Liane de Froulay aus Jean Pauls „Titan" gewidmet und eben hatte Schumann eine Composition vollendet, welche dem Fräulein Wina aus den „Flegeljahren" zugedacht war. — Versetzt uns diese kleine Anekdote nicht mit einem Ruck in jene romantisch-schwärmerische Zeit zurück, die jetzt schon so weit hinter uns liegt?

Robert Schumann empfahl diese beiden ihm zugesandten Werke dem Verleger F. Kistner, der sie sofort veröffentlichte, so wie bald darauf auch eine Sonate (Op. 9). Schumann sprach sich alsdann über diese Erstlingswerke in seiner Zeitschrift aus.

Liebenswürdig und von edelm Gemüthe zeugend ist das Lob, das Robert Schumann mit Wärme und Begeisterung, als ein wahrer Poet dem Mitstrebenden spendet, der noch sein Nebenbuhler werden konnte.

So kamen zu Liebe und Freundschaft in der Augsburger Zeit, zum Glücke des Studiums und des Schaffens noch die Anerkennung, die um so wohlthätiger wirkte, als das innerste Gewissen von ihrer Wahrhaftigkeit getroffen sein mußte; als sie nicht jenes geheime, beunruhigende Unbehagen erregte, das die Folge unverdienten Lobes ist. Aber trotzdem oder vielleicht eben deshalb war seines Bleibens nicht in Augsburg. Er fühlte sich gestärkt, anerkannt, mit neuem Wissen ausgerüstet — er sehnte sich nach einem größern Horizonte, nach einem weitern Kampfplatze. — Diese Unruhe trieb ihn für einige Zeit nach Pesth und da er dort nicht fand, was er suchte, bald wieder in die Heimath seines Glücks, nach Augsburg. Aber es war vorauszusehen, daß es nur einer kleinen Veran-

lassung bedurfte, um seiner Unruhe Ziel und Plan zu geben.

Im Jahre 1837 kam Kalkbrenner durch Augsburg und gab daselbst mehrere Concerte. Er sah Heller und erkannte sein großes Talent und daß die stille Stadt nicht sein natürlicher Schauplatz sei. Er sprach ihm von Paris, von allen Mitteln der Ausbildung, die diese Stadt biete, von ihren gesellschaftlichen Hilfsmitteln, von ihrem bewegten Leben, von der Leichtigkeit, mit der ein begabter Mensch, bei einigem Glücke, von diesem Centralpunkt aus seinen Ruhm ausbreiten könne — und im November 1838 sehen wir Stephen Heller schon in Paris, um daselbst den Winter zuzubringen.

Da war freilich nicht Alles so golden und rosig, wie es ihm Kalkbrenner ausgemalt hatte, besonders in musikalischer Beziehung nicht, und die Phantasie des fünfundzwanzigjährigen Künstlers mußte manche Enttäuschung und sein Herz, nach dem gemüthvollen, deutschen Zusammenleben in Augsburg, manche Stunde der Vereinsamung empfinden — aber der lebhafte und empfängliche Geist Stephen Heller's fühlte sich neuangeregt und bereichert, und muthig entschloß er sich, alle Kämpfe zu bestehen, die er schon in nächster Nähe drohend auftauchen sah. Er fühlte das Herz einer Welt an sein Herz pochen — er lernte eine neue so reiche und so Mannigfaltiges bietende Gesellschaft kennen — und aus dem Winter ist ein Jahr geworden, aus dem Jahre zwei Jahre und nun sitzt Heller schon volle zwanzig Jahre in demselben Paris, das mit seinem Zauber schon viele Söhne verschiedener Heimath für immer festgebannt hat. In einem Briefe an einen Freund spricht er sich selbst über diesen Zauber so aus: Die völlige Ungebundenheit des Lebens, die freie Ansicht nach allen Richtungen, die weltbürgerliche Toleranz, die jede Eigenheit, jede Bizarrerie fast mit Nachsicht und einer gewissen Grazie des Geistes und des Herzens beurtheilt und Nichts dafür verlangt, als gleiche Toleranz und Nachsicht; alle diese unschätzbaren Vortheile einer feinen, seit Jahrhunderten an sich selber arbeitenden und polirenden Gesellschaft, so wie die Möglichkeit, eben so einsam als im Strudel der Welt leben zu können, und zwar bald das Eine, bald das Andere — dies hielt mich seit so langer Zeit in Paris fest. . . .

Und wahrlich, die Anziehungskraft dieser Weltstadt muß eine gewaltige gewesen sein, wenn sie durch alle Leiden und Entbehrungen, welche Jahre lang das Leben Stephen Heller's verdunkelten, nicht gebrochen werden konnte. Weiß man, was er hier geduldet, getragen, gelitten, ist man erstaunt, daß er nicht schon nach wenigen Wochen oder Monaten die Flucht ergriffen, bewundert man die Ruhe und Objectivität, mit der er, mitten im Elend, die Vortheile und Vorzüge des Pariser Lebens, die Förderung, die es dem Geist bietet, beurtheilte und würdigte.

Gänzlich unbekannt, fand er eben so wenig Schüler, als Verleger für seine Compositionen und es begann für ihn jenes Leben, jenes Fegefeuer, in dem schon starke Seelen und starke Körper zu Grunde gegangen. Wir wollen ein oft gemaltes Bild, die Noth eines Künstlers, nicht noch einmal malen; wir wollen nur einige kleine Anekdoten und Ereignisse aus dem Leben Heller's erzählen, die zugleich das Leben vieler Anderer mit wenigen Strichen zeichnen.

Nach Kurzem hatte Stephen Heller einsehen gelernt, daß er für Werke, die sich an die in Deutschland veröffentlichten (Op. 7, 8, 9) würdig anschlössen, keine Verleger in Paris fände. In der Hauptstadt der Mode und des Brillanten waren solche Werke nicht am Platze. Von der Noth gezwungen, den Bedingungen der Verleger nachzugeben, publicirte er erst einige leichte Compositionen für Schüler, welche man lieber annahm, mit Recht hoffend, daß er die Freunde, die an ihm irre werden konnten, später durch bedeutende Werke beruhigen werde. Er hatte die Absicht, auf das Titelblatt dieser und ähnlicher Compositionen in ganz kleiner Schrift, um sich vor sich selbst, vor den Kennern und Freunden zu entschuldigen, die zwei Buchstaben T. F. (d. i. travaux forcés) anzubringen, die den Galeerensträflingen eingebrannt werden, um damit den Zwang anzudeuten, aus dem sie hervorgegangen. Aber die Verleger wollten auf diesen tragischen Witz einer unglücklichen Künstlernatur nicht eingehen. Selbst diese travaux forcés schienen ihnen noch zu gut; sie wollten Oberflächlicheres, etwas was mehr scheine und weniger bedeute, und bezahlten ihm selbst diese Arbeiten, die ihn so unglücklich machten, gar nicht, oder auf erbärmliche Weise. Man schämte sich nicht, ihm aus seiner Trefflichkeit einen Vorwurf zu machen. Der Musikalienhändler Schlesinger saß einmal mit drei Compositeuren bei Tische: mit Wolf, Heller und X. — Sehr ungezwungen sagte er ihnen seine Meinung über ihre Verwendbarkeit im Handel, „Ihr alle Dreie," rief er, „seid nicht zu brauchen, aus verschiedenen Gründen: Sie, Wolf, sind zu schwer, Sie, Heller, zu gut, Sie, X., zu schlecht!" —

Wir wollen nur die Geschichte einzelner Werke Heller's erzählen und werden damit einen trefflichen Beitrag zu Künstlers Erdenwallen liefern; zuerst die Geschichte der chasse, jenes Stückes, das von allen berühmten Clavirvirtuosen Lißt, Thalberg, Döhler, Wilhelmine Clauß rc. gespielt wurde, allen

vorgerückten Schülern vorgelegt wird und sich eines eigenen Ruhmes erfreut.

Moritz Schlesinger, Vorgänger von Brandus, war damit beschäftigt, eine neue Claviermethode herauszugeben, die den Titel Méthode des Méthodes führen sollte und in der That unter diesem Namen erschien. Am Schlusse sollten Clavieretüden von den bedeutendsten Pianocomponisten beigegeben werden. Es wurden also an Moscheles, Chopin, Mendelssohn, Hiller, Lißt, Döhler, Thalberg, Henselt, Benedict u. A. Aufforderungen erlassen, besonders prägnante und zugleich praktisch nützliche Etüden zu liefern. Stephen Heller war dem Verleger nothwendig geworden, da er ihm die nothwendige Sclavenarbeit verrichtete, außerdem noch für die musikalischen Zeitungen schrieb. Diesem Umstande und einer gewissen Vorliebe, die der Kaufmann für den jungen Künstler hatte, in dem er mit dem ihm eigenen Instinkte eine Zukunft ahnte, dankte Heller die Aufforderung, ebenfalls eine Etüde zu liefern. Der Verleger wollte, wie er sagte, die Gelegenheit benutzen, um ihn in die Gesellschaft dieser hohen und berühmten Namen einzuschwärzen. Nach so vielem Traurigen, das ihm von dieser Seite zugemuthet war, fühlte sich Heller durch diese Einladung doppelt glücklich, obwohl von Honorar nicht die Rede gewesen. Er ging nach Hause, in seine kleine Stube, und in einer Nacht voll Fieber und Aufregung schrieb er eine Etüde, bei der ihm das Bild einer Jagd vorschwebte, einer tollen Jagd, die tiefen Liebesgram zerstreuen sollte, und setzte als Motto die Worte einer alten französischen Chronik darüber: La meute est déchainée — les fanfares éclatent. — Messire le roi Philippe sur son ardent coursier, s'efforce à dissiper le chagrin que lui cause le trépas de sa mie, Agnès de Meranie . . . Schlesinger war über Titel und Inschrift, die für eine Etüde freilich nicht orthodox klangen, etwas verbutzt und zuckte die Achsel über diesen romantischen Jüngling, sagte aber Nichts. Gutmüthig wie er ist, wollte er den jungen Compositeur in seinem Glücke, das aus seinem ganzen Gesichte sprach und in der Zufriedenheit, mit der ihn die Vollendung eines wahrhaft poetischen, zaubervollen Werkes erfüllte, nicht stören. Erst nach vierzehn Tagen lud er ihn zu Tische, um ihm mit Schonung zu sagen, daß seine Etüde für die Méthode des Méthodes Nichts tauge, daß sie von Kennern verworfen sei und daß er was Anderes liefern solle. — Aber Heller erwiederte ihm ruhig: „Eine bessere Etüde werde ich nicht schreiben; ich glaube, daß sie neben Lißt, Thalberg, Döhler bestehen könne.“ — So nahm sie Schlesinger doch in seine Methode auf und da sie großen Beifall fand, wurde sie einige Jahre später besonders (als Op. 29) gestochen und hat französischen, deutschen und englischen Verlegern mehr eingebracht, als Heller je besaß oder besitzen wird. An Honorar hat ihm diese berühmte chasse nicht einen Pfennig abgeworfen.

Aehnlich ging es Heller noch später mit den Werken 33—36, worunter die Caprice über die Forelle, die durch Lißt, Döhler, Halle so berühmt geworden. Heller war in bitterer Noth. Eines Abends nach Beendigung der vier Capricen über Schubert'sche Lieder, (Forelle, Lob der Thränen, die Post, Erlkönig) ging er zu Schlesinger und bot ihm dieselben um 400 Fr. an. Der Verleger wollte den Antrag kaum anhören; der Compositeur stimmt seine Forderung auf 200 Fr. herab. Umsonst. Ein Verleger aus Lyon hat sie ihm endlich für 400 Fr. abgekauft. Zu diesem Provinzverleger kam Heller auf eigenthümliche Weise. Bald nach Erscheinen seiner ersten Etüdensammlung (Op. 16. 24 Etud.) l'art de phraser (die er Schlesinger als Eigenthum für alle Länder um 300 Fr. abließ) erhielt er von einer ihm ganz unbekannten Dame einen äußerst herzlichen Brief, in welchem sie ihm ihr Erstaunen ausdrückte, so wenig von einem Autor gehört zu haben, der solche Etüden, wie z. B. die 15. feuillet d'Album betitelte (welche Ernst später für Violine arrangirte) zu componiren vermöge. Diese Dame war Madame Montgolfier, deren Mann ein Sohn des Erfinders des Luftballons. Sie gab in Lyon Unterricht im Piano und ist eine der geistvollsten und begabtesten Damen Frankreichs. Ihrem begeisterten Briefe antwortete Heller mit einer Geschichte seiner vier Capricen, um ihr zu zeigen, wie einsam sie mit ihrer Begeisterung für seine Compositionen stehe. Die Dame ihrerseits wollte ihn vom Gegentheil überzeugen, verband sich mit drei andern Musikliebhabern Lyons, und da diese versprachen, die Musik Stephen Heller's zu beschützen und zu empfehlen, bekam der Lyoner Verleger den Muth, jene vier Capricen mit 400 Fr. zu bezahlen. Dankbar hat sie Heller Madame Jenny Montgolfier und ihren Freunden gewidmet. — Durch den großen Erfolg der Forelle noch mehr ermuthigt, kaufte derselbe Lyoner Verleger Stephen Heller die Werke 45, 46, 47, — im Ganzen 80 Etüden ab und bezahlte sie ihm mit 2000 Fr. — Es ist bekannt, welches Glück diese Etüden gemacht; sie wurden in Zehntausenden von Exemplaren verkauft, und als sich der Lyoner Verleger vom Geschäft zurückzog, wurde ihm, nach zwölfjähriger Ausbeutung derselben, das Eigenthumsrecht noch mit 10,000 Fr. bezahlt. — Das letzte Heft dieser Etüdensammlung

hat eine eigenthümliche Entstehungsgeschichte, die man seiner Physiognomie nicht aberkennen sollte. Man setze sich an's Clavier, man spiele diese kindlichen, herzlichen Stücke — diese kleinen Liebeslieder, Sonette, Canzonen und Canzonetten — man wird sich in eine glückliche, gemüthvolle Zeit voll freundlicher, liebender, harmloser Scherze und Spiele versetzt fühlen — und diese Etüden sind geschrieben, während der Tondichter gezwungen in seiner Stube saß, während in der Straße Aufruhr wüthete, von den fernen Vorstädten Kanonendonner hallte und auf Paris eine drückende Atmosphäre der Angst, der Sorge für die nächste Zukunft lastete: sie sind in den Junitagen geschrieben. Versetze sich Einer in die Geheimnisse einer Künstlerseele. Entsetzt vor den Schauern des Tages flieht sie und flieht und sucht die Oase, da sie allein ihr Glück finden kann und da steht sie vielleicht eben vor einer glücklichen Erinnerung, vor einem schönen Moment dieses wechselvollen Daseins — und je unglücklicher die Gegenwart, desto intimer versenkt sie sich in diesen Moment — und es entstehen Idyllen, glückliche Träume, lächelnde Gedichte mitten in Junitagen. Dazu bedenke man, daß in jenen Tagen das Privatleben des Künstlers noch bei Weitem trauriger war als das öffentliche Leben; selbst die Reichen hielten sich für Bettler; Niemand erlaubte sich irgend einen Genuß, der an Luxus streifte; die Kunst war überflüssig geworden, die Künstler hungerten. Stephen Heller sagte damals der geliebten Cigarre Lebewohl und adoptirte den höllischen tabac-caporal; er verließ die historisch gewordene Restauration der Mère-Morel, wo sich die Künstler versammelten, um sein Mittagsessen in einer schrecklichen Gargotte, bei Madame Guizot, einer Tante des Ministers, einzunehmen. — In solcher Zeit, in solcher Lage sind die reizenden, lieblichen Dinger des Op. 47 entstanden!

Stephen Heller.

Indeß erwachte, trotz allem geistigen und materiellen Elend, manchmal der Humorist in Heller, und er machte sich über Publicum und Verleger auf seine Weise lustig. Schlesinger bestellte zwei Stücke auf die „Jüdin“ von

Halevy. Zu dem zweiten Stücke nahm Heller buchstäblich nicht mehr als einen und einen halben Tact aus der Jüdin und ließ es unter dem Titel Boléro sur un thème de la Juive de Halevy drucken. Weder Verleger noch Publicum merkten die Mystification und nahmen das Originalwerk für eine Bearbeitung fremden Themas. Nur Madame Montgolfier ließ sich nicht täuschen. Sie schrieb an Heller: „Woher haben sie denn diesen Bolero? Ich habe die ganze Partitur der Oper durchforscht und kann Ihr angebliches Halevy'sches Motiv nicht finden."

Doch genug dieser betrübenden Beispiele. Sie können nur geeignet sein, das Bild, das sich das Publicum nach seiner anmuthsvollen Musik von Stephen Heller gemacht, zu fälschen und ihm einen Hintergrund zu geben, einen traurigen, prosaischen, unerquidlichen Hintergrund, der nicht vorhanden ist. Trösten wir uns lieber mit dem Gedanken, daß bei einer wirklichen, großbegabten Künstlernatur Nichts verloren ist, nicht einmal das Elend; daß bei einer solchen Alles Blüthe und Frucht trägt. In der That haben viele jener gezwungenen Arbeiten dem verfolgten Künstler Nutzen gewährt. Theils hat er gesucht, das geringe Interesse der meisten Themas durch neue Aperçüs, harmonische Wendungen und künstlerische Durchführung zu heben; theils hat er sich dadurch Gewandtheit und Leichtigkeit der Formen angeeignet, die ihm bei den Originalwerken zu Gute kamen. Endlich war auch, wie Robert Schumann zu verschiedenen Malen in seiner damals noch von ihm redigirten Zeitschrift bemerkte, ein Vortheil beim Nachtheil. Er beklagte, daß der Componist, der so viel aus sich schöpfen könne und nichts Fremdes brauche, durch Umstände gezwungen sei, hier und da für Dilettanten und größeres Publicum zu arbeiten; aber andererseits sei es auch für die ein Vortheil, daß sich einmal ein wirklicher Künstler für sie beschäftige, statt daß meist die Lehrer nach verruchtem Zeug greifen müssen, um Schülern und Liebhabern etwas Angenehmes geben zu können.

Wir haben einige Punkte aus den Schattenseiten des Pariser Lebens berührt; es ist Zeit, daß wir auch Etwas von den Lichtseiten sagen, welche auf Heller, trotz alles Elends, jene Anziehungskraft ausübten, die er in wenigen Worten so trefflich schildert.

Da ist zuerst das gesellschaftliche Leben, das in Frankreich, bei dem großen egalitären Sinne der Franzosen, die Berührung mit bedeutenden Menschen aller Classen und Stände so sehr erleichtert und Bekanntschaften und Verbindungen zu Wege bringt, die, wenn man auch nicht, wie Heller, den Charakter und die Neigung darnach besitzt, sie zur Förderung positiver Zwecke zu benutzen, jedenfalls geistig anregen und in einer höhern Stimmung erhalten. Diese Vorzüge der französischen Gesellschaft, diese Vortheile der Gleichheit, die nur eine Aristokratie der Bildung und des Geistes gelten läßt, traten in der Louis Philippistischen Zeit noch klarer und wohlthuender hervor als heute. Stephen Heller, mit einem feinen gesellschaftlichen Tacte, mit Witz und Geist begabt, war es leicht, diese Vortheile zu benutzen, und nach kurzer Zeit sehen wir ihn in Verbindung mit Allem, was ihn hier interessiren konnte. Natürlich war er zuerst in den Künstlerkreisen heimisch. Ernst, der berühmte Violinist, dessen Talent die ganze Welt, dessen vortrefflicher, edler Charakter, dessen Witz, dessen immer gleiche Gemüthsart nur diejenigen kennen, die das Glück hatten, seines intimen Umgangs zu genießen; Halle, der liebenswürdige Clavierspieler; der geniale Berlioz gehörten zu den ersten Freunden, die Stephen Heller in Paris fand. Die Zeit, in der er mit Ernst zusammen die „Pensées fugitives" für Piano und Violine componirte, zählt er zu den schönsten und inhaltsreichsten Zeiten seines Lebens. Halle aus Hagen hielt ihn in den schwersten Prüfungen aufrecht. Er erkannte sofort das edle und große Talent und war der Erste, der Heller's Musik in Paris einführte. Er wagte es, seine Caprice Symphonique (Op. 28), ein großes, für ein Concertpublicum wenig passendes Stück öffentlich zu spielen und machte so die Kritik und die Verleger auf das neue Talent aufmerksam. An und mit Berlioz hat Heller die reichsten und aufregendsten Erfahrungen gemacht. Was das heiße: ein Künstlerleben in Paris, welche Aufregungen, welche Niedergeschlagenheit, welche Ebbe und Fluth, welche verzehrende Flammen, welche eisige Enttäuschungen, welche Verzweiflungen und Wonnen, welche Ueberraschungen und Katastrophen es enthalte, hat er hier kennen gelernt. Gleich nach seiner Ankunft in Paris gab Berlioz ein Concert im Saale des Conservatoriums. Nie früher hatte Heller eine Note von ihm gehört. Was er über ihn in Deutschland vernommen (auch Chelard in München sprach in diesem Sinne), machte ihn glauben, Berlioz sei gar kein Musiker, sondern schreibe nur so auf, was ihm eben durch den Kopf laufe, ohne Plan, ohne Logik, mit einer gewissen Phantasie, die eine Art von Hazardspiel treibe, manchmal gewinne, viel öfter aber verliere. Wie sehr war er überrascht, als er im Gegentheil überall so viel Plan und Logik, ja manchmal zu viel Logik und unendlich viel Musik fand. Es war die Symphonie fantastique. Alle Sätze dieser merkwürdigen Schöpfung ergriffen ihn; das Adagio „aux champs" hat ihn zu

Thränen gerührt, der Hinrichtungsmarsch erschüttert — das Finale freilich hat ihn wieder Etwas ernüchtert. — So geht es einem wohl mit den meisten Werken Berlioz'. Nicht die Originalität seiner Künstlernatur, sondern sein Verstand, seine Reflexion, die er mit Gewalt heraufbeschwört, verleitet ihn manchmal zu Bizarrerien, zu einer barocken Ausdrucksweise, die momentan den herrlichsten Stellen schadet. Aber ihm Genialität, Kraft, ungeheure Phantasie, oft hinreißende, schmerzlich-ergreifende Gedanken absprechen, das kann doch nur der Mißwollende oder der starre Routinier. — Einige Jahre später war Heller in einem Concerte, in welchem zum erstenmale Berlioz' Romeo und Julie gegeben wurde. Neben ihm in der Loge saß Paganini, geisterbleich, schwarz angethan, einen silbernen Stern auf der Brust. Der unheimliche Mann hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu und trocknete sich manchmal die schwarzen, immer fieberhaft glänzenden Augen. Nach dem Concert ging Heller mit den Freunden in's Foyer, wo Berlioz erschöpft ihre Glückwünsche entgegennahm. Das Orchester des Conservatoriums hatte wunderbar gespielt, wie nur dieses Orchester spielen kann; der Erfolg war außerordentlich. Da kam Paganini. Das unbeschreibliche Getümmel von Musikern, Malern, Bildhauern, Poeten, Journalisten, Liebhabern machte Platz — Paganini ging mitten durch, mit geisterhaften Schritten, auf Berlioz los, umarmte ihn und fiel im Uebermaße des Gefühls auf's Knie. Berlioz war außer sich. Folgenden Tages schrieb ihm Paganini einen begeisterten Brief und bat ihn, 20,000 Fr. von ihm anzunehmen. Alle diese Aufregungen warfen Berlioz auf's Krankenlager und er konnte das folgende Concert, das wieder Romeo und Julie brachte, nicht selbst dirigiren. Habeneck, ein Gegner Berlioz', übernahm die Direction; er erwies sich bei dieser, wie bei vielen andern Gelegenheiten, als wackern Mann und trefflichen Dirigenten: die Ausführung war eben so vollendet, wie unter des Autors Leitung.

Aber die Künstlerkreise, mit ihrem Leben und ihren Erfahrungen, reichen nicht hin, eine Künstlerseele vollkommen auszubilden und das Gleichgewicht herzustellen, das zu formvollen, dauernden Schöpfungen nothwendig ist. Sie sind vielleicht eine Welt in der Xten Potenz, aber der Künstler, der Schöpfer und Poet, muß mit seinen Füßen in dieser positiven Welt stehen, wenn er nicht allen Boden verlieren soll. Das Leben in der Künstlerwelt regt zur Ausführung an; das Leben in der Welt gewöhnlicher edler Menschen gibt die eigentlichen gesunden Ideen, die der Ausführung würdig sind. Die Atmosphäre der Begeisterung, die die Künstlerwelt erfüllt, härtet gegen diese ab; die Atmosphäre in der Mitte bloß empfänglicher, für das Schöne empfindender Menschen weckt diese Begeisterung selbständig. In Künstlerkreisen, besonders in französischen, herrscht trotz jener Begeisterung oft ein Ton der Angewohnheit, der die Kunst leicht als Metier erscheinen läßt; — man muß aus diesen Kreisen heraustreten, um von der Kunst wieder in einem höhern Sinne sprechen zu hören, um sie wieder als ein Priesterthum betrachten zu lernen.

In dieser Beziehung war Stephen Heller vom Schicksal sehr begünstigt. Durch seinen Freund Karl Halle wurde er in einen Kreis eingeführt und in ein Leben, wie es Goethe für seinen Wilhelm Meister nicht erfunden hat. Manche Zeit, besonders die Sommer 1841 und 1842 brachte er auf eine Weise zu, als ob er in einem ideal-realistisch Goethe'schen Romane lebte. Madame de Froberville, eine ausgezeichnete, gebildete Dame von der Insel Bourbon hatte bei Blois, an den reizenden Ufern der Loire, ein altes Schloß Plessis-Villelonet angekauft, das sie mit ihrem Sohne, einem Geographen, und dessen Frau bewohnte. Das Schloß wurde restaurirt und neben der Familie und ihren Gästen, historisch, literarisch und gesellschaftlich interessanten Persönlichkeiten, erfüllten Architekten, Maler, Maurer, Zimmerleute, Holzschnitzer rc. alle Räume. Der eigentliche intime und feststehende Kreis war zusammengesetzt aus schönen, trefflichen, durch Erlebnisse wie durch Bildung bedeutenden Menschen. Heller vertrat die Musik, die hier so sehr geliebt wurde und für die man einen edeln Geschmack hatte. Eine höchst ansehnliche Bibliothek wurde vielfach, besonders des Abends benutzt, und brachte große Discussionen über classische und moderne Literatur auf's Tapet, eben so wie die Arbeiten im Schlosse, besonders in einer alten Capelle, die mit Bildern und Sculpturen ausgeschmückt wurde, das Gespräch oft auf die bildenden Künste brachten. Die alten Herren und Damen, meist historische Personen, erzählten aus alten Zeiten. So wurde hier in der Wirklichkeit übertroffen, was Goethe in den Auswanderern, Tieck im Phantasus, Hofmann in den Serapionsbrüdern von einer bedeutenden und geistreichen Gesellschaft geträumt hatten. Jeder trug sein Scherflein bei, sein Scherflein der lebendigen Anmuth oder der künstlerischen Leistung, oder der gesellschaftlichen Unterhaltung zur Ausschmückung des Zusammenlebens sowohl als der schönen Behausung, des alten Schlosses. Heller lernte hier die Gesellschaft in ihrer edelsten Form kennen und neben der Gesellschaft die Meisterwerke der französischen Literatur und ge-

sprächsweise wie in der Praxis die Kunstgeschichte — so wie er einst durch den Grafen Fugger in Augsburg die deutschen Dichter und Beethoven kennen gelernt. Wer da weiß, wie deutlich und klar der gebildete Franzose die Geheimnisse seines Faches, sei es in Kunst oder Wissenschaft, mitzutheilen versteht, wie lebendig er das Erlebte erzählend neu belebt, wie liebenswürdig und aufmunternd er der Wißbegierde entgegenkommt, der wird begreifen, welche reiche Schule Stephen Heller in den Sommern und Herbsten auf dem Schlosse an den Ufern der Loire durchmachte! — Natürlich fehlte es auch an Schwänken nicht — es war ja eine französische Gesellschaft! — und Stephen Heller's Witz und Geist mußten vorzugsweise zu diesen herhalten. Mit wunderbarer Leichtigkeit hatte er sich in kurzer Zeit die französische Sprache angeeignet und so schrieb er eine Zeitung, welche über die täglichen Vorgänge im Schlosse charivarisch Bericht erstattete und dazu einen Roman „Les premières amours d'une vieille Anglaise." Herr de Vaines, der Maler, illustrirte diese Zeitung mit Caricaturen. — Auch an einem lebenden Roman, auch an Liebe fehlte es in diesem durch die schöne Natur ringsum, durch Geist, Witz, durch alle Künste, durch Scherz und Ernst, durch Freundschaft und Bildung ausgezeichneten Leben nicht. Herr de Vaines liebte die wunderschöne Nichte der Hausfrau und heirathete sie endlich nach mancherlei aufregenden Vorkommnissen. Es war das dieselbe Madame de Vaines, die wegen Schönheit, Anmuth und Geist als „Nichte Guizot's" berühmt wurde und zwei Jahre lang die glänzendsten Salons von Paris mit ihrem Zauber beherrschte und Alles hinriß, um endlich — es ist eine der schrecklichsten Geschichten und man erinnert sich wohl des Wehschreis, den die französischen Zeitungen damals ausstießen — um endlich in der Blüthe ihrer Jahre, ihres Geistes, ihrer Schönheit des qualvollsten Todes zu sterben. Es ist das dieselbe Madame de Vaines, die in demselben Schlosse, wo sie das Schönleben noch verschönerte, des Feuertodes starb. Sie stand am Kamin, ihr Kleid fing Feuer und im Augenblick war sie von der Flamme umhüllt. Drei Tage lang rang sie in furchtbarster Qual, bis sie der Tod erlöste. Seit damals geht ein trauriger Geist durch das Schloß. Alles Glück ist geflohen. In der Capelle, die man mit so vieler Liebe ausschmückte, betet in sich gekehrt und von der Welt abgewendet, die ehemals so heitere und klare Hausfrau Madame de Froberville.

„Jüngst sah ich drei alte Leute,
„Ich halte auf sie ein Stück;
„Die sagten mir unter Anderm,
„Es gebe auf Erden kein Glück."

Es wäre überflüssig, auseinanderzusetzen, welchen Eindruck solches Leben, solcher Umgang, solche Ereignisse auf eine edle und empfängliche Natur machen, wie sie einen bildungsfähigen und hochbegabten Geist entwickeln, wie sie den Künstler von Fortschritt zu Fortschritt leiten, läutern, abrunden und vollenden mußten; dies um so mehr, als Stephen Heller zu jenen vom Schicksal besonders Begünstigten gehört, von denen die äußern Widerwärtigkeiten machtlos abfallen, ohne sie herabziehen, schwächen oder irgendwie entwürdigen zu können — denen aber jedes schöne Erlebniß, jedes glückliche Zusammentreffen, jede bedeutende Begegnung unverwischbare Spuren zurückläßt, neue Kräfte weckt und die Seele mit frischen Saiten bezieht. Der Schreiber dieser Zeilen lernte ihn im Jahre 1845 bereits als fertigen Mann und Künstler kennen. Sein Name war damals noch nicht so weit bekannt, wie heute, aber ich konnte bemerken, daß ihn der große Kreis seiner Bekannten eben so wie ferner Stehende bereits als einen zu Ruhm Bestimmten ansahen. Man führte mich in den Divan Lepeletier, den damaligen Versammlungspunkt der interessantesten und geistreichsten Menschen von Paris, um mir diese Merkwürdigkeit der Hauptstadt zu zeigen. Unter den „Interessanten" bezeichnete mir Fortuné Guiran, der Philosoph und Verfasser der Briefe über Hegel'sche Philosophie, einen schlanken jungen Mann von eleganten Manieren und fließender, witziger Beredtsamkeit, mit ausdrucksvollem Gesichte und früh ergrautem Haare als Stephen Heller. Zu jener Zeit konnte man, auch ohne vorgestellt zu sein, einen Fremden im Kaffeehause kennen lernen; man brauchte ihn nur zu belauschen, denn die Conversation war frei, man fürchtete keine Späher; von Tische zu Tische fanden Discussionen Statt; von einem Winkel zum andern warf man sich Witze zu wie Federbälle.

Dieser heitere und sorgenlose Ton, der die Pariser vierziger Jahre charakterisirte und von dem man heute keinen Begriff mehr hat, wurde durch die Februarrevolution begraben. Die schönsten Kreise wurden auseinandergesprengt, Freundschaften wurden zerrissen, alte Verbindungen getrennt. Stephen Heller, der endlich zur Anerkennung von Seiten der Verleger durchgedrungen war, verfiel wieder den bittersten Sorgen, die ihn zwangen, mit seinem treuen und bewährten Freund Ernst nach London auszuwandern, wo er sich zu seinem größten Staunen überall mit Sympathie und Bewunderung empfangen und umringt sah. Doch war er schon zu sehr Pariser geworden, um sich in dieser ihm fremden und fremdartigen Welt, wo man ihm mit den schönsten Anerbietungen entgegenkam, zurückhalten zu

lassen, und sobald es thunlich war, nach acht Monaten, wandte er sich wieder nach Paris. Sonderbar! den Rückgekehrten empfing man als eine Berühmtheit; seine Abwesenheit hatte erst seinen Werth in's rechte Licht gesetzt. Die Verleger hatten ihn vermißt, die Musikwelt fühlte eine Lücke, trotz der nur wenig künstlerisch gestimmten Zeit. Chopin war indessen gestorben, ein Thron war erledigt, man sah sich nach einem würdigen Nachfolger um, einem Nachfolger, der ihn als Pianist, als Lehrer und als Tondichter ersetze. Bei dieser Prüfung sah man, daß kein würdigerer da war, als Stephen Heller. Er wurde mit Acclamation auf den Schild gehoben und proclamirt. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nach so vielen Kämpfen sehnte sich Stephen Heller nach Ruhe; der Künstler, der es endlich, endlich dahin gebracht, ganz sich und seiner Muse zu leben, zu dichten und zu schaffen, wie es ihm behagte, war nicht gewillt, eine Führerschaft anzunehmen, die ihn wieder in das Gewühl gestürzt und vielleicht zerstreut hätte. Er zog sich in die Einsamkeit zurück und schuf jene Reihe herrlicher lyrischer Werke, in denen er seit ungefähr zehn Jahren die so lange unterdrückte, tiefe, poetische Individualität so glänzend enthüllte. Bei Gelegenheit seiner Promenades d'un solitaire beschreibt das Journal des Débats den Eremiten der Rue St. Georges: Heller se donne avec raison le titre de solitaire, car jamais ermite plus ermite n'a habité ce desert d'hommes qu'on nomme Paris. Er singt für sich selbst, er schreibt für sich selbst; er macht seine Musik nach Muße, un peu partout, draußen, drinnen, in der Stadt, auf den Feldern, im Regen und im Sonnenschein; er träumt drei Tage lang an seinem Kamin und er läuft auf's Land und vergißt heimzukehren; er ist im Stande und setzt sich an den Fuß einer Kletterstange und glaubt im Schatten einer dichten Buche zu sitzen, sub tegmine fagi; er bleibt vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung und wird sich wundern, was denn das Gekläff seines Magens bedeuten solle; wenn er eines Morgens eine Frau nähme, er würde Abends vergessen, daß er verheirathet sei. In dieser Beziehung ist Heller der Lafontaine der Musik.

Die Anwesenheit Ferdinand Hiller's in Paris, in den Wintern 1852 und 1853 war die letzte Verlockung, die ihn seiner Eremitage in der Rue St. George auf eine Zeit untreu machte. Hiller gehört zu Heller's alten Freunden, zu denen, die ihn anerkannten und liebten, noch ehe das Publicum viel von ihm wußte. Sein großes gesellschaftliches Talent, seine persönliche Liebenswürdigkeit und der Ruf, der ihm hierher vorausgegangen, erleichterte es ihm, dem Fremden, einen Salon herzustellen, wie er nur noch der Tradition angehörte und wie er im jetzigen Momente gar nicht mehr existirt. Mitglieder des Instituts, Künstler jeden Faches, Berühmtheiten aller Nationen, schöne und geistreiche Frauen machten seine Soireen zu den interessantesten von Paris. Die Musik tödtete nicht die Conversation, die Conversation ließ der Sammlung, die zur Anhörung classischer Meisterwerke nothwendig ist, Raum genug. Diese Genüsse und zugleich Hiller's löbliche Bestrebungen, deutsche Werke auf die italienische Bühne zu bringen, lockten Heller wieder aus seiner Einsamkeit und wieder sah man ihn, außer dem Salon Hiller's, in einem Kreise intimer Freunde. Diese versammelten sich damals meist nach der italienischen Vorstellung im Café du Helder; da sah ich sie oft plaudernd, kritisirend, scherzend: Heller, Hiller, Ernst, Franck, Katemann, die Maler Karl Müller und Wichmann, der leider so früh verstorbene, talentvolle, liebenswürdige Künstler, Eckert, jetziger Director des Kärnthnerthortheaters, Szarvady, die französischen Maler Hebert und Ricard &c. &c. . . . . Das Auftreten der ausgezeichneten Pianistin Wilhelmine Clauß besiegte um jene Zeit auch Heller's Scheu vor Concerten. Neben dem herrlichen Spiel seiner eigenen Compositionen interessirte ihn die Kühnheit dieses Kindes, das es wagte, nur mit gediegenster und ernsthaftester Musik vor ein Pariser Publicum zu treten und sich dessen rauschenden Beifall trotzdem zu erringen. — Der schöne Kreis aus dem Café du Helder ist nach allen Weltgegenden versprengt; Hiller ist wieder in Cöln, wo er als Componist und Director des Conservatoriums besser an seinem Platze ist und Größeres leisten kann und Heller ist mehr als je der Eremit der Rue St. George geworden. Er brauchte nur zu wollen und seine Wohnung würde sich mit Schülern füllen und er könnte Reichthümer erwerben. Aber er zieht es vor, im Stillen zu schaffen, und sich, nachdem er endlich diese Möglichkeit errungen, in bescheidenen Verhältnissen ganz seinem Genius hinzugeben. Nun kommen sie, die Verleger, von allen Seiten und machen ihm Anerbietungen und Keiner schreibt ihm mehr vor, was und wie er es zu machen habe, und Keiner sagt ihm mehr, daß er zu gut sei und daß man der Mode und dem Bedürfnisse nachgeben müsse — sie wollen gern nehmen, was er ihnen immer gäbe. Nur sachte! sachte! — antwortet ihnen Heller — was wird, das wird — ich habe keine Fabrik und arbeite nicht auf Bestellung.

So sind mit Hilfe der Einsamkeit, jener Mutter der schönsten Schöpfungen, diese Werke entstanden, die Stephen Heller zum ersten

Claviercomponisten dieser Zeit machen: Saltarello, Promenades d'un Solitaire, Traumbilder, Neue Folge der Promenaden, 24 Preludes, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke (alte Liebe rostet nicht; der Jean Paulianer taucht wieder auf), Feuillets d'Album, 2 tarantelles, Im Walde, 5. Tarantelles, III. Sonate ꝛc.

Mit Hilfe dieser und anderer Werke hat es der Tondichter heute so weit gebracht, daß die Musiklehrer von Paris, um ihren edeln Geschmack zu bekunden, sich dadurch empfehlen, daß sie vorzugsweise Heller spielen lassen. Einer derselben, Herr Le Couppey, gab vor Kurzem eine große musikalische Matinée, in welcher seine Schüler und ausgebildete Künstler nur Heller'sche Musik machten. Siebenzehn Heller'sche kleinere und größere Stücke wurden executirt und mit jedem Stücke wurde der Beifall des zahlreichen Publicums größer, bis er in wahrer Begeisterung endete. Eine der ausübenden Künstlerinnen war Mademoiselle Rouget de Lisle, eine Nichte des Sängers der Marseillaise.

So oft der Verfasser dieser flüchtigen Skizze irgendwo ein Heller'sches Stück spielen hört und in ihm der Wunsch erwacht, es vom Dichter selbst zu hören — denn Niemand spielt die Heller'schen Compositionen so herrlich wie er selbst — oder wenn er erfährt, daß Heller eine neue Dichtung bereit hat, wie z. B. jetzt die Eklogen, wandert er in die Rue St. George in die stille, aber elegante Hofwohnung und trägt seine bescheidene Bitte vor. Gütig legt Stephen Heller die Cigarre hin, weist mir einen bequemen und eleganten Fauteuil am Kamine an und setzt sich an's Clavier. Die Flamme prasselt; die Bilder Beethoven's, Mozart's, Haydn's, die Medaillons Mendelssohn's, Hiller's, Berlioz' horchen ernst von den Wänden; aus den Ecken von Postamenten und von der Cheminée blicken Barbedienne'sche Bronzen der herrlichsten Antiken. Wie Maitre Wolfram im Bilde Lemüde's, das da vor mir hängt, sitzt Heller am Clavier, das Zimmer füllt sich mit Melodien, wie das Herz mit Träumen und Erinnerungen und ich begreife die edeln Formen, weil ich die Antiken vor mir habe, und den romantischen Inhalt, weil ich Maitre Wolfram sehe und alle unendlichen Gefühle erwachen.

> Und manche selig todte Stunde,
> Gefühle, die ich todt geglaubt,
> Erheben still entzückt das Haupt
> Und lauschen . . .

Wie man bei gewissen Dichtern, z. B. bei Byron oder Lenau, gleich nach den ersten Versen, bei gewissen Malern, z. B. bei Tizian oder Giorgione, gleich beim ersten Anblick in eine gewisse Stimmung gebannt ist, aus der man nicht mehr heraus will und nicht mehr heraus könnte — in der man untergehen möchte — so ist man bei Heller'scher Musik nach dem ersten Tacte in eine überwältigende Stimmung versetzt. Es ist das wohl das vorzüglichste Kriterium einer ausgesprochenen dichterischen Individualität.

Was nun aber die Individualität Stephen Heller's betrifft und die reine classische Form, in der sie sich ausspricht und die trotz der Classicität überall den Stempel einer von allen andern verschiedenen Persönlichkeit trägt — so wollen wir uns kein Urtheil anmaßen. Wir haben bloß einen Blick in die Entwicklungsgeschichte eines echten und modernen Künstlerlebens eröffnen wollen. Ueber die Verdienste Stephen Heller's als Compositeur sind beinahe die Acten geschlossen; hier dürfen wir uns nur auf Thatsachen berufen und die gewichtigsten Zeugenschaften anführen. Stephen Heller's Musik wurde die Musik aller der bedeutendsten Virtuosen, deren Repertoir sich durch edle und geschmackvolle Wahl auszeichnet, die den Titel „Künstler" verdienen; sie wurde die Lieblingsmusik aller Liebhaber guter Schule; sie wurde geliebt, wo sie bekannt wurde. Die theoretische Anerkennung kam ihr von den größten Autoritäten unter den Zeitgenossen. Berlioz' hat begeisterte Artikel über ihn geschrieben; Fetis, der Aeltere, hat zu wiederholten Malen mit allem Aufwande seiner Gelehrsamkeit bewiesen, daß Stephen Heller in den vordersten Reihen der Zeitgenossen stehe; Robert Schumann, der den Meister im Anfänger erkannte, hat sein Lebenlang nicht aufgehört, ihn auf seinem Wege zu der prophezeihten Meisterschaft mit Interesse, mit Liebe zu begleiten und seine hohe Achtung vor dessen Leistungen bei jeder Gelegenheit auszusprechen. — Wir Publicum, wir haben nur das Recht, ihm unsere Liebe und Bewunderung ohne Motivirung auszusprechen; uns rückhaltslos und ohne Untersuchung den tief elegischen Wirkungen seiner Poesien, ihrer Leidenschaft wie ihrer wohlthuenden Melancholie hinzugeben.

Es scheint, daß der Biograph nicht mehr viel von äußern Erlebnissen zu erzählen haben werde. Es sieht so aus, als ob Stephen Heller mit seinem Schiffe ruhig im Hafen vor Anker liege. Während einer Krankheit hat er die treffliche deutsche Familie Auffm-Ordt aus Hamburg kennen gelernt; sie kam ihm, dem einsamen Landsmann, mit großer Herzensgüte entgegen; es hat sich ein intimes Freundschaftsverhältniß entsponnen und Heller lebt in dieser Familie wie in seiner eigenen. Die gemüthvolle Theilnahme, die so oft dem Deutschen in Paris fehlt, findet er dort; die Ruhe und Zurückgezogenheit, deren er zum Schaffen bedarf, in seiner stillen Wohnung,

einer echten, einfachen, aber mit Geschmack und Schönheitssinn ausgeschmückten Künstlerwohnung. So wurde ihm nach und nach Alles zu Theil, was sein bescheidener Künstlergeist erstrebte: Anerkennung der Besten, Liebe und Freundschaft und endlich Sammlung und nach Stürmen Ruhe. So wird Stephen Heller, der heute in vollster Entwicklung seiner Kraft steht, gewiß noch Werke liefern, die eine mehr eingehende und rühmende Auseinandersetzung seines Wirkens und Lebens rechtfertigen werden.

Was wir hier gegeben, ist nur eine Silhouette; die ganze Physiognomie dieses Charakterkopfes ist eine solche, daß ein geschickterer und besser ausgerüsteter Maler in ihr die Elemente zu einem historischen Porträte finden könnte und dermaleinst gewiß finden wird.

Poesie und Moral.

Von

Melchior Meyr.

I.

Die einzelnen schaffenden Thätigkeiten des Menschengeschlechts können lange neben einander hergehen, indem jede sich in ihrem Kreise fortbildet und ihren eigenthümlichen Zweck verfolgt; sie können sich wechselseitig betrachten und sich in Folge davon befehden oder zu gewissen Unternehmungen verbinden; sie können die Oberherrschaft anstreben und im Streite darüber sich wieder trennen, um ihren Weg auf's Neue für sich fortzusetzen — — endlich kommt doch eine Zeit, wo das Bedürfniß der Ausgleichung sich geltend macht und wo erkannt wird, daß es für jedes einzelne Thun kein höheres Ziel gibt, als mittelst ihrer den gebührenden Platz im Organismus sämmtlicher Thätigkeiten einzunehmen. Das Bestreben wird alsdann darauf gerichtet sein, der gerechten Unterscheidung sich fähig zu machen und an der wechselseitigen Verständigung zu arbeiten, um dem Ideal des freien Zusammenwirkens näher zu kommen.

Wer das geistige Leben der gebildeten Nationen betrachtet, der wird sich überzeugen, daß die Zeit solchen Vergleichens für uns in der That begonnen hat. Wie sehr auch wechselseitige Verkennung und Verketzerung sich noch breit machen mögen, das Ideal der Verständigung ist bezeichnet, der Wille gerechter Unterscheidung besteht und hat sich schon genügend kundgegeben. Wir dürfen einer Epoche entgegensehen, die das Werk der Versöhnung und Vereinung menschlicher Thätigkeiten stetig fördern wird, möge sie dabei noch so viele und noch so lange Kämpfe zu bestehen haben.

In dieser Ueberzeugung versuchen wir es, zwei große Offenbarungen des Menschengeistes zum Zweck der Verständigung mit einander zu betrachten, und hoffen dabei wenigstens die Momente hervorheben zu können, auf die es hauptsächlich ankommt. —

Die Poesie entsteht natürlicherweise und ist in dieser Beziehung Nichts als ein verschönendes Aussprechen des innerlich und äußerlich Erlebten. Der Dichter kümmert sich nicht um die Satzungen der Moral; was er schön sieht und schön empfindet, das erzählt oder singt er schön, und wenn ihm dies gelungen, dann hat er die Genugthuung des erfüllten Berufes. Er sieht sich innerlichst gedrängt, das schöne Leben festzuhalten und es so auszudrücken, daß es Andere erquickt nachleben können; und um dieses wohlthuenden Zweckes willen hält er seinen Drang ohne Weiteres für gerechtfertigt.

Natürliche oder natürlich gebildete Menschen freuen sich an dem schön Gegebenen, loben und ehren den Poeten dafür. Es bildet sich ein Verhältniß wechselseitiger Zufriedenheit, und beiden Theilen kann dabei Alles in der Ordnung zu sein scheinen.

Zwischen den Anschauungen und Erlebnissen, die beglückend wirken — schön sich darstellen und zu verschönender Aussprache reizen können, besteht jedoch ein Unterschied. Es gibt niedrige und höhere, schädliche und heilsame, erlaubte und verpönte Freuden; und wenn der Dichter die gefährlichen und verpönten schön darstellt, so hat er die Vertreter der höhern und heilsamen gegen sich und wird ihren Einspruch, ihren Widerstand erfahren.

Die Moral ist natürlich in verschiedenen Zeiten und Nationen verschieden; aber in Hauptpunkten stimmen die besondern Fassungen, wenn sie das Prädicat überhaupt noch verdienen, überein. Uns kommt es zu, speciell die Moral der neuen Zeit und der Gegenwart in Betracht zu nehmen; und wie die strengen und consequenten Organe derselben sich über den Theil der schönen Literatur, der nach ihrer Ansicht verpönte Genüsse schildert, wieder und wieder vernehmen lassen, daran braucht nur erinnert zu werden. Man nennt derartige Poesien verführerisch, verweichlichend, entnervend, und vergleicht die wirksamsten mit dem Gesange der Sirenen; man wirft den Autoren vor, daß sie zerstören, was die Volkserzieher gut gemacht haben, daß sie den wahren Sachverhalt umkehren, aus Sauer Süß, aus Böse Gut machen und das Laster, indem sie seine Ergötzungen feiern, zum Fortgang auf seinem Weg ermuthigen. Die religiöse Moral nennt die bezeichnete Poesie

eine Poesie des Fleisches, ja des Teufels, und übergibt sie als solche der Verdammniß.

Was wird der Vertheidiger der Poesie auf diese Anklagen zu erwiedern haben?

Vor Allem wird er eine Unterscheidung machen und in Folge davon einen Theil der angefochtenen Masse, der in der That nicht zu vertheidigen ist, selber Preis geben. Er wird sagen: es gibt eine wahre und eine falsche Darstellung natürlicher Genüsse, eine poetische und eine pseudopoetische; und nur für die poetische haben wir einzustehen. Fragt ihr, wie die poetische und die pseudopoetische Darstellung zu unterscheiden wären, so ist die Antwort: nach ihren Wirkungen. Erweckt eine Darstellung aus dem großen Kreis des natürlichen, sinnlichen, weltlichen Lebens freies Mitgefühl in Ernst oder Humor, so ist sie poetisch; erweckt sie physische Regungen und gemeine Begierden, so ist sie pseudopoetisch.

Poesie ist die Verklärung des Lebens in freier, spielender Auffassung und Behandlung. Dichter, Künstler ist derjenige, der den Gegenstand frei ergreift und seiner Herr bleibt, indem er ihn hegt und lebendigst reproducirt. Die glühendste Leidenschaft in der Wiedergabe schließt die Freiheit keineswegs aus; in der Darstellung eines Gegenstandes, der eine solche Leidenschaft erheischt, muß diese mit der Freiheit verbunden — sie muß gewaltig vorhanden, aber von dem freien Geiste dennoch überherrscht und geleitet sein. Das künstlerische Product nun, das in solch freier Wiederbelebung des Gegenstandes gebildet wird, stellt den Empfänger auf den Standpunkt des Gebers; es gewährt auch ihm die freie Auffassung der Sache, das freie Mitgefühl, die freie Ergötzung. Der Geist des Genießenden bleibt oben, das geschilderte Leben muß ihm glänzen und duften, ohne ihn materiell bestricken und niederziehen zu können. Der Empfänger gewinnt die Poesie oder den Humor der Sache, die Schönheit und den Reiz derselben, ohne von ihr unterjocht zu werden, vielmehr, wenn er derselben überhaupt fähig ist, zu reinster Betrachtung und Beurtheilung.

Die Pseudopoesie ist eine Darstellung des Lebens zum Zweck sinnlicher Reizung und verderblicher Ergötzung. Es gibt eine feinere und eine gröbere Art derselben. Die feinere gibt sich oft ein unschuldiges Ansehen, spricht euphemistisch in Andeutungen, hat aber mit der gröbern dieselbe Absicht gemein: materiell zu ergreifen, in dem Bewußtsein, den höhern Sinn nicht vergnügen zu können, sich an den gemeinen zu wenden, durch Contentirung menschlicher Schwächen Effect zu machen und Beifall zu erwerben. Der Pseudopoet gewährt dem Leser keinen Standpunkt, auf welchem er gegen die Sache frei bleibt; er stimulirt für diese selbst und macht den Geist zu ihrem Sclaven; und wenn sein Product nicht Ekel einflößt, so wirkt es verderbend.

Der parteiische und, wie man hinzusetzen muß, ästhetisch ungebildete Gegner wirft in der Regel Poesie und Pseudopoesie zusammen, weil und insofern sie denselben Gegenstand haben. Aber auf den Gegenstand kommt es nicht an, sondern nur auf das, was daraus gemacht wird — auf den Geist und den Erfolg der Behandlung. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Die größte Kühnheit in der Wahl des Stoffes kann sich mit der vollkommensten Reinheit des künstlerischen Zweckes paaren, während umgekehrt die größte Vorsicht, ja die größte Decenz des Ausdrucks nur gemeiner Absicht dienen kann. Die Wirkung entscheidet: sie enthüllt uns den Geist der Ursache.

Nicht immer ist ein Werk rein poetisch oder rein pseudopoetisch; es gibt deren, welche hier das eine, dort das andere sind. Das thut indeß unserer Unterscheidung keinen Eintrag. Die Poesie, wo sie sich findet, ist preiswürdig; die Pseudopoesie verwerflich.

Die Poesie der Natur, die Poesie der Sinnlichkeit wäre schon damit vertheidigt; der Vorwurf der Schädlichkeit entkräftet, die rein erfreuliche Wirkung dargelegt. Aber wir haben es mit Gegnern zu thun, die sich so schnell nicht ergeben, und wir müssen, ihre fernern Einwendungen vernehmend, die angestrittene Sache Punkt für Punkt rechtfertigen. Wir müssen Gegnern und Freunden über den Effect der Poesie die klarsten Anschauungen gewähren.

Die Gegner sagen:

Zugegeben, daß das, was ihr Poesie der Sinnlichkeit nennt und worunter ihr die Poesie einer Sphäre des Lebens versteht, die religiöses und sittliches Leben zum Gegensatz hat — zugegeben, daß diese Poesie nicht sinnlich reize, nicht im gemeinen Sinn verführe; sie schildert gleichwohl die niedere Region von der schönen Seite, fesselt die Neigung an sie, gewinnt die Seelen dafür und hält sie ab, aufzustreben in die höhere. Auch in dieser Beziehung wirkt sie also der moralischen Erziehung, welche mit dem Volk emporgehen will, entgegen.

Allein die sinnliche Reizung ist bei eurer Poesie gar nicht zu vermeiden; wenn nicht unmittelbar, so erfolgt sie mittelbar. Die Dichter malen weltliche Lust mit lockenden Farben, preisen sie an, sprechen mit Entzücken davon, vergöttern sie. Wird nicht die jugendliche Natur das, was ihr im Bilde so lieblich erschienen ist, auch in Wirklichkeit zu gewinnen trachten? Der Dichter gibt unmittelbar nur die reizende Anschauung und erweckt gemüthliche Freude; aber indem die geblendete Seele den realen Genuß zu erlangen strebt,

kommt die sinnliche Reizung nach, und zu dem Unheil, das hieraus erfolgen kann, hat der Dichter — der „kuppelnde Dichter," wie ihn einer vom Metier selber nennt — den ersten Anstoß gegeben.

Kurz, der Dichter der Weltlust gibt Aergerniß, er kann nicht vermeiden, es zu geben. Und man weiß, was hierüber gesagt ist!

Allerdings kommen unter den Poeten dieser Gattung auch solche vor, deren harmloses Spiel wenig Schaden anrichten und nur zum Zeitvertändeln führen dürfte; allein rechnet ihr nicht auch Dichter zu den euren, die den offenbarsten und frivolsten Leichtsinn feiern? die das Laster zu pikanten Gemälden, zu witzigen Einfällen benutzen und deren Freiheit auf dem Gebiete des Scherzes zur Frechheit steigt? Diese Poeten machen aus dem Verderben selbst einen Scherz, und man darf sie wohl die Protectoren des Verderbens nennen.

Zu den Freuden der Sinnlichkeit, den Freuden der Welt endlich hat der Mensch einen unmittelbaren Hang, einen Stachel in seiner innersten Natur. Zu ihnen braucht er nicht erst gelockt und angespornt zn werden, er geht und rennt ihnen von selber nur allzu oft und zu lange nach. Sollte darum die Dichtung ihre Gabe, den Gegenstand in Schönheit gewinnend zu machen, nicht vielmehr ausschließlich dem höhern Leben der Sittlichkeit und der Religion widmen? Offenbar. Dieses den Menschen erhebende, rettende, adelnde Leben, vor dem aber der natürliche Mensch eine Scheu hat, weil es nur mit Willenskraft und geistiger Anstrengung gelebt werden kann, dieses Leben sollten die Dichter preisen, verherrlichen, in seiner Hoheit und heiligen Schönheit leuchtend vor Augen stellen. Durch solchen Gebrauch würden sie das ihnen verliehene Talent sanctioniren und etwas Nothwendiges thun, während sie, die von Natur schon Gereizten durch die Kunst noch einmal reizend, nur Wasser in den Ocean tragen! —

Die Poesie, um unsere Gedanken zusammenzufassen, sollte ganz und gar Hand in Hand gehen mit der Moral, mit den Gesetzen der Religion und der Sittlichkeit. Dann wäre sie rein preiswürdig, und die Volkserziehung, von den Dichtern keineswegs gehemmt, sondern nur unterstützt und gefördert, könnte ihre Arbeiten mit unvergleichlich größerm Erfolge weiter führen. —

Diese Einwürfe beantworten wir in allen wesentlichen Sätzen und hoffen in Erweiterung des schon Gesagten nicht nur ihre Unrichtigkeit aufzudecken, sondern auch über Unterschied und Einheit der Moral und Poesie helleres Licht zu verbreiten.

Wir haben die wahre Poesie als eine solche kennen gelernt, die in dem Empfangenden zu gleicher Zeit das dargestellte Leben erwecke und den Geist dagegen frei mache, zu freier Hegung dieses Lebens, zu freier Betrachtung desselben befähige. Die Gegner erwiedern, daß der im poetischen Bild erhöhte Reiz dieses Lebens gewisse Naturen verleiten könne, den entsprechenden Reiz in der Wirklichkeit aufzusuchen und sich ihm verderblich hinzugeben. Wir entgegnen: das ist möglich; aber daran ist nicht die Poesie Schuld, sondern die Schwäche des Empfängers. Dieser hat, sich zu schaden, von einer Dichtung Anlaß genommen; er hätte ihn von irgend etwas Anderm nehmen können und der Effect wäre derselbe gewesen.

Der Ausspruch der Bibel, welchen die Gegner anziehen, gehört zu denen, die am häufigsten mißbraucht worden sind. Er kann nur gegen die Geister gerichtet sein, die mit Wissen und Wollen zur Sünde reizen; und diesen möge geschehen, wie gesagt ist. Der Dichter hat aber eine solche Absicht nicht im entferntesten. Ihn bewegt nur die Schönheit oder die schöne Seite des Lebens, die er verklärt erblickt, zur poetischen Spiegelung; er will Nichts als diese Seite frei betrachten lassen; und wenn sich nun menschliche Schwäche von dieser freien Betrachtung aus weiter verlocken läßt, so ist das ihre Sache.

Die Beschuldigung, daß die Poesie — wahre Poesie, nicht Pseudopoesie! — das Verderben protegire, beruht auf einer Verwechslung, wie sie eben dem parteiischen Eifer zu begegnen pflegt. Nicht das Verderben, nicht die Gemeinheit und Bosheit, die dazu geführt haben, feiert der Dichter, vielmehr die guten oder bessern Züge, die sich auch hier noch finden, zieht er aus dem Schlamme hervor und rettet sie für die Sympathie der Menschheit. Wenn der Dichter das Verderben schildert, so motivirt er es, er macht den Grund anschaulich, aus dem es gekommen; zugleich aber läßt er alle schönern menschlichen Eigenschaften hervortreten, die mit ihm gepaart sein können. Und so verlangt es die Gerechtigkeit, so verlangt es die Liebe, ohne die der Poet nicht Poet wäre! Sein Werk, indem es zeigt, daß auch in der Sphäre des Leichtsinns — in der Sphäre der Corruption, wenn man will — noch gute menschliche Regungen anzutreffen sind, erweckt das Mitleid für die geschilderten Personen und tritt dem pharisäischen Hochmuth entgegen, mit dessen Süßigkeit eine gewisse Tugend sich so gern für die Entsagung entschädigt, die ihr so sauer geworden ist. Es läßt uns erkennen, daß wir in jenen Personen nicht bloß Verworfene zu erblicken haben, sondern Glieder unsers Stammes, für die wir uns menschlich interessiren müssen, um ihnen nützen zu können.

Halte man uns nicht Liedchen entgegen, worin der Poet dem Leichtsinn eines für den Tag lebenden Völkchens seine Stimme leiht, indem er ihn ganz zu seiner Sache macht! In echter Poesie erscheint dieser Leichtsinn rein erheiternd, er ist, naiv, gutmüthig und launig, eben der lichte Punkt in dem Leben ihrer Träger; und an dem Gedicht selbst erfreuen uns nur die Tugenden der Zierlichkeit, Freiheit und Heiterkeit. Das einzelne Lied spricht überhaupt keine Lehre, sondern nur eine Stimmung aus, und der lyrische Dichter kann nicht, wie der epische und dramatische, in einem und demselben Product seinen Scherz und seinen Ernst entfalten und mit dem Urtheil der poetischen Gerechtigkeit schließen, er muß den Ernst in einem neuen zu Worte kommen lassen; sein wahrer Standpunkt ist daher nur aus dem Ganzen einer Sammlung zu erkennen.

Die Poesie hat zu allen Zeiten dem sittlichen und religiösen Geist ihre Macht, ihren Reiz geliehen; sie hat das Große, das Erhabene, das Heilige verherrlicht und gepriesen; sie ist mit Religion und Moral Hand in Hand gegangen und unsterbliche Werke sind die Frucht dieser Verbindung gewesen. Die Vertreter der Moral verehren diese Schöpfungen gleich uns; in diesem Betracht stimmen wir überein. Wenn sie aber verlangen, daß die poetische Kraft ausschließlich nur auf diesem Gebiete thätig sein solle zur größern Ehre des Hohen und Heiligen, so verlangen wir das Gegentheil — eben zur größern Ehre des Hohen und Heiligen.

Die Natur ist die Basis und der Gegenstand der Sittlichkeit. Bevor sittliches Leben als das höhere sein kann, muß das natürliche als das niedere existiren; und die sittliche Kraft erweist sich als solche eben in Handhabung — in Bekämpfung, Beherrschung und Leitung des natürlichen. Das natürliche Leben, rein angesehen, ist das Gute, das sittliche Leben, rein angesehen, das Bessere. Wenn das sittliche Leben sich das natürliche nun verbitten wollte, so wäre dies grade so, als wenn der Comparativ den Positiv sich verbitten wollte, — da der denkende Comparativ doch einsehen muß, daß er eben dem Positiv seine eigenthümliche Existenz verdankt und nur über ihm sein kann, was er ist! — Die Dichtkunst, die nach der Forderung der Gegner das sittliche Leben ausschließlich darstellte, würde der Sphäre der Natur Unrecht thun und das sittliche Leben des Momentes berauben, mit welchem verglichen es eben als das höhere erscheint und erkannt wird; sie würde, die Sittlichkeit verherrlichend und die Natur verketzernd, die Sittlichkeit hochmüthig, engherzig, despotisch machen, d. h. verschlechtern. — Das Heilige, das gegen untergeordnetes Leben mit Vernichtungswuth eiferte, wäre nicht mehr heilig, weil parteiisch ungerecht; in der Wirklichkeit macht es aber diese Wendung in sein Gegentheil oft genug, und es ist nicht nöthig, daß die Dichtkunst es noch dazu fördere. Die Dichtkunst, nach der Göttlichkeit ihrer Sendung, hat die Aufgabe, dem Hange zur Despotie überall, mithin auch beim Heiligen entgegenzutreten.

Die Natur ist eine große Göttin, oder, wenn dies gewissen Ohren besser klingen sollte, eine göttliche Macht. Ihr sind Kräfte gegeben, die in solcher Fülle und Tiefe nur sie besitzt; und die Sphäre des Lebens, in welcher sie vorherrscht, ist nicht nur mit Reizen, sondern mit Fähigkeiten und Tugenden ausgestattet, die dem höhern Leben zum Muster dienen können. Es ist das Geschäft der Aesthetik, die schönen Eigenschaften nach einander zu entwickeln, die eben an diesem Leben erfreuen, und wir brauchen darum hier in Aufstellung der ganzen Reihe nicht weitläufig zu werden. Jeder sieht von selbst, welchen Raub die Dichtung an sich beginge, wenn sie die natürliche Liebesneigung, die frische Lebenslust, die glühende Leidenschaft in der Mannigfaltigkeit ihrer möglichen Offenbarungen abzuspiegeln sich versagte; welche Fülle von Reiz und Schönheit sie dadurch der Welt entzöge; welche Schätze von Wahrheit und Energie sie ungehoben ließe, in welchen die Natur dem höhern Leben Vorbild sein kann. Denn es wird immer das Ideal des höhern Lebens sein, in seiner Sphäre Natur zu werden! —

Wir müssen hier von den Gegnern einen Einwand erwarten, dessen Beantwortung unsern Gedanken noch mehr Bestimmtheit geben kann. Sie werden sagen: zugegeben, daß die Natur, rein angesehen, das Gute ist; aber die Natur in ihrem jetzigen Zustande ist nicht rein; sie ist verdorben; hinter dem Guten lauert das Böse, hinter der Lust die Pein, hinter dem Honig das Gift, hinter dem Genuß das Verderben. Und eure Poeten schildern mit Vorliebe das Gefährlichste und stellen sich an, als ob wir gar nicht auf der Erde lebten, sondern in einer eigenen Art von Paradies, wo der Genuß eine Tugend ist und Kronen verdient. Sie lehren nicht nur nicht, wie man die Natur und die Sinnlichkeit bemeistert, sondern sie reizen an, sich ihr in die Arme zu werfen, möge daraus folgen, was da wolle! —

Allerdings, ein Theil der Poesie schildert die Lust des Daseins ohne Weiteres — und daran thun die Poeten sehr recht. Es gehört zu den Aufgaben der Kunst, das Erfreuliche aus dem Leben herauszuheben und rein hinzumalen, dem Entzücken, das in der Wirklichkeit hinschwindet, Dauer zu verleihen,

damit der Betrachter es rein auffassen könne, ohne durch das, was möglicherweise darauf folgt, gestört zu werden. Es gehört zu den Aufgaben der Kunst, in bestimmten Werken nur die schöne Seite der Natur erscheinen zu lassen und die genießenden Seelen in eine Welt der Freude, des ungetrübten Glückes — in einen Traum der goldenen Zeit zu versetzen. Die Poeten sind damit am Ende nur so freundlich wie das Leben selbst; denn auch in diesem wird ja die Freude nicht immer sofort durch Leid verbittert, sondern es ist eine Zeit hindurch ein reiner Genuß derselben vergönnt, in welcher der Glückliche sich wohl im Paradiese dünken kann. Würde die Poesie in jedem ihrer Producte zur Lichtseite gleich die Kehrseite malen, so wäre sie trübseliger und unmilder als die Wirklichkeit selber — sie, die der Menschheit gegeben ist, die durch das Leben bedrückten Geister aufzurichten und die beraubten Gemüther zu erquicken! —

Es gibt freilich Poeten, die sich für fromm halten, wenn sie auch die Schönheit und den Glanz einer Blüthe nicht malen, ohne hinzuzufügen, daß sie hinwelken und verdorren, verfaulen werde. Allein damit verderben sie nur sich und Andern die Freude daran, während sie Nichts lehren als den allertrivialsten Erfahrungssatz.

Die wahre Poesie spiegelt die Lust der Natur, die Freuden des natürlichen Lebens in rein schönen Gemälden — nach den Gesetzen der Kunst. Sie schließt aber keineswegs vor dem umgekehrten Bilde die Augen und stellt sich nicht an, als ob ihr unbekannt sei, wie sich Gutes in Schlimmes verkehrt und wie aus Genuß und Glück das Verderben hervorgehen kann. Indem sie alle Offenbarungen des Lebens in den entsprechenden Formen reproducirt und in der Tragödie über die Thaten der Sünde das strengste Gericht hält, erwirbt sie sich das Recht, in andern Formen über das Leid, das an die Freude gekettet ist, hinwegzusehen und den hinkenden Boten der Zeitlichkeit, von dem sie freilich auch weiß, daß er nachkommen kann, aus ihrem Gemälde fortzulassen.

Und wenn es ihr selbst nicht gelänge, Alles, was sie in gewissen Darstellungen versäumen muß, vollständig wieder gut zu machen, und gewissen Lesern in Folge ihrer Anleitung das Leben immer noch zu rosig erschiene — sind nicht die Erzieher der Jugend und des Volkes da, um mit dem ganzen Reichthum ihrer Erfahrung, mit der ganzen Schärfe ihres praktischen Verstandes ausgleichend einzutreten? Sind nicht die geistigen Thätigkeiten da, welche heutzutage auf die Gebilde der Phantasie mit einem Eifer Jagd machen, daß zuletzt auch nicht das kleinste Illusiönchen mehr vor ihnen sicher ist? — Wir dächten, die Gegner, unsere guten Freunde, könnten sich beruhigen.

Haben wir damit die Poesie der Natur und des natürlichen Lebens, die allein angefochten ist, vor Anklagen sicher gestellt, dann können wir darauf hinweisen, welchen Schatz an Freude sie mit ihren Gaben der Menschheit spendet, und mit der Freude welchen Segen! — Die Sache der Poesie fällt hier mit der Sache der Freude selbst zusammen. Wer könnte leben ohne diese? Wer könnte ringen, kämpfen, das Edle und Gute schaffen ohne sie? Wie dürftig ist es aber in so vielen Herzen damit bestellt! Wie oft wird den Menschen die Lust verkümmert und vergällt! Wie viel öde Zeit bei ungestillter Sehnsucht ist ihr Loos! Welche Betrübniß, welche Entmuthigung ist die Folge davon!

Die Kunst gibt ihnen, was die Wirklichkeit ihnen versagt. Sie erweckt in ihnen das Genügen und Behagen des Besitzes, sie gewährt ihnen Freude mit den Fröhlichen, sie ladet die Armen ein, in ihrem Geist und Gemüth das Leben des Reichen mitzuleben. Sie schafft in der Sphäre der Verklärung entzückende Anschauungen und erregt wonnige Gefühle. Und wenn die Gegner bei der Poesie der Freude an das Lied der Sirenen denken, so müssen wir daran erinnern, wie oft eben diese Poesie die Gemüther vor Verzweiflung bewahrt und alles Böse verhindert hat, wozu Herzensöde und der Unmuth der Langeweile treiben können. Platen hat Recht, wenn er sagt:

> Sittenzwang und Formelwesen hätten längst die Welt verkümmert,
> Wenn sich nicht Gesang zuweilen durch die Welt ergossen hätte.

Die Poesie gewährt aber nicht nur Genuß als Ersatz für Entbehrung, sie lehrt den Genuß des Lebens selber adeln, sie lehrt schön genießen.

Daß die Freude in der Wirklichkeit immer schön sei, kann man nicht behaupten; oft kommt sie in sehr gemeinen und rohen Formen zu Tage. In der Dichtung, welche diesen Namen verdient, ist sie dagegen immer schön und erscheint immer in einer herzgewinnenden Form: die Dichtung ist also Muster und Führerin in der Kunst des Lebensgenusses. Sie bildet durch Beispiel und Lehre die Kräfte, die Tugenden aus, welche schönen und edeln Genuß ermöglichen, und sie verfeinert die Sitten, indem sie das Streben nicht auf den Stoff, sondern auf die Behandlung richten lehrt. Indem die Poeten das Vergnügen im Bilde zum schönen Vergnügen erhöhen, reizen sie die Menschen zu ähnlicher schöner Fassung desselben in der Wirklichkeit und werden somit Anlaß zur Verschönerung

des Lebens selber. Sie werden Lehrer des wahren Scherzes, und hier sind ihre größten Wagnisse noch bildend und ersprießlich. Der Trieb des Scherzes lebt unvertilglich in der menschlichen Natur, spricht sich aber in bildungsloser Sphäre zunächst materiell und in der Regel mit einer Derbheit aus, die auf entwickelte Gemüther eine abstoßende Wirkung übt. Die Dichtung, indem sie das Häßliche zur Folie des Humors und Witzes macht, gewährt auch ihm den Reiz, den es allein erträgt; sie zwingt es, der reinen Heiterkeit zu dienen.

Endlich gewährt sie aber auch Ersatz für die mangelnde Lebenserfahrung. Daß diese bei Vielen nicht minder einer Nachhilfe bedarf, als die Freude, weiß Jeder. Die geregelten, engen Bahnen, welche die meisten Menschen gehen, sind nicht geeignet, die Höhen und Tiefen der Menschheit, die Leidenschaften, Thaten und Schicksale kennen zu lehren, welche die Welt erfüllen. Und wenn für Ergänzung der äußern Erfahrung durch andere Thätigkeiten gesorgt wäre, wie verhält es sich mit der innern und wie mit der richtigen Auffassung des Erlebten und Ueberlieferten? Die Dichtung tritt hier in's Mittel. Sie läßt den Reichthum des natürlichen, den Reichthum des geistigen Lebens vor den Seelen erscheinen; sie ruft die Menschheit in ihren größten und feinsten Offenbarungen vor sie; und nicht nur diese Offenbarungen im Lichte der Schönheit werden ihnen anschaulich, sondern zugleich die Quellen, aus denen sie flossen, und die Zwecke, welchen sie dienen.

Wir müssen hier nochmals auf die geistige Befreiung zurückkommen und die Erhebung zu freiem Genuß. Die Poesie, indem sie den Gegenstand verklärt hinstellt, bewirkt ein feiner beglückendes Gefühl, als der Gegenstand in der Wirklichkeit zu erregen vermag; zugleich aber erhebt sie die Seele über ihn und gibt ihn in ihre Macht. Der Gegenstand verliert die Gewalt, die er in der Wirklichkeit über die Seele hat — er ist ein Bild geworden, womit die Seele spielen kann. Und wenn der Mensch durch die Dichtkunst nun zum seligern, zum immer neuen und frischen Genusse der Wirklichkeit befähigt wird, so wird er durch sie auch der Gefahr und Unehre ihrer Oberherrschaft enthoben. Der dämonische Zauber des Gegenstandes verliert sich in der Betrachtung seines dichterischen Reflexes; die Seele hat ihn sich gegenüber, sie hat eben so den poetisch reinen Genuß davon, sie fühlt sich in dieser zugleich beglückenden und ehrenvollen Stellung befriedigt und sie erhält sich darin.

Sinnlichkeit aber und Leidenschaft sind nicht aus der Welt zu bannen. Ihre Zauber erneuen sich und wirken immer wieder, und fordern immer wieder zur Herstellung entsprechender Gegenwirkungen auf. Eine gewisse Erziehung glaubt vor ihren Gefahren zu schützen, wenn sie den Blick der Jugend von ihnen wegwendet und sie über ihre Eigenschaften völlig in Unkenntniß läßt. Allein dies gelingt entweder nicht, oder wenn es gelingt, so ist eine Unschuld, die auf Unwissenheit ruht, nicht das höchste Ziel des Menschen. Anstatt die gefahrdrohenden Gegenstände zu verhüllen, dürfte es in jeder Beziehung ersprießlicher sein, sie in rechter Art zu offenbaren. Wer aber kann der Menschheit diesen Dienst besser leisten, als neben der Wissenschaft die Kunst? Wir dürfen daran erinnern, wie viel sie in dieser Beziehung schon gethan hat; ohne Vergleich mehr wird sie aber in Zukunft thun. Die Flucht vor der Natur hat ihre Zeit gehabt; die Erkenntniß und die Verklärung der Natur ist an der Zeit, und auf diese Erkenntniß und diese Verklärung werden die Bestrebungen von jetzt an vorzugsweise gerichtet sein. — —

Alles zusammengenommen könnte die Moral mit der Dichtkunst unstreitig Frieden schließen. Auch der Theil der poetischen Literatur, den die Vertreter der Moral anfechten, steht mit dieser und ihren Zwecken keineswegs in Widerspruch.

Allerdings gilt alles Gute, was wir gesagt haben, nur von der Poesie, nicht von der Pseudopoesie; und diese tritt immer mit jener auf, hängt sich an sie an, gibt sich mit dreister Stirn für sie aus und enthusiasmirt die verwandten Seelen. Das Sprichwort, nach welchem hinter das Gotteshaus die Teufelscapelle gesetzt wird, hat Recht für alle Sphären des Lebens! Wer aber deswegen in einem bestimmten Falle das Gotteshaus angreift, der befindet sich auf seinem Gebiet selbst nur in der Teufelscapelle — ihm liegt nicht die Sache, sondern nur sein eitles Ich am Herzen, dem die Sache Mittel ist.

Die edelsten menschlichen Kräfte, auch wenn sie zusammen thätig sind, können freilich immer nur das Bessere wirken, nicht das Beste. Sie werden immer mehr erstreben als erreichen, das Ideal und das wirkliche Resultat ihrer Arbeiten werden immer noch weit aus einander liegen. Der Parteigeist pflegt bekanntlich auch aus diesem allgemein menschlichen Geschick eine Anklage zu bilden und dem Gegner triumphirend vorzuhalten, was durch seine Bemühungen nicht erreicht worden ist. Allein hier entscheidet das Wollen und das erreichte relative Gute. Das Bessere geleistet und veranlaßt zu haben, muß uns genügen. Das Beste, das Vollkommene selber zu verwirklichen, das hat sich diejenige Macht vorbehalten, in Ansehung welcher auch die größten Genien der Menschheit nur bedingte Fähigkeiten und unzulängliche Werkzeuge sind.

II.

Wir haben die Poesie gegen die Moralisten vertheidigt und glauben, daß es schwer halten dürfte, das Gebäude unserer Gründe zu erschüttern. Uns ist es aber um die Verständigung zu thun, und wir müssen daher eben so die Moral gegen die Poeten vertheidigen. Wir müssen den Parteigeist auch auf Seiten der Kunst aufklären und die Vertreter der Moral in Spendung verdienter Ehre freundlich und versöhnlich stimmen.

Wie man weiß, haben die Poeten die Vorwürfe, die gegen sie gerichtet worden sind, hinlänglich zurückgegeben. Wenn die Moralisten der Poesie vorhielten, sie glorificire das Laster und verweichliche, verderbe die Menschen, so erklärten die Poeten die Moral für trocken, engherzig, langweilig und hoffärtig. Die von den Rechten der Natur erfülltesten Geister haben in dem Krieg der Moral gegen die Natur und ihre Triebe eine Anmaßung und eine Thorheit gesehen; in den strengen Moralisten blinde, verderblich wirkende Eiferer. Sie haben ihnen die Absicht beigelegt, die Natur bis zur Nullität zu unterdrücken, dem Leben alle Frische zu nehmen und, um die Ausgeburt geistigen Hochmuths durchzusetzen, den schönen Garten der Welt auszudörren und zu veröden. — Die Poeten sind nicht die Leute, die Etwas schuldig bleiben!

Um diese Anklagen zu beleuchten, müssen wir die Quelle der Moral und ihren Zweck betrachten.

Der Mensch, wie man weiß, besteht aus zwei Grundelementen — einem obern, das seinem Wesen nach herrschen, einem untern, welches dienen soll. Wenn er ohne Weiteres beide im rechten Verhältniß und mit dem rechten Wollen besäße, so wäre kein Streit und das Ziel harmonischen Zusammenseins erreichte sich von selber. Allein an unserm dermaligen Zustande können wir bemerken, daß Geist und Natur — wie diese Elemente genannt werden — nicht ohne Weiteres in solch glücklicher Lage sich befinden. Man kann vor Allem wahrnehmen, daß die Natur das Joch des Geistes nur höchst unwillig trägt, sich immer gereizt fühlt, zu rebelliren und Dinge vorzunehmen, wodurch das höhere Leben äußerst beeinträchtigt würde. Die Sinnlichkeit, das ist nicht zu leugnen, spielt in dem jetzigen Zustande der Menschen eine ungebührliche Rolle; sie will herrschen, will unbedingt ihren Neigungen folgen; und wenn es ihr nachginge, würde sie nicht nur den Geist und das geistige Leben, sondern auch sich selber zu Grunde richten.

Dieser Tendenz der Natur gegenüber ist es unabweislich, die Forderungen des Geistes aufzustellen und von ihnen aus die Rebellin methodisch zu bekämpfen; und das Ganze dieser Forderungen ist die Moral, der methodische Kampf gegen den ungebührlichen Willen der Natur das Bestreben ihrer Organe.

Das Dasein der Moral wäre demnach eben so gut begründet, als das Bestreben der Moralisten vernünftig; und daß die Wirksamkeit der edelsten und begabtesten derselben höchst segensreich gewesen ist, wird Niemand ernstlich in Abrede stellen. Die Nationen, die an Bildung und Macht den übrigen voranstehen, verdanken diesen ihren Rang neben ihrer natürlichen Begabung grade der erziehenden religiösen und moralischen Thätigkeit, welche den Geist in seine herrschende Stellung zu bringen und darin zu befestigen suchte.

Betrachten wir den Gang der Entwicklung speciell in der neuen Zeit, so bemerken wir, daß die Moral von der Natur das Unmögliche, ja das Nichtseinsollende verlangt hat; daß sie nicht nur ihre Ungebühr und deren Ursachen, sondern sie selbst für Sünde erklärt, das Gute an ihr und ihrem Thun verkannt, geleugnet, verlästert hat. Die Folge war, daß die gekränkte Natur sich auf sich selbst zurückzog, in ihren Organen einen methodischen Krieg auch gegen die despotische Lehrmeisterin führte, mit dem Tadel ihrer unschuldigen Regungen auch den Tadel ihrer Excesse für ungerecht hielt und den Zweck ihrer Triebe nur um so ungestümer verfolgte.

Will die Moral erkannt und geehrt sein, wie sie es an sich verdient, so muß sie die Schritte fortsetzen, die sie in der neuen Zeit dem Ziele der Gerechtigkeit entgegen gethan hat. Sie muß überall nur den Mißbrauch verdammen, nirgends die Sache, für diese vielmehr den rechten Gebrauch lehren und die Unmündigen zur Mündigkeit, die Schwachen zur Stärke erziehen.

Im Großen und Ganzen menschlicher Entwicklung — wir müssen nochmals daran erinnern — hat die Moral Ungeheures gewirkt; und wenn sie in Zeiten, wo sie Strenge mit Macht verband, die Natur und die natürliche Lebensfreude verkümmerte, so hat sie dagegen auf ihrer Seite gewaltige und erhebende Erscheinungen hervorgerufen. Denn das ist die wundersame Austheilung des Lebens, daß bei edler Einseitigkeit dem Verlust immer ein Gewinn, dem Schaden immer ein Nutzen zur Seite geht — daß keine Stufe der Entwicklung ohne eigenthümliche Vorzüge, ohne eigenthümliche Schönheit und Hoheit ist. Die poetischen Vertreter der Natur mögen sich gegen eine gewisse Thätigkeit der Moral mit Recht auflehnen, denn ihr Gebiet ist dadurch beeinträchtigt worden; wer aber diese Thätigkeit und ihre Folgen im Ganzen menschheit-

licher Entwicklung betrachtet, der wird sein Auge mit Achtung und Bewunderung darauf ruhen lassen. Indessen bei der Einseitigkeit, wie hochbedeutend sie erscheinen möge, kann es nicht bleiben; sie ist überall nur ein Uebergang — sie ist das Mittel, das im erreichten Ziel auch seine eigene höchste Beruhigung und seine dauernde Ehre findet.

Das Ziel der Moral ist, den Geist an der Natur frei zu machen gegen sich selbst, ihn seiner Befangenheit in sich selbst zu entreißen und ihn auf eine Höhe zu erheben, wo er im Stande ist, die Natur zu beherrschen, indem er ihr volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und sie ihrer eigenen höchsten Entwicklung entgegenführt. Das Ziel der Moral ist, die Kräfte und Vorzüge der Natur zu erkennen, sie in ihrem Kreise gewähren zu lassen und zwischen ihnen und den Tugenden des Geistes eine organische Verbindung, eine für beide Theile heilvolle Wechselwirkung zu schaffen. Diesem Ziele gemäß ist es der Beruf der Moral, die ganze Reihe menschlicher Kräfte und Tugenden so darzustellen, daß jede an ihrem rechten Orte die ihr gebührende Ehre hat — und nach dieser Scala die wirklichen Offenbarungen der Menschennatur in Worten, Handlungen und Leistungen zu beurtheilen. — Der Geist, in freiester Selbstentwicklung, soll die Natur in allseitig gerechter Unterscheidung erkennen, aus ihrem Despoten ihr Freund und damit erst ihr wahrer Herr werden.

Die Moral hat zunächst für das geistige Leben einzustehen und die Tugenden dieses Lebens in der Glorie darzustellen, die ihnen als den höhern und höchsten Sprossen der Leiter zukommt; aber eben ihr Ideal ist es, allseitig gerecht zu sein, und je mehr sie diesem Ideal sich nähert, desto mehr verdient sie ihren Namen.

Wenn die Moral sich auf die Höhe erhebt, wo sie mit dem Willen allseitiger Gerechtigkeit fähig wird, Jedem das Seine zu geben, den Grundkräften des Menschen und der Menschheit in allen ihren Erweisungen die rechten Bahnen zu bezeichnen, auf denen sie heilsam für sich und heilsam für das Ganze wirken können — wenn sie auf dieser Höhe thätig ist, dann ist die Zeit gekommen, wo die Poesie mit ihr ganz und dauernd sich einen kann, denn dann fällt ihr Wille mit dem Willen der Poesie zusammen, und nur die Functionen unterscheiden sich.

Die Dichtkunst ist auf die Verherrlichung alles Lebens angewiesen, und im Großen und Ganzen ist sie dieser Pflicht auch immer nachgekommen. Wie sie nichts Schönes und Erfreuliches auf dem Gebiete der Natur sehen konnte, ohne zu lieben und zu loben und das Schöne noch schöner wiederzugeben, so hat sich nichts Edles und Großes auf dem Gebiete des Geistes ihr darstellen können, ohne daß sie in bewundernden Preis ausgebrochen wäre, für den höhern Gehalt auch die gewaltigere Form erfunden und den mächtigern Aufschwung genommen hätte. Die Dichtkunst hat von jeher den beiden Kreisen ihre Ehre angethan, und die ästhetische Kritik hat von jeher die Erzeugnisse, in welchen das höhere Leben am würdigsten gefeiert worden ist, schließlich auch an die höhere Stelle gesetzt. Wenn die Moral ihr darin gleich und in die Sphäre der Natur herabsteigend auch dieser gerecht — wenn sie fähig wird, an der geringsten Offenbarung der Natur die Verwandtschaft mit dem Göttlichen und an der größten Offenbarung des Geistes den Punkt des Endlichen zu erkennen, dann geht sie mit der Dichtkunst Hand in Hand und beide können der Einseitigkeit auf ihrem Felde mit vereinter Kraft entgegentreten.

Unstreitig gibt es Poeten, die nur die Natur und das natürliche Leben für dichterisch erklären, in der natürlichen Gefühlspoesie befangen bleiben und die höhere Poesie des Lichtes, des geistigen Lebens, des sittlichen Wollens, des charaktervollen Handelns, der edeln und erhabenen Leidenschaft als solche nicht wollen gelten lassen. Es gibt Leser und Kritiker, die nur für jene einseitige und untergeordnete Dichtung Sinn haben, nur von ihr angesprochen werden, von der höheren sich wegwenden und sie als trocken und reizlos verrufen. Und dieser weichliche Geschmack, der sich der Sinnlichkeit ungestraft glaubt ergeben zu können, wenn sie in Gefühl aufgelöst ist, hat um sich gegriffen und droht der dominirende zu werden. Gegen ihn und seine Götzen müssen sich Aesthetik und Moral gleichmäßig erheben — nicht nur weil diese Art von Gefühlspoesie nur vergängliche Genüsse bewirken und für nachhaltige Bildung des Geistes und Herzens Nichts leisten kann, sondern hauptsächlich wegen der Dreistigkeit, womit der oberflächliche und niedrigere Sinn als der ausschließlich richtige der Welt aufgedrängt werden soll. Und Moral und Poesie, wenn sie sich mit einander verständigt haben, werden sich auch dagegen erheben und die untergeordnete Gattung, die gern Alles sein möchte, dem Bildungsgange der Nation entsprechend in ihre Schranken zurückweisen.

Es muß, nach dem Gesetz der Entwicklung, endlich zu einer Organisation des gesammten Lebens kommen. Die ganze Reihe der menschlichen Offenbarungen muß so dargestellt werden, daß jede einzelne nach ihrer größern oder geringern Entfernung von dem Ideal und somit nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden kann; und an dieser Organi-

sation, an dieser lebendigen Ausgleichung und Verbindung menschlicher Fähigkeiten und Leistungen muß und wird sich auch die Dichtkunst betheiligen.

Offenbar liegt in dieser Zielsetzung eine große Gefahr. Würde die Poesie direct wissenschaftlich und direct moralisch sein wollen, so würde sie sich vernichten: sie wäre Nichts mehr für sich, sondern nur das untergeordnete Werkzeug des wissenschaftlichen und moralischen Geistes. Aber jener Forderung kann genügt werden im eigensten Interesse der Dichtkunst und eben zu ihrer größern Verherrlichung.

Es wird ihr nämlich dadurch genügt, daß die Poeten selbst sich erfüllen mit dem Lichte des Geistes, daß sie das Urtheil sich erwerben, vermöge dessen sie die Offenbarungen der Natur und des Geistes gerecht unterscheiden können, dann aber die so begriffenen Gegenstände nur darstellen, wie es die Gesetze der Dichtkunst verlangen.

Und jetzt, nachdem wir der Poesie und der Moral die Möglichkeit einer Verständigung und harmonischen Zusammenwirkens gezeigt haben, müssen wir eben so den wesentlichen, auch im Bunde noch fortdauernden Unterschied ihres Verfahrens bezeichnen.

Die Moral hat stets vor Allem die höhere Weise des Denkens und Handelns vor Augen. Diese als die höhere nachzuweisen, das Aufsteigen zu ihr als eine Pflicht hinzustellen, die segensreichen Folgen zu entwickeln, welche an die Erfüllung dieser Pflicht sich knüpfen, und durch alles das zum Aufgang zu reizen — das ist ihr Geschäft.

Der Dichter beginnt und endet mit dem Leben. Er vertieft sich in eigenes und fremdes Leben, und was ihn daran durch Schönheit und Reiz beglückt und begeistert, das drückt er in schöner Form aus und reflectirt es in schönem Bild. Und zwar thut er dies immer mit ganzer Seele, mit aller Leidenschaft, die in ihm erweckt ist. Der lyrische Dichter, den eine Aeußerung sinnlichen Lebens ergriffen hat, wird dieses Leben so lieblich singen, als es seine Freude daran verlangt, und gar nichts Anderes bezwecken als den lebendigsten, innigsten Ausdruck dieses Lebens. Während der Moralist bei Betrachtung desselben es für seine Pflicht halten kann, darauf hinzuweisen, daß es noch etwas Höheres und Besseres gebe, dem man nachstreben müsse ꝛc., würde der Dichter durch einen solchen Zusatz Alles wieder verderben und vielmehr eine lächerliche Wirkung hervorbringen.

Der Dichter gibt sich einem bestimmten Eindruck hin und spricht sein Gefühl aus, um es in Andern rein wieder zu erwecken. Aber das ist nicht Alles. „Dichten," wie Goethe so schön sagt, „ist ein Uebermuth." Der Dichter im Schwunge seiner Empfindung ist von dem geliebten Gegenstand durchaus erfüllt, er kennt nichts Besseres und Reizenderes als ihn, mit ihm verglichen erscheint alles Andere nichtig, und trotzigen Muthes, die Einwendungen zahmer Vernünftigkeit mißachtend, singt er dieses Gefühl den Pedanten in's Gesicht und den frischen Menschen in die Seele. Wie der natürliche Mensch, von einer Empfindung ergriffen, unbewußt ist und sich benimmt, so benimmt sich der Dichter nach einem höhern Instinkt wollend, damit das künstlerische Bild ein wahres Bild sei des Lebens und ein potenzirtes Bild, mit welchem zu empfinden auch der Mühe sich lohnen muß.

Wenn er nun aber, zunächst im Kreise der Natur sich haltend, einsähe, daß er auch das geistige, sittliche Leben feiern müsse, und sich dieses vornähme, gleichsam um für seine Verherrlichung der Natur das Gegengewicht zu schaffen — was würde geschehen? Er würde im besten Fall nur geschickte Fabricate hervorbringen und die wahren Zwecke der Kunst durchaus verfehlen. Diesen nachzukommen muß er in der Sphäre des höhern Lebens aus Liebe zu diesem selber sich bewegen und erfahrend und handelnd warten, bis er von einer Erscheinung, von einem Ideal auf diesem Gebiete ergriffen und begeistert wird; und auch dann kann er den Gegenstand nur so weit schildern und verherrlichen, als es seine Begeisterung verlangt, mit Ausschließung aller weitern Erörterung, wie sie nur der wissenschaftlichen Betrachtung eignet.

Auch die Poesien, welche das höhere Leben zum Object, die Feier des Edeln, Großen, Heiligen, zum poetischen Ziele haben, müssen natürliche Gewächse sein, entsprossen aus dem Boden der erregten Liebe und Leidenschaft, und mit künstlerischem Willen zugleich in ihrer Individualität bewahrt und zum schönen Ganzen vollendet.

Wie soll aber nun bei solchem Verfahren eine reinere Abschätzung der natürlichen und geistigen Offenbarungen zu Tage kommen, als es bisher im Felde der Poesie möglich gewesen? Wie soll in die Dichtungen eine Organisation dieser Offenbarungen niedergelegt werden, vermöge deren wir ihr Verhältniß unter einander klarer und tiefer erkennen, als in früheren?

Dieses Wunder geschieht durch den Poeten, der sich über den Werth, die Stellung, die Beziehungen und Endzwecke jener Offenbarungen Einsicht und Urtheil verschafft hat. Das Licht der Erkenntniß, welches ihn erleuchtet, muß nothwendig auch in seinen Producten erscheinen; und wie sehr er im einzelnen Liebe Poet sei, wie kühn und frisch er seinen Gegenstand potenzire und zu seinem

Alles mache — aus der ganzen Reihe der Gedichte wird nothwendig auch die ganze Anschauung, die ganze Ueberzeugung des Urhebers zu erkennen sein. Man wird bei dem einzelnen Erzeugniß empfinden, wie weit es gemeint und was damit gewollt ist; man wird das poetische Gegengewicht in andern sehen; man wird in dem höhern Schwung die höhere Bedeutung des Gegenstandes fühlen und schauen. Dann aber ist es unmöglich, daß der Poet nicht auch von dem Ideal der Organisation selber begeistert werde und dieses hinzeichne, klar, sprechend, und in begeisterter Liebe und Leidenschaft poetisch! — Was in dem Dichter nicht nur ist, sondern herrschend ist, das wird nothwendig auch in seinen Erzeugnissen herrschend sein.

In noch höherm Maß, als der lyrische, wird der erzählende und der dramatische Dichter dem neuen Ruf nachzukommen vermögen. Daß Form und Endzweck des Drama's, Form und Endzweck der Erzählung der Absicht geistiger Ausgleichung sich noch specieller darbieten, sieht Jeder. Der dramatische Dichter und der Erzähler, der ein Gemälde des Weltlebens aufrollt — Beide werden den poetischen Endzweck ihrer Gattung nur um so vollständiger erreichen, je durchgebildeter ihr Urtheil, je feiner ihre Unterscheidungskraft, je umfassender ihr Ueberblick und je reicher ihr Antheil ist an ewiger Gerechtigkeit und Liebe; an einer Liebe nämlich, die auf Gerechtigkeit ruht und ihre Gaben nach der Würdigkeit des Bedürfenden spendet, — die Alles verschönt, aber das Einzelne nur nach Maßgabe seines individuellen Wesens, das im Bilde erhalten werden muß. Und wenn gegenwärtig ein Ausschritt angezeigt ist zu einer höhern, reichern und harmonischern Erkenntniß überhaupt, so ist damit auch die Aussicht gegeben auf eine höhere Entwicklung der dramatischen und der erzählenden Dichtung.

Wir kommen zum Schluß.

Die Moral muß die Dichtung begreifen lernen, ihren speciellen Beruf erkennen und von ihr keine andere Erfüllung ihrer Wünsche fordern als die poetische. Die Vertreter der Moral müssen den Standpunkt der Freiheit gewinnen, auf welchem sie sich an einem Gedicht, das mit urkräftiger Frische eine Regung der Natur ausdrückt, nicht scandalisiren und eine Reihe von übeln Wirkungen vorhersagen, die nur in ihrer Einbildung existiren. Denn ein Gedicht ist kein Dogma und keine moralische Satzung; es sagt nicht: „Das glaube und Das thue,“ sondern nur: „So hat eine Menschenseele in einer bestimmten Situation gedacht und empfunden.“

Wenn die Moral dies lernt, dann geht sie mit der Dichtung Hand in Hand, frei und selbständig mit der Freien und Selbständigen. Beide können dann an einander ihre Freude haben, sich wechselseitig ergänzen und steigern, und was mit beiden gewollt ist, wird sich immer klarer herausstellen.

Auf dem Gebiete der Volkserziehung wird die Moral in dem umfassenden Sinn, in dem wir sie hier genommen haben, stets das Erste und das Nothwendigste thun. Die Dichtkunst wird ihr helfen, unmittelbar und mittelbar, nach Maßgabe ihres künstlerischen Berufs; und unter der Mitwirkung materieller und geistiger Thätigkeiten, die gegenwärtig alle nach dem Ziele wechselseitiger Verständigung gerichtet sind, wird die Menschheit auf eine neue Stufe der Entwicklung sich erheben, deren Grundcharakter eben das fortgehende Arbeiten zum Zwecke der Ausgleichung und der Einheit sein wird.

Allein Alles, was auf Erden erreicht wird, ist immer nur eine Annäherung an das, was sein soll, ein irdisches Gleichniß idealer Zustände, in welchem das Wollen und Wünschen immer mehr ersichtlich ist, als das Können. Die schönste Entwicklung auf Erden wird nur eine Andeutung dessen sein, was in andern Sphären und mit einer andern Combination der menschlichen Grundkräfte erreicht werden soll; in dem entwickeltsten Zustande wird die tiefere Natur noch immer des Ungenügenden und Traurigen die Fülle erblicken; und oft, von dem schreienden Mißverhältniß des Ideals und der Wirklichkeit niedergedrückt, wird eine schmerzliche Sehnsucht sie ergreifen nach Trost und nach Erquickung.

Dieser Sehnsucht bietet sich die Dichtkunst! Sie, deren Genius vom Himmel kommt, nimmt zumal in ihrer höchsten Ausbildung den Himmel vorweg und läßt im Bilde schauen und genießen, was die Vollendeten im Lande der Vollkommenheit sein und leben werden. Sie verpflanzt die Offenbarungen des irdischen Lebens in eine Sphäre, wo sie in reinster Frische blühen, in gewaltigster Kraft ausglühen, ohne den Schaden fürchten zu lassen, der sich ihnen in der Wirklichkeit anzuhängen pflegt. Sie zeigt uns von allen diesen Offenbarungen die schöne, labende, erhebende Seite eben in ihrer kräftigsten Entfaltung. Das Aufsprudeln der Lust erquickt uns, das Gute und Edle begeistert uns, das Leid erfüllt uns mit süßer Trauer, das Böse selbst in seinem Gang und Ausgang weckt erhabenes Grauen in uns. Der Geist, von dem rastlosen Treiben der Wirklichkeit rastlos aufgeregt, findet in ihr mit der Erquickung zugleich Trost und Beruhigung. Und das ist's, was die Kunst, hauptsächlich die Dichtkunst, vor jeder andern Thätigkeit voraus hat und womit sie die Wirkung aller ergänzen kann. Sie ruft nicht nur den Adel

und die Hoheit des vollkommenen Lebens vor unsere Seele, sie gewährt uns auch die Freude dieses Lebens — einen Hauch der himmlischen Glückseligkeit, welchen die Menschen auf Erden, eben in ihrem Ringen nach höhern Zielen, so sehr nöthig haben.

Zur Shakspere-Literatur.

Vorlesungen über Shakspere, seine Zeit und seine Werke. Von F. Kreyßig. Berlin. Nicolai'sche Buchhandlung.

„Mehr als irgend ein Dichter ist Shakspere geeignet, grade in den großen Kreisen des gebildeten Publicums, unter Welt- und Geschäftsleuten ein nachhaltiges geistiges Interesse zu wecken, der sogenannten öffentlichen Meinung eine solide Grundlage gesunder Anschauungen zu geben, den Blick für die reale Welt zu schärfen, ohne das Herz seiner höheren Heimath zu entfremden.“ Von dieser Ueberzeugung ausgehend, glaubt der Verfasser, daß eine populäre Behandlung seines Dichters eben für jene „großen Kreise,“ d. h. weniger für Aesthetiker und Literatoren von Fach, als vielmehr für gebildete Beamte und Geschäftsleute nebst den diesen Kreisen angehörigen Frauen, ein gutes und nützliches Werk sei; wobei sein ausgesprochener Zweck bleibt, den Dichter in seiner Wahrhaftigkeit und mit der tief sittlichen und durchaus realen und gegenständlichen Natur seiner Weltanschauung dem Verständniß seines Publicums nahe zu bringen. Seinen Stoff hat er in der Art vertheilt, daß im ersten Bande die Einleitung und die englisch-historischen Dramen, im zweiten die Römerdramen und die großen Tragödien und im dritten die Lustspiele und die übrigen Dramen abgehandelt werden sollen. Den ersten Band, welcher größtentheils der Besprechung der englischen sogenannten Historien gewidmet ist, „diesen Denkmälern erhabenster Vaterlandsliebe und feinster, durchdringendster Kenntniß von Welt und Menschen,“ werden wir wohl als den Probirstein für den Werth des ganzen Werkes nehmen dürfen.

Das Werk verdankt seine Entstehung einer Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser vor einem Kreise gebildeter Dilettanten hielt; wir wollen nicht schon hier darüber urtheilen, ob er gut gethan hat, seinem Werke die äußere Form der Vorlesungen zu lassen: er hat es gethan. — In einer mit Fleiß, Gründlichkeit und Sachkenntniß ausgearbeiteten Einleitung führt uns der Verfasser zunächst in das Verständniß von des Dichters Zeitalter und Volk ein, um uns darauf eine kurze Geschichte des altenglischen Theaters bis auf Shakspere zu geben. Ein wenig ungenau im Ausdruck ist es, wenn Kreyßig in dieser Geschichte sagt, das religiöse Drama, d. h. das Misterium, hätte sich um den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts entwickelt; denn die Mirakelspiele, von denen er ein paar Seiten weiter sagt, daß sie England schon im dreizehnten Jahrhundert gehabt habe, gehören doch auch zur Kategorie jener religiösen Dramen! Ein factischer Irrthum aber ist es, wenn Kreyßig sagt, die Pastoralpoesie sei aus Spanien nach Frankreich gebracht worden; wir wissen — und können uns dabei auf Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Einleitung, §. 2) berufen! — daß sie unter Marie von Medicis direct aus der Heimath der Schäferspiele, aus Italien, importirt ist. — In des Dichters Lebensgeschichte, welche in der dritten Vorlesung erzählt wird, beweist Kreyßig, daß er sich trotz tiefer Verehrung für seinen Dichter vollständige Unparteilichkeit des Urtheils zu bewahren wußte. Er versucht es nicht, wie Delius in seinem „Mythus von Shakspere,“ alle die kleinen Flecken am Leben und Charakter seines Heroen hinwegzuwaschen; aber er sucht sie psychologisch zu erklären und zu entschuldigen, wobei er den „Sonetten“ als Beiträgen zur Lebensgeschichte Shakspere's ihre richtige Stelle anweist. Ohne sie, wie Brown es thut, für „autobiographical poëms“ zu halten, deducirt er eben so wenig mit andern Erklärern aus ihnen heraus, daß Shakspere ein exemplarischer Hausvater und solider Ehemann gewesen sei. — In einer folgenden Vorlesung wird dann die Geschichte des Shakspere-Studiums — zugleich eine Geschichte vom Verfall und Wiedererwachen der sittlichen Kraft im englischen Volke! — gegeben; und die Betrachtung der Wechselwirkungen, die Shakspere zwischen England und Deutschland anregte, seine kritische Einführung durch Lessing, seine lebendige Wirkung auf Goethe läßt ihn als „den Dichterfürsten erscheinen, dessen Geistesspiele täglich und stündlich alle Völker germanischen Blutes diesseit und jenseit des Weltmeeres versammeln, wie die olympischen Spiele das vielfach getheilte Hellenenvolk versammelt haben.“ Als Dichter des Protestantismus stellt Kreyßig seinen Dichter neben Luther, den Theologen des Protestantismus. Er ist ihm der prononcirt sittliche Dichter, der das Schicksal und den Werth des Menschen aus der Phantasie und dem Glauben in den Willen und das Gewissen verlegt. Er zeigt — wie Hamlet es von der Schauspielkunst verlangt — der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild. Und wenn er auch die Verruchtheit mit der ganzen verwegenen Poesie eines Richard III., Jago, Edmund und Mac-

beth gekennzeichnet hat, so hat er doch nie die Sünde lockend und verführerisch dargestellt. „Er überließ es den moralischen Dichtern des napoleonischen Frankreichs, die Sünde durch vier Acte mit allem Reiz des Erfolges und des üppigsten Lebens zu umgeben, um dann durch eine moralische Scharfrichterscene im fünften die Tugend und — die Polizei zu versöhnen!“ Als die werthvollste Vorstudie zum eingehenden Verständniß des Dichters müssen wir die Einleitung in die historischen Stücke (fünfte Vorlesung) bezeichnen. Klar und instructiv, wie sie gehalten ist, gewinnen wir durch sie nicht bloß eine Uebersicht über die Thatsachen, die das allgemeine Verständniß der Shakspere'schen Dramen erleichtert, sondern vielmehr auch einen Maßstab, um die sittliche und geistige Kraft des Dichters an dem Gegebenen zu messen. Nur vermissen wir, da der Anfang dieser Einleitung doch zugleich auch die ganz nothwendige Rücksicht auf die Raçenmischung in England nimmt, eine Erwähnung jenes keltischen Elements, das — schon vor Ankunft der Normannen durch die Sachsen an die Westküste gedrängt — in der Person Glendower's und Fluellen's ja sogar in die Historien (Heinrich IV. und Heinrich V.) eingreift! Dies Element ist aber auch sonst auf den Ideenkreis des Dichters von Bedeutung und Einfluß gewesen. Nicht bloß seinen König Lear entnahm er, ganz wie er ist, dieser keltisch-walisischen Sphäre, sondern auch — wie bestimmt nachzuweisen ist! — sind der Puck des Sommernachtstraums und der Elfenspuk des Sturmes Kinder der cambrischen Hochlande. Diese Vernachlässigung eines so wichtigen Elements rächt sich dann auch sogleich in der Charakteristik eines seiner hauptsächlichsten Vertreter. Wir meinen den Glendower aus Heinrich IV., welchen — nach unserm Dafürhalten — Kreyßig ganz falsch auffaßt. Wenn er von demselben sagt, „er werde geistreich und mache in Musik und Literatur,“ so übersieht Kreyßig eben, daß Owen Glendower einem Volke angehört, dessen eigentliches Leben Musik und Poesie ist, daß er von diesem Volke noch heute als Märtyrer der untergegangenen Freiheit gefeiert wird und daß Shakspere — in seiner Kenntniß der walisischen Traditionen — den letzten Helden derselben nicht treuer und historisch wahrer zeichnen konnte, als indem er seinen ganzen Charakter durch jene schwärmerische Neigung für Musik und Poesie colorirte.

Schon die Vertheilung seines Stoffes in jene oben angeführten drei Hauptgruppen deutete darauf hin, daß sich Kreyßig nicht durch die Zufälligkeiten einer — obendrein noch ziemlich unsichern — Chronologie bei der Construction seines Werkes leiten ließ. Zwar hat es Malone mit großer Gründlichkeit und sprichwörtlich gewordenem Fleiße in seiner Ausgabe des Shakspere (London 1790, Vol. I, Part. I, 261—386) versucht, die Reihenfolge der Shakspere'schen Dramen chronologisch festzustellen, und auf diese — im Großen und Ganzen adoptirte Chronologie unsers Dichters gestützt — hat man mehrfach eine genetische Darstellung seines innern Entwicklungsganges versucht. Allein da hier zuletzt doch Alles auf der Hypothese beruht und die Gefahr von Trugschlüssen zu nahe liegt, so stimmen wir dem Verfasser entschieden bei, wenn er es vorzieht, die Werke des Dichters nach ihrer innern Verwandtschaft zu gruppiren. Eine philosophische Betrachtung der Dichtungen, die uns am Ende doch höher stehen muß, als die Entwicklungsgeschichte des Dichters, wird nur auf diese Weise ermöglicht. — Und aus diesem Grundgedanken, der seinem ganzen Werke den Plan zeichnete, ordnete Kreyßig auch die Reihenfolge der englisch-historischen Dramen nach ihrem innern und philosophischen Zusammenhange, wobei er aber innerhalb der einzelnen Gruppen sowohl auf die Fortentwicklung ihres Dichters, Zeit der Entstehung und Angabe der von ihm benutzten Quellen Rücksicht nahm, als er auch durch Darlegung des geschichtlichen Kerns den Leser in den Stand setzte, sich über Grund und Absicht der Abweichung des Dichters von der historischen Wahrheit klar zu werden. So beginnt denn Kreyßig mit Richard II. (sechste Vorlesung) die Analyse der englischen Historien. Mit diesem Drama eröffnet sich das Bild jenes großen, furchtbaren Kampfes, den die Legitimität und das Feudalwesen mit einander führten und welcher — zum Segen Englands! — mit dem Sturze des letzteren endete. Aus dem vom Blute der Parteien getränkten Boden erwächst die gefestigte Freiheit eines durch die Interessen des Friedens und Wohlstandes geeinigten Volkes. Richard II. war einer jener schicksalsschweren Charaktere, deren sich die Vorsehung bisweilen zu bedienen scheint, um die vorhandenen, aber noch gebundenen Kräfte zum Kampfe zu stacheln; aber er war zugleich — um uns des von Kreyßig vortrefflich componirten Namens zu bedienen — ein „Dilettantencharakter,“ der auf der Stelle, wo er steht, untergehen muß, da sie mehr als jede andere einen Künstler erfordert hätte. Die Entwicklung dieses Charakters ist dem Verfasser nicht bloß nach seiner psychologischen Seite, sondern eben so sehr deswegen gelungen, weil er ihn vom sittlichen Gesichtspunkte aus als den Typus dieser modernsten aller Charakterformen, dieser geistreichen Gemüthsmenschen darstellt, denen der dominirende Wille fehlt und die darum am innern Widerspruch zu Grunde gehen müssen. Er fällt und sein kühner Gegner — der Mann der That, der Mann des Erfolgs — Bolingbroke aus dem Hause Lan-

caster besteigt als Heinrich IV. den Thron. Er besteigt ihn durch einen doppelten Frevel an der Legitimität und seinem eignen Vetter; aber „es ist im Sinne der Vorsehung, sich der Frevelthat bisweilen für ihre Zwecke zu bedienen, ohne deshalb den Frevler zu schonen." Obwohl die Rache erst, um mit dem Wort und im Geist der Bibel zu reden — „im dritten Geschlecht" kommt, so wird doch auch schon Heinrich IV. der unrechtmäßig erworbenen Herrschaft nicht recht froh. Verschwörungen und Aufstände wechseln mit faulen Friedensschlüssen; — dramatisch weiter gefördert wird die Geschichte nicht in diesen beiden Stücken von Heinrich IV. (deren Entwicklung die siebente Vorlesung unsers Autors gewidmet ist), sie bleibt an dem Punkte stehen, wo sie schon am Ausgange Richard's II. stand. Und so beruht denn die wunderbare Wirksamkeit, die grade diese an äußerlich dramatischem Leben ärmsten Historien Shakspere's zu allen Zeiten und auf alle Arten von Menschen geübt haben, auf ihrer Charakteristik, d. h. in diesem speciellen Falle „auf der Darstellung des Verhältnisses äußerer Ehre zu innerem Werth, gesellschaftlicher Anerkennung zu persönlichem Bewußtsein." Das Normalverhältniß kommt im Prinzen von Wales zur Anschauung, während das komische Relief des ganzen Bildes in Falstaff erscheint. Beide Figuren, denen Kreyßig eine detaillirte Schilderung widmet, sind ihm nicht Gestalten von vorübergehender Bedeutung, sondern vielmehr Typen, die für alle Zeiten gelten sollen. Der Prinz von Wales ist der Heldenjüngling mit kühlem, gelassenem Bewußtsein, dessen Kehrseite in Percy erscheint, den die maßlose, ungebändigte Leidenschaft der Ehre zur handgreiflichen Schande führt. Ihnen gegenüber stehen die Welt- und Geschäftsmänner, denen die Ehre nur ein Mittel des materiellen Erfolges ist: der König selbst, Prinz Johann, Worcester und Northumberland. Diesen Helden der Ehre und des Interesses tritt die Welt des zügellosen und viehischen Sinnengenusses entgegen in ihrem Hauptrepräsentanten Falstaff, dem „Fürsten des Humors," um welchen sich die ganze tolle Genossenschaft von Eastcheap gruppirt. Man wird gestehen, daß diese mit Geist ausgeführte Analyse wesentlich zum Verständniß eines Stückes beiträgt, in welchem Kreyßig die dramatische Darstellung eines sittlichen Problems erblickt, ein Charaktergemälde, als dessen glänzendste Gestalt der geläuterte Prinz von Wales, der Held des folgendes Dramas, Heinrich V. (achte Vorlesung) hervortritt.

In Heinrich V. verkörpert sich dem Dichter der Genius des englischen Volkes, in ihm kommen alle eigenthümlichsten und edelsten Züge des germanischen Wesens zur Offenbarung: er ist der Heldenjüngling, den Kreyßig neben den Peliden und den Siegfried unsrer Heldensage stellt. Als einen weitern Beweis jener schon oben gerühmten Unparteilichkeit unsers Verfassers wollen wir es hervorheben, daß er die Grausamkeit seines Lieblings Heinrich, da er nach der Schlacht von Azincourt die französischen Gefangenen niedermetzeln läßt, nicht beschönigen noch vertheidigen will, sondern nur als einen Schatten entschuldigt, den die ganze Sitte der Zeit auf die Empfindung ihres Dichters geworfen hat. Wenn nun auch dem Drama selbst die wunderbar vollendete Durcharbeitung des Details fehlt, so gewinnt es doch durch seinen Stoff — die Darstellung der glänzendsten Heldenepoche des englischen Mittelalters — den Ruhm, die großartigste Verherrlichung der englischen Nationalität zu sein, außerdem daß es jenes in Heinrich IV. so meisterhaft angelegte Problem von rechter und falscher Ehre in der Person Heinrich's V. zu seiner erhabensten Lösung führt. Durch diese kurze, aber glänzende Reihe kriegerischer Unternehmungen wird der Blick des Volkes — man könnte sogar glauben auch der allwaltenden Gerechtigkeit — von der Blutschuld des Hauses Lancaster abgelenkt, „die schwindligsten Gemüther sind mit fremdem Zwist beschäftigt," sobald dieser ruht, muß die Katastrophe nahen. Die Darstellung dieser Katastrophe geschieht in der Trilogie von Heinrich VI. (neunte Vorlesung). Ohne daß er dem ersten Theil dieser Trilogie seinen eigenthümlichen Werth absprechen will, hält sich Kreyßig doch für berechtigt, denselben aus der Reihe der Shakspere'schen Dramen zu streichen. Aber so unzweifelhaft falsch und untergeschoben, als Kreyßig dies annimmt, ist dieser erste Theil Heinrich's VI. denn doch nicht. Die von den englischen Kritikern geltend gemachten und von Kreyßig wiederholten innern Gründe erscheinen uns der einen, zwar äußerlichen, aber dennoch mit vollem Recht von Collier und Delius hervorgehobenen Thatsache gegenüber nicht stichhaltig, daß Heminge und Condell das genannte Drama in die erste von ihnen edirte Gesammtausgabe Shakspere's aufgenommen haben. Indessen ist hier nicht der Ort, uns über diese Frage mit dem Verfasser weiter zu verständigen; gewiß ist, daß Shakspere die beiden andern Theile mit Anlehnung an Werke seines Landsmanns Greene geschrieben hat. Durch die stete und geschickt gehaltene Vergleichung mit diesem einerseits und mit den Thatsachen, wie sie der Chronist Holinshed mittheilt, andrerseits, gelingt es dem Verfasser, das Genie des gestaltenden Dichters in sein eigenstes Licht zu setzen. Der gute, fromme König Heinrich VI. stirbt für die Sünde seiner Väter, wie der gute, fromme König Ludwig XVI. für die Sünde seiner Väter gestorben ist. In Eduard IV. feiert die Legitimität der Yorks ihren endlichen Sieg

über die Usurpation der Lancasters. Aber die weiße Rose der Yorks ist mit Blut befleckt und ihr Sieg trägt den Tod im Herzen: neben Eduard steht Richard, jene Unglücksgestalt, auf welcher der Fluch einer bösen Zeit ruht und welche nur als „historisches Symbol“ zu fassen und zu ertragen ist. Durch die Historie von Richard III. (zehnte Vorlesung) weht, wie Kreyßig mit feinem Verständniß bemerkt, Etwas von antikem Geist. Es ist, als träte uns in der Gestalt der alten Margarethe der antike Chor entgegen, und die Sterbeseufzer der Gemordeten gewinnen die entscheidende Bedeutung der Dira. Mehr noch: die Geschichte von den Lancastriern und den Yorks steht — was furchtbare Tragik anlangt — einzig neben der Geschichte von den Atriden. Und es gibt wohl nichts Lehrreicheres, um den Unterschied des mit dämonischer Naturnothwendigkeit wirkenden Fatums der Alten und der mit sittlicher Nothwendigkeit wirkenden Schicksals- und Vergeltungsidee Shakspere's zu begreifen, als eine Vergleichung der Schöpfungen, welche die Dramatiker des classischen Alterthums und der Dramatiker des protestantischen Christenthums auf die Geschichte jener beiden fluchbeladenen Königsgeschlechter begründet haben. Die Charakteristik Richard's III. ist dem Verfasser in hohem Grade gelungen. Um diesen „Teufel, der ein Heiliger scheinen möchte,“ ästhetisch und moralisch ertragen zu können, muß man ihn als die Gottesgeißel betrachten, die die veraltete Aristokratie vernichtet; als den Genius des dem Verderben geweihten Geschlechts, der die Söhne Eduard's ermordet; als den Blitz, der die schwüle Atmosphäre reinigt, damit die neue Sonne aufsteigen kann! Diese Sonne ist Heinrich VII., welcher die rothe und die weiße Rose vereint und zwischen den Trümmern des Feudalstaats die segensreichen Keime der neuen, der schönern Zeit erweckt, des Bürgerstaates, d. h. des Staates, der für alle Bürger sein gemeinsames Recht und seine gemeinsame Pflicht hat! — Das Königthum der Tudors nun in seinem Triumph über Adel und Kirche; den Sieg des Geistes über die rohe Gewalt, des bürgerlichen Verdienstes über die zudringlichen Ansprüche der Geburtsaristokratie darzustellen: das soll, wie Gervinus meint, die eigentliche Tendenz Shakspere's in seinem Heinrich VIII. gewesen sein. Andere finden darin das Gegentheil, nämlich die Satire auf die Zeit jenes Monarchen, der den Glauben wechselt, wie er die Frauen wechselt; so daß hier auch Tendenz, aber nach der entgegengesetzten Seite, wirksam wäre. Kreyßig sucht (in seiner elften Vorlesung) nachzuweisen, daß Heinrich VIII. ein von aller Tendenz und Symbolik freies Stück sei, welches — für eine festliche Gelegenheit gedichtet — ganz einfach die volksthümliche Ueberlieferung der sich auf die Geburt der Königin Elisabeth und auf die Begründung der protestantischen Erbfolge beziehenden Ereignisse dramatisirt und zwar für ein Volk, dem nur die That, ohne Wie? und Warum? gilt. Wir können der von Kreyßig ausgesprochenen Ansicht das Lob nicht versagen, daß ihr Vertheidiger mit Geist und Lebendigkeit für sie plaidirt hat; freilich, ohne uns auszureden, daß die von Gervinus vertretene die richtigere sei, weil sie die einem so begeisterten Verehrer Elisabeth's und der Tudors, wie Shakspere es war, gemäßere zu sein scheint. — In der letzten Vorlesung des vorliegenden Bandes behandelt Kreyßig König Johann, den er deswegen an das Ende stellt, obwohl man ihn nach dem Plane des Werkes hätte am Anfang erwarten sollen, weil diese Historie mit ihrer einheitlich abgerundeten Handlung in keiner Beziehung zu den acht andern steht. (Beiläufig heißt der erste protestantische Bischof von Ossory, welcher den König Johann schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts dramatisch behandelte, nicht John Ball, wie Kreyßig ihn zweimal nennt, sondern John Bale oder Baleus, wie er sich selber latinisirt.) Die eigentlich nationale Bedeutung dieser Historie findet Kreyßig in der antirömischen Tendenz derselben und in den Anlässen, die sie bot, englischem Patriotismus und patriotischem Eifer einen Ausdruck zu leihen, wie denn auch aus der Reihe ihrer mittelmäßigen Tugendhelden und ihrer mittelmäßigen Sünder ihm Faulconbridge als ein Musterbild germanischer Ritterlichkeit hervorzuragen scheint.

So viel über den reichen Inhalt des Kreyßigschen Buches. Was die äußere Gestalt desselben anbelangt, so müssen wir es hier aussprechen, daß der Verfasser ihm die Form der Vorlesung nicht zu seinem Vortheil gelassen hat. Wir erinnern hier an Vilmar, der es bei seiner gleichfalls aus Vorlesungen entstandenen Literaturgeschichte schon bei ihrem dritten Erscheinen für zweckmäßig hielt, ihr diese Form zu nehmen, die neben vielem Guten, was sie in Bezug auf Unmittelbarkeit und Lebendigkeit unstreitig hat, doch auch viele Inconvenienzen mit sich führt, die sich nicht vermeiden lassen. Obendrein hat Kreyßig Manches nicht vermieden, was er hätte vermeiden können. Wenn er z. B. von Prudelwitz und Strudelwitz (S. 296) oder von Crinoline und Kladderadatsch (S. 349) spricht, so sind das Anspielungen, die durchaus in ein Buch über Shakspere nicht gehören, weil sie mit der Würde des Dargestellten in keinem Einklange stehen. Sonst ist das Buch in einem klaren, durchsichtigen und verständigen Stile geschrieben; ohne sich an irgend einer Stelle zu poetischer Höhe oder dem gesteigerten Ausdrucke der Begeisterung zu erheben, wird es doch überall von

dem Geiste männlichen Ernstes, wahrhafter Ueberzeugung und echtester Sittlichkeit getragen, wodurch es auch dem Leser den kräftigenden Einfluß jener innern Tüchtigkeit mittheilt, als deren Ausdruck wir es mit gutem Gewissen bezeichnen dürfen!

Der zweite Band des Kreyßig'schen Werkes schließt sich, in seiner praktisch-verständigen Auffassung, in seiner klaren und instructiven Darstellung, seinem Vorgänger an, dessen von uns gerügte Fehler, die zum Theil im Organismus des Werkes liegen, freilich auch nicht vermieden worden sind. Ein näher begründendes Urtheil behalten wir uns vor, bis mit der Ausgabe des dritten Bandes das Ganze vollendet sein wird; und bemerken nur noch, daß der zweite die Römerdramen (Julius Cäsar, Antonius und Kleopatra, Coriolan) und die Trauerspiele (Titus Andronicus, Romeo und Julia, Hamlet, Othello, König Lear, Macbeth, Timon von Athen) in der oben angedeuteten Weise behandelt. —

Auch von Nikolaus Delius' trefflicher und in unserm ersten Artikel (Augustheft, 1858) ausführlich angezeigter Shakspere-Ausgabe (Elberfeld bei R. L. Friderichs) sind inzwischen wieder einige Lieferungen erschienen; nämlich der 4. Band, welcher die Historien King Henry VI. (Parts 1 — 3), King Richard III. u. King Henry VIII. enthält, und vom 5. Bande, mit welchem die Komödien beginnen, die drei ersten Hefte, Two Gentlemen of Verona, Comedy of Errors, Love's Labour Lost. — Man kann dem rüstigen Vorwärtsschreiten dieses Werkes nur mit freudiger Genugthuung folgen; denn es verspricht ein würdiges Denkmal deutschen Ernstes und deutschen Fleißes zu werden. — J. Rodenberg.

Literarisches.

Bretonische Volkslieder. (Größtentheils nach der Sammlung des Herrn v. La Villemarqué) übersetzt von Moritz Hartmann und Ludwig Pfau. Cöln, 1859. M. Du-Mont-Schauberg.

Die außerordentliche Regsamkeit unsers Jahrhunderts auf allen Gebieten menschlichen Strebens und die damit harmonirende immer größere Ausbreitung der Arbeitstheilung auch auf geistigem Gebiete haben viele begabte und fleißige Forscher bewogen, bisher wenig cultivirte Felder der Wissenschaft zu ihrem speciellen Studium zu machen. So hat denn auch das weite Gebiet der Märchen, Sagen und Volkslieder in neuerer Zeit sich der gründlichsten und allseitigsten Forschung zu erfreuen, welche in ihm eine Fülle reichsprudelnder Quellen für Geschichte, Cultur- und Geistesleben der Völker, für Poesie, für Sprachforschung und mannigfache andere wissenschaftliche Fächer erschließt. Dem Interesse, welches die Resultate derartiger Studien, in gefällige Form gebracht, an und für sich bieten, kommt aber auch die neuere Geschmacksrichtung der Lesewelt insofern mit Eifer entgegen, als dieselbe, der Producte moderner Ueberfeinerung müde, sich der erquickenden Urwaldsfrische naturwüchsiger Volkspoesie mit Vorliebe wieder zuwendet. Bei dieser Empfänglichkeit der heutigen Lesewelt für Stoffe, wie sie das vorliegende Buch darbietet, durften die Verfasser ganz so, wie sie es gethan haben, dasselbe ohne irgend welches, vielleicht rechtfertigendes oder auf den Inhalt vorbereitendes Vorwort dem Publicum übergeben; dagegen haben sie den lobenswerthesten Fleiß darauf verwendet, ihre Arbeit dem Leser möglichst verständlich und genußreich zu machen. Zur Erzielung des klarsten Verständnisses der einzelnen Lieder haben sie einem jeden derselben eine gedrängte aber anschauliche und von umfassenden Studien zeigende Auseinandersetzung über die besungenen Stoffe, die Entstehungszeit, den historischen Zusammenhang und alles sonst zu wissen Wünschenswerthe folgen lassen; genußreich aber werden diese Volkslieder besonders noch durch eine höchst klare und fließende Diction, welche kaum an irgend einer Stelle die Uebertragung aus fremder Sprache errathen läßt. Die Anordnung der Lieder ist folgende: Nachdem im ersten Theile fünf mythisch-historische Gedichte gegeben sind, denen sich ein Cyklus epischer Gesänge auf den bretonischen Nationalhelden Lez-Breiz anreiht, folgt eine Anzahl historischer Gedichte. Der zweite Theil bringt zunächst Balladen, dann Fest- und Liebeslieder und schließt mit religiösen Gesängen. Einige als Anhang gegebene Originalmelodien vervollständigen den Werth dieser Uebersetzung, welche die Kenntniß des bretonischen Volksliederschatzes auch dem der Ursprache nicht Kundigen auf eine angenehme und belehrende Weise vermittelt, und zu manchen überraschenden Beobachtungen und interessanten Vergleichen mit dem heimischen Volksliederkreise und Sagenschatze Veranlassung bietet. So findet der Leser z. B. in dem bretonischen Helden Lez-Breiz (zur Zeit Ludwig's des Frommen) theilweise das Vorbild von unsers Wolfram von Eschenbach's Parzival wieder, da die Sänger des Mittelalters vielfach die bretonischen Sagen ihren Dichtungen zu Grunde legten. Anstatt nun noch auf einzelne Schönheiten der dargebotenen dichterischen Gaben näher einzugehen, ziehen wir vor, die Lectüre des interessanten Buches dringend zu empfehlen.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Ueber die

Verfälschung einiger Nahrungs- und Genußmittel.

Von August Vogel jun.

Mit dem Ausdrucke Nahrungs- und Genußmittelverfälschung bezeichnen wir hier nur die absichtlichen Zusätze, um eines Theils das Gewicht oder das Volumen einer in diese Classe gehörenden Substanz zu vermehren, anderntheils dessen Qualität dem äußern Anscheine nach zu verbessern. In die erstere Kategorie gehört z. B. der Zusatz von Wasser zur Milch, oder von Glaspulver zum Schnupftabact; in die zweite Kategorie dagegen gehört z. B. der Zusatz von rothem Bleioxyd zum Cayennepfeffer 2c.

Um den in unsern Tagen leider stets sich mehrenden Verfälschungen der Nahrungs- und Genußmittel wirksam vorzubeugen, ist, wie es uns scheinen will, die Einrichtung von Visitationscommissionen und jährlichen Inspectionen keineswegs ausreichend; derartige officielle Beaufsichtigungen — wenn sie auch gewissenhaften, praktisch erfahrenen Individuen übertragen sind — können doch mit dem besten Willen betrügerischen Unternehmungen in dieser Richtung nicht gewachsen sein. Es gibt wohl nur zwei Wege, um diesen Mißständen mit sicherm Erfolge zu begegnen; dies ist einmal die Feststellung auf wissenschaftlicher Basis ruhender Methoden, um eine jede absichtliche Verfälschung mit Sicherheit und Leichtigkeit chemisch oder mikroskopisch nachzuweisen. Ein nicht minder wichtiges Moment aber ist andererseits die Aufklärung des Publicums über die Natur der häufiger vorkommenden Verfälschungszusätze, so wie die populäre Verbreitung der Kenntniß des normalen, unverfälschten Zustandes und der Werthbestimmung der betreffenden Artikel.

Wir beabsichtigen im Folgenden die hauptsächlichsten Verfälschungen einiger dem täglichen Verkehre angehörenden Nahrungs- und Genußmittel abzuhandeln; dabei heben wir natürlich vorzugsweise diejenigen hervor, über deren Natur und Verfälschung wir selbst praktische Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit gehabt haben, zunächst Kaffee, Bier und Tabacť.

Unter allen Artikeln, die gegenwärtig zum täglichen Leben beinahe unentbehrlich geworden sind, gibt es kaum einen, welcher einer so mannigfachen und ausgedehnten Verfälschung unterworfen wäre, wie der Kaffee. Der berühmte Analytiker Arthur Hill Hassal, welcher sich um die Entdeckung der Nahrungs- und Genußmittelverfälschungen so wesentliche Verdienste erworben hat,*) erzählt, daß er bei seinen Arbeiten über Kaffee die größte Mühe gehabt habe, sich einige Proben wirklich unverfälschten Kaffee's zu verschaffen.

Die Verfälschung des Kaffee's mit Cichorie bezieht sich natürlich nur auf den gebrannten Kaffee; da nun die Cichorie fünfmal billiger ist, als der Kaffee, so tritt das eigenthümliche Verhältniß ein, daß als Handelsartikel gebrannter und gemahlener Kaffee nicht viel

*) Discovery of frauds in food and medicine. London 1857.

theurer ist, als ungebrannter. Dies wird nur möglich durch einen sehr verschwenderischen Zusatz von Cichorie. Wie glücklich organisirt der Betrieb dieser Verfälschung gegenwärtig ist, mag man daraus abnehmen, daß schon 1850 in England ein Privilegium darauf genommen worden ist, gebrannte Cichorienwurzel in die Form von Kaffeebohnen zu pressen.

Die Beimengung der Cichorie zum Kaffee ist insofern eigentlich eine unglückliche Wahl, als zwischen beiden Substanzen, mit Ausnahme der Farbe im gerösteten Zustande, auch nicht die allergeringste Analogie besteht. Die Kaffeebohne enthält eine große Menge eines fetten Oeles, einen eigenthümlichen krystallisirbaren Körper, das Kaffeein, von welchen beiden Bestandtheilen der Werth des Kaffees wesentlich abhängt, und einige organische Säuren. Der Cichorie dagegen fehlen die genannten Bestandtheile gänzlich; sie enthält im gerösteten Zustande als färbendes Princip gebrannten Zucker (Caramel), Gummi und unlösliches vegetabilisches Zellengewebe.

Die mikroskopische Untersuchung ergibt einen wesentlichen Unterschied zwischen Kaffee und Cichorie, indem beide in ihrer Structur gänzlich von einander abweichen.

Eine eigenthümliche und bemerkenswerthe Differenz ergibt sich in der Zusammensetzung der beiden Aschen. Die Kaffeeasche enthält keine oder nur geringe Spuren von Kieselerde, während dagegen in der Cichorienasche stets beträchtliche Mengen Kieselerde vorhanden sind. Wenn daher in der Asche von gebranntem Kaffee mehr als ein Procent oder darüber in Salzsäure unlöslichen Rückstandes sich vorfindet, so kann man sicher eine Verfälschung annehmen.

Nebenbei sei hier bemerkt, daß die Löslichkeit des Kaffees durch Rösten bedeutend vermehrt wird. Wenn man ungebrannten gemahlenen Kaffee mit Wasser extrahirt, so lösen sich fünfundzwanzig Procent daraus auf, extrahirt man dagegen gerösteten Kaffee mit Wasser, so erhält man neununddreißig Procent lösliche Bestandtheile.

Noch weit schwieriger ist es, die einzelnen Kaffeesorten (im ungebrannten Zustande) von einander zu unterscheiden, was insofern nicht unwichtig ist, als dieselben im Preise wesentlich von einander differiren. Vor Kurzem haben wir selbst eine einfache Methode*) beschrieben, um das krystallisirbare Princip des Kaffees, das Kaffeein, aus den ungebrannten Kaffeebohnen abzuscheiden. Ich verwende dazu das im Handel vorkommende Benzol oder Benzine, eine aus dem Steinkohlentheer gewinnbare klare Flüssigkeit, welche zum Reinigen von Fettflecken allgemein im Gebrauch ist. Läßt man gepulverten Kaffee mit Benzol übergossen an einem warmen Orte in einer verschlossenen Flasche einige Tage stehen, so hat das Benzol die zwei Hauptbestandtheile des Kaffees, das Kaffeeöl und das Kaffeein aufgenommen, welche nun nach dem Verdampfen des Benzols zurückbleiben. Durch Behandeln mit kochendem Wasser löst sich aus diesem Rückstande das Kaffeein auf und kann durch Umkrystallisiren gereinigt werden, während das gelbbraune Kaffeeöl zurückbleibt. Da der Werth einer Kaffeesorte wohl von dem Verhältnisse dieser beiden Substanzen abhängt, so ließe sich vielleicht hierauf eine Methode gründen, um den Werth einer Kaffeesorte zu bestimmen. Inwiefern dies möglich sein wird, hierüber müssen weitere Versuche, mit welchen ich eben beschäftigt bin, entscheiden.

*) Kunst- und Gewerbeblatt. 1858.

Die Hauptbestandtheile des **Bieres** sind Malzextract, Alkohol, Kohlensäure, aromatische und bittere Stoffe in Wasser gelöst. Es drängt sich uns zunächst hier die berühmte und oft besprochene Frage auf, ob das Bier als ein Nahrungsmittel gleich dem Brote und Fleische zu betrachten sei, oder gleich dem Stärkemehl nur als ein Respirationsmittel. Der Gehalt an festen Bestandtheilen der stärkern Biere ist so bedeutend, daß man sich wohl von vornherein versucht halten dürfte, dem Biere eine nicht unbedeutende Nahrungsfähigkeit zuzuschreiben; auf eine baierische Maß Bier kommen bekanntlich ungefähr sechs Loth fester Extract.

Für die Nahrungsfähigkeit des Bieres spricht vor Allem der allgemeine Volksglaube, indem man in Baiern wenigstens sehr häufig die Behauptung hört, daß bei schweren Arbeiten, wie z. B. in Maschinenfabriken, bei Eisenbahnbauten 2c. eine gewisse Consumtion von Bier nothwendig ist, indem bei sonst geeigneter Kost die Kräfte zu so anstrengender Arbeit nicht ausreichend bleiben. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, inwiefern hier die in manchen Bezirken eingerissene Gewohnheit des Biertrinkens mit in's Spiel kommt, indem doch jedenfalls in vielen Gegenden Norddeutschlands, wo das Bier noch nicht allgemeines Eigenthum des Volkes geworden ist, ohne den Genuß desselben doch auch nicht minder schwere Arbeiten verrichtet werden. Wenn man die Corpulenz der Biertrinker, namentlich aller der Bierbrauereibeflissenen zum Beweise der Nahrhaftigkeit des Bieres anführen will, so ist nicht mit Unrecht dagegen erwähnt worden, daß diese wackern Leute es neben dem Biere auch an einer kräftigen Kost von gehörigen Portionen Fleisch und Brot gewöhnlich nicht fehlen lassen.

Nach frühern Versuchen hat man im Ex-

tracte von 100 Liter baierischen untergährigen Lagerbieres 1,65 Gramme Stickstoff nachgewiesen; demnach enthielten 1467 Gewichtstheile Bier so viel Kleberbestandtheile, wie ein Gewichtstheil trocknes Schwarzbrot. Der Nahrungswerth eines fünfpfündigen Laibes trockenen Schwarzbrotes ist daher so groß, als der von 7380 Pfund gleich 3809 Maß Bier oder von etwa halb so viel, wenn das Brot frisch ist. Beurtheilt man den Werth eines plastischen Nahrungsmittels nach seinem Gehalte an Stickstoff, so wäre die Nahrungsfähigkeit des Bieres allerdings nach dieser Angabe nur eine verschwindend geringe. Ich muß übrigens bemerken, daß die Resultate unserer eigenen neuesten Versuche hiervon sehr bedeutend abweichen. Unsere Analysen des trockenen Bierrückstandes haben schon auf einen Liter Bier so viel Stickstoff ergeben, als früher in 100 Liter gefunden wurde, und zwar auf eine Maß Bier baierisch 1,12 Gramme Stickstoff. Nach meinen Versuchen wäre daher eine Maß Münchener Bier im Nahrungswerthe gleich einem Stück Weißbrot von 3⅓ Loth. Demzufolge müßte dem Biere allerdings eine Stelle unter den plastischen Nahrungsmitteln einzuräumen sein, und der alte Humorist Lichtenberg, der weder vom Stickstoffgehalte des Bieres, noch von der Eintheilung der Nahrungsmittel in plastische und Respirationsmittel Etwas gewußt, hatte doch nicht so ganz Unrecht, wenn er schon vor sechzig Jahren in seiner Beschreibung der Hogarth'schen Kupfer den Porter „flüssiges Brot, den wahren Nahrungssaft der Nation, in welchem man die zweckmäßige Mischung der Begeisterung mit der Nahrhaftigkeit getroffen,“ genannt hat.

Die Bierverfälschungen beziehen sich hauptsächlich nur auf den Zusatz von Hopfensurrogaten. In dieser Beziehung sind verschiedene bittere und narkotische oder betäubende Pflanzensubstanzen aufgeführt, nicht allein um den Hopfen zu ersetzen, sondern um schwachen Bieren eine scheinbare Stärke zu geben. Ich halte es für überflüssig, diese Substanzen hier alle zu erwähnen, da nach unserer Ansicht die Verfälschungen in diesem Sinne nicht so häufig vorkommen, als man gewöhnlich im großen Publicum anzunehmen geneigt ist. Außerdem werden gewöhnlich unter den Bierverfälschungen viele Substanzen genannt, welche an und für sich schon aus pecuniären Rücksichten zu diesem Zwecke gar nicht möglich sein können, indem sie viel zu theuer sind, um Vortheil zu gewähren, andererseits aber auch dem Biere einen so widrigen Geschmack mittheilen würden, daß es nahezu ungenießbar werden müßte. Die allersträflichste Verfälschung des Bieres wäre gewiß die mit narkotischen Substanzen, z. B. mit Strychnin; dies gehört aber schon in das Capitel der wirklichen Vergiftungen und man müßte, wenn dieser Fall wirklich vorkommen sollte, unsern Brauern alle Gewissenhaftigkeit absprechen. Nur eines Zusatzes, der in neuerer Zeit bisweilen vorgekommen ist, will ich hier erwähnen, dies ist die Pikrinsäure. Diese Substanz, aus dem Indigo dargestellt, zeichnet sich durch äußerst bittern Geschmack aus und kann daher, da man ihrer nur in sehr geringer Menge bedarf, um einer großen Quantität Flüssigkeit einen bittern Geschmack zu ertheilen, wohl vortheilhaft als Surrogat des Hopfens dienen. Während wir nun eine allenfalsige Verfälschung mit Kokelskörnern, Enzianwurzel, Aloe, Quassiaholz &c. auf chemischem Wege nicht leicht nachzuweisen vermögen, so besitzen wir dagegen zum Glück ein einfaches und sicheres Mittel, um den ungleich häufiger vorkommenden Zusatz von Pikrinsäure im Biere zu entdecken. Man läßt zu dem Ende weißes Wollengarn vierundzwanzig Stunden lang ohne Erwärmen in dem verdächtigen Biere liegen, spült es dann ab und drückt es zwischen Fließpapier aus. Der wollene Faden erscheint rein gelb gefärbt, wenn das Bier Pikrinsäure enthält. $^1/_{400000}$ der Säure läßt sich so mit Sicherheit im Biere auffinden. In reinem Biere nimmt das Wollengarn nur einen bräunlichgrauen Schein an. Wir haben uns durch Versuche überzeugt, daß reines Wasser, welches sogar nur $^1/_{1000000}$ Pikrinsäure enthält, das Wollengarn nach Zusatz einiger Tropfen verdünnter Schwefelsäure noch deutlich gelb färbt. Demnach ist diese allerdings sehr nahe liegende Bierverfälschung den Bierbrauern, denen es belieben sollte, davon Gebrauch zu machen, insofern zu mißrathen, als sie derselben von Jedermann leicht zu überführen sind.

Von größerer Wichtigkeit ist es, die drei Hauptbestandtheile des Bieres, Kohlensäure, Alkohol und Malzextract zu bestimmen; namentlich ist es letzterer, von dessen im Biere enthaltener Menge der eigentliche Werth des Bieres abhängt. Alle auf den verschiedensten wissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden sogenannten Bierproben haben auch vorzugsweise nur den Zweck, die festen Bestandtheile des Bieres anzugeben. Will man wissen, wie viel feste Bestandtheile in irgend einer Flüssigkeit gelöst sind, z. B. wie viel Salz in einer Soole, in einem Mineralwasser &c., so verfährt man ganz einfach in der Weise, daß man eine gewogene oder gemessene Menge der Flüssigkeit verdampfen läßt und den Rückstand wägt. Es muß sich jedem Unbefangenen die Frage aufdrängen, warum man bei der Extractbestimmung des Bieres nicht auf dieselbe Art zu Werke geht; man will ja auch hier nur wissen, wie viel in

einer gewissen Menge Bier, z. B. in 1000 Gran, fester Rückstand enthalten ist. Die Antwort auf diese Frage ist eine sehr einfache. Das Abrauchen des Bieres bis zur Trockne ist nämlich keine leichte Aufgabe. Einerseits darf das Bier nicht kochen, um das Ueberschäumen zu vermeiden, es ist daher das Abdampfen von vornherein eine äußerst langwierige Operation. Andererseits ist es schwierig, wenn das Bier einmal Syrupsdicke angenommen hat, die letzten Reste von Wasser wegzubringen, ohne eine höhere Temperatur anzuwenden, wobei aber der klebrige Rückstand leicht anbrennt und man dadurch Verluste erleidet. Dessenungeachtet ist doch das directe Abrauchen immerhin die Controle aller Bierproben, da man ja ohne dieses gar nicht wissen könnte, ob die Bierproben richtige Werthe geben oder nicht. Alle Bierproben, die halymetrische, die optische u. s. w. sind nichts Anderes, als Versuche, das langwierige Abdampfen zu umgehen.

Ich bin nun in neuerer Zeit bei zahlreichen Werthbestimmungen des Bieres auf die ursprüngliche Methode des Abrauchens, nur mit einer geringen Modification des Verfahrens, zurückgegangen und zwar habe ich dazu den Luftwechsel oder die Ventilation zu Hilfe genommen. Man weiß, daß Flüssigkeiten weit schneller bei bewegter, als bei stagnirender Luft verdampfen. Feuchte Wäsche trocknet viel rascher, wenn sie vom Winde bewegt wird, als bei ruhiger Luft. Es ist hier nicht der Ort, das specielle Verfahren dieser Bierprobe auseinanderzusetzen; ich beschränke mich darauf, nur im Allgemeinen zu bemerken, daß eine gewogene Menge Bieres in einem V förmigen Glasrohre in kochendes Wasser gebracht und nun mittelst einer einfachen Vorrichtung ein trockener Luftstrom darüber geleitet wird. Trockne Luft hat aber bekanntlich eine große Neigung, Wasser aufzunehmen, und wenn sie das erwärmte Bier durchstreicht, so bleibt in kürzester Zeit ein vollkommen trockener Rückstand, welcher nun gewogen werden kann.

Zum Schlusse wollen wir nur noch ganz kurz einiger Verfälschungen des Tabacks erwähnen. Hassal erzählt, daß er unter sechzig verschiedenen Cigarrensorten in London nur drei gefunden habe, welche gänzlich verfälscht waren, d. h. statt aus Tabacksblättern aus braunem Papier, gefüllt mit Heu und Aepfelschalen, bestanden. Derartige Betrügereien sind doch wohl nur im Straßenverkaufe so großer Städte und auch da nur selten möglich. Da sich die echten Tabacksblätter durch ihre charakteristische Structur von andern ähnlichen Blättern wesentlich unterscheiden, so kann das Mikroskop hier mit Sicherheit angewendet werden. Die chemische Untersuchung einer Tabackssorte oder Cigarre hat sich vorzugsweise auf den Nachweis von Zucker und einiger Salze zu beziehen, da es nicht selten vorkommt, daß die Tabacksblätter in wäßrige Lösungen von Zucker, Salpeter ꝛc. eingetaucht und dann wieder getrocknet werden. Hiedurch wird unter Umständen nicht nur eine Verbesserung des Geschmacks, sondern auch eine Gewichtsvermehrung erzielt. Wir haben uns durch mehrfache Versuche überzeugt, daß an und für sich geringe Cigarrensorten durch geeignete Behandlung mit Opiumlösung verbessert werden können, weshalb diese Manipulation vielleicht nicht so selten vorkommen dürfte. Leider ist dieser Zusatz nicht leicht nachzuweisen, da hiezu eine Reihe chemischer Operationen nothwendig ist, welche von einem Laien nicht wohl auszuführen sind.

Geographisches und Geschichtliches
in Beziehung auf
die Theecultur in China.

Im Handel unterscheidet man bekanntlich zweierlei Sorten von Thee, schwarzen oder braunen und grünen. In Folge des von einander so abweichenden äußern Ansehens dieser Producte hielt man sich in frühern Zeiten für berechtigt, dieselben als von zwei verschiedenen Theearten abstammend anzusehen und daher nannte auch Linné den erstern Thea bohea, den andern Thea viridis. Neuere Botaniker von großer Autorität jedoch — unter denen wir nur Wallich und Kunth nennen wollen — welche in dem Heimathlande der Pflanze sich eine richtige Vorstellung von ihrer Organisation zu machen im Stande waren und auch das Verfahren beim Trocknen der Blätter und ihrer weitern Zubereitung mit ansehen konnten, überzeugten sich bald, daß man es hier nicht mit besondern Pflanzenarten zu thun habe, und daß ihr etwaiges abweichendes Aeußere nur der Cultur, welcher sie unterworfen waren, zugeschrieben werden dürfe. Schon vor länger als einem Jahrhundert äußerte Kämpfer, welcher die Theestaude auf Japan beobachtete, dieselbe Ansicht, und auch die Aussagen der heutigen Chinesen stimmen damit überein. In Folge dieser Untersuchungen wird die Theepflanze von den heutigen Systematikern Thea sinensis genannt. Der Name „Thee" stammt aus der gemeinen Volkssprache in der Provinz Fokien oder Fukian ab, hier wird er Tiä, in Canton dagegen Tscha oder Tschai genannt, in der Schrift- und Mandarinensprache heißt

er Tschà oder Tschià. Der schwarze oder der braune Thee ist unter dem Namen He-tscha, der grüne unter dem von Le-tscha bekannt. Von beiden unterscheidet man nun mehrere Sorten; vom erstern heißt die beste Sorte im Handel The-bou, welcher vorzüglich auf dem Gebirge Bou-y oder Wu-i gedeiht. Diesen hielt Linné für eine besondere Art und nannte die Pflanze, von welcher er herstammen sollte, Thea bohea. Unter den grünen Theesorten ist der Hyson, Geisang oder Heisam am bekanntesten und sehr geschätzt; es steht ihm nahe der Song-lo-tscha, welcher allein auf dem Berge Song-lo in der Provinz Kiang-nan mit großem Erfolge gebaut wird. Andere Theesorten haben von andern Umständen ihre Benennung erhalten. So heißt z. B. Pe-koe die erste helle Blattsprosse, weil dieser Thee von den eben aufkeimenden Knospen junger, dreijähriger Stauden nach ihrer ersten Blüthe gepflückt wird. Ming-Tscha ist Frühthee, weil er früh, bei der ersten Erndte gewonnen wird; Chulan-Hy-son heißt derjenige, welcher gewonnen wird, indem man dem Hy-son noch ein duftendes, Chulan genanntes Gewächs beimengt; Se-ow-chong oder Su-tschong bezeichnet die Ernte von Blättern dreijähriger Stauden, die auf dem besten Boden gebaut werden; den Con-gu cultivirt man auf einem minder guten Terrain.

Dies sind diejenigen Theesorten, welche am häufigsten im Handel vorkommen und besonders zur See ausgeführt werden; in neuerer Zeit wird aber auch viel Thee auf dem Landwege durch das asiatische Rußland zu den Völkern des Westens gebracht und bei diesem Transport bildet die dicht an der chinesischen Grenze gelegene russische Stadt Kjachta den Hauptmarkt. So groß ist die Anzahl der Theesorten daselbst, daß die Feinschmecker dort nahe an 700 unterscheiden und es sich mit dem Thee daselbst eben so verhält, wie bei uns mit dem Weine und dessen verschiedenen Jahrgängen.

In den nördlichen Ländergebieten Asiens, in Sibirien besonders, zum Theil auch im europäischen Rußland ist eine Theesorte überaus geschätzt und beliebt, welche den Namen „Ziegelthee“ führt.

Mit diesem verhält es sich folgendermaßen. Er besteht aus einem Gemenge von schwarzem und grünem Thee, aus Ueberresten anderer Sorten, selbst anderer Pflanzen, nach Pallas aus den Blättern eines dem Prunus padus ähnlichen Strauches, welche alle zusammen mit Schaf- und Ochsenblut versetzt, hierauf eingedickt und gleich den Bouillontafeln zusammengepreßt und getrocknet werden. Dieser Thee sieht alsdann einem Ziegelstein ähnlich, weshalb ihn die Russen Kirpitscknoï, die Chinesen Tschuand-tschai nennen. Er scheint zuerst in den nördlichen chinesischen Provinzen fabricirt worden zu sein, hat sich aber von hier aus weit verbreitet und wird von den Tataren und Bucharen in reichlichem Maße genossen. Die Buräten, Mongolen und Kalmücken nennen denselben „Saturan,“ vermengen ihn noch mit Fett, Mehl und ähnlichen Ingredienzien und trinken ihn mit wahrer Leidenschaft. Europäische Reisende, wie Timkowski und v. Bunge haben ihn gekostet und sogar wohlschmeckend gefunden, wenn gleich seine Bereitungsart etwas Widerliches hat. So allgemein verbreitet und beliebt ist jetzt dieser Thee in den genannten Ländern, daß er daselbst als gangbare Waare erscheint, die chinesischen Mandschurenkaiser ihre mongolischen Truppen mit diesen Theetafeln als Sold wie die chinesischen mit Reis bezahlen, daher diese Tafeln überall unter den nomadischen Völkern im nördlichen Asien als Handelsmünze in Curs gekommen sind.

Obgleich China das Vaterland des Thees ist, so scheint es doch, als wären die Chinesen zuerst durch einen Pilger aus Indien auf seine Kraft aufmerksam gemacht worden. Als nämlich Kämpfer sich in Japan aufhielt, theilten ihm die Japaner eine Legende der Chinesen mit, nach welcher ein frommer buddhistischer Büßer, Namens Darma, ein Sohn von Kasiuwo, aus Indien nach China gewandert sei, nach Kämpfer im Jahre 519, nach Abel Remusat im Jahre 495 nach Christi Geburt. Dieser Darma nun, bei den Chinesen unter dem Namen Ta-mo wohl bekannt, soll wirklich eine historische Person sein und als er zufällig den Thee zum erstenmale gekostet, denselben als ein Mittel erkannt haben, um bei Gebet und abstracter Meditation nicht in Schlaf zu versinken, worauf er ihn alsdann bei weiterer Prüfung als eine Panacee, erfüllt mit Wunderkräften, anpries, auch seinen Anhängern als ascetisches Stärkungsmittel empfahl, in demselben Sinne wie nach seinem Bekanntwerden in Europa besonders die Aerzte in England, Frankreich und Holland nicht genug von seinem Lobe und seiner Heilkraft zu erzählen wußten.

Nachrichten aus einer frühern Zeit, welche sich auf die Cultur des Thees beziehen, sind bis jetzt nicht bekannt, sie gehen also nicht über das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaus. Die erste Spur von der Mode des Theetrinkens in China finden wir in derjenigen Zeit, in welcher die Kaiser aus der Tang-Dynastie auf dem Throne des himmlischen Reiches saßen. In den Reichsannalen derselben findet sich eine Stelle, worin es heißt, daß (nach unserer Zeitrechnung im Jahre 793) im ersten Monde dieses Jahres zum erstenmale Zoll auf den Thee gelegt sei, woraus hervorgeht, daß seine Cultur, drittehalb hun-

dert Jahre nach Darma sich schon bedeutend verbreitet hatte. Etwa 100 Jahre später macht ein von Renaudot herausgegebener, aber nicht näher bekannter arabischer Schriftsteller, welcher etwa in dem Jahre 879 nach Christi Geburt in Kansu, dem alten Hafen von Hang-tscheu-fu in der Provinz Tscheliang sich aufhielt, die Bemerkung, der Kaiser von China erhalte seine Abgaben vom Salze und einem Gewächse, dessen Blätter man mit heißem Wasser abgekocht trinke und das in allen Städten häufig verkauft werde, was viel Geld einbringe. Man nenne es Sah, es sei ein Busch, noch reicher an Blättern als der Granatbaum, deren Geruch zwar angenehmer sei, die jedoch einen bittern Stoff enthielten. Man lasse das Wasser kochen, gieße es auf die Blätter und dies Getränk heile mancherlei Uebel, lasse den Menschen nicht zu fett werden, mache ihn munter und rüstig zur Arbeit und verscheuche den Schlaf von seinen Augenlidern. — Nur in den südöstlichen Theilen des chinesischen Reiches wird der Theestrauch mit Erfolg cultivirt und es sind eigentlich nur vier Provinzen, welche in dieser Beziehung sich auszeichnen und die Namen Kiang-nan, Kiang-si, Tsche-kiang und Fu-kian führen. Diese erzeugen die beliebtesten und theuersten Sorten und namentlich auch den Kaiserthee, den sogenannten Mao-tscha, welcher als das köstlichste Product angesehen wird, jedoch selten unverfälscht in den Handel kommen dürfte. Zwar werden auch noch die Provinzen Ho-nan und Hu-kuang als Thee erzeugend genannt, aber in einer jeden derselben soll nur ein District enthalten sein, in dem, außer den gewöhnlichen Sorten auch noch der Kaiserthee mit Erfolg gebaut wird.

In den genannten Provinzen gedeiht nun der Thee nicht überall gleich gut, es zeichnen sich vielmehr gewisse Districte in dieser Beziehung vor den andern aus, namentlich die im Süden des großen blauen Stromes in den drei Küstenprovinzen Kiang-nan, Tschekiang und Fu-kian längs dem Meere gelegenen, von deren Häfen die meisten Theejunken auslaufen, und die mehr continentale Provinz Kiang-si, besonders um den berühmten Binnensee, den Poyang-ho herum, in dessen gebirgiger Umgebung die Theecultur höchst ausgezeichnet sein soll.

Eben in diesen Gegenden ist es auch, woselbst europäische Durchreisende die Cultur des Theestrauchs beobachtet haben. Bei der schon früher genannten Stadt Hang-tscheu-fu, im Süden von Nanking gelegen, erblickte im Jahre 1793 die englische Ambassade unter Lord Macartney auf der Rückreise von Peking nach Canton die ersten Theestauden, welche weit und breit die Hügel bedeckten. Als im Jahre 1816 Lord Amherst von Nanking aus auf dem blauen Strome, dem Yang-tse-kiang aufwärts zum Poyang-ho fuhr, bemerkte Clarke Abel, etwa unter 29° nördlicher Breite ebenfalls die ersten Theepflanzungen neben den Eichenwäldern des Dorfes Ta-tung am Stromesufer. Die letzten südlichsten Plantagen fand er südwärts vom Poyang-ho unter 26° 30′ nördlicher Breite, da wo der blaue Strom aus dem Meilinggebirge hervorbricht. Es schien, als befände sich der Theestrauch hier in seiner natürlichen Heimath; er war rings umgeben von wildwachsenden Camelien (Camelia sesanqua), mit deren Blüthen so wie mit denen von Olea fragrans er parfümirt wird. Im Allgemeinen ist der Flächenraum, auf welchem der nach Europa gebrachte Thee cultivirt wird, kein sehr ausgedehnter, denn er begreift nur die geringe, etwa 50 — 60 geographische Meilen breite Zone zwischen 27 — 32° nördlicher Breite. Nur ausnahmsweise wird der Thee in einer mehr nördlichen Gegend in Honan gebaut, aber hier geschieht dies nur in einem einzigen District und zwar in dem von Jhu-ning-fu.

Die Pflanzengeographie lehrt uns, daß alle wahrhaft aromatischen Gewächse in ihrer höchsten Ausbildung nur auf engere Kreise angewiesen sind; eben so scheint es sich auch mit dem Theestrauche zu verhalten und dieser Beschränkung seines heimathlichen Vorkommens hat man es auch wohl zuzuschreiben, daß es mit der Verpflanzung der bessern Theesorten in fremde Regionen — auch unter sonst günstigen Verhältnissen des Bodens und des Klimas — noch immer nicht recht hat gelingen wollen, obgleich es an wiederholten Versuchen nicht gefehlt hat. Der Thee grünte zwar und blühte auch wohl nach seiner Versetzung in fremde Länder, aber die Blätter enthielten nie das Aroma und das Parfüm, wie die im Heimathlande gewachsenen. Schon der auf die japanischen Inseln und nach Macao verpflanzte Thee ist nicht mehr so gut, hat nicht die Blume wie der chinesische, obwohl er ihm am nächsten kommt. In Bengalen ist seine Cultur versucht worden, desgleichen auf der Insel Ceylon und am Hoffnungscap. Am besten ist sie noch auf der Insel Bourbon und in Brasilien gelungen. Die Franzosen haben den Thee auch nach Algerien verpflanzt; man sagt, der Erfolg wäre ein nicht ungünstiger gewesen. Im südlichen Spanien soll Aehnliches geschehen sein. Link sah bereits im Jahre 1800 den Theestrauch in den Gärten zu Porto am Douro ohne besondere Pflege wachsen und glaubt, daß er daselbst wie überhaupt in den südlichen europäischen Gegenden cultivirt werden könne. Aehnlich sprach sich bereits im Jahre 1665 der von der holländischen Regierung nach

China abgeschickte Gesandte Neuhof aus, indem er bemerkt, daß der Theestrauch in China und Japan sogar den Schnee und Hagel vertragen und daher auch wohl nach Europa verpflanzt werden könne. In noch nördlichern Gegenden gedeiht er jedoch nur in den Treibhäusern und schon zu Linné's Zeiten brachte man ihn im botanischen Garten zu Upsala zur Blüthe. —

Daß das Theetrinken sich bei den Chinesen, nachdem sie sich erst einmal daran gewöhnt hatten, immer mehr verbreitete, selbst bis in die entferntesten Provinzen des Reiches, begreift sich leicht; daß er aber auch in den allgemeinsten Gebrauch bei den uncivilisirtesten Völkern des hohen Nordens kam, bei Völkern, die sich gegen die Annahme jeder chinesischen Sitte sträubten, ist eine allerdings merkwürdige Erscheinung.

In China finden sich in allen Dorfschaften Theeschenken, sie reichen bis in ihre westlichsten Colonien, bis in das Land der Verbrechercolonien und selbst nach der jüngsten chinesischen Ansiedelung sah Timkowski von der Urga aus eine Karawane von 40 mit Ziegelthee beladenen Kameelen ziehen.

In Neuhof's Gesandtschaftsreise wird ferner erzählt, das die tungusisch-mandschurischen Kaiser, nachdem sie China erobert und sich in Peking festgesetzt hatten, an ihrem neuen Hofe auch die chinesische Etiquette des Theeservirens angenommen hatten, aber auch in ihrer Mandschurenheimath scheint das Theetrinken schon früher Mode geworden zu sein, denn als der moskowitische Gesandte Ides im Jahre 1692 zum obern Sangariflusse in das Land der Mandschuren kam, fand er in jedem Hause der dortigen Da - uren zwei eiserne, stets kochendes Wasser enthaltende Töpfe, den einen zum Fleischkochen, den andern zum Theekochen bestimmt. Dieselbe Beobachtung machte ein späterer Reisender, nämlich Lor. Lange im Jahre 1727 am Khan-oola bei den Mongolen. Die Russen kannten in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den Theetrank noch nicht; es wurde ihnen, den Barbaren, zu denen sie wie alle Europäer gerechnet werden, Solches als eine Art Rohheit angerechnet; später aber lernten sie ihn kennen. Als nämlich im Jahre 1638 moskowitische Gesandte am Hoflager der Altyn-khane am Upsasee erschienen, wurde ihnen als Hofceremonial Thee präsentirt, der ihnen auch mundete. Bei ihrer Rückreise in die Heimath wurden sie gezwungen, Geschenke dieser unpreiswürdigen Waare — wie sie sich ausdrückten — mit an ihren Czar zu nehmen. Alles Protestiren gegen die Annahme derselben half Nichts und es blieb bei dem, wie es der Khan beschlossen hatte. So wurde das Getränk gleichsam mit Gewalt nach Rußland gebracht und daß es sich späterhin nicht allein hier, sondern auch in den entferntern Provinzen Rußlands Eingang verschafft hat, ist allgemein bekannt. —

Nachdem wir die Verbreitung des Thees und des aus ihm bereiteten Trankes in östlicher und nördlicher Richtung kennen gelernt haben, wollen wir jetzt auch untersuchen, wie sie auf dem Landwege nach dem Westen hin erfolgt ist.

In dieser Beziehung ist unsere Kenntniß noch höchst mangelhaft, was wohl hauptsächlich darin seinen Grund haben mag, daß die Europäer an diesem Handel sich nicht betheiligten und auch nicht betheiligen konnten. Das Wenige, was wir darüber wissen, verdanken wir nicht Kaufleuten, sondern europäischen Missionären.

Im Allgemeinen ist nur so viel bekannt, daß in dem westlichen Ländergebiete des Reiches, besonders in den Provinzen Yünnan, Szu-tschuan und Kuei-tscheu Thee cultivirt wird und zwar hauptsächlich in den Thälern des mittlern Yang-tse-kiang. Diese scheinen hauptsächlich den Thee für den Landhandel nach Tübet zu liefern, denn in diesem Lande wird er nur wenig und zwar nur in einem einzigen Districte auf der äußersten Westgrenze zwischen Yünnan und Tübet producirt. Die Stelle selbst heißt Tscha-chu-ting, d. h. der Hügel mit den Theebäumen; sie liegt auf der Westseite des Ya-long-kiang oder Yarlung, d. h. des obern Laufes des Yang-tse-kiang, welcher hier als Grenzstrom zwischen China im Osten und Tübet im Westen erscheint. Zu welcher Zeit sich die Theecultur über diese westlichen Gegenden verbreitet habe, ist bis jetzt nicht ermittelt.

Zufolge der Berichte der Jesuiten soll sich südwestlich von jener Stelle in Yünnan eine Gegend finden, und zwar auf der Grenze von Pegu, Ava, Laos und Tungking, welche Pou-eul heiße, woselbst eine andere Sorte Thee wachse, welche Pu-eul-tscha heiße. Der Handel damit soll dort bedeutend sein, aber Fremde dürfen daran keinen Theil nehmen. Diese Theebäume sollen hoch, mit vielen Zweigen versehen sein und sich selbst überlassen werden. Ihre Blätter sind länger und dicker als die des gewöhnlichen Theestrauches. Man bringt sie in runde Massen, schneidet sie in Stücke und wirft sie in heißes Wasser. Ein solches Infusum sieht röthlich aus, schmeckt grade nicht herb, jedoch aber auch nicht angenehm. Dieser Thee soll heilsam sein; um aber die gleiche Wirkung durch ihn hervorzurufen, wie vom gewöhnlichen Thee, muß man doppelt so viel von ihm nehmen. Dies scheint derselbe Thee zu sein, von welchem Crawfurd im Jahre 1826 Kunde erhielt und von ihm erzählt, daß er aus China nach

Ava eingeführt werde; er ist schwarz von Farbe und riecht schlechter als die gewöhnliche sogenannte Boheasorte, ist gleich dem Ziegelthee in dicke Tafeln gepreßt und bei den chinesischen Colonisten in Ava allgemein in Gebrauch. Ueberdies zeichnet er sich durch seine Wohlfeilheit aus, denn ein Pfund desselben kostet nach englischem Gelde nur etwa 6½ Pence. Neuern Nachrichten zufolge wird er, in runde Ballen geformt, häufig und in bedeutender Menge zu den Burmanen gebracht, wo sein Verbrauch sich mit jedem Jahre zu steigern scheint.

Verschieden von diesem chinesischen, wahrscheinlich aus Yünnan abstammenden Thee ist derjenige, welchen die Burmanen „Lap'het" nennen. Vielleicht bildet dieser eine neue Art der Theepflanze; nach Crawfurd ist er hier einheimisch, hat elliptische, gesägte Blätter, die aber breiter sind als beim Boheathee. Die Burmanen essen dieses Blatt präparirt mit Sesamöl und Knoblauch, wodurch es einen Geschmack erhält, wie Oliven. Nach dieser Pflanze nennen die Burmanen gegen den Gebrauch aller übrigen Völker den chinesischen Thee nicht mit dem chinesischen Namen Tscha, sondern Lap'het und Lap'het-re, d. h. Theewasser. Näheres in botanischer Hinsicht konnte Crawfurd über diese Pflanze nicht erfahren, denn er wird in einer Entfernung von etwa zehn Tagereisen nordöstlich von Ava cultivirt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dies derselbe schwarze Thee mit den groben Blättern ist, welcher durch den Landhandel nach Westen durch Tübet über Hlassa, Butan, Nepaul bis nach Ladak gebracht wird. Auch die Tübetaner sind große Verehrer des Thees und man weiß, daß wenn sie, schon unter der Regierung der Ming-Dynastie, ihren Tribut nach China brachten, sie besonders seidene Zeuge und Thee mit in ihre Heimath nahmen. Sie trinken den Thee nicht nur auf die gewöhnliche Weise wie die Chinesen, sondern sie setzen ihn auch ihrem gewöhnlichsten Nahrungsmittel, dem trockenen Gerstenmehl (Tsanpa) zu, welches sie roh genießen, in der hohlen Hand mit Thee übergießen und alsdann hinunterschlürfen. Auf ähnliche Weise wird in Butan der trockene Reis oder das aus ihm bereitete Mehl mit Thee versetzt und genossen; bisweilen fügt man dem Gemenge auch noch Butter und Salz hinzu. In Nepaul gehört der Thee ebenfalls zur täglichen Nahrung, er wächst jedoch nicht in diesem Lande, sondern wird aus Bengalen und Tübet bezogen. Sein Genuß hat sich sogar bis nach Lad'ak verbreitet und macht hier nach Moorkroft die Basis aller Nahrungsmittel aus. Er wird entweder zu Pulver gerieben und gekocht oder auf ähnliche Weise wie in Tübet verspeist. — Daß der Thee aber auch in den südlichsten Theilen von Hinterindien cultivirt wird, haben wir neuerdings durch Crawfurd erfahren; namentlich ist dies in Cochinchina und Tonkin der Fall. Im centralen Theile des erstgenanten Landes wird er in so großer Menge gebaut und ist dabei so wohlfeil, daß das Pfund selten mehr als zwei Pence kostet. Als Crawfurd von der Residenz Hué nach dem Hafen von Turon reiste, sah er beim Aufsteigen zur Gebirgskette, welche die Bai von Taron im Norden umgibt, auf einer etwa 6—800 Fuß über die Ebene aufragenden Anhöhe eine Theeplantage; das Gebirge selbst, an dessen Fuß die Pflanzung lag, erhob sich etwa 4000 Fuß über die Meeresfläche. Im Verlauf der Reise und weiterer Erkundigung erfuhr man, daß der Thee auch in Tonkin, nicht aber in Kambodja gebaut werde. Es scheint dieselbe Sorte wie in China zu sein, wegen vernachlässigter Cultur ist seine Qualität jedoch geringer. Zwar sind die Blätter 2—3 mal größer als in China, aber das feine Aroma geht ihnen ab, daher kocht man sie hier zu Lande, um sie wenigstens abstringirender zu machen. Nichts desto weniger ist dies Getränk so beliebt, daß die Cochinchinesen es mit oder ohne Zucker aus großen Näpfen trinken. Nach anhaltender Arbeit soll es sehr erfrischend sein und dieselbe Wahrnehmung haben auch die Engländer gemacht. Schon seit dem Jahre 1666 soll diese Theeart in Cochinchina gebaut werden, dennoch wird sehr viel chinesischer Thee nach Tonkin und Cochinchina gebracht. Diese Einfuhr geschieht durch chinesische Junken, welche aus den Häfen der eigentlichen marinen Theeprovinzen China's (Tsche-kiang und Fu-kian) ihn direct dahin bringen. Auf dieselbe Weise gelangte der Thee, wahrscheinlich schon lange vor der Zeit, ehe die Holländer und Briten sich ihre Handelswege nach China gebahnt hatten, vielleicht schon vor der Portugiesenzeit, bis nach Indien, wenigstens bis auf die Halbinsel Malaka. Hier traf ihn bereits Texeira im Anfange des 17. Jahrhunderts an, so wie denn auch Albert von Mandelslohe schon im Jahre 1638 in Surate die Sitte des Theetrinkens allgemein verbreitet fand. Zu jener Zeit hatte der Thee noch so wenig Eingang in Europa gefunden, daß man ihn, so wie die Tassen, aus denen er getrunken wurde, für würdig genug hielt, um in Kunst- und Raritätenkammern aufbewahrt zu werden.

Die Zuckercolonie zu Natal.

Der District von Natal, welcher ursprünglich als ein Theil der Capcolonie zu den englischen Besitzungen in Südafrika gehörte, wurde im Jahre 1845 zu einer selbständigen Colonie erhoben. Diese hat ihre eigene Regierung unter englischem Schutze erhalten; nur für gewisse Fälle bleibt dem Gouverneur des Caplandes die Entscheidung, und wenn dieser sich im Districte aufhält, so ist er keit haben und erst mit der Zeit dazu erzogen werden müssen, so veranlaßte man anfänglich eine beschränkte Emigration von europäischen Arbeitern, die denn auch dem ganzen Unternehmen raschen Fortgang verschaffte, so daß im Jahre 1856 bereits 1200 Morgen mit Zuckerrohr bepflanzt waren, und die Bebauung des Landes seitdem in steigender Entwicklung sich weiter ausgedehnt hat. Der eigentliche Hafen von Natal, Port Natal oder D'Urban, ist für die größten Schiffe zugänglich und durch seine Lage ganz besonders zum Ruhepunkt für Schiffe, die zur Ausbesserung oder Verpro-

Markt zu d'Urban.

während dieser Zeit der eigentliche Gouverneur. Außerdem aber und für gewöhnliche Fälle steht Natal ganz unter seinem eigenen Gouverneur-Stellvertreter, der einen gesetzgebenden und ausübenden Rath aus den obersten Beamten der Regierung zur Seite hat. Das Klima dieses Landstriches ist vortrefflich und man machte frühzeitig die Entdeckung, daß tropische Anpflanzungen dort sehr gut gedeihen. Die Indigopflanze wächst überall wild und an den Küstenstrichen erzeugt der Boden auch eine einheimische Art wilden Zuckerrohrs. Vor etwa acht Jahren wurden nun die ersten Versuche mit der Anpflanzung des Zuckerrohrs an einer besonders günstig gelegenen Meeresbucht gemacht und der Erfolg ermuthigte zu immer weiterer Ausdehnung dieser Plantagen. Da die farbigen Eingeborenen von Natur wenig Trieb zur Thätig-

viantirung anlegen wollen, geeignet. Die beifolgende Illustration zeigt den Markt zu D'Urban, woselbst der erste öffentliche Zuckerverkauf stattfand. An diesem wichtigen Tage fanden sich die verschiedenartigsten Menschen dort zusammen und nach dem Schlusse des Geschäfts wurde ein großartiges Fest gefeiert. Der Zucker wurde zu 30 Schilling per Centner verkauft. Seitdem gehen die regelmäßigen Verkäufe in Port Natal ihren Gang.

In den ersten Jahren bediente man sich beim Betriebe der Zuckermühlen zumeist der Ochsen; in neuerer Zeit ist jedoch die Dampfkraft allenthalben in Anwendung gebracht worden. Somit entfaltet sich diese Colonie immer mehr und einer ihrer besondern Vorzüge vor den Zuckerplantagen Westindiens besteht darin, daß die Arbeiter keine Sclaven, sondern freie Männer sind.

Literarisches.

Geographische Wanderungen von Karl Andree. Zwei Bände. Dresden, Verlag von Rudolf Kuntze. 1859.

Die Unterschiede von Raum und Zeit gleichen sich heute bei dem Spiel des Telegraphen aus, der von einem Pol des Planeten zu dem andern zuckt. Blitzesschnell eilt das Hochland auf den Flügeln des Dampfes zu der Tiefebene; der Weltenverkehr pulsirt rastlos durch das eiserne Geäder, das sein Netz um Land und Volk, um Meer und Ocean spinnt. Mit der Schnelle des Gedankens vermittelt sich hier in die weiteste Ferne, vom Ufer des goldorangenumsäumten Tago nach der eisumstarrten Newa, ja sogar über den atlantischen Ocean, der Austausch des Gedankens, der Sitte, der Mode, der Erfindung. Diese Gemeinschaftlichkeit, diese Solidarität der Völker, wie sie durch den Dampf und den Telegraphen bewirkt wird, mag zunächst nur eine ideelle sein, sie hat aber auch ihre nicht zu leugnenden praktischen Folgen. Vielleicht auf keine Wissenschaft hat die sociale Umwälzung, von der wir sprechen, mehr eingewirkt, als auf die Erdkunde. Ihre Bedeutung ist in unserer Aera eine unendlich gesteigerte auch für die praktischen Lebensverhältnisse geworden. Die Beziehungen des Geschäftsmannes reichen über den ganzen Erdball. Für einen Handel- oder Gewerbetreibenden selbst im innern Deutschland ist es von Belang, ob die Indigoernte in Guatemala oder im malayischen Archipel ergiebig war, ob in Ohio der Weizen reichern Ertrag gab oder nicht, ob in China ein Krieg, in Peru oder Neapel eine Revolution ausbricht. Es berührt seine Interessen, wenn in einem fernen Lande neue Schienenwege oder Dampferlinien eröffnet werden, sie beschleunigen den Verkehr; es interessirt ihn nicht minder, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gegenden und Menschen kennen zu lernen, mit welchen die geschäftlichen Verflechtungen ihn in Berührung bringen.

Hält man diese Voraussetzungen fest, so muß unserer Zeit ein Buch, wie es Karl Andree geschrieben, sehr willkommen sein. Die beiden Bände enthalten eine Reihe von Artikeln, die sich sämmtlich auf die Geographie der Cultur und des Verkehrs beziehen. Mancher Leser wird manches Bekannte wiederfinden; die Aufsätze wurden ursprünglich im „Auslande," in der „Augsburger Allgem. Zeitung," in der „Berliner Zeitschrift für Erdkunde" u. s. w. als Journalaufsätze veröffentlicht. Diese Entstehungsart von Büchern wird, wie es scheint, heute immer allgemeiner. Die Beiträge der Sammlung sind, wie sich nach dem eben Bemerkten voraussetzen läßt, in einem eleganten Feuilletonstil gehalten; sie gewähren eine gefällige und anziehende Lectüre. Der Verfasser versteht sich sehr wohl darauf, durch eine pointenreiche Schilderung das Interesse des Lesers zu fesseln. Deductionen und längere Entwicklungen, wie man sie in Abhandlungen trifft, sind nicht seine Sache; er charakterisirt, indem er an kleine, unscheinbare Züge knüpft, er colorirt seine Bilder mit feinen unmerkbaren Strichen, die aber ihre Wirkung nicht verfehlen. Wir geben ein Beispiel dieser Darstellungsart. Andree spricht über den Unterschied in dem Nationalcharakter der Engländer und der Franzosen. Wie unscheinbar, und doch wie hübsch und wirkungsvoll ist es, wenn er, mehr nur an den Gegenstand herantretend, als auf denselben eingehend, bemerkt: „Der Franzose erfand die Manschette, der Engländer das Hemd," und „Nelson sprach bei Trafalgar nicht von Gloire, sondern erwartete, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue."

Der erste Band eröffnet sich mit zwei ziemlich kurzen Capiteln „England und die Engländer" und „Frankreich und die Franzosen." In dem erstern folgt Andree ziemlich genau den English traits von Ralf Waldo Emmerson; in dem zweiten verwahrt er sich gegen den etwaigen Vorwurf, als wären seine Schilderungen von der Fäulniß der heutigen Pariser Gesellschaft allzu hart und übertrieben. Allerdings sind die Farben mitunter etwas grell aufgetragen, die Urtheile dürften indeß der geschichtlichen Wahrheit nicht widersprechen.

Den weitaus größten Umfang nehmen in dem Buche die Mittheilungen aus den Staaten der nordamerikanischen Union ein; die betreffenden Abschnitte reichen bis tief in den zweiten Band.

Auf den Rest des zweiten Bandes vertheilen sich Artikel sehr vermischten Inhalts, meistens nur von kürzerm Umfange. Da lesen wir einen Aufsatz über den Canal von Suez, in welchem die übertriebenen Erwartungen von den Folgen einer solchen Wasserstraße widerlegt werden, eine Abhandlung ferner über die Euphratbahn und ihre Bedeutung, über die Beziehungen der Russen und Engländer in Innerasien, über die afrikanische Republik Liberia u. s. w. Der bedeutendste dieser Aufsätze ist vielleicht der Artikel über Centralamerika. Aufgefallen ist es uns in demselben, daß Andree gegen Humboldt (s. die Vorrede zu Moellhausens Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee) annimmt, zwischen den Azteken und den Erbauern der Casas Grandes habe kein nachweisbarer Culturzusammenhang stattgefunden. Die äußere Ausstattung der beiden Bände empfiehlt sich nach Druck und Papier als eine höchst saubere.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Aus British-Columbia.

Die neue Colonie Englands im fernen Westen Nordamerika's, über deren erstes Aufblühen wir unsern Lesern Näheres im Märzhefte der „Monatshefte" mitgetheilt haben, befindet sich den jüngsten Berichten nach in einer sehr zufriedenstellenden Lage. British-Columbia, welches sich in neuester Zeit nun auch einer größern Aufmerksamkeit von Seiten des englischen Publicums zu erfreuen angefangen hat, scheint ganz die gute Meinung zu rechtfertigen, die man sich davon gebildet hat.

Nach den letzten Nachrichten sind die Schwierigkeiten, welche der Zudrang der Goldsucher verursacht hatte, glücklich beseitigt worden, da der größere Theil derselben aus Furcht vor dem Winter und dem hohen Preis der Nahrungsmittel nach San Francisco zurückgekehrt war, und das Gouvernement war stark genug, um unter den Zurückbleibenden Ordnung zu halten. Mit dem Frühjahr, wo natürlich ein neuer Einzug der Minirer zu erwarten war, hoffte man eine Truppenverstärkung erhalten zu haben; die administrativen und Gerichtseintheilungen sollten dann vollständiger und die unruhigen Geister leichter zu beruhigen sein. Was den mineralen Reichthum des Landes anbelangt, so sind die Berichte äußerst fesselnd. Der ganze Lauf des Fraser-River aufwärts bis zu seinen Quellen in den Rocky-Mountains soll sehr reiche Goldlager enthalten, eben so seine Zuflüsse. Wenn jene Berichte wahr sind, so bedeckt das Gold ein Territorium, welches British-Columbia zu dem wichtigsten goldliefernden Lande der Erde machen wird.

Der nächste zu beachtende Gegenstand ist die finanzielle Bedrohung der Colonie. Australien wird wahrscheinlich während dieses ganzen Jahrhunderts sich nicht von den Schäden erholen, die ihm bei Gelegenheit des Ländereiverkaufs an Einwanderer unter der Verwaltung Lord John Russel's und Earl Grey's zugefügt worden sind. In British-Columbia sind bereits die ersten Klagen über die Verkehrtheit, mit der man beim Verkauf von Ländereien zu Werke geht, laut geworden; es werden aber diese Klagen wahrscheinlich schon in wenigen Monaten zu einem zahllosen Chore anschwellen, wenn nicht die Ansiedler die Angelegenheit in ihre eigenen Hände nehmen und durch einstimmige Auflehnung eine Aenderung der festgestellten Gesetze erzwingen. Jedermann will Land kaufen und die Obrigkeiten wollen nicht verkaufen. Oberst Moodey und seine Ingenieure sollen das Land aufnehmen, und erst wenn dies geschehen, soll der Markt offen sein, nicht aber vorher. In der Zwischenzeit ist man davon abgehalten worden, selbst nur eine Sägemühle zu errichten, das erste Bedürfniß in einem Lande, wo alle Häuser von Bauholz gebaut sind. Diese Vorsicht war das Resultat des Glaubens, daß der Inhaber von Ländereien ein Recht des Vorauskaufens beanspruchen würde, wenn das Land zum Verkaufen käme. Der Boden bleibt somit uncultivirt, und alle Provisionen müssen von auswärts gebracht werden. Dieser unerträgliche Uebelstand sollte auf einmal aufhören. Das in Amerika angenommene und später in Canada und Australien verfolgte System gebietet, daß vom Ansiedler Land zu den leichtesten Bedingungen erhalten werden

könne. Was thut's, wenn ein Mann ein schätzenswerthes Eigenthum für ein Weniges erhält und fünf Jahre später sein Glück durch den Wiederverkauf desselben macht? Es ist dies kein Deut mehr, als er verdient hat dadurch, daß er sein Leben und Gut für den Erfolg einer neuen Gemeinde auf's Spiel gesetzt hat. Nur durch die Handhabung der größten Liberalität in dieser Beziehung sind die Vereinigten Staaten Nordamerika's zu solcher Größe erblüht, während der neidisch-geizige Geist, der nicht dem ersten besten Ankömmling verkaufen will, weil ein Zweiter vielleicht zu finden wäre, der mehr bezahlt, die werthvollsten englischen Colonien ihrem Untergange nahegeführt hat.

Vom höchsten Interesse ist der Einfluß, welchen der plötzliche Aufschwung Britisch-Columbia's auf den Handel von San Francisco ausgeübt hat. Die Einfuhr von Vancouversinsel ist ganz neu. Sie betrug im vorigen Jahre 53,098 Tonnen und nimmt jetzt die vierte Stelle ein, während sie in den Jahren 1856 und 1857, vor der Entdeckung von Gold am Fraser, nur beziehungsweise 278 und 919 Tonnen betrug. Das plötzlich entstandene Leben in der früherhin fast gänzlich verwaisten Besitzung Englands nahm den Schiffsverkehr von San Francisco dermaßen in Anspruch, daß die Rückwirkung auf den anderweitigen Ausfuhrhandel sehr bemerklich sein mußte. Wie er die meisten Schiffe beansprucht hat, hat er auch die meisten Werthe befördert; denn der Werth der Ausfuhr nach Vancouversinsel, früher in den Exportgeschäften San Francisco's ein unbedeutender Posten, steht im verflossenen Jahre in erster Linie. Der Export dorthin betrug im Jahre 1856 638 Tonnen im Werthe von 23,376 Dollars, im Jahre 1857 2032 Tonnen im Werthe von 30,149 Dollars, im Jahre 1858 dagegen 65,120 Tonnen im Werthe von 1,413,221 Dollars.

Dr. Hochstetter auf Neuseeland.

Die von dem deutschen Publicum mit so vieler Theilnahme begleitete Novaraexpedition, über welche die „Monatshefte“ in den Mittheilungen „aus dem Tagebuche eines Erdumseglers“ zu verschiedenen Malen berichtet haben, ist am 8. Januar d. J. von Neuseeland nach Tahiti abgesegelt. Augenblicklich (Anfang Mai) wird sie sich wohl noch in Lima aufhalten, von wo aus sie Ende November oder December d. J. in Triest zurückerwartet wird. Ueber das Zurückbleiben Dr. Hochstetter's auf Neuseeland, welches für die geologische Kunde dieses Landes von größter Wichtigkeit zu werden verspricht, wollen wir unsern Lesern einige Notizen aus einem Schreiben Dr. Scherzer's an den Professor Haidinger mittheilen, welches dieser in einer kürzlich stattgehabten Verhandlung der k. k. geologischen Reichsanstalt zu Wien verlesen hat.

Den ersten Anlaß zu dem für die Novaraexpedition höchst wichtigen Vorfall gab Dr. Hochstetter's Untersuchung des neuentdeckten Kohlenfeldes im Drury- und Hunuadistrict, etwa 40 Seemeilen von Auckland, welche er auf Ansuchen der Regierung mit Erlaubniß des Commodore von Wüllersdorf vorgenommen hatte. Diese Expedition dauerte sieben Tage und brachte eine große Aufregung unter den benachbarten Settlers hervor, welche auf Dr. Hochstetter's Ausspruch über die Quantität, Güte und die praktische Anwendung der Kohle wie auf ein Orakel hörten. Die Kohle soll reichlich vorhanden, eine sogenannte Glanzkohle von guter Qualität sein. Namentlich auf diese Untersuchungen hin ersuchte der Gouverneur von Neuseeland, Colonel Thom. Gore Brown, als Repräsentant der englischen Regierung, Dr. Hochstetter, einige Zeit (sechs Monate) hier zurückzubleiben, um die Provinz Auckland auf Kosten der Colonialregierung geologisch zu untersuchen.

Dr. Hochstetter fiel es sehr schwer, sich von der Expedition zu trennen; aber er hielt es für seine Pflicht, eine so äußerst vortheilhafte Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Der Commodore von Wüllersdorf gab nämlich nur unter den günstigsten Bedingungen seine Einwilligung dazu. Alle Sammlungen, Beobachtungen und literarischen Arbeiten, welche Dr. Hochstetter während seines Aufenthaltes in Neuseeland macht, müssen gleichzeitig der Novaraexpedition zu Gute kommen, deren Mitglied er nicht aufhört zu bleiben. Die Spesen der Untersuchung trägt die Regierung von Neuseeland, so wie die Kosten der Rückreise Dr. Hochstetter's von dort bis nach Triest, wo derselbe ungefähr gleichzeitig mit der „Novara“ eintreffen hat. Er hat ausführliche Instructionen erhalten, so daß er, obwohl nicht mehr mit der Expedition gemeinsam wirken, doch für sie thätig sein wird, und zwar in einem Theil der Erde, welcher geologisch noch fast gar nicht untersucht ist, während er grade für geologische Untersuchungen das meiste Interesse bietet. Andererseits sind die verschiedenen Punkte, welche die Expedition noch auf der Heimreise berührt, größtentheils schon vielbekannte, ausgebeutete Plätze, welche namentlich bei einem beschränkten Aufenthalte für wichtige geologische Untersuchungen nur wenig Gelegenheit geben.

Das Schicksal Adolph Schlagintweit's.

Die Hoffnungen, zu denen der unsern Lesern bekannte Bericht des Geometers Strachey

(nicht Stracey) berechtigte, haben sich leider nicht bewährt, Adolph Schlagintweit, der wackere deutsche Forscher, ist nicht mehr unter den Lebenden. Die nunmehr bestimmte Nachricht von seinem Tode wurde von Lord Stanley, dem Secretär der Königin für Indien, dem Präsidenten der königlichen geographischen Gesellschaft in London, Sir Rob. Murchison, mitgetheilt, der sie in der am 11. April stattgehabten Sitzung veröffentlichte. Das hohe Interesse, das jeder große Deutsche in der Fremde bei uns, seinen Landsleuten, erwecken muß, läßt folgendes kurze Resumé nicht am unrechten Platze erscheinen.

Hermann und Robert Schlagintweit verließen Indien, den Schauplatz ihrer bedeutenden Forschungen, im Frühjahre 1857, während Adolph dort noch zurückblieb, um nach Vollendung seiner geologischen Untersuchungen im westlichen Himalaya, zwischen dem Sutledsch und Indus, und gewisser Detailbeobachtungen über Magnetismus, physikalische Erscheinungen der Himalayagletscher u. s. w., im darauf folgenden Winter gleichfalls nach Europa zurückzukehren. Er trennte sich von seinen Brüdern — die er nie wiedersehen sollte — zu Rawul-Pindi im December 1856. Von da ging er über Attok nach Pischauer, blieb in dessen Umgegend den größten Theil des Januar und bemühte sich, so viel geologische und geographische Nachrichten über die Hügel- und Bergketten im Westen von Pischauer zu sammeln, als er möglicherweise erhalten konnte, ohne im Stande zu sein, sie selbst zu besuchen. Von Pischauer setzte er in Begleitung einer guten Escorte von Seapoys und irregulärer Cavallerie seine Forschungen in den Hügeln von Kohat, Kalabagh und Bunu, so wie durch die Salzkette bis hinab nach Dehra Ismail Chan fort. In diesen Hügeln, die er in verschiedenen Richtungen kreuzte, fand er viel geologisch Interessantes; die Schichtgesteine waren reich an fossilen Resten, und er konnte sich viele schöne Fossilien aus fast allen sedimentären Formationen, von der paläozoischen bis zur miocenen, verschaffen. Von Dehra Ismail Chan ging er im März und April durch das Pandschab*) nach Lahore, Hussiarpur (von Thornton Hoshiarpoor geschrieben), Kangra und Dhuramsala. Nach einem kurzen Aufenthalte an dem letztern Orte begab er sich in den Mandidistrict, um das geologische Alter der Salzformation zu prüfen, die hier vorkommt. Nach diesen Untersuchungen begab er sich auf den Weg nach Kulu, einem kleinen Staat am obern Lauf des Biaß nordöstlich von Mandi, mit der Hauptstadt Sultanpur, von wo aus er die hohe Kette des Dhauladhar kreuzen und die Quellen des Ravi im Tschambagebiet besuchen wollte.*) Aus Kamahnd, einem Orte in Kulu, ist sein, unseres Wissens letztes Schreiben an Colonel Sykes in London gerichtet, datirt 25. April 1857, an dessen Schluß es heißt: „Ich habe mich beständig einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut und hoffe Sie nächsten Winter in Europa wiederzusehen.“ Dem sollte aber nicht so sein. Nach Berichten eines seiner Begleiter (Abdallah), der über Bochara und Kabul nach Pischauer zurückgekommen ist, und nach schriftlichen Mittheilungen eines andern (Mohamed Emir) an Oberst Edwardes, scheint Adolph Schlagintweit in Yarkand freundlich aufgenommen worden zu sein, nachdem er, bis er diese Stadt erreichen konnte, mit großen Schwierigkeiten gekämpft hatte. (Den Winter von 1857 auf 1858 hat er nach dem Berichte Strachey's jenseits der Bergkette Küen-lün, im Tieflande von Kothan zugebracht.) Als er später nordwestlich gegen Kokand vordringen wollte, gerieth er bei Kargasch (41 Grad nördlicher Breite, 72 Grad 30 Minuten östlicher Länge von Greenwich) unter eine Horde fanatischer Muselmänner, die ihn angesichts der Mauern dieser Stadt auf Geheiß eines grausamen Syndh, Namens Wulki Khan, enthaupteten. Soweit Lord Stanley's Bericht. Die englischen Behörden in Indien haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, von den werthvollen Arbeiten unseres unglücklichen Landsmannes Einiges aus den Händen der rohen Barbaren zu retten.

Moritz Wagner in den Anden.

Unter allen fremden Ländern hat wohl keines eine so enge Verknüpfung mit der deutschen Wissenschaft, als Südamerika. Der prachtvolle tropische Urwald und die in ihrer Art einzigen Cordilleras de los Andes sind es namentlich, die umgestaltend und veredelnd auf den für Naturschönheiten so empfänglichen Sinn des Deutschen wirken. Hat nicht ein Alexander von Humboldt dorther die ersten Bausteine zu seinem Kosmos geholt?

Unablässlich sendet noch heute Deutschland treffliche Jünger seiner Wissenschaft nach jenem Wunderlande, das recht eigentlich erst von einem Deutschen, dem größten Manne unsers Zeitalters, vor nun einem halben Jahrhundert entdeckt wurde. In neuester Zeit waren es namentlich die Deutschen Philippi, Karsten, Burmeister, von Tschudi, welche die Kunde Südamerika's erweiterten. Ein anderer gleich tüchtiger Forscher ist unser Moritz Wagner, bekannt schon durch die Reisen, die er gemein-

*) S. Nro. 31, April 1859, S. 120.

*) Wegen der hier vorkommenden Namen s. Stieler's Handatlas, Nr. 44 b.

schaftlich mit Dr. Scherzer im Anfange dieses Jahrzehnts in Centralamerika gemacht hat. Schon früher (Nro. 25, October 1858 der „Monatshefte“ S. 118) theilten wir in einer kurzen Notiz Dr. Wagner's Reise in Neugranada mit, der sich die folgende über seine Forschungen am Chimborazo und Cotopaxi anschließt.

Dem Reisenden, der mit den ungeheuersten Strapazen, den durch den Krieg mit Peru unsichern Zuständen Ecuadors, wiederholten Fieberanfällen, Beraubungen durch einen seiner Diener u. s. w. zu kämpfen hatte, waren die Briefe aus Deutschland mit der Nachricht vom Tode seiner Mutter, sowie den specialisirten Aufträgen Alexander von Humboldt's zugegangen. Trotz der entmuthigenden Stimmungen ist es ihm möglich gewesen, eine Menge von Bergbesteigungen und hypsometrischen Arbeiten auszuführen, wobei er vom Professor Cassola, von dessen Schülern und verschiedenen Einwohnern unterstützt wurde. Die Besteigungsversuche am Cotopaxi, dessen Krater in fortwährender Thätigkeit ist, führten ihn in eine Höhe von nahezu 17,000 Fuß, 3400 Fuß höher als die Grenze des ewigen Schnees, auf dem er bei der letzten Besteigung mit Professor Cassola, mit dem Gouverneur von Latacunga und noch fünf andern Begleitern übernachtete. Sie hätten nach siebenstündigem Steigen wahrscheinlich den Krater erreicht, wenn sie nicht ein Gewitter mit heftigem Hagel- und Schneefall zum Rückzug gezwungen hätte. Die ganze Gesellschaft hatte bei dieser Gelegenheit sehr viele Gefahren zu bestehen, namentlich viel durch Kälte, den Einfluß der dünnen trockenen Luft auf Augen und Gesichtshaut, Einige auch an der Lunge zu leiden. Als wissenschaftliche Resultate bezeichnet Wagner die sehr wichtigen geognostischen Beobachtungen und die Ergebnisse der gemachten barometrischen Messungen, so wie die Bestimmungen der Bodentemperatur. Sehr interessant war ihm auch ein einwöchentlicher Aufenthalt an der Nordwestseite des Chimborazo, nahe an der Schneegrenze, in Gesellschaft Don Manuel Valdivieso's aus Quito. Von allen europäischen Naturforschern, die hier waren, hatte es noch keiner versucht, dem Andeskönig von der Nordseite beizukommen, wo er zugänglich und sein Profil deutlich aufgeschlossen ist. Dr. Wagner hätte vielleicht den Gipfel erreicht, wenn sich nicht auf dem ewigen Schnee selbst ein Fieberanfall wieder eingestellt hätte. In den nächsten Umgebungen des Cotopaxi verweilte er zwei Monate, am Tunguragua zwei Wochen. Den Illinissa bestieg er mit Dr. Gallegos bis zum ewigen Schnee. Auch die Moga bei Pelileo und Alt-Riobamba hat er nach Humboldt's Wunsch besucht und eine Woche dort zugebracht mit Messungen der Tiefe und des Umfangs der Mogakrater. Hinsichtlich des Streits über die Lavaströme zwischen Humboldt und Boussingault ist er ganz entschieden auf des Erstern Seite. Riobamba liegt in einem tiefen Thal, ganz nahe dem südöstlichen Fuß des Chimborazo, der, von hier gesehen, die großartigste Figur hat, die man sich denken kann. Die Schwierigkeit, den Gipfel von dieser Seite zu erreichen, fällt in die Augen, wenn man ihn mit dem Fernrohr betrachtet. In einer immensen Höhe starren senkrechte Eiswände aus dem Firn, welche Humboldt und Boussingault hinderten, höher zu steigen. Von der Südwestseite hingegen zieht sich ein ununterbrochener Schneekamm in einer Neigung von höchstens 30 Grad ohne Fels- und Eiswand bis zum höchsten Gipfel. Auch die Scenerie der entgegengesetzten Thalseite mit den Anden und dem Altarberg soll großartig schön sein. Ende Februar d. J. wollte Dr. Wagner, begleitet von Oberdi, einem Schüler Cassola's, nach dem Cerro del Altar abgehen, der geognostisch ganz unerforscht ist, und dessen Besuch ihm Humboldt dringend anempfohlen hat.

Werner Munzinger über die Schoho's und die Beduan bei Massaua.

Zwei Männer deutscher Zunge, der österreichische Consul für Centralafrika Th. von Heuglin und Werner Munzinger, sind es namentlich, die in neuester Zeit die lange verwaiste Kunde der sogenannten Hababländer, des nordöstlichen Abfalls der abessinischen Hochebene, gefördert haben. Der letztere der beiden Forscher, ein junger Orientalist aus der Schweiz, der sich seit 1852 in Egypten und an verschiedenen Küstenpunkten des rothen Meeres, namentlich längere Zeit zu Massaua aufgehalten hat, reiste im Sommer 1855 nach Keren und lebte daselbst während der folgenden Jahre, mit linguistischen und ethnographischen Forschungen beschäftigt, unter den Eingeborenen. Durch seine Anwesenheit im Mittelpunkte der Hababländer und durch seinen intimen Verkehr mit dem Missionär Stella ist es ihm gelungen, ein reiches Material über die Geographie dieser Länder zu sammeln und eine ziemlich detaillirte Karte derselben zu entwerfen. Von seinen zahlreichen Berichten handelt einer der letzten über das Land der Schoho's und der Beduan westlich von Massaua, aus dem wir unsern Lesern in Kürze Einiges mittheilen wollen.

Das Land der Schoho's und der Beduan (Plural von Beduy) bietet in einer Ausdehnung von kaum drei Tagereisen den Contrast des Südens und Nordens, der tropischen

Hitze und des kühlen Bergklimas, der todten flachen Wüste und des lebensvollen Hochgebirges, das auf der andern Seite sich zur Ebene des Gasch und Sennaar niedersenkt. Diese Contraste sind durch die Vorgebirge vermittelt, die aber nicht ununterbrochen aufsteigende Terrassen bilden, sondern sich ihrerseits in die Ebene von Kedked und Schäb verlaufen, so daß das Hochgebirge von Menza wie plötzlich und unvermittelt aus dem Flachland hervorzutauchen scheint. Dadurch erhalten wir in engbegrenztem Raum die mannigfaltigsten Bodenformen: Wüsten, mit spärlicher Vegetation, seltenem Wasser und vielem Salz; Heiden, meist mit Dornenbäumen bestanden, im Winter von üppiger Vegetation bedeckt; Thäler mit fruchtbarem Boden; Schluchten der Waldströme, die in der Regenzeit vom Hochgebirge hinunterbrausen, Baumstämme und Felsblöcke in blitzschnellem Lauf bis zum Meere tragen und natürliche Zugänge zu dem Gebirge bilden; trockene, zerklüftete und baumlose Vorberge; endlich das Hochgebirge mit seiner ewig grünen, schneelosen Alp und seinem europäisch-kalten, durch die Tropenzone gemilderten Klima. In diesen verschiedenartigen, die verschiedensten Vegetationstypen zeigenden Länderstrichen haben die wilden Thiere freien Spielraum, zumal, da sie vom Menschen, der hier nicht in dichten Massen lebt, fast gar nicht gestört werden. Der Löwe, von den Eingeborenen „der große Mann“ (näs abi) genannt, wird von jenen mehr geachtet als gefürchtet, da er nur selten Menschen angreift. Eben so häufig wie er, aber viel gefährlicher, ist der Leopard (nemr, nebri) und eine Art Panther, der sehr klein, aber selbst dem Löwen furchtbar ist. Die gemeine Hyäne (karai) findet sich bis an die Küste zu Tausenden; bei ihrer großen Kraft und ihrem schrecklichen Gebiß ist es ein Glück, daß sie so feig ist und Menschen nur im Schlafe überfällt. Das wilde Schwein (arawia), für schlechte Jäger sehr gefährlich, findet sich zahlreich in der Ebene von Ailat; die Schakale sind unzählig; der Affe (kird) hat in den abgelegenen Klüften bei Massaua förmliche organisirte Ansiedlungen. Elephanten, Giraffen und Gazellen sind nicht selten. Der Strauß findet sich nördlich und südlich von Arkiko längs des Meeres; Wachteln und Rebhühner bevölkern die Ufer der Waldströme, wie denn diese überhaupt ein Eldorado für den Jäger sind.

Die gegenwärtigen Bewohner dieses Landes sind die Schoho's südlich und die Beduan nördlich, Trümmer zweier alten Reiche, des äthiopisch-christlichen der Königin von Saba, und des mohamedanischen der Völker von Abel, das dem ersten folgte. Es sind diese Ursprünge wenig erforscht, mehr geahnt als gekannt. Von den Urzeiten ist gar nicht zu reden, nur Ruinen griechischer Städte, die überall zerstreut sind, sprechen von ihnen; die lebenden Ruinen des Mittelalters sind die übriggebliebenen Volksreste der Schoho's und Beduan.

Die Schoho's sind ein armes Hirtenvolk ohne Ackerbau, haben aber die Pässe nach Abessinien in Besitz und benutzen dies, alle Durchreisenden tributär zu machen. Ihre Sprache beweist, daß sie Brüder der Somali und Gallas sind, ein Keil von diesem Völkerstamme, zwischen das Meer und die äthiopischen Völker eingeschoben. Ihre Farbe ist dunkelbraun bis schwarz; die Physiognomie ist viel wilder, charakteristischer, als die der Beduan, doch wenig negerartig; nur die Haare gleichen grober Schafwolle. Die einfache Lebensweise und Sittenreinheit macht dieses Volk kräftig und gibt ihm ein jugendliches Aussehen. Schönheit findet man nur unter den Frauen. Der Volkscharakter des Schoho ist schwer zu beschreiben, da man ihn selten im Innern seiner Familie sieht. Zu einer freien Wildheit ist er schon durch die Natur des Landes getrieben, und sie drückt sich besonders in dem unbändigen Auge, der schreienden Stimme, der lebhaften Gesticulation aus. Er ist vollständiger Republikaner, ein freier Mann in seinen Bergen, leicht aufbrausend und kein böses Wort ertragend; den unterdrückten Beduy verachtet er. Munzinger rühmt vor Allem die Einfachheit, Frische und Reinheit ihrer Sitten. Die Jungfrauen- und Frauenehre wird, obgleich der Schleier kaum gebräuchlich ist, fast nie angetastet. Freilich ist die Sittenreinheit nicht bei allen Stämmen gleich gut bewahrt, und auch hier soll es in den „guten alten Zeiten“ besser gewesen sein. Die Schoho's sind geistig gut ausgestattet, schlau, vorsichtig, berechnend, geborene Diebe. Der Begriff „Eigenthum“ wird nicht überall so genau definirt, wie in Europa. Stehlen ist überall eine Schande, Rauben aber wird bei allen Barbaren als Ehrensache angesehen. Wer ohne Bürgen für seine Sicherheit in's Gebiet des Schoho tritt, ist rechtlos und seiner Habe beraubt. Kriegszeiten in den umliegenden Ländern berechtigen natürlich die armen Hirten, ihre Heerden von außen zu vermehren — aber auch in Friedenszeiten geht hierzu keine Gelegenheit verloren; der Raub wird schnell vertheilt und aufgezehrt, um Rückgabe unmöglich zu machen.

Der Beduy (Mehrzahl Beduan) ist durch seine Farbe Afrikaner, durch seine Physiognomie Kaukasier, durch seine Sprache Semite. Er ist im Ganzen schwarz, doch gibt es viele Nüancen und die entschiedene Farbe des Negers erreicht er nie. Das Gesicht ist wohl-

gestaltet, die Nase lang und grade, die Stirn hoch, das Auge groß; der Gesammtausdruck ruhig und edel; die Frau ist meist zart, klein, wohlgeformt und besonders durch regelmäßige Gesichtszüge und die ganz griechische Nase ausgezeichnet. Sie ist im Ganzen schön, obgleich ohne den sanften Ausdruck und die Lebendigkeit der Abessinierin. Der wahre Beduy ist in Menza und bei den Habab zu suchen, die mit dem reinen Blut auch den ursprünglichen Charakter und Gesichtsausdruck bewahrt haben, während die Beduan des Samhar sich oft mit Arabern und Schoho's vermischten. Der würdevolle Ausdruck ihrer ganzen Physiognomie ist gehoben durch die noble Haltung, den langsamen, fast affectirten Gang, die fast römische Tracht, das unbedeckte Haupt mit seinem reichen Haarwuchs und die Ruhe im Vortrag; doch deuten Anzeigen mancherlei Art darauf hin, daß diese Nation ihre Blüthe und Kraft hinter sich hat. Es ist kein Zweifel, daß außer den Semiten andere, rein kaukasische Völker zur Bildung dieser Hirtenvölker mitgewirkt haben. Die Physiognomie läßt nur an Griechen denken, die einst an diesen Küsten blühende Handels-Colonien unterhielten, und wirklich rühmen sich die Bewohner von Obermenza, die den alten Gesichtsausdruck in seinen edelsten Formen bewahrt haben, Kinder der Franken zu sein. Dagegen ist die Sprache des Beduy ganz semitisch, das fast rein erhaltene Geez. Jeder Gebildete weiß, daß dies eine semitische Sprache ist, Schwester des Arabischen und Hebräischen. Die Schrift ist fast ganz die verunstaltete koptische, was sich aus den kirchlichen Verhältnissen erklärt, und geht wie diese von der Linken aus.

Die englische Expedition nach den chinesischen Provinzen Kuang-tung und Kuang-si,

welche am 16. Februar d. J. von Canton abgegangen war, ist dahin am 3. März wieder zurückgekehrt. Unter dem Befehle von Mc. Cleverty, bestand sie aus 9 Kanonenbooten und 800 Mann Soldaten (650 Engländern und 150 Franzosen). In den Städten Schun-tuk, Sam-schüi, Schanling, Tuk-ling rc. wurde die Expedition mit vorzüglicher Höflichkeit und Aufmerksamkeit empfangen, vom Volke sowohl als von den Behörden, welche ohne Zweifel einigen Respect vor ihrer Macht hatten.

Neue Goldlager in Australien.

Ueber zwei wichtige, neuerdings entdeckte Goldlager in Australien berichten die „Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde“ und die „Times.“ Ueber das eine derselben sagt Dr. Neumann: Es scheint fast, daß Südaustralien auch ein Antheil an dem Goldgewinne beschieden ist, der für seine östlichen Nachbarstaaten eine so große Bedeutung erlangt hat. Wir müssen freilich noch abwarten, ob es sich bestätigen wird, daß Mr. Stuart auf seiner letzten Entdeckungsreise *) in einigen Quarzgebirgen Goldlager entdeckt hat; sicher aber ist es, daß am Murray, nicht weit von der Stelle, wo er Südaustralien betritt, im vorigen Jahre Goldlager aufgefunden sind, an denen wahrscheinlich alle drei Colonien, Neusüdwales, Victoria und Südaustralien, einen Antheil besitzen werden. Die Entdeckung ging von einem gewissen Morgan aus; man hielt ihn aber für einen Narren und achtete nicht auf ihn, weshalb Morgan das Terrain, auf welchem jetzt seine reichen Goldwäschen liegen, mit gutem Humor „Madman's Flat“ nannte. Die ganze Localität führt den Namen Indigo, und da das Land mehrere Meilen ober- und unterhalb ganz denselben geologischen Charakter trägt und auch im District Adelong am Murrumbidgee Gold gefunden wird, so vermuthet man, daß das edle Metall in dem ganzen Thal des Murray und Murrumbidgee vorkomme. Zu Indigo ist das Gold sowohl im Sande als in den Quarzfelsen enthalten, die hier und dort entstehen; von den letztern hat man einige 50 Tons abgesprengt, aber es fehlt noch an Stampfern, und so lange die Wäschen einen reichen Ertrag geben, wird die Ausbeutung des Quarzes wohl keinen besondern Aufschwung nehmen. Aus dem Eimer Sand soll man 1 Unze 6½ Dwts. Gold gewinnen. Es sind jetzt schon Tausende nach diesem neuen Goldfelde zusammengeströmt; Läden und Gasthäuser erheben sich an dem Ort, und nächstens wird dort auch eine große Zeitung erscheinen. Da Indigo seine bequemste Verbindung mit der See auf dem Murray besitzt, wird der Bergbau in diesem District hauptsächlich dem Verkehr Südaustraliens zu Statten kommen und die Colonisation längs des Murray wesentlich befördern. Neuerdings ist ein Dampfer dorthin abgegangen. In der ersten Zeit hatten die Goldgräber natürlich mit dem bittersten Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen; namentlich fehlte es an Brot; endlich wurden zwei Oefen erbaut, aber der eine stürzte nach ein paar Tagen ein, — ein Ereigniß, welches dort größere Aufregung verursachte, als an anderen Orten ein Erdbeben.

Auch in Neusüdwales, am Südabhange der Dandenongberge und wenig über 40 Miles von Melbourne, ist, wie die „Times“ berichtet, kürzlich ein neues, vielversprechendes Goldfeld eröffnet worden. Gold wurde daselbst in einer Tiefe von 2 bis 3 Fuß ge-

*) S. die vorige Nummer der „Monatshefte.“

funden und man vermuthet die Existenz zahlreicher und großer Lager in der Nähe; doch kann, da diese Berggegenden dicht mit Gehölz und Scrub bedeckt sind und eine genauere Durchforschung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, vor der Hand noch nichts Bestimmtes über die Ausdehnung des neuentdeckten Goldfeldes gesagt werden. Kein Karren war je vorher in jenen verlassenen Wildnissen gewesen, und ein Fahrweg mußte mit Feuer und Axt sehr mühsam gebrochen werden — eine englische Meile per Tag, — ehe der erste mit Vorrath bepackte Wagen passiren konnte. Jetzt, nachdem ein solcher Weg gebahnt worden, ist die Gefahr, in den undurchdringlichen und trotz der Nähe der Stadt Melbourne verhältnißmäßig unbekannten Dandenongbergen verloren zu gehen, beseitigt; es sammeln sich Hunderte in den neuen Goldgräbereien und bald wird dieser Theil des Landes besser bekannt sein. Gutes Wasser soll es in Ueberfluß geben.

Es steht somit zu erwarten, daß die Goldausfuhr Melbourne's, welche im Jahre 1858 im Vergleich zu dem Ertrag des vorhergehenden Jahres abgenommen hat, ihre frühere Größe wiedererlangen oder übersteigen wird. Die Goldausfuhr betrug im Jahre 1855 2,576,745 Unzen, im Jahre 1856 2,003,812 Unzen, im Jahre 1857 2,729,656 Unzen und im Jahre 1858 2,507,128 Unzen, während durch Escorte nach Melbourne gebracht worden waren im Jahre 1855 2,032,398 Unzen, im Jahre 1856 2,625,968 Unzen, im Jahre 1857 2,481,020 Unzen und im Jahre 1858 2,336,663 Unzen. Im Ganzen sollen seit den ersten Goldentdeckungen 17,579,886 Unzen im Werthe von 70,000,000 Pf. St. ausgeführt worden sein, wobei dasjenige, was Privatleute mit fortnahmen, nicht mitgerechnet ist. — Die Bevölkerung Melbourne's war im verflossenen Jahre nur um 18,082 gestiegen. Imports und Exports waren sich im Werthe einander gleich geblieben; erstere betrugen 13,156,869 Pf. St., letztere 13,082,040 Pf. St. Die Erträgnisse des Landbaues wurden im Jahre 1858 schon auf drei Millionen Pfund Sterling veranschlagt.

Der unterseeische Telegraph im Rothen Meer.

Das Rothe Meer und seine Küstenstriche haben in neuester Zeit eine ungetheilte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Daß das Rothe Meer den nächsten und vortheilhaftesten Weg nach den großen Emporien Südasiens bietet, scheinen die Engländer grade jetzt mehr als irgendwann zu erkennen — wenigstens deutet darauf ihre Thätigkeit in jenem Binnenmeere hin, das — wir glauben dies wohl voraussetzen zu dürfen — über kurz oder lang mit all seinen schönen Ufern und Inseln vollständig im Besitze der Briten sein wird. Dem aufmerksamen Beobachter der auswärtigen englischen Politik wird es nicht entgangen sein, wie England einen wichtigen Punkt des Rothen Meeres nach dem andern an sich zu bringen gewußt hat. Die allmälige Besitznahme der wichtigsten Inseln, so der Insel Perim, Muscha, Camoran, Kamakan (nördlich von Perim) u. s. w. zeigt dies vollkommen. Von der größten Bedeutung für den zukünftigen Verkehr Europa's mit Indien, China und Australien ist nun die mit diesem Frühjahr begonnene Legung eines submarinen Telegraphen durch das Rothe Meer. Es liegen uns darüber verschiedene interessante Berichte vor, aus denen wir unsern Lesern nur kurz Einiges mittheilen wollen.

Die vorläufigen Untersuchungen, Aufnahmen, Sondirungen u. s. w. sind unter der Leitung Capitän Pullen's auf dem Dampfer „Cyclops“ gemacht worden. Nach einem Correspondenten der Triester Zeitung sind zu Stationen bestimmt: Suez, Kosseir, Suakim, Perim, Aden, denen nach der „Times“ noch Hallania und Kurratschi hinzuzufügen sind. Von einer Station in Massaua, dem unter egyptischer Hoheit stehenden Seehafen, welcher den Handel mit Abessinien vermittelt, ist Abstand genommen worden, da die Landesregierung für die Sicherheit außerhalb der Stadt zu garantiren außer Stande ist. Aufgegeben ist auch die Abzweigung von Kosseir nach Dschedda mittelst eines Seitendrahtes. Die dortigen Korallenriffe würden dem Kabel zu gefährliche Feinde werden. Der Draht wird bis Suakim die afrikanische Küste verfolgen, und dann nach der andern Küste des arabischen Meerbusens, nämlich nach Perim, übersetzen. Auf der Felsenkrone dieser an ihrer Sohle nur 70 Minuten im Umkreise messenden Insel werden die in Europa gezimmerten Wohnhäuser für die Telegraphenbeamten aufgestellt. Ueberall war Capitän Pullen's Aufnahme mit den günstigsten Erfolgen begleitet. Der Nakib von Maculla empfing ihn auf die freundschaftlichste Weise und versicherte Herrn Gisborne, daß er ihm als dem Vertreter der Königin von England jeden Punkt, den er als telegraphische Station bestimmen würde, zur Verfügung stellen wolle. Von den Kuria-Muria-Inseln ist Hallania die für eine Station bestimmte, und eine gute Stelle in dem kleinen Hafen ist für die Landung des Kabels festgesetzt. Unter den 50 armseligen Bewohnern der Insel, die größtentheils Höhlenbewohner sind, genießen zwei Brüder das Privilegium, die britische Flagge aufzuhissen und die britische Krone zu repräsentiren. Es sind zwei

Quellen auf der Insel, aus deren einer täglich nicht weniger als 7000 Gallonen recht trinkbaren Wassers aufgezogen werden, um damit die Schiffe zu versorgen, welche bei Dschibli Guano holen. Eine Befestigung der Insel würde bei ihrer günstigen Lage nicht unvortheilhaft sein. Von den Kuria-Muria-Inseln ging der „Cyclops" nach dem Vorgebirge Ras-el-Had, doch hinderte ein vom Cap kommender Sturm Capitän Pullen am Landen. Die Resultate zweier Sondirungen waren ungenügend. Das Kabel würde sich recht wohl nach der Insel Museira führen lassen, doch ist dies bei der Feindseligkeit der Bewohner unräthlich. Pullen scheint trotz der großen Entfernung das Kabel von Hallania direct nach Kurratschi legen zu wollen. Hier ist bereits Alles im Reinen. Das Kabel wird östlich vom Leuchtthurme gebracht und muß einige Miles über Land gelegt werden, um die Stadt zu erreichen. Die von Capitän Pullen erhaltenen Tiefen sind folgende: — von Aden nach Maculla 20—742 Faden; von Maculla nach Kuria-Muria 100 bis 1150; von hier bis Ras-el-Had 21 bis 897; von hier bis Kurratschi 21 bis 2020 Faden. Allem Anscheine nach wird man bei der Legung des Kabels auf keine erheblichen Schwierigkeiten stoßen. — Im Monat März befand sich der „Cyclops" noch in Bombay zur Ausbesserung, sollte aber noch vor Eintritt des Südwestmonsums wieder in Aden sein, um den „Imperador" und die „Imperatrix" zu begleiten und die Legung des Kabels zwischen Suez und Aden zu beaufsichtigen.

Zur Statistik der Republik Neu-Granada.

Die Provinz Barbacoas hat einen Ueberfluß an Gold und exportirt beträchtliche Massen dieses Metalls nach Guayaquil und andern Häfen von Ecuador. Sie ist zu einer glänzenden Zukunft berufen durch ihre vortheilhafte Lage am Stillen Meer, durch ihre guten Häfen und ihre Landesproducte, unter denen, wenn auch in kleiner Quantität, der ausgezeichnete Taback von Esmeraldas sich befindet. Die Provinzen Popayan, Cauca und Buenaventura bilden eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden; durchströmt vom Cauca, haben sie einen Ueberfluß an ausgezeichneten Pferden und Rindvieh; sie besitzen reiche Goldminen, wovon indeß einige aus Mangel an Arbeitern aufgegeben sind, seit im Jahre 1859 ein Gesetz die Sclaverei in der Republik aufgehoben hat. Von den reichen Naturproducten, welche ihr fruchtbarer Boden gewährt, ist vor Allen der Cacao und der Taback zu nennen. Die Provinzen der atlantischen Küsten verbrauchen, obgleich ihre Bevölkerung geringer ist als die der innern, dennoch verhältnißmäßig mehr auswärtige Waaren. Von den hierher gehörigen Provinzen ist Rio Hacha mit kaum 20,000 Einwohnern die verhältnißmäßig am meisten mercantile der Republik. Die Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Brasilholz von ausgezeichneter Qualität, Thierhäute und Dividiviholz. Der bedeutendste Handels- und Hafenplatz der atlantischen Provinzen ist Barranquilla, Hauptstadt der Provinz Sabanilla. Seine größten Hoffnungen setzt Neu-Granada auf das Gebiet von Choco und Darien. Eines Tages werden die Staatsgüter, welche sich dort befinden, das Mittel werden, die ungeheure auswärtige Staatsschuld zu bezahlen. Es liegt deshalb im Interesse der Staatsgläubiger, die nothwendigen Terrainuntersuchungen zur Anlegung eines interoceanischen Canals durch jene Territorien zu unterstützen, um ihr Capital wiederzuerlangen.

Correspondenz.

R. in Stockholm. Die von Ihnen gewünschte Geschichte der Fortschritte der Russen am Amur können wir des beschränkten Raumes wegen nicht weit ausdehnen. — „Um die Zeit," sagt Stuckenberg, „als die Mandschuren die Herrschaft über China gewannen, das ist ungefähr im Jahr 1640 — breiteten sich die Russen in Mongolien und Daurien aus. Trotz der mit den Chinesen hierüber entstandenen Zwistigkeiten unterließen die Russen, mit Hintenansetzung aller Rücksichten, nicht, bei jeder Gelegenheit sich auf chinesischem Gebiet am Amur anzusiedeln." Es entstand so im Jahre 1651 die Feste Albasin (ungefähr 26 Meilen unterhalb des Zusammenflusses von Schilka und Argun), 1658 von den Chinesen zerstört und 1664 und 65 von den Russen wieder aufgebaut. Später vertheidigte sich hier eine handvoll kühner Kosaken gegen eine chinesische Armee von fast 100,000 Mann, welche die Feste einnahm und schleifte. Im Jahre 1689 wurde zwischen Chinesen und Russen ein Friedenstractat geschlossen, nach welchem jenen das ganze Stromgebiet des Amur vom Zusammenflusse des Argun und der Schilka abwärts gehörte. Auch nach einem spätern Vertrage von 1727 blieb den Chinesen das ganze Stromgebiet des Amur. Die Grenze lief auf der nördlichen Wasserscheide des Amurbassins entlang. Erst in den Jahren 1844 und 1845 wurde das russisch-chinesische Grenzgebiet nördlich vom Amur durch v. Middendorf durchforscht. Nach seiner Auffassung war die Grenze etwas weiter nach Süden zu verlegen. — Die Russen

schienen indessen recht herzlich bereut zu haben, in ihren frühern Verträgen so tolerant gegen die „Himmlischen" gewesen zu sein. Unverschämtheit sollte auch hier begangene Fehler wieder gut machen. Indem sie auf mehrern seiner Nebenflüsse vom Norden her zum Amur gelangten und ihre Posten weit nach Süden vorschoben, erweiterten sie unaufhaltsam ihr Gebiet über die von Middendorf i. J. 1845 bestimmte Grenzlinie hinaus. In Folge dieser unerlaubten Excesse russischerseits befand sich der ganze Norden der Mandschurei seit 1854 in Blokadezustand; die chinesischen Helden von den Acht-Pannern (Pahki) aber, welche vom Kaiser des „himmlischen Reichs" zur Bewachung der Grenze ausgeschickt waren, hielten sich als Männer von Verstand in respectvollen Entfernungen, und ihre Vorposten standen an 300 Stunden von den Russen entfernt. Indessen konnten sich die schlauen Moskowiter nach Belieben am Amur ausbreiten und festsetzen, was sie denn auch redlich, zu ihrem und des Landes Wohl, gethan haben.

L. C. B....g in Göttingen. Ueber die in neuerer Zeit in der östlichen algierischen Sahara von den Franzosen gebohrten artesischen Brunnen finden Sie Eingehenderes in einem Aufsatze Dr. L. Buvry's: Mittheilungen aus Algier. Die östliche Sahara der Regentschaft Algier. Mit Karte. (Zeitschrift für Allgem. Erdkunde, März 1858.) Folgende Notiz ist dem Berichte General Devaux', Commandanten von Constantine, über die Bohrungen in den Oasen seiner Provinz entnommen: Die Bohrungen, welche auf der Linie von Biskra nach Wargla ausgeführt wurden, lassen hoffen, den ehemaligen Oasen wieder jenen Wohlstand zu verleihen, den die Bevölkerung noch durch Traditionen kennt. Seit vorigem Jahre (1857) hat sich die Menge des sprudelnden Wassers fast verdoppelt; es ist ein wahrer Fluß in dem glühendsten Theile Algiers geschaffen worden. Im Laufe des Jahres 1857—1858 lieferten fünf Bohrungen Quellen, welche zusammen 9583 Litres Wasser in der Minute, d. i. 159,72 Litres in der Secunde geben, eine Wassermenge, welche der eines ziemlichen Flusses gleichkommt. Zu Sidi-Sliman, 25 Kilom. von Tugurth, war die Oase in gänzlichem Verfall; die Palmbäume waren umgehauen, das Dorf in Ruinen. Seit 25 Jahren waren die drei Brunnen der Oase versiegt, und vergebens hatten die Eingeborenen versucht, sie wieder herzustellen. Nun wird ein Brunnen, welcher 4000 Litres in der Minute liefert, dort wieder Leben und Fruchtbarkeit erzeugen.... Im Ganzen wurden seit zwei Jahren fünfzehn Bohrungen vorgenommen. Elf gelangen vollständig; von den übrigen vier lassen zwei vollen Erfolg erwarten; die beiden andern werden mindestens gewöhnliche Brunnen abgeben. Diese wichtigen Arbeiten wurden unter Leitung des Civilingenieurs Jus und des Spahilieutenants Lehaut von den Soldaten des 99. Linienregiments ausgeführt. Im Jahre 1858—1859 soll der Brunnen von Metkanak vollendet und andere Bohrversuche im Hodrabecken vorgenommen werden.... Auf die Araber macht diese erste Wohlthat der Civilisation merklichen Eindruck. Wenn — schließt Devaux' Bericht — es, wie Alles hoffen läßt, gelingt, die Oasen in diesem Theile der Sahara wieder herzustellen, so wird dies ein gewaltiger Schritt zur künftigen Entwicklung der Colonie sein. Die gute Erde ist tief, Getreide und Gerste liefern schöne Ernten, die Palmengärten beträchtlichen Nutzen.

B. K. in Weimar. Das russische Telegraphennetz umfaßt bereits vierunddreißig Gouvernementshauptstädte und zählt achtzig Stationen. Sechs Linien gehen von Petersburg aus: 1. nach Warschau und Preußen, 2. nach den Ostseeprovinzen, 3. nach Abo in Finnland, 4. über Kiew und Odessa nach Simferopol, 5. nach Charkow, und 6. nach Wladimir und Nischnei-Nowgorod. Im Laufe des Jahres 1859 werden 460 Wegstunden neue Linien gebaut; und nun soll die Linie von Nischnei-Nowgorod bis Kasan, von dort bis Laischew und später bis Orenburg verlängert werden. Die russische Regierung hat den Entwurf zur Anlegung einer Telegraphenlinie von Petersburg nach der Amurmündung durch Nordeuropa und Asien genehmigt (s. „Neuestes aus der Ferne," März 1859, „Neuestes über das Amurland").

C. F. H. in Coburg. Nach den neuesten Arbeiten des Directors des statistischen Bureaux in Berlin, C. F. W. Dieterici, beträgt die Totalbevölkerung der Erde in runder Zahl 1288 Millionen Seelen, wovon auf Europa 272, auf Asien 755, auf Afrika 200, auf Amerika 59, auf Australien 2 Millionen kommen. (Nach Stein wurden früher nur 900, nach Hörschelmann 872, nach Büsching 1000 Millionen angenommen.) Details finden Sie in einem Aufsatze Dieterici's in Petermann's „Mittheilungen," Jahrgang 1859 S. 1.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 34. Juli 1859.

Erste Abtheilung.

Ein Intermezzo.

Novelle

von Bernd von Guseck.

I.

Der Abend eines kalten, stürmischen Februartages brach ein. Noch im Zwielicht war den Wolken, die sich, undurchdringlich jedem Sonnenstrahl, seit Mittag in grauen Massen über den ganzen Himmel gelagert hatten, ihre eigene Last zu schwer geworden und sie hatten angefangen, sich derselben in dichten, vom Winde umhergewirbelten Flocken zu entledigen. Die Schneedecke, welche bereits über den Fluren lag und sich vom Frost gesenkt hatte, sollte wieder um ein paar Fuß locker erhöht werden. Allmälig erlosch die Dämmerung, es war kein Gegenstand mehr deutlich zu erkennen. Der Schneefall wurde immer stärker, sein weißes, die ganze Luft erfüllendes Treiben verbreitete in der Dunkelheit einen zweifelhaften und trügerischen Schein; der Wind, der über das wellenförmige Gelände brauste, wuchs an Macht und wurde zum Sturme. Glücklich, wer am Kamin sitzen konnte im traulichen, warmen Zimmer, im festen, schützenden Hause!

Das war der stille Seufzer eines Verschlagenen, der im Schlitten an der Seite eines Gefährten durch Nacht und Schneesturm dahin fuhr, allen Schrecken des entsetzlichen Wetters preisgegeben. Sein Begleiter führte die Zügel des raschen Gespanns, das schnaubend im flüchtigen Trabe vor dem Winde dahineilte; hinter den beiden Männern, in schlimmerer Lage als sie, saß der Diener auf der Pritsche, die Füße mehr und mehr im Schnee begraben, der über den Kufen zusammenfiel. Er war der Erste, der das Schweigen brach, welches schon seit einer Viertelstunde unter der Gesellschaft herrschte. „Gnädiger Herr, Sie verlieren die Bahn!" warnte er.

„Siehst Du sie noch?" fuhr ihn der Herr etwas barsch an, der Kutscher wußte aber, es war nicht böse gemeint.

„Zugeschneit ist sie freilich," erwiederte er, „aber dann läßt man den Pferden ihren Willen, gnädiger Herr."

Der Herr ließ einen halblauten Fluch hören, welcher seinem Begleiter unangenehm in die Ohren klang.

„Wir haben uns wohl schon verirrt?" fragte dieser kleinlaut.

„Wär' auch kein Unglück!" erhielt er zur Antwort. „Irgend wohin müssen wir doch kommen!"

„Ist die Gegend sehr angebaut?" fragte der Andere, und erschrak vor dem Gelächter, welches er dadurch hervorrief. Es klang ihm, wie eine frevelhafte Herausforderung des Schicksals.

„Ist das mein alter Rieß noch, der einer Welt Trotz bot?“ rief der Gefährte.

„Ja, Steinau, der bin ich noch!“ erwiederte Rieß etwas empfindlich. „Du sollst mich kennen lernen.“

„Gnädiger Herr, Sie halten immerfort links — wir werden in die Hasenscharten kommen!“ murrte der Kutscher wieder.

Sein Herr fluchte bei dieser Prophezeihung noch unchristlicher als vorher und rief: „Das wäre allerdings nicht angenehm! — Ich thue ja aber den Mähren Nichts, Du Klugsprecher! Ich halte sie nur, daß sie nicht durchgehen, sie haben die größte Lust dazu! Scheuen sich, als wären Gespenster in der Nähe.“

In der That setzte das Sattelpferd, das schon längst sehr unruhig geworden war, heftig an und riß das andere mit, daß es aller Kraft und Geschicklichkeit ihres Lenkers bedurfte, um sie nach einem kurzen Laufe wieder zu bändigen.

„Haben Sie nun gesehen, gnädiger Herr, daß der Peter Recht hatte mit dem Linkshalten?“ nahm sich der Kutscher heraus zu bemerken.

„Hol' Dich der —!“ erwiederte Herr von Steinau.

„Was war denn das für ein schwarzer Gegenstand, an den wir beinahe angeprallt wären?“ fragte Rieß, dem bei dem Ansetzen der Pferde sehr übel zu Muthe gewesen war. „Es sah aus, wie ein alter Wartthurm.“

„Der Galgen, Rieß!“ antwortete Steinau gelassen, und da er fühlte, daß sein Nachbar bei dieser unheimlichen Erklärung ein wenig zusammenfuhr, setzte er hinzu: „Du darfst es aber nicht für ein böses Vorzeichen nehmen, daß wir fast an den Galgen geprallt wären: es wird Keiner mehr hier abgethan. Von den drei Pfeilern steht auch nur einer noch, und Du hast ganz Recht, der sieht von Weitem aus, wie ein alter Wartthurm, auch bei Tage. Sie haben ihn stehen lassen, weil er als ein weit sichtbarer Punkt zu Vermessungen gebraucht wird — er steht nämlich auf einer Höhe, wie Du gleich bemerken wirst. Lege Dich nur stark zurück, es geht bergab.“ In der That fuhren sie gleich darauf eine ziemlich starke Senkung hernieder, deren Abfall den raschen Trab der Pferde noch beschleunigte, obgleich sie Steinau in schräge Richtung gebracht hatte.

„Sitze nur still, alter Kerl!“ lachte Steinau. „Es geht ja nicht an den Hals. Bist Du in Deinem Leben noch keinen Berg hinunter gefahren? Auf der Chaussee, mit dem Hemmschuh, nicht wahr? O wärst Du doch Soldat geblieben!“

Rieß erwiederte Nichts und sie hatten den Grund der weiten muldenförmigen Vertiefung auch bald gewonnen; dann ging es aber wieder bergan und auf einer eben solchen Hochfläche weiter, als sie jenseits verlassen hatten. Der Sturm faßte sie hier mit erneuter Wuth und das Schneetreiben wurde immer dichter. „Mein Hut!“ schrie plötzlich Rieß. Er war ihm von einem Windstoße jählings abgerissen und in die Nacht entführt worden. Verzweifelt hielt Rieß fest, was sich noch vom Kopfe lösen und dem Hute böslich folgen wollte, wobei er den Mantelkragen mit der andern Hand in die Höhe zog.

„Der ist verloren!“ sagte Steinau lachend, hielt aber doch die Pferde an, die nicht recht stehen wollten, und Peter machte nicht eben willige Anstalten, in den tiefen Schnee zu steigen, um dem Hute, der gewiß schon im Grunde hinter ihnen seinen Tanz trieb, nachzusetzen.

„Um keinen Preis!“ rief Rieß. „Bleiben Sie sitzen — fahre weiter, Steinau! Ich habe noch ein Mützchen in der Manteltasche.“ — Die Pferde trabten schon wieder dahin durch den Flockensturm. — „Wir wollen den Hut als ein Opfer betrachten, um die bösen Geister zu besänftigen. Möchte es das einzige sein!“

„Na, Du machst doch wieder einen Spaß, das freut mich!“ sagte Steinau. Er hatte aber den unterdrückten Seufzer nicht gehört, welcher die Scherzhaftigkeit der Aeußerung sehr zweifelhaft ließ.

„Sind wir in der Richtung, Peter?“ fragte er dann. „Der Schnee macht mir selbst den Kopf wirblig.“

„Nur nicht lenken, gnädiger Herr!“ rieth der Kutscher. „Die Pferde finden's am besten. Ich weiß auch Nichts mehr.“

Bei diesem trostreichen Worte seufzte Rieß nun hörbar von Neuem; es fielen ihm Schreckensgeschichten aus Polen ein, die er gelesen hatte, von nächtlichen Schlittenfahrten auf endlosen Heiden, verfolgt von hungrigen Wölfen; ein Bild schwebte ihm vor, das er in irgend einer illustrirten Zeitschrift gesehen — damals hatte er es mit wahrem Vergnügen betrachtet, nun schien es an ihm selbst zur schauderhaften Wirklichkeit zu werden.

Steinau war auch verstummt, und ließ nur von Zeit zu Zeit, wenn das Wetter ärger tobte, einen halblauten Fluch vernehmen, der seinem Begleiter in dieser Lage mehr als frevelhaft erschien. Die Pferde allein hatten frischen Muth bewahrt und setzten ihren Weg ohne Spur und Bahn mit ungeschwächter Kraft fort.

Auf einmal gab es unter der einen Kufe einen Stoß, wie wenn ein Schiff auf eine blinde Klippe fährt, der Schlitten hob sich, warf um und begrub seine Insassen, sammt dem Kutscher, in den tiefen Schnee. Steinau

mußte die Zügel loslassen, die Pferde brausten mit dem verkehrten Schlitten davon.

„Gott sei Dank!“ rief Peter, und Rieß, der sich eben aus dem Schnee emporraffte, glaubte einen Wahnsinnigen zu hören. Aber Steinau stimmte sogleich laut lachend ein.

„Nun ist's gut!“ rief er. „Wir sind zu Hause! — Siehst Du die Lichter, Rieß? Dicht am Hafen sind wir noch gescheitert: das war der vermaledeite Backofen, über den wir, so tief verschneit ist er, wegfahren wollten. Nun komm nur, eine kleine Promenade von höchstens einer Viertelstunde. Die Pferde werden uns schon angemeldet haben.“

Rieß glaubte nun auch, soviel er im Schneetreiben die Augen öffnen konnte, in geringer Entfernung hier und da ein mattes Flimmern, wie von Lichtern eines bewohnten Ortes, zu bemerken, aber er zögerte noch, dem Aufrufe seines Freundes zu folgen, denn er wußte sein Gepäck, einen schweren Koffer nebst verschiedenen Taschen, beim Umsturz des Schlittens hier im Schnee liegen, und wagte doch nicht, vorzuschlagen, daß etwa Peter zur Bewachung dabei blieb. Steinau dachte indessen selbst daran. „Deine Sachen liegen gut,“ sagte er. „Bei uns stiehlt Niemand, höchstens einen Hasen oder Holz zu meinem Aerger. Peter, mach', daß Du voraus kommst, meine Frau ängstigt sich sonst. Wenn der Schlitten noch ganz ist, hole uns ein Stück!“ Peter trabte davon.

„Aber, — es sind Werthpapiere darin, Geld, meine ganze Wäsche und Kleidung —“

„Alles ist sicher! ich gebe Dir mein Wort! Es kommt ja auch in dem Höllenwetter kein Mensch heraus, bis wir von meinem Hause herschicken. Komm nur, wir verschneien sonst hier!“

Mit schwerem Herzen gehorchte Rieß, da er sich nicht gut länger widersetzen konnte. Als sie aber kaum einige Schritte zurückgelegt hatten, hörten sie eine laute Stimme rufen: „Herr Oberforstmeister!“

„Hier!“ antwortete Steinau eben so laut, und ein Mann näherte sich, dessen dunkle Gestalt erst auf kurze Entfernung in dem Gestöber erkennbar wurde.

„Sie haben doch keinen Schaden genommen, Herr Oberforstmeister?“ rief er entgegen.

„Seid Ihr's, Schenker?“ erwiederte Steinau. „Zum Glück ist Alles gut abgegangen. Woher wißt Ihr's?“

„Der Peter klopfte an mein Fenster und schickte mich her — die Pferde hörten wir vorbeipreschen.“

„Ihr müßt eben so schnell laufen können! War't doch nicht etwa wieder unterwegs, Schenker, was? Nehmt Euch in Acht vor mir! Na, na, verschwört Euch nicht! Holt noch ein paar Leute und nehmt die Sachen, die hier im Schnee liegen, in Euer Haus. Sag' ihm doch, Rieß, was Alles da sein muß.“

„Kann ich es auch mit vollkommener Sicherheit?“ fragte Rieß in französischer Sprache.

„Ja doch!“ antwortete Steinau deutsch. Rieß gab also dem Schenker Bescheid, es blieb ihm Nichts weiter übrig, wenn er nicht selbst, der fast vor Frost verging, sich hier bei seinem Koffer vom Schnee einschütten lassen wollte.

Der Schenker griff sogleich suchend umher und fand zwei zusammengeschnallte Taschen, die er aufnahm, daneben auch den Koffer, der aber für ihn allein zu schwer war. Steinau hatte unterdessen den widerstrebenden Freund schon mit sich fortgenommen — die Schenke, wie hier zu Lande das Dorfwirthshaus genannt wird, lag nur eine kurze Strecke entfernt, am Eingange des Dorfes, wo zwei Landstraßen sich kreuzten; Steinau kehrte zur großen Erleichterung seines Gefährten in die offene Thür ein, an der mehrere Menschen standen.

„Guten Abend, Schenkerin!“ sagte er. „Wir wollen eine Weile eintreten.“

„Unterthänigst aufzuwarten!“ antwortete eine helle Frauenstimme und erkundigte sich theilnehmend nach dem geschehenen Unglück. Der Oberforstmeister beruhigte sie darüber und trat mit Rieß in die Stube, wo ein großes Kaminfeuer brannte und eine erstickende Hitze nebst Tabacksqualm sie empfing. Fast auf dem Fuße folgte ihnen der Wirth, der nun schnell die beiden Taschen abgab und dann mit einem der Bauern, die bei ihm verkehrt hatten, wieder hinausging, um auch den Koffer zu holen. Die Schenkerin schob die schmutzigen Karten, die auf dem Tische von dem Zeitvertreib der Gäste Zeugniß gaben, bei Seite, wischte die Ecke desselben mit der Schürze ab und putzte die Oellampe. Alles Das, mit der drückenden Luft, welche hier herrschte, war Rieß im höchsten Grade widerwärtig und er bereute tausendmal, daß er sich durch Steinau's Begegnung und Bitten hatte von seinem wohlüberlegten und schönen Reiseplan abbringen lassen. Jetzt wäre er längst in einem Hotel ersten Ranges, umgeben von allem Comfort, geborgen gewesen, mochte es draußen stürmen und schneien nach Belieben! Statt dessen saß er hier in der elenden Dorfschenke, halb erstickt vom schändlichsten Tabacksrauch, um sein Eigenthum besorgt und sah nach der zu hoffenden Erlösung einer an Behaglichkeit sehr zweifelhaften Gastfreundschaft entgegen. Was er auf der Schlittenfahrt von seinem nach langer Trennung wiedergefundenen Freunde wahrgenommen hatte, schien eher auf eine rohe, alle Bequemlichkeit verachtende Jägerwirthschaft schließen zu lassen, als auf ein der Geburt und dem Range des Oberforstmeisters Baron

Steinau angemessenes Hauswesen. Die Baronin, auf welche er sehr neugierig war, gewährte ihm noch einigen Trost, sie war ja doch eine Dame, kein bloßes Frauenzimmer.

„Trink, Alter! Es wird Dir gut thun auf die Kälte und den Schreck!“ sagte Steinau, ihn aus diesen Betrachtungen reißend.

Mit Entsetzen bemerkte Rieß das große Glas, gefüllt mit einer gelblichen Flüssigkeit, deren Geruch ihren Charakter unzweifelhaft machte, in der Hand seines Freundes, sah ein zweites, das er ihm zuschob und lehnte das Ansinnen entschieden ab.

„Es ist echter, alter Korn, der erste Edelmann des Reichs kann ihn trinken!“ versetzte Steinau lachend, und leerte sein Glas mit einem eben so echten Waidmannszuge. Da kam einer der Bauern, die nach dem lang' ausbleibenden Schenker gesehen hatten, wieder herein und meldete ihn sammt dem Koffer: Rieß holte erleichtert Athem und zog seine Geldtasche hervor, aus welcher er die Mühe durch ein reichliches Geschenk belohnte.

„Du hast nun Alles wieder, außer Deinem Hut,“ sagte Steinau. „Der wird sich freilich nicht eher finden, als bis es aufthaut und dann nicht mehr in curfähigem Zustande. Warum auch den Thurm von Filz auf dem Schlitten!“

„Vor Deiner Frau Gemahlin — zum ersten Male — konnte ich doch nicht anders —“

„Na vor der!“ versetzte der Oberforstmeister und es lag ein bedenklicher Sinn in dieser Aeußerung.

„Wollen wir aber nicht —?“ fragte Rieß, dem der Schneesturm draußen jetzt Himmelsluft dünkte gegen die ihn umgebende Atmosphäre.

„Sie holen uns schon ab! Schenkerin, hat Sie den Posten ausgesetzt? Es ist wohl Ihr Mann selber?“

„Ja, gnädiger Herr, und man hört schon das Geläut im Dorfe — er muß gleich hier sein.“

„Siehst Du? Bei mir ist Ordnung!“ sagte der Oberforstmeister zu seinem vor Ungeduld sich verzehrenden Freunde. „Ein anderer Schlitten, umgespannt, umgekehrt, Sela! Meine Alte wird aber doch erschrocken sein.“

Das Schellengeläut kam jetzt vor das Haus und der Schenker verkündigte Peter's Ankunft — die Pferde waren vor dem Forsthause von dem Jägerburschen aufgefangen worden, den Frau von Steinau hinausgeschickt hatte, da sie über das ungewöhnliche Ausbleiben ihres Gemahls besorgt zu werden anfing, und der Schlitten mußte im weichen Schnee keinen Schaden genommen, sich vielmehr im wiederholten Umschwunge wieder aufgerichtet haben, Peter aber war unterwegs von dem Jägerburschen getroffen worden und Beide standen für alle Fälle nun draußen. „Meine Frau weiß also wohl gar Nichts von dem Spaße?“ fragte der Oberforstmeister, als er vor die Thür trat, und da es der Bursche bejahte, war er zufrieden.

„Steig ein, Rieß! Wir treffen auf keinen Backofen mehr.“

II.

Das Dorf lag hinter ihnen. In geringer Entfernung davon hielten sie vor einem Hause, dessen dunkle Masse, im Erdgeschosse mit einigen erleuchteten Fenstern, Rieß sehr stattlich vorkam.

„Endlich!“ rief eine Frauenstimme, und Steinau erwiederte kräftig: „Dafür bringe ich Dir auch einen Gast mit.“

„Elisen?!“ entgegnete die Frau mit freudigem Tone.

„O was denkst Du? Wie wäre das möglich! Hier —“ sie standen im schwach erleuchteten Flur der Dame gegenüber, welche ihrem Gemahl entgegengeeilt war — „hier stelle ich Dir meinen ältesten Freund vor: den Grafen Hermann Rieß.“

„Meine gnädigste Frau, ich habe um Ihre Nachsicht zu bitten — die freundliche Einladung Ihres Herrn Gemahls —“

„Sie sind willkommen, Herr Graf und gern gesehen! Ihr Name ist mir ja nicht fremd.“ Sie lud ihn mit der Hand ein, zu folgen und ging rasch voran. — „Ohne Umstände!“ rief Steinau.

„Nur den Mantel, die Ueberschuh —“ er konnte damit vor dem Frost, der ihn durchschüttelte, nicht recht fertig werden.

„Christian!“ rief der Oberforstmeister mit lauter Stimme, die in dem geschlossenen Raume wahrhaft donnernd klang. Der Jägerbursche stand ganz in der Nähe. „Hilf dem Grafen! Alle Sachen nach dem Gastzimmer! Und einheizen!“

Endlich war er fertig — ein paar Striche mit der Haarbürste noch! Sie traten ein. Das Licht der Lampe, welche in dem Zimmer brannte, blendete den Grafen zuerst; als er das überwunden hatte, verneigte er sich tief vor der Dame des Hauses, welche seine erneuten Entschuldigungen freundlich unterbrach.

„Ein Freund meines Mannes ist uns stets ein lieber Gast!“ sagte sie und bat ihn, Platz zu nehmen. Mitten im Zimmer stand ein gedeckter Tisch. Steinau faßte den Freund, der noch zögerte, bei den Schultern und drückte ihn in den bequemen Lehnsessel. „Du bist hier in der Wildniß, bei einfachen Jägersleuten und nicht beim Hofmarschall,“ sagte er. „Complimente sind bei uns schlecht angebracht, wir haben sie verlernt. Oder

willst Du Dir's erst oben in Deiner Stube bequem machen? Es wird nur noch kalt sein."

„O nein," versetzte die Hausfrau. „Wir haben in Deiner Abwesenheit schon einen Besuch gehabt. Das Zimmer ist warm. Wollen Sie sich ein Weilchen erst zurückziehen, Herr Graf? Sie werden von dem abscheulichen Wetter viel gelitten haben!" Steinau zog die Klingelschnur und befahl dem schnell erscheinenden Christian, den Grafen nach seinem Zimmer zu führen. Dieser nahm es, mit einigen dankbaren Worten gegen die Wirthin, an.

„Also das ist Dein Hermann?" fragte Frau von Steinau, als das Ehepaar allein war.

„Ja, Mutter, so habe ich mich auch gefragt, als ich ihn in der Stadt auf dem Bahnhofe traf. Was ist aus dem alten Rieß geworden! Ich möchte nur wissen, ob wir uns auch so verändert haben!"

„Du nicht!" sagte die Gattin lächelnd.

„Ich erkannte ihn aber doch auf den ersten Blick und er mich auch. Wir freuten uns herzlich, denn wir haben uns in fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen. Ich fragte ihn, wo er hin wollte — nach Italien! denke Dir. Wie weit er bezahlt habe? Nur bis zur nächsten Station, da wollte er übernachten. Das kannst Du bei mir, sagt' ich, Du hast Nichts zu versäumen; geht der Krieg in Italien los, werden sie auch ohne Dich fertig werden, Soldat bist Du ja nicht mehr. Er machte Einwendungen, denn er ist sehr höflich geworden, wie Du gesehen hast, aber es half Nichts, er mußte mit. Es war eine tolle Fahrt, wir verloren den Weg, kamen über den Galgenberg und warfen zuletzt vor dem Dorfe um, da ich über den verschneiten Backofen fuhr."

Frau von Steinau lachte. — „Von Herzen wird er aber doch der Alte geblieben sein," fuhr der Gatte fort. „Wenn er auch ein bissel — wie sagt man bei Dir zu Hause? — pumplich geworden ist!" Frau von Steinau war in Sachsen geboren und wurde von ihm zuweilen mit dem Dialekt ihrer Heimath, den sie wenigstens im Tonfall noch nicht ganz abgelegt hatte, geneckt.

„Sei zufrieden, daß ich noch nicht pumplich bin — alt genug wäre ich dazu!" erwiederte sie heiter. „Aber Du fragst ja gar nicht, wer bei mir gewesen ist? Bist Du denn gar nicht ein bissel mehr eifersüchtig?"

„Bin's in meinem Leben nicht gewesen, Rosel!" versetzte er lachend, indem er nicht bedachte, daß er einer empfindlichen Frau damit weh gethan haben würde, denn es lag grade für Frau von Steinau darin eine Andeutung, daß sie wohl keine Bewunderer gefunden hätte. Indessen von einer krankhaften Reizbarkeit hatte sie niemals eine Spur gehabt. — „Wer ist denn hier gewesen? Der Landrath oder Malthau?"

„Der alte Reiffenbach!" erwiederte sie, und da Steinau seine Verwunderung äußerte, fügte sie hinzu: „Nun höre es, was er auf dem Herzen hat. Der Erwin wird in diesen Tagen frei. Er soll in einer Gemüthsstimmung sein, wovon man sich keinen Begriff machen kann. Unter Menschen, sagt der Vater, kann er gar nicht gebracht werden, da ist zu befürchten, daß es ganz schlimm mit ihm wird. Auf Reisen ihn zu schicken, ist eben so gefährlich und jetzt im Winter, wohin? wenn auch eine Zurückgezogenheit in schöner Gegend heilsam für ihn wäre."

„Und da sollen wir ihn hernehmen?" rief Steinau, der seine Frau errieth.

„Das war des Vaters Idee — darum kam er her. Er wollte Dich um den Liebesdienst bitten."

„Ich höre schon, Du bist ganz damit einverstanden. Was hast Du ihm denn gesagt?"

„Glaubst Du, daß ich ohne Deinen Willen Etwas bestimmen oder gar eine Zusage geben würde? Ich habe ihm gesagt, daß er mit Dir Rücksprache nehmen sollte; er bedauerte sehr, Dich nicht gefunden zu haben, wollte aber nicht auf Dich warten und bat mich, Dir die Sache vorzustellen."

„Es geht ja gar nicht, Mutter! Hast Du denn an Elisen gedacht?"

„Sie sind doch früher viel zusammen gewesen — wochenlang unter einem Dache!"

„Als Kinder!" warf er ein.

„Kinder von achtzehn und sechzehn Jahren, erwiederte sie. „Und wenn ihre Herzen sich finden, so werden sie glücklich, das kann ich verbürgen."

„Du übernimmst viel!" versetzte er. „Wollen wir aber dem Kinde, das nun ein gemüthliches Leben zu Hause haben soll, einen so trüben Eindruck bereiten, den sie täglich vor Augen haben muß?"

„Das ist freilich zu bedenken," erwiederte sie. „Der Vater hat aber seine ganze Hoffnung auf uns gesetzt. Wir wollen uns noch Alles reiflich überlegen, guter Rath kommt über Nacht."

„Ja, Mutter! — Essen wir nicht bald?" Sie lächelte, wie schnell er in das Materielle übersprang und beschied ihn, er möge nur seinen Freund rufen lassen, es sei Alles längst bereit. Das geschah, es dauerte jedoch noch eine Weile, ehe Rieß erschien. „Er scheint auch die militärische Raschheit verlernt zu haben," murrte der Oberforstmeister.

Da trat der Gast endlich ein, in einer leichten, eleganten Kleidung vom besten Ge-

schmack, welche seltsam gegen den tüchtigen Winterrock seines Freundes, den dieser noch nicht abgelegt hatte und gegen das einfache Hauskleid der Wirthin abstach. Er entschuldigte sein langes Ausbleiben; es war, als habe er hier Nichts zu sagen, als stets um Verzeihung zu bitten.

Frau von Steinau bat ihn, auf keine Weise in ihrem Hause peinliche Rücksichten zu nehmen, sondern es ganz als sein eigenes anzusehen; „es sei hier Gesetz," fügte sie freundlich hinzu, „daß sich Niemand einen Zwang auferlege."

Unterdessen hatte eine Magd eine große dampfende Suppenschüssel aufgetragen, die kleine Gesellschaft setzte sich zu Tisch. Ein starker Geruch von Gewürz machte sich Rieß bemerkbar: er hatte nach seiner und der Städter Gewohnheiten eine Tasse Thee erwartet und wurde mit einer heißen Biersuppe, überaus kräftig gewürzt, bewirthet, in einer Portion, welche ihn erschrecken ließ. Gleichwohl konnte er sie nicht ablehnen und sündigte schon gegen das Hausgesetz, indem er sich wohl in Jahren keinen solchen Zwang auferlegt hatte, als heut, wo er die starke Suppe mit wahrer Todesverachtung zu überwältigen strebte, innerlich erstaunt über Steinau's Lob derselben. „Du weißt, Frau, was auf eine solche Höllenfahrt, wie die heutige, wohl thut," sagte dieser.

„Halten Sie unser Haus auch für eine Hölle, wie mein überaus artiger Herr Gemahl?" wandte sich Frau von Steinau an den Gast, welcher ihr darauf mit großer Redegewandtheit antwortete. Steinau aber lachte. „Wie heißt doch Euer Ballet, was vor'm Jahre wöchentlich wo möglich neunmal in der Zeitung stand — Satanella! Was meinst Du zu dem Namen für Dich, Frau? Sei aber ruhig, Alter. Ich denke, es soll Dir in unserer Hölle nicht zu stark eingeheizt werden, bleib' nur recht lange hier!"

Auf diese herzliche Einladung, welche Steinau ihm schon unterwegs gethan hatte, machte Rieß einige dankbare Einwendungen. „Das wird sich Alles finden!" schnitt sie ihm der Freund ab. „Wer so ganz Herr seiner Zeit ist, wie Du, der bleibt, wo es ihm gefällt, und ich hoffe, es soll Dir bei uns nicht mißfallen — ohne alle Complimente, bitte ich."

Die Magd trug jetzt den zweiten Gang auf: eine Schüssel mit schwarzen, wohlgestopften Erzeugnissen der Schlächterei. Wurst! Sauerkraut und gebratene Kartoffeln dazu! Vor dieser neuen Prüfung sank dem Gaste das Herz, er glaubte sie nicht bestehen zu können. Er, der zu Abend höchstens eine feine Leckerei in einem der Delicatessenkeller der Residenz gewohnt war und vertragen konnte, sollte hier Wurst und Sauerkraut essen, nachdem er bereits statt einer kleinen Tasse Thees eine Dragonerportion gewürzte Biersuppe genossen hatte! Die Hausfrau, welche ihm gegenüber saß, mochte den Blick auf die Schüssel, welchen alle Selbstbeherrschung nicht zurückhalten konnte, bemerkt haben, denn sie sagte freundlich: „Unsere ländliche Kost, berechnet auf meines Mannes Appetit, bedarf der Entschuldigung — vielleicht ziehen Sie eine leichte Omelette vor?" Eine solche wurde auch eben von der Magd als Nachtrag aufgesetzt und erleichterte des Gastes Besorgnisse nicht wenig; er rühmte, die kräftigen Speisen, deren Duft schon stärkend sei, und bedauerte nur, da er gar nicht an ein förmliches Souper gewöhnt sei, sie nicht kosten zu können, der Omelette aber sprach er zu und sie war so schmackhaft selbst für seinen verwöhnten Gaumen, daß er mehr davon aß, als er sich erinnern konnte, je geleistet zu haben. Die Unterhaltung wurde meist nur von ihm und Frau von Steinau geführt, da der Oberforstmeister wirklich einen bedeutenden Appetit entwickelte und sich im Essen nicht viel durch Reden stören ließ. Aber er hörte doch aufmerksam zu und es war ihm lieb, daß seine Frau an der Unterhaltung des Gastes Geschmack zu finden schien — Rieß wußte auch gut und leicht zu sprechen, selbst da, wo eigentliche Berührungspunkte mehr oder minder fehlten.

Als die Tafel aufgehoben war, sah Steinau nach der Uhr, die in einem alterthümlichen, bis an die Erde reichenden Gehäuse an der Wand hing und durch ihren starken Glockenschlag Rieß schon an die Klänge der Theaterkathedrale von Rheims beim Einzuge der Jungfrau von Orleans erinnert hatte. — „Sieh da! Es ist schon neun Uhr, geht stark auf zehn!" bemerkte der Hausherr; seine Frau warf ihm einen verweisenden Blick zu, er schien aber dem von ihr erwähnten Hausgesetze mit einem guten Beispiele vorangehen zu wollen, denn ohne sich den geringsten Zwang anzuthun, sagte er zu dem Freunde: „Wir gehen auf dem Lande früh zu Bett und stehen dafür eben so früh auf. Nimm es nicht übel, wenn Du es anders gewohnt bist, und richte Dir es ganz ein, wie Du willst. Ihr Herren aus der großen Welt pflegt Tag und Nacht zu verkehren. Deine Stube liegt nach dem Walde heraus, Du sollst nicht gestört werden, ich sorge dafür. Außer etwa durch die Hunde — den Canaillen kann man das Maul nicht verbieten. Wenn es Dir nicht unangenehm ist, wünschen wir Dir jetzt gleich eine gute Nacht — Du wirst aber auch von unserer Schlittenpartie müde sein und schlafen. Träume nur nicht vom Galgenberge!"

Frau von Steinau suchte ihres Mannes Gradheit etwas zu mildern, indessen nahm Rieß mit der höchsten Unbefangenheit den Vorschlag des Freundes an und empfahl sich, wie ein Weltmann es nur thut. Christian leuchtete ihm.

„Er ist doch ganz liebenswürdig," äußerte die Hausfrau, als er sich entfernt hatte.

„So?" erwiederte Steinau. „Ich habe es schon bei Tische bemerkt, daß Du ihn liebenswürdig findest. Am Ende thue ich Dir den Gefallen und werde doch noch auf meine alten Tage einmal eifersüchtig."

„Du hast hier alle Ursache," scherzte sie. „Wenigstens was seine Toilette betrifft, stellt er Dich in rabenschwarzen Schatten."

Rieß hatte unterdessen, auf seinem Zimmer angekommen, diese Toilette schon abgeworfen und sich in einen weichen, seidenen, wundervoll wattirten Schlafrock gehüllt, in welchem er beim Lichte der beiden Kerzen, die ihm der Jägerbursche auf den Tisch gestellt hatte, die Einrichtung um ihn her in Augenschein nahm. Sie entsprach der, welche er schon unten im Wohnzimmer, das zugleich zur Tafelstube zu dienen schien, wahrgenommen hatte: äußerst veraltet, nicht etwa Rococo, wie es geschätzt wird, sondern das unverfälschte Mobiliar der Rheinbundszeit. Es fehlte nur die Staffage: ein paar Herren im langschnäbeligen Frack, mit zwei Uhrketten auf der Hose, mit Busenkrause und Zubehör, eine Dame mit kürzester, fast unter den Armen angebrachter Taille, und engem, faltenlosen Kleide, schauderhaft ausgeschnitten, so wäre die Zusammenstellung vollkommen gewesen.

Er mußte aber nun an die wirklichen Bewohner dieses Hauses denken, seinen Steinau und dessen Gemahlin. Steinau hatte auf ihn einen niederbeugenden Eindruck gemacht. Wenn er sich selbst vor dem Spiegel betrachtete, wie der Zahn der Zeit an ihm genagt, ihm den größten Theil seines sonst so üppigen, glänzend braunen Haupthaars genommen und den Rest mit Grau gemischt, die Züge des einst blühenden Gesichts tief gefurcht und entfärbt, seiner ganzen, der frühern Fülle und Elasticität beraubten Gestalt den Stempel des Alters aufgedrückt hatte, und dagegen Kurt Steinau sich vorstellte, der fünf Jahre älter als er, und von Kraft und Gesundheit strotzend, in straffer Haltung noch jetzt ein wahres Modell männlicher Schönheit war, das vor den Augen des jüngsten Mädchens, trotz seiner fünfzig Jahre, Gnade finden konnte, so faßte Rieß ein Gefühl, von dem er sich selbst nicht volle Rechenschaft geben mochte. Verlorene Zeiten lassen sich aber nicht zurückkaufen, es war eine Thorheit, sich mit Gedanken zu befassen, wie es wohl auch mit ihm hätte anders stehen können!

Rieß begriff nur Eins nicht: wie Kurt Steinau sich diese Frau hatte wählen können, er, der bildschöne kräftige Mann und sie, das kleine, unscheinbare Wesen ohne Figur und Gesicht, mit den grauen, wenn auch noch so freundlichen Augen. War sie vielleicht reich? Das fortgesetzte Dienstverhältniß Steinau's in dieser Einöde, die ganze Umgebung und häusliche Einrichtung machten es unwahrscheinlich. Was hatte also Steinau zu dieser unbegreiflichen Heirath bewogen? Unbegreiflich war sie dem Zweifler wenigstens noch heut. Von Kindern hatte er Nichts im Hause bemerkt, es war ihm auch sehr lieb, Kinder liebte er nicht und in einem befreundeten Hause erforderte es doch der Anstand, sich ein wenig mit ihnen zu befassen. Gewiß war es eine kinderlose, nüchterne Ehe bei Hausmannskost leiblich und geistig geblieben. Daß Steinau bisweilen seine Frau „Mutter" genannt, hatte der Gast, dem das Wort ein leerer Klang war, überhört.

Im Hause herrschte schon längst eine tiefe Stille, Rieß war gewiß der Einzige von seinen Bewohnern, welcher noch wachte. Er sah nach seiner Uhr, sie zeigte halb elf. Zu dieser Zeit schlafen zu gehen, war für ihn etwas Unerhörtes — fingen die großen Gesellschaften doch meist nach neun Uhr an und auch wenn man nur die Oper besucht hatte, konnte man zu dieser Stunde noch nicht spießbürgerlich im Bette liegen. Müde war er wohl und angegriffen von der Reise, aber die ungewohnte Aufregung während derselben, so wie — trivial genug! — die Genüsse des Abends, zu denen er verurtheilt gewesen, hielten seine Geister noch immer in einer merkwürdigen Spannung, als müsse er noch irgend etwas Abenteuerliches heut erleben. Draußen hatte sich der Sturm gelegt; Rieß trat einmal an das Fenster, das von außen mit einer dicken Schneelage halb verdeckt war, er sah aber nur rabenschwarze Finsterniß und die Ruhe, welche dem Aufruhr in der Natur gefolgt war, fiel ihm unheimlich auf. So sank er denn nieder in die weichen Polster seines Sophas und starrte träumerisch in die Flammen der beiden Kerzen — es waren doch wenigstens Wachskerzen, das erste Zeichen anständigen Hauswesens, das ihm hier auffiel. Nach einer langen Zeit fuhr er auf einmal schreckhaft empor — weshalb wußte er nicht, die Nerven zitterten ihm in höchster Aufregung; seine Uhr belehrte ihn, daß er eingeschlafen sein mußte, denn sie zeigte auf halb eins, auch die Kerzen waren stark herunter gebrannt. Gewiß hatte er einen ängstlichen Traum gehabt, konnte sich aber durchaus nicht darauf

besinnen. Seufzend wandte er sich nun der für ihn bereiteten Lagerstätte zu, vor welcher er bis jetzt eine gewisse Scheu gefühlt hatte, da sie doch die gewohnte Sprungfedermatratze versagen mußte: er fand sich aber angenehm überrascht, als er in ein höchst behagliches Bett mit einer leichten Decke voll feinster Daunen kam und dachte milder über Frau von Steinau. Nicht lange, so hatten sich seine, die letzten wachen Augen im Forsthause, auch geschlossen und das leise Rieseln des noch immer fallenden Schnees an den Fensterscheiben war das einzige Geräusch in der ganzen Umgebung.

III.

Zum ersten Frühstück, das der Oberforstmeister mit seiner Gattin schon um sechs Uhr, lange vor Tagesanbruch, im wohldurchwärmten Zimmer einnahm, erschien der Gast natürlich nicht. Es war ihnen auch recht lieb, denn grade diese Stunde, nach genossenem Kaffee am hellen Kaminfeuer sitzend, brachten sie gern ungestört im traulichen Gespräche zu. Heut wurde gleich die gestern abgebrochene Berathung über den Wunsch des alten Herrn von Reiffenbach wieder aufgenommen und fortgesetzt. Es war eine schwer zu beantwortende Frage, ob man das Ansinnen gewähren oder abschlagen sollte. Der gebeugte Vater war ein so treuer Freund ihres Hauses, der sich bei jeder Gelegenheit bewährt hatte; er hoffte nun für seinen unglücklichen Sohn bei ihnen ein Asyl zu finden, dessen stiller Frieden segensreich auf dessen Gemüth wirken und dasselbe wieder aufrichten sollte. Fast war hier kein Zweifel mehr. Aber auf der andern Seite, wie störend für die ganze Ruhe und Gemüthlichkeit des Hauses, einen Gast, den ein so tiefes Seelenleiden verstörte, zu längerm Verweilen aufzunehmen — selbst wenn gar keine Rücksicht auf Elisen genommen wurde. „Man möchte sich einen Befehl erbitten, was man hier thun soll," sagte Steinau. „Bestimme Du es, Rosel, ich will mit Allem zufrieden sein."

„Das kann ich nicht," erwiederte sie sanft. „Wir werden ja doch Beide, wie immer, zu einem Entschlusse kommen."

„Wollen wir es Elisen überlassen?" fragte er. „Freilich, dann haben wir ihn hier."

„Der Vater, der ihn besucht hat, versichert, daß er still, äußerlich ganz ruhig ist und durch das, was in ihm vorgeht, Niemand belästigt," sagte Frau von Steinau. „Wenn das wahr ist, so würde schon ein Grund gegen ihn aufgehoben sein. Freilich, daß man es weiß, was ihn drückt, ist schmerzlich — indessen hat man denn immer ein Recht auf ungestörte Gemüthsruhe und ist es, so glücklich wir sind, nicht recht gut, wenn wir auch zuweilen an Leid erinnert werden? Nur wünschte ich, daß er gekommen wäre, so lange Elise nicht bei uns war. Das fröhliche Kind wird durch ihn um manche heitere Stunde im Elternhause kommen, denn wir müssen ihr doch gleich Alles sagen, schon um Erwin's Anwesenheit bei uns zu erklären. Eine weitere Gefahr, wie ich Dir schon gesagt, finde ich für ihre Zukunft nicht. Du siehst, ich überlege mir Alles, um keinen falschen Entschluß zu fassen."

„Sage mir nur, hat sich Reiffenbach über den Plan mit seinem Sohn verständigt? Ich begreife nicht, wie dieser die ganze Idee auffaßt, welche ihn doch gradezu für einen Gemüthskranken erklärt. Oder sollte er ganz unempfindlich gegen Alles sein, was mit ihm geschieht, daß er behandelt werden kann, wie ein Frachtstück?"

„Schäme Dich des herzlosen Vergleichs! Reiffenbach hat sich darüber gar nicht ausgesprochen. Mir scheint es ganz natürlich, daß Erwin selbst nicht wünschen kann, in die Provinzialstadt zu kommen, die zwar Ansprüche auf großstädtisches Wesen macht, aber grade eine echte Kleinstädterei in aller Beziehung zeigt, wo seines Vaters Stellung ihn allgemein bekannt gemacht hat und jeder Mensch seine traurige Geschichte weiß."

„Wir werden es schon Deinem alten Herrn Pathen nicht abschlagen können," sagte Steinau.

„Das denke ich auch," erwiederte seine Frau, ohne ihre Befriedigung über diesen Ausspruch allzu lebhaft zu zeigen. „Es ist ja auch nicht auf immer und eine Aenderung kann eintreten, ehe wir es ahnen. — Gott sei Dank, daß wir zu einem Entschlusse gekommen sind!"

„Du bist wohl schon gestern damit auf dem Reinen gewesen, gesteh' es, Rosel," sagte Steinau lächelnd.

Sie bestritt es nicht grade, aber sie sprach doch von gemeinschaftlicher Ueberlegung. Dann bat sie ihn, ehe Graf Rieß erschiene, ihr Etwas von dessen jetzigen Verhältnissen zu erzählen, da er sie doch gewiß mit ihm unterwegs besprochen habe. „Was ist er denn jetzt eigentlich, ganz unabhängiger Privatmann, Gutsbesitzer?"

„Philister, Rosel! Ein unverfälschter Philister und wenn er alle Hof- und Staatsgesellschaften besucht! Er war ein Cavallerieofficier, sag' ich Dir, wie er nicht eleganter gefunden werden kann, ritt brillant, war überall beliebt, eine offene, ritterliche Seele, etwas eingebildet freilich und mit dem Cartel flink bei der Hand, wenn ihm Einer zu nah kam — er hätte der ganzen Welt Trotz ge-

boten. Nur der Dienst langweilte ihn und eine starke Zurechtweisung, die er einmal von einem Vorgesetzten erhielt, veranlaßte ihn, auf der Stelle seinen Abschied zu fordern, den man ihm nicht vorenthielt. Er trat dann in die diplomatische Carriere, und war als Attaché bei verschiedenen Gesandtschaften, aber eine Krankheit, in die er verfiel, scheint der Wendepunkt gewesen zu sein, welche ihn in die Philisternatur getrieben hat. Er mußte eine lange Cur gebrauchen, viele Bäder besuchen und lernte dabei die ängstliche Sorge um die werthe Person, die am Ende alles Uebrige in den Hintergrund drängt. Seitdem hat er nun als Privatmann ohne alle Beschäftigung gelebt, den Winter in den großen Zirkeln der Residenz, den Sommer in den vornehmsten Bädern zugebracht — zur Abwechselung wollte er jetzt nach Italien, weil er das hiesige Klima nicht mehr zu vertragen glaubt und nur die beunruhigenden Nachrichten von dort haben ihn einigermaßen bedenklich gemacht. Es thut mir herzlich leid um ihn, denn er ist noch im Herzensgrunde der Alte und ich wünschte wohl, ich könnte ihn curiren! Dazu ist aber nicht Zeit, wir müßten ihn denn auch hier behalten wollen und unser Haus zu einer Heilanstalt machen, wie ja bald der Anfang geschehen soll."

Frau von Steinau verwies ihm die Rede durch einen sanften Blick und äußerte dann, wenn Graf Rieß geheirathet hätte, würde er nicht so geworden sein. Ihr Gemahl gab ihr Recht. „Er kann alle Tage noch heirathen," sagte er. „Was denkst Du? Er ist nicht älter als fünfundvierzig Jahre. Suche ihm nur eine passende Partie aus."

Sie scherzten noch darüber, unterdessen kam der Forstschreiber, der auch seine Wohnung im Bezirk des Forsthauses hatte, und sich sehr früh des Morgens einzustellen pflegte, um die laufenden Geschäfte abzumachen. Der Oberforstmeister begab sich mit ihm in sein Zimmer und Frau von Steinau ging, in ihrer sehr bedeutenden Wirthschaft die nöthigen Anordnungen für den Tag zu treffen. Erst, als die Sonne schon weit über dem Horizonte stand, erschien Graf Rieß, welchen Christian durch seine Nachfrage aus dem süßen Morgenschlummer geweckt hatte. Im Wohnzimmer fand er die Hausfrau, welche ihn freundlich empfing und, während das Frühstück für ihn aufgetragen wurde, nach der gehabten Ruhe fragte. Er versicherte, nie so köstlich geschlummert zu haben — und betrachtete heut überhaupt Alles, was ihn umgab, mit nachsichtigern Augen. Selbst Frau von Steinau, welche bei scharfer Tagesbeleuchtung gewiß ihren Jahren und ihrem Aeußern nach nicht gewann, erschien ihm angenehmer, als gestern, er fand in ihren feinen Zügen einen recht gewinnenden Ausdruck und ihre Augen, wenn auch grau, doch seelenvoll. Das Geheimniß, der ganzen Häuslichkeit ein wohlthuendes und trauliches Wesen zu geben, welches Frau von Steinau besaß, verfehlte auch auf den Hagestolz, der gar nicht daran gewöhnt war, seinen Einfluß nicht und er dankte es im Stillen seinem Freunde, daß er ihn fast gegen seinen Willen mit sich genommen hatte. Dieser kam spät, ihm guten Morgen zu wünschen; es hatten sich heut noch mehrere Forstbeamte seines großen Bezirks mit Meldungen und Anfragen eingefunden, durch deren Erledigung er lange aufgehalten worden war. Am Kamin, welcher den ganzen Tag über in Brand gehalten wurde, saßen dann die beiden Freunde und plauderten, während Frau von Steinau sich zurückgezogen hatte. Meist waren es Erinnerungen der schönen Jugendzeit, welche Beide beschäftigten und mehr und mehr überzeugte sich Steinau, daß Rieß, trotz seiner jetzigen Eigenheiten, noch immer das alte Gemüth besaß. — „Kerl!" fuhr er mitten im Gespräch auf. „Um Dich ist es Schade!"

„Wie so?" fragte Rieß mit einiger Verlegenheit.

„Du hättest Dir wenigstens ein Gut kaufen und heirathen sollen! Hast doch, nimm mir's nicht übel, ein erbärmliches Leben geführt. Du solltest noch heirathen — es ist noch immer Zeit dazu."

„Verschaffe mir eine Frau," sagte Rieß mit erzwungenem Scherze. „Wenn Du doch eine Tochter hättest!"

Steinau sah ihn groß an. „Eine Tochter hab' ich, Herr Bruder," antwortete er. „Aber das wäre, mit Deiner Erlaubniß, doch nicht gut möglich. Denn —"

„O lassen wir die wunderliche Idee, daß ich noch heirathen soll!" unterbrach ihn Rieß, überrascht von der unerwarteten Mittheilung. „Du hast eine Tochter? Ist sie nicht im Hause?"

„Glaubst Du, ich würde sie vor Dir verstecken?" entgegnete Steinau lachend. „Sie ist verreist gewesen, kommt aber bald zurück, Du wirst sie ja sehen."

Rieß fragte, ob er noch mehr Familie habe — es konnten ja Söhne auf Schulen oder im Cadettenhause sein, aber Steinau verneinte es. „Früher habe ich mir oft einen oder ein paar Jungen gewünscht," sagte er. „Aber wenn man hört, was die jungen Herren jetzt den Eltern für Noth machen, erst mit der Carriere, dann mit ihrem wilden Leben, das zum Anstande gehört, und mit Schulden, welche ganze Familien ruiniren, so sind wir vollkommen zufrieden, daß der liebe Gott uns den Wunsch versagt hat."

Rieß mußte zugeben, daß sein Freund in Bezug auf die erwähnten Verhältnisse Recht habe, er hatte ja viele solche Beispiele, wo die hoffnungsvollsten jungen Leute in ähnlicher Weise untergegangen, erlebt — was war aber zu machen? Die Zustände waren nun einmal so, besonders der Luxus ließ sich nicht ändern.

Als Frau von Steinau wieder zu den Beiden kam, erhielt das Gespräch eine allgemeinere Richtung und Rieß mußte sich bald gestehen, daß die Dame nicht bloß eine liebenswürdige Wirthin, sondern wirklich eine Dame sei, von nicht geringer Bildung. Er hatte von dem Freunde allerdings schon gehört, daß sie im Altenburger Stift erzogen sei, dessen Ruf sich auch an einigen jungen Damen seiner Bekanntschaft aus vornehmen Häusern bewährt hatte, aber das war lange her und sie mußte doch seitdem mit der Zeit fortgeschritten sein, daß sie neue Erscheinungen nicht bloß kannte, sondern auch ein feines und geschmackvolles Urtheil über dieselben äußern konnte. Gewiß machte Steinau zuweilen mit seiner Familie Reisen.

Gegen Mittag fuhr ein Schlitten in den Hof und Frau von Steinau, welche an das Fenster getreten war, rief mit lauter Freude: „Da ist Elise!“ Der Vater sprang auf, und eilte, wie sie, der ankommenden Tochter entgegen. Rieß trat auch dem Fenster näher und sah, wie Frau von Steinau schon ihr Kind in die Arme schloß, er bemerkte auch eine ältere Dame, welche das Fräulein begleitet hatte. Er war sehr gespannt auf Steinau's Tochter, ob sie ihm oder der Mutter ähnlich sehe, eine Frage von der höchsten Bedeutung, wenigstens in seinen Augen.

Die Thür wurde geöffnet; der ältern Dame den Vortritt lassend, kehrte die Familie zurück. — „Hier, liebe Cousine, Graf Rieß, ein alter Freund von mir!“ stellte Steinau vor. „Frau von Fichtenau — und meine Tochter Elise. Ihr macht es Euch wohl erst bequem, Kinder? Das war eine herrliche Ueberraschung.“

Die Damen hatten mit dem fremden Gaste Complimente gewechselt und ließen sich jetzt unter lebhaften und liebevollen Worten von Frau von Steinau in die anstoßenden Zimmer, wo sie wohnen sollten, entführen.

„Wir haben sie erst morgen erwartet,“ sagte Steinau in freudiger Aufregung. „Nun sieh Dir meine Elise an, Hermann — aber nicht mit Heirathsgedanken, Alter, das sage ich Dir! Fünfundvierzig und Neunzehn geht nicht — das siehst Du wohl ein, auch wenn sonst Alles paßte. Nun, nun, nimm den Spaß nur nicht übel! — Die Fichtenau ist eine nahe Verwandte und Freundin meiner Frau, Elise war vier Wochen bei ihr: wir mußten es schon zugeben, da sie so herzlich bat und wir dem Kinde auch gern die Freude der Geselligkeit einmal gönnen wollten. Sie hat bei uns fast gar keinen Umgang ihres Alters. — Ich muß doch sehen, wo sie bleiben.“

Er ließ seinen Freund allein, der durch die Neckerei allerdings etwas verletzt worden war. Rieß hatte das junge Mädchen mit scharfen Blicken gemustert, und — er wunderte sich über sich selbst — nicht mit der sonstigen objectiven Kälte, mit welcher er weibliche Erscheinungen als Kenner zu beurtheilen pflegte. Die für ihn nicht schmeichelhaften Scherzreden Steinau's am Kamin, die er selbst freilich veranlaßt hatte, waren ihm bei Elisens überraschender Ankunft störend eingefallen. Sie war, so viel er im Hut und Reisemantel hatte bemerken können, dem Vater, wie er in seinen jüngern Jahren ausgesehen hatte, sehr ähnlich, aber dabei ungemein lieblich, wozu die verklärende Freude des Wiedersehens beigetragen haben mochte.

„Ich habe hier eigentlich Nichts mehr zu schaffen,“ sagte Rieß für sich. „Wir haben uns wiedergesehen und ausgesprochen — jetzt ist die Tochter und Cousine angekommen, ich bin ganz überflüssig und der Familie nur störend. Für heut wird es zu spät sein, aber morgen will ich abreisen. Das Wetter ist ja auch ganz schön geworden.“

Er verließ das Zimmer, um nicht lästig zu sein, da die Wiedervereinigten sich wohl viel zu erzählen hatten, und blieb auf seiner eigenen Stube, bis er durch Christian die Anfrage erhielt, ob es ihm gefällig sei, zu Tische zu kommen. Dann waffnete er sich mit dem vollen Rüstzeug der guten Gesellschaft, die alle Verlegenheit für ungebildet erklärt, und erschien so frei und unbefangen in der Familie, wie er nur je als Gesandtschaftsattaché das Parquet königlicher Hallen betreten hatte.

Bei Tisch erhielt er den Ehrenplatz zwischen den beiden ältern Damen, Elise, zwischen ihren Eltern, saß ihm gegenüber, im vollen Lichte des klaren Wintertages. Rieß hielt sich im Gespräch etwas zurück, aus demselben Grunde, der ihn auf seinem Zimmer festgehalten hatte, aber zu seiner Ueberraschung fand er so viel guten Ton, daß die ausschließlich auf Familienverhältnisse bezüglichen Unterhaltungen aus Rücksicht auf den fremden Gast möglichst vermieden wurden. Er nahm denn auch bald mehr Theil, und Frau von Fichtenau, welche, gleich ihm, viel gereist war, wußte seine Erinnerungen aus Rom, Paris und auch aus dem schönen Alpenlande, wo er zwei Monate in dem verjüngenden Bade Gastein zugebracht hatte, in der für die Gesellschaft interessantesten Weise zu

beleben. Das hinderte ihn nicht, Elisen seine fortgesetzte Beobachtung zu schenken. Sie war vielleicht nicht regelmäßig schön — was er auch für keinen Vorzug hielt, im Gegentheil fand er classische Schönheit kaltlassend und langweilig! — aber ein Liebreiz, wie er ihn selten gesehen, umschwebte die Züge ihres zartgefärbten Gesichts, ihr Teint war tadellos, die Hand von der reinsten aristokratischen Form, das schwarze Haar von einem natürlichen Glanze, wie ihn kein Coiffeur von Paris mit all' seiner Kunst geben konnte — nur von den Augen hatte sich Rieß noch kein rechtes Urtheil verschafft. Ohne Frage würde Elise in jeder Hofgesellschaft — versteht sich, bei einer etwas gewähltern Toilette als heut! — allgemein bezaubert haben. Ihre Stimme, wenn sie sprach, hatte einen höchst wohlklingenden Ton: Rieß achtete auch darauf. Wie mochte es mit ihrem Herzen stehen? So schön und anziehend sollte sie noch keine Bewunderer gefunden, keine Neigung eingeflößt und selbst gefaßt haben? Ihre offene, unschuldige Miene gab dem Frauenkenner kein Zeugniß, dem er hätte unbedingt trauen mögen, denn wie oft hatte er diese zur Schau tragen sehen, wo hinter ihr die verderblichste Leidenschaft — sogar Schuldbewußtsein! — verborgen war! Er vergaß nur, daß seine Wahrnehmungen der großen Welt angehörten. Wozu aber, fragte er sich, diese gründlichen Studien heut? Was kümmert mich diese „Blume der Heide?" Ich sehe sie wahrscheinlich im Leben nicht wieder, da mich das Schicksal wohl schwerlich noch einmal in diese Gegend verschlagen wird.

Nach Tische zog er sich wieder zurück. Steinau hatte ihn gefragt, ob er gewöhnlich ein Mittagsschläfchen halte und Frau von Fichtenau hinzugesetzt, wer lange in Italien gelebt habe, könne die Siesta nicht mehr missen, wie sie an sich selbst erfahren habe, die doch nur wenige Monate dort zugebracht. Sie wollten allein sein! Mit diesem Gedanken verließ der Graf die Gesellschaft. Er war in der That an eine oft sehr lange Mittagsruhe gewöhnt, heut aber konnte er sie seltsamer Weise nicht finden. Mancherlei verdroß ihn, vorzüglich Steinau's schlechter Witz, wie er ihn nannte. Obenein hatte er keineswegs schon die Ueberzeugung gewonnen, daß er zu den Alten gehöre, wozu ihn Steinau mit einer mehr als biedern Gradheit zählte. „Es fällt mir nicht ein, meine goldene Freiheit aufzugeben und mich in Fesseln schlagen zu lassen," sagte er sich. „Aber wenn ich diesen thörichten Gedanken hätte, so wäre ein Unterschied von einigen zwanzig Jahren im Alter durchaus kein Hinderniß — Steinau ist nicht in der Welt gewesen, sonst könnte er nicht so beschränkt reden. Beispiele zu Dutzenden! Wer will es einem jungen Manne zumuthen, sein freies, genußreiches Leben mit einer tristen, durch Pflichten und Rücksichten gebundenen Existenz zu vertauschen — kann er bei den heutigen Ansprüchen überhaupt an Heirathen denken, ehe er zu einer höhern Stellung, folglich zu Jahren gekommen ist? Aber, mein besorgter Herr Bruder, Du kannst ruhig sein, ich lasse mich nicht in das Joch spannen."

IV.

„Weißt Du, lieber Vetter, weshalb wir einen Tag früher gekommen sind, als beschlossen war?" fragte Frau von Fichtenau den Oberforstmeister, nachdem Rieß sie verlassen hatte. „Elise hat es Euch wohl schon gesagt."

„Nein!" erwiederte Steinau. „Hat es einen besondern Grund, warum rückst Du erst jetzt damit vor? Ich dachte, Elise wäre gern einen Tag früher zu Hause gewesen und auch Du hättest uns nur eine liebe Ueberraschung bereiten wollen."

„Der Wahrheit die Ehre! Wir sind durch den Präsidenten Reiffenbach dazu veranlaßt worden."

Steinau warf einen Blick auf seine Gemahlin und sagte: „Wegen Erwin wohl?"

„Ja. Er fragte mich um meinen Rath, ob er es wagen könne, Euch mit der Bitte zu nahen, die er gestern hier ausgesprochen hat."

„Du bist sehr gütig!" rief Steinau lachend. „Dir also verdanken wir es. Und Elise hat auch mit ihm Rath gesessen. Nun da sind wir freilich schon verkauft gewesen, ehe wir es wußten, Rosel."

„Du behandelst eine traurige Sache leichtfertig!" entgegnete Frau von Steinau in ihrer sanften Weise.

„Ich mache mir unangenehme Dinge nicht noch schwerer," erwiederte er. „Ja, liebe Cousine, es bleibt uns Nichts übrig, als Reiffenbach's Wunsch zu erfüllen, aber unangenehm ist es immer. Unsere ganze Ruhe wird dadurch gestört, Du wirst es sehen, Elise."

„Der arme Erwin!" sagte Elise. „Er war doch sonst immer willkommen."

„Ja und er thut mir herzlich leid, aber er hätte sich das Unglück nicht so zu Herzen nehmen sollen. Es ist immer eine Schwäche."

Hier ergriffen sämmtliche Frauen, vom Standpunkte des Gefühls, Partei gegen diese Aeußerung und der Vater wußte sich dem Angriffe, den er erfuhr, nicht anders zu entziehen, als daß er sich in sein Zimmer begab und den Brief an den Pathen seiner Frau

schrieb, in welchem er ihm die Gewährung seines Wunsches eröffnete.

„Ich begreife nur nicht," wiederholte er, indem er damit zurückkehrte und durch die Fassung des Briefes allgemeine Befriedigung erregt hatte, „wie Reiffenbach den Sohn mit der Idee, daß er sich bei uns eine Zeit lang aufhalten soll, vertraut gemacht hat, daß er sie nicht als eine ganz besondere Maßregel ansieht, und sich seines Zustandes bewußt wird. Ihr laßt mich überhaupt, was diesen betrifft, ganz im Dunkeln, vielleicht mit Absicht, um mich nicht ganz kopfscheu zu machen, aber ihr thut Unrecht daran. Was ich weiß, daran gewöhne ich mich schnell, wenn es, wie hier, nicht zu ändern ist. Also heraus mit der Sprache. Ist es bloße Niedergeschlagenheit, Melancholie oder eine fixe Idee, eine völlige Geistesverwirrung?"

„Wir wissen es selbst nicht, guter Steinau," erwiederte die Cousine. „Der Präsident spricht nur allgemein von Gemüthskrankheit und es wäre doch sehr undelicat, ihn nach den nähern Erscheinungen derselben zu fragen."

„Delicat wird es uns auch nicht sein, wenn wir hier durch eine complette Verrücktheit überrascht werden. Ja, Kinder, ich kann mir nicht helfen. Man muß das Ding beim rechten Namen nennen."

Frau von Steinau brach das Gespräch ab, welches doch zu keinem Resultate führen konnte. Es lenkte sich nun auf den Grafen Rieß, welchen die Fichtenau sowohl als Elise sehr liebenswürdig gefunden hatten und auch Steinau war trotz seiner äußern Schwächen, welche ihm, dem kerngesunden, hartgewöhnten Manne weibisch erschienen, mit ihm wieder ganz ausgesöhnt, so daß er sich wohl hütete, die gute Meinung seiner Damen zu stören. Er ließ ihm demzufolge wenig Zeit zur Mittagsruhe, sondern holte ihn selbst wieder zur Gesellschaft, wobei er ihm sagte, daß er an Frau von Fichtenau eine Eroberung gemacht habe und ihm rieth, sie sich einmal genau anzusehen, da er keine für ihn passendere Frau finden könne. Sie sei Wittwe, jünger als er, aber doch nicht zu jung für ihn, herzensgut und gebildet — auf das Vermögen brauche er nicht zu sehen, aber auch das sei vorhanden.

„Ich bitte Dich, willst Du mich denn durchaus unter Haube und Pantoffel bringen?" entgegnete Rieß, noch auf der Treppe lachend. „Laß ab, ich bin ein unverbesserlicher Garçon."

„Verdammter Ausdruck!" murrte Steinau. „Ich muß dabei immer an einen Kerl mit einer Serviette über den Arm denken. Sage doch Hagestolz, es klingt schlecht, alter Knabe, aber es ist wenigstens deutlich. Du hast doch eine Haushälterin?"

Graf Rieß lehnte dies etwas hastig ab. „Pfui doch! So alt bin ich noch nicht! Du gefällst Dir darin, mich zum Greise zu machen."

Steinau unterdrückte den Gedanken, daß Rieß dazu wohl selbst das Meiste gethan haben möge. Sie traten in das Wohnzimmer. Trotz der Empfehlung des Freundes suchte der erste Blick des Grafen nicht Frau von Fichtenau, sondern Elisen — sie erschien ihm, von dem vorhergegangenen Gespräch etwas aufgeregt, noch reizenber als vorher. Seiner Gewandtheit im Umgange fiel es nicht schwer, bald in eine Unterhaltung nur mit ihr zu kommen; ihn interessirte es, zu erfahren, ob ihr Geist auch ihren äußern Vorzügen entspreche, eine bloße „Studie" natürlich, wie er sie hundertmal angestellt hatte. Elise war ganz unbefangen gegen den Freund ihres Vaters, welchen sie kurz zuvor auch von ihrer Tante, auf deren Urtheil sie viel gab, hatte loben hören, sie gab sich also ganz wie sie war und zeigte dabei, eben weil Rieß ihrem Vater so lieb war, eine Freundlichkeit gegen ihn, welche sein kaltes, egoistisches Herz, das die Echtheit derselben, verglichen mit den Imitationsbrillanten der Salonfreundlichkeit, wohl fühlte, durch neue Empfindungen überraschte. Doch verlängerte er, wie es ihm so leicht gewesen wäre, diese anziehende Unterhaltung nicht über das richtige, selbst für einen Salon passende Maß. Er hätte es hier immerhin ohne alle Besorgniß thun können. Erst jetzt fiel ihm wieder ein, was Steinau, als er ihn aus seinem Zimmer abholte, scheinbar in vollem Ernst zu ihm gesagt hatte, und er hielt es doch wenigstens der Mühe werth, sich die Frau anzusehen, an welcher er eine Eroberung gemacht haben solle. Sie war noch sehr gut conservirt, und hatte eine leidliche, wenn auch nach der Provinz schmeckende Toilette gemacht, ihr Auge schien noch nicht alles Feuer verloren zu haben — aber Herbst! Doch immer Herbst, hinter welchem, wenn er auch noch so angenehm ist, in kurzer Zeit Entblätterung, grauer Nebel und Wintersfrost folgt. Graf Rieß liebte den Frühling, bei welchem man nur der Gegenwart lebt und durch den Gedanken an die vollblühenden Rosen des kommenden Sommers nur erfreut wird. — Aber was fiel ihm denn überhaupt ein! Er kam plötzlich zur Besinnung und fragte sich, ob er, ein zweiter Telemach, in das Reich einer Calypso, oder geschmackvoller, ein Rinaldo, in die Zaubergärten der Armida gerathen sei, daß er von Ideen berührt worden, die er als höchst lächerlich seit frühester Selbständigkeit verspottet hatte? Wie der weise Odysseus — dem freilich sein Alter zu Hilfe kam — wollte er sich den Anfechtungen der Circe schleunigst entziehen und

wieder in sein freies, Niemand Rechenschaft schuldiges Garçonleben stürzen. Da fiel ihm ein, daß er vergessen habe, Steinau zu morgen um Pferde zu bitten, welche ihn wieder zur Eisenbahn brächten, unter die weltbeherrschende Flagge des Dampfes. Fast wäre er nochmals zu ihm hinunter gegangen, wenn er nicht bedacht hätte, daß hier Alles mit den Hühnern schlafen gehe. Auf übermorgen also die Abreise! Denn eine Wiederholung der Fahrt bis in den sinkenden Abend hinein wollte er vermeiden.

Er wurde aber mit seinem Ansinnen, als er es am andern Morgen, wo er die Familie vereinigt fand, dem Oberforstmeister vortrug, entschieden abgewiesen. „Wenn Du nicht ohne alle diplomatische Windungen und Finessen rund heraus erklärst, daß Du Dich bei uns abscheulich befindest oder langweilst, so lasse ich Dich noch nicht fort. Pferde bekommst Du von mir nicht. Ich habe meine einzige Hoffnung auf Dich gesetzt, daß Du mir als Mann gegen diese Allianz von Damen beistehst, die mich bei jeder Gelegenheit angreifen."

Frau von Steinau fügte ihre freundliche Einladung zu längerm Bleiben, ohne die Tage zu zählen, hinzu und selbst Elise, ganz gegen Alles, was Rieß von jungen Damen der großen Welt gewohnt war, sagte ihm auch ein Wort der Bitte, so daß er, ohne so viel Freundlichkeit durch den schnödesten Undank zu vergelten, seinen Vorsatz aufgeben mußte. Es war auch in der nächsten Zeit gar nicht mehr die Rede davon und er bereute es nicht. Das Leben in dieser Familie, das er eigentlich noch gar nicht nach seinem innersten Wesen kennen gelernt hatte, sprach ihn von Tag zu Tage mehr an, er fühlte sich bald ganz heimisch. Oft war er mit den Damen ganz allein, denn der Oberforstmeister hatte in seinem weitläufigen Bezirk, der sich mit vielen Revieren meilenweit erstreckte, Geschäfte, die ihn zuweilen ganze Tage vom Hause entfernt hielten. Er setzte dann Rieß scherzweise zu seinem Statthalter ein und Rieß wußte sich mit dem ihm eigenen Tacte zu benehmen, daß er der Ungezwungenheit des häuslichen Lebens nirgends durch seine Anwesenheit zu nahe trat und den Damen gesellige Rücksichten auferlegte.

Auf kürzern Geschäftswegen, die nach romantisch gelegenen Punkten führten, begleitete zuweilen die ganze Familie den Oberforstmeister zu Schlitten, Graf Rieß auf dem Reitpferde seines Freundes, das selbst seinem verwöhnten Geschmack Beifall abgenöthigt hatte. Zu Pferde schien der Graf überhaupt völlig verwandelt, man konnte sagen, verjüngt, zu sein. Die sonst etwas zusammengesunkene Haltung war wieder straff und imponirend geworden, es war, als sei ihm alle Elasticität jüngerer Jahre zurückgekehrt, in dem kostbaren Pelzrock, den er trug, bei dem eleganten, ruhigen Sitz, der bei den heftigsten Sprüngen des Pferdes sich nie veränderte, war Graf Rieß eine wahrhaft vornehme Erscheinung und machte dem Ausspruche seines Freundes, der ihn einen brillanten Reiter genannt hatte, noch jetzt alle Ehre. Elise besonders, für welche alle Ritterlichkeit, äußere und innere, besonders anziehend war, betrachtete ihn, wenn er neben dem Schlitten ritt, mit unverstelltem Wohlgefallen.

„Du hättest Soldat bleiben sollen!" wiederholte Steinau mehr als einmal, wenn er Rieß zu Pferde gesehen hatte. „Jetzt ständest Du vielleicht an der Spitze eines Cavallerie-Regiments und —" er wollte hinzufügen: „und wärst ein anderer Kerl!" aber er hatte sich gegen den Freund, den er wieder lieb gewonnen, in seinen derben Wahrheiten etwas mäßigen gelernt und setzte statt der unterdrückten Worte nur hinzu: „und das wäre doch ein fester Beruf, ein ganz anderes Leben!"

„Denke Dir aber dazu eine kleine, von allem Weltverkehr entlegene Garnison, wo kaum ein Mensch Sie genannt werden kann, ohne Umgang als den der wenigen Officiere, ohne Alles, was das Leben geistig erhebt und genußreich macht, selbst an materiellen Genüssen auf des Lebens karge Nothdurft beschränkt! Wer dann keine eigene Familie hat —"

„Ja, das ist es eben! Davon predige ich Dir ja!" versetzte Steinau. „Sieh mich an. Ich lebe hier in meinem Forsthause am Walde ganz einsam, im Dorfe ist nicht einmal ein Pastor, der Schenker, den Du kennen gelernt hast, ist der gebildetste Mann, den ich auch nicht Sie nenne. Nachbarschaft, mit der ich Umgang pflegen könnte, ist sehr wenig vorhanden. Und sage, was fehlt mir? Bin ich nicht glücklich? Worin liegt aber das?"

„Du hast Recht, Kurt!" erwiederte der Graf ernsthaft. „Vielleicht reden wir einmal mehr davon" Er brach ab und erinnerte an die Zeit, welche ihn nöthige, für die Mittagstafel sich anzuziehen.

Steinau erzählte seiner Gemahlin von diesem Gespräch und fand darin eine neue Bestätigung für die Lieblingsidee, die er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, nämlich, daß Rieß in Frau von Fichtenau eine passende Lebensgefährtin finden würde — eine Idee, welche er aber gegen die Cousine nicht durch die kleinste Anspielung verrathen hatte, um die ganze Sache nicht zu verderben. Frau von Steinau hörte ihn ruhig an und theilte seine Ansichten keineswegs; sie hatte vielmehr mit seinem weiblichen Sinne ganz andere Wahrnehmungen gemacht und hielt es

jetzt, da sie darin sicher zu sein glaubte, an der Zeit, sie ihrem Gemahl mitzutheilen.

„Du bist sehr im Irrthum," sagte sie. „Ich fürchte vielmehr, daß hier ein Interesse entstanden ist, welches uns beiden nur unangenehm sein kann. Erräthst Du nicht, was ich meine? Rieß fängt an, sich für Elisen in ernsthafter Weise zu interessiren."

Steinau lachte laut auf. „Daß doch eine Frau wie die andere ist!" rief er. „Auch Du, Rosel! Wo Einer mit einem Mädchen nur ein paar Mal spricht, ist Alles schon richtig. Rieß und Elise!" Er lachte von Neuem herzlich.

„Lache nicht, Steinau," entgegnete sie, ohne verletzt zu sein. „Ich spreche nicht aus, wovon ich nicht mit Grund überzeugt bin."

Jetzt brauste der Gemahl ein wenig auf. „Der alte — fast hätt' ich ihn beleidigt! Er sollte in ernstlicher Absicht die Augen auf unser Kind geworfen, mich wohl gar auf diese Weise mißverstanden haben? Ich bin ihm herzlich gut, aber da muß ich ihm doch gleich den Staar stechen!"

„Das wäre sehr unrecht!" versetzte sie. „Wir müssen uns ganz neutral verhalten, da wir uns sicher auf Elisens richtiges Gefühl verlassen können, selbst wenn er sich soweit vergessen sollte, die würdige Haltung seiner Jahre gegen sie zu verlieren. Es thut mir wahrlich leid, daß er sich auf diese Weise verirrt — ich kann es nicht anders nennen! Es wird ihm die Erinnerung an uns verbittern und ihn wohl auf immer von uns trennen."

Steinau ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Du hast Recht, Rosel," sagte er. „Der arme Kerl thut mir auch leid! Er weiß gar nicht, wie es mit ihm steht, er hält sich noch für einen Man, dem die Zeit nicht mitgespielt hat, an sein Alter denkt er nicht! Ich stehe nicht dafür, daß er sich gegen Elisen erklärt und uns mit einem förmlichen Antrage zu Leibe geht. Was dann? Dann ist der Bruch fertig und ich müßte es ewig bereuen, ihn fast mit Gewalt hergebracht zu haben. Wer konnte aber so Etwas für möglich halten!"

„Du machst Dir, glaube ich, zu viel Sorgen. Ich vertraue auf seine Weltklugheit, die wohl erkennen wird, daß er keine Hoffnung hat, sie wird ihn vor einem unvorsichtigen Schritte bewahren, durch welchen er sich compromittiren würde."

„Ach, Verliebte sind blind! Elise ist freundlich gegen ihn, das hält er für mehr! Hast Du sie gewarnt?"

„Was denkst Du! Soll ich ihre Unbefangenheit auf so häßliche Weise stören? Es wäre nicht recht und sehr überflüssig!"

„Weiß die Fichtenau Etwas von dieser schönen Geschichte? Nein? Nun dann gebe ich meine Hoffnung immer noch nicht auf. Du meinst, es gilt Elisen, ich dagegen der Cousine. Es fragt sich, wer von uns Beiden Recht hat."

So kam er wieder auf seine ursprüngliche Idee zurück und seine Frau störte ihn darin nicht, sie warnte ihn nur, davon die Betheiligten Etwas ahnen zu lassen, überhaupt nicht in die Entwicklung der Verhältnisse einzugreifen, womit er ganz einverstanden war.

V.

Ein Brief des Präsidenten von Reiffenbach als freudige Antwort auf die Gewährung der Bitte kündigte zugleich den Besuch mit seinem Sohne schon in den nächsten Tagen an. Alles war in gespannter Erwartung, wie man Erwin — anders wurde er in der genau befreundeten Familie nicht genannt — finden werde, und da auch Rieß schon früher von der bevorstehenden Ankunft eines neuen Hausbewohners und dessen eigenthümlichen Verhältnissen im Allgemeinen in Kenntniß gesetzt worden war, so bildeten letztere fast den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches. Der bestimmte Tag erschien und gegen Mittag fuhr ein Reisewagen in den Hof des Forsthauses, welcher die Gäste brachte. Steinau empfing sie draußen und führte sie den Frauen zu, welche sie, trotz aller vernünftigen Vorstellungen, die sie sich selbst gemacht, dennoch mit klopfendem Herzen erwarteten. Die Begegnung mit einem Gemüthskranken hat immer etwas Bedrückendes, besonders für Frauen von Gefühl, wie viel tiefer mußte hier ihre Bewegung sein, da sie Alle Erwin aus ungetrübter Zeit kannten und lieb hatten. Für den Grafen Rieß war es freilich nicht mehr als ein interessanter Zwischenfall, der ihm gleichwohl als ein fremdartiges und störendes Element in der Harmonie seines Hierseins keineswegs willkommen war. Während der Begrüßung zwischen der Familie und den Angekommenen beobachtete er Letztere mit scharfen Blicken. Der alte Reiffenbach in seiner stattlichen, füllreichen Gestalt, mit dem schneeweißen Haar, war der Präsident als solcher, der wahre Typus eines hochgestellten Büreaukraten; sein Sohn war groß und schlank, von einnehmenden Zügen, etwas bleich, aber durch keine Spur die Geisteskrankheit verrathend, welche so feierlich proclamirt worden war. Weder ein irrer, flackernder Blick, noch ein vernachlässigtes Haar, nicht einmal ein schweigsames Wesen oder übersprudelnder Wortfluß! Rieß schärfte sein Auge, als Erwin von den beiden ältern Damen begrüßt worden war und nach einigen mit ihnen gewechselten Worten

sich Elisen nahte. Diese reichte ihm, wie ihre Mutter und Tante gethan, freundlich die Hand, eine Vertraulichkeit, welche Rieß wie durch magnetischen Rapport durchzuckte und die er für allzu ländlich, nach seinen Begriffen unschicklich hielt. Ein beunruhigender Gedanke blitzte in ihm auf und es gereichte ihm zum wahren Trost dabei, daß der junge Mann doch immer in einem bedenklichen Zustande war. Diesen glaubte er jetzt zuerst zu bemerken. In Erwin's Gesicht ging ein Lächeln auf, das auch auf Elisen — Rieß beobachtete sie nur zu scharf! — einen unheimlichen Eindruck machte. In diesem Lächeln lag eine geistige Verödung. Er sagte nur wenige, sehr herkömmliche Worte zur Erwiederung auf Elisens freundlichen Gruß, ihre Hand hatte er kaum berührt. Als er sich nun zu dem Fremden wandte, den der Hausherr eben seinem Vater vorgestellt hatte, überzog eine tödtliche Blässe sein Gesicht und er senkte sein dunkles Auge zu Boden, als wolle er dessen Ausdruck hüten. Steinau hatte den Namen des Grafen Rieß gegen den Präsidenten so laut genannt, daß er es für überflüssig hielt, mit dem Sohne noch eine leere conventionelle Form durchzumachen. Beide wußten ja gegenseitig, wer sie waren. Die Frau vom Hause sorgte dafür, daß nach den Begrüßungen keine peinliche Pause eintrat. Sie selbst übernahm die schwerste Aufgabe, sich mit Erwin in unbefangener Weise zu beschäftigen: Hier waren so viele Klippen zu vermeiden! Ihre Unterhaltung mit ihm war aber so ungesucht und natürlich, Rieß konnte sie nur bewundern. Auch Frau von Fichtenau flößte ihm Hochachtung ein. Hier war doch nun der vollste Anlaß, in der Spannung des Moments die äußere Unbefangenheit zu verlieren und sie behauptete dieselbe so glänzend, daß auch das schärfste Auge keine tiefere Regung, wie sie doch in ihr waltete, zu erkennen vermochte. Freilich hatte sie in frühern Zeiten viel an Höfen, wenn auch an kleinern Höfen, gelebt, wo die Selbstbeherrschung sich lernt. Elise war hinausgegangen, um für die schnellere Beschickung der Tafel, welche ihr Vater als Ableiter alles Zündstoffs in der schwülen Atmosphäre der ersten Stunden ansah, zu sorgen. Um so ungestörter konnte sich Rieß seinen weitern psychologischen Beobachtungen hingeben. Er unterhielt sich zwar lebhaft mit den beiden ältern Herren über allgemeine Gegenstände, aber er besaß die Gabe des Diplomaten noch, dabei Alles zu hören und zu sehen, was er seiner Prüfung unterwerfen wollte. Erwin hatte, da sich nun auch Frau von Fichtenau ihrer Cousine beigesellte, wenig Gelegenheit, viel zu sprechen; auch hier drehte sich die Rede, die nur die Zeit ausfüllen sollte, um Dinge von geringem Interesse. Doch glaubte Rieß zu bemerken, daß der junge Mann zerstreut war und daß ihm zuweilen die Worte fehlten, auch, daß er sich dann meist auffallend versprach. Eine andere Bemerkung war dem Grafen lästig, er sah, daß Erwin's Augen sich oft, spähend gleichsam, auf ihn richteten — Geisteskranke haben ein wunderbar erhöhtes Ahnungsvermögen — und sollte Erwin in ihm, dem Fremden, ein feindliches Princip erkennen?

Die Tafel war heut nicht in dem Wohnzimmer gedeckt, sondern in dem anstoßenden Saale, und Rieß fand sich, als Frau von Steinau die Gesellschaft eingeführt hatte, durch eine gediegene Ausstattung überrascht, welche er nach den bisherigen Erscheinungen nicht hier gesucht hätte. Prächtiger, schwerer Damast der Gedecke mit eingewebten, alterthümlichen Mustern und Wappen, schönes, gemaltes Porcellan von Meißener Fabrik, mit reicher Verzierung, geschliffenes Krystall und massives Silber! Wollte die Hausfrau vor dem Präsidenten ihre volle Einrichtung entfalten oder galt es auch dem frühern Gaste, den sie bisher durch ihre Einfachheit darüber im Unklaren gelassen hatte? Rieß liebte den Luxus und fühlte sich durch die Entdeckung, daß er auch hier bei bestimmten Anlässen nicht fehlte, angenehm berührt. Sein gewohnter Platz bei Tisch wurde ihm nicht geraubt, der Präsident saß zwischen Mutter und Tochter, Erwin auf Elisens anderer Seite. Rieß beobachtete das junge Paar während der ganzen Tafel, ohne daß es bei der lebhaften Unterhaltung, die er mit seinen Nachbarinnen führte, irgend Jemand von der Gesellschaft ahnte, selbst Frau von Steinau nicht. Er konnte sehen, daß Erwin fast nur Elisen seine Aufmerksamkeit widmete, mit ihrem Vater, der auch neben ihm saß, sprach er selten ein Wort. Dabei hatte er aber fast immer die Augen gesenkt und wenn er sie einmal hob, so richteten sie sich blitzartig auf den Grafen Rieß, um eben so schnell wieder zu sinken. Diesem entging das nicht und reizte ihn. Was suchte der junge Mann in seiner Physiognomie? Elise sollte es erfahren.

Als Rieß einmal mit Frau von Fichtenau angelegentlich in ein Gespräch verwickelt war, fragte Erwin Elisen leise und schnell: „Wer ist dieser Herr?"

Sie war verwundert, daß er den Namen bei der Vorstellung überhört hatte, und erwiederte: „Ein Jugendfreund meines Vaters, Graf Rieß."

Ein schwerer Athemzug verrieth, daß Erwin von diesem Namen betroffen wurde. „Ich dachte es wohl," hauchte es, Elisen kaum hörbar, von seinen Lippen.

„Kennen Sie ihn?" fragte sie antheilsvoll.

„Waldemar's Oheim!" war die Antwort mit bebender Stimme. Es war das erste Mal, daß überhaupt die unglückliche Katastrophe seines Lebens berührt wurde und von ihm selbst! Elise, tief bewegt, vermochte darauf Nichts zu erwiedern und der Präsident, der sie schweigen sah, wandte seine Rede an sie, was ihr in diesem Momente eine unbeschreibliche Erleichterung war. Seitdem schwieg aber auch Erwin, kein Wort floß mehr über seine Lippen und dies Schweigen, das nicht unbemerkt blieb, machte einen peinlichen Eindruck auf die ganze Gesellschaft, besonders, da der Oberforstmeister, welcher Erwin herausreißen wollte, auf seine Bemerkungen, mit welchen er ihn zum Reden zu veranlassen suchte, nur eine stumme, zustimmende Bewegung oder ein Achselzucken zur Antwort erhielt. So war es denn Allen lieb, als bald aufgestanden wurde. Frau von Steinau hatte auch gar kein Diner mit vielen Gängen eingerichtet, sondern ihrer gewohnten Kost nur, was der Anlaß forderte, hinzugefügt.

„Wir Alten trinken wohl erst unsere Flasche aus?" sagte Steinau, und hielt den Präsidenten und Rieß im Tafelzimmer zurück, als die Damen und Erwin sich entfernten. Zu den Alten so selbstverständlich gerechnet zu werden, war dem Grafen zwar verletzend, auch fühlte er eine brennende Ungeduld, den Gegenstand seiner heutigen Beobachtungen nicht aus den Augen zu verlieren, aber er konnte sich Steinau's Anforderung doch nicht entziehen. Sie setzten sich wieder an den Tisch, Steinau brachte Cigarren und für sich die Meerschaumpfeife.

„Herr Präsident," sagte er, „ich habe meinen besten Freund natürlich nicht im Unklaren lassen können, da er ja Erwin's Hausgenoß wird und sich allerlei seltsame Gedanken machen könnte."

„Ich finde das sehr natürlich," erwiederte Reissenbach. „Es ist ein schweres Unglück, das uns betroffen hat, Herr Graf, und Sie werden den Tiefsinn meines Sohnes gerechtfertigt finden, wenn Sie die nähern Umstände kennen."

Das war nicht der Fall und Steinau erklärte, daß er dem Grafen nur im Allgemeinen eine Erklärung gegeben habe.

„Es ist kein Grund vorhanden, darüber zu schweigen," sagte der Präsident darauf. „Mein Sohn darf sich des Vorgefallenen nicht schämen, da die Gesetze der Ehre keiner Rechtfertigung bedürfen — ich spreche hier als Edelmann, Herr Graf, als Richter würde ich die That ebenfalls verurtheilen müssen, wie sie von dem Gerichtshofe verurtheilt worden ist. Mein Sohn hat das Unglück gehabt, seinen Gegner im Zweikampfe zu tödten — das ist Ihnen bekannt, Herr Graf, aber dieser Gegner war sein bester Freund, mit dem er durch die Bande einer wahrhaft schwärmerischen Zuneigung, wie sie unsere Zeit gar nicht mehr kennt, vereinigt gewesen ist. Sie können sich also wohl erklären, warum er sich das so sehr zu Herzen genommen hat."

„Wie haben sich aber zwei so innig verbundene Freunde bis auf den Tod entzweit?" nahm Steinau statt des Grafen, der seinen Antheil kund gegeben hatte, das Wort. „Sind Sie darüber noch immer nicht im Klaren?"

„Nein, lieber Steinau. Es ist aller Welt ein Geheimniß geblieben," erwiederte der Präsident bekümmert. „Selbst mir, seinem Vater, hat Erwin darin kein Vertrauen geschenkt. Es muß eine Kränkung oder Beleidigung gewesen sein, welche ihn in seinen heiligsten Gefühlen verletzt hat; so viel habe ich aus den wenigen Aeußerungen schließen können, mit denen er meine liebevollen Fragen beantwortete. Das geschah überhaupt nur in den ersten Tagen nach dem Unglück — seit seiner Verurtheilung und Haft, wo ich ihn mehrmals besuchte, war er in einen solchen Tiefsinn verfallen, daß er auf Alles, was ich zu ihm sprach, nur einsilbige Erwiederungen hatte, dabei war er nicht abgestumpft oder gleichgiltig, sondern zeigte mir seine kindliche Liebe durch Blick und Händedruck, aber sein Geist blieb verdüstert und dieser trostlose Zustand hat gewährt bis zu seiner kürzlich erfolgten Freilassung, ja bis zu dem Tage, wo ich ihn aufforderte, mich zu einem Besuche hierher zu begleiten. Da schien er dem Leben wieder zugänglich zu werden, und was ich heute von ihm gesehen habe, erfüllt mich mit den freudigsten Hoffnungen. Verzeihen Sie mir nur, guter Steinau, daß ich mich in meiner Vaterangst an Sie wandte, es war mein letzter Rettungsanker, und Sie haben sich durch die Erfüllung meiner Bitte einen wahren Gotteslohn an mir erworben."

„Reden Sie doch nicht davon," unterbrach ihn Steinau. „Es soll mich glücklich machen, wenn der brave Junge sich bei mir, unter Menschen, die ihm gut sind, und in der frischen Waldluft von der krankhaften Stimmung erholt. Was haben Sie denn für Absichten? Wollen Sie Sich noch für ihn ankaufen? Es ist jetzt ganz in unserer Nachbarschaft ein schönes Gut zu haben und ich glaube, Sie würden einen vortheilhaften Kauf thun: Wernrode, das dem alten Rittleben gehört hat; die Töchter wollen sich aus einander setzen."

Der Präsident griff diese Idee lebhaft auf und bat Steinau, sich nach allen Verhältnissen zu erkundigen, da er allerdings noch immer

die Absicht habe, seinen Sohn, der zum Landwirth bestimmt sei und wie er wisse, auch schon eine Zeitlang die Landwirthschaft praktisch gelernt habe, ein Gut von einigem Werthe zu kaufen. „Bravo!“ rief Steinau. „Geben Sie mir nur Vollmacht, den Handel abzuschließen, Sie sollen nicht zu kurz kommen. Für Erwin ist Thätigkeit die beste Cur. Außer dem Forstleben ist die Landwirthschaft das beste, das Einer wählen kann, um an Leib und Seele gesund zu bleiben.“

Rieß hörte diesen Plan mit einem räthselhaften Unbehagen noch ausführlich besprechen. Was ging es ihn an, ob Erwin von Reiffenbach hier oder anderswo auf die Scholle gesetzt wurde? Als die Beiden endlich einig schienen und sich wieder erinnerten, daß noch ein Dritter bei ihnen sitze, fragte dieser, wo der unglückliche Zweikampf stattgefunden habe? Der Präsident gab ihm Bescheid, daß es an der schweizerischen Grenze gewesen sei, weil die beiden Freunde sich grade in Baden-Baden aufgehalten, daß Erwin aber verschmäht habe, sich durch Flucht dem Gesetze zu entziehen. Rieß wurde durch diese genauere Angabe aufmerksam und hätte gern nach dem Namen des Gefallenen gefragt, der noch nicht erwähnt worden war, da überhob ihn Steinau aller Verlegenheit.

„Haben Sie den Grafen Offensee gekannt, Herr Präsident? Was war er für ein Mensch?“

„Offensee?“ fragte Rieß überrascht. „Waldemar Offensee?“

„Ist er Ihnen bekannt gewesen?“ entgegnete Reiffenbach.

„Herr Präsident, das ist ein wunderbarer Zufall, der mich mit Ihnen zusammenführt —“ sagte Rieß zögernd. „Waldemar Offensee war mein Neffe, der Sohn meiner verstorbenen Schwester.“

Der Präsident war schmerzlich betroffen, Steinau dagegen rief laut: „Das ist wirklich eine Fügung, das sollte so sein, hier wird sich nun Alles lösen und versöhnen! Aber sage mir, hast Du denn bei dem Namen Reiffenbach an gar Nichts gedacht?“

„Ich habe ihn nicht gewußt,“ erwiederte Rieß mit einer gewissen Unruhe — „ich war auf Reisen zu der Zeit, als die Sache sich zutrug, mit der Familie meines Schwagers bin ich seit lange schon wenig in Berührung gekommen, wir wohnen einander zu fern, und ich muß gestehen, daß ich ein schlechter Correspondent bin. So erfuhr ich denn erst spät, welches Ende mein Neffe Waldemar genommen hat. Den Namen seines Gegners hat man mir, so viel ich mich entsinnen kann, gar nicht mitgetheilt.“

„Und Du hast auch nicht darnach gefragt?“ versetzte Steinau, der bei dieser Probe von Verwandtenliebe seine eigenen Gedanken hatte, die er nur jetzt nicht aussprechen wollte. „Nun, so sagen wir Erwin vor der Hand Nichts davon, daß Du Offensee's Onkel bist. Nicht war, das ist auch Ihre Meinung, Herr Präsident? Es könnte ihm eine neue schwere Gemüthsbewegung zuziehen, und wir müssen das wohl jetzt auf alle Weise vermeiden. Hoffentlich wird er von der Verwandtschaft Nichts wissen, wenn Ihr so ganz aus einander gekommen seid.“

Der Präsident hatte diese Hoffnung nicht, da die beiden jugendlichen Freunde, wie er wohl wußte, in innigstem Vertrauen gelebt und sich gewiß alle ihre Beziehungen mitgetheilt hatten. Er wußte auch, daß Waldemar, den er ja oft genug gesehen hatte, ein offener Charakter gewesen war, von einem gewissen Uebermuth und Stolz beseelt, der selbst seine Nächsten nicht immer verschonte — darin suchte der Vater auch den Grund zur Entzweiung mit Erwin, welchen dieser ihm verschwieg — so hatte Waldemar des abtrünnigen Oheims wohl gegen Erwin zuweilen auch gedacht. Indessen sprach Reiffenbach seine Befürchtung gegen den Grafen nicht aus, sondern äußerte sein tiefes Bedauern, daß er hier durch ihn seinen Aufenthalt getrübt sehen und ihre Bekanntschaft nun die unangenehmste Erinnerung für ihn sein werde. Rieß wiederlegte ihn darin vollkommen und bat ihn, aufstehend, das ganze traurige Verhältniß zwischen ihnen ruhen zu lassen.

VI.

Der Talisman schien gefunden, welcher den bösen Geist verscheuchte, der über Erwin's Gemüth Macht gewonnen hatte. Im Familienkreise, wo Alle ihm wohl wollten, ging ihm das Leben, das für ihn ein dunkler Pfad durch sternlose Nacht geworden war, wieder freundlich auf, er hatte das Vertrauen, die ihm verloren gegangene Perle wieder gefunden. Dem Vater, als er ihn an Elisens Seite, im ruhigen Gespräch mit ihr, sitzen sah, bebte das Herz vor Freude, aber zugleich auch vor Bangigkeit, daß dieser Lichtblick nur ein vorübergehender sein könne, und er wünschte nur, Steinau's Einladung zu längerm Bleiben an Erwin erst gehört zu haben, von diesem angenommen und sich selbst auf dem Rückwege zu sehen, mit der Zuversicht, daß er den Sohn nun gerettet im sichern Port wußte.

Dies fürchterliche Schweigen, daß für den Vater so quälend gewesen, war ja nun gebrochen, Erwin's Auge hatte wieder Glanz gewonnen, es blickte frei umher. Da trat nun der Hausherr hinzu, nahm Erwin's Hand und sagte: „Ihr Vater will uns

schon morgen wieder verlassen, Sie aber bleiben bei uns, nach altgewohnter Weise. Wir haben ohnehin ein Geschäft zusammen, der Vater will Wernrode kaufen, wir sind ja einmal dort gewesen beim alten Rittleben, das sollen Sie als Praktikus mit besichtigen helfen."

Der Präsident bestätigte es, und Erwin, mit einem Blicke auf Frau von Steinau, zögerte nur einen Moment, da bestimmte ihn deren freundliches Wort. Es war also Alles geordnet und des Vaters Herz bat im Stillen, daß Gott seinen Segen dazu geben möge. Von den Besorgnissen, die sich für die Familie Steinau an diesen Besuch geknüpft hatten, schien keine in Erfüllung zu gehen. Erwin war ernster, stiller als sonst, was nicht anders sein konnte, aber von der Gemüthskrankheit, die seinen Geist umnachtet haben sollte, hatte wohl nur sein Vater in ängstlicher Sorge unbegründete Befürchtungen gehegt. Graf Rieß allein hielt diesen Gedanken noch fest, es war, als sträube er sich, ihn gegen bessere Ueberzeugung aufzugeben — was veranlaßte ihn dazu? Eifersucht?! Ein kalter Hohn lachte in seiner Brust, als er zu diesem Gedanken der Selbstverspottung kam, aber er gerieth dadurch doch in brennende Ungeduld.

Abends ging er mit sich zu Rathe. Hier schien sich ein Lafontaine'scher Familienroman mit sattsamer Rührung und glücklichem Ausgange zu entwickeln, ein Iffland'sches Drama, in welchem er selbst Gefahr lief, eine lächerliche Rolle zu spielen. Der melancholische Jüngling wurde durch den Zauber der Liebe geheilt, der Papa kaufte ihm ein schönes Rittergut, ganz in der Nachbarschaft, und binnen einem Vierteljahre, im Wonnemond, wurde in demselben Saale, wo er heut das Tafelservice bewundert hatte, ein Hochzeitsfest gefeiert, zu welchem man ihn vielleicht als angenehmen Zeugen und Gast einlud. Dann ein Leben der verbundenen Familien in prosaischer Gemüthlichkeit, wie Steinau's Stichwort war — alle Jahre Kindtaufen in Wernrode und für ihn, den alten Rieß, Aussicht zu mancher Gevatterschaft. Er stampfte mit dem Fuße, als er seine bittere Humoreske beendigt hatte. Das brachte ihn, über sich selbst erschreckend, zur Besinnung, er wurde wieder der Mann umständlicher Rücksichten und Bedenklichkeiten, wie ihn Steinau hergebracht hatte: die kurze Episode, die ihn in frühere Stimmungen zurückversetzt hatte, schien mit diesem zornigen Fußtritt auf die Diele beschlossen zu sein. Wenn man ihn unten gehört hatte, was mußte man von ihm denken? Er konnte darüber nicht gleich zur Ruhe kommen, dann aber bemächtigte sich seiner eine tiefe Verstimmung und er wünschte, als er sich zu Bett legte, in einem Wagen auf der Reise nach Italien zu erwachen.

Das war nicht der Fall, er erwachte aber, da er sehr spät eingeschlafen war, erst zu einer Stunde, daß er, der doch wahrlich nicht an Frühaufstehen gewöhnt war, sich deren schämte. Als er hinunter kam, fand er den Präsidenten nicht mehr, der seine Abreise, nun Alles glücklich sich nach Wünschen gefügt, beschleunigt hatte. Die Damen waren sämmtlich beschäftigt, im Hauswesen oder bei der Toilette, der Oberforstmeister hatte dem Abreisenden zu Pferde das Geleit gegeben, um zugleich noch ein Dienstgeschäft in einer zwei Meilen entfernten Oberförsterei abzumachen. Er konnte erst zum Abend erwartet werden, wie Christian, der Jägerbursche, welcher dem Grafen das Frühstück auftrug, diesem berichtete.

„Wo ist der junge Herr von Reiffenbach?" fragte der Graf.

„Der hat sich schon nach Ihnen erkundigt — ich soll ihn rufen, wenn Sie aufgestanden wären," antwortete Christian.

„Nun, ich bin hier!" sagte der Graf mit einem Tone, der an seine erste Zeit als Cavallerieofficier erinnerte.

Christian ging und gleich darauf trat Erwin ein. Als sein Auge den Grafen traf, wurde seine blasse Farbe noch bleicher, doch näherte er sich ihm nach der stummen Begrüßung, die Beide gewechselt, mit festem Schritte und sagte: „Herr Graf, die Begegnung mit mir muß Ihnen in diesem befreundeten Hause eine widerwärtige sein — Sie sehen in mir —" hier bebte seine Stimme — „den Hassenswürdigen, durch dessen Hand Ihr edler Neffe gefallen ist —"

„Warum, Herr von Reiffenbach," unterbrach ihn der Graf, „warum Dinge berühren, die nicht mehr zu ändern sind? Unsere Begegnung war keine gesuchte —"

„Nein, Herr Graf! Aber da uns der Zufall zusammengeführt hat, so bin ich Ihnen, von dem mein Waldemar stets mit Vorliebe gesprochen hat, eine Erklärung schuldig. In Ihren Augen will ich nicht, wie vor der Welt, dastehen —"

„Sie müssen sich irren, Herr von Reiffenbach. Mein Neffe kennt mich kaum, er hat mich seit seiner Knabenzeit kaum gesehen; eine Erklärung sind Sie mir nicht schuldig, es bedarf überhaupt keiner Erklärung, wo eine Ehrensache in gebührender Weise ausgeglichen worden ist."

„Doch, Herr Graf! Ich bitte Sie, mich anzuhören und wenn Sie Ihre Verwandten sehen, bei denen ich die liebevollste Aufnahme genossen habe — die ich furchtbar vergolten — —, so sagen Sie ihnen wenigstens,

daß ich nicht anders gekonnt!" Erwin, indem er sprach, schien einen schweren innern Kampf zu bestehen.

Den Grafen, der bis jetzt eine kalte Zurückhaltung behauptet hatte, verließ diese jetzt und er sagte mit Antheil: „Wenn ich meine Verwandten sehe, wozu freilich vor der Hand wenig Hoffnung ist, so will ich auch ohne Wiedererweckung betrübender Erinnerungen Ihr Recht vertreten."

„Wir waren Freunde, Herr Graf, Freunde im höchsten Sinne des Worts. Nur ein unglückliches Mißverständniß — zu spät erkannt und einem stolzen Sinne unmöglich einzugestehen — konnte uns trennen! Sie sind der Erste, dem ich es sage — ich habe mit mir gekämpft, aber wie heiß ich Waldemar noch liebe und ihn betraure, so werde ich erst einige Linderung meines Schmerzes fühlen, wen ich vor den Augen der Seinigen, die mich mit Freundlichkeit überhäuft, seines edeln Vaters, seiner Schwestern, die er so zärtlich liebte, nicht mehr wie ein Bundbrüchiger, ein roher Mörder dastehe! Und das kann ich nur durch Sie erreichen! Unter die Augen ihnen zu treten, ist mir unmöglich, dem Papier es anvertrauen, das vielleicht in die Hände Unberufener fallen könnte, nimmermehr!"

„Fassen Sie sich, mein armer junger Freund!" sprach Rieß, von Erwin's furchtbarer Aufregung bewegt. „Lassen Sie uns eine ruhigere Stimmung abwarten —"

„Waldemar war im Irrthum, es ist nicht anders möglich, als er mein Heiligstes verletzte! Nicht bloßer Uebermuth, der mein Gefühl verkannt hatte, nein, ein Mißverständniß, eine Verwechslung vielleicht mußte es sein, als er verspottete, daß ich mein volles, vertrauendes Herz einer Leichtsinnigen, einer Unwürdigen zugewendet hätte! Ich verlor in diesem furchtbaren Moment die Selbstbeherrschung, ich vergaß, was er mir war, das Wort Lüge! fiel von meiner Lippe — und vielleicht noch mehr, ich weiß es nicht! Da war's um uns geschehen — von beiden Seiten kein Rücktritt mehr denkbar! Aug' in Auge hätten wir uns wohl noch verständigt — aber wir sahen uns nicht mehr wieder — als auf zwölf Schritt, mit der Mordwaffe in der Hand!"

Hier brach Erwin's Kraft, er war keines Wortes mehr fähig, er sank in den Sessel zurück und sein Auge schien keinen Gegenstand mehr zu sehen, es irrte mit einem Blick umher, vor welchem dem Grafen graute. Vergebens sprach er ihm tröstend zu, die Worte, die er fand, zeugten von seinem wahren Antheil, aber sie verfehlten alle Wirkung. In diesem Moment trat, Nichts ahnend, heitern Angesichts, Elise ein. Sie erschrak, als sie Erwin's Zustand bemerkte, sie war rathlos, was sie thun sollte; Erwin aber raffte sich zusammen und erhob sich.

„Ihnen ist nicht wohl, Herr von Reiffenbach!" sagte der Graf in seiner Bestürzung, um der Scene eine erklärende Wendung zu geben. „Sie sollten —" aber Erwin unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung und faßte sich gewaltsam, er zwang sogar ein Lächeln herauf und zu seinem Beistand kam jetzt auch Frau von Fichtenau in das Zimmer, bei deren Erscheinung er sein volles Bewußtsein wiedergewann.

„Mir ist ganz wohl, Herr Graf," versicherte er und wandte sich an die Damen mit Fragen so bedeutungsloser Art, daß Rieß vor seiner Geisteskraft, die sich schnell ermannt hatte, staunte. Wohl wußten die Frauen, was von Erwin's Versicherung zu glauben sei, aber sie bewahrten den Schein der Gemüthsruhe und bald hatte Erwin dadurch wieder die Haltung von gestern gewonnen. Frau von Steinau, die später erschien, bemerkte schon gar nicht mehr, daß hier Etwas vorgefallen sei und erfuhr erst davon durch Elisen, als sie mit dieser im Laufe der Stunden allein war. Sie tröstete aber die besorgte Tochter, daß dergleichen Rückfälle noch öfter kommen würden und eine völlige Geistesgenesung erst von der Macht der Zeit zu erwarten sei — auch sie theilte die Ansicht, welche Graf Rieß gewonnen hatte, daß nur die väterliche Besorgniß in der tiefen Trauer des Sohnes, die ihn schweigsam gemacht, eine Geistesstörung gesehen habe, wenn sie auch immer eine Gemüthskrankheit sei.

Graf Rieß glaubte noch eine andere Gewißheit, an welcher er noch immer gezweifelt hatte, gewonnen zu haben: Erwin hatte ihm ja Alles mit klaren Worten gesagt! Das Heiligste, welches ihm der Freund durch übermüthigen Spott angetastet und das er blutig gerächt hatte, die Geliebte, der er sein volles, vertrauendes Herz hingegeben — das Asyl, das er gesucht, um hier Frieden, Genesung und ungetrübtes Glück zu finden — Rieß bedurfte darüber keiner weitern Erklärung.

„Meinem guten Sterne sei gedankt, daß ich mich nicht unaussprechlich lächerlich gemacht habe!" sprach er auf seinem Zimmer vor dem Spiegel, mit welchem er heut besonders unzufrieden war. „So werde ich noch einen würdigen, wenn auch nicht effectvollen Abgang von dieser Provinzialbühne nehmen, auf welcher ich leicht in der Rolle des komischen Alten hätte gastiren können. Und dieser Abgang muß heut geschehen, ehe der Director wieder heimkehrt! — Es war eine Thorheit, eine unbegreifliche Geisteszerrüttung, die mich hier all' meinen Grund-

sätzen, meinem Lebensprincip, meiner Freiheit abwendig zu machen drohte! Ich war hier der Geisteskranke, nicht Erwin! Dank dem Sturzbade, das mich geheilt hat! — Christian! Edler Christian, verschaffen Sie mir im Dorfe einen Schlitten, der mich nach der Stadt bringt, ich habe große Eile, abzureisen. Der Hotelbesitzer, vulgo Schenker, hat ein flüchtiges Gespann, wie ich gesehen habe, feilschen Sie nicht, ich zahle jeden Preis, den er fordert. In einer Stunde, hören Sie! — Und nun, Herr Graf von Rieß, mit Anstand zum Abschiede! Zum Glück ist mit den Postsachen ein Brief für mich angekommen, welcher das Impromptu erklären kann. Es war doch gut, daß ich an meinen Banquier geschrieben, wo ich unerwartet Station gemacht habe. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit! Diese Lehre ist mir hier wieder nachdrücklich eingeprägt worden." Sein Herz, so alt es war, schwoll aber doch bei dieser Selbstironie mit bittern Gefühlen auf, und es bedurfte seiner vollen Salonbildung, um mit klarer Stirn vor den Frauen zu erscheinen und zu ihrer großen Ueberraschung Abschied zu nehmen — er sagte sich: auf Niewiedersehen.

Sie versuchten es, seinen Entschluß zu ändern, aber er schützte die dringendste Nothwendigkeit vor. Mit aufrichtiger Herzlichkeit sagten sie ihm dann Lebewohl und Elise reichte jetzt auch ihm die Hand. „Auf der Heimkehr von Italien sehen wir Sie wieder, nicht wahr?" fragte sie. Er verneigte sich stumm, und erst, als er in der kalten Winterluft draußen auf dem Schlitten saß und das Forsthaus weit hinter sich hatte, kam er wieder zum vollen Bewußtsein der Verhältnisse. Er kam sich vor wie ein Feldflüchtiger, der vor dem Kampfe weicht, statt ihn männlich zu bestehen. Aber was wäre dabei zu erringen gewesen, das er jetzt nicht auch gewann? Mit Ehren hatte er sich wenigstens herausgezogen.

„Es war ein Intermezzo, um der Alltäglichkeit des Lebens einmal eine interessante Abwechslung zu geben," sagte er sich. „Viel Glück dem jungen Paare, und wenn ich auf der Heimkehr von Italien mich doch wieder hieher verlocken lassen sollte, so ergibt sich der alte Rieß vielleicht auf Gnade und Ungnade Herrn Kurt, der für ihn durchaus die Herbstblume statt der jungen Rose bestimmen wollte. Zum Heirathen ist es, und wenn ich die Sechziger unterdessen erreiche, noch nicht zu spät."

Deutsche Märchen

von

K. Simrock.

Die Ordnung der Natur.

Mann und Frau wohnten in einer schlechten Hütte. Der Mann ging alle Tage zu Feld ackern und die Frau blieb zu Hause und kochte. Da sagte einmal der Mann nach dem Frühstück zu der Frau: „Du hast es doch recht bequem bei dem Bischen Kochen, während ich mich auf dem Felde schinden und placken muß." — „Wollen wir etwa tauschen?" sagte die Frau; „so will ich zu Felde gehen und da magst Du zu Hause bleiben und kochen." „Das bin ich zufrieden," sagte der Mann. Und also tauschten sie die Rollen: die Frau nahm den Karst auf die Schultern und ging zu Felde; der Mann blieb mit dem Kochlöffel in der Hand zu Hause. Die erste Frage war aber nun, was er kochen sollte. Ei, fiel ihm ein, wer das Kreuz hat, der segnet sich: ich will mein Leibgericht kochen, und das war Reisbrei. Wie er aber Holz und Reisig geholt und Feuer angemacht hatte, hörte er die Kuh brüllen. „Ja brülle Du nur," sagte der Mann, „erst muß ich noch Wasser holen gehen, sonst brennt das Feuer für Nichts und wieder Nichts." Er nahm also den Eimer und ging nach dem Brunnen Wasser holen: das goß er in den Topf und setzte ihn auf's Feuer. Da brüllte die Kuh zum andern Mal. „Ja brülle nur," sagte er, „Du bist noch nicht an der Reihe: erst muß der Reis im Topf sein, damit er aufgehen kann." Er lief also hin, holte den Reis, und schüttete ihn in den Topf und rührte ihn mit dem Löffel. Da brüllte die Kuh zum dritten Mal. „Ja," sagte der Mann, „jetzt sollst Du auch bedient werden." Er ging also in den Stall zu der Kuh und sah mit Schrecken, daß kein Futter für sie da war. Blitz, dachte er, wenn ich jetzt erst Futter machen soll, darüber fängt das Wasser an zu kochen und der Reis läuft über und das wäre doch Schade für mein Leibgericht. Da nahm er die Kuh und leitete sie vom Berge her auf sein bemoostes Strohdach und hieß sie da weiden. Wie er aber in der Küche ist, das wallende Wasser abgießt und neues auf den Reis schüttet, denkt er: Wenn die Kuh herabfiele, könnte sie Hals und Bein brechen und das wär doch Schade für die Kuh. Er läuft also wieder hinaus auf das Dach, bindet der Kuh einen Strick um den Hals, und wirft das Ende des Stricks durch den Schornstein in die Küche; in der Küche aber bindet er es sich an's Bein

und denkt: Nun kann ich hier geruhig Reisbrei kochen. Er goß auch bald das siedende Wasser ab, that dafür Milch in den Brei und setzte ihn wieder auf's Feuer, fleißig mit dem Kochlöffel rührend, damit er nicht anbrenne. Unterdessen weidet die Kuh auf dem schmalen Grat des Daches und setzt vorsichtig einen Fuß vor den andern wie ein Seiltänzer bis sie an die First des Hauses kommt. Da reckt sie den Hals nach ein paar schmalen Kräutern zur Seite, verliert aber das Gleichgewicht und stürzt herab; weil jedoch der Strick zu kurz ist, hält er sie in der Schwebe, daß sie nicht zu Boden kommt. Indeß war sie schwer genug gewesen, den Mann am andern Ende des Stricks hinaufzuziehen, daß er im Schornstein zwischen Himmel und Erde zu hängen kam. Darüber kehrt die Frau nach Hause und sieht die Kuh da hängen und die Zunge aus dem Halse strecken. Zum Glück hat sie ihr Käsemesser in der Tasche: das kneist sie auf, faßt den Strick mit der Rechten, schneidet mit der Linken ab und läßt die Kuh sacht zu Boden gleiten; dann läuft sie in die Küche, den Mann auszuschelten; der steckte aber mit dem Kopf im Reisbreitopf und die Frau mußte ihn erst wieder auf die Füße stellen. Aber auch jetzt war es zum Schelten noch zu früh, denn Augen und Ohren hingen ihm voll Reisbrei. Sie wusch ihm also erst den Kopf und wollte nun ihre Strafpredigt anheben; aber der Mann hielt ihr den Mund zu und sagte: „Sei still, Du hast mir ja eben schon den Kopf gewaschen. Künftig bleibst Du wieder zu Hause und kochst; ich aber gehe zu Feld und ackere. Man soll die Ordnung der Natur nicht verkehren."

Das Königskind im Sarge.

Einem Soldaten träumte, er sollte seinen Abschied nehmen, so würde er sein Glück machen. Da geht er zu seinem Hauptmanne und begehrt seinen Abschied. Der redet ihm aber zu, noch zu bleiben, verspricht, ihn avanciren zu lassen und macht ihn auch gleich zum Gefreiten. Der Soldat läßt sich bereden; in der Nacht träumt ihm aber wieder, er sollte seinen Abschied begehren, sonst könnte er sein Glück nicht finden. Er geht also wieder zum Hauptmann und bringt auf seinen Abschied. Der Hauptmann sagt aber, er solle doch ja bleiben, er könne es noch bis zum General bringen, und macht ihn auch gleich zum Corporal. Noch einmal läßt er sich beschwatzen, als ihm aber in der Nacht wieder träumt, er müsse seinen Abschied nehmen, weil er sonst sein Glück nicht finden könne, geht er zum drittenmal zum Hauptmann und besteht auf seinem Abschied und kriegt ihn nun auch wirklich. Alsbald begibt er sich auf die Wanderschaft und kommt in eine Hauptstadt, wo Alles mit schwarzen Tüchern behangen ist. Da geht er in ein Wirthshaus und fragt, was die schwarzen Tücher bedeuteten, die von allen Häusern hingen. Da sagt der Wirth, des Königs Tochter sei schon vor der Geburt verwünscht gewesen; als sie aber zur Welt gekommen sei, habe sie gleich zu sprechen angefangen und dem Könige gesagt, sie müsse binnen dreien Tagen sterben: alsdann solle er sie vor dem Hochaltar begraben lassen und jede Nacht eine Schildwacht dahin schicken; auch ein gebratenes Kalb mit einem Fäßchen Wein auf einen Tisch stellen lassen. Das sei auch geschehen; aber jeden Morgen sei der Schildwacht das Genick gebrochen gewesen; darum wolle jetzt Niemand mehr da Schildwacht stehen, obgleich der König habe ausrufen lassen, wer sein Kind erlöse, solle sie zur Gemahlin haben und das Königreich erben. Der Soldat sagte, so sollte er dem König melden, ein Corporal erbiete sich, die Nacht den Posten zu beziehen. Der Wirth sah ihn mit großen Augen an und sagte, dann müßte er aber viel Courage haben. Ja, die hätte er, er sollte nur gleich mit ihm zu dem Könige gehen. Da bringt ihn der Wirth zum Könige: der freut sich sehr, gibt ihm Tschako, Gewehr und Säbel und bestimmt ihm die Zeit, wann er in die Kirche kommen müsse. Als nun die Stunde schlagen sollte, ward ihm doch ein wenig graulich; er geht also in's Wirthshaus, sich erst Muth zu trinken. Da warnt ihn der Wirth noch einmal, er käme gewiß um's Leben so gut als alle Andern vor ihm. Endlich kriegt er solche Angst, daß er sich kurz entschließt und mit der ganzen Montur durchgeht. Als er aber vor's Thor kommt, hört er eine Stimme rufen: „Johann, wo willst Du hin? Da ist ja der Weg nicht auf den Posten. Wenn Du nicht hingehst, kannst Du Dein Glück nicht finden." Diese Worte flößten ihm neuen Muth ein, er kehrt um und geht bis dicht vor die Kirche: da ruft ihm dieselbe Stimme noch zu, er sollte vor dem Sarge nur fleißig auf und ab patrouilliren; drei Viertel vor Zwölf aber sein Gewehr absetzen, Patrontasche, Säbel und Tschako darauf hängen und dann auf die Canzel sitzen gehen. Alsdann werde sich mit dem Schlage Zwölf Uhr der Sarg aufthun, das Kind herauskommen und ihn suchen; wenn er sich aber still halte, finde es ihn nicht. Das that der Corporal, patrouillirte fleißig vor dem Hochaltar auf und ab, setzte um drei Viertel auf Zwölf sein Gewehr ab, hängte Patrontasche, Säbel und Tschako darüber, und ging auf die Canzel sitzen. Da

öffnete sich mit dem Schlage Zwölf der Sarg, das Kind kam heraus, sah sich um und sagte: „Mein Vater hat mir heut die Schildwacht geschickt, aber weder das gebratene Kalb noch das Fäßchen Wein; auch weiß ich nicht, wo die Schildwacht geblieben ist. Schildwacht, melde Dich!“ Dem Corporal rieselte es kalt den Leib herab, doch hielt er sich still und gab keinen Laut von sich. Nun schwebt das Kind mitten durch die Kirche nach der Orgel und fängt an zu spielen und spielt fast eine Stunde: da schwebt es wieder durch die Kirche zurück, sieht den Soldaten auf der Canzel und ruft: „Schildwacht! Schildwacht! warum hast Du Dich nicht gemeldet? Ich habe jetzt nicht mehr Zeit, sonst sollte es Dir übel bekommen!“ Da legt es sich mit dem Schlage Ein Uhr wieder in den Sarg und der Sarg schließt sich. Jetzt war die Luft rein, der Corporal kam von der Canzel herunter und patrouillirte wieder fleißig vor dem Hochaltar auf und nieder. Am Morgen kommt der König mit vier schwarzen Rappen gefahren und stößt den Schlüssel in die Kirchenthür. Der Corporal ruft: „Wer da!“ „Gut Freund!“ sagt der König; „bist Du noch am Leben? Ei! das freut mich! Du kannst mein Kind noch erlösen.“ Da mußte er sich zu dem König in den Wagen setzen und nach dem Schlosse mit ihm fahren, wo er ganz köstlich bewirthet ward. Darnach sagte der König, nun dürfe er spazieren gehen oder reiten nach seinem Belieben; am Abend müßte er aber wieder in die Kirche auf Posten. Als nun die Stunde kam, war es ihm noch nicht recht heimlich; er geht also wieder in's Wirthshaus, sich guten Muth zu trinken. Da sagt der Wirth: einmal sei es ihm geglückt; darauf solle er sich aber nicht verlassen, sonst werde er zuletzt doch noch daran glauben müssen, so gut als die Andern alle. Darüber faßt ihn die Angst, daß er abermals mit Sack und Pack ausreißt; jetzt aber mit Fleiß einen andern Weg nimmt, um der Stimme auszuweichen. Aber kaum ist er vor dem Thore, so hört er sich wieder beim Namen rufen: „Wo willst Du hin, Johann? Hier ist ja nicht der Weg auf Posten. Wenn Du nicht hingehst, wirst Du Dein Glück nicht finden. Gib Acht, ich will Dir auch sagen, was Du thun mußt, damit Dir kein Leid geschieht. Verbirg Dich, wenn die Glocke aushebt, zwölf zu schlagen, hinter den heiligen Johannes auf dem Hochaltar; da kann Dich das Kind nicht gewahr werden.“ Der Corporal kehrte also wieder um und ging in die Kirche, wo er fleißig vor dem Hochaltar auf und ab patrouillirte, und es in allen Stücken hielt wie gestern; nur daß er auf den Hochaltar hinter den heiligen Johannes sitzen ging. Mit dem Schlage Zwölf schlug der Sarg auf, das Kind kam heraus, sah sich um und sagte dann: „Mein Vater hat mir zwar die Schildwacht geschickt, aber weder das gebratene Kalb noch das Fäßchen Wein; ich weiß auch nicht, wo die Schildwacht steckt. Schildwacht, melde Dich!“ Aber die Schildwacht hielt sich still und gab keinen Laut von sich. Da schwebte das Kind durch die Kirche nach der Orgel und fing an zu spielen und spielte fast eine Stunde. Dann schwebte es von der Orgel zurück nach der Canzel und blies die Canzel an, daß sie niederstürzte und in tausend Stücke aus einander brach. Wie es aber nach dem Hochaltar kommt, sieht es die Schildwacht hinter dem heiligen Johannes sitzen und ruft: „Schildwacht! Schildwacht! warum hast Du Dich nicht gemeldet? Bliebe mir noch ein Augenblick Zeit, so sollte es Dir schlecht gehen. Jetzt muß ich wieder in meinen Sarg!“ Als nun der Deckel zuschlug, stieg der Corporal wieder hinter dem heiligen Johannes her vom Hochaltar herunter und patrouillirte auf und ab bis an den Morgen. Da kam der König mit sechs schwarzen Rappen gefahren und nahm den Corporal in seinen Wagen. Der sagte ihm, das Kind habe aber nun schon zum zweitenmal den Tisch mit dem gebratenen Kalb und dem Fäßchen Wein vermißt; warum er die nicht in die Kirche stellen lasse? „Ja,“ sagte der König, „das habe es auch gleich nach der Geburt schon verordnet; weil es aber immer Nichts davon angerührt habe, sei es zuletzt in Vergessenheit gerathen. Morgen aber sollte es nicht fehlen, er möchte sich nur zeitig einstellen. Da ging der Corporal am Abend wieder in's Wirthshaus, sich frischen Muth zu trinken, denn damit war es wieder nicht ganz im Reinen. Der Wirth machte ihm aber diesmal so bange vor dem Halsumdrehen, daß er zum dritten Mal mit Sack und Pack ausriß und wieder zu einem andern Thor hinausrannte; da, meinte er, würde er der Stimme nicht begegnen. Kaum war er aber im Freien, so hörte er sie schon rufen: „Heda, Kamrad, willst Du denn durchaus Deinem Glück aus dem Wege laufen? Morgen kannst Du schon Hochzeit halten und König werden, wenn Du nur diesmal noch aushältst. Ich will Dir auch sagen, was Du zu thun hast. Verbirg Dich nur, ehe es zwölf schlägt, in dem Beichtstuhl; bevor aber das Kind von der Orgel kommt, lege dich in seinen Sarg, so kann Dir Nichts zu Leide geschehen. Da ging der Corporal getrost in die Kirche, patrouillirte bis drei Viertel auf Zwölf vor dem Hochaltar auf und ab, hängte dann Patrontasche, Säbel und Tschako an sein Gewehr und versteckte sich hinter dem Beichtstuhl. Schlag Zwölf Uhr springt der Sarg auf, das Kind kommt heraus, sieht sich um

und ruft: „Heut hat mir mein Vater nicht bloß die Schildwacht geschickt, auch den Tisch mit dem gebratenen Kalb und dem Fäßchen Wein; die Schildwacht seh' ich aber wieder nicht. Schildwacht, melde Dich!“ Aber die Schildwacht hielt sich still und gab keinen Laut von sich. Da setzte sich das Kind an den Tisch und aß das ganze gebratene Kalb auf und trank auch das Fäßchen Wein rein aus. Dann schwebte es durch die Kirche nach der Orgel und spielte; aber nur wenig Läufe, so daß der Corporal kaum Zeit hatte, von dem Beichtstuhl nach dem Hochaltar zu gehen, wo er sich in den offenen Sarg legte. Da schwebte das Kind schon wieder zurück durch die Kirche und blies den thönernen heiligen Johannes an, daß er vom Hochaltar fiel und in tausend Stücke brach. Als es aber an den Sarg kommt, sieht es die Schildwacht da liegen und ruft: „Schildwacht, steh auf, das ist mein Platz!“ Aber die Schildwacht rührte sich nicht. Eben schlug es Eins, da legte das Kind sich über den Soldaten in den Sarg. Es war aber eiskalt und so schwer wie Blei. Der Deckel schlug zu, und das Kind blieb auf ihm liegen, bis es seine natürliche Wärme und Schwere wiedergewann. Denn es fing an zu wachsen, und je größer es wuchs, je leichter ward es und je mehr verlor sich die Kälte. Endlich war es eine blühende Jungfrau von zwanzig Jahren geworden, da schlug der Deckel zurück, die schöne Jungfrau sprang heraus, bot der Schildwacht die Hand und sprach: „Schildwacht, steh auf, Du hast mich erlöst und sollst nun mein Gemahl werden.“ Damit zog sie ihn zu sich empor und bot ihm den Mund zum Kuß. Hatte er da nicht sein Glück gemacht? Inzwischen war es auch Morgen geworden: da kam der König mit acht schwarzen Rappen gefahren und wie er seine Tochter erlöst findet, schickt er den Kutscher mit dem Wagen zurück und befiehlt, acht weiße Schimmel vorzuspannen. Dann ließ er den Corporal mit der jungen Königin einsteigen, setzte sich dazu und fuhr nach dem Schlosse. Da ward nun ein großes Gastmal gerüstet und in der Stadt ausgerufen, die Königstochter sei erlöst, und der sie erlöst habe, solle sie zum Altar führen und des Königs Nachfolger werden. Da war großer Jubel, die schwarzen Tücher wurden mit rothen vertauscht und alles Volk drängte sich in die Kirche, der Trauung beizuwohnen. Darauf ward die Hochzeit mit so großen Freuden begangen, daß wenig daran gefehlt hätte, wenn ich nur auch dabei gewesen wäre.

Das Heerwesen des deutschen Reiches

im achtzehnten Jahrhundert.

Von L. Hörmann.

Das Heerwesen, die Heerverfassung, ist das getreueste Bild der innern staatlichen Entwicklung, der richtigste Maßstab für die äußere politische Machtstellung eines Volkes.

Keine andere Thatsache im öffentlichen Leben einer Nation läßt zuverlässiger auf Charakter und Denkart derselben, auf die Stufe ihrer sittlichen, socialen und politischen Bildung, auf den Rang ihrer äußern und innern historischen Entwicklung zurückschließen. Rechtspflege und Verwaltung, Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Handel können, jedes für sich, zur herrlichsten, blühendsten Entfaltung in einem Staatswesen gedeihen, und dessen Gesammtheit kann dennoch einem nahen Verfalle unrettbar entgegen treiben. In seiner Kriegsverfassung dagegen gelangen, wie nirgendwo anders, alle Eigenschaften und Kräfte, Zustände und Schicksale, Schwächen und Vergnügen eines Volkes zum naturgemäßen, unverfälschten Ausdrucke.

So vollzieht sich auch die historische Entwicklung des Kriegswesens im Ganzen und Großen nach demselben Geiste, welcher die Entwicklung der ganzen Menschheit Jahrhunderte hindurch beherrscht. Und dasselbe Gesetz, das die einzelne Nation von den ersten Anfängen staatlichen Lebens durch die Epoche reichster Blüthe und höchsten Glanzes in steter Richtung zu ihrem endlichen Untergange fortschreiten heißt, — dasselbe Gesetz bestimmt auch den Gang ihrer kriegerischen Thätigkeit. Die Geschichte des Heerwesens eines Volkes begreift jedoch nicht nur dessen politische Geschichte in sich, sondern sie ist zugleich ein wesentlichster Bestandtheil seiner Cultur- und Sittengeschichte. In diesem letztern Sinne wollen wir das Heerwesen des deutschen Reiches im achtzehnten Jahrhundert veranschaulichen.

Der westphälische Friede.

Der westphälische Friede, welcher den unseligen dreißigjährigen Krieg abschloß, zerriß zugleich den bisherigen Bestand des deutschen Reiches vollkommen. Mit ihm traten an die Stelle der Machtvollkommenheit des Kaisers die Souverainetätsrechte der Landesfürsten.

Von da an ging bei jeder Neuwahl eines Kaisers durch die Wahlcapitulationen dem monarchischen Elemente ein Privilegium nach dem andern verloren, um sich fortan den Vorrechten des aristokratischen Elements anzureihen. Die Allgewalt des deutschen Kaisers sank allmälig zu einem leeren Titel, einer bloßen Würde herab, welche beim Erzhause Oesterreich beinahe erblich verblieb. Immer kläglicher verfielen im Umfange des weiten Reiches Staatsgewalt und Waffenmacht. Dagegen erstarkten die einzelnen Landeshoheiten, deren Herrscher ihre kaum errungene Unabhängigkeit wie ihren neu erworbenen Territorialbesitz durch Aufstellung starker stehender Heere zu befestigen und zu behaupten suchten. Solcher Entfaltung fürstlicher Machtfülle vermochten weder der Widerstand einzelner Kaiser noch der Freiheitssinn der mindermächtigen Reichsstände mit Erfolg entgegenzutreten. Der verarmte Reichsadel drängte sich, ehr- und vergnügungssüchtig, zu Hof- und Kriegsämtern, und wurde so aus einem trotzigen Gegner ein gefügiges Werkzeug der neuen Herren. Die Reichsstädte, ohne Muth und Kraft, durch lange Jahre voll Noth und Elend herabgekommen, von confessionellen Spaltungen zerrissen, unterwarfen sich, theils gezwungen, theils aus Apathie, der neuen Ordnung der Dinge. Den Wohlstand des Landvolkes hatte der plumpe Fuß der Kriegsfurie zertreten; innerhalb dreißig Jahren war die Ackerbau treibende Bevölkerung im Reiche von sechzehn auf vier Millionen zusammen geschwunden; so schrecklich hatte der lange Krieg gewüthet, daß — wie ein gleichzeitiger Chronist erzählt — bei dessen Ende in einzelnen Dorfschaften Deutschlands mehr Wölfe als Menschen zu finden waren. Zu Grunde gerichtet und verzweifelnd lief der Bauer mit Weib und Kind zur Armee — gleichviel zu welcher — und ließ sich anwerben, nur um leben zu können; um leben zu können von nun an auf Kosten Anderer, wie seither Andere auf seine Kosten gelebt hatten.

Mit dem Wohlstande war aber dem Volke auch das nationale Bewußtsein früherer Jahrhunderte abhanden gekommen. Die deutsche Nation, die mächtigste des Mittelalters, gerieth geistig wie politisch in Abhängigkeit vom Auslande, von Versailles und Rom, von Moskau und Constantinopel. Als nächste Folge hiervon entwickelte sich nach dem blendenden und verführerischen Vorbilde Ludwig's XIV. von Frankreich in den eben erst geschaffenen Souverainetäten das moderne Staatswesen der centralisirten Militärmonarchien, welche dem achtzehnten Jahrhundert den ihm eigenthümlichen Charakter verleihen.

Der Reichstag.

Die Staatsgewalt im deutschen Reiche befand sich factisch in den Händen des permanenten Reichstags zu Regensburg, oder richtiger ausgedrückt: der Reichstag war das officielle Organ für die politische Anarchie des deutschen Reiches. Der Reichstag bestand aus drei Collegien, dem kurfürstlichen, reichsfürstlichen und reichsstädtischen. Im Kurfürstencollegium saßen die drei geistlichen Kurfürsten: Mainz, Köln und Trier, dann Oesterreich für Böhmen, Brandenburg-Preußen, Baiern, Sachsen, Pfalz und Braunschweig-Hannover. Im Reichsfürstencollegium stimmten dreiundsechzig weltliche und fünfunddreißig geistliche Fürsten, dann die Reichsgrafenbank mit vier, und die Bank der Reichsprälaten mit zwei Stimmen.

Das reichsstädtische Collegium endlich war in zwei Bänke geschieden, von welchen die rheinische Bank vierzehn, die schwäbische siebenunddreißig Stimmen abzugeben hatte. Die reichsunmittelbare Ritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein, so wie das Dutzend reichsunmittelbare Dörfer in Schwaben und Franken konnten glücklicherweise weder Sitz noch Stimme auf dem Reichstage beanspruchen. Von den 1800 Territorien, welche das damalige Reich etwa zählen mochte, waren jedoch noch immer ungefähr 300 mit 160 Stimmen zum Sitz im Reichstag berechtigt.

Sollte nun über irgend eine Sache ein Beschluß des Reichstags erzielt werden, so mußten nach der Geschäftsordnung die drei Collegien darüber getrennt berathschlagen und Beschluß fassen; aus diesen drei, möglicherweise ganz verschieden ausfallenden Beschlüssen mußte ein Gesammtbeschluß durch gegenseitige Verständigung zusammengebracht werden, welcher dann erst wieder dem Kaiser zur Annahme oder Abweisung vorgelegt wurde. Bedenkt man nun, daß jeder Reichstagsgesandte für jedes seiner Vota sich genaueste Instruction von seiner heimathlichen Staatsbehörde erholte, so kann man sich einen Begriff von der Zeit machen, deren es bedurfte, um einen Reichstagsbeschluß endgiltig zu Stande zu bringen. Die Thätigkeit und der Fleiß der zu Regensburg versammelten Diplomaten wurde jedoch nicht ausschließlich von den dringendsten Interessen der Gesammtheit in Anspruch genommen, sondern zum großen Theil auf Etiquettestreitigkeiten und Formalitätsangelegenheiten verwendet. Mit religiöser Wichtigkeit behandelte man Fragen, wie jene: „ob die fürstlichen Gesandten auf grünen Sesseln, oder gleich den kurfürstlichen auf rothen zu sitzen hätten, — ob sie mit Gold oder Silber bedient werden dürften, ob der Reichsprofoß

am Maitage den kurfürstlichen Gesandten wirklich sechs, den fürstlichen nur vier Maibäume aufstecken müsse," und dergleichen abgeschmacktes Zeug mehr.

Die Reichsarmee.

Des Reichstages, dieser höchsten Staatsgewalt im Reiche, vollkommen und in allen Stücken würdig war die Waffenmacht des Reiches, die Reichsarmee. Im Wesentlichen beruhte die Reichskriegsverfassung noch immer auf den Grundzügen der Matrikel, welche von Karl V. mit den Ständen des Reiches 1521 zu Worms vereinbart worden war, und nach einer neuern Fassung von 1681 bis zur Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 in Kraft und Geltung blieb. Dieser Wormser Matrikel lag die Eintheilung des Reiches in zehn Kreise zu Grunde; jeder Reichskreis hatte, im Verhältniß zu seiner Ausdehnung und Volkszahl, ein Contingent zum Reichsheere zu stellen. Die Stärke des Reichsheeres betrug als Simplum, das heißt im niedersten Anschlage ursprünglich 28,000 Mann zu Fuß und 12,000 Mann zu Pferd; nach Bedarf konnte das Simplum verdoppelt und verdreifacht werden. An der Spitze des Reichsheeres stand ein vom Kaiser ernannter Generalissimus, der aber seiner Armee, d. h. dem Reichsheere, nur solche Befehle ertheilen durfte, welche sich unmittelbar auf die Kriegsoperationen bezogen. Der Generalstab des Oberfeldherrn bestand, mit ängstlicher Wahrung confessioneller Gleichberechtigung, für jede Charge aus zwei Individuen, wovon eines der katholischen, das andere der protestantischen Confession angehören mußte. Es war dies wahrscheinlich zur Beruhigung der zarten Soldatengewissen so angeordnet worden.

Die Aufbringung der Kreiscontingente und die Ausgleichung der Truppenleistung auf die einzelnen Reichsstände besorgten die sogenannten Kreistage. Sie erließen den Befehl zur Aufstellung des Contingents, ernannten den Kreisobersten und brachten die Kreisoperationscassen aus den Beiträgen seiner Kreisstände zusammen.

In ähnlicher Weise wurde aus den sogenannten Römermonaten und den Geldbeiträgen der reichsunmittelbaren Ritterschaft eine Reichsoperationscasse gebildet, welche zur Deckung von außerordentlichen und unvorhergesehenen Ausgaben bestimmt war. — Verpflegung und Kleidung, Munition und Bewaffnung, Unterkunft und Sold der Reichstruppen wurden jedoch weder aus der Reichs- noch aus den Kreisoperationscassen bestritten. All' Dieses, freilich das Wichtigste, blieb der landesväterlichen Fürsorge der einzelnen Reichsstände anheim gegeben.

Es ist klar, daß eine so verwickelt und schwerfällig construirte Heeresmaschine, wenn sie zur kriegerischen Thätigkeit berufen wurde, nichts Tüchtiges zu leisten vermochte, selbst wenn auch die einzelnen Theile noch so vortrefflich gewesen wären. Leider war dies aber, und konnte nicht der Fall sein, wie sich bei näherer Betrachtung auf's Deutlichste herausstellen wird. — Die Kriegsgeschichte der Reichskreise, welche aus einer kleinen Anzahl mächtiger und ansehnlicher Territorien bestanden, ist zwar meistens eine ehrenvolle, niemals eine unrühmliche gewesen; bei den übrigen aber, die der Mehrzahl nach von kleinen ohnmächtigen Souveränen gebildet wurden, vermochten sich selbst die größern dem allgemeinen Mißgeschicke nicht zu entziehen. Im österreichischen, baierischen, kurrheinischen, ober- und niedersächsischen Kreise gaben eben Oesterreich, Baiern, Kurpfalz, Kursachsen, Kurbrandenburg, Hannover mit ihrer Hausmacht die Entscheidung; dagegen wurde im oberrheinischen Kreise Hessen-Cassel und Darmstadt, im fränkischen Ansbach und Baireuth, im westphälischen Kurbrandenburg und Braunschweig, im schwäbischen Württemberg und Baden, jede einflußreiche Verbesserung des Kriegsheerwesens durch die kleinlichste und eifersüchtigste Opposition der übrigen Kreisstände gehindert.

Die Krone der Verwirrung und Erbärmlichkeit in der Heerverfassung des deutschen Reiches errang jedoch unstreitig der schwäbische Kreis mit seinem Contingente, vom Volkswitze gewöhnlich der schwäbische Kragen genannt. — Es sind nunmehr an hundert Jahre seit diesen Zuständen verflossen; das deutsche Reich, der „kranke Mann" des achtzehnten Jahrhunderts, ist von seinem gefährlichen, beinahe tödtlichen Siechthume genesen, und gesundes Blut beginnt allmälig wieder durch seine Adern zu rinnen. Mit der philosophischen Ruhe und dem behaglichen Wohlbefinden eines Reconvalescenten kann unsere Zeit auf die Vergangenheit zurückblicken. Und selbst eine heitere Auffassung ihrer komischen und burlesken Seiten darf sie sich gestatten, ohne den Vorwurf unpatriotischer Gesinnung oder provinzieller Gehässigkeit gewärtigen zu müssen. So möge denn die folgende Schilderung der Verhältnisse des schwäbischen Kreiscontingents einen ungefähren Maßstab zur genauern Beurtheilung der Reichsarmee überhaupt gewähren.

Der schwäbische Kreis.

Gemäß der schon früher erwähnten Reichsmatrikel von 1681 hatte der schwäbische Kreis zum Reichsheere an Mannschaft ein Simplum, d. h. ein einfaches Contingent von 2253⅓ Mann Fußvolk und 395⅓ Mann

Reiterei zu stellen. Zur Aufbringung dieser Truppenzahl hatten nicht weniger als 97 — sage siebenundneunzig — Kreisstände beizutragen, und zwar vier geistliche Fürsten und Stifter, die Fürstbischöfe von Augsburg und Constanz, der Fürstabt von Kempten und der gefürstete Propst von Ellwangen; neunzehn weltliche Fürsten und Stifter, darunter Würtemberg, Baden, Hohenzollern, Fürstenberg, Oettingen; achtzehn Prälaten, fünf Aebtissinnen, zwanzig Grafen und Herren und einunddreißig Reichsstädte, darunter Augsburg, Ulm, Schwäbisch-Hall, Rottweil. — Hiervon stellten manche Stände selbstverständlich nur sehr geringe Antheile, so z. B. der Prälat von Ißny 1⅓ Infanteristen, die Aebtissin von Guttenzell 3⅓ Infanteristen, und den dritten Theil eines Cavalleristen, die Aebtissin von Baindt 1⅓ Infanteristen, der Freiherr von Sickingen 5⅓ Infanteristen und ⅔ eines Reiters, die Reichsstadt Buchau 1⅓ Infanteristen u. s. f. Nun wurde zwar ein Kreisstand niemals in die heikle Lage versetzt, ⅓ Cavalleristen oder ⅔ von einem Infanteristen in natura stellen zu müssen; immer aber erweist sich das ganze Institut des Kreiscontingents als lächerlich genug und vollkommen unbrauchbar, wenn man bedenkt, daß z. B. 1732 das dritte Kreis-Infanterieregiment Rath von 42, das Kürassierregiment Zollern aber gar von 61 Kreisständen zusammengesetzt wurde. So betrug für dieses Letztere aus 592 Mann bestehende Kreis-Cavallerieregiment das Contingent des Prälaten von Petershausen 2, des Prälaten von Weißenau 1, der Aebtissin von Heggebach 2, der Aebtissin von Guttenzell 1, der Reichsstadt Zell am Hammersbach 2 Kürassiere u. s. f. Zu einer Musketiercompagnie des dritten Kreis-Infanterieregiments stellten dagegen: die Reichsstadt Memmingen den Hauptmann, Kurbaiern für die Grafschaft Mindelheim den ersten, die gräflich Fuggerischen Linien den zweiten Lieutenant und der Prälat von Ursberg den Fähndrich; bei einer andern Compagnie: die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd den Hauptmann, die Reichsstadt Rottweil den ersten, der Prälat von Gengenbach den zweiten Lieutenant und die Aebtissin von Rottenmünster den Fähndrich u. s. f. — An eine Gleichmäßigkeit in der Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung eines Regiments war bei solcher Zusammensetzung vollends nicht zu denken. In der That sahen auch die zusammengeschneiten Haufen so bunt aus, daß einmal ein Oberst beim Anblicke seines eigenen Regiments, welches seit längerer Zeit nicht mehr vereinigt gewesen war, ausrief: zur vollkommenen Caricatur fehle nun Nichts mehr, als ein Dutzend Hanswurste und Schornsteinfeger.

So schlimm es nun auch schon mit den organisatorischen Bestimmungen aussah, so stand es doch mit ihrer Ausführung und Verwirklichung beim Ausbruche eines Krieges noch viel übler. So sollte einmal der schwäbische Kreis ein Triplum, d. h. ein dreifaches Contingent, also etwa 12,000 Mann stellen, was für ein Areal von 700 Quadratmeilen mit nahe zwei Millionen Einwohnern eben keine übermäßige Anstrengung war. Als es jedoch zum Ausmarsche kam, zählte das Kreiscontingent nur 3000 Mann, also den vierten Theil, und diese kamen, wie eine gleichzeitige Chronik meldet, „mit langsamen Schritten heran, heute ein Trüpplein, morgen ein Trüpplein, und übermorgen gar Nichts.“

Ungefähr eben so, wenn auch nicht ganz so elend wie im schwäbischen Kreise waren die Contingentsverhältnisse im Oberrheinischen, Kurrheinischen und Fränkischen, kurz in den sogenannten „vordern Reichskreisen“ beschaffen; namentlich stand aber die Tapferkeit der sogenannten geistlichen Soldaten, d. h. der Truppentheile der Bischöfe und Prälaten in mehr als zweideutigem Rufe. Allerdings war auch die Inschrift, welche die Fahnen von Einzelnen unter ihnen trugen, nicht geeignet, kriegerischen Muth unter den Leuten zu entflammen. Es lautete nämlich der harmlose Spruch: „Da pacem Domine in diebus nostris!“

Sociales.

Der Bedarf an Mannschaft wurde damals überall durch Werbung von Freiwilligen aufgebracht, eine Einrichtung, welche noch aus den Zeiten der Landsknechte üblich geblieben war. Für ruhige Zeiten konnte hiebei wohl eine Auswahl physisch und moralisch tauglicher Bursche statthaben; wenn aber beim Ausbruche eines Feldzuges auf allen Punkten des Reiches gleichzeitig gerüstet und Mannschaft angeworben wurde, so fiel auch die Sorgfalt in der Auswahl hinweg. Man mußte dann entweder den Preis für die im Werthe gestiegenen Recruten höher stellen oder, ohne viel zu wählen, nehmen, was man bekam. In der Regel entschieden sich die kleinen Reichsstände für das Letztere. Da kam denn freilich eine schöne Gesellschaft zusammen, die an Falstaff's Helden erinnern mochte, „abgedankte, nichtsnutzige Bediente, jüngere Söhne von jüngern Brüdern, rebellische Küfer und bankerotte Schenkwirthe: das Ungeziefer einer ruhigen Welt und eines langen Friedens.“ — Von einigen Ständen, unter andern von einer mächtigen Reichsstadt im südwestlichen Deutschland, erzählt man sogar, daß sie bei Ausstellung ihrer Contingente die Zuchthäuser geleert und das darin verwahrte Personal zu Vaterlandsvertheidigern

umgewandelt hätten. An andern Orten dictirte man einzelnen Verbrechern als gesetzliche Strafe, eine gewisse Anzahl von Jahren im Militär zu dienen. So wurde im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein Schlosser zu Memmingen verurtheilt, mit dem Contingent zwei Feldzüge zu thun, weil er — wie die Chronik sagt — zu weit gegriffen, d. h. gestohlen hatte.

Bei solcher Zusammensetzung konnte dann der Soldatenstand allerdings keine besondern Ansprüche auf die Achtung der übrigen Staatsangehörigen zur Geltung bringen. So mußte die Schildwacht zu Frankfurt am Main zurücktreten, wenn der Fleischer ein Kalb zum Thor hereintrieb, damit das Thier nicht scheu wurde. Die Soldaten des Kurfürsten von Mainz schnitten, wenn sie auf den Posten standen, Pflöckchen oder Schuhnägel für den Schuster. In der Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd präsentirte der Soldat vor jedem gutgekleideten Manne, ja selbst vor den Frauenzimmern von Stande, mit einer Hand das Gewehr; die andere reichte den Hut hin für eine milde Gabe.

Wie tief in sittlicher Beziehung der ganze Stand gesunken war, beweisen unter andern auch die damaligen Militärstrafgesetze. Unstreitig schien gegenüber der rohen, ehr- und sittenlosen Menge, aus welcher die Soldatesca jener Zeit zusammengesetzt wurde, die furchtbarste und unnachsichtlichste Strenge geboten, wenn man nur einigermaßen Ordnung erhalten und den ruhigen Bürger vor Gefährdungen seiner Person und seines Eigenthums sichern wollte. Aber Strenge artete in Härte, Gerechtigkeit in Grausamkeit aus. So mußten in Nürnberg einmal zwei Soldaten, weil sie einen Juden am Bart gerissen hatten, zwölf Gassen Spießruthen laufen, — eine Strafe, deren scheußliche und barbarische Vollzugsart die Todesstrafe, dagegen betrachtet, noch als Milde erscheinen läßt. — Kein Wunder, daß sich unter solchen Verhältnissen eine honette Familie entehrt glaubte, wenn einer von ihren Söhnen Soldat wurde.

Auch die Stellung der Officiere war in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht beneidenswerther und fast eben so peinlich als jene der Soldaten und Unterofficiere. Allerdings muß hier bemerkt werden, daß in den kleinern Contingenten bei der Beförderung zum Officier nicht Verdienst und Erfahrung, sondern lediglich Protection, Verwandtschaft und Bestechung den Ausschlag gaben; auch das schöne Geschlecht soll hierbei nicht selten zur Entscheidung mitgewirkt haben.

So fanden sich denn auch bei der Reichsarmee uralte Fähndriche und blutjunge Hauptleute, und manchem tüchtigen alten Schnurrbarte wurde irgend ein lockerer Geselle oder schwachköpfiger Jüngling vorgezogen, welcher das Glück hatte, der Sohn eines Herrn Stadtschreibers oder der Neffe der Frau Aebtissin zu sein.

In den größern Contingenten bestanden die Officiercorps selbstverständlich aus bessern Elementen, aber Standesübermuth und Unwissenheit gehörten auch hier nicht zu den Seltenheiten; und noch eine andere Untugend griff unter ihnen im weitesten Umfange Platz. Theils um sich in kriegerischer Uebung zu erhalten, theils um die Langeweile des Garnisonlebens zu unterbrechen, übten sich nämlich die Officiere in zahlreichen Raufhändeln und Zweikämpfen; strenge Duellmandate, welche den Zweikampf bei Leibes- und Lebensstrafe untersagten, suchten diesem Unwesen, natürlich vergebens, zu steuern. — Friedlichere Gemüther oder solche, welche den ungefährlichern Streit innerhalb vier Wänden dem Kreuzen der Degen vorzogen, gründeten sich einen häuslichen Herd, und das Heirathen der Officiere wurde mehr üblich als jemals. Heirathscautionen und Altersbeschränkungen hatten damals noch keine Scheidewand zwischen liebenden Herzen gezogen, und so strömten denn Alt und Jung, Oberst und Fähndrich zum Traualtare. Sogenannte standesgemäße Partien mögen hierbei freilich nicht immer vorgekommen sein, denn in einer schon vor 1750 für die österreichische Armee erschienenen Vorschrift heißt es: „Daß man keinem Officier das Heirathen verwehren könne, wenn er ein ehrliches Weibsbild zur Ehe nehmen wolle, und die Erlaubniß vom Regimentscommando einhole.“ „Nachdem aber“ — fährt der kaiserliche Erlaß fort — „dergleichen unbesonnene Heirathen von jungen Leuten öfter mehr aus jähem Liebeseifer geschehen sind, so thut der Regimentscommandant ganz recht, wenn er ein solches Verhältniß möglichst verhindert, besonders wenn keine andern Mittel als die zu erwarten habende Gage vorhanden sind; denn Viele haben es schon bereut, den Rath nicht befolgt zu haben, indem sie elendiglich geschmolzen sind, und ihr Avancement verloren haben.“ — Wie man sieht, sind die Vorurtheile von Eltern gegen ein zartes Verhältniß ihrer Töchter mit einem Lieutenant schon durch graues, mehr als hundertjähriges Alter geheiligt.

Die Haustruppen.

Traurig stände es um den stolzen Ruf deutscher Tapferkeit, wenn er durch die Waffenthaten der Kreiscontingente hätte aufrecht erhalten werden müssen; aber der furor teutonicus der alten Germanen, wie der wilde Kampfesmuth der deutschen Landsknechte fand auch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts würdige Nach-

ahmung. Wo das wechselnde Kriegsgeschick oder das Gebot ihrer Fürsten sie hinführten, am Po wie an der Theiß, am Rhein wie an der Oder, fochten Oesterreicher und Preußen, Baiern und Sachsen, Württemberger und Hannoveraner, Badenser und Hessen mit der alten, unübertroffenen Tapferkeit des deutschen Volksstammes. — Nicht als ob diese Truppen aus andern Elementen gebildet gewesen wären; — die deutschen Kriegsschaaren, mit denen Ludwig von Baden, Max Emanuel von Baiern, Leopold von Anhalt-Dessau, Eugen von Savoyen ihre Siegeslorbeeren errangen, bestanden aus demselben Material von Menschen, welches in der Reichsarmee verkümmerte, und für ganz Europa ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung wurde. Aber der geregelte Unterricht in Handhabung der Waffen und die jahrelang fortgesetzte Uebung der Disciplin bei den großen Heerkörpern modelten die trotzigen und kraftvollen Vagabunden, welche unter die Fahnen gelaufen waren, zu tapfern und tüchtigen Soldaten um. Unter der Führung ihrer großen Feldherren vollzogen diese kühnen Abenteurer gegen Franzosen und Türken, gegen Spanier und Schweden Kriegsthaten, welche der Welt Bewunderung abnöthigten.

Preußen.

Vornämlich im Nordosten Deutschlands bewerkstelligte eine Reihe von staatsklugen Herrschern eine durchgreifende Veränderung in den Heereseinrichtungen, welche alsbald maßgebend für ganz Europa werden sollte. Schon Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den die dankbare Nachwelt mit Recht den großen Kurfürsten nennt, trachtete durch Vermehrung seines Heeres dem preußischen Staate eine einflußreiche politische Stellung zu gewinnen. Aber erst seinem Enkel König Friedrich Wilhelm I. gebührt das Verdienst, die preußische Waffenmacht geschaffen und dadurch den Grund zu der jetzigen Größe Preußens gelegt zu haben. — Ein Mann von echt deutscher Gesinnung, aber ein strenger Soldatenkönig, regierte er, wie seine Familie, so auch Staat und Kirche, Adel und Armee mit dem Corporalstocke. Einen Einwohner von Berlin, der bei seinem Anblicke einmal davon lief, weil er ihm zu begegnen fürchtete, prügelte der König höchst eigenhändig durch, indem er unaufhörlich dazu rief: „Nicht fürchten — lieben, lieben sollt ihr mich!“ — Ganz in diesem Sinne vollführte er auch die Reformen im Heerwesen; seine Absicht war die beste, aber maßlose Heftigkeit und beschränkte Hartnäckigkeit verdarben sie häufig in der Ausführung.

Beim Tode seines Vaters zählte die preußische Armee 30,000 Mann; Friedrich Wilhelm erhöhte ihre Stärke um das Dreifache. Um die nöthige Menschenzahl aufzubringen, erließ der König das sogenannte Cantonsreglement, wodurch jedem Regimente ein Canton oder Werbebezirk im Lande zur Aushebung von Recruten zugewiesen wurde. Aengstlich gewissenhaft wie er war, rechtfertigte er vor der Welt und vor sich die Rechtmäßigkeit dieser grausamen, jede Willkür gestattenden Maßregel durch die Stelle aus der Bibel, welche besagt: „daß es ein göttliches Recht der Könige sei, Knechte und Mägde, Söhne und Esel seiner Unterthanen wegzunehmen.“

Der Kern seines Heeres war das berühmte Grenadierregiment zu Potsdam, welches aus 3000 Riesen bestand, die aus ganz Europa zusammengefangen wurden. Um dies zu bewerkstelligen, errichtete der König in allen Ländern preußische Werbestationen, welche die Ordre hatten, sich jedes außergewöhnlich großen Menschen durch List, Gewalt oder Bestechung zu bemächtigen. Um die Zahl seiner langen Kerle zu vermehren, verleugnete der König sogar seine, sonst bis zum Geiz sich steigernde, Sparsamkeit. Unglaubliche Summen wurden verschwendet; einzelne seiner Grenadiere bekamen 2000, 3000, 5000 Thaler, der Längste von Allen, ein Irländer, sogar 9000 Thaler Handgeld; aber auch Handlungen der himmelschreiendsten Willkür wurden von den Werbern ungestraft vollzogen. Hier nur ein Beispiel statt vieler anderer. Ein in Jülich stationirter Werbeofficier hatte seine Augen auf einen ungewöhnlich langen Schreinermeister geworfen. Er bestellte bei diesem eine Kiste, die so lang und breit sein sollte als der Schreiner selbst. Als der Werbeofficier kam, um die Kiste abzuholen, erklärte er, sie sei zu kurz. Der Schreiner legte sich, um das Gegentheil zu beweisen, der Länge nach hinein. Sogleich ließ der Officier durch seine Leute den Deckel zuschlagen und den Recruten entführen. Als man jedoch die Kiste wieder öffnete, war der Unglückliche erstickt.

Friedrich II.

Mit so ängstlicher Sorgfalt und zärtlicher Liebe wachte der König über das Wohlergehen seiner „lieben blauen Kinder,“ daß er sie während einer sechsundzwanzigjährigen Regierung um keinen Preis zum wirklichen Kriegsdienste verwenden wollte; Friedrich Wilhelm I. war zwar ein Soldatenliebhaber, aber deshalb noch kein kriegerischer Monarch. Als er starb, fand sein Sohn Friedrich II. ein trefflich disciplinirtes und geschultes Heer von 90,000 Mann, und einen wohlgefüllten Staatsschatz vor. Der junge, thatkräftige und ehrgeizige König zögerte nicht, diese beiden Hauptmittel der Eroberungspolitik zu benutzen.

In drei langjährigen und blutigen Kriegen behauptete er sich im Besitze von Schlesien gegen die Waffenmacht von beinahe ganz Europa. Das Genie des großen Königs und das Glück, welches ihn nach den ersten Niederlagen nicht wieder verließ, sicherten ihm diese Erfolge, nicht aber die Güte seines Heeres, dessen Vorzug höchstens darin bestand, daß der Geist in ihm besser war als in den Armeen seiner Gegner. Eine Ausnahme hiervon machte nur die Cavallerie, welche, ausschließlich aus Landeskindern bestehend, unter einem Seidlitz und Ziethen eine taktische Vollkommenheit errang, wie sie bis auf den heutigen Tag von keiner Reiterei wieder erreicht wurde.

Dieser Ausspruch über die sieggekrönten Soldaten Friedrich's des Großen klingt hart, dürfte aber gerechtfertigt erscheinen, wenn man bedenkt, daß die damalige preußische Armee — wie alle Heere jener Zeit — grundsätzlich und systematisch zu einer willenlosen Maschine gemacht, daß jede Regung eines menschlich freien Willens und geistiger Selbstthätigkeit mit dem Stocke aus ihr hinausgefuchtelt wurde. — Von den vortrefflichen Soldaten Friedrich Wilhelm's I. waren überdies die meisten schon nach wenigen Feldzügen aus der Armee verschwunden. Um seine ungeheuren Verluste zu ersetzen, griff Friedrich schon in den ersten Kriegsjahren zu dem gefährlichen Auskunftsmittel, die feindlichen Kriegsgefangenen den preußischen Regimentern einzuverleiben, wie er denn einmal 20,000 bei Pirna gefangene Sachsen zwang, in seine Dienste zu treten. In Folge dieser und ähnlicher Gewaltmaßregeln steigerte sich jedoch die Desertion bei seinem Heere bis in's Unglaubliche. — Nach des Königs eigener Berechnung kamen, nur im siebenjährigen Kriege, 180,000 Soldaten und 33,000 Einwohner des preußischen Staates um's Leben. Und 1763 diente in der nahe 200,000 Mann starken Armee der siebenundzwanzigste Mann, also vier Procent der männlichen Bevölkerung, als Soldat.

Daß Friedrich der Große selbst sein Heer als eine wilde, nur durch unmenschliche Strafen und eiserne Disciplin im Zaum gehaltene Bestie betrachtete, geht aus zahlreichen Stellen seiner Briefe und Memoiren hervor. Thatsache ist, daß er vor mehrern seiner Schlachten der Armee im Tagsbefehl bekannt geben ließ: „Heute gäbe es keine Retirade;“ wie er auch bei Collin seine weichenden Grenadiere mit den Worten in's Feuer zurück trieb: „Schufte, wollt ihr denn ewig leben!“ Freilich mußte er auch erfahren, daß einer dieser Grenadiere darauf die Antwort gab: „Heute ist's genug für drei Groschen; Maria Theresia darf auch einmal eine Schlacht gewinnen!“ —

Der Soldatenstand hatte die Herrschaft der Welt überkommen, aber der einzelne Soldat war ein bejammernswürdiger Sclave, auf eine ungemessene Anzahl von Jahren verurtheilt, unter barbarischer Zucht und stummgeduldeter Mißhandlung, bei kärglicher Kost und dürftiger Bekleidung ein elendes, fast unerträgliches Dasein zu fristen, — ein Dasein, von Wenigen geachtet, kaum bemitleidet, von den Meisten gering geschätzt.

Oesterreich.

Nach dem Verluste Schlesiens ging auch die Kaiserin Maria Theresia daran, das österreichische Heerwesen neu zu gestalten, welches seit dem Tode Eugen's von Savoyen arg vernachlässigt worden war. Feldmarschall Graf Lascy, seit 1766 Hofkriegsraths-Präsident, ordnete auch in der That wesentliche Verbesserungen an, und brachte namentlich in die kaiserliche Militärverwaltung eine bis dahin unbekannte Einheit. Allerdings mögen sich hierbei mancherlei überflüssige Weitschweifigkeiten in der Verrechnung und Controle mit eingeschlichen haben, denn Friedrich der Große machte einmal die boshafte Bemerkung: „Feldmarschall Lascy ließe es sich jährlich eine Million kosten, damit er um hunderttausend Gulden weniger bestohlen werde.“

Baiern.

Das baierische Heerwesen hatte unter dem kriegerischen und ehrgeizigen Kurfürsten Max Emanuel neuen Aufschwung genommen und sich ganz nach Art der Armee Ludwig's XIV. geformt. Diese Einrichtungen hatten zwar unter der unruhvollen und unglücklichen Regierung Kaisers Karl Albrecht VII. noch Bestand, verfielen aber allmälig unter dem milden und friedliebenden Maximilian III.

Sachsen, Württemberg, Hessen.

In Sachsen, Württemberg, Hessen, Braunschweig dagegen strebte man, das Heerwesen ganz nach preußischem Muster, nach dem Vorbilde Friedrich's des Großen einzurichten. Schade nur, daß grade damals in Preußen selbst der altpreußische Geist schon entwichen, und an seine Stelle leeres Formenwesen getreten war. Die ausländischen Nachahmer des großen Königs glaubten das Geheimniß seiner Siege in der Elementartaktik, in der Exercier- und Manövrirkunst entdeckt zu haben und zuletzt — glaubte es Friedrich II. selbst. Lebensmüde und voll Menschenverachtung in seinem höhern Alter vergaß er, das sein Genie den todten Formen den Geist eingehaucht hatte, dem seine Gegner erlagen.

Paradewesen.

Die Septembermanöver in Potsdam wurden für den großen Kriegshelden eine Gelegen-

heit unnachsichtlich scharfer Kritik, ja selbst ein Gegenstand begeisterter Theilnahme. Sie wurden zugleich aber auch der jährliche Sammelplatz für die ersten Lehrmeister der Taktik aus England, Rußland, Piemont und Spanien. Vorzüglich kam aber der Besuch dieser Manöver bei den Grands Seigneurs vom Hofe Ludwig's XV. in die Mode. Wer nicht in Potsdam gewesen, durfte zu Versailles nicht mehr über militärische Angelegenheiten zu reden wagen; vor der Phrase: „Mais, je l'ai vu en Prusse" mußte jede andre Meinung verstummen. Daß darauf auch ganz Deutschland seine militärischen Größen zur Ausbildung dorthin schickte, versteht sich von selbst.

Dort entstanden aber auf taktischem Gebiete nach und nach die abenteuerlichsten Untersuchungen und Erfindungen. Daß der Soldat sechsmal in der Minute sein Gewehr laden und abfeuern konnte, genügte schon nicht mehr; man übte sich, freilich vergebens, ab, die Geschwindigkeit des Chargirens noch zu erhöhen. Haltung und Waffengewandtheit des einzelnen Mannes, die Richtung der manövrirenden Linien, die Gleichheit der Schrittlängen wurden mit mathematischer Genauigkeit überwacht. — General Sallern zu Magdeburg, ein Taktiker von übermenschlicher Gewissenhaftigkeit, erließ einmal nach einer Inspection einen Tagsbefehl, worin er bekannt machte, daß er zwar mit ihnen zufrieden sei, wenn sie nach dem bestehenden Reglement 76 Schritte in einer Minute marschirten, daß er aber 77 doch noch lieber sähe. — Bei all diesen Uebungen handelte es sich nicht darum, den Officieren und Soldaten Gelegenheit zu ihrer Belehrung zu geben, sondern man beabsichtigte damit nur, den hohen und höchsten Zuschauern ein militärisches Schauspiel zu ihrer Unterhaltung zu bereiten. Graf Henkel erzählt in den Erinnerungen aus seinem Leben, daß in einer größern Garnison bei den jährlichen Uebungen ein gewisses Parademanöver stets prächtig ausgeführt worden sei; als aber einmal eine Abwechslung befohlen wurde, wäre Alles rathlos durch einander gelaufen. Aber daraus machte man sich Nichts; man war höchsten Ortes vollkommen zufrieden, wenn nur bei den Revuen die Leute wohldressirt in Reih und Glied standen, ohne Fehler exercirten, marschirten und manövrirten. Wehe dem Unglücklichen, der bei einem Frontmarsche um einen halben Zoll vorprallte oder seine Schulter verdrehte; er mußte unnachsichtlich Spießruthen laufen. Aber auch der Zugcommandant durfte sicher darauf rechnen, auf die Wache geschickt zu werden; ohnehin gehörte der Arrest damals beinahe zum täglichen Brot der Officiere. Selbst Generallieutenants kamen in Festungsarrest und Obersten wurden cassirt, wenn der Exercierunterricht in ihren Regimentern Etwas zu wünschen übrig ließ.

Zopfwesen.

Hand in Hand mit diesen taktischen Spielereien ging die kleinlichste Pedanterie in Beobachtung der Vorschriften hinsichtlich der Bekleidung. Im schärfsten Widerspruche zu der Beweglichkeit und Gewandtheit, welche man von dem einzelnen Soldaten forderte, preßte man ihn in eine eben so unschöne als unzweckmäßige Uniform, die ihm nur eine gezwängte, unbeholfene und steife Haltung anzunehmen gestattete: Ein offener Rock, welcher Magen und Unterleib unbedeckt ließ; enge weiße Beinkleider; stramm anliegende, hohe Gamaschen, aus schwarz gewichster Leinwand, welche mittelst Stecknadeln — ein Krieger und Stecknadeln! — oberhalb des Knies festgehalten wurden. Dazu das Haupthaar in dicken Locken frisirt, mit Talg und Mehl überkleistert, das Gesicht glatt rasirt und hinten im Nacken der ellenlange wohlgewichste und geflochtene Zopf. Als Kopfbedeckung ein kleiner dreieckiger Hut oder eine spitzige Blechmütze, welche so wenig gegen Sonne als Ungewitter Schutz gewährte, und mittelst eines Bandes am Zopfe befestigt werden mußte, damit sie nicht beim Laufen zu Boden fiel. — Mit Zirkel und Maßstab, mit Lineal und Winkelmaß kamen dann die Stabs- und Oberofficiere, ja selbst die Generale, auf die Parade, und begannen ihre Messungen: ob der Schnitt der Kleidung, die Lage der Bandeliere, die Entfernung der Knopflöcher, die Dicke und Länge des Zopfes u. s. w. auf das Genaueste mit der Ordonnanz stimmten. Vom frühesten Morgen bis in in die späteste Nacht hinein dauerte in den Casernen das Bürsten und Klopfen, Putzen und Anstreichen, Wichsen und Zopfbinden. An einzelnen Orten wurden zu einer großen Parade schon am Tage vorher die Zöpfe und Locken hergerichtet; so daß die Soldaten die Nacht nicht auf ihrem Strohsacke zubringen konnten, sondern auf einer Bank das Morgengrauen erwarten mußten. — Die Kleidung war für Winter und Sommer die gleiche; Mäntel gab es keine; ob die Leute froren oder krank wurden, war gleichgiltig, wenn sie nur schön aussahen.

Die Nachahmer Friedrich's II. Menschenhandel.

Alles was man in Preußen vorfang, pfiff man in den übrigen Ländern getreulich nach. Jeder, selbst der kleinste Souverän im deutschen Reiche wollte nun seine Potsdamer Garde besitzen. Wie er früher den „Louis le grand"

nachgeahmt hatte, so spielte er jetzt den großen Fritz. — Der spätere Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt errichtete schon 1741 zu Pirmasenz ein Grenadierbataillon, welches er lange Jahre hindurch täglich selbst exercirte. Dieses Bataillon war ein mixtum compositum aus allen europäischen Nationen, indem es aus Deutschen, Polen, Russen, Schweden, Dänen, Franzosen, Türken und Zigeunern bestand, welche mit großen Kosten zusammengebracht und mit noch größern *zusammengehalten* wurden. Ein anderer deutscher Fürst, Graf Wilhelm von Bückeburg, hatte die sonderbare Grille, in seinem Duodezstaate eine unüberwindliche Festung erbauen zu wollen. Er ließ deshalb 1765 in dem sogenannten Steinhuder Meere mit ungeheuern Kosten eine künstliche Insel herstellen, und erbaute auf derselben ein kleines, aber starkes Fort, den Wilhelmsstein, welcher beständig unter dem Obercommando eines Lieutenants auf dem Kriegsfuße erhalten wurde. — Andere Landesväter machten mit ihrem Militär sehr einträgliche Geldgeschäfte, indem sie ganze Regimenter an fremde Mächte über den Ocean verhandelten. So lange dies nur mit geworbenen Truppen geschah, war am Ende nicht so viel zu sagen, denn diese hatten ihre Haut einmal *verkauft*, und mußten sich gefallen lassen, wenn man sie auf den Markt brachte. Aber der Landgraf von Hessen-Cassel z. B. verkaufte *12,000 seiner eigenen* Unterthanen an England um den Preis von jährlich 450,000 Thalern. — Auch Dies kam zuweilen vor, daß ein Souverän einem Andern aus Artigkeit ein ganzes Regiment mit Mann und Maus zum Präsent machte; so schenkte der Kurfürst von Sachsen einmal dem Könige von Preußen ein Dragonerregiment von 600 Mann, als Ersatz, wie es hieß, für verschiedene ihm überlassene Kostbarkeiten.

Reichsarmee.

Ist nach all dem Gesagten nöthig, noch einmal auf Beschaffenheit und Zustände der Reichsarmee überhaupt und der kleinen Kreiscontingente insbesondere, während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, zurückzukommen? Soll noch ausführlich berichtet werden, wie die Contingente des schwäbischen und fränkischen Kreises nach der Schlacht von Roßbach in so großer Hast das Weite suchten, daß sie erst bei Nürnberg, etwa 70 Wegstunden von Roßbach, zum Stehen gebracht werden konnten? Oder soll der vergeblichen Versuche erwähnt werden, welche das gesammte Contingent der Reichsstadt Memmingen unternahm, um den sich in der Nähe aufhaltenden baierischen Hiesel zu fangen? Oder soll erzählt werden, wie die Ansbacher der Reichsstadt Nürnberg ihre Cürassiere aus der Bännschanze entführten? Es dürfte genügen, hierüber die Worte eines gleichzeitigen Staatsrechtslehrers, des trefflichen Johann Jakob Moser, anzuführen, welcher sagt: „Die bei einem Reichskriege und einer Reichsarmee sich äußernden Gebrechen sind so groß, viel und mancherlei, daß man, so lange das deutsche Reich in seiner jetzigen Verfassung bleibt, demselben auf *ewig* verbieten sollte, einen Reichskrieg zu führen."

Politische und sociale Verhältnisse.

Es erübrigt nunmehr noch, den Unterschied zwischen der ersten und zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hervorzuheben, welcher in der politischen und socialen Stellung des Soldatenstandes zu Tage trat. — Da man in den damaligen Heeren, wie schon früher gesagt worden, den gemeinen Soldaten als bloßes *Werkholz* betrachtete, welches man nach Belieben zu- und abrichten konnte, so war es um so nöthiger, namentlich für die Kriegsjahre, sich einen Stand von guten Subalternofficieren zu schaffen. Die Subalternofficiere waren es ja, welche durch ihre häufige und nahe Berührung mit den Soldaten, *allein* Gelegenheit hatten, auf diese physisch wie moralisch einzuwirken, welche, mit andern Worten, die ganze Maschine zusammenhielten. Durch Errichtung von Cadettenhäusern und Militärakademien suchte man den Söhnen des niedern Adels und des höhern Beamten- und Bürgerstandes den Eintritt in das Heer zu erleichtern. Wirklich drängten sich auch allmälig die privilegirten Gesellschaftsclassen zum Kriegsdienste, und in manchen Staaten, vornämlich in Preußen, war zuletzt der Officierstand ein Vorrecht des Adels. — Grade durch solche ausschließliche Begünstigung einzelner Stände wurde jedoch die Kluft zwischen Mannschaft und Officier, welche man auszufüllen beabsichtigt hatte, nur noch *weiter* gesprengt. In der That war es auch zur Zeit des baierischen Erbfolgekrieges bereits *so weit* gekommen, daß der Officier dem Soldat als ein Wesen *höherer* Art erschien, welches sich Alles gegen ihn erlauben durfte. — Aber noch eine andere Folge entwickelte sich aus diesen exclusiven Verhältnissen, nämlich die Entstehung des Officierstandes als eines Staates im Staat. So manche Nachtheile auch dieses sich selbst genügende Abschließen einer privilegirten Kaste und ihre vornehm wegwerfende Haltung gegen die übrigen Stände mit sich bringen mochten, so waren doch die überwiegenden Vortheile einer solchen Corporation nicht zu mißkennen. Es war ein Zurückgreifen nach den edelsten Grundsätzen mittelalterlicher Ritterlichkeit. Jeder Officier, hoch oder niedrig, betrachtete

sich als Glied eines durch seine Pflichten geadelten Bundes, dessen erstes Mitglied sein Fürst, dessen Loosung die Ehre, dessen Abzeichen das Porte d'épée waren. Der Corpsgeist, welcher alle Angehörigen dieses Bundes als geistiges Band umschlang, verlieh der neuen Gemeinsamkeit die Macht, deren sie zur Aufrechterhaltung ihrer Ehrengesetze bedurfte. Wer sich gegen diese Gesetze verging, mußte unnachsichtlich aus den Reihen des Bundes treten. — Es ist ein rühmliches Zeugniß für die Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit unseres Volksstammes, daß, wie der Begriff von der Standesehre der Officiere in Deutschland zuerst auftauchte, an ihm auch bei den germanischen Völkern am reinsten und ausdauerndsten festgehalten wurde. In keinem der deutschen Heere dürfte sich ein Officier ungestraft Handlungen erlauben, wie sie anderwärts von Marschällen und Generalen vor noch nicht allzu langer Zeit ausgeübt werden konnten.

Bezahlung und Avancement.

Wie sich von selbst versteht, vollzog sich diese Umbildung in den größern Heeren rascher und bestimmter, als in den kleinern Contingenten, bei welchen die kleinlichen und engern Verhältnisse ihrer Heimath dieser Metamorphose hemmend entgegenwirkten. Grade bei den größern Contingenten war es aber auch um so wünschenswerther, daß eine höhere, idealere Lebensanschauung bei den Officieren Boden gewann, als die Wirklichkeit für ihre materiellen Bedürfnisse fast gar kein Gefühl zu besitzen schien. — Die Bezahlung — um mit der wirklichsten aller Wirklichkeiten zu beginnen — war selbst für den damaligen Geldwerth ungemein gering. Zwar die Hauptleute und Stabsofficiere, welche aus den ihnen gehörigen Compagnien ganz stattliche Einkünfte bezogen, waren nicht zu bedauern, desto mehr aber die zahlreiche Gesellschaft der Ober- und Unterlieutenants und Fähndriche. So erhielten monatlich ein Infanterie-Oberlieutenant in Oesterreich 27, in Baiern 26 Gulden, in Preußen 13, in Sachsen 14 Thaler; ein Unterlieutenant in Oesterreich 22, in Baiern 24 Gulden, in Preußen und Sachsen je 11 Thaler u. s. f. Dabei war das Avancement in Folge des langen Friedens ganz eingeschlafen; wer nur irgendwie noch zu dienen vermochte, verlangte sicher nicht in den Ruhestand zu treten, weil für standesgemäße Pensionen der Officiere noch keine Sorge getragen war. So bekamen denn die Lieutenants und Fähndriche schon graue Haare, lange bevor sie in den Besitz einer Compagnie gelangten. Mit welchen Persönlichkeiten die höhern Officierstellen damals selbst in großen Heeren besetzt waren, geht aus einer Schilderung des Grafen Henkel in seinen Erinnerungen hervor. Da war 1795 bei einem preußischen Cürassier-Regiment der General ein siebenzigjähriger Podagraist, der Commandeur ein bornirter Hämorrhoidarius, der Oberst hatte das Chiragra an beiden Armen, ein anderer Stabsofficier litt an Unterleibsbeschwerden, der Dritte war ein abgelebter französischer Windbeutel, der Vierte ein dicker Bonvivant, welcher sich stets am Sattelknopfe wund ritt, u. s. f.

Die Frauen.

Unter solchen Umständen war es wohl natürlich, daß die meist verheiratheten Officiere, wenn es zu einem Ausmarsche kam, ihre getreuen Gattinnen mit in's Feld nahmen, um Pflege, Trost und Erholung nahe bei der Hand zu haben.

„Daß“ — bemerkt hierüber ein gleichzeitiger Beobachter — „auch die Töchter und das andere Gefolge von Mamsellen, Kammermädchen u. dgl. nicht zu Hause bleiben durften, versteht sich von selbst.“ — Als jedoch einmal dem Obercommandanten eines Kreiscontingentes die Anwesenheit des schönen Geschlechtes im Feldlager zu zahlreich wurde, erließ er den Befehl, daß die Officiere „ihre Weiber, Töchter und sonstigen unnöthigen Hausrath“ — so lautete wörtlich diese ungalante Ordre — „nach Hause schicken sollten, um die Preise der Lebensmittel durch sie nicht zu erhöhen, und nicht unnöthigen Wirrwarr in den Cantonirungsquartieren und im Lager anzurichten.“ Darob entbrannte großer Unwille bei den Tapfern beiderlei Geschlechts, und der Befehl wurde natürlich — nicht vollzogen. Als aber der Obercommandant wenige Wochen später zur Inspection im Lager eintraf, da „rotteten sich“ — wie unser Gewährsmann erzählt — „wenigstens dreißig von den campirenden Frauenzimmern zusammen und empfingen den Herrn General so artig, daß er seinen Aerger verbeißen und zufrieden sein mußte, daß ihn die Madamen nicht obendrein noch für die Verwegenheit hänselten, ihnen den Aufenthalt im Lager verbieten zu wollen.“ „Allerdings“ — fügt der gewissenhafte Berichterstatter hinzu — „hatte ja auch der Herr General seinen ganzen Hofstaat bei sich.“

Uebersicht.

Zieht man aus dem Vorhergehenden das Endresultat, so ergibt sich: daß am Schluß des 18. Jahrhunderts die Contingente der kleinern Reichsstände in einem Zustande erbärmlicher Verwahrlosung dahin kümmerten, daß aber auch die Beschaffenheit der größern Heere im deutschen Reiche kein Vertrauen zu erwecken vermochten. Alte, körperlich und geistig untaugliche Heerführer, überlebte Berühmt-

heiten einer längst entschwundenen Kriegsepoche; ein Officiersstand, zwar ehrenhaft, aber durch das Zopf- und Paradewesen eines langen Friedens herabgestimmt und in engste Schranken gebannt; endlich eine Soldatesca, durch Zwang und List zur Fahne gebracht, durch Schrecken und Todesfurcht an sie festgekettet; eine wüste Sclavenhorde ohne Religiosität, ohne Vaterlandsliebe, ohne Ehrgefühl.

In solchem Zustande befand sich die Heerverfassung des deutschen Reiches, als jenseits des Rheines die Katastrophe ausbrach, welche ganz Europa ein Vierteljahrhundert hindurch bis in seine Grundfesten erschüttern sollte. — Langsam und zögernd, voll Eifersucht und Mißgunst unter einander, ohne Gemeingeist für das Ganze, zogen die Contingente des deutschen Reichsheeres, schlecht geführt und von schlechtem Geiste beseelt, auf den Kriegsschauplatz. Eben dahin schickte der Pariser Convent in Massenaufgeboten die besten Kräfte Frankreichs; eben dahin trieben Tausende und Hunderttausende der Schrecken vor der Guillotine, wie der fieberhafte Drang des Ehrgeizes, die dumpfe Verzweiflung ohnmächtigen Schmerzes, wie der thierische Trieb nach Raub und Zerstörung.

Es waren die abgestandene, in morsche Trümmer zerfallende Vergangenheit und die in übersprudelnder Jugendkraft brausende, aus dem anarchischen Chaos sich eben neugebärende Zukunft, welche hier in einer Reihe von Kämpfen mit einander um den Sieg rangen. Die Entscheidung bei einem Zusammenstoße dieser beiden Gegner konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. — Das tausendjährige Gebäude des deutschen Reiches brach zusammen, und mit ihm auch die Reichsheerverfassung. — Daß diese in der letzten Zeit ihres Bestehens zu so schimpflicher und bemitleidenswerther Schwäche herabsinken konnte, war nicht die Folge ihrer innern Organisation allein; die Ursache hiervon liegt tiefer, sie liegt in dem allgemeinen Verfalle, der damals über Deutschlands sittliche wie staatliche, religiöse wie gesellschaftliche Zustände hereinzubrechen drohte.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Wohl noch niemals hat eine Periode in der Geschichte eines großen Volkes schneidendere Contraste aufzuweisen gehabt, als die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts kennzeichnen, welchen Zeitabschnitt man jetzt noch hie und da als die gute alte Zeit lobpreisen hören kann. — Abergläubischste Frömmelei und freisinnigste Denkweise, lasterhafteste Frivolität und idealstes dichterisches Fühlen, beispiellose Verleugnung alles vaterländischen und bewunderungswürdigstes Anstreben eines nationalen Sinnes, höchster Skepticismus und inniger, kindlicher Glaube, — all' Dieses kreuzte sich und tauchte hart neben einander aus der gesinnungs- und grundsatzlosen Allgemeinheit empor.

Während die Herren und Damen aus der vornehmen Gesellschaft ihre Lectüre in den schmutzigen und schlüpfrigen Romanen Voltaire's und Crébillon's aufsuchten, sang Klopstock, der vaterlandsbegeisterte Barde, seine unsterblichen Oden. Während religiöse Geheimbunde, die Secte der Rosenkreuzer u. s. f. aller Orten ihren mystischen Spuk trieben, dichtete Lessing seinen Nathan den Weisen. Während lustige Abenteurer, wie Graf St.-Germain und Cagliostro den kleinen Dynasten Hunderttausende von Thalern unter dem Vorhaben abschwindelten, den Stein der Weisen entdecken zu können, schrieb Immanuel Kant seine Kritik der reinen Vernunft.

Solche Männer, lebendige Zeugen des gesunden Kernes und ursprünglicher Schöpfungskraft des deutschen Volkes, waren aber auch dringend nöthig, um die Nation von gänzlicher Versumpfung zu erretten. Aus ihrer und ihrer Nachkämpfer geistiger Kraft und sittlicher Größe schöpften erst Einzelne, dann, unter dem Drucke feindlichen, schweren Zwanges, die große Mehrheit des deutschen Volkes, die Idee nationalen Bewußtseins wieder, welche seit nahe zwei Jahrhunderten verloren gegangen war. — Aber nicht mit einem Male konnte sich dieser Umschlag vollziehen; erst allmälig strömte eine frische und freiere Fluth durch die Geister, erst allmälig gerieth die träge, stagnirende Masse in kecken Fluß.

Und das ist eines der stolzesten Blätter aus der Geschichte unsers großen Vaterlandes, auf dem erzählt wird, wie die Wogen deutschen Ehr- und Wehrgefühls höher und höher stiegen, bis sie die fremden Dämme in gewaltigem Anpralle durchbrachen, und den bittersten und mächtigsten Feind deutscher Einigkeit und Macht aus seinem eroberten Lande hinwegspülten nach dem kleinen, einsamen Felseneilande im weiten Atlantischen Weltmeere!

Die Gefäße.

Culturwissenschaftliche Skizze

von Dr. Gustav Klemm.

(Schluß.)

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der Gefäße nach Gestalt und Gebrauch derselben, wobei wir mit dem einfachsten derselben, mit der Schale zu beginnen haben. Die Schale dient vornämlich zum Schöpfen von Flüssigkeiten und es trägt jeder Mensch in seiner

hohlen Hand das Modell dazu an sich. Die Schale, der flache Abschnitt von einer Kugel oder einem Ei, wird durch Veränderung ihrer Form und Anfügung von Henkel, Stiel oder Fuß zu mancherlei Gefäßen umgestaltet, wie es eben das immer wiederkehrende Bedürfniß erfordert.

Unter den altasiatischen und europäischen Tempelgefäßen finden wir zunächst die Opferschale von einfach kreisrunder Form und mit einem Eindruck in der Mitte, der den Zweck hatte, dem Mittelfinger einen Anhaltpunkt bei dem Ausguß des Trankopfers oder Oeles in die Altarflamme darzubieten. Unter den in deutscher Erde gefundenen, aus freier Hand geformten Trinkgefäßen von 1—23 Zoll Höhe kommen derartige Schalen von 3—5 Zoll Durchmesser öfter vor. Einige derselben haben auch mehrere Eindrücke; eine im Jahre 1837 bei Frankenhain bei Schlieben gefundene Schale von röthlichem Thon (Fig. 10), 4½ Zoll Durchmesser und 1½ Zoll hoch, zeigt im Boden zwei mit den Fingern in den noch weichen Thon bewirkte Eindrücke, während eine daselbst gefundene, etwas kleinere, von 3 Zoll Durchmesser und 2 Zoll Höhe, deren drei dicht neben einander zeigt. Bei den alten Griechen und Italienern waren diese Schalen meist aus Bronze, bei den Chinesen kommen deren auch aus Porcellan vor.

Fig. 10.

Wird nun der Boden der Schale abgeplattet und durch Anfügung eines nach unten vortretenden Reifes deren fester Stand gesichert und die Oberfläche mit einem herausragenden Rande versehen, so bildet sich der Teller, dem wir in der alten Welt in so mannigfacher Gestalt und Größe begegnen. Wir finden in den Hütten der nordeuropäischen Landleute und bei den deutschen Gebirgsbewohnern Teller aus Holz, die theilweise ganz flach sind; Teller aus gebranntem Thon, Fayence und Glas sind in den Mittelständen von Europa allgemein verbreitet; die Tafeln der höhern Stände sind mit Tellern von Silber und Gold, und von Porcellan besetzt, welche durch die darauf befindlichen kostbaren Gemälde zu wahren Kunstwerken sich erheben. Die europäischen und chinesischen Porcellanmanufacturen liefern Teller und Schalen von größerm Umfang; die größten mir bekannten sind acht flache Schalen von japanischem Porcellan, welche 26 Zoll Durchmesser haben und im 12. Saale der königlichen Porcellan- und Gefäßesammlung zu Dresden aufgestellt sind.

Eirunde Schalen kommen unter den Gefäßen der altromanischen Welt seltener vor, obschon es an Modellen dafür in Blättern, Muscheln, Nüssen nie gefehlt hat. Erst die im 16. Jahrhundert in Italien, Frankreich und Deutschland emporblühende Töpferkunst entfaltete auch in dieser Form eine größere Mannigfaltigkeit. So finden wir, daß z. B. Bernhard Palissis ovale Schalen von 6 bis 12 Zoll Breite und 10—18 Zoll Länge ausführte, die auf violettem Grund erhaben gehaltene Amphibien, Muscheln, Schnecken, Blumen oder Früchte zeigen; die Delfter Töpfer fertigten ovale Schalen, auf denen man Wappen, Namenszüge, Blumen, Früchte, landschaftliche Ansichten malte und einbrannte. Dies waren zum Theil Nachahmungen chinesischer Porcellane; die königliche Gefäßesammlung zu Dresden besitzt eine ziemliche Anzahl chinesischer und japanischer Schalen, welche geradezu Blätter darstellen und derartige blattförmige Schalen gehen noch jetzt zahlreich aus den europäischen Fayence-, Glas- und Porcellanmanufacturen hervor.

Vortreffliche flache Schalen der mannigfaltigsten Form lieferten auch die geschickten Gold- und Silberschmiede des 16. und 17. Jahrhunderts in Florenz, Mailand, Augsburg, Nürnberg, Dresden u. a. Orten. Die geistlichen und weltlichen Schatzkammern bewahren noch jetzt die pracht- und kunstreichsten Denkmale, die theils als Taufbecken, theils als Zierden der Schenktische u. Ceremonientafeln dienten. In der Regel enthält die eigentliche Schale historische oder mythologische Scenen in gravirter oder halberhabener, getriebener Arbeit und der mannigfaltig gestaltete, durchbrochene Rand andere darauf bezügliche Ornamente.

Wir haben ferner Schalen in gebrannten Erden, Metall, letzteres oft mit Emailgemälden, deren Form nach dem Muster der Gama- oder Protonmuschel gebildet ist. Wir finden ferner unter den chinesischen, wie den europäischen Gefäßen von Metall, Porcellan, Glas u. a. Stoffen Schalen mit hohem Fuß, die zur Aufnahme von Confect auf den Tafeln aufgestellt werden. Ferner erscheint in den Küchen die Schale mit langem Stiele als Casserol in Bronze bereits als vielgebrauchtes Gefäß der alten und neuen Welt. Endlich ist die vielfältige Gestaltung zu erwähnen, die je nach Bedürfniß und Zweck die Schale in den chemischen Laboratorien angenommen hat.

Die Schale wird durch Anfügung eines Henkels oder kürzern und längern Stieles zum Löffel, dem jede Nation und jedes Zeitalter ihr Gepräge aufgedrückt hat.

Wir bemerken zunächst, daß bei Griechen und Römern der Löffel nicht im Gebrauch war, mit einziger Ausnahme des kleinen Bronzelöffels für Medicin.

Dagegen erscheint der Löffel gar häufig unter dem in deutscher Erde gefundenen Thon-

geschirr in Gestalt der gehenkelten runden Schale von drei Zoll Durchmesser (Fig. 11). Man hat deren gefunden, die etwas größer sind und deren Boden abgeplattet ist.

Fig. 11.

Einen sehr einfachen Löffel, aus der Hälfte einer Flaschenfrucht, Tortuma (Fig. 12), gebildet, finden wir in Venezuela; er ist 3—7 Zoll lang und ist im Mittelstande ganz allgemein. Aehnlichkeit damit haben die Löffel der Elliabs in Oberäthiopien (Fig. 13). Sie bestehen aus der Hälfte eines Kuhhorns, das auf der Außenseite durch den Gebrauch abgeglättet ist, und sind etwa 9½ Zoll lang und 2½ Zoll breit.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Besser gearbeitet ist ein aus festem hellbraunen Holze gearbeiteter Löffel desselben Volkes (Fig. 14) von 12 Zoll Länge und 2 Zoll Breite.

Fig. 16.

Der Löffel der Kabylen aus hellbraunem Holze (Fig. 15), 11 Zoll lang, ist in der Form eigenthümlich, während die Löffel von Loando aus hartem weißen Holz, ganz nach europäischem Modell gearbeitet sind, was auch bei denen der Kaffern aus Holz und Nashorn der Fall ist.

Die größte Mannigfaltigkeit in Bezug der Löffelformen finden wir bei den Betjuanen in Südafrika. Wir finden hier Löffel aus hellbraunem Holz, deren Stiel 18 Zoll lang ist (Fig. 16), das Gefäß aber hat nicht weniger als 8 Zoll Durchmesser und die Rückseite desselben ist sehr sauber mit gradlinigen Ornamenten versehen. Die kleinsten der Löffel von dieser Form haben 10 Zoll Länge und die Außenseite derselben ist mit den mannigfaltigsten eingebrannten Mustern verziert. An einem derselben endigt der Stiel in den Körper eines Insects aus und bildet den Schwanz des Thieres.

Wir sehen bei den Betjuanen Löffel, deren Stiel den Vogel Strauß darstellt; bei weitem zahlreicher sind aber die Löffel, deren Stiel eine Giraffe nachbildet. Die längsten derselben haben 34 Zoll Länge, die kleinsten dagegen nur 10 Zoll. (Abbildung in m. C.-G. Bd. III. Theil VI., N. 8., wo auch Proben der Ornamente.)

Fig. 17.

Im Orient, namentlich in Persien sind die in den Scherbetschalen schwimmenden Schöpflöffel meist prächtig ausgeschnitzt und namentlich auf den Stiel derselben große Sorgfalt verwendet. Das Material ist meist Santalholz. In Hindostan benutzt man die Trompetenmuschel (Fig. 17), um Löffel von 8 Zoll Länge herzustellen, deren Stil von der innern Spiralwindung gebildet wird.

In Europa erscheint der Löffel bei allen den Völkern, deren wesentliche Nahrung der aus Getreidekörnern gefertigte Mehl- oder Körnerbrei ausmacht; in Oberitalien, Deutschland, Skandinavien, Polen und Rußland. Der dazu gebräuchliche Löffel ist auf dem Lande zumeist von Holz, 6 bis

8 Zoll lang, das Gefäß daran aber in der Regel eirund. Sehr einfach ist der Holzlöffel der Sardinier (Fig. 18), 7 Zoll lang, 1½ Zoll breit.

Fig. 18.

Die Holzlöffel der Morlaken haben einen längern Stiel und ein größeres, 2 Zoll langes, 3 Zoll breites Gefäß; die der Polen um Krakau zeigen einen sauber abgedrehten Stiel. Sehr zierlich, weiß mit farbigem, namentlich goldgelbem Lack bemalt, sind die Löffel der russischen Landleute. Das Gefäß ist größer als bei vorgenannten, der Stiel kürzer. Größer noch sind die Löffel der Schweden und Norweger, meist aus weißem Birkenholz sauber geschnitzt.

In Deutschland ist seit dem vorigen Jahrhundert der Holzlöffel meist von dem aus Eisenblech verdrängt worden, seitdem in dem sächsischen Erzgebirge, in Schlesien und im Schwarzwalde dieser Manufacturzweig begründet worden.

Im 16. Jahrhundert fertigte man in Deutschland Löffel aus Buchsbaum, deren Stiel eine Venus oder Eva darstellte, und durch ein Scharnier dergestalt mit dem ovalen Gefäß verbunden war, daß man denselben auf dieses zurücklegen konnte. Man hatte ferner runde Löffel aus Messing oder Silber, deren dünner Stiel in einen Pinienapfel auslief oder anderweit plastisch verziert war. Andere Löffel bestanden aus einer Achat- oder Chalcedonschale, an welcher ein Stiel von Silber saß, der oft mit kostbaren Steinen geschmückt war.

Im Laufe der Zeiten hat die Löffelform sich mannigfach herausgebildet; die aus Asien und Amerika in Europa eingeführten Getränke, Kaffee und Thee, riefen eigenthümliche Löffel hervor, die jetzt über ganz Europa verbreitet sind.

Außer den Speiselöffeln hat aber jede Nation ihre eigenthümlichen Schöpfgefäße, von denen wir das aus der Cocosnuß bereitete schon kennen lernten. In Westindien

Fig. 19.

benutzt man für diesen Zweck auch eine Kürbisfrucht (Fig. 19), deren Schale das Gefäß, deren Stiel den Henkel bildet.

In der Schweiz haben die Senner bei Bearbeitung der Milch eigenthümliche Holzgefäße, und in Rußland fertigt man aus Holz löffelartige Schöpfkellen, um den Quas aus dem Vorrathsfasse zu nehmen.

Auf den Tafeln der höhern Stände Europa's prangt der silberne Vorlegelöffel für Suppe und Punsch.

Aus der Schale ist durch Abänderung des Randes die Lampe entstanden, die wir aus gebranntem Thon oder Metall bei den Völkern der alten Welt, den Hindu, und im modernen Europa auf dem flachen Lande und bei den Bergleuten noch jetzt antreffen (Fig. 20). Das altclassische Alterthum hat diese einfache Lampenform zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit entwickelt, indem es Fuß, Henkel, Deckel und andere Vervollständigungen beifügte.

Fig. 20.

Zur **Aufbewahrung von Flüssigkeiten** werden größere Gefäße erforderlich und als Vorbild dazu dienen die stehenden Gewässer, und die Gruben, die im Felde sich vorfinden. Die Botocuden bereiten sich, wie bereits erwähnt, ihr berauschendes Getränk in abgehauenen Baumstumpfen. Die mehr seßhaften amerikanischen Ureinwohner bilden sich aus Thon große Gefäße von abgeplatteter Eiform. Sie fertigen deren bis zu 4—5 Fuß Höhe. Wir finden solche große Thongefäße zur Bewahrung von Getränken auch bei den Hindu, in Asien, bei den Egyptern, Griechen und Römern, und noch heute im Kaukasus, Spanien, Portugal und Nordafrika. In Frankreich, Deutschland und Nordeuropa, wo Holz in Fülle vorhanden, benutzt man dieses zu Vorrathgefäßen. Im 17. Jahrhundert fand man eine Freude daran, möglichst große Weinfässer in den fürstlichen Kellern zu bewahren, die architektonisch verziert wurden. Das berühmteste dieser Weinfässer war nächst dem Heidelberger das auf dem Königstein in Sachsen befindliche Faß, welches freilich nur noch in der Abbildung vorhanden ist. In den Kellern der Magdalenenburg auf dem Königstein ließ 1624 Kurfürst Johann Georg I. ein kolossales Faß bauen, was die Bewunderung aller Beschauer erregte. Allein Johann Georg III. beschloß, ein Faß fertigen zu lassen, welches dieses erste überflügeln sollte. Der Rathskellerer von Eßling, Meister Theobald Schußler, ward nach Sachsen für diesen Zweck berufen, in der Görlitzer Heide wurde Holz geschlagen und ein Faß erbaut, dessen Länge 15 Ellen und

21 Zoll, dessen weitester Durchmesser 11 Ellen betrug und welches 3319½ Eimer enthielt. Der Kellermeister Paul Richter gab im Jahre 1705 eine Beschreibung desselben heraus. August der Starke aber ließ im Jahre 1722 ein noch größeres Faß durch Meister Joh. Phil. Golbe aus Straßburg bauen, das im Jahre 1725 vollendet wurde. Es war 17 Ellen lang, hatte 12 Ellen Spundliefe, bestand aus 137 Faßdauben, 54 Bodenstücken und faßte 3709 Eimer, also 609 Eimer mehr als das große Faß von Heidelberg. Es war das größte Faß in Europa, mit einer Treppe und Galerie versehen und mit einer lateinischen Inschrift geschmückt. Im Jahre 1817 war dieses Riesenfaß noch vorhanden, zerfiel aber späterhin in Stücke.

Die neuere Industrie hat in den deutschen und englischen Bierbrauereien wohl noch größere Gefäße hergestellt. In den Wein- und Bierländern von Mitteleuropa ist die Anfertigung von Holzgefäßen ein wichtiger Gewerbszweig, der auch für Küche und Haushaltung das Holzgefäß zu mannigfaltiger Form entwickelt.

Die Bereitung der Speisen und Getränke hat bei den verschiedenen Völkern eine formenreiche Anzahl von Koch- und Bratgeschirren hervorgerufen, unter denen der Kessel, der Topf und die Pfanne die Grundformen darstellen und zu denen Metall, Stein und gebrannte Erde die wesentlichsten Stoffe liefern.

Kessel aus Talkstein fertigten die amerikanischen Eskimos, bevor sie eiserne Kochgeschirre von den Europäern erhielten. Diese Kessel hingen über der stets brennenden Lampe in den steinernen Winterhütten.

Unter den in deutscher Erde gefundenen Thongefäßen erscheint sehr häufig, oft als Behälter der verbrannten Menschenknochen, ein Gefäß von beistehender Form (Fig. 21), 8—20 Zoll hoch, was jedenfalls auch als Kochgeschirr diente. Neben dieser Form erscheinen aber auch mannigfaltige Abwandelungen, die ich in meinem Handbuch der germanischen Alterthumskunde (Tafel 13) zusammengestellt habe. In Jütland werden noch jetzt Kochgeschirre, halbkugelförmige Kessel, aus Thon gebildet, denen wohl auch drei kurze Beine angefügt sind. In Frankreich, Holland und andern Ländern ist der eiserne Kessel, der an einer Kette über dem Herdfeuer aufgehängt wird (pot à feu), das gewöhnliche Kochgeschirr, als welches er auch bei sämmtlichen europäischen Heeren eingeführt ist. In Deutschland ist in den Küchen und Haushaltungen der Kochkessel zu den mannigfaltigsten Formen in gebranntem Thon gestaltet worden. Der Zweck, zu dem er verwendet wird, die Gestalt der Oefen, Kochherde und Maschinen hat ihn bald erhöht, bald erniedrigt, man hat Henkel angefügt, den Rand breiter und stärker gebildet, zu bequemerer Handhabung auch Ausgüsse anzubringen für zweckmäßig erachtet.

Fig. 21.

Durch Abflachung und Ausbreitung der Form nähert sich der Kessel der Schalenform und wird dann, zumal seit die Holztheuerung zur Sparsamkeit mahnte und den Bratspieß beseitigen hieß, zur Bratpfanne umgestaltet, die vornämlich in den norddeutschen Haushaltungen in gebranntem Thon gebraucht wird. Die Braupfanne aus dünnem Metall, besonders Kupfer, ist die größte Entwicklung dieser Form.

Um Speise und Trank, die in Kesseln, Töpfen und Pfannen bereitet worden, den Hungrigen zu bringen und vorzusetzen, bedient man sich der Schüssel oder des Napfes (Fig. 22). Es begegnete uns diese Form bereits in den Urwäldern von Amerika, so wie in den Haushaltungen sämmtlicher Völker von Mittelamerika, als Tortuma. Aus Holz geschnitzt erscheint sie nicht allein bei den Kaffern und Betjuanen in Südafrika, sondern auch in Deutschland, Skandinavien und Rußland, hier meist bemalt oder sauber lackirt. Auch die Chinesen und Mongolen drehen aus Holz Schüsseln, die sie mit ihrem vortrefflichen Lack bemalen und oft reich vergolden.

Fig. 22.

In gebrannter Erde kommt die Schüssel bis zu 14 Zoll Durchmesser, freilich meist zerbrochen, unter den in deutscher Erde gefundenen Geschirren vor. Der Boden ist dann abgeflacht, der Rand theils abstehend, theils mit einer, gleich der Torques modellirten Wulst belegt. An den kleinern kommt wohl öfter ein Henkel vor.

Die Schüssel erscheint auch unter den altgriechischen Gefäßen, oft in Eiform, oft mit Deckel und Henkel versehen, theilweise auch auf einen Fuß gestellt und als Mischgefäß für Wein verwendet. Unter den römischen Alterthümern erscheinen Schüsseln in gebranntem Thon und Bronze, in Italien sowohl, als auch in den andern Provinzen des Reiches. Hierher gehören vornämlich auch jene Schüsseln und Näpfe aus rother Erde, mit aufgepreßten Reliefs, die wir oben erwähnten, und die namentlich in den Rheinlanden öfter vorkommen.

Der europäische Landmann, romanischer, germanischer, wie slawischer Nation, bedient sich für das Aufbewahren seiner Speise vorzugsweise der thönernen und glasirten Schüsseln, die in den Töpfereien alljährlich in sehr

Fig. 23.

Fig. 24.

großer Anzahl gefertigt werden. Auf den Tischen des Mittelstandes sind die Schüsseln und Terrinen vorzüglich aus Fayence oder Porcellan, und zu gar vielfältiger Form entwickelt. Schöne Arbeiten dieser Art lieferten in gebranntem Thon die Töpfereien von Delft; man fertigte dort nicht allein ovale, sondern auch viereckige Terrinen, deren Wände architektonisch gegliedert, die mit zierlichen Handhaben und Deckeln versehen waren, auf denen plastischer Blumen- und Früchteschmuck angebracht war.

Die ältesten Porcellanmanufacturen von Europa lieferten ähnliche Arbeiten, unter denen sich die von Meißen durch die meisterhaft modellirten Blumen und Früchte auszeichneten, während die Manufactur von Sevres große Sorgfalt auf die Bemalung verwendete. Josua Wedgewood strebte durch Form und Farbe Ausgezeichnetes zu liefern und die Werkstätte von Etruria in Staffortshire brachte die ersten Nachbildungen altgriechischer Gefäße auf den Markt, die dann im übrigen Europa Aufsehen und Nacheiferung erregten.

Um Flüssigkeiten aufzubewahren und fortzuschaffen, dient die Flasche, deren Urbild das Ei oder die Nuß und Kürbisfrucht sind. Wir erwähnten bereits die Kürbisflaschen der heißen und gemäßigten Zone.

Nachbildungen dieser Naturformen (Fig. 23) erscheinen bereits unter den altdeutschen Thongefäßen in 5—7 Zoll Höhe; das Gefäß ist meist kugelförmig, der Hals eng, der Henkel breit und klein und der Bauch mit eingedrückten Linien, in Nachahmung von Flechtarbeit mehr oder minder reich verziert. Sehr häufig sind die Flaschen unter den alten und neuen mittelamerikanischen Gefäßen. In Peru sind sie schon zu künstlichen Formen entwickelt, so daß sie eine menschliche Figur darstellen, deren Arme die Henkel bilden. Auch Doppelflaschen kommen vor, deren eine ganz geschlossen und die in der Mitte durch eine Röhre verbunden sind (Fig. 24).

Diese Gefäße sind gleich denen, welche man heute noch in Surinam, Venezuela fertigt, nicht auf der Drehscheibe gemacht und nicht im Ofen gebrannt. Die Thonflaschen von Surinam haben die Form der Kürbisflasche (Fig. 25). Aehnliche Flaschen fertigen auch die Kaffern. Die Farbe ist dunkelroth, die Höhe 14 Zoll, der Durchmesser 7 Zoll.

Griechen und Römer wendeten die Flaschenform sehr häufig bei ihren Gefäßen an. Ich erinnere nur an die kleinen, altgriechischen kugel-, birnen- und eiförmigen Gefäße, in denen sie ihr Salböl, das Oel für die Lampen aufbewahrten und die in Bezug auf Fuß, Henkel, Ausgüsse, Ränder, Bemalung, so überaus mannigfaltig sind. Der römische Soldat führte eine Feldflasche von hartgebranntem lichten Thon mit einem bis drei Henkeln, die er an einem Riemen um die Schulter trug, und die so häufig in den Begräbnißstätten am Rhein und der Donau vorkommen.

Die sehr bauchigen Flaschen mit engem, niedrigem Hals, sind 6—7 Zoll hoch. Nebenstehendes Exemplar (Fig. 26), vortrefflich

Fig. 25.

Fig 26.

gedreht, mit sorgfältig gereiften Henkeln, ist 7 Zoll hoch, bei Mainz gefunden und von festem hellbräunlichen Thon.

Zur Aufbewahrung von Oel und Wein fertigten Griechen und Römer jene großen, eiförmigen, langgestreckten Flaschen mit spitzigem Fuß und kurzem, engen Hals, die nach den zwei Henkeln, die sie hatten, Amphoren genannt wurden. Sie sind 3—5 Fuß lang und wurden in den Kellern von Pompeji, wie in den Grabzimmern von Griechenland und Unteritalien schräg an die Wand gelehnt gefunden (Fig. 27).

Nächst der Thonerde verarbeitete die antike Welt auch das Glas zu Flaschen verschiedener Größen, und kleinere Salb- und Oelgefäße von schlanker Birnenform finden sich gar häufig in den Gräbern von 3—5 Zoll Länge, auf der Oberfläche in den Farben der Perlmutter oxydirt.

Abkömmlinge jener Salbgefäße sind die noch jetzt in Italien üblichen Foglietten oder Weinflaschen aus Glas, von deren kugelartigem Bauche ein langer, enger Hals grade emporsteigt.

Im Mittelalter, wo Töpferei und Glasmacherkunst sehr herabgesunken waren, fertigte man zum Auftragen der Weine und anderer Getränke Flaschen von Metall, die durch Anfügung von Deckel, Fuß, Henkel und Ausgußröhre zur Schenkkanne wurden (Fig. 28). In solchen

Fig. 27. Fig. 28.

Kannen wurde der für das heilige Abendmahl bestimmte Wein aufgetragen. Die Form dieser Kannen wurde durch Ausdehnung in die Länge, Zusammendrückung und Abplattung des Mittelkörpers, Weglassung des Fußes und andere Veränderungen zu einer großen Mannigfaltigkeit entwickelt und oft durch Anfügung von Reliefs und plastische Ausbildung des Henkels, Fußes und Deckels zum Kunstwerke erhoben. Die Künstler in Thon und Porcellan bemächtigten sich seit dem 16. Jahrhundert auch dieser Form, sofern das Material die Ausführung derselben gestattete. — Die Schenkkannen wurden seit dem Auftreten der warmen Getränke, namentlich des Thee, durch neue, aus China eingeführte Formen, mannigfaltiger; es bildeten sich eigene Typen für die Kannen, die den verschiedenen Getränken gewidmet sind, wie Thee-, Kaffee-, Schocoladen-, Bier- und Milchkannen.

Wir kehren zur Flasche zurück, die in Mitteleuropa seit dem 17. Jahrhundert in Glas, Fayence und Steingut zu großem Formenreichthum gelangte. Wein, Branntwein und Bier errangen sich selbständige Flaschenformen; die Flaschen für Wein werden durchgehends aus Glas, durchgängig rund, mit längerm oder kürzerm Halse und flachem oder nach innen gedrücktem Boden und eine oder eine halbe Kanne Maß fassend, gefertigt. Für manche Weinsorten, z. B. Bocksbeutel, Champagner haben sich feststehende Formen gebildet. Der Branntwein wird seit dem 17. Jahrhundert vornämlich in viereckigen Flaschen von Glas mit kurzem, engen Halse aufbewahrt, die, wenn sie versendet werden sollen, mit Pflanzenhalmen überstrickt werden; das Bier wird in langen, runden, cylinderischen Flaschen und kurzem, engen Hals und kleinem Henkel aus Steingut aufbewahrt, eine Form, die auch für die Versendung der Mineralwässer von Selters, Bilin und Eger gewählt wurde. Der massenhafte Verbrauch dieser Gefäße hat in der Nähe der Füllorte großartige Töpfereien hervorgerufen. In thönernen, doch größern und weitbauchigen Flaschen, die 10—20 Pfund aufzunehmen im Stande sind, wird aus den Oelmühlen das gewonnene Material verschickt. Im Provinzialmuseum zu Salzburg zeigt man Oelgefäße aus schwarzem Thon, kolossale Flaschen von 4 Fuß Höhe und 3 Fuß Durchmesser.

In der Türkei, Ungarn und Serbien werden aus feinkörnigem Holze kreisrunde, aber an den Seiten ganz abgeplattete Weinflaschen gefertigt, an deren schmalen Seiten ein Riemen durch angebrachte Oesen läuft, mit welchem der Reiter die Flasche an den Sattelknopf hängt (Fig. 29). Der Stöpsel schließt als Schraube die enge Halsöffnung sehr dicht. Diese Flaschen sind sehr dauerhaft und leicht, und denen bei Weitem vorzuziehen, welche wir in ganz gleicher Form, wenn auch

Fig. 29.

selten, in altitalienischen Gräbern und jetzt noch ziemlich allgemein bei den spanischen Hirten aus gebranntem Thon finden.

Von ähnlicher Form fertigen die Kalmyken Flaschen mit längerm Halse aus Pferdeleder. Diese Flasche ist 8 Zoll lang, $5^1/_2$ Zoll breit und 2 Zoll stark (Fig. 30). Sie besteht aus zwei Theilen, die an den Seiten zusammengenäht sind. Der Stöpsel, der mit dem Trageriemen durch einen andern Riemen zusammenhängt, ist von Holz. Die breiten Flächen sind mit eingedrückten Verzierungen versehen.

Fig. 30.

Endlich sind noch die Porcellanflaschen der Chinesen zu nennen. Sie fertigen deren für Wohlgerüche von $1^1/_2$ Zoll Höhe, und als Träger von Zierblumen, bis zu 5 und 6 Fuß Höhe (Fig. 31). Die birnenförmige Grundform ist durch Anfügung von Henkeln in den mannigfaltigsten Gestalten, die der Pflanzen- und Thierwelt entlehnt sind, in der Behandlung von Rand, Hals, Körper und Fuß, wie in der Grundform entwickelt. Wir sehen in den Sälen der königlichen Porcellan- und Gefäßesammlung zu Dresden cylindrische Flaschen von 2—36 Zoll Höhe, die durch Reliefs, Malerei und Vergoldung überreich verziert sind, wir finden die Cylinder bis zu 6 und 8 Seitenflächen verändert, während andere nach Art der Flaschenkürbisse drei Abtheilungen über einander enthalten.

Fig. 31.

Wir wenden uns nun zu den Gefäßen, aus denen das in Flaschen oder Kannen aufgetragene Getränk zum Munde gebracht wird und hier begegnen wir nun einem außerordentlichen Reichthum an Formen.

Neben den Trinkschalen finden wir als uraltes Trinkgeschirr der activen Race das Trinkhorn, wozu im Kaukasus das des Steinbocks, bei den germanischen und celtischen Völkern das des Wisont und des Stiers benutzt wurde. Erstere kommen in den europäischen Museen nur selten vor. Das größte dürfte das Gahren'sche Horn in Arnstadt sein, es hat 3 Fuß $7^1/_2$ Zoll Länge. Bei Weitem häufiger waren die Stierhörner, sowohl in den fürstlichen, als in den kirchlichen Schatzkammern; in den Fürstenburgen tranken die Ritter bei ihren Gelagen, wie einst die skandinavischen Helden in Walhalla, aus diesen Hörnern; auch bei den Opfern der heidnischen Germanen wurden Trinkhörner angewendet, im christlichen Mittelalter benutzte sie die Kirche als Reliquienbehälter. Diese Stierhörner, oft von namhafter Größe, sind in den deutschen Museen noch in zahlreichen Exemplaren vorhanden. Noch heutiges Tages haben die deutschen Studenten bei ihren Festgelagen Trinkhörner aus Stierhorn mit metallenem Beschlag im Gebrauch.

Außerdem benutzte man den Elephantenzahn im Mittelalter zur Herstellung hornförmiger Trinkgeschirre. Das Habsburgische Horn vom Jahre 1199 im kaiserlichen Schatz zu Wien, mehrere Elfenbeinhörner des historischen Museums zu Dresden, darunter das berühmte Dreifaltigkeithorn, dürften die interessantesten dieser Trinkgeschirre sein.

In den Gräbern in der Umgegend des altgermanischen Opferplatzes, des Burgwalles von Schlieben, fand man drei Trinkhörner aus gebranntem Thon (Fig. 32) von $5^1/_2$ Zoll Länge.

Fig. 32.

Unter den altitalienischen Gefäßen kommen Trinkhörner häufig vor. Sie haben meist die Form von Köpfen des Hundes, des Wolfs, vornämlich aber des Rehes. Die meisten sind mit einem Henkel versehen, um sie aufhängen zu können. Im 16. Jahrhundert wurden Trinkhörner aus Glas gefertigt, deren mehrere in deutschen Kunstkammern aufbewahrt werden.

Endlich wurden auch aus edeln Metallen Trinkhörner gefertigt; das älteste derselben dürfte das goldene, sogenannte Attilahorn sein, was in Jaß Bereny in Ungarn gefunden ward und dessen Reliefs an die auf den rothen gallischen Gefäßen vorkommenden Darstellungen erinnern. Aehnlich ist das im Jahre 1734 bei Tondern gefundene, später aus dem Schatze von Kopenhagen entwendete goldene Horn; beide dienten wohl religiösen Zwecken.

Die meisten dieser Hörner haben an ihrem spitzigen Ende eine Oeffnung, die mit einer Schraube verschlossen wird. Der Zweck dieser Oeffnung war, das Horn auch als Blase-

instrument zu benutzen, wenn dem Trinkgelage eine Jagd vorausging.

Bei weitem allgemeiner verbreitet als Trinkgeschirr ist der Becher, dessen Grundform sich auf die Halbkugel und die Röhre zurückführen läßt, die als natürliche Gefäße so häufig vorkommen, und woraus durch Erweiterung in Breite oder Länge, durch Anfügung von Fuß, Henkel und Deckel bei den verschiedenen Völkern ein großer Formenreichthum sich entwickelt hat.

Fig. 34 a.

Die uranfängliche Form des Trinkbechers als Halbkugel oder halbes Ei lernten wir bereits in den Tortumas von Venezuela und Guiana und den thönernen Schalen der alteuropäischen Völker kennen. Durch Abplattung des Bodens und Anfügung des Henkels wird das Gefäß für den Gebrauch bequemer gemacht. Es ist dies die Obertasse, die wir bereits unter den alten Thongefäßen finden und der wir uns noch jetzt mit Untersetzschale beim Genuß warmer Getränke bedienen.

Fig. 34 b.

Der eigentliche Trinkbecher aber entsteht, wenn das halbkugel- oder eiförmige Gefäß mit einem Fuße versehen wird (Fig. 33).

Fig. 33.

Dieselbe Form kommt unter den in germanischer Erde gefundenen Irdengeschirren nicht selten vor. Bei den Griechen wurden derartige Becher mehr aus Metall gefertigt, und die Sage berichtet, daß der Busen der schönen Helena als Modell zu Trinkbechern von den Künstlern erwählt war. Die Römer hatten sowohl irdene als gläserne Trinkbecher, die oft unter den rheinländischen Alterthümern erscheinen; diese Form hat sich bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Römer als Trinkgeschirr für den Rheinwein erhalten.

Diese Form hatten auch die ältesten Abendmahlbecher der abendländischen christlichen Kirche. Das älteste noch vorhandene Exemplar dürfte der ehedem im Kloster Monsee in Baiern aufbewahrte Becher des ehemaligen Herzogs Tassilo sein. Vollständig entwickelt zu der nebenstehenden Form finden wir den Abendmahlbecher im 13. bis 15. Jahrhundert (Fig. 34 a u. b). Es sind deren noch viele in den mitteldeutschen Kirchen vorhanden. Die meisten tragen am Fuß Inschriften, welche theils den englischen Gruß ave Maria, theils die Jahrzahl enthalten, wie z. B. der von Hohenkirchen bei Chemnitz, der die Jahrzahl: anno domini millesimo cccl quarto darbietet. Obschon nun diese Form im Wesentlichen sich gleich blieb, so traten am Gefäß wie am Knauf und am Fuß mannigfache Abwandlungen ein, indem Ersteres am Rande mehr oder minder der Glockenform nahe kam, der Knauf vielfacher gegliedert, mit Rosetten, Edelsteinen und Bildwerk versehen und der Fuß mit Niello- oder erhabener Arbeit geschmückt wurde.

Wir finden aber auch diese Form seit dem 16. Jahrhundert auf den Tafeln der Fürsten und der wohlhabenden Privatpersonen. Ich erinnere an den mit Aufsatzdeckel versehenen Trinkbecher, den Dr. Martin Luther von seinen Freunden zum Hochzeitsgeschenk erhielt. Von dieser Zeit an wendeten die Goldschmiede, wie z. B. Wenzel Jamnitzer in Nürnberg, alle ihre Kunst auf, um möglichst reichgeschmückte und eigenthümliche Trinkgeschirre hervorzubringen. Das reichste und prächtigste derselben ist der 5 Fuß hohe mit Email und Reliefs verzierte Becher, den Jamnitzer lieferte und der noch jetzt in Nürnberg von allen Kunstfreunden bewundert wird.

Eine ganz eigenthümliche Becherform — gewissermaßen eine Prophezeihung dereinstiger Frauentracht — tritt gegen das Ende des 16. Jahrhunderts auf (Fig. 35). Eine silberne Frau trägt in den emporgehobenen

Fig. 35.

Armen einen kleinen beweglichen Becher. Kehrt man das Ganze um, so bietet der inhaltleere Rock der Dame einen großen Becher dar.

Der Becher mit halbei- oder kugelrundem Gefäß, auf hohem Fuß, für Wein, Branntwein u. s. w., in den verschiedensten Größen, kommt in Mitteleuropa in Metall, Glas, Holz, Porcellan allgemein in Anwendung.

Eine andere, sehr verbreitete Grundform für Trinkgeschirre bietet der Cylinder (Fig. 36); Material dazu lieferte der Bambu, Rohr, Holz, gebrannter Thon, Glas und Metall. Wir lernten früher die Gefäße aus Baumstämmen, Bambu und Birkenrinde kennen, welche die Natur den Menschen unter allen Zonen darbietet. Fortschreitende Cultur versucht, diese Formen in zweckdienlichen Stoffen nachzubilden und nach Maßgabe des Materials oder des Zwecks vielgestaltig zu entwickeln. Wir finden in Mitteldeutschland, in Thüringen und Franken Trinkbecher für Bier, die aus einem 5—8 Zoll langen Abschnitt eines ausgehöhlten und ausgepichten Birkenstammes gefertigt werden (Fig. 37). Diese Gefäße haben sich bis auf den heutigen Tag in Jena unter den Studenten erhalten, jedoch mit einem Fuß versehen. Die slawischen Völker drehen cylinderförmige, kleine Becher aus Lindenholz, die sie durch Schnitzwerk und Farben mannigfaltig verzieren. In Thüringen fertigt man aus einzelnen Dauben Bierkannen, die mit Reifen zusammengebunden sind, meist aber der konischen Form sich zuneigen. Durch ganz Nordeuropa hat man auch große Gefäße von dieser Form, als Wasserkannen, Schöpfeimer u. dgl.

Fig. 36.

Nachbildungen dieser Form kommen nicht selten unter den irdenen Geschirren vor, die in deutscher Erde gefunden werden (Fig. 38).

Fig. 37. Fig. 38.

An manchen derselben sind die bindenden Reifen des Urbildes nachgeahmt.

Seit dem 16. Jahrhundert erscheinen in Deutschland die cylindrischen Krüge aus hartgebranntem Thon (Fig. 39.), mit Henkel, die mehr oder minder mit erhabenem Bildwerk und Malerei verziert und mit einem Zinndeckel versehen sind, auf welchem gemeiniglich die Jahreszahl und zuweilen der Name des Besitzers eingegraben ist. Die Grundfarbe dieser Krüge ist meist hellgrau, doch kommen auch braune in mehreren Nüancen vor. Die Reliefs sind sehr mannigfaltig, biblische und mythologische Darstellungen, die Apostel, die Kurfürsten, Bauerntänze, so wie Wappen; die Krüge kommen von 3 bis 30 Zoll Höhe vor. Cöln, Nürnberg, Franken, Sachsen und Schlesien lieferten die meisten und besten. Im 17. Jahrhundert wurden solche Krüge auch in Delft gefertigt, zunächst mit weißer Glasur, dann aber auch in chinesischer Art in bunter Glasur. Neben diesen thönernen Krügen erscheinen sie dann auch aus Zinn, Silber, Serpentin, Topfstein und Holz. Die Glaskrüge des 17. Jahrhunderts von cylindrischer Form haben keine Henkel, sind aber interessant durch die Malereien und Inschriften, womit sie verziert sind. Wir finden deren mit dem deutschen Reichsadler, umgeben von den Wappen der Kur- und anderer Reichsfürsten und Städte, mit den Abbildungen von Städten, Personen, z. B. Kaiser und Kurfürsten, mit Handwerkern und deren Innungszeichen, mit Thieren, Spielkarten. In den fürstlichen, wie bürgerlichen Kellereien des 17. und 18.

Fig. 39.

Jahrhunderts waren sie meist in ziemlicher Anzahl vorhanden. Einen der größern, von 16 Zoll Höhe und 6 Zoll Durchmesser bewahrt die königliche Porcellan- und Gefäßesammlung im Japanischen Palais zu Dresden. Er trägt auf der einen Seite das sächsische Wappen und die Jahreszahl 1668, auf der andern die Inschrift:

Bistu Traurig vnd voll Sorgen
vnd betrübest dich vmb morgen
so weiß ich schon Rath dafür
ich wihl dich ein Kunststück lehren
daß dich nichts mehr sol versehren
fasse den wilkomen hier
was der Noth dich kan entbinden
wirst du auff dem boden finden.

Je mehr nun das Porcellan in Aufnahme kam, desto mehr traten die thönernen und gläsernen Krüge und Humpen in den Hintergrund; dazu kam, daß auch in den höhern und mittlern Ständen das Bier von den warmen Getränken verdrängt ward.

Die neuere Zeit brachte in Deutschland das Bier zu neuer Ehre und seitdem sind denn auch die Bierkrüge in außerordentlicher Anzahl erschienen. Man fertigt sie durchgängig aus weißem Glas, um dem Trinker die Freude an der schönen und klaren Farbe des Getränkes zu gewähren.

Das cylindrische Gefäß hat durch Abwandlung der Grundform, durch Anfügung von Fuß u. s. w. im Laufe der Jahrtausende manche Veränderung erfahren. Wir finden unter den altgermanischen Gefäßen Cylinder mit Fuß als Becher, deren auch unter den altitalischen Grabgefäßen, ja noch heutiges Tages als Trinkgeschirr für das Münchener Bockbier vorkommen (Fig. 40).

Noch mannigfaltiger ist die Cylinderform durch ihre Anwendung zu Ziergefäßen geworden, von denen ich nur die chinesischen Blumenvasen, von 1½ Zoll bis 5 Fuß Höhe, nennen will (Fig. 41).

Fig. 40.

Fig. 41.

Die Würfelform ist vornämlich in Stein und Holz für Gefäßbildnerei angewendet, aber auch vielfach abgewandelt worden. Aus Stein fertigte man viereckige Wasserbehälter, Särge und Todtenkisten, welche die Etrusker auch in gebrannter Erde herstellten. Aus Holz stellt man Kisten, Kasten und Schachteln, so wie geflochtene Körbe von mannigfaltiger, meist viereckiger Form her.

Durch Zusammenstellung mehrerer Grundformen, wie der Schale, des Cylinders, der Kugel, durch Anfügung von Theilen der Menschen- und Thiergestalt, von Blatt- und andern Pflanzenformen ist jene unendliche Mannigfaltigkeit der Gefäße entstanden, welche die verschiedenen Völker zum Gebrauch oder zur Zier anfertigen. Egypter, Orientalen, Chinesen, die verschiedenen Völker von Afrika, Europa und Amerika haben Gefäßformen hervorgebracht, die durch eigenthümliche Gestaltung ihre Herkunft bekunden und dadurch zu Denkmälern gewisser Culturzustände werden.

Die Gefäße bieten wohl unter allen menschlichen Gewerbserzeugnissen, nächst den Kleidern und Schmucksachen, die größte Mannigfaltigkeit der Form dar: Trink- und Lichtschale oder Lampe, Schüssel und Napf, Faß, Flasche, Becher, Krug hat jedes Volk nach eigenem Belieben besonders ausgebildet; die verschiedenen Speisen und Getränke, Taback, Pulver, Schminke haben besondere Gefäße hervorgerufen; Handwerk, Kunst und Wissenschaft haben sich eigenthümliche Gefäße geschaffen, um ihre Zwecke zu verfolgen. Endlich aber hat Cultus und Luxus auf den höhern Culturstufen das Gefäß in die Reihe der Kunstwerke eingeführt, und vor Allem den plastischen, massenhaft vorkommenden bildsamen Thon zu einem schönen Material für jene prächtigen Ziergefäße veredelt, worin vornämlich Griechen und Chinesen, in formeller und materieller Hinsicht, Vorbilder für die Völker des neuern Europa geworden sind.

Befestigte Dörfer

zwischen Rhein und Nahe.

Von A. von Cohausen.

Der Landstrich, der in dem Winkel zwischen Rhein und Nahe liegt, und im Süden durch die Ausläufer des Donnersbergs und den bei Worms mündenden Pfrimbach begrenzt wird, pflegt in dortiger Gegend kurz der Gau genannt zu werden, und gehörte in alten Zeiten zum Worms- und zum Nahgau.

Bei seiner plateauartigen mit sanften und weiten Thälern durchzogenen Bildung besitzt er keine von Natur feste oder leicht abzuschließende Plätze, wie sie dem Gebirgslande und der Nieberung, jedem in seiner Weise, eigen sind, und der Bevölkerung als Zuflucht für sich und ihr fahrendes Gut in

Kriegsläufen gedient haben. — Bei dem Reichthum, den dies fruchtbare Land seinen Bewohnern gewährt, waren diese daher angewiesen, ihre Wohnstätten selbst, so gut es ging, gegen Verheerung und Raubanfälle sicher zu stellen, und wir finden deshalb hier nur wenige Ortschaften, die nicht mit Wall und Graben umzogen sind, oder doch deren Spuren aufzuweisen haben.

Das System dieser Befestigung ist im ganzen Gau dasselbe, und läßt sich, wobei das nachstehende Croquis von Wörrstadt als Anhalt dienen mag, etwa so bestimmen:

Der Ort ist mit einem tiefen Graben umgeben, der mehr oder weniger gradlinig, eine rechtwinklige Hauptform einzuhalten sucht, und

Croquis von Wörrstadt.

Profil durch a b.

selten einspringende Winkel bildet; meistens liegt eine Ecke gegen die Bergseite hin, und wird dann immer durch die Kirche eingenommen. Diese, durch einen massiven Thurm verstärkt, steht in Mitten des hochgelegenen, ummauerten Kirchhofs, dessen Eingang oft durch einen runden Thurm flankirt wird. Kirche und Kirchhof bilden so die Burg oder das Hauptreduit der Dorfschaft und der Thurm ihren Bergfried.

Das beigefügte Profil zeigt uns, wie dicht an den innern Rand des tiefen Hauptgrabens die Hintergebäude und Hofmauern des Ortes stoßen und ihm eine geschlossene Umfassung gewähren, die nur durch wenige Dorfeingänge unterbrochen wird. Ueber diesen erhebt sich ein viereckiger Thorthurm, in welchem meist ein Schneider Unterkunft fand und mit wachsamen Augen jeden Eingehenden musterte. Der Hauptgraben hat je nach dem Terrain verschiedene Tiefe und Breite, und zwar sind diese auf der Thalseite, wo der Boden auch für das äußere Ufer gewonnen werden mußte, meist bedeutender, als auf der Berg- oder Angriffsseite. — Es kommen Breiten von 30, 50 und mehr Fuß, bei Tiefen von 16 bis 20 Fuß vor.

Vor dem tiefen Graben ist ein Wall, 36 bis 48 Fuß breit, 6, 8 bis 10 Fuß hoch, und vor diesem ein Vorgraben oder Rondegang (in Wörrstadt z. B. „der Spaziergraben," im Gegensatz zu jenem, welcher „der tiefe Graben" heißt, genannt), der bei einer Sohlbreite von 4 bis 5 Fuß, eine obere Breite von 15 bis 25 Fuß hat. Er erhält in einem Falle durch eine Anschüttung nach der Feldseite eine Deckung von 4 bis 6 Fuß, im andern Falle ist er tief eingeschnitten und hat keine äußere Anschüttung; er scheint daher bald als Hinderniß, bald als gedeckter Weg oder Rondengang gedient zu haben, um, ohne nur an die Thore gebunden zu sein, von jedem günstigen Punkte Ausfälle machen oder nach demselben sich zurückziehen zu können.

Außer diesen Erdwerken, die bei der meist etwas geneigten Lage der Dörfer auf der Thalseite durch Wassereinlassung verstärkt werden konnten, besteht noch ein wesentlicher Theil der Befestigung in der dichten Bepflanzung von Graben und Wall mit Rüstern. Diese schönen an Kraft und Fülle den Eichen nahestehenden Bäume umgeben parkähnlich die Dörfer. Sie gehören nicht nur zum Wesen der Befestigungsanlage, sondern auch zum Charakter des Landes selbst, zwischen dessen fruchtbaren Hügelwellen sie dem Auge die anmuthigsten Ruhepunkte gewähren. Diese Bäume werden hier nicht Rüstern oder Ulmen, sondern Essen, die ganze Anlage, z. B. um Jugenheim, der Essengraben genannt; und hier sollen sie einst, wie die Leute sagen, so dicht gestanden haben, daß man keinen Pfeil in's Dorf schießen, ja selbst zur Winterzeit zwischen ihnen hindurch kein Haus sehen konnte. So bildete diese Pflanzung ein festes Deck- und Hindernißmittel, und lieferte bei herannahender Kriegsgefahr zugleich das Material zu neuen Befestigungswerken oder zur Verstärkung und Ergänzung der bestehenden.

Denken wir uns den äußern Graben oder Rondegang, der durch eine fortlaufende Palisadirung gedeckt, so daß er einen Zwinger bildet, dahinter einen Wall, dessen Außenwand mit dichten Baumreihen gekrönt ist, in welchen kleine Lücken durch Schränkwände, größere durch Palisaden ergänzt sind, dazwischen vielleicht von Pfeilschuß zu Pfeilschuß vorspringende Holzthürme, die, zwischen kräftigen Bäumen angelehnt, aus liegenden Stämmen aufgesetzt, sich einige Stockwerke hoch erheben und oben mit Steinen und Holzscheiten wohl ausgerüstet und, durch herzhafte Bauern bemannt, jedem Andringenden verderblich wurden — denken wir uns dazu den rückwärts gelegenen Theil des Walles, den Wallgang, auch von Bäumen nicht ganz entblößt, sondern mit mehr oder minder dichten Gruppen besetzt, die durch ihre hohen Gipfel sowohl zum Schutz gegen Brandwürfe, als auch zur Anlehnung von Querabsperrungen dienten, und so die Mittel zur Hand gaben, jede Sturmlücke von den noch haltbaren Walltheilen abzuschneiden — gehen wir weiter zu dem tiefen Hauptgraben, der entweder mit Wasser gefüllt oder mit dichtem Dorngestrüpp (einem Gebück) bewachsen, sehr schwer zu überschreiten sein wird, zumal wenn er vertheidigt ist durch die letzte Umfassung, durch die Mauern der Hintergebäude und Gärten auf dem innern Grabenrand, und denken wir uns diese gleich einer Wagenburg besetzt durch die Greise und Frauen, die es an Wehklagen und Schimpfen so wenig als an Steinwürfen fehlen ließen, so müssen wir anerkennen, ein Werk vor uns zu haben, dessen hohe Widerstandsfähigkeit den selbst bis dahin vorgedrungenen Angreifer zurückweisen und zum Aufgeben seines Vorhabens zwingen mochte. Denn hier angelangt, wird er durch die Vertheidiger, die sowohl im Zwinger, als auf dem Wall gedeckt von beiden Seiten zur durchbrochenen Lücke heraneilen, in die Flanken gefaßt; der Kampfplatz ist auf's Vortheilhafteste für den Gebrauch der Hieb- und Stoßwaffen, der Wurfsteine und Pfeile aus der Hand muthiger Streiter vorbereitet, und selbst den Schwächern und Aeltern Gelegenheit gegeben, im gefährlichsten Moment — durch Graben und Mauer geschützt — in die Vertheidigung thätig einzugreifen. Ist so die auffallende Lage des Hauptgrabens *hinter* dem Wall für den Kampf gerechtfertigt, so ist sie es nicht minder durch den Schutz, den sie dem Dorfe gegen

Feuer gewährt, wenn es dem Feinde gelungen sein sollte, die Holzwerke des Hauptwalls in Brand zu stecken, — und endlich durch den Schutz, den sie der gemeinsamen Vestigungsanlage und ihren Bäumen gegen allmälige Uebergriffe der Angrenzer in sorgloser Friedenszeit gibt.

Wir malen das Bild mittelalterlichen Vertheidigungswesens mit den kräftigen Gestalten eines wehrhaften Bauernstandes, das wir auf dem Wall im Schatten der hohen Ulmen zu Partenheim entworfen hatten, nicht weiter aus.

Es wurde uns schwer, uns von den mächtigen Bäumen zu trennen, die dem Dorfe treu waren in Kriegs- und Friedenszeit, die ihm den Winter milder und den Sommer kühler gemacht, unter denen die Alten und die Jungen wohl ihre schönsten Stunden verlebten, die zum Bild der Heimath gehören als Vordergrund und Hintergrund; die aber jetzt immer mehr fallen, die Heimath zur Fremde und dem armen Auswanderer das Scheiden leichter machen.

Literarisches.

Samuel Sharpe's Geschichte Egyptens, deutsch bearbeitet von Dr. H. Jolowicz. 2 Bände. Leipzig 1857. B. G. Teubner.

Das Original dieses Geschichtswerkes hat sich in England einer günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, indem die dritte Auflage der ersten schon nach 16 Jahren folgte (1836—1852). Es ist das Werk eines englischen Banquiers. Denn wie England überhaupt uns Deutschen gegenüber das Glück besitzt, daß die Männer, die dort als Geschichtschreiber des eigenen Landes auftreten, in der Regel sich einer pecuniär unabhängigen, oder doch wenigstens nicht so abhängigen Lebensstellung erfreuen, als die meisten deutschen Professoren u. s. w., so tritt ein ähnliches Verhältniß ein bei philologischen und selbst bei noch manchen andern Studien. Nachgrade dürfte es bei den Philologen ziemlich allgemein feststehen, daß die griechische Geschichte des englischen Banquiers Grote eines der bedeutendsten Werke ist, die wir über Griechenland besitzen. Sehen wir dagegen uns auf deutschem Boden um, so ist schon der Gedanke, daß irgend ein Hamburger Millionär wenn nicht selber als Forscher auftreten, doch für die Wissenschaft, die Nichts einbringt, namhafte Opfer bringen könne, fast lächerlich zu nennen. Doch kehren wir zu unserm Gegenstand zurück. Es liegt uns hier nicht eine eigentliche Uebersetzung vor, sondern eine deutsche Bearbeitung durch Jolowicz, der mit dem Verfasser längere Zeit persönlich verkehrt hat. Dieser Bearbeitung von Jolowicz wiederum sind Berichtigungen factischer Irrthümer durch Alfred von Gutschmid beigefügt. Augenscheinlich hat nämlich Sharpe manche deutsche Forschungen nicht gekannt, theils auch, weil die Ergebnisse derselben erst nach der Herausgabe seines Werkes zu Tage getreten sind, sie nicht benutzen können. Die schon durch Jolowicz vorgenommenen Aenderungen sind nicht ohne Bedeutung. Sharpe hatte z. B. Amru's Feldzug nach Egypten und die Einnahme von Alexandria nach den Annalen von Eutychius beschrieben. Um die daraus entstehenden Ungenauigkeiten zu vermeiden, hat der Bearbeiter für seine Darstellung Bd. 2, Seite 306 ff. dieser wichtigen Katastrophe die Geschichte der Califen von Gustav Wül zu Grunde gelegt. Das Werk umfaßt nämlich nicht bloß die Geschichte des im engern Sinne sogenannten alten Egyptens, bis es römische Provinz wird, sondern schließt mit der Eroberung Alexandriens durch Amru. Nur der erste Band und der Anfang des zweiten enthalten das eigentlich alte Egypten. So wohl verarbeitet hier auch immer der Stoff, so interessant die Darstellung ist, so fehlt es doch nicht an mancherlei Irrthümern, die für den deutschen Leser durch Gutschmid's Revision gehoben sind. Wir erinnern z. B. daran, daß Sharpe behauptet, es stehe fest, daß Griechenland den aus Sais vertriebenen Heroen, mögen sie geheißen haben wie sie wollen, die Kenntniß des Alphabets und der Mythologie zu verdanken hatte. Dies ist irrig; denn das griechische Alphabet ist sicherlich phönicischen Ursprungs, und in der griechischen Mythologie deutet möglichst wenig auf egyptische Herkunft. — Was die Fortsetzung des Werkes auch über die Zeit Egyptens unter römischer Herrschaft betrifft, so unterlag sie allen den Schwierigkeiten, welche in ähnlicher Weise den Verfassern von Specialgeschichten einzelner deutscher Länder so häufig begegnen, namentlich der Schwierigkeit, Allgemeines für das römische Reich und Besonderes für das Land Egypten in das richtige Verhältniß zu stellen. Dazu kam noch die andere Frage: die allmälige Christianisirung, die daraus sich ergebenden Verfassungs- und dogmatischen Kämpfe, welche die andern römischen Länder nicht minder berühren als Egypten, ferner das Sectenwesen und das Mönchsthum. Ob Sharpe allen Factoren, die dabei in Frage kommen, Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, dürfte je nach dem verschiedenen Standpunkte unserer christlichen Kirchen fraglich sein, namentlich sein Urtheil über mönchische Bestrebungen. Obwohl ernster und würdiger gehalten als die Urtheile von Gibbon, erinnern sie doch an dieselben.

Zweite Abtheilung.

Aus dem Leben in Havannah.

(Winter 1855.)

Von

Dr. Karl Scherzer.

Das „Palmenklima" der Havannah wissen am besten Personen zu würdigen, welche die Winterfreuden in den mildesten Gegenden Europa's und der Vereinigten Staaten schon einmal gekostet haben. Wer zuvor nur am Hudson oder St. Lorenzostrome lebte, mag die Mississippiufer bei Neworleans selbst mit dem melancholischen Bilde ihrer Cypressen- und Tillandsienwälder im Monat Februar reizend finden. Wer von den entlaubten Ufern der Themse oder der Nordsee nach dem südlichen Europa zieht, mag in der Mittagssonne des Weihnachtstages auf dem römischen Monte Pincio oder am Golfe von Neapel spazierend, den blauen Himmel und die Luft Italiens segnen. Ein Bewohner der tropischen Zone hingegen würde die zu viel besungenen Winterreize jener classischen Länder Europa's anders schätzen. Er würde nicht begreifen, wie man die Milde eines Klimas preisen könne, wo selbst der nordische Gast ohne wohlverschlossene Fenster und Kohlenbecken kaum existiren kann. Ein Bewohner der Antillen, welcher Italien besucht und die Ufer der Tiber und das Dach der Peterskirche drei ganze Februartage unter einer soliden Schneedecke erblickt, wie wir sie gesehen, oder der in Athen und Smyrna die schönen Griechinnen im Kreise um das Kohlenbecken kauernd belauscht, wie sie die zarten Händchen frierend unter der wollenen Tischdecke verstecken, der könnte die Lobgesänge der Dichter über den „schönen Himmel" Italiens und Griechenlands leicht für Sarkasmen halten. Er würde die Bewohner jener Länder nach seiner Palmenheimath einladen, um die Genüsse und die Contraste eines lau-lieblichen Tropenwinters gegen die fröstelnden Decembergefühle eines talienischen Aufenthaltes würdigen zu lernen.

Länder, in welchen abgeschlossene Luft und künstliche Erwärmung zum Comfort des Lebens unentbehrlich sind, können in der That nicht als Paradiese gelten. Schon Humboldt hebt unter den Vorzügen des Klimas von Havannah den Umstand hervor, daß man hier selten Glasfenster habe und doch nie das Verlangen nach einem Kaminfeuer spüre. Die Tagestemperatur zwischen der Früh- und der Mittagsstunde schwankt in den Monaten December, Januar und Februar bei vorherrschendem Nordwinde gewöhnlich zwischen 64 und 75 Grad Fahrenheit (14 bis 19 Grad Réaumur). Der tiefste Stand des Thermometers, den wir während unsers dortigen Winteraufenthaltes beobachteten, war 57 Grad F. (11 Grad R.), der höchste 78 Grad F. (20 Grad R.). Die mittlere Temperatur war im Januar 66 Grad F. (15 Grad R.), im Februar 67 Grad F. (16 Grad R.). Die Schwankungen sind hier gering. Die Hitze ist nur ausnahmsweise bei Südwinden in der Mittagsstunde des Winters drückend Weder in den Vereinigten Staaten noch auf dem europäischen Festlande findet sich ein Punkt, dessen Winterklima an Milde sich mit dem von Havannah vergleichen ließe. Nur die Lufttemperatur der Insel Madeira und der Hochlande von Costa Rica und Guatemala zeigen ähnliche Resultate.

Für den Bewohner Nordamerika's, der in sechs Tagen von Newyork nach Havannah dampft, muß es im Monat Januar ein eigenthümliches Gefühl sein, wenn er sich fast

plötzlich von den Schneehaufen des Broadway unter den Schatten der Königspalmen des Pasco de Isabel segunda versetzt sieht. Er wandelt in den Umgebungen von Havannah unter Bäumen, die zwar kein ähnliches, jugendliches Grün wie die nordischen Buchen im Monat Mai, zeigen, dafür aber das ganze Jahr belaubt bleiben. Die Plaza de Armas, die schönste Stelle der innern Stadt, zeigt selbst im Januar reichen Blumenschmuck. Die Sennoras der Havanah fahren im offenen Wagen im leichtesten Sommerkleide und scheuen selbst nicht die Kühle der Abendstunden. Nichts Lieblicheres als eine klare Februarnacht der Havannah, wo mit den Gestirnen des Nordens bereits viele Sternbilder des südlichen Himmels aus dem klaren, blauen Tropenhimmel leuchten!

Von dem Wintercharakter in Mexiko und Centralamerika unterscheidet sich diese Jahreszeit auf Cuba durch ziemlich häufige Regengüsse. Sie erhalten der niedern Vegetation eine gewisse Frische, welche den Llanos am Stillen Ocean in derselben Jahreszeit fehlt. Der Naturcharakter der Landschaft von Havannah ist nicht großartig und imponirend, wohl aber heiter und lieblich. Auf keiner andern Insel der Antillen und an keinem Punkte des tropischen Festlandes von Amerika dominiren die Palmen so wie hier, und der edle Schmuck dieser schlanken Monokotyledonen bildet die reizendste Zierde alter Kalkhügel und Serpentinfelsen, welche sich rings um das Hafenbassin der Stadt und das Meergestade entlang bis tief in das Innere der Insel gruppiren. Die Cocospalme ist hier der zahlreichere, die Palma Real (Oreodoxa regia) aber der edlere dieser gekrönten Bäume. Jene hat einen rauhen Schaft und nur in der Jugend aufstrebende Blätter. Alte Cocospalmen tragen ihr gefiedertes Laub mehr horizontal oder traurig gesenkt, und die gelbliche Tinte ihres Grüns erhöht nicht ihre Schönheit. Die Königspalme hat einen glattern, hellgrauen, oben lichtgrünen, überaus saubern Schaft, der nicht regelmäßig cylindrisch, sondern gegen die Mitte gewöhnlich dicker ist, als an den Enden. An einzelnen Bäumen ist die Basis des Stammes pyramidenförmig. Die in Trauben stehenden Blüthen bilden unter der dunkelgrünen Krone einen zierlichen Strauß. Die gefiederten Blätter sind symmetrisch gereiht — die höchsten bewahren auch im Alter ihre aufstrebende Haltung. Die übrigen stehen zum Theil horizontal, theils mit den Spitzen nach unten, und das Ganze bildet eine wunderschöne Sternform. Auf den Spaziergängen, zu dichten Gruppen gepflanzt, bleiben sie niedriger als in der Landschaft, wo sie mehr isolirt stehen und der verstärkte Luftreiz sie höher emportreibt. In den Urwäldern am Orinoco und am Amazonenstrom gibt es zwar höhere, stolzere und prachtvollere Palmen, aber keine, die zum Schmucke eines Parks oder Promenadenplatzes sich freundlicher eignet als die Oreodoxa regia.

Die Größe und Majestät der tropischen Flora des amerikanischen Festlandes darf man nicht auf den Antillen suchen. Hier empfängt das Auge des Reisenden kein Gemälde, welches jener primitiven Waldwildniß am Rio de Juan de Nicaragua oder am Motagnaflusse in Guatemala an Erhabenheit ähnlich wäre. Aber der Palmenreichthum, die verschiedenen Cacteen, welche bald buschförmig, bald baumartig erscheinen, die Mangos und Anonen, die Orangen- und Limonenbäume, die Sapoten- und Brotfruchtbäume, die Granat- und Oleanderbüsche, die hier im reichsten Blüthenschmuck prangen, und viele andere Culturpflanzen der warmen Zone, welche theils einheimisch, theils aus der Fremde hierher eingebürgert sind, geben der Umgebung von Havannah einen bunten Schmuck, den man bei einem so milden Hauche der Atmosphäre um so höher zu schätzen weiß, wenn man kurz zuvor nordische Felder verlassen hat. Dazu denke man sich das herrliche blaugrüne und fischreiche Antillenmeer, dessen brandendes Wogenspiel am Campo de la Punta einen eben so lustigen als prächtigen Anblick gewährt; den herrlichen Hafen der Havannah mit seinem schaukelnden Walde von Masten und bunten, wehenden Flaggen, das große Häusergewirre, die Citadellen und Forts, welche alle Hügel in der Nähe des Hafens krönen, und darüber die tiefblaue Kuppel des Tropenhimmels, mit leichten Wölkchen drapirt, so wird man die Anmuth eines Bildes begreifen, die zwar nicht mit Rio de Janeiro oder Constantinopel vergleichbar, doch ohne Zweifel die glänzendste aller Städteansichten Westindiens ist.

Das Innere der Stadt Havannah ist tief unter der Vorstellung der meisten Reisenden, welche aus Europa oder von den Vereinigten Staaten kommen und deren Augen an den Anblick hoher, eleganter Häuser, stattlicher Kirchen und breiter Straßen gewöhnt sind. Vielleicht ist keine Stadt der Welt von solcher Größe und solchem Reichthum ärmer an monumentalen Gebäuden. Nicht eine der Kirchen, selbst nicht die Kathedrale, kann sich von außen mit einer der mittlern Tempelbauten europäischer Hauptstädte messen. Es ist diese Vernachlässigung um so auffallender, als die Spanier in andern Städten ihrer Colonien für prachtvollste Kirchenbauten das Geld nicht sparten. Mexiko und Lima sind bekanntlich reich an herrlichen Kirchen und selbst die Stadt Guatemala, die noch kein Jahrhundert alt ist und kaum den fünften Theil der Be-

völkerung von Havannah hat, gewährt durch die hervorragenden Kuppeln ihrer schönen Kirchen einen imposanten Anblick. Das gewöhnliche Baumaterial ist in Havannah ein Korallenkalk, der wenig compact ist und leicht verwittert. Er gibt den Kirchen ein altes, baufälliges, ruinenhaftes Aussehen. Das Innere der Kathedrale, welche von den Jesuiten im Jahre 1724 erbaut worden, ist architektonisch ziemlich glücklich durchgeführt und gefällt durch seine Einfachheit und Symmetrie. Wer dem Andenken berühmter Männer gern eine fromme Erinnerung widmet, der findet in dieser Kirche eine kleine Stelle, die er mit nicht weniger Ehrfurcht betreten wird, als irgend eine, durch die größten Namen der Weltgeschichte, geweihte Wohnstätte: das Grab des Christoph Columbus!

Schwarzer Undank gegen ihre Helden befleckt die Geschichte vieler Länder. Auch das „große Rom“ und das „edle Griechenland“ haben dazu reiche Beiträge geliefert. Schmachvoller aber hat nie ein Land seine großen Wohlthäter belohnt, wie Spanien den großen Colon, den es zum Dank für das Geschenk einer neuen Welt in Ketten warf.

Im Grabe selbst noch große Männer zu verfolgen, darin haben es die Spanier sogar noch den römischen Imperatoren zuvor gethan. An Columbus' Grabstätte aber sollte dauernder Schimpf haften. Der schlechteste Stümper von einem spanischen Sculptor hat einen magern Ritter von der traurigsten Gestalt, mit steifer Halskrause, über dem Grabsteine gemeißelt und unter diese Fratze den Namen des Weltentdeckers Colon geschrieben. Der schlechteste Knittelvers aber, der je in castilianischer Sprache geschrieben worden, steht als grausame Musenfolter unter dem Jammerbilde. Don José Arbolaga, welcher eine Beschreibung von Cuba publicirt hat, preist zwar den spanischen Galgen, der nach seiner Meinung eine wohlverdiente Stelle für den armen Lopez war, welcher Cuba von Spanien losreißen wollte; aber die fürchterliche Reimtortur, welche man dem Grabe des Columbus angeheftet, kann er doch nicht loben. Obwohl er unter Censur geschrieben, wagt er dennoch, seinem Unmuthe darüber in einigen Worten Luft zu machen. Der trauernde Genius, welchen der Bildhauer neben Anker und Takelwerk angebracht hat, scheint in der That die gequälte Muse selbst darzustellen, welche unter der Folter jenes poetischen Stümpers ihr Ach und Weh schreit.

Wir haben die Kathedrale von Havannah öfters besucht und immer mit einiger Spannung nach jener Stelle zur Linken des Hochaltars gesehen, unter deren Marmor die beberühmte Asche liegt. Nie sahen wir einen Spanier oder Creolen dieser Stelle auch nur den flüchtigsten Blick gönnen. Der junge Seminarist, der uns nach der Stelle führte, schien fast verwundert über eine gewisse Emotion, die wir am Grabe des großen Mannes nicht ganz unterdrücken konnten. Er fragte uns, ob Columbus vielleicht unser Landsmann oder gar Verwandter gewesen, und wußte nichts Näheres zu sagen, wann und wie diese Gebeine nach Cuba versetzt worden seien, obwohl er in jedem Geschichtsbuche des spanischen Amerika das Nähere hätte lesen können. Die meisten Bewohner von Havannah scheinen nicht einmal zu wissen, daß Columbus' Staub in ihrer Kathedrale liegt. Desto gründlicher kennen sie die Biographie des beliebten Juan Pastor, des ersten Stierfechters von Havannah. Es herrschte allgemeine Theilnahme und Trauer, als man das Leben dieses „berühmten Mannes“ einmal in Folge eines etwas unsanften Hornstoßes, den er im Circus vom Stiere erhalten, gefährdet glaubte. Die Freude war unbändig, als man hörte, der Gefeierte sei mit einer kleinen Rippencontusion davongekommen, er werde schon am nächsten Freitage, dem heiligen Christoph zu Ehren, wieder sechs Stieren den Garaus machen.

Unter den hübschesten Gebäuden verdient der Palast des Generalcapitäns Erwähnung, obwohl auch dieser kein architektonisches Meisterstück ist. Derselbe wurde an der Stelle der alten, abgebrochenen Kathedrale erbaut, ist einstöckig, sehr massiv, in Viereckform, mit einer obersten Terrasse und einer Aussicht auf die Plaza de Armas und ihre Blumengärten. Er scheint solid genug, im Falle eines Volksaufstandes als Festung zu dienen; auch steht eine spanische Caserne nahe dabei. Der beste Luxus im Innern ist die Gasbeleuchtung.

Es läßt sich sonst überaus wenig von spanischen Kunstbauten in Havannah sagen — man müßte denn die Festungswerke rechnen, welche die Hügel um Havannah so malerisch krönen. Fast Alles, was die Sculptur zur Verschönerung der Plätze und Spaziergänge geleistet hat, ist im Geschmacke der Reliefbüste Columbus'. Die Statue Karl's V. auf dem Paseo, der zu dem Castillo del Principe führt, und Ferdinand's VII. auf der Plaza de Armas könnte man eher für Caricaturen zur Verspottung jener Herrscher, als für Monumente zu ihrer Verherrlichung halten. Dem Tacontheater gegenüber, an der lebhaftesten Stelle der großen Promenade, steht die Erzstatue Isabella's II. aus jenem Alter, wo sie noch die „Unschuldige“ hieß. Das kleine, eherne Krönlein scheint auf dem Haupte des königlichen Kindes zu schwanken. Die bronzene Inschrift, die von einem dankbaren Havannah spricht, wurde von boshaften Händen zertrümmert, und die spanischen Behörden haben sich nicht bemüht, sie zu restauriren.

Havannah ist bekanntlich durch die breiten Alleen seiner Pa s e o s oder Promenaden in zwei große Hälften getheilt. Die Außenstadt ist jünger und lustiger, hat breitere Straßen und bequemere Trottoirs. Die Stadt innerhalb der Mauern ist älter und belebter und concentrirt das mercantilische Leben. Der Mammon, der die Welt beherrscht, zeigt hier seine Macht. Ansehen, Einfluß und Lebenscomfort sind hier ausschließlich an den Reichthum gebunden. Man ist in Havannah schon etwas genirt, wenn man kein eigenes, bequemes Haus hat, denn die Hotel's sind schlecht und theuer. Die Trottoirs sind in der alten Stadt so schmal, daß zwei Personen sich nicht ohne geschicktes Drehen ausweichen können. Nie haben wir den Aal um seine Glätte und Geschwindigkeit mehr beneidet als in Havannah intra muros. Die Volanten- (Wagen-) Führer sind unendlich besser daran; hochsitzend und schnell vorwärts kommend, sehen sie auf die Fußgänger, die sich zu beiden Seiten drehen und wenden, mit einer wohlbegründeten Verachtung herunter. Damen von gutem Stande erscheinen öffentlich nur fahrend, und manches zierliche Füßchen soll das Straßenpflaster nie berührt haben. Nicht einmal in die Kaufbuden treten die Sennoras ein, sondern bleiben vor denselben im Wagen sitzen und lassen sich Putzwaaren oder was sie sonst wünschen, aus dem Laden zur Ansicht bringen. Unter diesen Läden spielen Modewaarenmagazine an Größe und Eleganz die ersten Rollen. Was uns an der Physiognomie der Stadt im Allgemeinen als charakteristisch auffiel, ist der seltsame Wechsel von hohen und niedrigen, prachtvollen und bescheidenen Häusern, die zum Theil Ziegeldächer, meist aber Terrassen haben. Sie folgen sich bunt und regellos, selbst in den belebtesten Straßen. Fragt man nach dem Grunde dieser Erscheinung, und warum hier bei solcher Theuerung der Baustellen doch den meisten Häusern das obere Stockwerk mangelt, so heißt es: der Huracan und der Tormenta seien Schuld daran.

Die furchtbaren Stürme und Wirbelwinde der Antillen sind eine längst bekannte Naturerscheinung, welche schon Christoph Columbus zum Verderben seiner Flotte an den Gestaden Cuba's erfahren hat. Ueber die meteorischen Ursachen dieses schrecklichen Phänomens herrscht noch tiefes Dunkel und die Hypothesen, die man darüber aufzustellen gewagt hat, beruhen auf einer ganz unsichern Basis. Wir kennen mit Sicherheit nur die begleitenden Symptome der verheerenden Erscheinung.

Huracan nennt man auf Cuba den mächtigen Wirbelwind, wenn er ohne wolkenbruchähnlichen Niederschlag erscheint. Im letztern Falle heißt man ihn Tormenta. Beide Arten von Orcanen kommen am häufigsten und verheerendsten an der Nordwestseite der Insel vor und kündigen sich durch einen ungewöhnlich starken Fall des Barometers an. Eigenthümliche weißgraue Wölkchen sieht man unter der dunkeln, gebirgsartigen Dunstform des Stratocumulus am Horizonte schweben. Dieselben scheinen sich beim Ausbruche des Orcans tief zu senken. September und October sind die Monate, in welchen diese Stürme am meisten gefürchtet werden; Ende November ist die Gefahr vorüber. Sobald die eigenthümliche Jahreszeit der Nordwinde eintritt, wird das Meer oft stark bewegt, aber die Winde haben einen regelmäßigen Charakter, während jene Huracane nur als Ausnahmeerscheinungen, als meteorische Episoden auftreten, gewöhnlich von kurzer Dauer sind, und sich selten öfters als zweimal in einem Jahrzehend wiederholen.

Die Stärke dieser Stürme übertrifft Alles, was man in dieser Art auf dem amerikanischen Continent und in der alten Welt beobachtet hat. Die besten Häfen der Antillen, die solidesten Anker und Taue retten die Schiffe nicht vom Untergange. Desiderio Hurena hat eine historische Uebersicht dieser cubanischen Huracane und Tormentas veröffentlicht, welche zu verschiedenen Zeiten die spanischen Flotten und Geschwader zu Grunde richteten. Dem Orcan von 1498, welcher der Armada des Christoph Columbus so schrecklich zusetzte, folgte 29 Jahre später das Scheitern fast aller Kriegsschiffe der schönen Flotte, welche Pansilo de Narvaez im Hafen von Trinidad befehligte. Am 17. October 1780 zerstörte ein Huracan das Geschwader von Galvey. Die furchtbarste aller erlebten Tormentas scheint die letzte in der Nacht vom 10. auf den 11. October 1846 gewesen zu sein, welche in und um der Stadt Havannah ihre größte Stärke concentrirte.

Die Annäherung des Sturmes deutete ein beispielloses Sinken der Quecksilbersäule des Barometers an, welches während dessen Ausbruches fortdauerte und am 11. October um 10 Uhr Morgens, die unerhörte Tiefe von 27 Zoll $^{6}/_{100}$ erreichte. Er kam von Ost-Nordost, war von starken Regengüssen begleitet und wüthete mit der verheerendsten Kraft in einem Umkreise von 14 Leguas. Es scheiterten im Hafen von Havannah nicht weniger als 216 Schiffe, worunter mehrere französische Kriegsschiffe des westindischen Geschwaders. So wohl geschlossen auch dieses Hafenbassin ist, die Gewalt des Windes wühlte hier doch Wellen bis 20 Fuß hoch auf. Es wurden 5051 Häuser theils zerstört, theils stark beschädigt und von 1872 andern Häusern die Ziegeldächer herabgeschleudert. Auch verloren 114 Personen unter den Trümmern ihr Leben.

Die verheerendsten Orcane, die man auf Jamaika, San Domingo, Guadeloupe und fast auf allen Inseln Westindiens beobachtet hat, haben doch nie einen solchen Grad von Stärke erreicht, wie die letzte Tormenta von 1846. Zuweilen wüthen diese Herbststürme auf der ganzen Insel Cuba. Aber immer concentrirten sie doch an gewissen Punkten ihre höchste Kraft. San Jago de Cuba, die zweite Stadt der Insel, an der Südostseite gelegen, ist niemals von einer ähnlichen meteorischen Zerstörungsscene heimgesucht worden, wie Havannah. Dafür liegt San Jago in dem Erschütterungskreise der stärksten Erdbeben, während Havannah wenigstens vor diesen unheimlichen Phänomen bewahrt ist.

Wenden wir von diesen grauenvollen Naturscenen, die sich hier glücklicher Weise nicht oft wiederholen, den Blick auf eine freundlichere Seite der Antillenperle, auf die Bewohner und die Gesellschaft der großen Stadt Havannah, unter welchen, wie fast in allen cultivirten Ländern der Erde, die Frauen das reizendste und lieblichste Element bilden. Die Männer sind hier mehr oder minder den Neuspaniern des amerikanischen Festlandes in ihren Tugenden wie in ihren Lastern ganz ähnlich. Die Sennoras und Sennoritas von Havannah hingegen haben in ihrer äußern Erscheinung etwas Apartes und treten in einer Weise auf, die wir wenigstens in keiner von den Hauptstädten Centralamerika's beobachtet haben.

Hübsche Häuser, glänzende Läden und Magazine, Equipagen, Spaziergänge und bewegtes Straßenleben findet man in allen großen Städten der civilisirten Welt; aber eine so bunte und glänzende Blumenlese von geputzten Damen, wie man sie an Sonn- und Feiertagen auf den Paseos der Havannah sieht, bemerkt man kaum in den ersten Hauptstädten Europa's. Diese Sonntagspromenaden sind hier die großen Rendezvous aller hübschen Damen der wohlhabenden Stände. Reichthum, Mode und Putzliebe entfalten hier die buntfarbigste Pracht der Toiletten. Das milde Klima gestattet auch im Winter unter freiem Himmel dieselbe leichte Form des Kleides, wie auf den Bällen des Nordens in wohlgeheizten Sälen. Fast alle Sennoras der Havannah sind, wenn sie öffentlich erscheinen, ganz ähnlich costümirt, wie bei uns nur die jüngsten Damen da, wo sie zu Polka oder Walzer in den Reigen treten.

In unabsehbarer Doppelreihe fahren die Volantes. Die fußgehenden Caballeros bilden in den verschiedenen Alleen Spaliere und betrachten die kutschirende Gesellschaft. Der leichte, malerische, aber durch seine Länge unbequeme Wagen blitzt in übersilberter Garnitur; der Neger auf dem Pferdesattel hat seine schönste bunte Jacke, mit reichen Gold- und Silberborten an. Seine hohen, eng anschließenden, mit Silber beschlagenen Reiterstiefel haben eine pittoreske Form, die noch aus der spanisch-mittelalterlichen Mode stammt. Die Damen sitzen im zurückgelegten Wagen, gewöhnlich zu drei, in pyramidaler Gruppirung; die jüngste und gewöhnlich die hübscheste Sennorita bildet die Spitze dieser Pyramide.

Man hat zwar auch anderwärts Gelegenheit, die Schönen dieser Stadt im größern Verein zu sehen, z. B. im Theater Tacon und theilweise auf den Bällen des Generalcapitäns; aber so günstig, großartig und eigenthümlich ist die Erscheinung der Creolinnen nirgends wie bei der sonntäglichen Paseofahrt, wo an Schmuck und Geschmeide, an künstlichen Blumen und flatternden Bändern in den Haaren, an rauschenden Atlas- und Seidenkleidern in den hellsten und schimmerndsten Farben eine Toilettenpracht entfaltet wird, die selbst auf den Boulevards von Paris nicht ihres Gleichen hat. Da die Volantes des großen Wagengedränges wegen meist sehr langsam fahren, und die Absicht, den vollen Anblick der darin sitzenden Schönheiten in ihrer eleganten Toilette dem ganzen spazierenden Publicum zu gönnen, von Niemandem geleugnet wird, so hat man hier eine wunderbare Gelegenheit, die ganze Creme des schönen und edeln Geschlechts von Havannah wie die lebenden Bilder einer Theatervorstellung ziemlich gemächlich an sich vorüberziehen zu sehen.

Die Creolinnen dieser Stadt fallen dem Fremden durch ihre Schönheit noch mehr auf, wenn derselbe von Mittelamerika kommt, wo die spanische Race durch Mischung der Eingeborenen mehr degenerirt ist. Die Frauen haben meist sehr füllreiche, glänzend schwarze, prächtige Haare, schöne schwarze Augen, edle Stirn, feinen Mund, ein Colorit, das unter der Beihilfe der Kunst blendend weiß erscheint. Wo durch Einfluß des Klimas der Teint eine gelbliche Farbe angenommen, da weiß ein feiner Schminkstoff, die Cascarilla de Merida, Rath zu schaffen, welche hier in bedeutenden Massen consumirt wird. Die Profile sind nicht immer tadellos, erinnern aber doch merklich an die edle castilianische und andalusische Abkunft. Der vorherrschende Zug der Ruhe in den Gesichtszügen erhöht die Schönheit, obschon er den Ausdruck von Geist und Anmuth etwas zurückdrängt. Hübsche und reizende Frauen mit lebhafter Physiognomie und einem dominirenden Zug von feinem Verstande sieht man oft im Leben, während regelmäßigen Schönheiten fast immer dieser Ausdruck fehlt. „Der Frauen Schönheit ist gar oft ein starres

Bild," sagt der große Dichter Goethe, der in Havannah schwerlich seinen Ausspruch modificirt hätte; was man bei rein künstlerischer Anschauung an den Creolinnen am meisten auszusetzen hat, ist eine Neigung zu allzu üppiger Körperfülle, die eine natürliche Folge des Mangels an Bewegung ist, und sich gewöhnlich schon vor dem dreißigsten Lebensjahre meldet.

Die Lebensgewohnheiten der Creolinnen sind von einer Einförmigkeit, die gegen den civilisirten Norden traurig contrastirt. Die jungen Mädchen erhalten hier nur die nothwendigste Bildung. Häusliche Arbeiten werden einer wohlhabenden Dame für unwürdig gehalten und sind fast ausschließlich den schwarzen oder farbigen Sclaven und Dienerinnen überlassen. Man lernt dafür nothdürftig lesen und unorthographisch schreiben, ein wenig Sticken, ein wenig Musik und ein wenig Französisch. Die Erziehung der Damen geht nur selten so weit, um Liebe und Hang zu poetischer Lectüre, zu schönen Versen und Romanen zu erwecken. Lectüre ist vom Tagewerk der Frauen fast ausgeschlossen! Bücher werden in Havannah als der entbehrlichste Luxus betrachtet. Es kommen hier mindestens zweihundert wohlassortirte Modemagazine auf einen ärmlich ausgestatteten Buchladen. Der Name Walter Scott, dessen Romane sonst das gebildete Publicum fast aller Nationen gelesen und die auch in's Spanische übersetzt worden, ist in Havannah kaum bekannter als in Peking und Nanking. Die modernen Romane eines Eugen Sue und Alexander Dumas, die in Frankreich jede Grisette liest, und welche gleichfalls in's Spanische übergegangen sind, ziehen hier so wenig an, wie Calderon, Cervantes oder irgend ein Schriftsteller der classischen Zeit.

Wo Geist und Phantasie keine Nahrung finden, kann auch die geistige Anmuth, selbst wenn die Natur sie verliehen hätte, nicht glänzen, nicht beglücken. Eine gewisse äußere Grazie vermißt man nicht bei dem schönen Geschlecht von Havannah. Imposante Haltung, majestätischen Gang, Würde im Benehmen zeigen die Creolinnen überall, wo sie öffentlich erscheinen, gleichviel, ob es in der Kirche oder im Theater, im Ballsaal oder im Circus der Stiergefechte ist. Doch hat diese creolische Grazie etwas Künstliches, Angelerntes, Studirtes. Man entdeckt in ihr nicht die freie Würde, die edle und natürliche Anmuth einer Römerin, wenn sie öffentlich im Corso beim Carneval Blumensträuße von allen Seiten empfängt und wiedergibt; auch nicht die leichte Eleganz, mit der die Pariserinnen sich öffentlich und im Salon bewegen. Grazie des Geistes ist den Creolinnen völlig fremd, und wo sie Gott gegeben, da erstickt sie der erschlaffende Einfluß der Erziehung, der Gewohnheit und der Umgebung.

Die Conversation der Havanneserinnen ist eben so langweilig wie unter den Sennoras der centro-amerikanischen Republiken, eben so glatt in der Form, wie leer an Inhalt! Man spricht nur von Dingen des nächsten Gesichtskreises und des täglichen Lebens, z. B. von neuen Moden, vom Wetter, von der letzten Sonntagspromenade und vielleicht von der Verlobung oder der Heirath irgend einer Freundin oder eines Bekannten. Thöricht wäre die Anforderung, mit diesen Damen über Astronomie, deutsche Philosophie oder griechische Geschichte zu conversiren. Aber selbst jene leichte Grazie der Unterhaltung, welche auch in den alltäglichsten Dingen des Lebens seine Züge zu beobachten und den gewöhnlichsten Tageserscheinungen eine reizende Seite abzulauschen weiß, die nicht die Tiefe des Verstandes herausfordert, sondern mehr das heitere Spiel der frohen Laune offenbart — geistige Schmetterlinge, die in ephemerer Pracht im Norden so oft durch die Conversation einer gebildeten, geistreichen und lebenslustigen Gesellschaft flattern —, auch dieses moderne Genre von Unterhaltung fehlt hier gänzlich. Wie man in so monotoner Weise fast ohne andere ernste Beschäftigung, als die der Toilette, der Tafel und einiges Pianogeklimpers den langen Tag ohne quälende Langeweile hinbringt, wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, welche versöhnende Macht die Gewohnheit ausübt. Auch stimmt ja das Klima Havannah's so gut wie der ewige Frühling von Guatemala zum süßen Nichtsthun, zur gedankenlosen Träumerei, zu einer tiefen Apathie der Seele.

Es ist eine Eigenheit der Häuser in der Havannah, daß man das Leben und Treiben der meisten Familien auch von der Straße aus beobachten kann, beinahe beobachten muß. Die meisten Familien wohnen nämlich Parterre. Die großen vergitterten Fensterbalken reichen fast bis auf den Boden des Trottoirs, haben keine Glasscheiben und sind der frischen Luft wegen fast immer geöffnet. Wer nicht der Gefahr des Ueberfahrenwerdens Trotz bieten will, muß sich auf den schmalen Trottoirs dicht an den Häusern halten und kann bei aller Discretion kaum hindern, einen Blick seitwärts durch die offenen Fenster in die erleuchteten Salons zu werfen, wo er ganze Familienbilder erblickt. Geputzte Sennoras und Caballeros, mit den charmantesten Kindern an der Seite, wiegen sich auf den Schaukelstühlen, die als Yankeemode adoptirt sind, und öffnen selten den Mund zum Reden. Die Frauen und Fräulein sind auch zu Hause Abends so ballmäßig gekleidet, wie auf der Promenade, und scheinen noch mehr

Vergnügen daran zu finden, gesehen zu werden, als Andere zu sehen.

Der Contrast, der sich in den politischen Institutionen und im socialen Leben zwischen dem Hispanoamerikanischen und dem Angloamerikanischen zeigt, stellt sich am auffallendsten im Familienleben und im socialen Verhältnisse der Frauen dar. In Nordamerika will Niemand sein häusliches Leben und sein Familienglück der öffentlichen Schau preisgeben; das Theuerste und Heiligste würde man dadurch entheiligt glauben. Man liebt bei sich das Ungenirte und außer dem Hause die Freiheit mit äußerm Anstande und ohne Etiquette. Sich in der eigenen Wohnstube ballmäßig zu tragen, bloß dem vorüberspazierenden Straßenpublicum zu Liebe, kommt in Nordamerika Niemandem in den Sinn. Die Cavalierbegleitung ist nicht nöthig, der Lady den Respect des Publicums zu sichern. Ueberall wird sie den Schutz finden, dessen sie bedarf.

Das Schicksal und die Behandlung der Frauen wird von Vielen als der sicherste Höhenmesser der verschiedenen Civilisationsstufen betrachtet. Wer die politischen Institutionen Nordamerika's haßt, wer nicht die Größe dieser Republik in dem anerkennen will, was sie für politische Freiheit, bürgerliche Gleichheit und für die praktische Lösung der socialen Fragen gethan, der kann wenigstens die Thatsache nicht leugnen, daß noch keine Nation der Welt, wie die Nordamerikaner, der bessern Hälfte des menschlichen Geschlechts mehr Freiheit gönnt, daß keine es mehr wie sie verstanden hat, die Frauen zu ehren.

Man stelle sich nicht etwa vor, daß die Damen auf Cuba oder in andern Theilen des spanischen Amerika von den Männern sclavisch unterdrückt oder roh behandelt werden. Der Creole, der selbst gegen seine Neger ziemlich milde und human ist, bezeugt den Damen jede chevalereske Artigkeit. Aber Etiquette und Gewohnheit beschränken die freie Bewegung der Frauen. Die Sitte verlangt, daß sie zurückgezogen im Hause leben, öffentlich nur im Wagen erscheinen, ohne Begleitung nie ausgehen, in Gesellschaft wenig reden und durch starre Ruhe, Schweigen und studirte Kälte den sogenannten Anstand zeigen. Man würde es fast für unschicklich halten, wenn hier eine Dame über Politik spräche. Selbst schöngeistige Literatur und Kunst ist ein seltener Redestoff. Die ganze creolische Erziehung ist darauf berechnet, den Flug der Phantasie niederzuhalten, den Geist an stumpfe Unthätigkeit zu gewöhnen und jedes warme natürliche Gefühl des Herzens zu unterdrücken.

Das freie oder naive liebliche Wesen junger Fräulein vom anglo-sächsischen Stamme contrastirt auf das Seltsamste neben spanisch redenden Sennoritas von gleichem Lebensalter. Wenn jene in der Gesellschaft sich lebhaft und natürlich benehmen und nicht ängstlich bemüht sind, die Regungen des Gemüths zu ersticken, so sind diese hingegen schon im ersten jungfräulichen Alter künstlich kalt, ernst und sittsam dressirt. Sie tragen die Jugend wohl in den Zügen, aber sie haben die Poesie der Jugend nie gekannt. Sie freuten sich nie lebhaft und natürlich wie nordische Kinder, sie kannten nie die Begeisterung, sie scheinen auch nie mit der Seele geliebt zu haben. Der eisige Zwang der Erziehung und der Etiquette erstarrt hier wohl manches edle Herz, das vielleicht in der Freiheit und in einer andern Umgebung für alle schönen und edeln Erscheinungen im Leben warm erglüht wäre und die Liebe und die Bewunderung aller Verehrer wahrer lieblicher Anmuth gewonnen hätte.

Wir wollen keine Parallele zwischen der Civilisation des spanisch-amerikanischen Stammes und den mohamedanischen Völkern des Orients ziehen, wenn die Behandlung der Frauen als Maßstab unsers Urtheils dienen soll. Selbst in seiner entartetsten Gestalt hat das Christenthum vor den vorgeschrittensten Völkern des Islam viel, sehr viel voraus. Wenigstens sehen wir nicht, daß die romanischen Völker ihre Frauen in Harems sperren und ihnen das Vergnügen, gesehen zu werden, rauben.

Das christliche Mittelalter zeigte seine Culturfortschritte gegen die classische Heidenzeit besonders in dem veränderten Verhältnisse der Frauen. Die chevalereske Huldigung für die Damen, welche das Zeitalter der Ritter und Minnesänger charakterisirte, fehlte im alten Rom und im gebildeten Athen, wo die Ehefrauen in fast sclavischer Zurückgezogenheit lebten und wo man Priesterin, Hetäre oder Zitherspielerin sein mußte, um als Weib einigermaßen gefeiert zu werden. Doch fanden selbst im Mittelalter nur die Ritterfrau und das Edelfräulein jene Huldigung der Männer, die nicht dem weiblichen Geschlechte überhaupt galt. Erst die Reformation und die ungeheure Bewegung für Freiheit und Gleichheit, die darauf erfolgte, hat in den christlich-protestantischen Ländern des Nordens die Verehrung der Frauen zur Pflicht und Sitte aller gebildeten Völker erhoben.

Auf die Völker romanischen Stammes hat das Beispiel des protestantisch-germanischen Nordens zwar gewirkt, doch sind sie hinter diesem weit zurückgeblieben. Das Frauenideal in den romanischen Ländern ist noch immer die äußere Schönheit, die Eleganz der Manieren und eine künstliche Grazie.

Man sagt, daß in den Ländern lateinischer Zunge die Liebhaber feuriger, die Ehemänner aber desto frostiger sind, als bei den Völkern, welche germanische Idiome sprechen. Um dieses Frauenideal hat der Norden jene nicht zu beneiden. Er fordert Anderes von dem Weibe, und stellt in seinem Ideale die Anmuth des Gemüthes noch über die äußere Form. Es sind andere und solidere Elemente des Glückes damit verschwistert, welche in romanischen Ländern nur als Ausnahme erscheinen: die wahre Weiblichkeit, das innige Familienleben und die dauernde Liebe!

In der Geschichte fast aller civilisirten Länder gab es gewisse großartige Episoden, welche durch eine außerordentliche Kraftentfaltung in gutem und schlimmem Sinne einen lange nachwirkenden Einfluß auf das Schicksal der Staaten und den Charakter der Völker übten, und die erst der Lauf der Jahrhunderte wieder zu einer gewissen Ausgleichung brachte oder bringt. Wir sehen den Einfluß solcher großen geschichtlichen Ereignisse z. B. auf dem classischen Boden Europa's, im alten Griechenland und in Italien, bis auf die Gegenwart im traurigsten Sinne fortwirken. Der schöne hellenische Geist ist durch slawische und osmanische Invasionen vielleicht für immer zertreten und einer Wiedergeburt unfähig geworden. Italiens mittelalterliche Blüthe ist unter den verheerenden Kämpfen der Guelphen und Ghibellinen untergegangen und nicht wiedergekehrt. Deutschland ist durch seine Religionskämpfe, besonders durch den fürchterlichen dreißigjährigen Krieg bis in die Gegenwart politisch ermattet, während Rußland es der riesenhaften Erscheinung des großen Peter und seiner reformatorischen Kraftregierung verdankt, daß es plötzlich wie ein kolossales Meteor in die Weltgeschichte getreten ist. Das heutige Frankreich ist ein Kind der großen Revolution von 1789, mit all den zerstörenden und schaffenden Ideen und Eigenschaften, mit all den Keimen späterer Revolutionen und Reactionen, die sie dem Geiste der französischen Nation eingeimpft hat. In der Geschichte Spaniens ist es die langjährige, schauerliche Einwirkung der Inquisition, die den spanischen Charakter vergiftet hat, und welche dieses Land heute durch fortdauernde politische Zuckungen zu überwinden sucht und bis jetzt nicht überwinden konnte.

Um die heutigen Zustände Spaniens, seiner westindischen Colonie und des spanischen Amerika's zu begreifen, dazu ist einige Kenntniß des Wesens und der Wirkung nothwendig, welche die Inquisition in der spanischen Geschichte begleitete. Unter Philipp II. hatte dieses furchtbare geistliche Tribunal bekanntlich den Gipfel seiner Macht erreicht. Es herrschte bereits viel schwächer im achtzehnten Jahrhundert bis zum Anfange des unsrigen, spukte aber fort bis zur Napoleonischen Invasion. Es waren nicht die unglücklichen Opfer allein, die seine kalte Faust folterte oder nach dem Scheiterhaufen schleppte, nicht die zwanzigtausend sogenannten Ketzer, Freidenker oder Zauberer, die es — nach der geringsten Berechnung eines unparteiischen französischen Historikers — lebendig verbrannt hat, sondern weit mehr noch der abscheuliche Einfluß, den seine Schreckensherrschaft auf jene Zeit und auf das spanische Volk übte, welcher dieses größte historische Scheusal zu einer für Spanien so lange nachwirkenden unheilvollen Erscheinung machte und es so eigenthümlich charakterisirt. Fanatismus und Blutdurst, Argwohn und Falschheit, Willkür und Bestechlichkeit haben die Regierenden in Spanien und in dessen Colonien von dem alten Inquisitionsgeiste geerbt. Der Masse des spanischen Volkes aber, welche die Spione dieses schrecklichen Gerichts einige Jahrhunderte lang belauert und vor dessen Martern erschreckt haben, blieb aus jener dumpfen Zeit die heuchlerische Verstellungskunst, das Mißtrauen, die kriechende Demuth gegen die Gewalthaber, die Vorliebe für rohe blutige Schauspiele, welche einstmals Auto-da-fés waren und jetzt noch Stiergefechte oder gewöhnliche Hinrichtungen sind, endlich ein eigenthümlicher düsterer Zug, der durch ihr geselliges Leben und durch ihren ganzen Charakter spukt.

Eine Folge der langen Herrschaft des Fanatismus und jenes Schauertribunals war natürlich das Zurückbleiben in Industrie, Handel, Wissenschaft, Literatur und Kunst. In einem Lande, wo der Geist geknebelt war, konnten keine großen Denker erstehen und mußte zuletzt der Fortschritt nur durch äußere Einflüsse, durch eine gewaltsame fremde Intervention erzwungen werden.

Der Befreiungskrieg gegen Napoleon hat Spanien aufgerüttelt und einem Theile der Nation das Bewußtsein seiner geistigen Verkommenheit, seines politischen Elends gegeben. Wir sehen jetzt in dem politischen Treiben Spaniens einen natürlichen Drang, in Sprüngen, d. h. durch Revolutionen, so viel wie möglich nachzuholen, was andere Völker durch die Resultate ihrer Reformationen und Revolutionen, oder durch den langsamen Fortschritt ihrer innern organischen Entwicklung bereits erreicht und vor den Spaniern bereits voraus haben. Es ist eine traurige Ueberzeugung, die vielleicht alle wahren Kenner der spanischen Verhältnisse theilen, daß das Verhängniß selbst eine große Katastrophe auf der pyrenäischen Halbinsel vorbereitet.

Die Nation ist in der Krise eines Kranken,

hat wiederholte Convulsionen und bedarf derselben vielleicht, wenn sie vollständig genesen soll. Leider scheint nur eine gänzliche Umwälzung im Stande, die traurige Nachgeburt jenes Ungeheuers zu ersticken, und die giftigen Elemente auszuscheiden, welche der Inquisitionsgeist dem spanischen Nationalcharakter eingeimpft hat.

Die Colonien zeigen diese Nachwehen weit stärker, als das Mutterland; denn der Geist der Freiheit, der wenigstens periodisch in Spanien waltete, trug aus begreiflichen Ursachen seine Segnungen nicht auf jene über. Man gestattete den Colonien weder Volksrepräsentation noch Preßfreiheit. Der Bodensatz der spanischen Bureaukratie wurde zur Verwaltung der Colonien verwandt; der schlechteste und verdorbenste Theil der spanischen Bevölkerung, meist Abenteurer und Intriganten, wanderte besonders in neuerer Zeit vorzugsweise nach Cuba aus.

Jeder Fremde, dem nur einigermaßen die Gabe der Beobachtung eigen, wird auf Cuba, wie auf Porto Rico, gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes den herrschenden Geist erkennen. Der vergiftende Einfluß derselben trüben Quelle ist auch in den spanisch-amerikanischen Republiken noch deutlich bemerkbar. Der Contrast frappirt am stärksten diejenigen, welche aus den Vereinigten Staaten kommen.

Die großartigsten Bauwerke, die man in Havannah wie in der Hauptstadt von Porto Rico erblickt, sind nicht etwa Kirchen, Fabriken, Gasthäuser, sondern Festungen, Casernen und Gefängnisse. Die ersten Physiognomien, welche dem Fremden hier begegnen, sind lauernde Polizeigesichter, die ersten Bekanntschaften, die er macht, Beamte der Douane und der Polizei; die ersten Sorgen und die ersten Ausgaben betreffen Pässe und Aufenthaltskarten. Die ersten Eindrücke, die er hier empfängt, sind Aerger und Verdrießlichkeiten durch Erfüllung verwickelter Formalitäten, durch widerliche und erbitternde Bureauplackereien aller Art, die keine andere Rechtfertigung haben, als daß sie altspanischer Polizeigebrauch sind, und keinen Zweck, als den Fremden zu brandschatzen. Die Bureauschreiber zeigen dem „estrannero“ bei jedem Schritt ihre Wichtigkeit und Bedeutung und bringen ihn bald zu der Erkenntniß, daß er zahlen und wiederholt zahlen und viel zahlen muß, um durch gefällige Agenten sich nur etwas schneller aus den Klauen dieser Geier zu befreien.

In den Kaffeehäusern von Havannah liegen keine fremden Zeitungen, nicht einmal spanische auf. Dieselben stehen unter der scharfen Aufsicht der Behörden, und ihr Eingang ist so hoch besteuert, daß nur wenige, sehr reiche Leute deren zu halten vermögen. Es gibt auch weder Lesecabinette noch Casinos, in denen man Journale finden könnte. Gespräche über Politik finden an öffentlichen Orten nicht Statt. Man könnte nur dann wagen, politische Conversation zu führen, wenn man dem „Excellentissimo Sennor Capitan general“ das lauteste Lob für seine treffliche Verwaltung spenden, die spanische Polizei für äußerst liebenswürdig erklären, oder zum allerwenigsten tüchtig auf die nordamerikanischen „Filibustieros“ losziehen würde.

Die gedrückte politische Lage hat in Cuba allen geselligen Sinn erstickt. Die Creolen, d. h. die spanischen Abkömmlinge, kommen höchst selten in größern Gesellschaften zusammen, und sprechen dann immer nur von den gleichgiltigsten, unschuldigsten Dingen. Die Conversationsgabe würde sich vielleicht bei den Spaniern eben so ausgeprägt und entwickelt haben, wie bei den Franzosen, oder wie in den gebildetsten Staaten Italiens, z. B. in Toscana; aber das Mißtrauen und die Furcht vor der Spionage lähmte die Lust und die Gabe der Mittheilung und hielt das freie Wort ungesprochen im Munde zurück. So wurde zuletzt Gewohnheit und ein Zug des Volkscharakters, was anfangs wahrscheinlich nur eine Folge des Druckes und des Schreckens war. Man gewöhnte sich, so wenig wie möglich zu denken und das flachste alltäglichste Zeug zu reden, nur um persönlich sicher zu sein. Unter diesem tiefblauen cubanischen Himmel, in dieser linden Tropenluft, in der lieblichen Palmenlandschaft von Havannah athmet man beengt und fühlt sich tief gedrückt. Man empfindet keine rechte Freude an den Herrlichkeiten, welche die Natur diesem Eilande gab, und erkennt den Zug der Freude und des Glückes nicht einmal in den Zügen derer, welche hier Reichthum und Macht besitzen. Es kam uns immer vor, wie wenn aus dunkler Vergangenheit das alte historische Schattenspiel in die Gegenwart hereindämmerte. Inmitten der tropischen Naturpracht schweben der Phantasie düstere Kerker und Folterinstrumente vor. Man wandert selten unter den lieblichen Königspalmen der Paseos, ohne das schauerliche Kettengerassel von Gefangenen und Sträflingen zu hören, die von ihrem Zwinger kommen, oder im Geleite ihrer Hüter dorthin zurückgebracht werden.

Wehe dem Fremden oder Eingeborenen, der hier in irgend eine Collision mit der spanischen Polizei geräth oder in irgend einen Criminalproceß verwickelt wird! Wie in allen rein despotischen Ländern, steht auch hier die Polizei über dem Gesetz. Die spanische Justiz aber läßt nicht gern ein Opfer

los, das einmal in ihre Klauen gefallen ist. Sie läßt keinen Vorwand vorüber, sich in die Privatangelegenheiten der Pflanzer zu mischen. Sie weiß ja, daß diese reich genug sind, die Gerichtskosten zu bezahlen. Nicht Humanitätsrücksichten bestimmen sie, sich in vielen Fällen der Sclaven gegen ihre Herren anzunehmen, sondern der Wunsch, der hier alle Spanier, besonders Beamte und Richter, beseelt, den reichen Creolen die Bürde ihres Mammons etwas zu erleichtern. Der Creole, der sich mit der Justiz gut versteht, darf seine Sclaven nach Lust und Willkür mit Arbeit und Peitschenhieben überladen. Der Pflanzer aber, der seine Pesos nicht mit den Richtern theilen will, hat bei jeder Verwicklung mit der Justiz deren rächenden Arm zu fürchten. Er ist für alle Verbrechen verantwortlich, die seine Neger begehen. Bei jedem Criminalfalle, in welchem ein Sclave figurirt, ist der Pflanzer in Gefahr, für Proceßkosten mehr bezahlen zu müssen, als der Sclave werth ist. Wie wenig es den spanischen Gewalthabern um eine Emancipation der Sclaven, von der man viel gesprochen hat, zu thun ist, beweist die fortdauernde starke heimliche Einfuhr von Negern aus Afrika. Kein Statthalter Cuba's hat den Sclavenhandel im Stillen mehr begünstigt, als Don Jose Gutierrez de la Concha, der gegenwärtige Generalcapitän von Cuba.

Wehe vor Allem dem Fremden oder Einheimischen, welchen spanischer Argwohn oder die Denunciation eines Spions, oder irgend ein Streit mit dem Militär oder der Polizei in den Kerker gebracht hat! Er wird ihn so bald nicht wieder verlassen, wenn er nicht reich ist oder mächtige Gönner und Freunde sich für ihn verwenden. Die spanischen Gefängnisse sind den Mausefallen zu vergleichen, in die man leicht hinein geräth, während man selten wieder herauskommt. Der persönlichen Güte des Generals Concha verdanken wir die belehrende Einsicht, welche uns von allen Einzelheiten dieses großartigsten Gebäudes von Havannah, von all seinen Gewölben, Sälen, Gemächern, Zellen und Gängen zu nehmen, gestattet wurde. Es ist nicht sowohl *ein* Gefängniß, als ein ganzes Labyrinth von verschiedenen Kerkern in verschiedenen Etagen. Wie viele ähnliche Gebäude und Anstalten wir auch in den verschiedenen Ländern der alten und neuen Welt gesehen, so gestehen wir doch, daß *keines* einen so trüben, niederschlagenden, grauenvollen Eindruck auf uns gemacht hat, nicht einmal die dunkeln Inquisitionskerker von Venedig, aus denen die Bewohner einst über die Seufzerbrücke zu Grabe wanderten. Dem Gefängniß von Havannah fehlt so wenig wie den Festungswerken ein gewisses Gepräge von imponirender Größe, die noch an die ältern Zeiten der spanischen Macht erinnert. Alles an diesem Gebäude ist fest, solid, großartig, und zeugt von der besondern Sorge und Vorliebe, welche die spanischen Gewalthaber darauf verwandt haben. Es ist hier hinreichender Raum für Tausende von Bewohnern. Die Wände sind auch hinreichend dick, die eisernen Gitter massiv und die Schlösser solid genug, um allen gewaltsamen Befreiungsversuchen der Gefangenen zu trotzen. Der spanische Schließer, der uns all die düstern Zellen öffnete und uns in Säle führte, wo Hunderte von bleichen Bewohnern mit hohlen Blicken uns anstierten, trug ein schweres Schlüsselbund. Es rasselte so dumpf, wenn er klirrend die eisernen Thüren schloß und die mächtigen Schlüssel umdrehte. Ich konnte eine Anwandlung des tiefsten Mitleids nicht bekämpfen, das ich für diese Unglücklichen fühlte, unter welchen Schuldige und Schuldlose, Mörder, Diebe und politisch Verdächtige ohne Unterschied durch einander gemischt waren.

Der Mammon, der die Welt beherrscht, verliert seinen Zauber nicht einmal in einem spanischen Kerker. Der reiche Gefangene genießt hier eines gewissen Comforts. Er hat ein gutes Bett, einen bequemen Lehnstuhl, und kann von außen Speise und Getränk erhalten, so viel er will, wenn er nur mit dem Gefängnißdirector und dem Schließer sich versteht, die für baar Geld immer mitleidig und gefällig sind. Mag er der schwersten Verbrechen angeklagt und der ärgste Gauner sein, gleichviel — er kommt in die besten und reinlichsten Säle, sobald er mit Piastern zu klingeln weiß. Je ärmer der Gefangene, desto düsterer und schlechter ist der Zwinger, den er bewohnt, wenn ihn auch nur ein leichtes Vergehen, vielleicht eine Rauferei oder ein Streit mit den Polizeileuten in die Untersuchungshaft gebracht hat. Raum fehlt, wie gesagt, dem Kerker nicht, auch nicht die nothwendige Ventilation, wohl aber die Sauberkeit, die Ordnung und Sorgfalt, welche man in den Gefängnissen der Vereinigten Staaten bemerkt. Nur Wenige sind in Einzelzellen abgesperrt. Die größern Säle beherbergen gewöhnlich vierzig und fünfzig und selbst mehr Individuen. Kost und Lagerstätte der mittellosen Gefangenen sind schlecht, und das gelbe Fieber richtet in diesem Gebäude alljährlich schauerliche Verwüstungen an.

Die bleichen Gesichter, die stieren Augen vieler dieser Kerkerbewohner scheinen auf beginnenden Irrsinn oder Verzweiflung zu deuten. Das Traurigste ist, daß hier so Manche in gänzlicher Vergessenheit schmachten. Die spanische Justiz gleicht dem Geier, der schnell im Haschen und langsam im Verzehren ist. Zwar macht eine gerichtliche Commission und

der Generalcapitän selbst zuweilen einen Besuch hier. Wer aber nicht der besondern Gunst und Gnade der Gefängnißwärter sich erfreut, der kommt hier nicht so leicht zu Wort. Neben der pomphaften Inscription, die über dem Thore dieses Kerkers die Ehre seines Ausbaues für den Generalcapitän Don Jose de la Concha in Anspruch nimmt, hätte man für die unglücklichen Bewohner die Dante'sche Höllenschrift beifügen können: „Lasciate ogna speranza!"

Der Gefängnißwärter führte mich zuletzt in ein dunkles, jedoch ziemlich bequem eingerichtetes Zimmer, in welchem ein großes Bett mit einem schwarzen Vorhang stand. Es ist die Wohnung des armen Sünders in den drei letzten Tagen, welche der Hinrichtung vorausgehen. Man gönnt ihm wenigstens in diesen letzten Lebensstunden noch eine bequemere Lagerstätte und einen Altar zum Gebet. Auch der bekannte Lopez und der alte Ramon Pinto, welcher am 22. März 1855 wegen Verdacht der Conspiration, nicht in Folge von Beweisen, verurtheilt und hingerichtet wurde, nahm diese verhängnißvolle Stube ein. Sein Vorgänger war ein gemeiner Mörder, ein Neger, der seinen Herrn erschlagen, weil dieser ihm zu viel Peitschenhiebe und zu wenig zu essen gegeben. Das Schaffot mit der Garotte wird nahe dem Gefängniß auf einem freien Platz am Meere errichtet. Der Todescandidat sieht von dort herab auf das schöne Antillenmeer, auf dem die Schiffe frei und lustig ein- und aussegeln, und sein letzter Blick gilt der schönen Ferne und der Freiheit. Gespensterartig vermummte Sträflinge in schwarzen Trauermänteln und schwarzen Mützen führen mit einer großen schwarzen Fahne das schauerliche Cortege an. Der Verurtheilte in weißer Kleidung schreitet zwischen zwei Reihen spanischer Soldaten, ein Priester und ein Mönch zu jeder Seite, und mit einem Strick am rechten Beine gebunden, dessen Ende der schwarze Henker festhält. So geht er die düstern Stufen hinauf und setzt sich auf den eisernen Stuhl, wo der Henker ihn festbindet und dann den schrecklichen Mechanismus in Bewegung setzt. Der Leichnam bleibt gewöhnlich einen vollen Tag auf dem Schaffot sitzen. So genießen ankommende Schiffe gleich bei der Einfahrt in den Hafen von Havannah ein Bild der spanischen Civilisation!

In den ersten Wochen unsers Aufenthaltes auf Cuba war keine Rede von politischen Verschwörungen oder von Landungsprojecten nordamerikanischer Freischaaren. Es herrschte die tiefste Ruhe, und dennoch waren die Polizeiplackereien gegen die Fremden ohne Milderung. Längst sind sie dort zu einem normalen Zustande geworden. Als später plötzlich Gerüchte von Conspirationen und sogenannten Piratenunternehmungen auftauchten und der Belagerungszustand proclamirt wurde, nahm das gesellige Leben eine noch traurigere Physiognomie an. Concha gab der Sache eine übertriebene Wichtigkeit, man machte furchtbare Rüstungen, organisirte die Milizbataillone der spanischen Freiwilligen und formirte sogar Negercompagnien. Man schwenkte, exercirte und manövrirte, und es gab einen militärischen Lärm und eine Aufregung, als wäre Hannibal aus Nordamerika schon vor den Thoren. Unter den lautesten spanischen Rodomontaden verbarg sich mühsam der Schrecken und das böse Gewissen. Uebrigens ist das reguläre Militär auf Cuba gut organisirt und unter strenger Disciplin. Militärische Bildung soll jedoch den Officieren mehr abgehen als in den meisten Armeen Europa's. Was aber den spanischen Officieren im Vergleich mit den französischen, englischen, preußischen Officieren an Kenntnissen und guter militärischer Schule fehlt, das haben sie an Ehrenkreuzen und Decorationsluxus vor diesen wieder voraus. Man ist in Spanien mit Ordensverleihungen höchst freigebig. Die Decorationen aller Grade und Formen bezeichnen hier aber ungleich öfter einen gewandten Hofschranzen und Günstling, als einen tapfern Krieger, so daß es fast eher als eine Auszeichnung eines Officiers gelten möchte, der solches Ehren- und Spielzeug ganz entbehrt. Die gemeinen Soldaten hingegen sind gut gedrillt, gewandt im Exerciren, unermüdlich im Marschiren, frugal und genügsam. Säufer sind hier seltner, als in den meisten andern Armeen Europa's. Man hat ihnen eine dem Klima ganz angemessene Uniform gegeben, deren Schnitt und Gradauszeichnung nach französischen Mustern copirt sind. Weiße oder blaugestreifte leinene Uniformröcke und Pantalons von gleichem Stoffe, nebst Strohhüten, anstatt den schweren Tschakos, bilden eine leichte, bequeme und dem Auge ziemlich angenehme militärische Tracht.

Die Hauptstärke der spanischen Armee auf Cuba besteht aus Infanteriebataillonen. Die leichte Cavallerie der Uhlanen ist nicht zahlreich, aber sehr gut beritten. Die Feldartillerie hat nur leichte Geschütze, die auf Maulthiere geladen werden. Alle Manöver und Exercitien, denen wir beiwohnten, zeigten uns ein gutgeschultes Heer. Der einzelne Mann aber hat etwas Steifes und Finsteres. Ich habe die spanischen Soldaten nie fröhlich gesehen. Jeden Abend sieht man eine Abtheilung derselben auf der Plaza de Armas, wo Havannah's schöne Welt beim hellen Schein der Gaslaternen um eine reizende Palmengruppe spaziert und die Militärmusik spielt. Dem Palaste des Generalcapitäns gegenüber stehen die militärischen Automaten, in der starrsten

Haltung, lebendige Ladestöcke, mit vorgehaltenem Gewehr und finstern Mienen die annähernden Hörlustigen von dem Hauptzugange zurückscheuchend. Ich sah sie nie, ohne mich an die Worte jenes Niederländers beim Anblick der Soldaten Alba's zu erinnern: „Es sind Maschinen, in denen der Teufel steckt.“

Heer und Polizei sind die einzigen Stützen der spanischen Herrschaft auf Cuba. Die weiße eingeborne Bevölkerung ist in Masse gegen sie. Auf eine Unterstützung der schwarzen Bevölkerung könnte sie nur durch eine Emancipation der Sclaven rechnen. Die spanische Regierung weiß aber recht gut, daß Cuba zu Grunde gerichtet ist, sobald sie die Neger frei gibt, daß die Colonie ohne die Sclaverei für Spanien werthlos wird. Ohne den fetten Ertrag, welchen die Zwangsarbeit der Neger einem so fruchtbaren, aber für weiße Colonisten ungesunden Boden abgewinnt, würde selbst diese „Krone der Antillen“ zu einer Dornenkrone für den Besitzer, welcher große Opfer zu ihrer Behauptung bringen müßte, ohne Entschädigung dafür zu finden.

Die Priesterschaft ist für die spanische Regierung auf den westindischen Colonien keine Stütze. Die Mehrzahl ist ohne Bildung, sehr demoralisirt und ohne Einfluß auf die Bevölkerung. Vom spanischen Klerus zieht auch nur die Hefe nach den Colonien. Die Mönchsorden bestehen noch auf Cuba, haben aber selbst bei den niedrigsten Volksclassen nie die Popularität gewonnen, welche die Capuciner-, Franciscaner- und andere Bettel-Orden in Spanien besaßen. Den Jesuiten, welche das Mutterland nicht duldet, hat man den Eintritt auf Cuba gestattet. Das liberale Spanien, welches sie und die andern geistlichen Orden ausgestoßen, glaubte sie in den Colonien bestehen lassen zu müssen, in der Hoffnung, durch ihren religiösen Einfluß die weltliche Polizei zu stützen. Diese Absicht ist aber durchaus nicht erreicht worden. Die Jesuiten, welche General Concha begünstigt und denen er die große Caserne Belen, eines der schönsten Gebäude von Havannah, als Kloster eingeräumt hatte, klagen bitter über den weltlichen Sinn der Bevölkerung und daß sie hier keinen Einfluß auf die Gesellschaft gewinnen können. Ihr Collegium ist gleichwohl stark besucht; sie haben, wie anderwärts, den Unterricht der Jugend übernommen, eine bessere Lehrmethode eingeführt und einige Kenntniß der alten Sprachen verbreitet.

Daß die Spanier Cuba durch alle Mittel der Gewalt und des Schreckens zu behaupten suchen, so lange sie können, darf in der That Niemanden wundern. Der Werth Cuba's für die spanischen Finanzen hat sich seit der Unabhängigkeit San Domingo's und seit der Sclavenemancipation auf den französischen und englischen Colonien wesentlich gehoben. Die fortdauernde starke heimliche Einfuhr der Neger aus Afrika trug gleichfalls wesentlich dazu bei, die Productivität dieser fruchtbaren Insel ungeachtet des unerhörten Abgabendruckes zu steigern. Der spanischen Schifffahrt und dem spanischen Handel bietet Cuba beinahe den letzten lucrativen Markt dar. Denn die fremden Schiffe und die fremden Producte sind bekanntlich zu Gunsten der spanischen hoch besteuert. Die starken Auflagen, die hohen Zölle liefern Spanien die Mittel, seinen militärischen Aufwand für Cuba zu decken. In dem Heere von Beamten und Bureauschreibern, mit denen die Colonie überschwemmt ist, finden viele Tausende von Subjecten, welche daheim nach Stellen hungern, Unterkommen und Brot. Endlich fällt auch der Antheil der nationalen Eitelkeit noch sehr stark in's Gewicht. Ist doch die Perle der Antillen das letzte werthvolle amerikanische Juwel in der castilianischen Krone! Gesunkene Nationen benehmen sich fast immer wie verarmte Edelleute. Diese opfern lieber den letzten Cent, um die verblichenen Farben ihres Adelswappens wieder aufzufrischen und sich mit den abgetragenen Herrlichkeiten ihres Standes zu drapiren, als daß sie durch bürgerliche Geschäftigkeit und industrielle Thätigkeit den alten, blühenden ökonomischen Zustand wieder zu gewinnen suchten, welchen ihre Familie durch das eiserne Ahnenschwert errungen hatte und den die nivellirenden Stürme der Zeit zu Grunde gerichtet haben.

So begreiflich und natürlich aber auch das Treiben und Walten der Spanier auf Cuba, ihr militärischer Terrorismus, ihr Hochmuth und ihr Haß gegen jene Macht des Nordens ist, die eben so groß und reich geworden, als die spanische politisch und ökonomisch gesunken ist, so natürlich und begreiflich muß auch jeder unbefangene Beurtheiler den Wunsch der weißen Bevölkerung Cuba's finden, sich von dem unerträglichen Joche frei zu machen.

Die Creolen haben von der spanischen Herrschaft alle erdenklichen Kosten und Plagen, und nicht einen einzigen Vortheil, der sie mit ihr versöhnen könnte. Die übertriebene Besteuerung und die hohen Zölle schmälern nicht nur das Einkommen der Creolen, sondern hemmen auch durchaus jenen großartigen Aufschwung des Handels und der Production, welchen die Insel ohne diese Kosten nehmen würde. Die unerhörten Abgaben auf das nordamerikanische Getreide, dessen Cuba doch zu seinem Lebensunterhalte bedarf, vertheuern das Brot und verschlimmern das Schicksal der Sclaven, die auf den Pflanzungen schlecht genährt, meist mit Ba-

nanen gefüttert sind, da die Pflanzer die bedeutenden Kosten für Mais und Mehl scheuen. Die Producte Cuba's und der Handel mit Nordamerika wären, nach der Ansicht gründlicher Kenner des Landes, einer mehr als dreifachen Vermehrung fähig, wenn die Insel nicht gezwungen wäre, den ungeheuern Kriegsaufwand, der doch nur zu ihrer Knechtung dient, zu bezahlen. Alle Officier- und Beamtenstellen haben nur Spanier inne. Die Creolen sind in Masse, nicht durch das Gesetz, aber durch den Brauch, von Aemtern und Würden ausgeschlossen. Die Spanier betrachten sie nur mit Mißtrauen und halten die Aemter für ein ihnen rechtmäßig zukommendes Monopol. Cuba genießt auch weder einer Volksrepräsentation, noch eines Schattens von Preßfreiheit. Von allen Reformen, welche Spanien durch Revolutionen gewonnen, von allen Concessionen, welche die Madrider Regierung dem Mutterlande gemacht, blieben seine westindischen Colonien ausgeschlossen! Das System des brutalsten Militärdespotismus lastete unverändert wie ein Alp auf dieser unglücklichen Insel, gleichviel ob ein liberales oder servile Ministerium in Madrid das Ruder führte. Die schmählichste Corruption der Beamten, die Verfolgungssucht der Polizei, die Käuflichkeit der Justiz, der Uebermuth der spanischen Gewalthaber und der Haß gegen die Creolen dauerten hier in traurigster Einförmigkeit fort. Ist es unter solchen Umständen befremdend, wenn Verschwörungspläne auf Cuba, zwar nicht förmlich organisirt, wohl aber in den Gemüthern der Eingebornen bestehen; wenn Creolen gegen ihre spanischen Dränger einen stillen, dumpfen, aber tiefen, unauslöschlichen Haß nähren, wenn sie Rettung und Erlösung im Nothfalle auch von den sogenannten Filibustieros, von Quitmann oder vom Satan hoffen und wünschen?

Jede Colonie, die zu einer gewissen Reife und einiger Kraft gekommen, wünscht naturgemäß die Selbstregierung und sinnt auf Abfall vom Mutterlande. Wir sahen diese Erscheinung in den Colonien der freiesten, civilisirtesten Staaten. Wie so viel stärker und einmüthiger muß dieser natürliche Wunsch in Bevölkerungen keimen, denen das Stammvolk nicht den leisesten Hauch von Freiheit gönnt! Bis jetzt hat die creolische Bevölkerung sich nicht gegen die spanische förmlich empört. Der Schrecken und das Bewußtsein einer Schwäche, die bei jeder unterdrückten und waffenscheuen Bevölkerung besteht, hinderte eine innere Erhebung. Aber der unsichtbar waltende Geist der Gerechtigkeit lehnt sich gegen das spanische Joch auf, und das böse Gewissen der Machthaber sieht unaufhörlich drohende Gespenster, die wie ferne Wolken über die Insel kreisen, aber noch keine Form angenommen haben.

Der gegenwärtige Generalcapitän Don Jose de la Concha ist von Natur vielleicht nicht grausam und blutdürstig. Er besitzt persönlich ein wohlwollendes, einnehmendes, leutseliges Wesen, ist aber zu sehr Spanier, um ganz frei zu sein von jenem Argwohn und jener Falschheit, welche von jeher Haupteigenschaften aller spanischen Machthaber waren. Ueberdies ist er nur von Spaniern umgeben. Die sämmtlichen höhern Beamten und Officiere, seine Adjutanten und Privatsecretäre, seine Freunde und Vertrauten, alle Personen, deren Zungenlaute täglich in sein Ohr zischen, gehören derselben hochfahrenden, stolzen, verderblichen Coterie an, welche das Cabinet von Madrid gesandt hat, die Insel Cuba zu regieren. Selbst der unbeschränkteste Despot bleibt von seiner Umgebung abhängig.

Kein europäisches Civilgericht hätte das Todesurtheil gegen Pinto, Penalo und Cadalzo beim Mangel aller wirklichen juridischen Beweise gefällt; — kein nur einigermaßen gewissenhafter Regent hätte die Vollziehung eines solchen Bluturtheils bestätigt. Wenn in Concha sich ein Laut von Menschlichkeit und Gewissen regte, so übertäubte ihn das fanatische Geschrei seiner spanischen Umgebung, welche Blut und für die Creolen ein Beispiel des Schreckens verlangte. Glaubt doch fast jeder spanische Statthalter von Cuba in seiner Amtsführung nur zwei Hauptpflichten zu haben: die Insel der spanischen Krone um jeden Preis und durch jedes Mittel zu erhalten, und für sich selbst seine kurze Herrlichkeit nach Möglichkeit zu nutzen. Ein Generalcapitän, welcher nach dreijähriger Amtsführung weniger als eine halbe Million Piaster an „Ersparnissen" heimbringt, gilt hier gewöhnlich für einen ehrlichen Mann.

Die Creolenbevölkerung, wenn auch ohne Patriotismus, ohne Opferfähigkeit, ohne Muth und mannhaften Sinn, Eigenschaften, welche bekanntlich nur ein freies Staatsleben entwickelt, — ist dennoch besser, als die der gebornen Spanier. Der Creole ist gastfrei, tolerant und freundlich gegen den Fremden, ziemlich mild gegen seine Sclaven, wenigstens in den Städten, nicht fanatisch und blutdürstig wie der Spanier.

Dem vielbekannten rohen und grausamen Schauspiele der Stiergefechte, einer echt castilianischen Nationalbelustigung, sieht man in Havannah meist nur Spanier beiwohnen. Auch zu den Hinrichtungen, besonders politischen, drängen sie sich vorzugsweise. Der Anblick des Schaffots und der Unglücklichen, die man zu diesem schleppt, mildert nicht ihren Haß, weckt kein Mitleid in ihren finstern Herzen. Man sah Spanier auf Cuba die unglücklichen

Schlachtopfer noch beschimpfen und verhöhnen. Als die gefangenen Gefährten des Lopez, zum Theil geborene Nordamerikaner, in Masse erschossen wurden, stürzten sich viele derselben Männer, die heute als Voluntarios in den Waffen stehen und das große Wort führen, auf die Leichname, verstümmelten sie und trugen als würdige Cannibalen die zerrissenen Glieder im Triumphe durch die Stadt! Der Geist der Civilisation wie der Menschlichkeit schreit heute gegen die spanische Blutherrschaft, die fernen Rächer zu wecken. Die Nemesis, jene alte, bleiche, vergeltende Macht, hatte nach der Vorstellung der classischen Mythe oft einen scheinbaren Schlaf. Es war aber nur stummes Sinnen der Göttin, sie wachte und lauerte; und den Schuldigen, den ihre Hand nicht traf, strafte wenigstens die Furcht vor ihrem Gericht und die stumme Sprache des Gewissens. Mitten durch das fanatische Geschrei und die spanischen Prahlereien auf Cuba erkennt man das Geständniß und die Selbstahnung: es möchten jene Acte die letzten castilianischen Großthaten sein, und der Blitz, den sie selbst vom nordischen Sternenhimmel erwarten, werde auch ihr faules, hohles, durch Blut und Moder schlecht zusammengekittetes Gebäude in Trümmer stürzen!

Das Pferd und der Mensch.

Von

A. W. Grube.

Unter allen Hausthieren steht das Pferd dem Menschen am nächsten. In unbedingter Hingabe und Treue wird es allerdings vom Hunde übertroffen, der auch dann noch seinem Herrn die Hand leckt, wenn dieser ihm die Liebkosungen mit Schlägen und Fußtritten lohnt. — Das Pferd kriecht nicht im Staube, es fühlt die hartherzige Behandlung, das Unrecht und die Grausamkeit seines Gebieters, und wird sie ihm zu arg, so beißt und schlägt es um sich und tritt auch wohl seinen unmenschlichen Herrn selber mit Füßen. Ja man hat Fälle, wo es an Andern seinen Unwillen ausließ über deren Brutalität, von welcher es nur Augenzeuge gewesen war. Es gibt freilich auch tückische, launenhafte und widerspenstige Pferde, die sich mit großer Kunst kaum bändigen lassen; aber diese Schattenseiten beweisen doch nur die strahlende Lichtseite des edeln Thieres, das eben, weil es eine hochentwickelte Individualität, ein fast selbstbewußtes Wesen hat, die Kunst des Menschen herausfordert und erzogen, nicht bloß gezüchtigt sein will. Der Mensch muß es nach seiner Eigenthümlichkeit behandeln, muß sich mit ihm einleben, damit es sein Freund werde; als solcher lebt und stirbt aber auch das Pferd mit dem Menschen, kämpft mit ihm wider wilde Thiere und begleitet ihn — wo alle andern Thiere fliehen — in das Getümmel der Schlacht. Auch der Elephant, das großmächtigste der Thiere, ist ein Krieger voll hoher, persönlicher Würde; doch des Pferdes hochherziger Muth ist größer als der Elephantenmuth, der leicht in blinde Wuth und wilde Raserei umschlägt, und sein gemüthliches Verhältniß zum Menschen ist inniger. Roß und Reiter verwachsen so zu sagen zu einer Person. Die feinere, reizbare, allen Eindrücken offene und doch starke und kluge Seele des Pferdes spricht aus dem Auge, den Ohren, dem kühn gehobenen Schweif, aus dem stolzen Gang, dem Zucken jeder Fiber und Sehne. Sein Wiehern aus voller Brust ist Kampfeslust und Lebensmuth, eine Stimme, die auch das Herz des verzagten Reiters mit frischem Muth erfüllt. Der Ehrtrieb ist so mächtig im edeln Thiere, daß es, um im Wettrennen den Preis zu gewinnen, den letzten Athemzug daransetzt und auf den glücklichern Mitkämpfer, der ihm vorkommt, wohl auch beißend losstürzt, damit er den Preis nicht vor ihm gewinne.

Auf kein Thier hat der Mensch eine solche Sorgfalt in Zucht und Erziehung verwandt, wie auf das Pferd, und eben deshalb spielen in keinem andern Thiergeschlecht die Racenunterschiede eine solche Rolle, wie beim Pferde. Welche Gegensätze zwischen dem magern, leichtgebauten, muskel- und sehnenstarken Araber- und Berberroß, dem großen, starkknochigen, fleischigen Friesen und Holsteiner und dem kleinen Litthauer, oder dem Klepper der Schottlandsinseln, der 8, selten 9½ Faust hoch wird! Welche Mannigfaltigkeit der Uebergänge von einer Race zur andern! Und wiederum in einer Race welche Verschiedenheit der Individuen! Alle Grade der Reizbarkeit, alle Stufen des Temperaments, des phlegmatischen und sanguinischen, cholerischen und melancholischen mit ihren Mischungen sind im Pferdegeschlecht fast in gleicher Fülle vorhanden, wie im Menschengeschlecht. Schon die vielen Farbentöne des Haares deuten auf die hochentwickelte Eigenthümlichkeit des Einzelwesens. Wir finden vom glänzenden Raben- und Kohlschwarz zum Milchweiß mit Atlasschimmer, vom Gelben zum Rothen und Braunen alle Farbentöne. Das wilde Zebra, obschon prächtig gestreift, zeigt solche Farbenunterschiede nicht. Auch hat die Erfahrung dargethan, daß jene verwilderten Pferde in den südamerikanischen Steppen, namentlich in Paraguay, in der Färbung wieder zum einfachen Braun zurück-

kehrten, unter Heerden von Zehntausenden entdeckt man kaum ein Procent Grauschimmel, Rappen, Füchse oder Schecken. Auch die wilden Pferde der Kirgisensteppe sind einfarbig, theils mäusefahl, theils dunkelgelb oder braun.

Auf allen Culturstufen treffen wir den Menschen verbunden mit dem Pferde; es ist mit ihm Jäger und Nomade und Ackerbauer, Soldat und Fabrikarbeiter, vornehmer Stutzer und gemeiner Tagelöhner geworden. Wie der Herr, so der Knecht; das gilt ganz besonders von Pferd und Mensch. Ganze Völker könnte man durch das charakterisiren, was sie mit und aus ihren Pferden machen.

Ist es nicht die englische Beharrlichkeit und Energie, welche mit Hilfe arabischen Vollbluts den englischen Renner mit gestrecktem Halse, leichtem Kopfe, schlanken Füßen und starker Brust bildete, eine Pferderace, die an Schnelligkeit noch das Araberpferd übertrifft, wenn sie auch nicht dessen Ausdauer hat? Und dieselbe englische Beharrlichkeit und Genauigkeit, die jene Wettrenner so lange klystirt und purgirt, bis sie die erforderliche Leichtigkeit haben, weiß wieder die kolossalsten, stärksten Brauer- und Kohlenpferde herzustellen, die genau dem Zwecke entsprechen, wozu man diese Thiere braucht. Der Engländer ist ein guter Cavallerist, seine Pferde sind wohlgenährt und wohlgehalten wie er selber, aber er überspannt auch nicht selten ihre Kraft und ist auch in Bezug auf das Thierleben der grausame Egoist, der ohne Rücksicht Alles seinen Zwecken opfert. Der Deutsche zeigt gleichfalls sein solides Wesen in der guten Behandlung seiner Pferde, und deutsche Cavallerie kann sich mit jedern andern messen. An Rohheit und Grausamkeit gegen Pferde und Thiere überhaupt fehlt es auch in Deutschland nicht, doch im Allgemeinen hat der Deutsche mehr Theilnahme und Mitgefühl für die Thierwelt, als die romanischen Völker, Italiener, Franzosen, Spanier und auch die Engländer. Die Franzosen sind zu leichtfertig für eine längere, gute Pflege ihrer Pferde; sie wissen ihr Persönchen immer recht nett herauszuputzen, für die Tüchtigkeit ihrer Pferde und deren Schule haben sie weniger Sinn; sie sind im Ganzen schlechte Pferdezüchter, müssen stets von obenher dazu ermuntert werden, und ihre Erfolge in Cavallerieangriffen haben sie mehr der guten Oberleitung, dem stürmischen Andrang in Masse zu danken, als geschickten Schwenkungen und Evolutionen, etwa wie sie General Seidlitz im siebenjährigen Kriege so herrlich entfaltete, die auch im Einzelnen solide Reiter erfordern. Erst seitdem die Franzosen im Besitz von Algier sind, kommt durch die vortreffliche Berberrace ihre Pferdezucht mehr in Aufnahme. Trotz seinem gerühmten Freiheitssinn läßt sich der Franzose von Gensd'armen und Polizeimännern in rohester Weise stoßen und schlagen, und mit derselben Brutalität prügelt auch der französische Reiter den unter seine Botmäßigkeit gegebenen Sclaven, sein Pferd. Der deutsche Fuhrmann, wenn er nicht vorwärts und rückwärts kann, beginnt auch wohl zu fluchen und in seinem Jähzorn auf sein liebes Vieh loszuschlagen, das ist dann aber mehr ein Act seiner Verzweiflung, die sich nicht zu helfen weiß. Vom Neapolitaner weiß man, daß er ein arger Thierquäler ist; die neapolitanischen Lohnkutscher sind rechte Pferdeschinder, freilich haben sie es mit sehr widerspenstigen und boshaften Thieren zu thun, aber es fragt sich, ob nicht fortdauernde schlechte Behandlung den Charakter des Pferdes umstimmt. Auch aus Ober- und Mittelitalien berichten die Reisenden oft genug von schändlicher Grausamkeit gegen die Pferde, die selbst durch Messerstiche aufgestachelt werden, wenn ihre ermattende Kraft der Peitsche nicht mehr Folge leistet. Wie ganz anders der Russe, dem das despotische Regiment seiner Czaren keineswegs den kindlich-fröhlichen Sinn, der sich überhaupt der Thierwelt (gleich allen Kindern) näher stellt, geraubt hat. Sein Karren- und Schlittenpferd müssen stundenlang im stärksten Trabe laufen, die Pferde der Fuhrleute auf ihren weitgedehnten Reisen müssen Tag und Nacht, Winter und Sommer im Geschirr bleiben und erhalten ein Obdach, das an den Seiten offen ist. Der Schweiß an ihrem rauhen Haar gefriert im Winter zum Eisklumpen, die kleinen Pferde sehen dann aus wie Eisbären, — und dennoch ertragen sie solche Strapazen, weil sie von ihrem Herrn reichlich mit Hafer gefüttert werden. Schläge bekommen sie höchst selten, die Menschen in Rußland werden viel mehr geprügelt als die Pferde. Der russische Fuhrmann, Postillon, Kutscher schnalzt mit der Zunge, pfeift und spricht ohne Unterlaß liebkosend und schmeichelnd zu seinen Pferden, wie zu seinem Brüderchen; hilft das nicht, so beginnt er ein ermunterndes Lied zu singen und droht höchstens mit der Peitsche. Will auch das nicht anschlagen, so geht der Gesang plötzlich in ein lautes Schimpfen über, und diesem Angriff auf seine Ehre gibt das wohlgezogene Pferd in der Regel nach.

Noch mehr als die Pferde der Russen beweisen die außerordentlich abgehärteten, in ihrer Art wirklich edeln Pferde der Jakuten im öden, kalten Sibirien, wie sehr sich dieses Thiergeschlecht dem Klima anzubequemen vermag. Gleich den Rennthieren müssen

sie das abgestorbene Steppengras unter dem Schnee hervorscharren, und wenn dieses fehlt, sich auch mit Weidenzweigen, Lärchbaumrinde, Schachtelhalmen begnügen; dennoch sind sie muskulös und laufen ihre vierzig Werst, ohne zu verschnaufen, erkälten sich auch nicht, wenn sie ohne Decke in einer Kälte von sechsunddreißig Grad R. ohne Obdach stehen bleiben. Sie wechseln ihr Haar gleich dem Rennthier und behalten ihre Zähne unversehrt bis in's hohe Alter, das sie auf dreißig Jahre bringen. Der Jakute ist selber auch ein Wesen von Stahl und Eisen, ein Mensch, der in kalter Winternacht auf freiem Felde zu schlafen vermag und seinem Pferde mit gutem Beispiel in der Abhärtung vorangeht. Er ist ein trefflicher Reiter, und wenn er sich auch schlecht auf die Rennthierzucht versteht, so gelingt ihm desto besser die Zucht seiner Pferde. Das Pferd ist ihm Dromedar, Rennthier, Schaf und Rindvieh zugleich. Das Pferdesleisch ist seine liebste Nahrung, gesäuerte Stutenmilch (Kumyß) sein herzerfreuendes Getränk. Das jakutische Nationalgericht besteht aus Pferdemilch mit Mehl oder gepulverter Baumrinde dick gekocht, gewürzt mit Beeren und trockenem Fisch. Aus der Haut der Pferde bereitet der Jakute das stärkste Sohlenleder zu seinen Schuhen, wie das Tuch zu seinen Kleidern und das Blech zu seinen Eimern; die schönen Teppiche, die die Jakutinnen aus weißen und farbigen Fellen der Pferde zu bereiten wissen, werden nach dem europäischen Rußland versandt.

Ganz das entgegengesetzte Verhältniß finden wir im heißen Hindostan, auf Ceylon, Java und Hinterindien, wo der gewaltige Elephant und der zähe Ochs die Hauptrollen des Pferdes übernehmen, das dem erschlaffenden Strahl der Tropensonne unterliegt, früh alt und matt wird und durch Einfuhr aus der Fremde stets ergänzt werden muß, ganz so wie die schlaffe eingeborene Menschenrace ihre Selbständigkeit nicht behaupten konnte und kräftigern Eindringlingen sich unterwerfen mußte.

Die Pferde der **Chinesen**, dieses abgefeimt klügsten aber auch philisterhaftesten aller Völker sind unter allen ihren Geschlechtsgenossen vielleicht die schmutzigsten. Was sollte auch der unritterliche Chinese große Sorgfalt verwenden auf ein Thier, das mehr Muth hat als er selber, das ihm das theure Getreide verzehrt und weder zu seinem der Gartenwirthschaft ähnlichen Ackerbau, noch zum Reiten nothwendig ist, da Menschenfüße und Menschenarme im Ueberfluß vorhanden sind? Die Chinesen sind schlechte Reiter und da auch ihr Fußvolk sich wohl das Wort „Muth“ in großen Buchstaben auf die Brust klebt, aber keinen Muth hinter diesem Schilde hat, so konnte dies mattherzige Volk leicht von den berittenen Mandschu, die noch frischere Kraft in der Steppenluft sich bewahrt hatten, unterjocht werden. Nichts Lächerlicheres als ein chinesisches Wettrennen! Fünf oder sechs „beherzte“ Kerle steigen ungeschickt genug auf ihre unsaubern Renner; das Zeichen wird gegeben und die Pferde beginnen ihren Lauf: ihre Reiter klammern sich an mit Hand und Fuß, doch schon im ersten Lauf stürzt da ein Reiter von seinem Roß, dort wieder einer, vier liegen schon am Boden, der fünfte aber bewahrt das Gleichgewicht, und wie er zurückkommt, tönt ihm lautes Bravo entgegen, nicht weil er so schnell geritten, sondern weil er nicht vom Pferde gestürzt ist.

Den directen Gegensatz gegen die häßlichen, schmutzigen Chinesenpferde bilden die **persischen**, die prächtigsten vielleicht unter allen Pferderacen; schön gebaut und nicht so mager wie die arabischen. Sie genießen aber auch die sorgfältigste Abwartung; werden täglich zweimal gestriegelt, öfter gewaschen und darauf mit einem Filz oder groben Tuch wohl gerieben. Nach jedem Ritt führt man sie sorgsam umher und den Sattel nimmt man ihnen nicht eher ab, als bis sie zu schwitzen aufgehört haben. Unter solcher Behandlung müssen sich prachtvolle Thiere bilden. Als die schönsten betrachtet man die Pferde von Aberbidschan und Farsistan, als die besten Reitpferde gelten (nach den arabischen und tartarischen) die Rosse von Khorassan, die besonders von reichen und vornehmen Orientalen gesucht werden und in Prachtaufzügen am stattlichsten sind.

Auf Putz und blendende Schönheit hat es der Araber nicht abgesehen in der Zucht seines Pferdes, wohl aber auf Ausdauer, Gewandtheit und Schnelligkeit. Die **Araber** reiten fast ausschließlich Stuten und verkaufen die Hengste an Stadtbewohner oder Fellahs. Ein arabischer Hengst steht 10 bis 120 Pfund Sterling im Preise, eine Stute kostet mindestens 60 Pfund, und die Araber haben schon selbst sich für ausgezeichnete Stuten 200 bis 500 Pfund Sterling bezahlt. Dem Besitzer geht seine Stute fast noch über Frau und Kind, er kann sich kaum von ihr trennen, verkauft wohl den **halben** Leib, doch er bedingt sich das nächste Füllen aus, oder nachdem dies geworfen ist, die Stute selber. Verkauft er den **dritten** Theil seiner Stute, so muß der Käufer zwei Jahre lang das Füllen, oder aber das Füllen sammt der Stute geben. Gleich nach der Geburt wird die Erziehung des jungen Pferdes damit begonnen, daß die Ohren mit einem Faden über dem Kopfe zusammengebunden werden. Der Schwanz wird nach

aufwärts gedrückt; der Bauch wird fest in ein Tuch oder eine Leinwand gewickelt; doch nur auf kurze Zeit. Einige Monate lang läßt man das Füllen bei der Stute, dann entzieht man ihm die Muttermilch, und hundert Tage lang wird es bloß mit Kameelmilch gespeist und bekommt nicht einmal Wasser, höchstens thut man einige Datteln in die Milch. Erst darauf werden kleine Portionen Weizen oder Gerste, mit Wasser verdünnt, gereicht. Nur etwa vierzig Tage im Jahr gewährt man den Pferden Grünfutter; die Araber sagen, zu lange gereicht, erweiche dies die Knochen, dagegen geben sie neben der Kameelmilch noch Fleischbrühe, Mehl, Dattelnteig und selbst gekochtes Fleisch. Die Nedschidaraber und zuweilen auch die Aneze bringen ihren Lieblingspferden nicht selten die Ueberbleibsel ihrer eigenen Mahlzeit, namentlich gebratenes Hammelfleisch. Durch solche Diät, die schon in kleinen Portionen bedeutend nährt, bewahren sie die Thiere vor zu großer Eßlust und gewöhnen sie an längeres Fasten. Die Araberpferde können zwei, ja drei Tage laufen, ohne zu fressen, wenn man ihnen nur Kameelmilch gegeben hat; sie erreichen ein Alter von fünfunddreißig bis vierzig Jahren und mit vierundzwanzig Jahren zeigen sie noch jugendliches Feuer.

Nahe verwandt dem arabischen Pferde, in mancher Beziehung vielleicht noch werthvoller ist das im nördlichen Afrika gezogene **Berberroß**. Der Emir Abd-el-Kader, als er vom französischen General Daumas aufgefordert ward, sein Gutachten über die Eigenschaften und Vorzüge des Berberpferdes abzugeben, richtete an diesen einen (von Brussa aus Kleinasien datirten) Brief, von welchem wir Folgendes mittheilen:

„Ihr habt mich um meine Ansicht über die Berberpferde, ihre Eigenschaften und ihren Ursprung befragt. Euch zu Liebe hab' ich mich mit dieser Angelegenheit noch ganz besonders beschäftigt und ich kann jetzt nichts Besseres thun, als Euch eine Stelle mitzutheilen aus den dichterischen Werken des berühmten Aamru-el-Kais, der kurz vor dem Auftreten des Propheten lebte. Dieser spricht sich zu Gunsten der Berberpferde aus, und ich glaube Euch in dem, was er sagt, genügende Zeugnisse wider die zu geben, welche behaupten, daß diese bewundernswerthen Pferde andern Racen nachstehen.

„Der Dichter sagt, indem er sich an den Kaiser von Constantinopel wendet, den er in Versen anredet:

„Und ich verspreche Dir: wenn ich dazu komme, als König wieder eingesetzt zu werden, dann wollen wir einen Ritt machen, bei welchem Du dann Reiter sehen wirst sich über den Sattel neigen, um die Schnelligkeit des Rosses zu mehren; — einen Ritt über eine weite, ebene Fläche, auf der keine andere Erhöhung zu sehen ist, als der Höcker eines alten, von der Last der Jahre gebeugten Kameels. Wir werden getragen sein von einem an nächtliche Stille gewöhnten Pferde, einem Pferde der **Berberei** — an den Weichen schlank, wie ein Wolf von Gudu und triefend daselbst von Schweiß ob des schnellen Laufs. Wenn man, den Zügel nachlassend, es noch antreibt, indem man es mit den Riemen an beiden Seiten berührt, fliegt es im reißend schnellen Lauf dahin, wirft den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite zurück und wetzt die Zähne am Gebiß. Und wenn ich sage: Wir wollen ruhen! so hat der Reiter plötzlich wie durch einen Zauber Halt gemacht und fängt an zu singen, im Sattel bleibend auf dem kräftigen Roß, an welchem die Schenkelmuskeln gestreckt, die Sehne starr und aus einander gehalten erscheinen. —

„Aamru-el-Kais war ein alter arabischer König, welcher, um seine Feinde zu bekämpfen, Berberrosse sich verschaffen zu müssen glaubte; er zweifelte an dem Erfolg für den Fall, daß er sich auf die Eigenschaften der arabischen Pferde verlassen müßte."

Wir haben in Aeußerungen dieser Art zugleich ein Beispiel von der hohen Begeisterung und tiefen Verehrung, womit die arabischen und nordafrikanischen Volksstämme an ihren Pferden hängen und von ihnen sprechen.

Die besten Araberpferde finden sich in Nedschid (den innern hochgelegenen und weidereichen Ebenen und Bergabhängen) am Euphrat und in der syrischen Wüste. Die nach Yemen (dem südlichsten Strich der Westküste Arabiens) eingebrachten Pferde verschlechtern sich schon in den ersten Generationen. — Magen und Eingeweide dieser Thiere nehmen nur halb so viel Raum ein, als bei einem europäischen Pferde, das mit Heu, Stroh und Hafer gefüttert wird. Das junge Füllen ist wie die erwachsene Stute ein Glied der Familie, kennt die Kinder, die mit ihm spielen, vor Allem aber seinen Herrn, der selten ihm einen Zügel anlegt, und das er schon durch ein Wort, ein Zeichen, ein Kneipen seines Ohres zu lenken und anzufeuern vermag. Das Araberpferd ist klug, verständig, gutartig und frei von den meisten Fehlern unserer europäischen Pferde. Es ist nicht der Sclave, sondern der **Freund** seines Herrn, dem es auch zu theuer ist, als daß er es zu jenen gewaltsamen Reitkünsten abrichten sollte, die etwa der despotische Türke seinem Pferde zumuthet. Verhätschelt wird jedoch das Araberroß keineswegs; es ist,

wie der freie Beduine, fast das ganze Jahr in freier Luft, selbst in der Regenzeit; wird schon im zweiten Jahre zum ersten Mal geritten und nachher kommt der Sattel selten von seinem Rücken.

Nur auf schrankenlosen Ebenen, Hochflächen oder Tiefebenen, auf trockenem, festem, nicht allzusandigem Boden kann das Pferd die volle Elasticität seiner Sehnen und Muskeln entwickeln, nur dort wird es seinem Herrn unschätzbar, nur im schweifenden Nomadenleben verwachsen Pferd und Reiter zu einer Person. In der Tartarei und Mongolei, wie im steinigen Arabien und Nordafrika, in den amerikanischen Pampas und auf den ungarischen Pußten treffen wir noch die echten Reiter, die auf ihren Pferden groß geworden sind, deren Menschenleben an das Pferdeleben gebunden ist. Zum Bestehen einer nicht gar zu armen mongolischen Familie rechnet man außer den Rindern, Schafen und Kameelen acht Stuten und einen Hengst. Die Wolgakalmücken haben dagegen (wie die Lappen in ihren Rennthierheerden) ihren ganzen Reichthum in den Pferden; bei ihnen findet man noch Pferdeheerden von 3—4000 Stück. Das Füllen, von der halbwilden Heerde mittelst einer Schlinge eingefangen, wird erst müde geritten und dann gesattelt. Die Kalmücken schlitzen ihren Pferden die Nasenlöcher auf, damit sie auf den langen angestrengten Märschen und Galoppaden leichter athmen sollen. Die Jagdpferde sind so gut zugerichtet, daß sie gleich den Hunden Hasen und wilde Ziegen, Füchse und Wölfe jagen. Die Usbeckischen Tartaren nehmen mit ihren Pferden harte Hungerproben und tagelange mühsame Ritte bloß zur Uebung vor, um in Fällen der Noth ihrer Thiere sicher zu sein.

Die Kabylenpferde im Atlas, die Ponys in den steilen Thälern des Himalaya, die Tscherkessenpferde im Kaukasus zeigen aber auch, daß ein Pferd flink in der Ebene und sicher auf Gebirgspfaden sein kann. Die Tscherkessen ziehen mit ihren Pferden in der heißen Jahreszeit in's Gebirge, in der übrigen Zeit weiden sie dieselben am Terek. Ihnen ist das Pferd ein viel zu edles Thier, als daß sie es vor den Pflug oder Wagen spannen möchten; bei ihnen reiten Männer, Frauen und Mädchen.

Ganz wilde, d. h. herrenlose und ungezähmte, bei vorgerücktem Alter gar nicht mehr zähmbare Pferde schweifen noch heerdenweis auf den unermeßlichen Flächen am Aralsee und auf der Kirgisensteppe in der Mongolei und am Südabhange der hohen Gobisteppe umher; man macht Jagd auf sie, weil sie die zahmen Stuten entführen. Die sogenannten „wilden" Steppenpferde in den neurussischen Steppen oder in Ungarns Pußten sind aber nur zeitweilig Freigelassene, sie haben ihre bestimmten Herren, meist große Grundbesitzer, die ihre weiten Länderstrecken nicht besser zu benutzen wissen, als daß sie das Steppengras den Heerden der Pferde, Schafe und Rinder zum Abweiden überlassen. Mit einem Dutzend Stuten und einem Paar Hengste begründet sich ein solcher Gutsbesitzer leicht eine ansehnliche Heerde; je größer die Weideplätze, desto zahlreicher wird der „Tabun." Der Roßhirt oder Tabuntschik hat ein schwieriges Amt, denn die leicht- und schnellfüßige Heerde in Wind und Wetter zusammenzuhalten, ihr beizustehen, wenn der räuberische Wolf sich naht und mit gleichem Scharfblick auch die etwa sich nahenden zweibeinigen Pferdediebe zu wittern, — das erfordert einen ganzen Mann, abgehärtet gegen Hitze und Frost, Hunger und Durst, Furcht und Gefahr. Nur dann läuft dem Pferdemonarchen die Galle über und seine Stellung wird ihm verleidet, wenn ein übermüthiger Hengst, der auf der Steppe geboren und stark geworden, seine Kräfte und Bedeutung hat, nicht nur des Tabuntschiks Befehle verlacht, sondern auch so manche treue Unterthanenseele unter den Stuten zum Abfall verleitet. „Mit einem solchen Hengst mag ich nicht länger dienen, entweder er oder ich muß fort!" so spricht dann der Tabuntschik zum Besitzer der Heerde und dieser gibt seine Zustimmung, daß der Usurpator entfernt werde.

Eine ganz ähnliche Figur ist der Csikos (sprich Tschikosch) auf den südungarischen Ebenen. Das ungarische Wort „Csiko" bedeutet „Füllen," und im Einfangen der jungen Pferde, die zum Reiten oder Fahren abgerichtet werden sollen, zeigt der Csikos vornämlich seine große Gewandtheit und Körperkraft. Von Jugend auf mit dem Pferderücken vertraut, sitzt er darauf wie angewachsen und fliegt auf demselben mit dem Sturmwind um die Wette über die Pußta dahin.

Es ist sehr interessant, zu sehen, wie dieselben Natur- und Lebensverhältnisse auch die gleichen Lebenserscheinungen ergeben in der alten wie in der neuen Welt. Amerika kannte vor der Entdeckung durch Columbus das Pferd nicht; durch die Spanier ward es eingeführt, und bald entstanden auf den mexikanischen Prairien wie auf den südamerikanischen Pampas jene zahllosen Heerden von Rindern und halbwilden Pferden, ganz wie auf den pontischen Steppen in Rußland. Der mit seinem Lasso die schnellsten, flüchtigsten Rosse der Steppe einholende und einfangende Gaucho, wie er tollkühn mit wehendem Poncho einhersprengt, das wildeste

Pferd bändigt, im Kreise dreht, nach jeder Richtung sprengt und plötzlich zur entgegengesetztesten Seite herumwirft, im schnellsten Galopp zur Erde sich beugt, oder mit den Fußspitzen am Rücken des Pferdes sich haltend, unter dem Bauche desselben sich birgt — wem wäre dieses originelle Bild nicht schon bekannt geworden?

Die gleiche Erscheinung bieten die Hirten*) in Buenos-Ayres, der ehemaligen spanischen Statthalterschaft, die zu den gesegnetsten des südlichen Amerika gehört. Auch sie sind halbwild wie ihre Pferde und Rinder. Sie bekennen sich zwar zum katholischen Glauben, gehen aber selten oder nie zur Messe; in ihren weiten Einöden gibt es auch nur wenige Capellen. Wenn sie einmal zum Gottesdienste erscheinen, hören sie die Messe gewöhnlich zu Pferde außerhalb der Kirche, deren Thüren dann weit geöffnet werden. Sie wünschen zwar Alle in geweihter Erde zu ruhen; doch wenn sie zu weit von der Kirche entfernt wohnen, lassen sie getrost ihre Leichen auf der Steppe faulen, bedecken sie mit Steinen und Baumzweigen, tragen aber zuletzt die Gebeine zum Pfarrer, damit er ihnen ein Begräbniß in geweihter Erde zukommen lasse. Ist die Kirche nicht allzuweit entfernt, so setzen sie den Todten auf ein Pferd, stecken die Füße in die Steigbügel und richten ihn auf, als ob er lebte, und bringen so den Leichnam zum Pfarrer. Die Taufe seiner Kinder vollzieht entweder der Vater selbst, oder sie unterbleibt auch wohl ganz, und wird erst nachgeholt vor der Hochzeit, wenn sie der Priester als Vorbedingung zur Einsegnung verlangt. Ist das Kind acht Tage alt geworden, so nimmt es der Vater oder ein Bruder auf den Arm und reitet mit ihm über die Weide, bis es anfängt zu weinen, dann bringen sie es der Mutter zurück, die es an die Brust legt. Diese Spazierritte werden so oft wiederholt, bis das Kind im Stande ist, selbst ruhige Pferde zu besteigen. So wird der Knabe auf dem Pferde erzogen, er hört kein Glockengeläut und keine Ermahnung, er mag nur sehen, wie er sich selber hilft und mit den Rinder- und Pferdeheerden, die ihm anvertraut sind, fertig wird und die wilden Thiere erlegt, welche die Heerden bedrohen. Gewohnt, die Schafe und Rinder seiner reichen Heerden massenweis abzuschlachten, macht ihm der Anblick des Bluts keine Gewissensbisse, auch wenn er dasselbe zur Abwechslung einmal einem Menschen abzapft. Dagegen nimmt er den Fremdling freundlich in seiner Hütte auf, er ist gastfrei, wie der Nomade des Orients. Im Hause eines Gutsbesitzers sich als Gesinde zu verdingen, scheint ihnen ehrlos, sie lieben zu sehr die Freiheit der Steppe, und bleiben auch als Oberhirten nicht gern lange bei einem Herrn; sie verlassen ihn ohne Abschied zu nehmen und sagen höchstens und auf Befragen: „Ich gehe, weil ich Euch lange genug gedient habe." Das Leben zu Pferde hat so viel Reiz, daß selbst die spanischen Abkömmlinge sich gern als Hirten verdingen und mit Indianern, Ungarn und farbigen Leuten ohne Widerspruch dienen.

Die Spanier haben mit Hilfe des Pferdes die mexikanischen Ureinwohner unterjocht, aber vermittelst des Pferdes haben sich auch die spanischen Colonien wieder frei gemacht vom Joch des Mutterlandes. Selbst die indianischen Jagdnomaden haben sich beritten gemacht und wissen zu Pferde den nordamerikanischen Ansiedlern manchen Schaden zu thun und manchen Verfolgungen von Seiten der anglosächsischen Race zu entgehen. Aber indem sie zu Pferde um so leichter die Büffel jagen, die Häute und Zungen derselben zum Verkauf bringen können, zerstören sie um so rascher ihre letzte Nahrungsquelle.

Die Mexikaner haben eine sehr bedeutende Pferdezucht, und ihre Racen, die von andalusischen Pferden und Berberrossen abstammen, sind im leichten, elastischen Bau, im Feuer und in der Ausdauer den arabischen Pferden zu vergleichen; zugleich sind sie hart gewöhnt und verlangen wenig Pflege. Striegel und Bürste kennt man nur in der Stadt; der Landmann reibt sein Pferd mit einer Hand voll Maguryfasern, oder badet es in jeder Woche zweimal. Das mexikanische Pferd ist nicht falsch, es ist ein wirkliches Hausthier, das seinen Herrn kennt, auf der freien Weide zu ihm läuft, sich streicheln läßt und das dargebotene Salz aus der Hand leckt. Ein Pferd, welches beißt oder schlägt, ist eine Seltenheit. Die Pferde sind den Kindern befreundet, die unter ihnen herkriechen und ihr Brot mit ihnen theilen.*)

Fast noch größere Anhänglichkeit für sein Pferd zeigt der Texaner. Ein guter Kenner des texanischen Volkes, das bekanntlich auch halb aus spanischem, halb aus indianischem Blut besteht, berichtete aus dem letzten Kriege: Sein abgehärtetes Halbblutpferd ist für den Texaner nicht bloß ein vertrauter Freund und Gefährte, sondern gilt ihm fast so viel wie Frau und Familie. Seine ganze Liebe wendet er ihm zu, denn sein kleines kluges Thier hat alle seine Gefahren, Beschwerden und Entbehrungen mit ihm getheilt.

*) Vergl. den Artikel „Hirtenleben in Buenos-Ayres" im Ausland. 1857, 52 und 1858, 1.

*) Mexiko, Landschaftsbilder von L. Sartorius. Darmstadt, 1858.

Die weiten Steppen und Prairien laden den Reiter zu kühnen Abenteuern ein; hindert ihn doch Nichts, wie der Blitz zu erscheinen und im Nu wieder zu verschwinden. Auf die Schnelligkeit seines Rosses vertrauend, gelingt ihm das Entkommen, wenn er nur einige Minuten Vorsprung hat. Besonders reizend ist der Pferdediebstahl, theils wegen des Werthes der zu machenden Beute, theils aber auch wegen des Unternehmens selber, das den Muth und die Geistesgegenwart und Gewandtheit der Räuber herausfordert. Bei den Indianern gilt, ganz wie bei den Arabern des Orients, der Pferderaub für eine ehrenvolle That. Kommen die Weißen in ein indianisches Lager und fragen, wo die abwesenden Männer seien, so antwortet man ihnen mit einer gewissen freudigen Zuversicht, die schon der Beute sicher zu sein glaubt: „Sie sind ausgezogen, um Pferde zu stehlen!" Es gehört der Pferdediebstahl so gut zur regelmäßigen Beschäftigung des Indianers, wie die Jagd. Ein Araber, der eine vorzügliche Stute besitzt, ist nie sicher, daß sie ihm durch nächtlichen Ueberfall nicht geraubt werde; er bindet sein Kleinod nicht nur an dem Zeltpflocke fest, sondern legt einen zweiten Pflock, an dem noch ein Riemen sitzt, der das Pferd fest hält, unter das Fell, das ihm zum Kopfkissen dient. Dennoch ist es schon verwegenen und geschickten Räubern gelungen, auch in diesem Falle des kostbaren Schatzes habhaft zu werden. Eben so sind die Csikosen der ungarischen Pußten nicht selten vollendete Pferdediebe, und welcher ungarische Räuber hätte nicht vor allen Dingen sich ein Pferd geraubt? Von den berühmten Räubern, die in magyarischen Volksliedern gefeiert werden, waren manche ursprünglich Pferdehirten; ihr Csikosenstand hatte sie kühn und unternehmend gemacht. So edelmüthig, wie diese ungarischen Räuber, sind aber die Kirgisen nicht. Die jenseits des Narym nomadisirenden Kirgisen verfahren beim Pferderaub also: Sie setzen, oft über hundert Mann stark, in der Morgendämmerung über den Irtysch und verbergen sich den Tag über in einer Kluft, um im Abenddunkel den Raub ausführen zu können. An kalten Herbsttagen lassen sie aber auch ihre Pferde bei Tage übersetzen. Sie bewaffnen sich mit Piken, Säbeln und keulenartigen Prügeln (Batiks) von zwei bis drei Ellen Länge. Stoßen sie bei Tage auf einen schwächern Trupp ihrer Stammgenossen, so fallen sie alsbald mit lautem Geschrei und Gepfeif über diese her, schwingen ihre Keulen um den Kopf und reiten im Kreise um ihre Beute. Steigen die also Ueberfallenen von ihren Pferden und überliefern sie gutwillig, so kommen sie ohne Prügel davon, wollen sie aber sich wehren, so schlagen die Räuber unbarmherzig auf die Schienbeine und Nacken der Reiter, bis sie von den Pferden fallen; dann werden sie ausgeplündert bis auf's Hemd. Bleiben indeß die Angegriffenen Sieger, so geschieht den Räubern das Gleiche. Letztere wählen darum am liebsten eine dunkle Herbstnacht, in welcher die Pferde besonders leicht scheuen. Die Barantatsch (so heißen die Pferderäuber) reiten in aller Stille auf eine Heerde zu und machen in einiger Entfernung Halt. Glauben sie versichert zu sein, daß die Hirten schlafen, so schleicht einer der Räuber auf das entgegengesetzte Ende der Heerde und kriecht auf allen Vieren bis ganz in die Nähe der Pferde. Schon der geringste Lärm, wie etwa das schnelle Aneinanderschlagen zweier kleiner Stäbe bringt die Thiere in Aufruhr; sie rennen nach der Seite, wo der Räubertrupp steht, der sie durch Stöße mit den Keulen noch scheuer macht und nach der gewünschten Richtung treibt. Dies Alles ist in wenigen Minuten und ohne großen Lärm geschehen; nur die Hufschläge der fortgaloppirenden Pferde wecken die Schläfer, und sind diese schnell und in gehöriger Zahl auf dem Platze, dann setzen sie den Fliehenden nach, und ehe der Morgen tagt, entspinnt sich oft das Handgemenge, wobei Jeder sich in Acht nimmt, seinen Gegner zu tödten, da die Blutsverwandten des Erschlagenen ein hohes Lösegeld fordern. Je mehr lahme Arme und Beine der Ueberwundene hat, desto besser.

Die Raubzüge der Turkmannen erinnern an den Heerbann und das Raubritterthum unsers Mittelalters, wo sich auch die Freien freiwillig um einen Häuptling schaarten, der für die Dauer des Unternehmens über ihre und ihrer Rosse Kräfte gebot. Sobald ein turkmannischer Häuptling entschlossen ist, einen Raubzug zu unternehmen, so pflanzt er die mit seinen Farben gekennzeichnete Lanze in den Boden, und ein Ausrufer — den Herolden der Feudalzeit vergleichbar — fordert „im Namen des Propheten" alle Gläubigen auf, sich unter das Banner des Anführers zu schaaren und die persischen Ungläubigen*) zu überfallen. Die, welche Vertrauen zu ihrem Häuptling und Lust zum Zuge haben, stecken ihre Lanze neben die seinige in den Boden; sind die erforderlichen Lanzen beisammen, so wird der Zug auf Monatsfrist festgesetzt, und binnen dieser Zeit muß jeder Theilnehmer sein Roß in den Stand möglichster Vortrefflichkeit setzen und es fähig machen, alle Strapazen und Mühsale zu ertragen. Die Diät des Pferdes wird

*) Die mohamedanischen Perser gelten wegen einiger abweichenden Lehren bekanntlich den übrigen Mohamedanern als Ketzer.

so eingerichtet, daß es an Fleisch verliert, um seinen Gang leichter zu machen und seine Schnelligkeit zu verdoppeln. Es bekommt in vierundzwanzig Stunden sechs Pfund Heu und nur drei Pfund Gerste. Täglich übt man es eine halbe Stunde lang im gestreckten Rennen und erst, wenn es längere Zeit im Stalle gewartet hat, bekommt es sein Futter. Es erhält dabei nur wenig Wasser, und wenn es begierig trinkt, so gilt das für ein Zeichen, daß man es nicht streng genug hat fasten lassen. Nachdem die dreißig Tage verflossen und der Zug begonnen, wird das also abgerichtete Schlachtroß von den Turkmannen keineswegs sogleich bestiegen, sondern ein zweites Lastroß (Yabu) mitgenommen und dies bis auf's persische Gebiet geritten, während das Hauptroß — ohnehin gewöhnt, seinem Herrn wie ein Hund zu folgen — ohne Sattel und Zaum nebenherläuft. Der Ritt des ersten Tages ist der kleinste, etwa vier deutsche Meilen; an Ort und Stelle angelangt, wird die Diät des Schlachtrosses auf die reichliche, von 4¼ Pfund Gerstenmehl, 2 Pfund Maismehl und 2 Pfund fein gehacktes Schafschwanzfett — Alles gemischt und zu kleinen Ballen geknetet, erhöht, Stroh und Heu aber gar nicht gefüttert. Dieses Futter kräftigt das Pferd und erhöht seinen Muth und nun erst wird es von seinem Herrn bestiegen.

In ähnlicher Weise dressirten schon die alten **Parther** ihre Pferde; sie gewöhnten selbige an einen sichern Gang, indem sie dieselben über einen sehr holperigen, unregelmäßigen Boden galoppiren ließen. Die Parther waren als die besten Reiter berühmt, galten für unbesiegbar und selbst die Römer konnten ihnen Nichts anhaben. Denn nicht bloß im Angriff gewandt, waren sie noch gefährlicher im Rückzug, da sie sich plötzlich auf dem Rücken ihres Pferdes umdrehten und ihre Verfolger mit einem Hagel von Pfeilen überschütteten.

Gleich den alten Scythen, Medern, Parthern machten sich später die kalmückischen, nogaischen, hunnischen Horden, die alle aus den Ebenen Mittelasiens hervorbrachen, furchtbar durch ihre zahlreiche Reiterei. Klein und häßlich, wie die Hunnen selbst, waren auch ihre Pferde; aber diese rauhhaarigen, unansehnlichen Rosse waren schnell, unermüdlich und vortrefflich zur hunnischen Fechtart geeignet; mit gräßlichem Geschrei überfielen diese wilden Reiterhorden den Feind und suchten ihn zu verwirren. Scheinbar regellos, auf allen Seiten angreifend, stoben sie wohl plötzlich auseinander, kehrten aber eben so plötzlich mit verstärkter Gewalt zurück und warfen Alles vor sich nieder. Attila gebot über eine halbe Million Reiter. Ein halbes Jahrtausend nach der Völkerwanderung drangen die **Magyaren** aus den ungarischen Steppen längs der Donau nach Deutschland vor, sengten und brannten, und das ganze ebene Land war ihrer Botmäßigkeit preisgegeben. Die Deutschen hatten verlernt, mit solchen Reiterhorden zu kämpfen, und erst dem tapfern und klugen Heinrich dem Städteerbauer gelang es, sie zurückzuwerfen; er erneuerte die alte Landwehr, den sogenannten Heerbann, indem er anordnete, daß jeder älteste Sohn eines Hofes zu Pferde erscheinen mußte, stellte Reiterübungen an und legte damit den Grundstein zu den spätern Turnieren. Es wurden Städte angelegt und ausgebaut, mit Mauern und Thürmen umgeben, welche vor plötzlichen Ueberfällen jener Reiterschaaren sicher stellten, und um die Lust zum Wohnen in Städten, das den Deutschen anfangs schwer in den Sinn ging, anzufeuern, gab er den Leibeigenen, die in die Stadt zogen, die Freiheit, verlieh den Städten Münz- und Steuerrechte, verlegte Messen und Märkte dahin, und übte dabei die Bürger in den Waffen.

So wirkten die wilden Reiterhorden des Orients mittelbar auf die Gesittung des Abendlandes; sie riefen einen wehrhaften Bürgerstand, eine bessere Reiterei und ein geübteres Fußvolk in's Leben. Schon in der Schlacht, die Otto I. auf dem Lechfelde siegreich wider die Ungarn schlug, werden Augsburger Handwerker, namentlich die Weber, unter denen genannt, welche dem Feinde am kräftigsten Widerstand leisteten. Neben ihnen kämpften die Färber, Bäcker und andere Bürger, angefeuert vom heldenmüthigen Bischof Ulrich.

Bei den Römerfahrten, welche die Hohenstaufen'schen Kaiser unternahmen, spielte die Reiterei eine Hauptrolle; schon in den Kriegen, welche Kaiser Heinrich IV. wider die Sachsen führte, war Reiterei die vorherrschende Truppe. Mit der Macht der Städte hob sich die Bedeutung des Fußvolks. Die Söldner, welche im englisch-französischen und dann im italienischen Kriege auftraten (vom Connetable Bernhard von Armagnac zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts benutzt), und als sie wie eine Landplage auch Deutschland überschwemmten, vom Volke „die armen Jacken" genannt, — eben so die deutschen Landsknechte, dienten alle zu Fuß. Als die österreichischen Herzöge ihre Ritter und Reisige wider die Schweizer in's Feld führten, zogen sie wegen des ungünstigen Terrains den Kürzern, und ihre schwere Rüstung erschwerte ihnen die Bewegung zu Fuß, so daß die tapfern Schweizer mit ihren Aexten, Morgensternen und Hellebarden die glänzendsten Siege über die Ritter gewannen. Mit der

Erfindung des Schießpulvers und der Einführung der Schießgewehre mußte vollends das Ritterthum sinken. Die Städte konnten nun mit Erfolg den Adel bekriegen und die Burgen räuberischer oder widerspenstiger Edelleute erstürmen. Im Kampfe Ludwig's des Baiern mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich gaben hauptsächlich städtische Fußvölker den Ausschlag. In den stehenden Heeren der neuen Zeit bildet die Infanterie den Kern, aber sie kann einer guten Cavallerie nimmer entbehren und diese erhält den Werth.

Ein wehrhaftes Volk, mag seine Tüchtigkeit im Dienste zu Fuß noch so groß sein, kann auf die Dauer sich der Reiterei nicht entschlagen. Das erkannten schon die griechischen Freistaaten, Athen und Sparta. Um sich der nöthigen Anzahl von Reitern zu vergewissern, wurde diesen der zweite Rang in der Republik mit manchen Ehren und Vorrechten verliehen. In ähnlicher Weise entstand die Classe der Ritter (equites) in Rom; sie bildeten das Mittelglied zwischen Patriciern und Plebejern, und die Richter wurden nur aus dem Ritterstande genommen. Es gehörte zum eques freie Geburt, ein Alter von achtzehn Jahren, untadelhafte Sitten, ein Vermögen von 12—15,000 Thaler, wenn Jemand in diesen Stand — zur Zeit der Republik — erhoben werden wollte. Auszeichnungen waren ein auf Staatskosten gehaltenes Pferd, ein goldener Ring, eigene Sitze in den Schauspielen (equestria).

Merkwürdig ist das Gesetz 5. Mos. 17, 16,*) welches den Königen Israel's verbot, eine große Anzahl Pferde zu halten — vielleicht sollte es einen tapfern Fürsten verhindern, sein Land in einen eroberungssüchtigen Militärstaat zu verwandeln. Doch scheint dies Gesetz erst aus nachmosaischer, viel späterer Zeit zu stammen, da es von den Königen David und Salomo gar nicht beachtet ward, indem diese in nicht geringer Anzahl Pferde anschafften. In Folge eines glücklichen Krieges gegen Syrien bildete sich unter David eine Stammreiterei (2. Kön. 8, 4), und die Vornehmern hielten sich fortan neben Eseln und Maulthieren auch Pferde.

Ein ritterliches Volk sind die Juden nie gewesen und nicht geworden. Nach der Zerstörung Jerusalems wurden die, welche sich unter die Völker des Abendlandes mischten, von den Christen verachtet, und im Mittelalter schloß ein besonderes Gesetz alle Juden vom Turniere aus. Als im Jahre 1384 die Juden in Weißenfels ein Turnier veranstalteten und die benachbarten Ritter davon Kunde erhielten, eilten diese mit ihren Reisigen an Ort und Stelle und prügelten die ritterlich gesinnten Kinder Israel's tüchtig ab.

Die Egypter trieben, wie uns die Bibel berichtet (1. Mos. 47, 17. 50, 9. 2. Mos. 9, 3. 5. Mos. 17, 16) schon in ältester Zeit Pferdezucht und wendeten das Roß auch im Kriege an.

Griechenland wurde von Egypten aus cultivirt, und die egyptischen Colonisten brachten das Pferd mit sich. Die erste Landung, zur Zeit des Moses, fand im nördlichen Griechenland, nämlich in Thessalien Statt; die Eingeborenen wurden durch die Erscheinung von Reitern so erschreckt, daß sie nach allen Seiten flohen, in der Meinung, Mensch und Thier seien verwachsen und übermächtige Ungeheuer. Man gab ihnen den Namen Centauren und bildete sie häufig auf Denkmalen ab. Sechzig Jahre später gründeten die Egypter eine andere Colonie im südlichen Griechenland und brachten die Pferdezucht in die Nähe von Athen, dessen felsiger Boden freilich besser für den Oelbaum der Minerva sich schickte, als für das Roß Poseidon's (denn dieser, der Gott des Meeres, hatte nach der Sage das edle Thier aus dem Boden gestampft — ein Hinweis auf sein plötzliches Erscheinen mit den durch des Gottes Hilfe über das Meer gekommenen Fremden). Die Thessalier, die in ihrem Lande üppige Weiden hatten, behielten immer den ersten Platz in der griechischen Reiterei. Wie weit es die Griechen schon früh in der Reitkunst brachten, beweist eine Angabe Homer's, nach welcher man zwei oder drei Pferde mit den Zügeln zusammenband, sie dann galoppiren ließ, während der Reiter in vollem Lauf von einem auf das andere sprang. Uebrigens erscheinen bei der dreijährigen Belagerung von Troja noch keine Reiter; die Krieger fochten entweder zu Fuß oder in Streitwagen.

Es dauerte fast ein Jahrhundert, bis in den olympischen Spielen zu dem Ringen und Rennen und Faustkampf der Männer auch das Wettrennen der Pferde hinzukam. In der 23. und 24. Olympiade erschienen bloß Reiter, für welche eine eigene Bahn (Hippodromos) abgesteckt war. Jedes Kampfpferd wurde von seinem Eigenthümer geritten, der es dreißig Tage lang eingeübt hatte; am Ende der Bahn mußte er herabspringen und mit dem Zaum in der Hand neben dem Pferde herlaufen bis zum Zielpfosten am Ende der Bahn. In der 25. Olympiade kamen auch die Wagenrennen auf, wozu man entweder zwei Pferde an den Wagen schirrte, oder ein Viergespann nahm; letzteres

*) Du sollst aus deinen Brüdern einen König über dich setzen, allein er soll nicht viel Rosse halten, damit er das Volk nicht wieder in Egypten führe, um der Rosse Menge willen.

erforderte jedoch ungewöhnliche Mittel und konnte nur von fürstlichen oder reichen Privatleuten gestellt werden. Die Wagen wurden in einer Linie neben einander beim Ablaufspfosten aufgestellt, und da die Plätze nicht gleichgiltig waren, entschied über diese zuvor das Loos. Auf jeder Seite der Bahn stand ein Altar; der zur Rechten war mit einem Adler von Erz, dem Jupiter zu Ehren, der zur Linken mit einem Delphin, dem Neptun geweiht, geziert. Durch einen Mechanismus erhob sich der Adler in die Luft, der Delphin sank unter, und dies war das Zeichen zum Ablaufen der Wagen. Der Hippodrom war nur ⅓ englische Meilen lang; die Wagen mußten aber sechsmal den Endpfosten umkreisen, und um gut und schnell um denselben zu biegen, mußten Pferd und Mensch gut geschult sein. Sie mußten aber auch an einer schreckhaften Statue von enormer Größe vorüber, die man „Thraxippus“ (den Schrecken des Pferdes) nannte. Mitten in der Bahn erhob sich ein Fels, der dem Vorüberfahrenden nur wenig Raum ließ und die Tüchtigkeit des Führers auf eine harte Probe stellte, um so mehr, als auf dieser Klippe noch Trompeter standen, welche durch ihr Getöse die Pferde scheu zu machen suchten. Man kann sich vorstellen, daß die Zahl der Wagen bis zum Schlusse des Rennens sehr zusammenschmolz, denn wer nicht an den Endpfeiler rannte, brachte seine Pferde schwer an der Statue vorüber oder zerschellte an dem Felsen. Um so würdiger war der Sieger der Krone, die ihm endlich zu Theil wurde.

Ganz nach Art der griechischen Wagenrennen waren diese Spiele bei den Etruskern eingerichtet, und die Römer ließen lange Zeit für ihre Spiele die Pferde und Wagen nur aus Etrurien kommen, wie denn auch Etrusker selbst an den römischen Wettrennen Theil nahmen. Die römischen Reiter übten auch das griechische Kunststück, im vollen Jagen von einem Pferde auf das andere zu springen. Die Plätze der Wagenkämpfer wurden auch wie bei den Griechen durch das Loos bestimmt. Sieger war, wessen Gespann zuerst siebenmal den Lauf in der Rennbahn (Circus) zurückgelegt hatte. Gewöhnlich fuhren vier Gespanne auf einmal ab, deren Lenker jeder mit einer durch besondere Farbe kenntlich gemachten Tunica bekleidet war. — Die Einen trugen weiße, die Andern grüne, die Dritten rothe, die Vierten blaue Kleider, und das Publicum, je nachdem es für Diese oder Jene Partei nahm, theilte sich auch in Factionen. Doch hießen die Weißen „Collegen der Grünen“ und die Rothen „Collegen der Blauen,“ so daß in der Regel zwei Hauptparteien sich gebildet haben mögen. In Constantinopel, wo die Wagenrennen ganz nach römischer Weise gehalten wurden, gestaltete sich jedoch das Parteiwesen der Rennbahn zur schroffsten politischen Parteiung und es geschah, daß die Grünen und die Blauen im hitzigen Streite schaarenweis sich mordeten.

Die Turniere des Mittelalters stellten Pferde- und Wagenrennen ganz in den Hintergrund. Unter den Neueren waren es aber besonders die Engländer, welche die Wettrennen zu Pferde mit größerm Eifer betrieben. Die Angelsachsen, deren Heerführer, die sie von deutschem Boden auf die britischen Inseln überführten, die bezeichnenden Namen Hengst und Stute (Hengist und Horsa) führten, zeichneten sich von jeher durch ihre Vorliebe für Pferde und Pferdezucht aus, und das angelsächsische Rennen hat diese Neigung auch in die Neue Welt mitgenommen. Von der Ostküste Amerika's ist die Cultur Schritt für Schritt nach den Westen vorgedrungen und zwar durch einzelne Männer und Familien, welche das einsame Leben in einer von Wilden bedrohten Waldeinöde nicht scheuten. Ein tüchtiges Pferd ist da das erste Lebensbedürfniß für den Ansiedler, der während der ersten Jahre seines Aufenthalts hauptsächlich auf die Jagd angewiesen ist in Gegenden, wo es keine gebahnten Wege gibt, und wo ihn Gefahren von wilden Thieren und Menschen umringen.

So sehen wir, wie das Pferd in allen Erdtheilen auf allen Culturstufen des Menschengeschlechts seine bedeutende Rolle spielt. Man denke sich das Pferd hinweg von der Erde, und unsere ganze Geschichte würde ein anderes Gepräge erhalten: Alexander der Große wäre nicht nach Indien, Hannibal nicht über die Alpen gezogen; wir hätten keine Völkerwanderung und kein Ritterthum gehabt, und der Ackerbau wäre noch unter der Botmäßigkeit der Wälder und Sümpfe selbst auf germanischer Erde. Diese hohe Bedeutung des Pferdes erkannten unsere Altvorderen sehr wohl.

Im Alterthum war die Verehrung des Pferdes ganz religiöser Art; wie die dankbare Menschheit das Getreide und den Oelbaum als ein Geschenk der Götter empfing, so weihete sie auch das Pferd den Göttern und empfing es aus ihrer Hand. Den Persern und Germanen waren die weißen Pferde geheiligte Thiere; Pferde konnten den Willen der Gottheit verkünden durch ihr Wiehern und Schnauben. Die gleiche Verehrung finden wir auch bei den slawischen Völkern. Im Heiligthume der Wenden zu Arcona ward das weiße Roß gepflegt, das dem Swantewit geheiligt war und nur vom Hohenpriester allein gefüttert und geritten werden durfte. Vor dem Ausbruche eines Krieges legte man am Eingange des Tempels drei Spieße in

gleicher Entfernung quer auf den Boden und an ihren Enden steckte man zwei andere in die Erde, die sich kreuzten. Nach feierlichem Gebet zog der Hohepriester das gesattelte Pferd aus dem Stalle und wenn es dreimal ohne Anstoß mit dem rechten Fuße zuerst über die Spitzen der zusammengelegten Lanzen wegschritt, so galt dies für ein gutes Omen. In Stettin ward ein großes schwarzes Roß unterhalten, von einem Priester gefüttert und vor jedem Kriegszuge gesattelt und gezäumt, dreimal über neun einen Fuß weit von einander gelegte Lanzen geführt, damit das Unternehmen glücken möchte. Mit den abgeschnittenen Pferdehäuptern, in denen man noch immer den klugen voraussehenden Verstand des Pferdes seßhaft glaubte, ward viel Zauber getrieben; man setzte auch aus Holz geschnitzte Pferdehäupter auf die Giebel der Häuser, damit sie, wachsam auswärts schauend, alles Unheil abwenden möchten. Solche geschnitzte Pferdeköpfe findet man in Niedersachsen (Lüneburg, Holstein, Mecklenburg, Westphalen), im nördlichen Nassau, auf dem Westerwald, im Siegen'schen, in der Gegend von Herborn und Dillenburg, so wie in den süddeutschen Alpenländern. Pferdeopfer und somit auch Pferdefleischessen war seit den ältesten Zeiten bei Indiern, Persern, Germanen, Slawen und Celten üblich; im altindischen „Gesetzbuch Manus" wird das Pferd „Der König der Opfer" genannt; den neu bekehrten Heiden, welchen das Christenthum die Pferdeopfer verbot, ward Nichts schwerer, als dem Genusse des Pferdefleisches zu entsagen. Die christlichen Normannen schimpften die noch heidnischen Schweden hrossaeturnos (Rossefresser). Um so merkwürdiger ist, daß dieselben Völker, nachdem die christliche Cultur bei ihnen Wurzel gefaßt hatte, nicht zum Pferdefleischessen zurückzubringen waren. So gab sich 1784 die schwedische Regierung vergeblich Mühe, das Pferdefleischessen einzuführen, und nur geringen Anklang finden neuerdings die Vereine unserer Hippophagen (Pferdefleischesser). Von den südlichen Polen, Kalmücken, Tartaren, auch von den Negern an der Guianaküste wird das Pferdefleisch gern gegessen, und die Tartaren machen, wie früher die Hunnen, ihr Fleisch dadurch gar, daß sie es in dünne Scheiben zerschnitten unter den Sattel legen und einige Tage darauf reiten. Die Faser des Pferdefleisches, mag sie nun auf tartarische oder französische Weise zubereitet werden, behält aber immer etwas Zähes, und auch davon abgesehen, spricht es für das edle Gefühl des gebildeten Europäers, daß er ein Thier, welches dem Menschen nicht bloß als Diener, sondern auch als Freund so nahe steht, nicht gern verspeisen mag. —

Skizzen

aus einem Reisetagebuche

von G. v. T.

Der Morgen brach kühl und umwölkt an; die Luft war ruhig und das Meer lag still wie ein Bergsee, während die Sonne über dem Carmelgebirge aufging. Wir waren am Abend vorher in Jaffa an Bord gegangen und das Schiff hatte bei günstigem Winde die Nacht über einen beträchtlichen Lauf zurückgelegt. Nun legte dasselbe am Ufer an und Einige von uns benutzten die günstige Gelegenheit, um die Mönche vom Berge Carmel zu besuchen. Wir trafen dieselben im Begriff, ihre einfache Mahlzeit zu verzehren, und sie forderten uns auf, an derselben Theil zu nehmen. Alles war einfach und mäßig, aber der Ort und die Umgebung würzten das Mahl, das nur aus Backwerk, Obst und Milch bestand. Vom Gipfel des Berges eröffnen sich nach allen Seiten ergreifende und erhabene Aussichten. Am Fuße desselben vor uns wogte das brausende Meer und nach der Landseite hin glänzten die Bergspitzen des Libanon im hellen Morgenschimmer. Zwischen uns und diesen Höhen breitete sich eine weite Ebene aus und meine Gedanken verweilten einen Augenblick andächtig bei der Heiligkeit der umliegenden Gegend. Ganz fern wurde mir ein weißer Fleck als der Ort bezeichnet, welcher nahe bei Nazareth durch ein moslemitisches Grabgebäude geschmückt ist. Am Fuße dieses Grabmonumentes befindet sich eine Quelle, bei welcher die Frauen von Nazareth und die vorübergehenden Pilger sich einfinden, um sich durch das köstliche Wasser zu erquicken. Nicht weit von dieser Stelle ragte der Tabor hoch aus der Ebene empor. Wie sehnlich wünschte ich einen Augenblick auf seinem Gipfel zu weilen, um den Galiläischen See Genezareth erblicken zu können.

Doch die Zeit drängte und wir beeilten uns herabzusteigen, um das Schiff nicht aufzuhalten. Die Fahrt sollte nun nach dem Hafen von Seleucia, nahe beim Meerbusen von Skanderun gerichtet werden. Kaum aber waren wir mehrere Stunden in See, als ein heftiges Gewitter heranzog. Wir geriethen in große Besorgniß, da das mittelländische Meer bekanntlich bei heftigen Stürmen oft gefährlicher ist als der atlantische Ocean oder andere größere Meere. Wolken thürmten sich, Blitz und Donner folgten rasch auf einander und die Bergspitze des Carmel war bald ganz von finstern Wolken verhüllt, bald wieder erleuchtet von grellem Lichte. Die Schiffsleute arbeiteten und schrieen mehr als

nöthig. Die Lebhaftigkeit der italienischen Matrosen zeigte sich hierbei in vollem Maße. Bald riefen sie sich einander zu, bald beteten sie, und thaten ihren Heiligen Gelöbnisse, wenn diese sie retten würden. Unter all diesem Tumulte legte sich nach und nach das Gewitter, die Luft wurde heiter und das Meer ruhig. Wir kamen an diesem Tage nur bis Tyrus, woselbst wir Abends anlangten, und fuhren sogleich die Nacht durch weiter bis Sidon, der im Alterthume wegen ihres Reichthums und ihrer Pracht weltberühmten Stadt.

Quelle bei Nazareth.

Sidon oder Saida ist gegenwärtig ein sehr unbedeutendes orientalisches Städtchen und zeigt wenig von seinem einstigen Glanze; die Bazars der dortigen Kaufleute zeichnen sich nur durch Unreinlichkeit und Armseligkeit aus. Wir segelten weiter, sahen im Vorüberfahren noch mehrere Städte mit einst berühmten Namen, wie Berytos oder Beirut, Dschebel, Tarablos und Andere, und liefen endlich in den schönen Hafen von Seleucia, der Hafenstadt von Antiochia, ein, welche unweit der Mündung des Orontes liegt. Die schrecklichsten Erdbeben haben diese Städte, sowie ganz Syrien, seit langer Zeit auf grauenhafte Weise heimgesucht. „Unter die stärksten Erdbeben, welche Syrien heimgesucht haben," sagt G. A. von Klöden, „gehört das vom Jahre 17 nach Chr. G., wodurch 13 große Städte in einer Nacht zerstört wurden; ein anderes vom Jahre 315, wodurch Arnopolis unterging, und die schrecklichsten von allen waren unter der Regierung Justinian's. Im Jahre 526 wurden in den Städten am Orontes, hauptsächlich in Antiochien, 200,000 Menschen erschlagen; im Jahre 551 wurden Beirut, Sidon und viele andere Städte vernichtet; das mittelländische Meer trat an einigen Stellen aus seinen Ufern. Im Jahre 1169 dauerten die einzelnen Erschütterungen gegen vier Monate, und wieder 1202 zerstörte ein neues Erdbeben eine Menge Städte, verschüttete ganze Thäler des Libanon und zertrümmerte die Ortschaften des Basaltzuges von Hauran, so daß man nach dem Ausdrucke jener Zeit nicht mehr sagen konnte, hier stehe diese oder jene Stadt. Nach einiger Ruhe und minder verheerenden Katastrophen war 1759 wieder eins der furchtbarsten Erdbeben, welches 6 Wochen anhielt und bei dessen erstem Stoße die Städte Antiochien, Balbeck, Says, Acre, Fussa, Safit, Nazareth und Tripolis (das heutige Tarablos) in Trümmer gelegt, und 30,000 Menschen erschlagen wurden. Wohl noch anhaltender und verheerender war das neueste Erdbeben von 1822, wobei namentlich am 13. August in einer schrecklichen Nacht Aleppo, Antiochien, Dschollib, Rihn, Giffer, Schuyr, Dairkusch, Armenas, ja sogar jedes einzelne Dorf und jede einzelne Hütte innerhalb des Paschaliks von Aleppo binnen 10 bis 12 Secunden gänzlich vernichtet und in einen Schutthaufen

Der Sturm.

verwandelt wurden. Die Bebungen wurden bis Damascus und Cypern verspürt.

Da unser vorläufiges Ziel die Insel Cypern war, so verweilten wir nur ganz kurze Zeit an den Orten, wo wir einmal anlegen mußten. Von Seleucia fuhren wir spät des Nachmittags wieder ab und hatten am folgenden Morgen in aller Frühe bereits die Insel Cypern in Sicht, woselbst wir denn auch bald im Hafen von Larnaka anlangten.

Hafen von Seleucia.

Ein Harem.

Das Klima von Cypern ist sehr verschiedenartig. Im Norden mild und gemäßigt, wird es im Innern, zwischen den Höhenzügen und Bergen, oft sehr unfreundlich, während im Süden wieder auffallend große Hitze herrscht. Die Küsten haben viele Landzungen und Vorgebirge, im Innern sind die Gebirge mit Cedern, Cypressen und Pinien reich bewaldet; die Ebenen würden bei besserer Bewirthschaftung überaus fruchtbar sein, da fast alle Getreidearten, Südfrüchte und Gemüse sehr gut gedeihen. Aller Anbau ist jedoch völlig ver-

Larnaka.

nachlässigt und jeder industrielle Aufschwung unter der türkischen Verwaltung äußerst beschränkt. Der märchenhaft berühmte Cyperwein ist anfänglich hell, dunkelt aber mit der Zeit. Er erscheint dick und ist sehr süß und erhitzend. Von Larnaka wird er hauptsächlich bis nach Livorno verschifft, dort muß er einen Monat ruhen, wird dann auf Flaschen gezogen und so weiter versandt.

Die Stadt Larnaka ist sehr malerisch am Meeresufer gelegen und ein schöner Berg bildet den Hintergrund der herrlichen Landschaft. Die Straßen der Stadt sind meist eng und schmutzig und ihr Anblick weckt Bedauern über die entschwundene Herrlichkeit der cyprischen Insel, deren einst beträchtliche Einwohnerzahl durch Erdbeben, Krankheiten und verderbliche Kriege so bedeutend vermindert wurde, daß man sie fast entvölkert nennen könnte. Nachdem wir die Stadt besehen, bestiegen wir den Berg, an dessen Fuße Larnaka liegt.

Der Weg war steil, wir passirten einige Weingärten mit Mauerresten umgeben, und begegneten vielen Frauen, die mit ihren großen Amphoren das Wasser von einer Quelle des Berges holten. Oben angekommen, genossen wir eine entzückende Aussicht. Wir erblickten einen großen Theil der Insel, die im reichen Schmucke südlicher Vegetation prangte; die Stadt lag vor uns und die dunkelblaue Fluth dehnte sich bis zum fernen Horizonte.

Später besuchten wir einige Bazars der Stadt, welche größtentheils von Griechen gehalten werden. Die türkischen Kaufleute bilden ungefähr ein Viertel der Einwohnerschaft und einige darunter besitzen nicht unbeträchtliche Reichthümer. Wir fanden auch Gelegenheit, Eingang in das Harem eines dieser Orientalen zu finden, woselbst wir den Hauseigenthümer mit seinen beiden Frauen antrafen. Letztere unterhielten sich, als wir eintraten, mit Musik und Gesang, während der Erstere aus einem langen Tschibuck rauchte. Er hieß uns sehr freundlich willkommen; die Frauen erhoben sich von dem Divan, auf dem sie kauerten, hüllten sich in ihre Schleier und verließen das Gemach, worauf uns der Hausherr zum Sitzen einlud und durch seinen Diener Pfeifen und Erfrischungen reichen ließ.

Castelorizo.

Wir verließen Larnaka mit Bedauern und segelten weiter der Insel Candia zu. Einen seltsamen, aber überraschend großartigen Eindruck machte im Vorüberfahren eine Insel, deren Thürme und gewaltige Felsmassen im Schein der Sonne erglänzten. Es war die Insel Castelorizo oder Castel Rosso an der Küste von Anatolien. Wir erkannten auch die gleichnamige Stadt mit einem guten Hafen, woselbst die Johanniter ein festes Schloß erbaut hatten.

Die Insel Rhodus konnten wir nur vorübereilend anstaunen. Bald liefen wir in den sogenannten „prächtigen Hafen“ auf der Insel Candia oder Kreta ein, fanden jedoch, daß der Hafen seiner Benennung wenig entsprach, da wir alsbald festsaßen und drei Tage lang nicht von der Stelle kamen.

Der „prächtige Hafen" von Candia.

Die Küsten von Candia sind durch zahllose Buchten zerrissen und an vielen Stellen durch steile und schroff abfallende Vorgebirge unnahbar. Der Boden von Candia ist größtentheils vulcanisch, das Klima außerordentlich mild und gesund und die Fruchtbarkeit des Landes sehr bedeutend. Leider liegt jedoch auch hier die Bodencultur so darnieder, daß nicht einmal das nothwendige Getreide gezogen wird. Die Insel gehört gegenwärtig den Türken, welche sie im siebzehnten Jahrhundert eroberten, nachdem die Malteser eine türkische Sultanin aufgegriffen und nach Candia gebracht hatten.

Was versteht man unter der
Aberration des Lichtes?

Von August Uhde.

Um es vorerst mit wenigen Worten zu sagen: die *scheinbare Abweichung (Abirrung) des Lichtes der Fixsterne von einer festen Richtung*, eine Abweichung, welche jedes Jahr periodisch eine Reihefolge von Aenderungen erfährt, und — um auch sogleich den Grund der Erscheinung mit anzudeuten, — welche *von der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne herrührt*.

Um aber diese Erklärung völlig verständlich zu machen, müssen wir etwas näher auf die Sache eingehen.

Wenn man nach einem Gegenstande von verschiedenen Standpunkten aus hinsieht, so erscheint der Gegenstand in verschiedenen Richtungen, vor einem entfernteren Hintergrunde auf verschiedenen Stellen desselben. Geht man von einer anfänglichen Richtung aus nach rechts, so verschiebt sich der Gegenstand nach der linken Seite, geht man nach links, so verschiebt er sich nach der rechten Seite. Die Verschiebung ist um so unbedeutender, je größer die Entfernung des Gegenstandes im Verhältniß zu unserer Seitenbewegung, oder je geringer diese im Verhältniß zu jener Entfernung ist. Die Entfernung der Fixsterne ist, nach vielen Erscheinungen zu schließen, ungeheuer groß im Vergleich mit denjenigen Entfernungen, welche wir auf der Erde übersehen oder ausmessen können. Aber wenn die Erde sich wirklich innerhalb eines Jahres in einem Kreise um die Sonne bewegt, so muß sie allemal nach einem halben Jahre in einem Punkte ihrer Bahn sich befinden, welcher ihrem jetzigen Standpunkte diametral gegenüberliegt, also von demselben um den doppelten Abstand der Erde von der Sonne entfernt ist. Diesen Abstand in runder Zahl zu 20 Millionen Meilen gerechnet, müssen also die Standorte der Erde zu zwei um ein halbes Jahr auseinander liegenden Zeiten 40 Millionen Meilen von einander entfernt liegen. Von den Endpunkten einer so ungeheuer großen Standlinie aus gesehen, sollte man meinen, müßte auch ein noch so weit ent-

fernter Punkt, wie ein Fixstern, unter merklich verschiedenen Richtungen erscheinen. Von diesem Gedanken sind alle Versuche geleitet, die Entfernung der Fixsterne zu bestimmen. Wird nämlich der Durchmesser der Erdbahn, also eine Länge von etwa 40 Millionen Meilen, als die eine Seite des Dreiecks angenommen und durch die Richtungen von den Endpunkten dieser Seite nach demselben Sterne die Größe der beiden ihr anliegenden Winkel bestimmt; so lassen sich bekanntlich aus diesen Stücken, einer Seite und den beiden an ihr liegenden Winkeln, alle übrigen Stücke des Dreiecks berechnen, namentlich also auch die beiden noch übrigen Seiten, welche die Entfernung des Sternes angeben. Der dritte Winkel des Dreiecks, welchen die Gesichtslinien von den Endpunkten der Standlinie am Sterne selbst einschließen, heißt die Parallaxe des Sterns. Dieser Winkel muß nach einem bekannten Satze der Dreieckslehre die beiden andern zu zwei rechten ergänzen; er wird also um so kleiner, je mehr die Summe der beiden andern Winkel der Größe von zwei rechten sich nähert, oder je mehr die beiden nicht zusammenfallenden Schenkel derselben dem Parallelismus nahe kommen. Mit wachsender Entfernung des Sterns wird jener dritte Winkel, seine Parallaxe, immer kleiner. Durch frühere Beobachtungen mit weniger genauen Instrumenten war es nicht möglich gewesen, den Richtungsunterschied der Gesichtslinien von den beiden Endpunkten des Erdbahndurchmessers nach einem Fixsterne, also die Parallaxe des Sterns, zu entdecken. So klein ist dieser Winkel! Die beiden Gesichtslinien schienen einander durchaus parallel zu sein. — Da erneuerte im Jahre 1725 Bradley, ein ausgezeichneter englischer Astronom, den Versuch, mit einem starken, sehr genau zu richtenden Fernrohre die Parallaxe eines Fixsterns zu finden.

Was er suchte, fand er freilich nicht; aber eine Thatsache, welche für die Wissenschaft fast nicht minder wichtig ist, die Aberration oder Abirrung des Lichtes.

Indem er nämlich sein Fernrohr mit größter Genauigkeit auf einen Stern richtete, welcher mit dem täglichen Umschwunge des Himmels nahe bei seinem Scheitelpunkte vorbeiging, fand er, daß diese Richtung im Laufe eines Jahres allerdings gewissen regelmäßigen, zwar sehr kleinen, aber doch merklichen Aenderungen unterlag, jedoch in einem andern Sinne, als die parallaktische Verschiebung des Sterns es erfordert hätte.

Um uns die Erscheinung völlig klar zu machen, nehmen wir an, die Erde bewege sich während eines Jahres in dem Kreise W N O S (siehe die obenstehende Figur) in dem Sinne von Westen durch Norden nach

Fig. 1.

Osten, Süden u. s. w. um die Sonne, welche im Mittelpunkte C stehe. Oberhalb dieser Bahn in X befinde sich ein Stern. Die Richtung von der Sonne auf diesen Stern C X c liegt unveränderlich fest. Die Richtungen von der bewegten Erde in ihren verschiedenen Standpunkten W, N, O, S auf denselben Stern müßte diesen gegen einen entferntern Hintergrund in dem kleinen Kreise w n o s um c je nach den entsprechenden Punkten w, n, o, s, verschoben zeigen. Von dem westlichen Standpunkte W aus müßte der Stern in der Richtung W X w, also von der Mittellinie C c aus östlich, von dem nördlichen Standpunkte N aus in der Richtung N X n, also südlich, von dem östlichen Standpunkte O aus in der Richtung O X o, also westlich, und von dem südlichen Standpunkte S aus in der Richtung S X s, also nördlich von der Mittellinie C c, überhaupt immer nach der entgegengesetzten Seite von dieser Mittellinie hin verschoben erscheinen. Dies wäre die parallaktische Verschiebung des Sterns, d. h. die Verschiebung, welche der scheinbare Ort des Sterns, von der Erde aus gesehen, im Laufe eines Jahres erfahren müßte, wenn überhaupt die veränderte Stellung der Erde in den verschiedenen Punkten ihrer Bahn in den Richtungen auf den sehr entfernten Stern eine merkliche Aenderung (Parallaxe) hervorbrächte.

Statt dieser erwarteten parallaktischen Verschiebung des Sterns zeigte sich nun aber eine wesentlich davon abweichende.

Von dem westlichen Standpunkte der Erde W aus gesehen, zeigte sich nämlich der Stern nördlich, von dem nördlichen Standpunkte N aus östlich, von dem östlichen Standpunkte O aus südlich und von dem südlichen Standpunkte S aus westlich von der Mittellinie u. s. f. — In der obenstehenden Figur deuten die von den Punkten W, N, O und S aus gezogenen Tangenten die Richtung dieser Verschiebungen an.

Die wirklich beobachtete Verschiebung war also der Art, nach der Seite hin oder in dem Sinne, wie die parallaktische Verschie-

bung jedesmal an einer um einen Viertelkreis zurückliegenden Stelle oder ein Vierteljahr früher hätte sein müssen. Mit andern Worten: die Richtung von der Erde auf einen Stern zeigt sich immer im Sinne der jährlichen Bewegung der Erde selbst etwas nach vorn über geneigt. Je nach der Stellung des Sterns gegen die Ebene der Erdbahn nimmt die Bahn, welche er dieser Bestimmung gemäß während eines Jahres zu durchlaufen scheint, eine besondere Form an. Steht der Stern grade senkrecht über der Mitte der Erdbahn, also in einem Pole der Ekliptik, so scheint er innerhalb eines Jahres fast genau in einem Kreise umzulaufen, dessen Durchmesser 40,″5 beträgt (ein sehr kleiner Winkel!). Steht er seitwärts von der bezeichneten Stelle gegen die Ekliptik zu, so verwandelt sich die Bahn dieser scheinbaren Bewegung in eine Ellipse, deren große Axe, der Ekliptik parallel, immer denselben Durchmesser von 40,″5 behält, deren kleine Axe aber um so geringer wird, je näher der Stern der Ebene der Erdbahn gerückt ist. Steht er endlich in dieser Ebene, der Ekliptik, selbst, so ist seine scheinbare jährliche Bewegung eine in derselben Linie hin- und hergehende, und zwar wieder durch einen Bogen von 40,″5. Die größte Verschiebung bei dieser scheinbaren jährlichen Bewegung ist also für alle Fixsterne dieselbe und erfolgt bei jedem in der durch ihn mit der Ebene der Erdbahn oder der Ekliptik parallel gelegten Richtung. Das ist die beobachtete Erscheinung, welche man die Aberration des Lichtes genannt hat.

Und wie ist diese Erscheinung zu erklären? Alle Umstände deuten darauf hin, daß die beschriebene jährliche Bewegung der Fixsterne nur eine scheinbare sei und von der jährlichen Bewegung der Erde selbst abhänge.

Bradley hat sofort mit der Entdeckung der Thatsache auch die richtige Erklärung derselben gefunden.

Um diese Erklärung leichter zu verstehen, wollen wir von ähnlichen Erscheinungen ausgehen, welche der Anschauung näher liegen. Ein Regentropfen fällt bei ruhigem Wetter senkrecht herab. Damit er in einem still stehenden Rohre der Axe folgend auf den Boden fiele, müßte das Rohr ebenfalls senkrecht stehen. Wäre aber das Rohr selbst auch in Bewegung, und zwar nach einer andern Richtung als der fallende Tropfen, wie z. B. der Schornstein auf einem fahrenden Dampfschiffe, so könnte der mitten in die Oeffnung desselben einfallende Tropfen nicht mehr auf die Mitte des Bodens gelangen, sondern er schlüge höher oder tiefer auf die Rückwand des Rohres oder jedenfalls hinter der Mitte auf den Boden, je nachdem das Rohr im Verhältniß zu seiner Bewegung mehr oder minder rasch fortgeführt würde. Sollte der Tropfen dennoch ganz in der Mitte des Rohrs bis zum Boden gelangen, so müßte das ihn auffangende Rohr nach vorn über geneigt werden, mehr oder weniger, je nachdem die Bewegung des Rohrs im Verhältniß zu der des Tropfens mehr oder weniger rasch wäre. Nur wenn das Rohr in der Richtung des fallenden Tropfens selbst sich bewegte, müßte es seine Stellung unverändert beibehalten, um denselben Zweck zu erreichen. — Oder ein anderes Beispiel. Wenn auf ein ruhig liegendes Schiff vom Ufer ab eine Kanonenkugel abgefeuert würde und quer durch das Schiff schlüge, so würde das Loch in der Rückseite des Schiffs dem Loche in der Vorderseite in der Richtung des Schusses grade gegenüber liegen. Bewegte sich aber das Schiff, wenn die Kugel durch dasselbe hindurchführe und zwar in einer andern Richtung als diese, so würde die Kugel die Rückwand des Schiffes jedenfalls an einer mehr nach hinten gelegenen Stelle treffen, und wenn sie auch noch so rasch den Schiffsraum durchflöge. Wollte man also die Kugel beim Durchgange durch den Schiffsraum in einer Röhre auffangen, durch welche sie, ohne seitwärts anzuschlagen, hindurchführe; so müßte man die Röhre gegen die Richtung des Schusses neigen, und zwar mit der vordern Mündung nach der Seite zu, wohin das Schiff geht, und um so mehr, je größer die Geschwindigkeit des Schiffs im Verhältniß zu der Geschwindigkeit der Kugel ist. Nur wenn das Schiff in der Richtung des Schusses selbst grade auf die Kugel zuführe oder in demselben Sinne ginge wie diese, müßte die Röhre in der Richtung der Schußlinie selbst bleiben, damit die Kugel der ganzen Länge nach, ohne anzuschlagen, durch sie hindurchflöge. — Aehnlich nun verhält sich die Sache in unserm Falle. An die Stelle des herabfallenden Regentropfens oder der abgeschossenen Kugel setze man den vom Sterne herabgesandten Lichtstrahl, an die Stelle des den Tropfen oder die Kugel auffangenden Rohres das den Lichtstrahl auffangende Fernrohr, an die Stelle des fahrenden Schiffes die um die Sonne sich schwingende Erde. Stände die Erde still, so müßte das Fernrohr in der Richtung des vom Sterne herkommenden Lichtstrahls selbst gehalten werden, um ihn dem Auge am untern Ende des Rohres zuzuführen. Bewegt sich aber die Erde und mit ihr das am Boden des Fernrohrs beobachtende Auge seitwärts gegen den Lichtstrahl, so muß das Fernrohr nach der Seite, wohin die Erde sich bewegt, vorn über geneigt werden, um den einfallenden Lichtstrahl seine Axe entlang zum Auge zu leiten. Nur wenn

die Erde und das Fernrohr in der Richtung des Lichtstrahls selbst, also grade auf den Stern zu oder grade von ihm weg geht, muß auch das Fernrohr diese Richtung unverändert beibehalten. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Geschwindigkeit des Lichts nicht ganz unvergleichbar groß ist im Verhältniß zu der Geschwindigkeit, womit die Erde und das von ihr getragene Fernrohr sich bewegt.

Trägt man in den Richtungen des Lichtstrahls und der Bewegung der Erde von einem gemeinschaftlichen Punkte aus Längen auf, welche das Verhältniß der Geschwindigkeiten beider Bewegungen zu einander haben, und vollendet aus diesen Seiten und dem von ihnen eingeschlossenen Winkel ein Parallelogramm, so stellt offenbar die zwischen jene Seiten fallende Diagonale desselben die Richtung dar, in welcher das Fernrohr gehalten werden muß, um auf der bewegten Erde den einfallenden Lichtstrahl seine Axe entlang zum Auge zu führen. Stellt in der nebenstehenden Figur F E die Richtung und Geschwindigkeit der Erde, F S die Richtung und Geschwindigkeit des Lichtstrahls vor, so gibt F R die Richtung an, in welcher das Fernrohr gehalten werden müßte, um den Lichtstrahl in seiner Axe zum Auge des Beobachters gelangen zu lassen. Durch Richtung und Geschwindigkeit der beiden Seitenbewegungen (F E und F S) bestimmt sich also auch die Neigung des Fernrohrs gegen den aufzufangenden Lichtstrahl, der Winkel S F R. Umgekehrt, wenn dieser Winkel und die Richtungen der beiden Seitenbewegungen bekannt sind, läßt sich daraus auch auf das Verhältniß ihrer Geschwindigkeiten schließen. Und ist die eine dieser Geschwindigkeiten ebenfalls bekannt, so berechnet sich vermittelst jenes Verhältnisses auch die andere.

Fig. 2.

S R F E

Aus den obigen Angaben ist leicht zu entnehmen, daß der Winkel S F R, die Neigung des Fernrohrs gegen den einfallenden Lichtstrahl, die Aberration des Lichtes vorstellt. Dieser Winkel erreicht seinen größten Werth, wenn die Bewegung der Erde senkrecht auf den Lichtstrahl, F E senkrecht auf F S, gerichtet ist. Das ist der Fall, wenn die Lage des Sterns durch die Aberration des Lichts in einer Parallele zur Ebene der Erdbahn (Ekliptik) verschoben wird. Diese Verschiebung nach beiden Seiten von der wahren Lage des Sterns, bei allen Fixsternen gleich groß, beträgt nach den genauesten Messungen 40,″5. Die Hälfte davon, also 20,″25, ist die Aberration des Fixsternlichtes von seiner wahren Richtung nach der einen oder der andern Seite.

Nimmt man diese Größe für den Winkel S F R und zugleich E F senkrecht auf S F an, so ist daraus zu schließen (indem S F = E F . cot. S F R ist), daß S F ungefähr 10300 mal so groß sein muß als E F, d. h. die Geschwindigkeit des Lichts nahe 10300 mal so groß wie die Geschwindigkeit der Erde in ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne. Die letztere beträgt nun im Mittel etwa 4,1 deutsche Meilen in der Secunde; also ist die Geschwindigkeit des Lichts etwa 42000 deutsche Meilen in der Secunde. —

Dieses merkwürdige Resultat verdankt die Wissenschaft dem Fleiße und dem Scharfsinn Bradley's, seiner Entdeckung der Aberration des Lichts und seiner Erklärung ihres Grundes. — Das Resultat ist um so mehr als richtig anzuerkennen, da fast um dieselbe Zeit der Astronom Olaf Römer in Kopenhagen eine fast gleiche Bestimmung der Geschwindigkeit des Lichts aus ganz andern Beobachtungen, nämlich der Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, ableitete, und da dieselbe Angabe in neuerer Zeit durch Fizeau's sinnreiche Versuche bestätigt ist.

Zugleich wird man nicht übersehen, daß die an jedem Fixsterne zu beobachtende Aberration des Lichts ein sprechendes Zeugniß dafür ablegt, daß die Erde es ist, welche um die Sonne, nicht diese um jene sich bewegt.

Das eigenthümliche Sausen

der

elektro-magnetischen Telegraphen-Drähte.

Von August Uhde.

An den Drähten der elektro-magnetischen Telegraphen, wie sie meistens die Eisenbahnen entlang ausgespannt sind, vernimmt man häufig ein eigenthümliches Sausen, nicht bloß bei mehr oder minder starkem Winde, sondern auch bei ziemlich ruhiger Luft. Es ist die Frage aufgeworfen, ob diese Erscheinung wohl bloß durch das Arbeiten des elektrischen Telegraphen, also durch das Strömen des elektrischen Fluidums, hervorgerufen werden könne, oder ob nicht vielmehr immer der Luftzug, oder andere äußere Einflüsse die Ursache davon sind?

Was mich betrifft, so glaube ich das Letztere, und daß die bloße Durchleitung und Unterbrechung des elektrischen Stromes in

den gespannten Drähten das Tönen derselben nicht hervorbringen könne. Meine Gründe für diese Ansicht sind folgende.

Soll ein gespannter und elastischer Draht, wie es die Drähte des Telegraphen sind, tönen, — sausen, schwirren, klingen, oder wie man sonst die Eigenthümlichkeit des Tons bezeichnen mag; — so muß er nothwendig im Ganzen oder es müssen einzelne Theile desselben in Schwingungen, Oscillationen, Vibrationen, überall in hin- und hergehende Bewegung versetzt sein. Denn diese Schwingungen, wenn sie mit einer gewissen Schnelligkeit auf einander folgen, der Luft mitgetheilt und durch die Luft zum Ohre fortgepflanzt, werden uns als Ton wahrnehmbar. Solche Schwingungen können entweder Querschwingungen, rechtwinklig auf die Längenrichtung des Drahtes, oder Längenschwingungen, in der Richtung des Drahtes selbst von Querschnitt zu Querschnitt fortschreitend, sein. — Der elektrische Strom pflanzt sich nun unbestreitbar im Leitungsdrahte der Länge nach fort. Er kann also wohl unmöglich zu Querschwingungen, rechtwinklig auf seine eigene Richtung, Anlaß geben, — wenngleich er, auf eine freilich noch ganz unerklärte Weise, in jedem Querschnitt und zwar nach tangentialer Richtung rund um denselben eine Einwirkung auf die Magnetnadel ausübt. Allein rein mechanische Wirkungen des Stroms im Querschnitt, die nicht nach allen Richtungen von einem Punkte aus gleich wären und sich deshalb gegenseitig aufhöben, wie etwa Ausdehnung oder Zusammenziehung bloß in einzelnen Richtungen, scheinen mir nicht denkbar oder wenigstens aus keinem Grunde angenommen werden zu können. So blieben also nur noch Längen- (Longitudinal-) Schwingungen als mögliche Ursachen des Tönens im Leitungsdrahte durch den elektrischen Strom übrig. An und für sich hätte nun zwar die Vorstellung nichts Unwahrscheinliches oder gar Ungereimtes, daß der elektrische Strom von Querschnitt zu Querschnitt im Leitungsdrahte fortschreitend abwechselnd Zusammenziehungen und Ausdehnungen und dadurch, weil der Draht elastisch ist, Schwingungen in demselben hervorriefe. Allein wahrgenommen und thatsächlich nachgewiesen ist meines Wissens eine solche Wirkung bis jetzt noch nicht. Und die Fortpflanzung des elektrischen Stroms in guten metallischen Leitern ist so unglaublich rasch, — nach Einigen selbst größer als die Fortpflanzung des Lichts (etwa 42000 Meilen in der Secunde), jedenfalls mehrere tausend Meilen weit in der Secunde, — daß die ihm folgenden Schwingungen, aus den abwechselnden Verdichtungen und Verdünnungen benachbarter Querschnitte entspringend, muthmaßlich wenigstens mit einer so unermeßlichen Geschwindigkeit vor sich gehen müßten, daß sie dem Ohre als Ton wohl gar nicht mehr vernehmbar blieben. Denn das Licht, mit welchem wegen der außerordentlichen Geschwindigkeit der Fortpflanzung des elektrischen Stromes vielleicht allein eine Vergleichung zulässig scheint, macht, je nachdem es gefärbt ist, 5000 bis 10000 Billionen Schwingungen in der Secunde. Der höchste in der Musik noch als vernehmbar angesehene Ton dagegen (das sechsmal gestrichene c) macht doch nur 8448 Schwingungen in der Secunde. Selbst aber nur so hohe Töne wird man an den Telegraphendrähten gar nicht einmal wahrgenommen haben wollen. Ich selbst wenigstens habe immer nur Töne von mäßiger Höhe an ihnen gehört.

Man wird vielleicht gegen die vorige Schlußfolgerung auf das bekannte knisternde und knackende Geräusch des elektrischen Funkens und, des stärksten elektrischen Funkens, des Blitzes, hinweisen, als einen Beweis, daß die Elektricität gar wohl Töne, und zwar unter Umständen sehr laute heftige Töne hervorbringen könne. — Allein unter welchen Umständen entstehen diese Töne? — Ein knisternder und knackender elektrischer Funke entsteht nur, wenn die Elektricität von einem Leiter zu einem andern durch einen schlechten oder Nichtleiter, wie die Luft, überspringt und den dazu nöthigen Grad von Spannung oder Dichtigkeit erlangt hat. Sie durchbricht alsdann die Luft, nachdem sie dieselbe auf ihrem Wege vor sich her geschoben und verdichtet hat, und daß dabei, bei dem Rückschlagen der verdichteten Luft oder dem Einströmen derselben in den plötzlich luftleer gemachten Weg des elektrischen Funkens ein mehr oder minder lauter Schall entstehen könne, ist begreiflich. In dem Drahte des Telegraphen dagegen, einem guten metallischen Leiter, findet die Elektricität eben nur einen äußerst geringen Widerstand; sie kann eben deshalb an keinem Punkte einen so hohen Grad von Spannung oder Dichtigkeit erlangen; die Spannung oder Dichtigkeit der Volta'schen oder Berührungselektricität ist im Vergleich mit derjenigen, welche die durch Reibung erzeugte Elektricität an der Oberfläche der Körper zeigt, immer nur sehr gering; — die Bedingungen, unter welchen die Elektricität einen starken Druck auf die von ihr behafteten oder durchströmten Körper ausüben und durch plötzliche Entladungen Erschütterungen, Vibrationen und Schall hervorbringen kann, fehlen also bei der Fortpflanzung des elektrischen Stroms durch den metallischen Leitungsdraht des Telegraphen ganz und gar.

Ich bin daher einstweilen, bis vielleicht neue Aufschlüsse über das Wesen des elektri-

schen Stroms gewonnen werden, der Ansicht, daß die Töne, welche an den Leitungsdrähten der elektro-magnetischen Telegraphen beobachtet werden, bloß durch äußere bewegende Kräfte hervorgebracht werden. Bei der großen Elasticität dieser Drähte, namentlich der jetzt am meisten angewandten eisernen Drähte, und bei den langen Strecken, welche immer zwischen je zwei festen Punkten ausgespannt sind, reicht schon eine sehr geringe Kraft, z. B. schon ein sehr schwacher Luftzug hin, um sie in tönende Schwingungen zu versetzen. Zuweilen wird auch eine entfernte durch den Boden und die Tragstangen fortgepflanzte Erschütterung, vielleicht die Erschütterung des Bodens durch den Wagenzug auf einem entfernten Theile der Bahn, oder ein an der Beobachtungsstelle nicht bemerkbarer Luftzug, der eine weit entfernte Drahtstrecke trifft, diese Wirkung hervorbringen. Denn die Schwingungen an einer Stelle pflanzen sich in gespannten Drähten unglaublich weit fort. — Es wird immerhin interessant bleiben, über dergleichen Vorkommnisse noch genauere Beobachtungen anzustellen.

Literarisches.

Friedrich Wilhelm Delkeskamp's Panorama des Ahrthales von Sinzig (Remagen) bis Kreuzberg oberhalb Altenahr und seine Heilquellen und Bäder. Frankfurt a./M. 1859. (F. W. Delkeskamp's Verlag).

F. W. Delkeskamp's bildliche Itinenarien (Panoramas) vom Rhein, von der Mosel, von Baden-Baden und der Schweiz, Zeichnungen der Reliefe dieser Gegenden, sind allgemein vortheilhaft bekannt, sie sind in den Händen zahlreicher Reisenden in diesen Gegenden, und bedürfen keiner weitern Hervorhebung ihres Werthes. Diesem fertigen Zeichner von Berggegenden verdanken wir nun auch ein kleineres neues Werk, welches uns das schöne und weinreiche Thal der Ahr vorführt, des kleinen Flußgebietes nämlich, welches zwischen Sinzig und Remagen in den Rhein mündet und hier von der Rhein-Eisenbahn geschnitten wird. Der Besuch dieses Thales, in einer Länge von etwa drei Meilen vom Rheine aufwärts, bietet einen Genuß der landschaftlichen schönen Scenerie dar, wie er anderwärts wenig gefunden wird. Anfangs ist diese Thalstrecke ungemein lieblich und reizend und nach und nach entwickelt sich in derselben eine auffallend pittoreske Wildheit und Zerrissenheit der Felsen (namentlich bei Altenahr), welche das Auge in hohem Grade überrascht; diese letztern Partien verdienen den Namen der rheinischen Schweiz, der ihnen oft auch beigelegt wird. So weit als das Thal ein hervorragendes Interesse darbieten kann (bis Kreuzberg), ist es völlig treu, bis zum Erkennen eines jeden Felsenvorsprunges und Rebenhügels, der Burgen und selbst der einzelnen Häuser in den Dörfern in dem Panorama wiedergegeben. Das Ahrthal erfreut sich von rechtswegen eines sehr frequenten Besuchs von Freunden schöner Gegenden; ein solcher wird von den Eisenbahnstationen Remagen oder Sinzig mit aller Bequemlichkeit in einem Tage hin und zurück abgemacht, und in dieser Zeit ist Alles erschöpfend gesehen, was die wundersam schöne Thalstrecke darbietet. Mit dem Panorama in der Hand, wird jede Führung auf dieser Tour entbehrlich, das Bild mit den beigefügten Namen erläutert sich durch sich selbst, und ist völlig ausreichend, um sich überall und selbst auf den kleinsten Nebenwegen und Pfaden des Terrains zurechtzufinden. Wie es auch bei den frühern ähnlichen Arbeiten von Delkeskamp geschehen, sind die hervorragendsten Bauwerke der Gegend am Rande des Bildes besonders in ihrer Hauptansicht gezeichnet, nämlich: Hotel Fürstenberg und Hotel König von Preußen in Remagen, St. Apollinariskirche zu Remagen, Mineralbad zu Sinzig, Pfarrkirche in Sinzig, Landskroner Mineralbrunnen, Apollinaris-Mineralbrunnen, die Trinkhalle, das Badhaus und der Gasthof im Bade Neuenahr, die Hauptkirche in Ahrweiler. Die neuen Anlagen bei der erst jüngst erbohrten wichtigen Thermalquelle zu Neuenahr, welche in den „Illustrirten Deutschen Monatsheften,“ III. Band, S. 27 ff. ausführlich besprochen wurden und ihrer Vollendung im Baue entgegenreifen, werden dem Ahrthale bald noch viel reichern Besuch zuführen, und für die Gäste des Bades ist das Delkeskamp'sche Gebirgsbild gewiß eine doppelt angenehme Gabe. Wer einmal das Ahrthal gesehen hat, wird die übersichtliche und compendiöse Copie in der Stube gern öfters beschauen, um die Reminiscenz des erlebten Genusses neu zu erwecken. Wein und Wasser, nämlich Mineralwasser, wetteifern im Ahrthale um den Preis der vortrefflichsten Qualität, und die Gegend, welche beides hervorbringt, kann man, wenn auch nicht ein Paradies, doch paradiesisch nennen.

Dritte Abtheilung.

In's alte romantische Land!

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Rhein und Romantik!

Da liegt das Rheinthal vor mir im blauen Dufte eines ersten Frühlingstages. Wie prächtig ist ein solcher blauer Duft, welcher die Landschaft mit reizendem Schleier umhüllt, denn sie darf sich eigentlich noch nicht recht sehen lassen, weil die Höhen noch kahl, der Wald noch braun und die Weinberge noch dunkel und ohne Laub sind. Ja „laue Luft kommt blau geflossen," wie Eichendorf singt, und diese Bläue übermalt die Ferne, daß man nur ihre schönen, weichen Formen gewahrt. Man schaut hinein, wie in lauter Räthsel, die Berg und Thal uns aufgeben wollen. Einzig in der Nähe haben die Farben Gewalt. In Gärten blühen die ersten Fruchtbäume und der Buchfink singt in den weiß- und rothangehauchten Zweigen, das Feld ist dabei wunderbar grün und haucht frischen Duft aus den jungen Saaten, über denen die Lerche ihre alten Lieder mit junger Meisterschaft versucht. Und die Sonne blickt so bescheiden in die eben entsprießende Herrlichkeit, sie scheut sich, die sanfte Bläue unwirsch zu durchscheinen, sie läßt das Land in seinem ahnungsvollen Werden liegen, selbst auf dem breiten, rauschenden Strom weckt sie nur einzelne, blitzende Lichter. Auch die Burg auf dem grauen Felsen schaut zurückhaltend in das Thal und über den Fluß, dessen Spiegel sie nicht wiederstrahlt.

Rhein und Romantik!

Und wie ich nun an der Brüstung der Terrasse stehe und traumverloren in die Gegend hinaus schaue, da kommt ein Kahn den Fluß heruntergeschwommen. Am Ruder steht der Schiffer und singt die alte rheinische Ballade: „Stand ich auf hohem Berge, sah in das tiefe Thal." Ich gehe hinaus auf die Straße, da ziehen zwei Handwerksburschen in lustigem Schritt in die Welt hinein, und aus ihren Kehlen ertönt: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus und Du mei Schatz bleibst hier." Ich lenke in das Feld und sehe einen Pflüger hinter seinen Pferden hinwandeln; auch er hat sein Lied:

> „Der Mai, der Mai, der lustige Mai,
> Der kommt herangerauschet,
> Ich ging in den Busch und brach mir einen Mai,
> Der Mai und der war grüne."

Rhein und Romantik! Die Worte reimen sich nicht, aber sie alliteriren. In der Alliteration haben die alten germanischen Völker ihre Dichtungen gesungen. Rhein, Romantik, Rosen, Reben, Regenbogen, das ist Alles Alliteration, das ist Poesie! Ich dachte nun auch der Poeten, die wir Romantiker nennen und deren Lieder und Schriften mir einst meine Jugend so seltsam verwunderlich umwoben, geklärt, verdüstert, geschmückt und verwirrt haben, denn ich bin in jener Zeit in das Leben gewachsen, wo ihre Werke noch eine volle Wirkung auf das deutsche Volk ausübten. Man mag von dieser Richtung denken, wie man will, trotz all ihrer Fehler, Mängel und Verworrenheiten wird man nie und nimmer leugnen können, daß sie dem deutschen Volksgeist tausend neue Anregungen gegeben hat. Dann aber hat sie die Nation auch wieder an sich selbst verwiesen, so daß damals eine neue deutsche Epoche in Kunst und Wissenschaft anhub. Es begann gleichsam ein neuer deutscher Frühling, an den mich heute der Frühling in der Natur erinnert.

Manche von den Männern, die aber diesen Frühling hervorriefen, habe ich selbst gekannt. So treibt es mich, das Andenken an diese Begegnungen niederzuschreiben.

Ich versetze mich in das Jahr 1835, wo ich als Student die Hochschule zu Bonn bezog. Damals waren schon drei Dichter, welche man zu den bedeutendsten der romantischen Schule zählte, hingegangen. Novalis starb bekanntlich 1801, Heinrich von Kleist endete sein Leben 1811 freiwillig. Ich könnte weder von dem Einen noch dem Andern erzählen, denn ich hatte damals noch nicht das Licht der Welt erblickt. Und auch Friedrich von Schlegel war im Jahre 1829 gestorben, als ich mich noch mit den Knabenspielen beschäftigte und höchstens seine Ballade vom Laachersee in der Classe declamirte, sonst aber kaum Etwas von der romantischen Schule wußte. Als ich die Musenstadt betrat, war ich freilich schon besser eingeweiht. Professor Fichte, der Sohn des großen Philosophen, der jetzt in Tübingen docirt, hatte uns auf dem Gymnasium hübsche Stunden in der Literaturgeschichte gegeben und vielfach zur Lectüre angeregt. Ueberdies war Immermann damals in Düsseldorf beim Theater thätig und führte Tieck'sche Stücke auf. Zugleich wurde Shakspeare gegeben, den sowohl Tieck wie August Wilhelm von Schlegel übersetzt hatten. Auch die Schadow'sche Malerschule, mit deren Mitgliedern ich vielfach verkehrte, trieb Romantik. Ueberhaupt, man konnte kaum irgendwo im deutschen Vaterlande die Devise der Romantiker:

> Mondbeglänzte Zaubernacht,
> Die den Sinn gefangen hält,
> Wundervolle Märchenwelt
> Steig' auf in der alten Pracht!

besser anwenden als in Düsseldorf. So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß ich ziemlich sattelfest in der Romantik geworden war.

Und nun sollte ich in Bonn auch den ersten romantischen Dichter von Angesicht zu Angesicht sehen, denn August Wilhelm von Schlegel war damals Professor an der rheinischen Universität. Dieser Mann besaß den unbestrittenen Ruhm, daß er den Shakspeare zu einem unveräußerlichen Nationaleigenthum der Deutschen gemacht hatte, dabei war er uns in seinen Dichtungen als Muster reinster Sprachvollendung aufgestellt worden; seine dramatischen Vorlesungen hatten wir mit Begierde verschlungen, seine kritischen Schriften gaben allseitigste Anregungen, endlich aber galt er als der gelehrteste Mann im Fach der indischen Literatur. Man rühmte ihn allerwärts als den ersten Stern der alma mater. Das Rheinland besaß keinen Vertreter in Wissenschaft und Literatur, der sich mit ihm an altem begründeten Ruf und Ruhm messen durfte. Man kann sich denken, daß ich bei meinem ungewöhnlichen Interesse für die deutsche Dichtung ungemein neugierig war, diese Berühmtheit zu erblicken.

Es geht aber den Dingen wie den Menschen. Beide verlieren nicht selten in der Nähe den Glanz, mit dem sie in die Ferne strahlen. In unmittelbarem Zuschauen erblickt man sogar häßliche Kanten und Ecken, die, wenn man sie immer wieder von Neuem betrachten muß, dem Gesammtbilde entsetzlich schaden, so daß man über den Fehlern die Vorzüge fast vergißt. So war es auch mit unserm Dichter. Als ich die ersten Fragen nach Schlegel that, fand ich, daß er in einem überaus schlechten Leumund stand. Er litt, wie ich vernahm, an einer maßlosen Eitelkeit, die, sich selbst über die höchsten Genien der Heimath hebend, für seine Collegen höchst beleidigend war und sich den Laien gegenüber in der kleinlichsten Weise offenbarte. Schlegel schien damals noch in der Gemüthsverfassung zu verharren, in welcher er jene schmählichen Epigramme verfaßt hatte, die in den Jahren 1832 und 1833 im Wendt'schen Musenalmanach erschienen waren. In diesen überaus frechen und gehässigen Versen, welche gar keinen Zweifel über die betreffenden Personen ließen, hatte er eine große Anzahl von Schriftstellern, welche die Nation liebte und ehrte, in der frevelhaftesten Weise gekratzt und gebissen. Waren Goethe und Schiller nicht geschont worden, so hatte er seine Zeitgenossen Uhland, Schwab, Rückert, Hoffmann von Fallersleben, so wie eine Menge von Gelehrten noch schonungsloser angegriffen. Auch seine Bonner Collegen, der damals schon verstorbene Niebuhr, so wie der treffliche Ernst Moritz Arndt mußten seine scharfe, giftige Bitterkeit erfahren. Wenn dem alten Romantiker nun auch nicht Schwarz auf Weiß geantwortet wurde, so erhielt er doch in der kleinen Universitätsstadt, wo man den Klatsch recht sehr liebte, mit gleicher Münze ausbezahlt. Alle Welt nahm ihn zwischen die Zähne und sagte ihm viele Scheußlichkeiten nach. Es waren indeß Scandale, die man nicht wiedererzählen kann, und es gingen Witzworte um, welche die Feder sich niederzuschreiben weigert.

Ich erinnere mich nicht, daß ich mir jemals den Dichter in jener Gestalt gedacht habe, wie er uns seinen Arion vor die Augen stellt. Aber es wäre doch möglich gewesen, daß ein schwärmerischer Jüngling ihn mit der Leier und mit dem Plektron in der Hand auf einem Delphine sitzend und das Meer durchfliegend, im Geiste getragen hätte. In gleicher Weise hätte ein Anderer sich ihn nach all seinen Versuchen in den

Formen der romantischen Poesie als eine Art Knabe mit dem Wunderhorn vorstellen können. Das classische wie das romantische Bild mußte aber sofort fallen, wenn man Schlegel damals begegnete; und man begegnete ihm ziemlich oft. Einestheils schien er zu wissen, daß Leibesbewegung der Gesundheit sehr zuträglich ist, anderntheils mochte er es für nöthig halten, dem Publicum häufig die höchste Berühmtheit der Musenstadt, ja vielleicht, wie er sich einbildete, des ganzen deutschen Vaterlandes zu zeigen. Wer will daran zweifeln, daß der alte Romantiker sich bei diesen Gelegenheiten stets in der vornehmsten Weise präsentirte?

Schlegel, der damals schon 68 Jahre alt war, lebte gewissermaßen als Junggeselle. Seine beiden Frauen, von denen die erste, eine Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, ihm 1801 und die zweite, eine Tochter des Kirchenraths Paulus in Heidelberg, ihm 1819 angetraut wurde, hatten ihn sehr rasch verlassen. Ueber diese jähen Trennungen streute die böse Welt allerlei Glossen aus. Trotzdem bestrebte er sich, ein großes Haus zu machen und die feinste Lebensart zu pflegen. So hielt er sich denn auch Wagen und Pferde, deren er sich regelmäßig bediente, um zu und aus dem Collegium zu fahren. Sowohl bei diesen Gelegenheiten als auch, wenn er seine Bekannten mit Besuchen beehrte, und spazieren fuhr, konnte man ihn recht in seiner Glorie betrachten. Er saß alsdann wie der Sonnengott in seiner Kutsche, steif, grad, vornehm, gleichsam um anzudeuten: Seht, hier kommt der große August Wilhelm, staunt, bewundert, es wäre mir am liebsten, wenn ihr auf die Kniee fielet oder die Pferde aus- und euch vorspanntet! Seine Pferde gebrauchte er übrigens à deux mains. Da er wahrscheinlich der Meinung war, daß ein echter Cavalier nicht allein fahren, sondern auch reiten müsse, erschien er bei schönem Wetter nicht selten hoch zu Roß, das heißt hoch zu Wagenpferd, während sein Kutscher ihm auf dem andern Gespann folgte. Nun waren aber die Gäule keineswegs von englischer oder arabischer Zucht. Sie hatten sehr breite Rücken und ziemlich struppiges Haar, so daß die Cavalcade sich keineswegs besonders elegant ausnahm, mochte auch der Dichter meist im blauen Frack mit goldenen Knöpfen erscheinen. Auch galt hier das Sprichwort: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit,“ denn Herr und Knecht hielten gewöhnlich, wenn sie im Hofgarten, in der Poppelsdorfer Allee oder auf der Coblenzer Straße erschienen, einen ehrbaren Schritt, der nur selten in einen kurzen ungefährlichen Trab überging. Vielleicht mußte auch hier wieder den Spaziergängern volle Gelegenheit gegeben werden, sich das Bild des Dichters so tief wie möglich einzuprägen.

Natürlicherweise ließ ich es aber nicht beim bloßen Anstaunen des großen Dichters bewenden, sondern strebte auch dahin, mir womöglich ein Theilchen seiner Weisheit anzueignen, zumal da mir meine Matrikel das Recht gab, seine Vorlesungen zu besuchen. Freilich hatte ich es nicht auf seine Gelehrsamkeit in der indischen Literatur, über welche er seine hauptsächlichsten Vorlesungen hielt, abgesehen. Ich begnügte mich mit einem Publicum, das er über allgemeine Literaturgeschichte las. Zu diesem Zwecke schrieb ich im Beginn irgend eines Semesters den Titel seiner Vorlesungen auf meinen Testirbogen, besuchte den großen Mann in seinem Studirzimmer, wo er mich in feinster Garderobe empfing, seinen Namen in mein Papier und den meinigen in sein Buch eintrug und mich göttlich lächelnd mit einer stummen Verbeugung entließ. Ich hatte nun das Vergnügen, ihn alle Wochen ein- oder zweimal über die alten Dichter Latein sprechen zu hören. Daß bei dieser Gelegenheit in meinem Gedächtnisse besonders neue Ansichten kleben geblieben sind, weiß ich mich nicht zu erinnern, wohl aber weiß ich, daß er ein großer Meister der Form war und seinen Stoff übersichtlich, klar und in schönster Abstufung vortrug. Diese Vorlesungen hatten auch wieder einen wesentlich repräsentirenden Charakter. Es war dem Herrn Geheimrath offenbar noch mehr darum zu thun, mit seiner Person, wie mit dem Inhalte seiner Vorträge zu imponiren.

Mit der Zeit fand ich aber auch Gelegenheit, den großen August Wilhelm in Privatkreisen zu sehen. Ich verkehrte damals ziemlich häufig in dem Hause des Pathologen Moriz Naumann, eines höchst liebenswürdigen Mannes, dessen geistvolle Gattin eine große Freundin von Poesie und Kunst war. In diesem Kreise fanden sich die schönen Geister der Stadt gern und oft zusammen. Ich war durch Frau Johanne Mathieux, Gottfried Kinkel's nachherige Lebensgefährtin, dort eingeführt worden, und hatte freundlichste Aufnahme gefunden. Zu den Gästen des Hauses gehörte auch Schlegel, der zu vorübergehenden Besuchen kam und zu den Gesellschaften geladen wurde. So bot sich denn vollste Gelegenheit, den weisen Mann in der nächsten Nähe anzustaunen.

Die körperliche Erscheinung des Dichters war keineswegs imponirend und hervorragend. Seine Gestalt hatte nur eine mittlere Größe, sein Gesicht erschien regelmäßig, ziemlich rund, die Stirn war nicht bedeutend, die Augen zeigten sich etwas hervorstehend und glanzlos und machten den Eindruck der Blödsichtigkeit. In den Bewegungen erwies er sich steif, was

aber auf seine hohen Jahre zu schieben war, denn ich habe ihn während meines Bonner Aufenthaltes die Siebenzig erreichen sehen. Gleichwohl liebte er es, den Jugendlichen zu spielen. Vor allen Dingen sah man dies an seiner höchst sorgfältigen Toilette, deren Künste er vortrefflich zu verstehen schien. Seine Perrücke war stets fein gestriegelt, seine feine Wäsche zeichnete sich fast noch mehr durch Weißheit, wie sein Geist durch Weisheit aus. Der blaue Frack mit den goldenen Knöpfen war unvermeidlich, Beinkleider und Fußzeug erschienen überaus zierlich. Dazu kamen brillante Busennadeln und große Ringe nebst einer Auswahl von Ordensbändern im Knopfloch oder von Sternen auf der Brust. Fast wollte es mir scheinen, als ob er auch Roth auflege, die Brauen färbte und falsche Zähne trüge; doch will ich in dieser Beziehung keine Verleumdung aussprechen. Zugleich sollten die Bewegungen blühende Jugend verrathen, was aber nicht immer recht gelingen wollte.

In der Unterhaltung war der große Mann natürlich sehr gesucht. Zunächst hatte seine Stimme einen scharfen und rauhen Klang, der durchaus nicht anmuthend zum Herzen sprach. Er hielt sich dabei offenbar im Zügel, man konnte von ihm nimmer sagen: internum bonus dormitat Homerus. Wenn er freundlich lächelnd, sich hübsch hin- und herbewegend, die goldene Schnupftabacksdose in den beringten Fingern umherspielend und zuweilen eine Prise nehmend da saß und Anekdoten oder andere Dinge erzählte, so hatte er nicht selten den Anschein, als habe er sich eben so gut auf den Besuch oder die Gesellschaft präparirt, wie er sich auf seine Collegien vorbereitete. Man mußte fast denken, er sei der Meinung, daß die Anwesenden alle regelrechte Tagebücher führten und jedes seiner Worte einschlürften, um es sofort auf das Papier zu bringen. Ja man kam in die Versuchung, anzunehmen, daß er selber einen Stenographen vor der Thür aufgestellt habe, um seine Reden nachzuschreiben, so zierlich und gewählt baute er seine Perioden. Ich glaube übrigens, daß dieser Mann sich selbst in unbelauschten Stunden nicht gehen ließ. Es ist mir sogar zweifelhaft, ob er jemals gegähnt oder in ungraziöser Stellung auf Stuhl und Sopha Platz nahm, auch wenn er sich allein befand. Man sah, daß er immer auf sich Acht gab. Seine Affectation konnte ihn nie verlassen. Wenn er nicht vor Andern repräsentirte, so repräsentirte er vor sich selber.

In dieser Zeit bin ich übrigens auch einmal die Ursache gewesen, ihn in eine kleine literarische Spielerei hineinzuziehen. Ich trieb nämlich damals englische Studien und las den Byron, Thomas Moore und Burns mit großer Vorliebe. Hin und wieder wurde auch eine Uebersetzung gewagt. So fand ich denn auch jenes schöne Motto, das Byron für seine Braut von Abydos den Liedern von Robert Burns entlehnt hatte:

> Had we never loved so blindly,
> Had we never loved so kindly,
> Never met and never parted
> We had ne'er been brocken-hearted.

Die reizenden Verse lockten sehr zu einem Versuch der Uebertragung, zumal da ich sie bei Pfizer und Adrian nicht genügend wiedergegeben fand. Ich gab mich selbst an's Werk und forderte auch meine Freunde, die wie ich selber literarische Interessen verfolgten, und unter denen sich Alexander Kaufmann und Thomas Arens, der nachherige Redacteur der Weserzeitung, der leider viel zu früh gestorben ist, befanden, zu gleichem Versuche auf. In der Folge nahm auch Karl Simrock, der uns freundlich mit Rath und That zur Seite stand, an den Uebersetzungen Theil. Dann erzählte ich im Naumann'schen Hause von unsern Bestrebungen. Herr und Frau Naumann hatten auch bald einige Uebertragungen vollendet. Durch sie kam dann Schlegel in das Complot, der nun gleichfalls sechs bis sieben Versuche brachte. So waren allmälig wohl an hundert Uebersetzungen, von denen manche indeß nur den Charakter der Travestie aufwiesen, zu Stande gekommen. Das Ende vom Liede war, daß wir die Einsicht gewannen, keine einzige Bearbeitung habe weder den holden Sinn noch die süße Melodie des Originals im Entferntesten erreicht. Der schlichte schottische Dichter hat hier eben Töne gesungen, die nur seiner Sprache ureigen, sich in keiner andern, selbst nicht in den gelenkigen stammverwandten deutschen Lauten wiedergeben lassen.

Im Jahre 1840, als Hochschule und Prüfung hinter mir lagen, wurde ich noch einmal sehr lebhaft an August Wilhelm Schlegel erinnert. Ich fuhr damals im hohen Sommer, von Frankfurt kommend, auf dem Dampfschiffe den Rhein hinunter. Unter den Passagieren auf dem Verdecke befand sich ein ältlicher Mann von ziemlich unansehnlichem häßlichen Aeußern, der aber durch seine höchst witzigen Worte, mit denen er nach allen Seiten um sich warf, bald die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zog. Gleichviel, ob er einem vorbeirennenden Kellner, einem schwerfüßigen Matrosen oder einem berußten Heizer, einer eleganten Dame, einem ernsten Herrn oder einem lachenden Kinde Etwas sagte, immer war er in Ausspruch und Ausdruck originell und geistreich. Er schien sich außerordentlich auf die menschliche Natur zu verstehen und ihre Vorzüge

und Mängel sofort bei jedem einzelnen Individuum zu erfassen. So sprudelte er Diesem und Jenem lauter überraschende Dinge zu. So sprunghaft auch seine Unterhaltung, wie es denn bei der wechselnden Umgebung nicht anders möglich war, auch hin- und herhüpfte, so fühlte man doch überall die Unterlage einer tiefen und breiten Bildung. Diese Art und Weise überraschte mich mehr und mehr. Ich setzte mich bald zu dem Sonderling und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, aus dem ich bemerkte, daß er mit den Größen der deutschen Literatur persönlich bekannt sei. Wer konnte der fremde Herr sein? Ich dachte nach und fragte ihn dann plötzlich: „Sind Sie nicht der Doctor Koreff?“ Er stutzte und meinte, daß ich ihn früher schon gesehen habe. Dies war aber nicht der Fall. Ich hatte grade damals die Chamisso'schen Briefe gelesen, in denen mir die Zeichnung Koreff's einen so eigenthümlichen Eindruck machte, daß ich sofort das Original erkannte. Da er offenbar seine Freude an diesem Vorfall hatte, so ließ er sich immer tiefer mit mir ein, indem er die andere Gesellschaft weiter nicht beobachtete. Er erzählte nun, daß er ein deutsches Bad besucht habe, und auf der Rückreise nach Paris begriffen sei, wo er bekanntlich als sehr berühmter und gesuchter Arzt practicirte. Vorher aber wollte er bei seinem alten Freunde August Wilhelm Schlegel in Bonn einkehren. „Der umständliche Narr mit seinen Formen aus dem Hundertsten in's Tausendste!“ rief er aus. „Ich will ihn aus Rand und Band bringen. Sobald ich sein Haus betrete, ziehe ich mich aus und lege mich in sein eigenes Bett, dann muß er bei mir sitzen und mir bis in die Nacht hinein erzählen.“ Ob Koreff Wort gehalten hat, weiß ich nicht. Ich besuchte ihn im Jahre 1842 in seiner Wohnung auf dem Boulevard des Italiens zu Paris, wo ich damals einen längern Aufenthalt machte. Der arme Schelm war so zusammengefallen, daß ich ihn fast nicht wiedererkannte. Wie ich hörte, hatte er allerlei Verdruß gehabt, namentlich durch eine allzuhohe ärztliche Rechnung bei einer englischen Familie, wegen der er vor Gericht mußte, wo ihm die Praxis verboten sein sollte, und auch durch häusliches Elend. Von seinem Humor war keine Spur mehr vorhanden. Er ist denn auch bald darauf zu seinen Vätern versammelt worden.

Und auch August Wilhelm von Schlegel ist am 12. Mai 1845 fast achtundsiebenzig Jahre alt zu Bonn gestorben. Die Liebe und Achtung haben nicht grade in den freundlichsten Gestalten an seinem Grabe gestanden. Er hatte nicht Weib und Kind und auch keine rechten Freunde. Dennoch wird man ihn nicht vergessen, denn er hat mit klarem, scharfem, bestimmtem Geiste im deutschen Schriftenthum gewirkt und der Nation vielfache tüchtige Anregung gegeben. Unter den Romantikern war er eigentlich der Classiker, in Poesie und Prosa wesentlich kalt, nüchtern, abstract, stets mit sicherm Bewußtsein schaffend, nie von göttlicher Begeisterung hingerissen. So vermochte er es besser, auf gute Wege hinzuweisen, als selbst neue und ungewohnte Pfade anzubahnen.

Welch eine andere Erscheinung war Ludwig Tieck, den ich im Mai 1839 vorübergehend in Dresden gesehen habe! Ich ging damals vom Rheine nach Berlin, um meine Studien zu beenden und die Staatsprüfungen durchzumachen. Da ich außer meinen nächsten Heimathgegenden noch wenig von der Welt gesehen hatte, so nahm ich den Weg den Rhein hinauf über Frankfurt, Thüringen, Leipzig und Dresden. In der reizenden Elbestadt machte ich einen Hauptaufenthalt, um dort die herrliche Galerie anzusehen, in der ich fünf Tage zu allen Stunden, in denen sie dem Publicum offen stand, zu treffen war. Glücklicherweise fand ich zugleich alte Freunde von Düsseldorf her. Professor Eduard Bendemann war im Jahre vorher nach Dresden berufen worden, um eine Professur an der Akademie zu übernehmen und zugleich die Säle des königlichen Schlosses mit Fresken auszuschmücken. Adolf Ehrhardt war ihm gefolgt, um ihm bei diesen Arbeiten zu helfen. Zu ihnen hatte sich Wilhelm Nerenz gesellt. Ich fand bei der kleinen Düsseldorfer Colonie, die auf der Brühl'schen Terrasse ihre Werkstätten aufgeschlagen hatte, und sich eines großen Ansehens erfreute, den besten Empfang. Ehrhardt war mein liebenswürdiger Führer in der Galerie. Mit allen zusammen machte ich eine hübsche Partie nach Pilnitz und nach dem Borsberg, auf dessen Gipfel sich uns eine wundervolle Aussicht in die seltsamen barocken Formen der sächsischen Schweiz eröffnete. Natürlich hätte ich auch Ludwig Tieck gar zu gern kennen gelernt, der damals in Dresden siedelte und mit Recht als der eigentliche Dichter der ältern romantischen Schule galt. Von den Freunden hörte ich, daß er vielfach von unbekannten und unempfohlenen Leuten besucht werde, daß er aber in der letzten Zeit krank gewesen sei und wenig Verkehr gehabt habe. Gleichwohl wurde ich ermuntert, vorzusprechen, denn der Dichter würde mich jedenfalls empfangen, wenn er überhaupt zu empfangen im Stande wäre.

Tieck galt damals in den Düsseldorfer Kreisen als der erste lebende deutsche Dichter. Ich hatte diese Tradition ohne viel Kritik auf Treu und Glauben angenommen. So klopfte

mir denn das Herz nicht wenig, als ich über den großen Markt schritt und in das Eckhaus trat, in dessen erstem Stock das Haupt der Romantiker wohnte, dessen Phantasie mit seinem bunten poetischen Gewebe einen so mächtigen Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich stieg die Treppe hinauf, klingelte, man öffnete, ich fragte mit gepreßter Stimme nach dem Herrn Hofrath und wurde, nachdem man mich gemeldet hatte, sehr bald in die heimliche Werkstätte des berühmten Mannes geführt.

Als wäre es gestern gewesen, erinnere ich mich noch des hohen Zimmers, in welches nur ein gedämpftes Licht drang. Rings an den Wänden bis hoch hinauf an die Decke erblickte das Auge eine mächtige Bücherei in lauter hübschen, eleganten Bänden, auf welche eine peinlich saubere Regel und Ordnung verwandt worden war. In der Ecke am Fenster aber saß, in den wärmenden Schlafrock gehüllt, auf einem Sessel eine kleine gebückte Gestalt, deren erstes Wort so wohlwollend freundlich klang, daß ich bei dem milden Tone sofort meine Befangenheit schwinden ließ. Was war das für eine andere Stimme, wie die Stimme August Wilhelm von Schlegel's! Es waren die Klänge des Gemüthes, denen das Ohr sofort begegnete. Und welche prächtige Augen leuchteten mir nunmehr zum Willkomm! So schöne, kluge, klare, tiefe, braune Augen habe ich kaum wiedergesehen. Sie funkten und sprühten nicht, sie waren sammtartig weich. Man fühlte sich durch ihren sanften und doch scharfen Blick gleichsam sympathisch gefangen. Aber nicht allein die Stimme und die Augen lockten, das ganze Haupt war von einer seltenen Schönheit. Die Stirn so hoch und klar, die Nase so fein, der Mund so weich. Alles stand zugleich in harmonischem vollkommenem Verhältnisse.

Ich mußte Tieck vom Rhein erzählen, denn er erkundigte sich lebhaft nach Karl Immermann, Friedrich von Uechtritz und Wilhelm von Schadow, die er zu seinen Freunden zählte und mit denen ich in der letzten Zeit, namentlich in der von Immermann gestifteten zwecklosen Gesellschaft, zusammengekommen war. In diesem Verein hatte ich Immermann auch die Anfänge des Münchhausen vorlesen hören, der Tieck gewidmet wurde, was dem Romantiker große Freude bereitete. Von den aus Düsseldorf angesiedelten jungen Künstlern sprach er mit der größten Anerkennung. In weitern Gesprächen kamen wir dann auch auf die Dresdener Galerie, wo mich Raphael, Titian und Paul Veronese besonders angezogen hatten. Ich gestand ihm, daß Correggio nicht in einer Weise wirksam auf mein Gemüth gewesen wäre, wie ich nach dem großen Rufe dieses Meisters erwarten durfte. Er meinte dagegen, dieser Künstler sei auch nicht für die Jugend, man könnte sein Genie erst in reifern Jahren schätzen. Und er hatte Recht. Ich habe den Antonio Allegri später liebgewonnen, aber ich finde doch trotz Allem, daß seine Arbeiten einigermaßen decorativ wirken und glaube, daß man sie ungleich höher halten dürfte, wenn man sie in ihren ursprünglichen architektonischen Umgebungen sehen würde.

Für den nächsten Abend erhielt ich eine Einladung zu Tieck, der nach wochenlangem Unwohlsein seine Bekannten bei sich sehen und ihnen den Genuß einer dramatischen Vorlesung verschaffen wollte. Der Dichter wohnte damals mit einer Gräfin Finkenstein zusammen. Die Gäste fanden sich zur anberaumten Stunde in einem großen Salon ein. Die Düsseldorfer Freunde waren auch zugegen. Ich sah dort nun auch Dorethea Tieck und den Grafen Baudissin, welche dem Dichter an der Shakspeareübersetzung geholfen hatten, dann Eduard von Bülow, den verdienstvollen Uebersetzer des Novellenbuches, und Castelli, den bekannten Wiener Poeten, der gleichfalls zum Besuch in Dresden erschienen war. Leider verschaffte uns Tieck nicht den Genuß, sein Vorlesertalent in einem Drama des großen Briten, den er so vortrefflich wie Keiner vorgetragen hat, zu bewundern, denn seine Wahl war auf die Drillinge von Karl Lebrün gefallen. Aber auch hier zeigte er die vollkommenste Meisterschaft in jener Art der Recitation, die von ihm erfunden ist und darin besteht, daß der Vorleser die Personen des Dramas ohne Namennennung durch Stimme und Charakteristik der Sprachweise aus einander zu halten sucht. Bekanntlich ist diese Erfindung in frühern Jahren auch durch Holtei und Immermann und in unsern Tagen durch Emil Palleske geübt worden. Es will mir aber bedünken, daß keiner der Schüler den Meister erreicht hat. Tieck's Organ war nicht einmal besonders stark, aber es hatte eine ungewöhnliche Schmiegsamkeit. Die Kraft erreichte er durch den Ausdruck; den lyrischen Stellen wußte er einen ganz besondern Schmelz zu verleihen. Dabei machte seine Declamation einen durchaus natürlichen Eindruck, während namentlich bei Immermann oft etwas Gezwungenes und Geschraubtes in den Vortrag kam, wie dieser Dichter denn auch die weiblichen Rollen sehr selten recht weiblich wiedergab. Als das Stück zu Ende war, hatte Jeder einen hohen Kunstgenuß gehabt. Auch in der geselligen Unterhaltung zeigte der Dichter sich später nach allen Seiten liebenswürdig, anregend, überall das Gute hervorlockend, nirgend meisternd. Das kleine Männchen mit dem gebogenen Rücken

und dem schönen reizenden Kopfe hat mir allezeit in der freundlichsten und anmuthigsten Erinnerung fortgelebt.

Als ich mich in Berlin eingewohnt hatte, fand ich sofort neue romantische Anknüpfungen in jener zweiten Reihe der Schriftsteller, welche dieser Richtung angehörten. In die erste Reihe zähle ich nämlich die beiden Schlegel, Tieck und Novalis, in die andere aber Achim von Arnim und Heinrich von Kleist, die schon todt waren, Clemens Brentano, der damals in München wohnte, so wie Friedrich de la Motte-Fouqué und Joseph von Eichendorff, die in Norddeutschland ansässig waren. Mit dem letztern kam ich sofort in Berührung, und zwar durch seinen Sohn Hermann, mit dem ich in Bonn studirt und mannigfache Fahrten gemacht hatte. Es kann wohl nicht verwunderlich erscheinen, wenn ich mich zu diesem Dichter ganz besonders hingezogen fühlte. Die Lyrik der romantischen Schule ist in keinem andern ihrer Mitglieder so rein, hell, rund und abgeklärt zur Erscheinung gekommen. Er ist deshalb auch ganz naturgemäß vor allen andern im Liede zur höchsten Popularität gelangt. Wenn ich mit meinen Künstlerfreunden in Düsseldorf und mit meinen Studiengenossen in Bonn zusammen war, so hatten wir die Schlegel, Tieck, Kleist und Brentano wohl gelesen, aber den lieben Eichendorff hatten wir gesungen. Wie oft waren da nicht die Klänge: „In einem kühlen Grunde“ zur Tageszeit in Wald und Feld, durch Berg und Thal und zur Nacht in den Straßen der Stadt aus unsern Kehlen geschmettert worden, denn dies Lied galt schon in jener Zeit als Volkslied! Wir wanderten mit dem Gesang: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“ und „Es schienen so golden die Sterne in der prächtigen Sommernacht.“ Und dann hatte ja auch Felix Mendelssohn zu zwei Texten des Dichters: „Wer hat dich du schöner Wald aufgebaut so hoch da droben“ und „O Thäler weit, o Höhen, o lichter grüner Wald,“ die wundervollen Melodien gefunden, die heut noch stets zum Vortrag kommen, wenn irgendwo Quartette erhoben werden. Solche Worte und solche Weisen hatten sich so tief in das Herz geschmeichelt, daß man den Urheber, auch ohne ihn zu kennen, lieb haben mußte. Dazu war „Der Taugenichts“ ein Werk des Dichters, an dem wir junge Gesellen uns mächtig berauscht hatten. Wer aus solchen Augen die Landschaft anschauen und mit solchem Herzen den poetischen Müßiggang schildern konnte, mußte der nicht der liebenswürdigste Mann sein?

Joseph von Eichendorff, damals wohlbestallter königlicher Regierungsrath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, wohnte vor dem Leipziger Thore auf der Potsdamer Straße auf dem ersten Stocke eines Hauses zur rechten Hand, wenn man aus der Stadt kommt. Ich fand bei ihm eine durchaus einfache Häuslichkeit, in der er als ein durchaus schlichter Hausvater waltete. Da war kein Gedanke von der Repräsentation August Wilhelm von Schlegel's und von der specifisch literarischen Sphäre Ludwig Tieck's. Dieser sanften, stillen, in sich gekehrten Persönlichkeit, die wenig redete, aber überaus freundlich in das Leben schaute, war alle schriftstellerische Prätension fremd. Der Dichter hatte gesungen, weil er singen mußte. Er gab sein Lied, wie ihm der Schnabel gewachsen war. In seinen bürgerlichen Verhältnissen war der Dichter vor allen Dingen Beamter. Seine Poesie schien das stille Heiligthum seiner Seele, er hielt nicht zurück mit ihr, weil er sie als Gabe Gottes betrachtete, aber er drängte sie auch nicht auf. So fand man bei ihm denn auch keine literarischen Zirkel, er genügte sich selbst, er glich dem süßen Vogel, der einsam in einer Ecke des Gartens sitzt und sein Lied singt, so oft es ihm ankommt, sich wenig kümmernd, ob man ihm lauscht oder ob man seine Töne überhört.

Aber es freute ihn doch, daß man ihm wirklich froh und herzlich gelauscht hatte. Mit leisem wohlwollenden Lächeln hörte er mir zu, wenn ich ihm erzählte, daß die Künstler und Studenten seine Lieder in alle Welt trügen und daß ich selbst immer tapfer dabei gewesen wäre. Als er nun auch erfuhr, daß ich auf der Guitarre klimperte und viele seiner Dichtungen auswendig wüßte, da wurde, wenn ich kam, ein Instrument herbeigeschafft und ich versuchte die fast schon über Studien und Examen vergessene Kunst des rheinischen Naturgesanges. So gut und schlecht die Versuche auch geriethen, so hatte er doch seine innige Freude, die hell über seine milden Züge glänzte, wenn ich anhub: „In einem kühlen Grunde“ oder „Es schienen so freundlich die Sterne,“ oder „Wer in die Fremde will wandern, der muß mit dem Liebchen gehn“ und viele andere, die ich jetzt in der Stube längst vergessen habe, und die mir noch zuweilen auf hohen und stillen Wald- und Berggängen in der Kehle auftauchen. Sicherlich dachte der Dichter bei diesen Klängen an alte Zeiten, wo er selbst als ein junger Geselle die Welt durchzogen und die rauschenden Wälder träumen, die Flüsse blitzen, die Marmorbilder strahlen, das Mondlicht die Welt verwirren gesehen und dabei Hörner durch Berge und Thäler klingen, Jungfrauen vom Felsen singen und ferne Glockentöne gehört hatte! Vielleicht bedeutete

sein mildes Lächeln auch jenes schöne Lied, das in demselben Jahre im Musenalmanach erschienen war:

Das ist der alte Baum nicht mehr,
Der damals hier gestanden,
Auf dem ich gesessen im Blüthenmeer
Ueber den sonnigen Landen.

Das ist der Wald nicht mehr, der sacht
Vom Berge rauschte nieder,
Wenn ich vom Liebchen ritt bei Nacht
Das Herz voll neuer Lieder.

Das ist nicht mehr das tiefe Thal
Mit den grasenden Rehen,
In das wir Nachts viel tausendmal
Zusammen hinabgesehen.

Es ist der Baum noch, Thal und Wald,
Die Welt ist jung geblieben,
Du aber wurdest seitdem alt,
Vorbei ist das schöne Lieben!

Eichendorff's Angedenken ist mir wie ein Lied, in dem eine schöne Stimmung, aber keine plastisch greifbare That liegt. Vorbei!

Doch halt! Ich erhielt ja grade von Eichendorff einen Gruß an den Freiherrn Fr. de la Motte-Fouqué in Halle, wohin ich mitten im Winter reiste, um einen Freund, der todtkrank gewesen war, als Hüter und Schützer in das Haus seiner Braut zu geleiten. Wenn ich in meiner Jugend an einen Dichter dachte, so klang mir dabei gewöhnlich ein Gesang von diesem Dichter durch den Kopf. Bei Fouqué war dies das Thurmwächterlied, in dem uns „am gewaltigen Meer in der Mitternacht“ „ein kräftiger Mann, recht frisch bereit, wo er helfen kann,“ vor die Augen tritt und singt: „recht freudenvoll von der Burg in das Sturmgeroll.“ Auch all' die fürchterlichen Recken traten mir vor die Sinne, die dieser Dichter mit zwanzigfacher Männerstärke begabt in seinen Romanen gemalt hat. Mußte ich mir nicht den deutschen Freiherrn mit französischem Namen in solcher Hünenform vorstellen? Das war nun freilich gehörig vorbeigeschossen. Als ich bei dem Poeten Sigmund's des Schlangentödters eintrat, fand ich einen dürren alten Mann, dessen Gesichtszüge wahrscheinlich vor Zeit ganz hübsch gewesen waren. Nun aber wehte auf dem Haupte dünnes graues Haar, die Augen standen vor den Augenhöhlen und sein Mund zitterte beim Sprechen, wobei es sich seltsam ausnahm, daß der auf der Oberlippe stehende Schnurrbart ganz still stand, während sich der graue Zwickelbart am Kinn wie ein Espenlaub auf- und abwärts bewegte. Hatte die Erscheinung auf diese Weise einen höchst komischen Anstrich, so wirkte die Art und Weise seiner Rede noch komischer. Jedes Wort wurde mit einem seltsam gesuchten Pathos geäußert. Hier war jeder Zoll ein Romantiker. O selig verschollene Chevalerie, wie Don Quichotisch nahmst du dich aus! Es sprach hier ein Ritter über Menschen und Dinge! Vielleicht mochte auch die bestimmte schriftstellerische Thätigkeit jener Tage viel zu jener Stimmung beitragen, denn Fouqué gab damals mit L. von Alvensleben jene Adelszeitung heraus, die hier und dort viel von sich reden machte. Ueberdies befand er sich auch wohl in einer gehobenen Stimmung, weil ihm grade kurz vorher der erste Sohn geboren worden war. Da der Dichter aber 1777 das Licht der Welt erblickte, also zu dieser Zeit schier dreiundsechzig Jahr alt wurde, so konnte es nicht Wunder nehmen, daß Freude in Israel herrschte. Er redete mit der größten Begeisterung von diesem Ereigniß: „Ich dachte nicht anders,“ rief er aus, „als daß ich der letzte Sproß meines Hauses sein werde, und Schild und Schwert der ruhmreichen Ahnen mit in die Gruft nehmen müßte, aber Gott der Herr hat es in seiner Größe und Barmherzigkeit anders gefügt, er hat mir noch in meinen späten Jahren einen Sohn geschenkt. Und da sich nun der Knabe auf dem grün verhängten Lager streckte, da bin ich mit einem frommen Gebete herangetreten, um ihm die Embleme meines Stammes zu bringen. Schild und Schwert habe ich ihm über die Wiege gelegt und gefleht, daß er im Sinne seiner Väter ein echter Ritter für Gott, König und Vaterland werden möge.“ Alles das war ihm nicht etwa Scherz, es war ihm tiefer überzeugungstreuer Ernst, denn die Thränen standen ihm in den großen Augen. In der That war dieser späte Gottessegen für einen Mann, der eigentlich schon über die Schwelle des Greisenalters gegangen, ein halbes Wunder, wofür es auch von ganz Halle angesehen wurde. Seltsame Contraste! Ich besuchte in jenen Tagen auch Arnold Ruge! In dem derben Philosophen von der Insel Rügen verkörperte sich alle Unruhe und Beweglichkeit des modernen Lebens; in dem brandenburgischen Dichter aber stand gleichsam ein Schatten des dämmernden Mittelalters, wie es die Romantiker gemalt haben, vor meinen Augen.

Ja, es sind eigenthümliche Menschenkinder in jener Schule aufgewachsen. Niemand aber hat mir einen wunderlichern Eindruck gemacht, wie jene Frau, welche freilich weniger ihrem Geiste als ihrer Form nach in denselben Kreis gehört, und das Weib und die Schwester zweier Romantiker, nämlich das Weib Achim von Arnim's und die Schwester Clemens Brentano's ist. Ich rede von Bettina.

Bettina war erst im Jahre 1835 als Verfasserin von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ hervorgetreten und zählte also, wenn es richtig ist, daß sie 1785 geboren wurde, fünfzig Jahre, als sie literarisch in die Oef-

fentlichkeit ging. Dieses Buch machte ein ungeheures Aufsehen, einmal, weil es den Altmeister der deutschen Dichtkunst betraf, dessen Briefe und Reliquien damals von allen Seiten gesammelt und auf den Markt gebracht wurden, dann aber auch, weil es ein höchst verwunderliches Verhältniß zwischen dem alten Weimarer Geheimrath und einer Frankfurter Kaufherrntochter der Nation zur offensten Einsicht brachte. Waren diese Umstände schon an und für sich geeignet, die größte Neugier zu erregen, so wirkte zugleich der Geist, der sich in den Briefen Bettina's offenbarte, in der eigenthümlichsten Weise. Die nüchterne Kritik hatte gewiß vollkommen Recht, wenn sie bei diesen Offenbarungen bedenklich das Haupt schüttelte und die Frage aufwarf, wo ein solches Treiben hinaus wolle? Die Jugend aber, welche weniger die Verhältnisse als die Individualität der Dichterin im Auge hatte, gerieth in das offenkundigste Entzücken, denn es zeigte sich hier, was man auch sagen mochte, eine höchst originelle poetische Kraft. In dieser Weise hatte lange Niemand die Natur und ihre reizenden Spiele in Berg und Thal, in Wald und Feld, in Strom und Au geschildert, in dieser Weise waren die kleinen Erinnerungen der Kindheit kaum jemals zu den lebendigsten Bildern gestaltet worden. Wie sinnig beschrieb Bettina das Klosterleben, ihren Aufenthalt in Landshut und München, ihr Leben mit der Günderode im prächtigen Rheingau! In diesen kostbaren anmuthigen Gemälden ist lauter Leben und Bewegung. Dazu kam noch die orakelnde Naturreligion in halbdunkeln sibyllenartigen Sprüchen, deren Sinn man nicht grade verstand, den man aber zu ahnen glaubte. Bei der Lectüre geriethen wir jungen Leute in eine Art von Trunkenheit. Es war lauter Duft und Klang, der uns in berauschender Weise den Geist umnebelte.

Wer hätte nicht gern diese neue Prophetin von Angesicht zu Angesicht gesehen? Der Zufall bot mir Gelegenheit, meinen Wunsch zu befriedigen. Als ich nämlich Bonn verließ, bot mir Frau Johanne Mathieux, mit der wir damals viel Musik machten und die uns allezeit prächtige künstlerische Genüsse bot, einen Empfehlungsbrief an Frau von Arnim an, mit der sie bei einem längern Berliner Aufenthalte in engstem Verkehr gestanden hatte. Ich nahm das Schreiben natürlich mit der größten Freude. Sie fügte noch hinzu: „Geben Sie aber den Brief in die eigenen Hände der Frau von Arnim, an der Thür dürfen Sie ihn nicht abreichen, denn sie ist oft außer Hause und auch nicht immer geneigt, Leute zu empfangen; dabei vergißt sie diejenigen, die sie nicht selber gesehen hat. Ist es Ihnen also drum zu thun, die Bekanntschaft zu machen, so sparen Sie keine Mühe und scheuen Sie keine vergeblichen Gänge.“

Indeß zeigte sich Frau von Arnim nicht so spröde, wie ich vermuthen mußte. Als ich an einem schönen Sonntag Morgen zuerst ihre Wohnung unter den Linden in dem damaligen Palais des Grafen Raczinsky auf dem zweiten Stocke aufsuchte, hatte ich das Glück, sofort angenommen zu werden. Ich trat durch die Thür in einen Raum, der als Vorzimmer diente. Dort saß in einer Ecke ein kleines Mädchen, das mit einem Eichhörnchen spielte, mich einen Augenblick mit den kohlschwarzen Augen ansah und dann seine Aufmerksamkeit wieder dem hübschen Thierchen zuwendete. Es war Gisel von Arnim. In einer zweiten Stube, welche, wie es schien, das Gesellschaftszimmer war, bewegten sich einige anmuthige junge Damen, unter denen sich, wie ich später erfuhr, die ältern Töchter der Bettina befanden. Nun öffnete man mir eine dritte Thür und ich befand mich vor der Dichterin, die den Empfehlungsbrief in Empfang nahm und sofort aufbrach und las.

Da Frau Mathieux sich nicht grade kurz gefaßt zu haben schien, so gewann ich volle Zeit und Muße, mich umzusehen. Das geräumige Zimmer empfing durch die ziemlich dicht verhangenen Vorhänge ein dämmerndes Licht. Rechts und links standen Consolen und Schränke, im Hintergrunde aber befand sich ein riesiges schwarzes Sopha, bedeckt von unzähligen Kissen, mit Hilfe deren sich wohl vier Menschen zu gleicher Zeit bequem Lager auf diesem Divan hätten verschaffen können. Auf diesem Sitze, hinter einem großen Tische hatte die Dichterin Platz genommen, während mir ein Stuhl zur Seite angewiesen worden war. So stand es mir denn auch frei, die Dame des Hauses zu betrachten, denn da saß sie ja vor mir mit ihrer gedrungenen Gestalt und mit dem lebendigen Gesichte, das die italienische Abstammung in den dunkeln blitzenden Augen, den beweglichen Zügen und dem etwas gelblichen Teint bekundete. Auch in ihren Gliedern schien lauter Feuer zu zucken. Ja es zuckte selbst Feuer in den Worten, als sie den Brief beendet hatte und die Unterhaltung begann.

An Stoff des Hin- und Herredens fehlte es nicht. Ich war einmal als ein Bewunderer eingeführt, der durch Dick und Dünn mit ihr gehen mußte. Da wurde ich denn auch bald in alle gegenwärtigen und künftigen Pläne eingeführt. Auf dem Titel von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ findet der Leser die Worte „Seinem Denkmale.“ Nun hörte ich zunächst, daß diese Bezeichnung aber nicht etwa als eine Widmung gemeint, sie deutete vielmehr an, daß der Ertrag des

Buches für die Ausstellung eines Monumentes bestimmt sei, zu dem Bettina das Modell selbst entworfen hatte und das in seiner Vollendung den Park in Weimar schmücken sollte. Die Dichterin aber träumte nicht allein von einer Menge von Auflagen, sondern sie gedachte ihr Werk auch in England zu verwerthen. Zu diesem Zwecke hatte sie eine englische Uebersetzung anfertigen lassen, aber die Uebertragung genügte ihr nicht, weil sie in derselben die Melodie ihres eigenen Ausdrucks zu entbehren glaubte. Da entschloß sie sich noch in ihren vorgeschrittenen Jahren, die Sprache Großbritanniens zu erlernen und begab sich selbst an die Arbeit, die sie auch in der That mit der zähesten Ausdauer vollendete. Welche Energie offenbart sich nicht in einer begeisterten Frau! Ich habe diese Uebersetzung gedruckt gesehen, maße mir aber natürlicher Weise kein Urtheil darüber an. Eingeborene Engländer sollen indeß behauptet haben, dieses Englisch sei gar kein Englisch, sondern eine neue Sprache. Auch hat das Buch sonst kein Glück gehabt. Als es an der Küste des Landes ankam, für welches es bestimmt war, ist es sofort confiscirt worden, weil die erforderlichen Zollformen nicht beobachtet waren. Statt Gewinn für das Weimarer Unternehmen zu erzielen, sollen der armen Frau nur Unkosten aus ihrem edeln Bestreben erwachsen sein.

Nach diesen Mittheilungen zeigte Frau von Arnim mir auch ihr Modell, das auf einer Console zwischen den breiten Fenstern des Zimmers aufgestellt war. Eine Abbildung desselben findet sich vor dem zweiten Bande des Briefwechsels. Goethe sitzt gleichsam wie ein Dichtergott aufgefaßt in einem griechischen Sessel, seine herabhängende Rechte hält einen Lorbeerkranz, während seine Linke die auf das Knie gelehnte Leier faßt. Psyche steht vor ihm und rührt die Saiten in der Gestalt eines Kindes, das man auch wohl als Bettina gedeutet hat. Der Ausdruck dieses plastischen Werkes ist im besten hellenischen Sinne empfunden und ausgeführt und macht einen ungleich bedeutendern Eindruck wie der Stich. Ich hatte demnach allen Grund, auch das bedeutsame Talent zu bewundern, das diese geistvolle Frau für bildende Kunst an den Tag legte, in welcher sie ohne Zweifel großartige Dinge an den Tag gefördert hätte, wäre ihr Gelegenheit geboten worden, sich mit derselben zu beschäftigen. Ich sah überdies einst eine Zeichnung in ihrem Zimmer, welche eine Reihe von badenden Nymphen in den reizendsten Stellungen und in der anmuthvollsten Haltung darstellte und welche sie mir als ihre Arbeit vorzeigte.

Ich kam nun in der Folge sehr häufig in das Haus. Eines Tages fühlte ich den Drang, dieser Bekanntschaft ein Sonett zu widmen, das ich als ein Zeugniß unserer damaligen jugendlichen Anschauungen der Curiosität halber mittheilen will. Es heißt:

In jenen Gärten, die in Lüften hangend
Semiramis gebaut, bist Du geboren,*)
Dort hat zur Priest'rinn Dich Natur erkoren,
Dein erster Blick ersah sie glanzvoll prangend.

Du hast als Kind sie inniglich umfangend
Verstanden schon und Dich ihr zugeschworen,
In Glanz und Duft und Farbenpracht verloren
Nach ew'ger Schönheit war Dein Geist verlangend.

Und zwischen Vogelliedern, Quellenrauschen
Fast unbewußt als Kind hast Du gefunden
Und schon gekostet von dem Baum des Lebens.

Viel Andre spähn besorgt umher und lauschen,
Ach, sie vergeuden ihre besten Stunden;
Der Genius zeigt ihn, suchen ist vergebens.

Daß ich einige Gnade mit meiner poetischen Gabe gefunden hatte, bewies die Dichterin, indem sie mir sofort den Briefwechsel zuschickte, den ich denn auch als theures Andenken bewahre. Als ich sie das nächstemal sah, rief sie mir zu: „Haben Sie das Sonett im Bettstroh Ihres Zimmers gefunden? In der Stube, wo Sie wohnen, hat ein Student gesessen, der auch verschiedene Male Gedichte an mich richtete!“

Frau von Arnim war damals mit ihrem Buche über die Günderode beschäftigt. Ich traf sie oft bei der Arbeit und sie hatte dann wohl die Güte, mir hin und wieder einen Brief mitzutheilen. Meistens empfing sie mich in jenen Tagen mit dem Rufe: „O, ich habe wieder wunderschöne Sachen gefunden.“ Nun muß ich aber gestehen, daß mir diese neuen Entdeckungen sehr räthselhaft geblieben sind. Wenn sie nämlich ihre Mappen aufschlug, um mir die eine oder andere Probe vorzulesen, so sah ich in derselben lauter funkelnagelneues Papier mit frischglänzender Dinte beschrieben. Dabei ging ihre Lectüre oft bis zur Mitte eines Blattes, wo sie allem Anschein nach erst eben abgebrochen hatte. Ueberdies war von irgend einem vergilbten Briefe aus verschollener Zeit, den sie abgeschrieben hätte, weder in der Nähe noch in der Ferne die geringste Spur zu erschauen, so daß es ganz den Anschein gewann, als ob die kleine bewegliche Pythia erst eben auf ihrem Dreifuße gesessen und alle jene reizenden Briefe aus der Erinnerung gedichtet habe, was ich übrigens auch allen Ernstes von dem größten Theile ihrer herausgegebenen Correspondenzen fest und unumstößlich glaube, und was ja in der neuern Zeit so ziemlich erwiesen ist. Es fällt mir indeß nicht ein, ihre brieflichen Dithyramben deshalb weniger hoch zu halten. Der poetische Werth kann darüber nicht ver-

*) S. Tagebuch zu Goethe's Briefwechsel, S. 43.

loren gehen. Als historische Quellen wird sie ja auch Keiner benutzen wollen.

Wäre ich übrigens raffinirter gewesen, wie ich war, dann hätte ich ihr vielleicht hinter die Schliche kommen können. Während meines Bonner Aufenthaltes waren mir nämlich einige Gedichte der Günderode in die Hände gefallen, von denen ein paar sehr originell erschienen. Ich sprach der Dichterin von diesen Liedern, und sie bat mich um die Mittheilung derselben, worauf ich ihr denn sofort eine Abschrift brachte. Sie gab mir den Bescheid, daß sie dieseben kenne. Seltsamer Weise fand ich sie denn auch später in dem fertigen Buche; andere Proben der Günderode'schen Lyrik waren aber nicht mitgetheilt, so daß ich die Vermuthung hege, daß meine Quelle einzig und allein benutzt wurde. Hätte ich damals den kühnen Versuch gemacht, irgend eine Poesie von mir oder einem andern Freunde unterzuschieben, ich glaube, daß dieselbe auch abgedruckt worden wäre. Meiner Ansicht nach kann von einer gewissenhaften historischen Arbeit bei ihren Schriften überhaupt nicht die Rede sein. Aber was thut das auch? Man muß Bettina als Dichterin betrachten. Wenn sie die Leute an der Nase herumgeführt hat, indem sie ihnen Dichtung statt Wahrheit gab, so liegt der Fehler auf Seite der Leichtgläubigen. Zur Anfertigung von kritisch gesichteten Büchern gibt es andere Naturen, wie sie, die vor allen Dingen eine geniale seltsame Frau war. Geniale Frauen trieben und treiben aber stets gar zu gern lustige phantastische Spiele.

Ja, sie war eine seltsam geniale Frau. Man merkte es nicht allein in ihren Büchern, sondern auch in ihrem Leben. Es spukte stets ein wunderliches Weben und Treiben in ihrem Zimmer und zumal auf dem schwarzen Sopha, auf dem sie auch wohl mit den Füßen herumsprang oder, sich die Kissen hin und her zurechtlegend, allerlei Lagen annahm. Man hätte allerdings dieses Gebahren lieber bei einem jungen Mädchen im rauschenden Uebermuthe der Jugend gesehen und verziehen. Ach, die Philister konnten es ihr nie vergeben! Sie hat übrigens auch manchen ehrlichen Mann durch ihre Sprünge und Launen in die tödtlichste Verlegenheit gesetzt. Ich selber war einst Zeuge einer höchst drolligen Scene. Da trat nämlich eines Tages ein hoher Beamter in das Zimmer, der ihr einen Gegenbesuch machen wollte. Sie hüpfte ihm wie ein Kind entgegen und hing wie eine Tochter an seinem Halse. Dann nahm sie die hohe steife Gestalt des Greises und fuhrwerkte damit zum Sopha, dort gab sie dem Herrn von B.... auf gut Frankfurterisch einen „Stumper," daß er auf den Sitz sank, legte sich selber ein dickes Kissen zurecht, sprang hinauf und setzte sich neben ihn, während sie ihn von der Seite fortwährend umarmte und küßte. Die Hexe hatte indeß, wie ich sofort hörte, ihre guten Gründe, sich dem alten Herrn, der keineswegs durch eine hervorragende Schönheit zu diesen Liebkosungen herausforderte, liebenswürdig zu erweisen. Bettina schwärmte nämlich außerordentlich für die Homöopathie und erzählte gern einen Fall, daß ihr Arzt das Scharlachfieber in ihrem Hause in einem Tage curirt habe, während die Krankheit sonst vier bis sechs Wochen dauerte. Daß dies Uebel wirklich vorhanden gewesen war, konnte sie freilich nicht beweisen. Der besuchende Herr aber sollte ihr behilflich sein, ein homöopathisches Hospital in Berlin anzulegen. Ich wollte den alten Mann durch meine Anwesenheit nicht in noch größere Verlegenheit bringen und empfahl mich.

Bettina's Zwanglosigkeit kannte keine Grenzen. Sie war ein Kind des Augenblicks. In den heißen Sommertagen trat ich einst in ihr Gemach, wo augenblicklich die größte Unordnung herrschte. Mitten im Zimmer stand ein Koffer, in und um denselben lagen in buntscheckiger Aufhäufung Bücher, Papiere und Kleidungsstücke. „Ich gehe morgen auf mein Gut nach Wiepersdorf!" rief sie aus. „Im Herbste sehen wir uns wieder." Ich wollte den unruhigen Tag des Packens nicht stören und wir nahmen Abschied bis auf Wiedersehen im November. Vier Wochen später sitze ich gegen Abend bei Kranzler unfern ihres Hauses vor der Thür und schlürfe eine Portion Eis. Da kommt Frau von Arnim vorbei im flatternden schwarzen Seidenkleide, wie sie es gewöhnlich zu tragen pflegte. Sie sieht mich und tritt heran. „Sind Sie schon zurück?" frage ich. „Ich war noch gar nicht fort," antwortet sie, „besuchen Sie mich doch morgen."

Als ich am nächsten Tage in ihre Stube trat, stand der Koffer mit seinen Umgebungen noch da, wo er gestanden hatte und ringsum herrschte noch überall dasselbe reisefertige Chaos.

Man hat der Dichterin ihre überaus ungenirte Art und Weise als Affectation ausgelegt. Ich halte diese Annahme für grundfalsch. Frau von Arnim war durchaus natürlich, ja selbst in ihren Unnatürlichkeiten. Daß aber ein solches Wesen nicht in geordnete Verhältnisse und zu geregelten Menschen paßt, versteht sich von selbst. Und so hatten denn auch Leute, die den stillen Gang ihrer Tage nicht gestört wissen wollen, einen heillosen Respect vor ihr. Besonders die Künstler gingen ihr aus dem Wege, weil sie dieselben nicht selten mit Anfragen und Hilfeleistungen für ihre artistischen Versuche incommodirte. Der alte Schadow hat mir selbst allerlei ergötzliche Geschichten von ihr erzählt, die durch die Berliner Gesellschaft liefen. Von den jungen

Bildhauern hörte ich, daß Rauch sie auf tausend Schritte vermied. Mit den Malern war es nicht besser. Daß die Beamten auch einige gerechte Scheu vor ihr besaßen, war mir selbst an einem Beispiele klar geworden. Aber mit dem Kronprinzen, der im folgenden Jahre König wurde, stand sie dafür auf dem besten Fuße. Sie ist sogar die Ursache gewesen, daß Jakob und Wilhelm Grimm nach Berlin berufen wurden. Es ehrt aber Friedrich Wilhelm IV. nicht wenig, daß er die schriftliche und mündliche Unterhaltung einer so genialen und in sich rechtlichen Frau liebte und pflegte. Freilich ist sie ihm später auch wohl ein wenig über die Grenzen hinausgegangen. Aber — die genialen Frauen!

Als ich im Beginne des Sommers 1840 meine Staatsprüfungen hinter mir hatte und die Reise in die Heimath antreten wollte, nahm ich auch Abschied von Frau von Arnim. Ich habe sie nicht mehr wiedergesehen, aber lauter angenehme Erinnerungen an sie bewahrt. Selbst im letzten Augenblick that sie mir noch einen großen Gefallen. Da ich nämlich über den Harz, Cassel und Frankfurt an den Rhein ging, gab sie mir den ersten Abdruck des ersten Bandes der Günderode mit, um ihn in Cassel den Gebrüdern Grimm zu überbringen. Ich habe mich gewissenhaft meines Auftrages entledigt und bei dieser Gelegenheit jene herrlichen Männer kennen gelernt, welche die von den Romantikern nur geahnte deutsche Kunst und Wissenschaft in ihre sichere Bahnen gelenkt haben und denen wir es nicht am wenigsten verdanken, daß wir wieder die Herrlichkeit unsers deutschen Vaterlandes und unsers Volkes und seine alten Heiligthümer in Sprache, Recht, Gesittung, Poesie und Sage zu verstehen beginnen und ein neues nationales Leben in all diesen Fächern antreten.

In den Tagen, von denen ich erzähle, lebte nun auch Bettina's Bruder Clemens Brentano; ich habe diesen seltsamen Mann aber nie zu Gesicht bekommen, obschon ich auf verschiedenen Fahrten in den Jahren 1841 und 1842 ganz in seiner Nähe, nämlich in Frankfurt war, wo er sich bekanntlich neben Aschaffenburg in der letzten Zeit seines Lebens am meisten aufhielt, und obschon ich dort mit manchen Mitgliedern seiner Familie bekannt wurde, wodurch sich also die Gelegenheit, diesen Dichter zu sehen, leicht geboten hätte. Leider war er denn aber meistens abwesend. Uebrigens habe ich auch bei dem Sprossen dieses Stammes, in welchem sich deutsches und italienisches Blut so seltsam mischte, die eigenthümliche Natur der Brentano vielfach wiedergefunden. Aehnlich wie Clemens und Bettina in ihren Schriften verhielten sich manche derselben im täglichen Leben, obgleich sie den realistischen Beschäftigungen des Handels oblagen. Wie seltsam sprunghaft hüpfte da meist die Unterhaltung hin und her. Scherz und Ernst mischten sich in originellen Anekdoten und in den wunderlichsten Wortspielen. Das Talent der lebendigsten Erzählung war fast überall in der interessantesten Weise ausgebildet. Eines Tages machte ich in einem Hause der weitverzweigten Familie meinen Besuch und traf die Hausfrau mit einem dunkeläugigen Kinde in der Stube. Ich begrüßte die Mutter und reichte dem kleinen Mädchen die Hand. Das letztere schoß mir aus den dunkelschwarzen starren Augen einen Blitz zu, der an die Blicke der Kinder der Bettina erinnerte, und entfloh in eine Ecke. Ich ließ es fliehen und unterhielt mich mit der Dame. Da saß plötzlich mit einem Sprunge das Kind auf meinen Knien, lachte mir laut in's Gesicht und trieb sich schaukelnd ein neckisches Spiel. Ja, die Romantik liegt den Brentano's im Blute. Wir haben es noch jüngst in den Arbeiten gesehen, die Gisel von Arnim in die Oeffentlichkeit schickte. Es sind Feuerwerknaturen.

(Schluß folgt.)

Ueber Volkslieder.

Von

Fr. Chrysander.

Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus den Sammlungen von Erik Gustav Geijer und Arvid Aug. Afzelius. Im Versmaß des Originals übertragen von R. Warrens. Mit einem Vorwort von Dr. Ferd. Wolf. Nebst 48 Melodien. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Den Gelehrten reicht Herr Dr. Ferd. Wolf in Wien durch sein ausführliches Vorwort eine sehr erwünschte Beigabe. Wolf besitzt im Fache der Volksdichtungen, besonders bei den Romanen, unter den lebenden Gelehrten vielleicht die ausgebreitetsten Kenntnisse. An sich, müssen wir bekennen, sind lange gelehrte Vorreden nicht nach unserm Geschmacke, denn sie werden selten gelesen, verleiten zu fragmentarisch-nachlässiger Darstellung, und dienen mehr dazu, das Wissen zu verstreuen, als für Andere nutzbar zusammenzuhalten.

Ferd. Wolf meint (Vorwort S. 11), es sei wohl an der Zeit, endlich einmal die Frage aufzuwerfen, ob denn wirklich Alles, was wir jetzt vom „Volke" singen hören, auch ursprünglich wirklich in den Kreisen entstanden sei, die es uns bis heute bewahrt haben? und er glaubt dies verneinen zu müssen. Nach seinem Dafürhalten

müssen die Dichtungen von dem Stande ausgegangen sein, dessen Leben sie abschildern, dessen Thaten sie verherrlichen: von der mittelalterlichen Ritterschaft; und aus der Gemeinsamkeit der Verfassungen und Gebräuche dieses ritterlichen Lebens erkläre sich leicht die Verbreitung der Lieder über ganz Europa. Wir sehen auch nicht, was sich dagegen einwenden ließe. Um aber die Sache zu erledigen, müßte man noch etwas hinzusetzen. Wenn nämlich die ritterlichen Genossenschaften ihrem Leben und Treiben im Gesange einen solchen Ausdruck zu geben wußten, daß dieser sich fast unverwüstlich im Kern des Volksthums festsetzen konnte, so geht daraus unwidersprechlich hervor, daß sie zu ihrer Zeit nicht bloß einen Stand neben oder über andern darstellten, sondern daß sie damals alle Volkskraft in sich vereinigten, daß sie das Volk waren: und hiermit kommen wir wesentlich wieder zu der frühern Ansicht der Volksdichtung zurück.

Die schwedischen Volkslieder stehen auch in Deutschland in gutem Ansehen, besonders durch den Vortrag der „schwedischen Nachtigallen.“ Näher besehen, ist weder die Poesie noch die Musik hervorragend schön, doch sind die Lieder in solchem Maße mit dem Reiz eines fernen Alterthums ausgestattet, daß sie für heutige Leser sehr anziehend werden. Die Uebersetzung ist meisterhaft. Herr Warrens hatte einen Vorgänger an dem trefflichen Mohnike, der seine „Volkslieder in Schweden“ in Berlin bei Reimer 1830 herausgab; aber nur den ersten Band, der zweite ist niemals erschienen. Eine Vergleichung zwischen Mohnike und Warrens fällt überwiegend zu Gunsten des letztern aus. Eins der werthvollsten und an Umfang kleinsten Lieder sei zur Probe mitgetheilt:

Der Meermann.

Es wohnt' eine Wittib auf Dänemarks Schloß —
Frau Helga mit Namen hieß sie —
Sie hatt' eine Tochter, ein' einzige bloß,
Eine Schickung der Mutter entriß sie.

Sie hatt' eine Tochter, ein' einzige bloß —
Klein Vänna mit Namen hieß sie —
Und sie entsandt' ihren jüngsten Sohn,
Denn finden würd' er gewiß sie.

Und als er kommen in's fremde Land,
Da stand klein Vänna am Strande:
„Wer bist du, wer bist du, o fremder Mann,
Der so einsam wandelt am Strande?“

„„Ich bin einer armen Wittib Sohn,
Frau Helga ist sie geheißen;
Geraubt ist die Tochter ihr lange schon,
Sie such ich auf meinen Reisen.““

„Und bist du einer armen Wittib Sohn
Und heißt Frau Helga die Mutter,
So will ich in Wahrheit dir sagen an,
Du bist mein herzliebster Bruder.“

Klein Vänna geht hinein in ihr Schloß,
An der Hand den Bruder geführet;
In den kleinsten Winkel verbarg sie ihn,
Den kleinsten im Berg, den man spüret.

Rosen, heimkehrt er wohlgemuth,
Er wittert von fern und nahe:
„Wohl spür' ich hierinnen Christenblut,
Ja, Christenblut ist mir nahe.“

„„Es flog ein Rabe über das Dach,
Hatt' Menschenfleisch in den Krallen,
Drei Tropfen Blutes träuften herab,
Ich spülte, wo sie gefallen.““

(Mohnike übersetzt beide Strophen folgendermaßen:

Rosen, er kam zum Berge heim,
Er wittert sogleich mit der Nase:
„Fürwahr, ich riech' hier Christenblut,
Ja, Christenblut ist mir nahe.“

„„Es flog ein Rabe wohl über das Dach,
Menschenfleisch hatt' er im Munde;
Es fielen drei Blutstropfen herab,
Ich trocknete sie auf zur Stunde.““)

Rosen, heimkehrt er wohlgemuth,
Er wittert von fern und nahe:
„Wohl spür' ich hierinnen Christenblut,
Ja, Christenblut ist mir nahe!“

„„Ich will die Wahrheit nicht bergen vor Euch,
Die Wahrheit berg' ich nicht gerne;
Hierinnen ist meiner Schwester Sohn,
Gekommen vom Ostland ferne.

Gekommen ist meiner Schwester Sohn
Aus seinem Land und dem meinen;
Um Eins und Alles beschwör' ich Euch,
Wollet ihm hold erscheinen!““

(Mohnike, die letzte Strophe:

Gekommen hierher ist mein Schwestersohn
Vom heimathlichen Gestade.
Eine einzige Bitte nur hab' ich an Euch:
Wollt' ihn weder schelten noch schlagen.““)

„Ist kommen dahier dein Schwestersohn,
Aus seinem und deinem Lande,
So geb' ich ihm eine Kiste voll Gold,
Und trage sie beide zum Strande!“

Klein Vänna war schlau und gewandt überaus,
Geübt in mancherlei Listen,
Sie nahm das Gold, das rothe, heraus
Und legte sich selbst in die Kisten.

Und Rosen hielt den Jüngling im Arm,
Die Kiste hielt er im Munde,
So führt er sie dreihundert Meilen weit
Tief unter dem Erdengrunde.

Als Rosen heimkommen war in sein Schloß,
Da sucht' er wohl aller Orten,
Da fand er das rothe Gold, wo es lag,
Doch war die Liebste nicht dorten.

„Da stehst du, du leidiges, garstiges Thier!
Verdienst nicht das Leben zu haben;
Hast selbst dein Weibchen entführt von hier,
Nun magst du vor Leid dich begraben!“

Bei der ersten Zeile der letzten Strophe möchten wir Mohnike's Uebertragung: „Da stehst du nun, du garstiges Thier“ vorziehen,

im Uebrigen ist bei Warrens Alles weit poetischer. Beide übertrugen aus einer schwedischen Sammlung, die ungefähr mit unserm „Wunderhorn“ zu gleicher Zeit erschien und bis auf den heutigen Tag als ein Muster ihrer Art angesehen wird: „Svenska Folk-Visor, utgifne of Geijer och Afzelius. 3 Thle. Stockholm 1814—16.“ Von Geijer's schönen Abhandlungen, mit denen diese Sammlung geziert ist, hat Herr Warrens ebenfalls Einiges übersetzt, Mohnike mehr. Die Abhandlung über den „Kehrreim“ wird für Jeden belehrend sein.

Dem Stoffe nach weist Vieles in diesen Liedern auf ein weit zurückliegendes Alterthum; aber Form und letzte Gestalt kann es erst in den Zeiten gewonnen haben, in welchen sich überall die Volksdichtnng auf's Mächtigste regte, im 13. bis 15. Jahrhundert. Die schwedischen Lieder bekommen einen besondern Reiz durch die feindliche Berührung heidnischer und christlicher Mächte, die sich in ihnen kund gibt. Auch in dem oben mitgetheilten Liede bemerken wir etwas der Art: der Meermann wittert Christenblut und ist lüstern darnach. Die alten Götter, unfähig sich vor der neuen himmlischen Macht zu erhalten, flüchten in die Gewässer, in die Wälder und Berge. Man zollt ihnen Mitleid, ja die Jungfrau ist sogar zur Liebe geneigt, weicht aber den Verlockungen immer aus, indem sie sagt, der Geliebte könne doch nicht selig werden. Einen solchen Zwiespalt im Gemüth des Volkes kennen unsere deutschen Volkslieder gar nicht; dieser Reiz geht ihnen ab, aber wahrlich nicht zu ihrem Schaden. Nur wer das Christenthum unvollständig aufnahm, die alte religiöse Anschauung nicht hinreichend überwand, konnte so dichten; bei den Deutschen war es anders.

Eine zweite Eigenthümlichkeit dieser Lieder ist poetischer Art, hängt aber, genau betrachtet, mit der eben genannten zusammen. Rein lyrische Lieder finden sich hier fast gar nicht, sie alle haben irgend welchen geschichtlichen Inhalt, sind Romanzen. Wolf meint, die auffallende Thatsache, daß sich unter den deutschen Volksliedern im Vergleich mit denen anderer Nationen so wenige historische und romanzenartige Dichtungen finden, lasse sich wohl am einfachsten aus der geringen Dauer und Unbeständigkeit des Ritterthums in Deutschland erklären, da hier der Verfall des Kaiserthums ihrem Glanze ein schnelles Ende gebracht, während sie anderswo noch Jahrhunderte fest saßen. Sicherlich ist die Umwandlung aller deutschen Verhältnisse im 13. und 14. Jahrhundert nicht ohne Einfluß darauf gewesen. Um aber kurz unsere Meinung zu sagen: wir halten die Art, wie sich das Volkslied in Deutschland ausgebildet hat, für durchaus vollendet, die schwedische und manche andere dagegen für eine Mischgattung, in der die Durchbildung auf dem halben Wege stehen geblieben ist und nun ein ganz eigenthümliches Product erzeugt hat. Die Romanze, die historischen erzählenden Lieder währen ihre Zeit: sie fließen zu größern Epen zusammen, oder werden zu Dramen ausgebildet, oder werden vergessen; das rein lyrische Lied allein, aus volksthümlichen Anschauungen, Strophenmaßen und Sprechweisen hervorgegangen, kann nie in irgend eine andere Dichtung auf- oder im Gedächtniß untergehen. In dieser Hinsicht ist es allerdings möglich, eine Werthschätzung unter den Volksliedern der verschiedensten Nationen vorzunehmen, ohne das relativ Werthvolle bei irgend einem zu verkennen. Von einem solchen Standpunkte, auf dem sich geschichtliche und ästhetische Einsicht die Hand reichen, sind wir auf diesem Gebiete noch ziemlich weit entfernt!

Die Melodien hat Herr Warrens an das Ende gerückt, was etwas unbequem ist. Ueberhaupt ist darauf eben keine Sorgfalt verwandt. Die Clavierbegleitung machte seiner Zeit der schwedische Capellmeister Häffner; sie ist dürftig. Von der unbekannten Tonleiter (Scala), welche dieser dabei entdeckt haben will, glaubt man sein Theil.

Literarisches.

Englischer Literaturbericht.

Die Naturwissenschaften sind im siegreichen Vordringen begriffen und haben sogar das Wunder verrichtet, in die sorglich behüteten Mauern der theologischen Festung Oxford Bresche zu legen. „Wir wollen nicht, daß diese Hochschule germanisirt werde!“ stand auf dem Banner des alten Oxford geschrieben, und jetzt hat man ein Museum errichtet, in dem grade die Wissenschaft, für die der deutsche Neptunist Werner die Bahn gebrochen hat, Triumphe feiert. Eine Schrift von Henry Ailand und John Roskin: Das Museum von Oxford, gibt interessante Einzelheiten. Die 30,000 Pfund, die von der Hochschule bewilligt wurden, reichten grade zum Aufbau der nackten Mauern aus. Für die Ausschmückung sorgten die Königin, reiche Edelleute, viele ehemalige Zöglinge und die Professoren, auch die von Cambridge, mit den Studenten. Die 125 Säulen des innern Hofs repräsentiren die wichtigsten Steinarten der Insel. Auf der westlichen Seite sieht man rothen, grauen und bunten Granit, auf der nördlichen verschiedene Kalksteine, grünen Marmor von Galway, rothen und schwarzen Kalk von Cork, auf der östlichen vulcanische Gebilde, Lava, Porphyr und Serpentin, auf der südlichen wieder Marmor aus England und

Wales. Daß die stattlichen Büchersäle des Museums bald gefüllt werden, dafür wird die literarische Thätigkeit des Zeitalters sorgen. Allein die letzten Wochen brachten drei Werke von Bedeutung: die dritte Auflage von Sir Roderick Impey Murchison's Siluria mit Zusätzen und neuen Zeichnungen, Schriften über die Theorie der Gletscher von Forbes und die Vorlesungen von Hugh Miller über Geologie. Ein viertes Werk, Vivian's Ausgabe der Untersuchungen Mac Energy's beschäftigt sich mit der erdgeschichtlichen Ausbeute, die man in Erdhöhlen findet. Mac Energy war selbst der Entdecker einer Felsspalte von der Form eines umgekehrten Keils, die sich als der Eingang zu mehrern unterirdischen Räumen erwies. Die Höhle liegt in der Nähe des Bades Torquay unter wild durch einander geworfenen Felsmassen, die von einer großen Erdumwälzung Zeugniß ablegen, und ist nicht bloß wegen ihrer Stalaktiten, sondern auch wegen ihrer thierischen Reste merkwürdig. In einem ihrer Gemächer sieht man Nichts als Gebeine von Bären, in andern sind fossile Knochen von Elephanten, Rhinocerossen, Hyänen, oder von Pferden, Hyänen und Wölfen mit einander gemischt. Auch Myriaden kleiner Nagethiere haben in der Höhle eine Zuflucht gesucht. Die Gesteine der Umgegend verrathen eine plutonische Umwälzung, auf die die Einwirkungen des Wassers gefolgt sind.

Lord Vernon ist Jedem, der die Dante-Literatur im Auge behält, ein wohlbekannter Name. Sein Vermögen gestattet ihm, außer den eigenen Studien, die er macht, kostspielige Ausgaben zu veranstalten, aus denen andere Gelehrte schöpfen können. Früher schon gab er eine Schrift über Dante, die dessen zweitem Sohn Jacopo Allighiere zugeschrieben wird, und einen Commentar über die Hölle von 1328, in dem man besonders Erläuterungen der Stellen erhält, die sich auf die florentinische Geschichte beziehen. Jetzt hat der Lord die vier ersten Ausgaben der Göttlichen Komödie in einem Foliobande von fast 800 Seiten veröffentlicht. Zwei, die sogenannte Editio princeps von Foligno und die von Mantua, beide dem Jahre 1472 angehörend, sind aus den Druckereien von Deutschen hervorgegangen. Auch die dritte, die neapolitanische von 1475 nennt neben dem italienischen Herausgeber einen deutschen Drucker, und nur die Ausgabe von Jeso ist rein italienisch. Mittelalterliche Gedichte von ungleich geringerm Werth sind in den vier Bänden von Sir John Romilly's Chroniken und Denkwürdigkeiten Großbritanniens und Irlands vereinigt. Die unendlich lange Geschichte Hector Brece's in Versen hat nicht einmal geschichtlichen Werth, während man sich die Geschmacklosigkeit der lateinischen Reimereien auf Heinrich V. gefallen läßt, weil man von dem Sieger von Agincourt, den die zeitgenössische Geschichte mit auffallender Kargheit behandelt hat, einiges Neue erfährt.

Macaulay's Studien haben den englischen Schriftstellern ein Ziel gesteckt, das Viele zu erreichen trachten. Unter denen, die dem Vorbilde wenigstens nahe kommen, befindet sich Daniel Owen Maddye, der Verfasser eines vortrefflichen Buchs über die Zeiten, in denen Pitt und Fox lebten. In einem neuen zweibändigen Werke führt er Parteihäupter aus der Gegenwart und Vergangenheit vor, besonders aber Lebende, Disraely und Russell, Sir James Graham und Macaulay, Lord Derby und Lord Palmerston. Für den Letztern hat er den glücklichen Beinamen eines Capitain Rock Europa's gefunden. Macaulay ist für ihn kein Staatsmann, bloß ein politischer Schönredner. „Wie der Tapezierer sich zum Baumeister verhält,“ lautet sein Urtheil, „so verhält sich der politische Schönredner zum Staatsmann.“ Biographische Werke, die sich mit einer einzigen Persönlichkeit beschäftigen, drängen sich nach wie vor auf den literarischen Markt, und je unbarmherziger die Kritik mit ihnen umgeht, um so mehr gedeihen sie an Zahl und Umfang. Aus der Biographie Fraser Tytler's, der 1828 eine Geschichte Schottlands begonnen, erfahren wir die wunderbare Thatsache, daß er einer der Ersten in England war, „die sich von dem Nutzen archivalischer Studien überzeugten.“ Die deutschen Geschichtschreiber haben diese Entdeckung etwas früher gemacht, und Tytler war bereits mit zwei Bänden fertig, ehe er sich zu dem Entschlusse aufraffte, in London Umschau nach Documenten zu halten. Seit 1828 ist ein Menschenalter verflossen, aber die geschichtliche Kritik ist noch manchem englischen Schriftsteller ein unbekanntes Etwas. Chadwick hat nach Chalmers, Lamb, Wilson, Hazlitt, Buster und Corday Jefferson ein Leben Daniel de Foe's geschrieben, in dem er die Behauptung seines Helden, für den unglücklichen Herzog von Monmouth die Waffen geführt zu haben, kalten Blutes eine Unwahrheit nennt. „Er würde dann dem Blutrichter Jeffries nicht entgangen sein,“ das ist sein Gegenbeweis. Daß de Foe unentdeckt blieb, weil er auf's Festland flüchtete und sich nach seiner Rückkehr ganz still hielt, zieht eine Kritik dieser Art nicht in Betracht.

Man kann die unglücklichen Folgen, die der Eifer der christlichen Glaubensboten in Indien hervorgerufen hat, tief beklagen und wird doch der Aufopferung der Männer, welche die ersten Stationen gründeten, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Mit dreien von ihnen macht uns ein Buch von Marshman bekannt. The Life and Times of Carey, Marshman and Ward, embracing the History of Seram-

pore Mission. Carey war bei einem Schuhmacher in der Lehre gewesen und besaß ein Gesammtvermögen von 18 Pfund 10 Schilling, Ward stammte von einem Zimmermann und war gelernter Buchdrucker, Marshman hatte einen Weber zum Vater. Diese drei Männer schifften sich ohne Ermunterung, ja gegen den Willen ihrer Kirchenbehörde, nach Indien ein und wurden die Stifter einer Mission, welche sechzehn Zweiganstalten umfaßte, ein prächtiges Seminar für eingeborene Lehrer erbaute, die Bibel in sechzehn Sprachen übersetzte und 130,000 Pfund St. für Liebeswerke ausgab. In Carey lag ein Hang zum Romantischen, der ihn seiner Bestimmung einige Jahre lang entführte. Auf einer Reise in Birma scheiterte er auf dem Irawaddy, verlor Frau und Kinder, wurde zum goldfüßigen Monarchen geführt und gewann dessen Vertrauen in einem solchen Grade, daß er einen politischen Auftrag an den Generalstatthalter von Ostindien erhielt. In Calcutta trat er seiner Würde angemessen auf, mit fünfzig Dienern im Gefolge, aber sein Vater war davon so wenig erbaut, daß er vielmehr klagte, sein Sohn sei vom Glaubensboten zum Diplomaten herabgesunken. Seine Gesandtschaft mißglückte, und als er dennoch nach Birma zurückkehrte, rettete ihn nur eine schleunige Flucht vor dem Zorne des Monarchen. Er wanderte von einem der unabhängigen Fürsten des östlichen Bengalens zum andern und erlebte Abenteuer, die wie ein Roman klingen. Einmal war er erster Minister und Generalissimus und lieferte den Birmanen eine Schlacht, die aber den kläglichsten Ausgang nahm. Er verbarg sich in einem Sumpfe, traf dann zufällig mit seinem Amtsbruder Ward zusammen und ließ sich ruhig zur Mission zurückführen.

Zur rechten Zeit erschienen mehrere Werke über Italien. Miß Crawford gibt ein illustrirtes Leben in Toscana, das, wenn Nichts mehr, doch den Ruhm beanspruchen kann, die Leser mit zwei unbekannten, d. h. in Murray's Handbuch fehlenden Badeörtern bekannt gemacht zu haben. Der eine heißt Monte Catia, der andere Viareggio. Ein Geistlicher King besuchte die Alpenthäler des nördlichen Piemont von der Tarentaise bis zum Gries und schrieb ein Buch The Italian Valleys of the Pennine Alps, in dem die frischen Reize der Gebirgswelt um den Monte Rosa und Mont Blanc von der etwas schwerfälligen Schreibart wie mit einem Schleier bedeckt werden. Voll Feuer und Leben, die irische Nationalität des Verfassers durch tausend phantastische Sprünge und fremdartige Ausschmückungen verrathend, ist dagegen William Kelly's Leben in Victoria. In einer magischen Laterne ziehen Goldfelder, Ballsäle, Bazare, der Busch, Hotels, Theater, Wüsten, Goldgräber und entlaufene Sträflinge vorüber, und so natürlich und von Geist sprudelnd ist die Erzählung, daß man ihr Seite für Seite mit steigendem Genuß folgt. Vergleicht man mit diesem Buche die ruhiger geschriebenen und mehr Belehrung bietenden Southern Lights and Shadows von Frank Fowler, so erhält man das richtige Bild des heutigen australischen Lebens, das sonderbarer Weise immer reicher aufblüht, obgleich die Wissenschaft neuerdings vermehrte Beweise für den Satz aufgestellt hat, daß ein Welttheil, der im Innern eine Wüste sei und selbst an seinen Rändern Mangel an Wasser habe, von der Colonisation gemieden werden sollte.

Entstehen keine neue Dichter, so hat man sich zu freuen, wenn die alten auf den richtigen Weg zurückkehren. In den Songs of a Song-Writer hat Benortt sich wiedergefunden und ist wieder der natürliche heitere Dichter von ehedem. Nur einen Fehler muß er noch ablegen, die Nachahmung Beranger's. Ein alter Dichter des Zeitalters der jungfräulichen Königin ist durch Hazlitt in's Gedächtniß zurückgerufen worden, Diana: the Sonnets and other Poems of Henry Constable. Bedeutend war Constable nicht, aber seine Zeit war es, und jeden neuen Beitrag, der uns zur Kenntniß ihres Geistes geboten wird, nehmen wir dankbar entgegen.

Natur und Gottheit, Preisgesänge von Adolf Peters. Meißen, Schmidt.

Kaum ein anderes Talent dürfte unter uns heutigen Deutschen so häufig zu finden sein, als das lyrische. Uhland's Hoffnung, daß es einst von allen Zweigen schallen möge, hat sich vollständig erfüllt. Nur das Beste darf jetzt noch auf Anerkennung rechnen, und in diese erste Classe stellen wir die Gedichte von Adolf Peters. Nicht genug, daß Form und Inhalt ein innig verbundenes, ein einiges Ganzes bilden, spricht sich in ihnen auch ein eigenthümlicher und glücklicher Dichtercharakter aus. Sie sind begeisterte Huldigungen der Natur, die mit frommem Sinn als eine Offenbarung Gottes aufgefaßt wird. Innig und schön ist die Naturauffassung, die uns sowohl in den Blumenliedern, als in den den größern Erscheinungen des Frühlings, der Nacht gewidmeten Gedichten magnetisch anzieht. Gegen die „Eiferer, die Tyrannen, die Frommen, die versteift sind, und die Heiligen, die überreift sind," richten sich mehrere der Lieder. Als werthvolle Zugabe erhalten wir eine kleine Reihe von Psalmen in der Urgestalt und Sprüche Salomonis in Reimen.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Das Metallgeld.

Eine volkswirthschaftliche Skizze

von W. von Beesten.

II.

Eine Elle von Gummi, die bald sich ausdehnt, bald sich zusammenzieht, würde nur sehr schlecht zum Messen benutzt werden können. Eben so beeinträchtigen auch die mannigfachen Schwankungen im Tauschverhältnisse, denen die edeln Metalle zu allen übrigen Gegenständen, unter sich und die Münze zu den edeln Metallen unterliegen, erheblich die Tauglichkeit des Metallgeldes, als Maßstab für den Tauschwerth zu dienen. Namentlich in frühern Zeiten, wo selbst geringe Ursachen wegen der Beschränktheit des Kreises, worauf sie einwirkten, bedeutende Folgen haben konnten, mußten sich die daraus entstehenden Uebelstände in hohem Grade fühlbar machen. In neuerer Zeit ist ein Hauptgrund der frühern Unregelmäßigkeiten, die ungenaue Ausprägung des Geldes in Folge unredlicher Münzpolitik oder mangelhafter Technik ganz hinweggefallen oder doch auf ein geringes Maß zurückgeführt; zugleich hat der Verkehr so an Ausdehnung gewonnen und der Handel vermag jetzt so schnell Mangel und Ueberfluß auszugleichen, daß selbst bedeutende Veränderungen in localen Verhältnissen augenblicklich nur geringe Schwankungen hervorzurufen vermögen. Wenn auch geschwächt und minder heftig, machen sich aber dennoch fortwährend alle jene Arten von Schwankungen geltend, und sind in ihren Folgen vielleicht noch drückender als früher, da die Geldwirthschaft jetzt selbst in die untersten Schichten des wirthschaftlichen Verkehrs eingedrungen ist.

Es wäre daher gewiß als ein großer Gewinn zu betrachten, wenn endlich die Aufgabe, dieselben zu beseitigen oder ein besseres Preismaß aufzufinden, auch nur theilweise gelöst würde. Bis jetzt haben aber die Experimente der Staatsmänner, das Grübeln der Gelehrten und die Versuche Einzelner noch keine vollkommenen Ergebnisse geliefert, sondern theilweise sogar den naturgemäßen Zustand noch bedeutend verschlimmert.

Namentlich hat es nicht gelingen wollen, den Tauschwerth der edeln Metalle zu allen übrigen Gegenständen durch künstliche Mittel erheblich zu befestigen. Es vermag auch dies Streben nie, den gewünschten Erfolg herbeizuführen. Könnte man auch, was nie möglich sein wird, die Menge des umlaufenden Metalles nebst dessen Surrogaten im weitesten Sinne stets auf gleicher Höhe erhalten und vermöchte man zugleich die Stärke des Bedürfnisses nach den Circulationsmitteln unbeweglich zu bannnen, so würde der Tauschwerth der edeln Metalle im Verhältniß zum Durchschnitt des Tauschwerths aller übrigen Waaren und zum Tauschwerth der einzelnen Waaren doch nur dann allen Schwankungen entzogen werden können, wenn man auch bei

diesen die Verhältnisse von Nachfrage und Angebot zu fesseln verstände.

Eine sehr bedeutende Schule freilich, nämlich die Anhänger der currency doctrine, welche hauptsächlich durch Lord Overstone vertreten wurde, hat dennoch versucht, ein System aufzustellen, wodurch wenigstens einigermaßen die Stabilität des Tauschwerths der edeln Metalle gesichert werden soll. Der Preis der Waaren, so nahm man an, richte sich nach der Menge der vorhandenen Umlaufsmittel. Beim rein metallischen Geldwesen, folgerte man weiter, werde durch dieses volkswirthschaftliche Naturgesetz die gleichmäßige Höhe des Metallwerths im einzelnen Lande herbeigeführt, indem Ueberfluß von Metall die Preise der Waaren steigere und so die Einfuhr von Waaren und die Ausfuhr des Metalles befördere, während Mangel an Metall grade das Gegentheil bewirke. Dieses naturgemäße Verhältniß werde aber durch ungeregelte Ausgabe von Banknoten gestört. Um dies zu verhindern und die Stabilität der Preise zu sichern, müsse daher auf dem Wege der Gesetzgebung dafür gesorgt werden, daß die Vermehrung und Verminderung der Umlaufsmittel auch ferner ganz so erfolge, wie sie beim rein metallischen Geldwesen eintreten würde. Es müsse daher bestimmt werden, daß die Höhe der Notenemission sich nach der Größe des Baarvorraths richte und gleichen Schritts mit diesem erweitert oder eingeschränkt werde. Diesen Principien gemäß wurde auch wirklich von R. Peel 1844 eine Bankacte entworfen, welche von dem Parlamente nach heftigen Debatten angenommen ist und trotz mannigfacher Anfeindungen noch jetzt in England besteht. Die Wirkung derselben konnte aber den Erwartungen in dieser Beziehung nicht entsprechen, da von den beiden Factoren, welche die Höhe des Tauschwerths bestimmen, der eine, das Angebot, nicht vollständig, der andere, die Nachfrage, aber gar nicht berücksichtigt war. Außer den Banknoten ersetzt ja der Credit noch sonst in mannigfacher Gestalt die edeln Metalle und es wird die Einschränkung der Banknotenausgabe erfahrungsgemäß durch größere Ausdehnung des Wechselgeschäfts oft ganz paralysirt. Außerdem ist das Bedürfniß des Verkehrs nach Umlaufsmitteln nicht immer gleich stark und die Nichtberücksichtigung dieses Umstandes in der englischen Bankacte hat mehr als einmal gedroht, schweres Unheil für die englische Handelswelt herbeizuführen. Namentlich beim Eintritt einer Handelskrise kann durch die Verhältnisse und namentlich durch das Zurückhalten großer Massen in einzelnen Händen die sonstige Nachfrage plötzlich in außerordentlichem Grade gesteigert werden. Statt aber die dadurch herbeigeführte Geldnoth durch erweiterte Gewährung von Credit lindern zu können, ist nach der Bankacte die Bank von England meist gezwungen, ihre Geschäfte einzuschränken und einen großen Theil der Noten dem Verkehre zu entziehen. Wäre zu solchen Zeiten und namentlich bei der letzten Krise immer streng an den Bestimmungen der Acte festgehalten und gleichzeitig mit der Abnahme des Baarvorraths auch die Notenemission fortwährend eingeschränkt, so würde das allgemeine Unglück noch bedeutend vergrößert sein. Glücklicherweise hat aber bis jetzt der praktische Sinn der Engländer bei solcher Gelegenheit noch jedesmal das System der Theorie durchbrochen und die Suspendirung der Bankacte herbeigeführt, wodurch immer sogleich die Heftigkeit der Krise gemäßigt wurde.

Manche Gelehrte dagegen, denen bei ihren wissenschaftlichen Untersuchungen das Schwanken des Tauschwerths der edeln Metalle zu den übrigen Waaren besonders stark in die Augen fiel, verzweifelten ganz an der Stabilität des Tauschwerths der edeln Metalle und suchten ein zweckmäßigeres Preismaß aufzufinden. Besonders wurde von ihnen die Arbeit und das Getreide vorgeschlagen. Die Arbeit aber, mag man darunter den Arbeitslohn, wie Ad. Smith, oder das Product der Arbeit eines Tages, wie Ricardo, verstehen, unterliegt nach Ort und Zeit, nach Kraft und Geschicklichkeit des Arbeiters augenfällig so erheblichen Verschiedenheiten, daß dessen Betrag wohl Gegenstand interessanter Beobachtungen sein kann, aber zum Preismaß schon deshalb ganz untauglich erscheinen muß. Günstiger sind die Verhältnisse beim Getreide. Dies befriedigt stets ein gleichmäßiges Bedürfniß und die Verschiedenheit der Ernteerträge gleicht sich in langen Zeiträumen ziemlich aus. Dabei hat es den großen Vorzug, daß bei ihm die Nachfrage sich allmälig nach dem Angebote regulirt, da mit Zunahme der Getreideproduction auch die Anzahl der Bevölkerung zu steigen pflegt und ein dauernder Rückschlag in den Ernteerträgen nothwendig eine entsprechende Verminderung der Consumenten herbeiführen muß. Das Getreide ist deshalb für wissenschaftliche Forschungen ein höchst wichtiger Preismaßstab und auch für manche praktische Zwecke sehr brauchbar. So wird es sehr zweckmäßig sein, stets wiederkehrende Leistungen und Renten für lange Zeiträume in Getreide oder, wenn es möglich ist, nach dessen Durchschnittspreisen in den betreffenden Vorjahren auszubedingen. Der allgemeinen Anwendung als Preismaßstab im Verkehre steht aber neben dem erheblichen Schwanken des Getreides in kurzen Zwischenräumen hauptsäch-

lich der Uebelstand entgegen, daß ihm beinahe alle die Eigenschaften mangeln, welche ein Tauschgegenstand nothwendig besitzen muß. Und die Vereinigung jener beiden Functionen in einem Gegenstande ist für den Verkehr so wichtig, daß dadurch die für lange Zeiträume geringere Stabilität des Tauschwerths der edeln Metalle mehr als aufgewogen wird.

Andere Dinge als Arbeit und Getreide, die auch wohl einzeln als Preismaß vorgeschlagen sind, entsprechen noch weniger den zu stellenden Anforderungen, und man wird daher voraussichtlich im Verkehre stets auf die Benutzung der edeln Metalle angewiesen bleiben. Dieselben sind auch in den jetzigen Verhältnissen nicht so schlecht zum Preismaßstab geeignet, wie ihnen häufig vorgeworfen ist. Man hat mit Bangen auf die verstärkte Benutzung des Credits geblickt und gefürchtet, daß namentlich durch die Vermehrung der Banknoten, welche in letzter Zeit fast überall eingetreten ist, ein Sinken der Preise bewirkt werden müsse. Allein die Erweiterung des ganzen Creditwesens ist durchaus an die Entwicklung des Verkehrs gebunden. Es kann ohne diesen sich nicht ausdehnen und muß mit ihm sich wieder einschränken. Anstatt daher die Stabilität des Tauschwerths der edeln Metalle zu gefährden, dient die Benutzung des Credits vielmehr zur größern Sicherung, da durch sie dem steigernden Einflusse, welchen die Ausdehnung des Verkehrs ausübt, zweckmäßig entgegengewirkt wird. Gerechtfertigter könnten die Befürchtungen erscheinen, welche an die Entdeckung der californischen und australischen Goldfelder geknüpft wurden; denn ohne durch das Bedürfniß direct herbeigeführt zu sein, wurde dadurch alsbald die Masse des vorhandenen Vorraths an Metallen außerordentlich gemehrt. Da aber, wie die Erfahrung gezeigt hat, selbst eine solche Umwälzung in den Productionsverhältnissen der edeln Metalle nur einen geringen Einfluß auf den Tauschwerth auszuüben vermochte, so ist dadurch ein starker Beweis für dessen Stabilität gegeben. Wenn aber dereinst die Kenntniß der Erdoberfläche so weit fortgeschritten sein wird, daß solche unerwartet neue Entdeckungen nicht weiter zu befürchten sind und die Größe der Production sich nach dem durch das Bedürfniß geregelten Verhältnisse der Productionskosten richten muß, dann wird der Tauschwerth der edeln Metalle so befestigt sein, daß dessen allgemeine Stabilität in ruhigen Zeiten kaum Etwas zu wünschen übrig lassen wird. Locale Schwankungen freilich werden immer fortbestehen, allein deren Stärke und Heftigkeit muß mit der Zunahme der Schnelle und Lebhaftigkeit des Verkehrs gleichmäßig abnehmen. Diesen zu fördern und die Hemmnisse, welche dem Handel entgegenstehen, hinwegzuräumen, wird daher das beste Mittel sein, die Stabilität des Tauschwerths der edeln Metalle in dieser Beziehung noch weiter zu sichern.

Außer jenen Schwankungen, die im Ganzen auch weniger bemerkt werden, da man gewöhnlich diese Veränderungen Gründen zuschreibt, welche in den Conjuncturen der einzelnen Waaren liegen, bringt auch das nach Ort und Zeit so sehr verschiedene Tauschverhältniß der edeln Metalle zu einander mannigfache Uebelstände hervor. Die Vorzüge, welche ein jedes der edeln Metalle in verschiedener Beziehung besitzt, machen deren gleichzeitige Benutzung dem Verkehre fast zum nothwendigen Bedürfnisse und haben fast alle Staaten veranlaßt, beide zur Münze zu verwenden. In manchen Staaten, namentlich bis auf die neueste Zeit im größten Theile Deutschlands, legte man dabei ausschließlich das Silber als gesetzliches Preismaß zum Grunde und begnügte sich, daneben Goldmünzen auszuprägen, deren Tauschverhältniß man dem Handel zu regeln überließ. Da aber der Großhandel, für den die Goldmünze bestimmt war, und der kleine Verkehr, dem das Silbergeld hauptsächlich dienen sollte, sich im Leben nicht scharf trennen und vielfach ein wechselseitiger Austausch der Hauptumlaufsmittel stattfindet, so müssen die rasch erfolgenden Veränderungen in der Cursnotirung große Unsicherheit in die Geldverhältnisse bringen.

Um diesen Uebelstand zu beseitigen, ging man in andern Ländern, nämlich in den Vereinigten Staaten, Frankreich, Spanien, Rußland, und während des Zeitraums von 1825—1847 auch in Holland zur Doppelwährung über. Die Regierungen jener Länder glaubten durch die Allmacht des Gesetzes die Stetigkeit des Tauschverhältnisses erzwingen zu können. In der That wurden jene Länder durch diese Bestimmung den nachtheiligen Einflüssen zeitweiliger kleiner Schwankungen im Tauschverhältnisse der edeln Metalle fast ganz entzogen, größere Schwankungen dagegen mußten sich dort doppelt fühlbar machen. Sank das Silber in dem Grade, daß die Differenz zwischen dem factischen und gesetzlichen Preisverhältnisse die Umprägungskosten mehr als deckte, so wurden alle Zahlungen wo möglich in Silber gemacht und Gold verschwand aus dem Verkehre. Sank dagegen das Gold in dem eben angegebenen Grade, so mußte dieses allmälig das beinahe ausschließliche Zahlmittel werden. In beiden Fällen aber, es mochte das Gold oder das Silber im gegenseitigen Verhältnisse sinken, mußten die Gläubiger die volle Differenz verlieren, ohne sich gegen

einen solchen Verlust vorher sicher stellen zu können.

So schwere Uebelstände, deren Härte durch die Erfahrung vielfach bewiesen ist, haben jetzt auch allgemein bei Theoretikern wie Praktikern die Ueberzeugung festgestellt, daß eine solche Doppelwährung dem Verkehre mehr schade als nütze. Manche Theoretiker glaubten jedoch die Vortheile der Doppelwährung wenigstens theilweise erreichen zu können, ohne die Nachtheile derselben befürchten zu müssen. Einen solchen Mittelweg hat man in neuester Zeit in Deutschland auf der Wiener Münzconferenz im Januar 1857 auch praktisch einzuschlagen versucht. Man beschloß dort, gleichzeitig das Silber sowohl wie das Gold zur Münze zu benutzen, trennte aber sehr scharf die Goldwährung von der Silberwährung, legte das Silbergeld dem Münzwesen zu Grunde, verlieh der Goldmünze den Charakter einer Handelsmünze und traf mehrfache Bestimmungen, um auch für die Zukunft die allmälige Einbürgerung einer Doppelwährung zu verhüten. Um dagegen die Nachtheile einer solchen scharfen Trennung zu vermeiden, überließ man den einzelnen Regierungen, halbjährig oder in kürzern Zwischenräumen nach dem Handelscurse der Vorzeit zu bestimmen, wie hoch die Goldmünze an den Staatscassen angenommen werden solle. Große Hoffnungen scheint man aber auf den Einfluß solcher Cassencursbestimmungen nicht setzen zu dürfen. Auf das Tauschverhältniß des Goldes und Silbers im Großen werden dieselben eben so wenig wie die gesetzliche Fixirung des Tauschverhältnisses dauernd einwirken können, und es ist sogar zweifelhaft, ob sie selbst in localen Kreisen bedeutend auf den Handelscurs einwirken werden. Ist Letzteres nicht der Fall, so kann die Staatscasse wegen der Differenz zwischen dem Staats- und Handelscurse große Verluste erleiden und selbst für die locale Stabilität ist Nichts gewonnen. Werden die Cassencursbestimmungen aber das locale Tauschverhältniß wesentlich regeln, so wird die Lage des Verkehrs eher verschlimmert als verbessert, denn an die Stelle des durch die Handelsconjuncturen bewirkten langsamen, allmäligen Steigens und Fallens muß dann ein halbjähriges, ruckweises Aendern treten. Allerdings ist es denkbar, daß der Cassencurs in steter Beweglichkeit dem jedesmaligen localen Handelscurse augenblicklich folge, aber dadurch kann die Stabilität des gegenseitigen Tauschverhältnisses des Goldes und des Silbers natürlich nicht gefördert werden.

In England dagegen ergriff man ein Auskunftsmittel, welches fast vollständig seinem Zwecke entspricht und das zugleich, wie sich später ergeben wird, noch andere Vorzüge darbietet. Auf den Vorschlag Newton's, welcher damals der Münzstätte vorstand, erhob man das Gold zur gesetzlichen Wertheinheit, fixirte das Tauschverhältniß des Silbers zu diesem sehr niedrig, beschränkte die Ausprägung des Silbers auf das durch den kleinen Verkehr streng gebotene Bedürfniß und erklärte dasselbe nur für Summen bis zu vierzig Schilling zum gesetzlichen Zahlmittel. Dadurch hat allerdings alles englische Silbergeld den Charakter von Scheidemünze erhalten, allein ein großer Nachtheil ist damit nicht verbunden, da die Brauchbarkeit des Silbergeldes, das hauptsächlich für den kleinen Verkehr bestimmt ist, nicht sehr darunter leidet, daß ihm nur so weit volle Geltung gesichert ist, wie der Credit und das Ansehen des Staates reicht. Jedenfalls wird aber diese geringe Unbequemlichkeit vollständig aufgehoben durch den bedeutenden Vortheil, für den großen wie den kleinen Verkehr nur ein Preismaß zu besitzen. Die Schwankungen im gegenseitigen Tauschverhältnisse der edeln Metalle verlieren dadurch ihren störenden Einfluß auf den Verkehr und bleiben nur ein Gegenstand der Handelsspeculation.

Eine ganz eigenthümliche Stellung hatte allmälig das Goldgeld im preußischen Münzwesen erhalten, die der Merkwürdigkeit wegen näher dargelegt werden mag. Noch im Münzgesetze vom 30. September 1821 wurde die Goldwährung und die Silberwährung scharf getrennt und kein festes Verhältniß zwischen beiden festgesetzt. Zur Bequemlichkeit für den Verkehr wurde dann durch Cabinetsordre vom 21. November 1831 verfügt: „daß bei allen an die Staatscasse in Silbergeld zu leistenden Zahlungen der Friedrichsd'or zu dem festen Curse von 5⅔ Thaler angewendet und angenommen werden dürfe.“ Damals war das hierbei zu Grunde gelegte Werthverhältniß zum Silber 1 : 15,69, noch etwas niedriger als das im Verkehr gleichzeitig geltende von 1 : 15,72. Seitdem sank der Handelscurs des Goldes bedeutend, jene Cabinetsordre aber wurde niemals aufgehoben. Dadurch erhielt das preußische Goldgeld, wenn nicht gesetzlich, so doch factisch auf Grund des Staatscredits einen höhern Tauschwerth, als es der Metallwerth rechtfertigte. Als zweckmäßig ist ein solches Verhältniß aber keineswegs zu betrachten. Um dem Friedrichsd'or den hohen Curs dauernd zu sichern, mußte die Ausprägung desselben auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl beschränkt bleiben und konnte schon deshalb dem großen Verkehre keine wesentliche Erleichterung gewähren. Außerdem leistet im inländischen Verkehre und so weit der Credit des preußischen Staates reicht, das papierne Geldzeichen bessere Dienste

als der Friedrichsd'or, der theilweise auch nur Werthzeichen ist; dort aber, wo man wegen mangelnden Zutrauens das preußische Papiergeld nicht annahm, konnte auch das preußische Goldgeld nicht höher als zum Metallwerthe verausgabt werden. Wie wenig das preußische Goldgeld seinem Zwecke, dem größern Verkehre zu dienen, entsprach, bewies die starke Benutzung fremden Goldgeldes durch den preußischen Handelsstand. Es ist daher ein großer Gewinn, daß auf der Wiener Münzconferenz die Beendigung dieses künstlichen Zustandes vereinbart ist.

Alle jene Uebelstände, welche aus den verschiedenen Schwankungen der edeln Metalle entsprangen und theilweise durch Maßregeln der Regierungen noch verstärkt werden, sind jedoch kaum zu vergleichen mit dem Unheil, welches das Schwanken des Metallgeldes zu den edeln Metallen in den Zeiten, wo die Münze von den Berechtigten als nutzbares Regal aufgefaßt wurde, herbeigeführt hat. Die Verwirrung im Münzwesen, die Unsicherheit im Verkehr hatte damals einen so hohen Grad erreicht, daß allgemein das Bedürfniß nach festerer Gestaltung auf's Tiefste empfunden wurde. Die Literatur jener Zeiten ist überreich an Schriften nicht allein von Rechtsgelehrten, sondern auch Philosophen, ja selbst Theologen und Medicinern, welche jenes Unwesen bekämpfen und, Jeder auf seine Weise, Mittel zur Abhilfe vorschlagen. Aber die Mächtigen waren nur schwer zu überzeugen, daß der augenblickliche kleine Gewinn auch ihnen endlich mittelbar zum größern Nachtheile gereiche, und alle jene, wenigstens gut gemeinten Vorschläge blieben unausgeführt.

Glücklicher als jene schriftstellerischen Bestrebungen waren die praktischen Versuche des Handelsstandes. Dieser, welcher sich freilich durch jene Münzverwirrung am meisten beengt fühlte, fand endlich in der Begründung von Girobanken ein wirksames Gegenmittel. Es vereinigten sich zunächst in Amsterdam und nach dessen Beispiel in Hamburg und andern Handelsstädten die Kaufleute, deponirten bei einem gemeinschaftlichen Cassirer möglichst vollhaltige Münze und berichtigten ihre gegenseitigen Forderungen durch Anweisung auf diesen, ohne die Zahlung wirklich zu vollziehen. Trotz mannigfacher Anfeindungen und schwerer Kämpfe mit den Regierungen gelang es dem Handelsstande, dieser Einrichtung Anerkennung zu verschaffen und gesetzliche Billigung nebst manchem Privileg für dieselbe zu erwirken. Dadurch wurden die nachtheiligen Einflüsse der Münzschwankungen auf diese Handelskreise sehr gemindert, ja sogar ganz aufgehoben, als man später dazu überging, statt des Metallgeldes eine entsprechende Quantität ungeprägten Metalles einzuzahlen, und diese (Mark Banko bei der Hamburger Bank) als Wertheinheit zu Grunde zu legen.

Die Banken standen jedoch nicht Jedem zur Benutzung offen, konnten daher nicht allgemein, sondern nur für die betreffenden Kreise als Auskunftsmittel dienen. Auf die übrigen Kreise und namentlich auf den kleinen Verkehr, für den jenes Auskunftsmittel überhaupt zu schwerfällig ist, drückte fortwährend in gleichem Grade die Münzverwirrung, und war noch fühlbarer, da man nun in Folge der Cursnotirungen des Bankgeldes die Schwankungen des Metallgeldes zu den edeln Metallen ablesen konnte. Endlich sahen denn auch die verschiedenen Regierungen das Verderbliche ihrer frühern Münzpolitik ein, hörten wenigstens auf, das in den natürlichen Verhältnissen begründete Schwanken noch zu verstärken und waren sogar mannigfach bemüht, alles Schwanken zwischen Metall und Münze möglichst zu beseitigen. Namentlich haben die Regierungen des größten Theils von Deutschland sich in neuester Zeit auf der Wiener Münzconferenz vereinbart, die groben Münzen möglichst vollhaltig auszuprägen, und in Betreff der groben Silbermünze sich verpflichtet, dieselben niemals gegen den ihnen beigelegten Werth herabzusetzen, sie vielmehr auch im abgenutzten Zustande stets bei den Cassen zum vollen Werthe anzunehmen und dieselben, wenn sie in Folge längerer Circulation und Abnutzung eine erhebliche Verminderung des ihnen ursprünglich zukommenden Metallwerthes erlitten haben, allmälig zum Einschmelzen einzuziehen. In Betreff der Goldmünze hat man eine solche Verpflichtung der Annahme zum vollen Werthe auch im abgenutzten Zustande nicht übernommen, sondern die Berücksichtigung eines Mindergehalts, welcher mehr als das Passirgewicht ($2\frac{1}{2}$ Tausendtheile) beträgt, ausdrücklich ausgesprochen und nur festgesetzt, daß solche abgenutzte Geldstücke, wenn sie zu Zahlungen bei öffentlichen Cassen verwandt sind, nicht wieder von diesen dem Verkehr übergeben werden sollen. Zugleich wurde zur Verhütung von Unordnungen durch übermäßige Ausgabe von Scheidemünze festgesetzt, es solle in den einzelnen Staaten nicht mehr Silber- oder Kupferscheidemünze in Umlauf gesetzt werden, als für das Bedürfniß des eigenen Landes zu Zahlungen im kleinen Verkehr und zur Ausgleichung erforderlich sei, dieselbe jederzeit gegen grobe Silbermünze bei bestimmten Cassen einlösbar sein und Niemand genöthigt werden, eine Zahlung, welche den Werth der kleinsten groben Münze erreiche, in Scheidemünze anzunehmen.

Da man voraussetzen darf, daß die einzelnen Regierungen dem sich etwa fühlbar machenden vermehrten Bedürfnisse des Verkehrs rasch durch verstärkte Ausprägung ent-

sprechen werden, und dies um so mehr, als die Prägung unter solchen Umständen für sie mit finanziellen Vortheilen verbunden ist, und da durch jene Bestimmungen die stete Vollgiltigkeit der Scheidemünze und der Vollgehalt der Goldmünze gesichert erscheint, so werden diese beiden Münzsorten fortan im Tauschverhältnisse kaum von ihrem Nennwerth abweichen können. Nicht so günstig liegen die Verhältnisse bei der groben Silbermünze, der Grundlage unsers Münzwesens. Zwar ist die Einziehung derselben bei „erheblicher“ Minderung des Metallwerths in Aussicht gestellt, allein „erheblich“ ist ein sehr dehnbarer Begriff, und die Ausführung einer solchen Maßregel nicht allein mit bedeutenden Kosten, sondern auch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Ehe eine solche Einziehung beschlossen und ausgeführt ist, kann leicht der Tauschwerth sämmtlicher Münzen, da sämmtliche gesetzlich gleich stehen, so gesunken sein, daß das Einschmelzen der bessern Stücke sich als äußerst vortheilhaft erweist und in ausgedehnter Weise vor sich geht. Ist dies aber geschehen, so ist, wie die Erfahrung gezeigt hat, eine Hebung des Münzwesens unter Beibehaltung des alten Münzfußes kaum möglich. Schon früher waren manche Regierungen redlich bestrebt, die Münze vor dem Sinken dem Metalle gegenüber zu bewahren und den bestehenden Münzfuß aufrecht zu erhalten, allein ihre Bemühungen sind ihnen in den Ländern der Silberwährung noch nirgends gelungen, und selbst auf der Wiener Münzconferenz mußten sämmtliche Regierungen in dem Uebergange zu dem 30 Thaler-, beziehungsweise 45 und 52½ Guldenfuße das Sinken der Münze anerkennen. Nach solchen Erfahrungen muß der Zweifel an der Wirkung jener übernommenen Verbindlichkeit vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

Weit zweckmäßiger und sicherer vermochte man in England mittelst der Goldwährung, welche zunächst nur gewählt war, um durch die Trümmer des alten Münzsystems im Wiederausbau eines geordneten Geldwesens nicht beengt zu werden, dem Schwanken der Münze zum Metalle entgegenzuwirken. Um das Steigen der Münze über ihren Metallwerth zu verhüten, hat man dort bestimmt, daß das rohe Metall in den Münzstätten des Staats kostenlos ausgeprägt werde, und zu noch größerer Erleichterung für den Verkehr die Einrichtung getroffen, daß man jederzeit für rohes Metall, nach Abzug einer Vergütung für den Zinsenverlust während der Zeit des Ausprägens, vollhaltige Münze erhalten kann. Ein bedeutendes Sinken der Münze unter den Nennwerth wird dagegen durch die stete Garantie ihrer Vollhaltigkeit beinahe unmöglich gemacht. Diese Garantie wird durch die fortwährende Controle der Bank von England vermittelt. Jedes Goldstück nämlich, welches in die Bank, das Herz des englischen Geldverkehrs eingeht, wird mittelst einer sinnreichen Vorrichtung gewogen, und falls es 1½ Procent von seinem ursprünglichen Metallwerthe (¾ Gr. beim Lst.) verloren hat, dem Zahlenden zerschnitten zurückgegeben. Die Kosten, welche dem Staate durch dies System entstehen, werden durch den Gewinn, welchen derselbe aus der geringhaltigern Ausprägung des Silbergeldes zieht, theilweise gedeckt und der Verlust, welcher das Publicum trifft, ist nicht sehr erheblich. Derselbe berechnet sich auf etwa 6000 Lst. jährlich, eine Einbuße, welche zu den großen Vortheilen, die dem ganzen Verkehre gewährt werden, in keinem Verhältnisse steht.

Wenn auch nicht als vollkommenes Mittel gegen alle Schwankungen, empfiehlt sich also nach den gemachten Erfahrungen die Annahme der Goldwährung nicht allein zur Verhütung der aus dem Preisschwanken zwischen den beiden edeln Metallen entspringenden Uebelstände, sondern auch als sicheres und zweckmäßiges Gegenmittel gegen jedes bedeutende Schwanken der Münze zum Metalle. Diese an sich schon gewichtigen Momente werden noch durch andere Vorzüge des Goldes vor dem Silber unterstützt. Es besitzen allerdings beide Metalle in hohem Grade die für einen Tauschgegenstand erforderlichen Eigenschaften, allein es herrschen auch zwischen ihnen Verschiedenheiten, die zwar anscheinend gering sind, und deren Folgen im einzelnen Falle sich kaum fühlbar machen, die aber doch bei der so großen Ausdehnung des Gebrauchs schwer in's Gewicht fallen und eine Berücksichtigung wohl verdienen. Beide Metalle besitzen eine große Dauerhaftigkeit, doch oxydirt Gold weniger leicht als Silber. Beider Tauschverhältniß zu den übrigen Gegenständen ist ein sehr hohes, doch für das Gold noch bedeutend günstiger als für das Silber. Beide Metalle haben ein großes specifisches Gewicht, doch ist das des Goldes 19, während das des Silbers nur 10 beträgt. Die größere Widerstandsfähigkeit des Goldes gegen die Einflüsse des Sauerstoffs und die dadurch herbeigeführte größere Dauerhaftigkeit läßt die Goldstücke weniger rasch abnutzen und macht daher deren Gebrauch minder theuer. Der im Verhältniß zum Werthe und zum Gewichte bedeutend geringere Umfang des Goldes stellt die Prägungskosten desselben bei gleichen Werthen um ein Bedeutendes niedriger als beim Silber und erleichtert zugleich die Aufbewahrung und den Transport. Der hohe Werth der einzelnen Goldstücke läßt zudem eine Prüfung derselben im Verkehre eher thunlich erscheinen und das Resultat derselben ist ein sichereres

als beim Silber, da das hohe specifische Gewicht des Goldes dies mehr als jenes von andern Gegenständen unterscheidet. Diesen Vorzügen des Goldes steht nur die in dem größern Umfang begründete größere reelle Theilbarkeit des Silbers gegenüber, ein Vorzug, der aber nicht zu hoch anzuschlagen ist, da auch die Länder der Silberwährung der Scheidemünze nicht ganz entbehren können und eine vernünftige Gesetzgebung und richtige Münzpolitik die möglichen Nachtheile großer Scheidemünze sehr zu vermindern vermögen.

Seitdem diese überwiegenden Vorzüge der Verwendung des Goldes zur Grundlage des Münzsystems durch die Erfahrung Englands auch praktisch sich bewährt haben, sind bereits manche andere Länder, namentlich Portugal und Brasilien, dem Beispiele Englands gefolgt, und die Länder der Doppelwährung, welche durch die Verhältnisse schon gezwungen waren, factisch zur Goldwährung überzugehen, werden demnächst auch gesetzlich dieselbe anerkennen müssen. Durch eine solche Ausdehnung des Gebiets der Goldwährung und die steigende Bedeutung, welche das Gold als Handelsmünze aller Länder erhält, wird dann die Stabilität desselben im Tauschwerth zu allen übrigen Waaren, die man jetzt vielfach bezweifelt, bedeutend gestärkt werden, während die Stabilität des Silbers in gleichem Grade durch Beschränkung des Gebrauchskreises verlieren muß.

Der Uebergang zur Goldwährung ist allerdings mit manchen Uebelständen verbunden, da das Münzwesen weithin in manche Zustände eingreift und eine Umwälzung desselben die Aenderung mancher Verhältnisse im Gefolge hat, die sich bereits fest eingebürgert hatten. Solche Rücksichten werden auch auf der Wiener Münzconferenz die Beibehaltung der alten Silberwährung entschieden haben. Allein alle jene Uebelstände sind nur vorübergehend und die Summe derselben, auch noch so hoch verzinst, steht in keinem Verhältnisse zu den stets fortwirkenden Vortheilen der Goldwährung, zu der wir doch früher oder später übergehen müssen. Die Liebhaberei der Chinesen für das Silber wird uns zwar nicht, wie Manche glauben, dazu zwingen, denn die Circulationsmittel werden für uns stets ein größeres Bedürfniß bleiben als die von dorther bezogenen Producte, und die Einfuhr dieser wird daher eher aufhören als eine Entblößung von jenen eintreten; aber vereinzelt vermögen wir dem allgemeinen Sturme nicht zu widerstehen und die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände muß die Vorzüge der Goldwährung zur Geltung bringen. Vielleicht hat diese Möglichkeit bei Schaffung der neuen Goldmünze bereits vorgeschwebt, denn diese ist wohl geeignet, wenn sie sich fest eingebürgert hat, als Anhaltspunkt für den Uebergang zu dienen und diesen zu erleichtern.

Ueber die Zeit und Art der Erfindung des Linnenpapieres.*)

Kein Theil der Res Diplomatica ist häufiger erörtert worden, als die Frage nach dem Ursprung des Linnenpapiers. Die Untersuchung ist anziehend wegen des großen Einflusses, welchen dieser Stoff auf die Fortschreitung der Wissenschaft und Civilisation gehabt hat, und kann auch dem Philologen nicht gleichgiltig sein, da sie das Mittel zur Altersbestimmung von Handschriften bietet.

Wehrs hält ein im Jahr 1308 geschriebenes Document als das älteste bekannte Exemplar von Linnenpapier, und da die Erfindung doch jedenfalls dem Niederschreiben des Documents vorausgegangen sein muß, so nimmt er das Jahr 1300 als das wahrscheinliche Datum derselben an. (Vom Papier, S. 309. 343.) Von Murr, Breitkopf, Schönemann u. A., die über diesen Gegenstand geschrieben haben, stimmen dieser Ansicht bei. Gotthelf Fischer (in Jansen's Essai sur l'origine de la gravure en bois et en taille-douce, Paris 1808, tome I. p. 357 — 385) citirt in seiner Abhandlung über Papierzeichen einen Auszug aus einem auf Linnenpapier 1301 geschriebenen Bericht. Das Zeichen desselben ist ein Kreis, darüber ein Reis, an dessen Ende ein Stern sich befindet. Das Papier ist dick, fest und wohl genarbt; seine Wasserlinien und Wasserzeichen (vergures et pontuseaux) lassen sich deutlich unterscheiden.

Schwandner, Oberbibliothekar der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, rückt das Datum der Erfindung des Linnenpapiers viel höher hinauf. Derselbe fand unter den Urkunden des Klosters Göß in Obersteiermark eine ziemlich zerlumpte von nur sieben Zoll Länge und drei Zoll Breite, deren Werth er aber als seltsame Reliquie so hoch schätzte, daß er 1788

*) Aus James Yates classischem Werk Textrinum Antiquorum; An account of the art of weaving among the ancients; welches, weil nur in 250 Exemplaren abgezogen, auch nur in 6 bis 8 Exemplaren auf dem Continente verbreitet ist. Eine deutsche Uebersetzung von Dr. H. Jolowicz wird nächstens in den Buchhandel kommen. Die Red.

einen weitläufigen Bericht über seine Entdeckung in einem dünnen Quartbande unter folgendem Titel herausgab: „Chartam linteam antiquissimam, omnia hactenus producta specimina aetate sua superantem, ex cimeliis Bibliothecae Augustae Vindobonensis exponit Jo. Ge. Schwandner" u. s. w. Das Document ist ein Mandat des Kaisers Friedrich II., durch welches er dem Erzbischof von Salzburg und dem Herzoge von Oesterreich die Entscheidung eines Streites zwischen dem Herzoge von Kärnthen und dem Kloster Göß über das Eigenthum des letztern in Kärnthen überträgt. Schwandner weist nach, daß es in das Jahr 1243 zu setzen sei. Er sagt nicht, ob es Wasserlinien oder ein Wasserzeichen habe, schließt aber aus seiner Biegsamkeit und andern Eigenschaften mit voller Gewißheit, daß es Linnen sei. Obgleich bei der ersten Entdeckung dieses Documents einige Zweifel über seine Echtheit sich erhoben, so scheint es doch bei spätern Schriftstellern im Werthe gestiegen zu sein, und wir glauben, daß Schönemann, Ebert, Delandine und Horne mehr aus Unachtsamkeit, als aus Zweifel an seiner Echtheit es mit Stillschweigen übergangen haben. August Friedrich Pfeiffer hingegen trägt demselben in seiner Schrift „Ueber Bücherhandschriften, Erlangen 1810," S. 39 und 40, gebührende Rechnung.

Was nun die Umstände anbetrifft, welche zur Erfindung des jetzt gebräuchlichen Papiers leiteten, oder das Land der Erfindung, so findet man bei denen, die hierüber geschrieben haben, von Polydorus Virgilius bis auf den heutigen Tag Nichts als Vermuthungen und Geständnisse der eignen Unwissenheit. Wehrs und Andre nach ihm vermuthen, daß bei der Papierbereitung man zuerst entweder zufällig oder absichtlich leinene Lumpen unter baumwollene mischte, so daß ein theils leinenes, theils baumwollenes Papier erzeugt wurde, und daß dies allmälig zur Papierbereitung aus nur leinenen Lumpen führte. (Vom Papier, S. 183.) Wehrs sucht auch die Ehre dieser Erfindung für Deutschland in Anspruch zu nehmen; aber Schönemann (Diplomatik, Bd. 1, S. 494) weist dieselbe Italien zu, weil dort in dem Districte von Ancona vor dem vierzehnten Jahrhundert Baumwollenpapier in bedeutender Menge fabricirt wurde. Alle geben jedoch zu, daß das Ergebniß ihrer Untersuchungen nur ungenügend bewiesen sei.

Eine Bemerkung des arabischen Arztes Abdallatif, welcher Egypten im Jahre 1200 besuchte, wirft auf die Frage ein helles Licht. Er sagt nämlich,*) „daß aus dem in den Katakomben gefundenen und zur Einhüllung der Mumien gebrauchten Zeuge entweder Kleider gefertigt wurden, oder daß man es an die Schreiber verkaufte, die Krämerbücher daraus machten." Da wir des Breitern erwiesen haben, *) daß dieser Zeug Linnen sei, so scheint uns die Stelle aus Abdallatif ein entscheidender, aber bisher nicht angeführter Beweis für die Fabrication von Linnenpapier bereits im Jahre 1200.

Dieser Bericht stimmt merkwürdig mit dem, was wir aus verschiedenen andern Quellen wissen. Tychsen hat in seiner gelehrten Abhandlung über den Gebrauch des Papiers aus Papyrus (in Comm. reg. soc. Götting. Recent. IV. 1820) durch sehr viele Zeugnisse bewiesen, daß Egypten bis gegen Ende des elften Jahrhunderts ganz Europa mit dieser Art Papier versorgte. Es kam außer Brauch, als man Baumwollenpapier zu benutzen anfing. Die Araber hatten in Folge ihrer Eroberungen in der Bucharei um das Jahr 704 die Kunst der Baumwollenpapierbereitung erlernt, und durch sie oder die Saracenen kam die Kunst im elften Jahrhundert nach Europa. (Wehrs, vom Papier S. 131, 144. Breitkopf, S. 81.) Es ist daher nun auch im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Papierfabrikanten Egyptens mit der Bereitung des Baumwollenpapiers zu der Zeit bekannt wurden, als man aus den Katakomben große Massen Leinwand, den besten Stoff zur Papierbereitung, herausholte.

Alle diese Umstände zusammengenommen beleuchten und rechtfertigen die Aussage Abdallatif's. Daß die egyptischen Papierfabrikanten, denen reichlicheres und leichter zu beschaffendes Material als allen andern zu Gebote stand, großes Interesse an der Verbesserung ihres Artikels hatten, versteht sich von selbst; dies und das directe Zeugniß eines unbestritten wahrhaftigen und intelligenten Augenzeugen, für welches noch mehrere Nebenumstände sprechen, wirft auf die vielberegte Frage über den Ursprung des jetzt gebräuchlichen Papiers ein sehr helles Licht.

Zu diesem Beweise kommt noch folgende Stelle aus Petrus Cluniacensis in seinem Tractatus adv. Judaeos cap. V. in Max. Bibl. vet. Patrum tom. XXII. p. 1014: „Aber welche Art Bücher? Etwa solche, die wir täglich zum Lesen benutzen, und die durchweg aus Schaf-, Bock- oder Rinderhäuten, oder aus Papyrus, oder aus den Binsen des morgenländischen Sumpfrohrs, oder aus dem Bodensatz (Abschabsel) alter Lumpen, oder aus sonst etwelchem ge-

*) Seite 188 der französischen Uebersetzung von Silvestre de Sacy und S. 221 der deutschen Uebersetzung von Wahl.

*) In § 67 des Buches.

meinen Stoffe gefertigt und mit den Federn der Vögel oder dem Rohr unsers Sumpfschilfes beschrieben sind.“ *)

Alle uns bekannten Schriftsteller über diesen Gegenstand vermuthen, mit Ausnahme von Trombelli, daß der Abt von Clugny mit der Phrase „aus dem Abschabsel alter Lumpen“ (ex rasuris veterum pannorum) nur auf wollene und baumwollene Lumpen, nicht aber auf linnene angespielt habe. Allein, da wir jetzt berechtigt sind, die Erfindung des Linnenpapiers in eine frühere Zeit zu setzen, und da die Erwähnung desselben bei Abdallatif den Schluß rechtfertigt, daß es in Egypten einige Zeit vor seiner Bereisung dieses Landes um 1200 bereitet wurde, so können wir mit Recht vermuthen, das Peter Cluniacensis, dessen angeführter Tractat um 1120 geschrieben sein soll, dasselbe Factum im Auge hatte. Die Aufzählung der zu Büchern benutzten Stoffe ist vollständig und genau; der Ausdruck: „ex rasuris veterum pannorum“ stimmt durchaus mit der Art und Weise, Papier aus linnenen Lumpen zu fertigen, keineswegs aber zu irgend einem uns bekannten Factum bei der Verwendung von wollenem oder baumwollenem Zeuge. Der einzige Einwurf, der gegen diese Ansicht geltend gemacht werden kann, ist, daß Peter von Clugny, als er diese Stelle schrieb, die Länder östlich von Frankreich nicht bereist hatte, also kaum mit den Gebräuchen und Producten Egyptens hinlänglich bekannt sein konnte, um irgendwie auf die neue Erfindung dieses Landes hinsichts der Papierbereitung anzuspielen. Indessen, wir wissen, daß die Abtei Clugny mehr als 300 von ihr abhängige Kirchen, Collegien und Klöster besaß, und daß mindestens zwei derselben in Palästina sich befanden und eines in Constantinopel. Der Verkehr, der demnach zwischen der Abtei Clugny und der Levante bestanden haben muß, kann wohl Peter's Bekanntschaft mit dem Factum erklären; und ich halte es daher für wahrscheinlich, daß er auf die egyptische Fabrication von Papier aus Mumienzeug anspielt, die hiernach im Anfange des zwölften Jahrhunderts erfunden sein muß. **)

Eine andere Thatsache, welche nicht nur zu dem bisher geführten Beweise stimmt, sondern das Datum der Erfindung noch etwas hinaufrückt, ist die Beschreibung der Handschrift Nr. 787 in Casiri's Bibliotheca Arabico-Hispana Escurialensis, tom. I. p. 235, welche eine arabische Uebersetzung der Aphorismen des Hippokrates enthält. Die Handschrift stammt wahrscheinlich aus Egypten oder dem Orient, hat das Datum 1100 und ist nach Casiri auf Linnenpapier, Chartaceus, geschrieben. „Codices chartacei,“ d. h. Handschriften auf Linnenpapier aus dem dreizehnten Jahrhundert, werden nicht selten in den Bücherverzeichnissen der Escurial-, der Nani- und anderer Bibliotheken erwähnt. Joseph Brooks Yates in West Dingle bei Liverpool besitzt ein schönes Manuscript einiger Homilien des Chrysostomos, das wahrscheinlich spätestens im dreizehnten Jahrhundert geschrieben wurde. Dasselbe ist auf Linnenpapier, in welchem die Wasserlinien nach beiden Richtungen deutlich wahrnehmbar sind. Das Wasserzeichen ist ein Thurm, dessen Größe und Gestalt der nebenstehende Holzschnitt wiedergibt. Aus dem Aussehen des Papiers könnte man schließen, daß die Form aus dünnen Stäben von Rohr oder einer andern Pflanze gefertigt war. Diese Stäbe können indeß auch metallne gewesen sein. Sie waren so dicht, daß auf den Raum eines Zolles siebenzehn Wasserlinien kommen, während die in rechten Winkeln gegen diese durchlaufenden Wasserlinien 1¼ Zoll von einander entfernt sind.

Die vorstehenden Thatsachen stimmen mit der schon längst von Prideaux ausgesprochenen Ansicht, daß Linnenpapier eine morgenländische Erfindung sei, „weil die meisten alten Manuscripte in arabischer und andern orientalischen Sprachen auf dieser Art Papier geschrieben seien,“ und daß dieses durch die Saracenen Spaniens zuerst nach Europa gebracht wurde. (Old and New Testament connected Part. I. ch. 7. p. 393. 3. edition, folio.)

*) Sed cujusmodi librum? Si talem quales quotidie in usu legendi habemus, utique ex pellibus arietum, hircorum, vel vitulorum, sive ex biblis, vel juncis orientalium paludum, aut ex rasuris veterum pannorum, seu ex qualibet alia forte viliore materia compactos, et pennis avium vel calamis palustrium locorum, qualibet tinctura infectis descriptos.

**) Gibbon's Behauptung (History V. p. 295 4. edit.) „die unschätzbare Kunst, Leinwand in Papier zu verwandeln, hat sich von der Fabrik in Samarkand über die westliche Welt verbreitet“ scheint ganz unbegründet.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Von der Amurmündung.

Zu wiederholten Malen haben wir unsern Lesern kurze Berichte über die Fortschritte der Colonisation und des Handels am Amur mitgetheilt, und namentlich darauf aufmerksam gemacht, daß Nikolajefsk, der bisherige Sammelplatz des Amurhandels, wahrscheinlich schon in kürzester Zeit von den südlicher gelegenen Orten Alexandrowsk und Sofiisk (s. „Neuestes aus der Ferne" des Märzheftes, „vom großen Ocean") aus seinem Range verdrängt werden würde. In dieser Ansicht bestärkt uns jetzt von Neuem der Bericht eines Augenzeugen, dem wir des allgemeinen Interesses wegen Einiges entnehmen wollen. Es fehlen Nikolajefsk, heißt es hier, durchaus die Bedingungen, die bei der vorauszusehenden schnellen Entwicklung des Handels und Verkehrs im reichen Amurthale und Sibirien für ein Emporium unerläßlich sind. Zuvörderst muß man es von Süden, durch den tatarischen Golf und Liman, mit engem Fahrwasser von 12 bis 14 Fuß Tiefe, zu erreichen suchen, die Auffahrt ist also, wenn gleich nicht in dem Grade gefährlich, wie bei der nördlichen Durchfahrt, doch schwierig und zeitraubend, und tiefer gehende Schiffe müssen erst in Castriesbai leichtern. Es hat ferner keinen Hafen, die Schiffe liegen 1½ Werst vom Ufer, mitten im Strome, in schlechtem Ankergrund und ohne allen Schutz. Endlich ist das Klima hier unverhältnißmäßig strenger als westlich und südlich von der Küste, nach Schrenk offenbar in Folge der Nähe des ochotzkischen Meeres, der in demselben wie im Liman bis in den Juni liegen bleibenden Eismassen, und der Ostwinde, welche im untern Amurthale im Frühjahr fast ausschließlich vorherrschen. Die Schifffahrt ist daher im Jahre nur für **vier** Monate möglich, in den andern acht wird jeder Verkehr seewärts durch einen starren Eisgürtel und Treibeis gehemmt. — Dagegen ist die in 51 Grad nördlicher Breite befindliche Castriesbai von unendlich günstigerer Lage, da die Schifffahrt hier sieben Monate im Jahr offen und eine Verbindung mit dem Amur, entweder durch den Kisisee oder direct per Eisenbahn (wie solche durch den russischen Ingenieur Romanoff schon vermessen), leicht ausführbar ist. Der Terminus derselben am Amur soll Djai, 28 Werst oberhalb Mariinsky, also ca. 320 Werst oberhalb Nikolajefsk, werden, und das Generalgouvernement in Irkutzk hat mit Genehmigung der Regierung in St. Petersburg diesen Hafen unter dem Namen „Djai" oder „Sophia" allen fremden Schiffen und Ladungen unter denselben Bedingungen, die für Nikolajefsk gelten, für offen erklärt. Auch sind schon in Sophia und Castriesbai die nöthigen Vermessungen und Karten beendet und der russisch-amerikanischen Compagnie und einigen Kaufleuten von Nikolajefsk sehr bereitwillig und unentgeltlich Grundstücke an diesen beiden Punkten überwiesen worden.

Eine Expedition nach den Nilquellen.

Miani, dessen phantasiereiche Vorstellung der Nilquellen wir unsern Lesern im „Neuesten aus der Ferne" des Märzheftes („Neue Conjuncturen über die Nilquellen") mittheilten, ist, wie die Blätter von Marseille melden, in Begleitung der Herren Poussel und Dumas aufgebrochen, um den von ihm bereits geschilderten „Dschebel Nebschief" nun

wirklich zu entdecken. Die Expedition soll bis Kartum den Nil hinauf gehen, von da sich aber nach dem Indischen Ocean wenden, um dann von Süden her auf einem der Ströme von Zanzibar, die Miani als Ausflüsse des von ihm geweissagten Sees im „Dschebel Redschief" betrachtet, diesen selbst zu erreichen. Ob Herr Miani so glücklich sein wird, hier Alles so zu finden, wie er sich's ausgedacht und zurecht gelegt hat, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls wünschen wir ihm den besten Erfolg.

Reisende in der Sahara.

Seit Dr. Barth's denkwürdiger Reise ist die Sahara von verschiedenen tüchtigen Reisenden besucht worden. Augenblicklich sind es unsers Wissens namentlich vier, welche sich dort auf Forschungsreisen befinden. Baron von Krafft, der unter dem Namen Hadj Skander reist, wird jetzt wohl Timbuktu, das Ziel seiner Reise, erreicht haben, ebenso Mac Carthy. Dr. Cuny, dessen letzter Bericht, an den Grafen d'Escayrac de Lauture aus Kordofan, vom 25. Mai 1858 datirt, wird wohl längst in Darfur angekommen sein, wenn er nicht schon von dort wieder weggegangen ist. Der vierte Reisende ist Henri Duveyrier, ein talentvoller junger Franzose, der sich Studien halber lange in Deutschland aufgehalten und schon mehrere Reisen in der algierischen Sahara gemacht hat. Ausgerüstet mit den Rathschlägen A. v. Humboldt's, Barth's und Petermann's hat er in den letzten Tagen des April seine Reise angetreten, deren Dauer er auf ungefähr zwei Jahre festgesetzt hat.

Suez und Nicaragua.

Wenn die neuesten Zeitungsberichte wahr sind, so haben wir der endlichen Realisirung der großen Canalprojecte von Suez und Nicaragua entgegenzusehen. Der „Times" wird von D. A. Lange berichtet, daß am 25. April die ersten Arbeiten am Suezcanal begonnen worden seien, während man aus Nicaragua schreibt, daß der Franzose Belly im Beisein der Präsidenten Martinez und Mora am 29. März in San Carlos den Grundstein zu seinem projectirten, beide Oceane verbindenden Canale gelegt habe.

Das Alter des australischen Continents.

Die Frage, welcher geologischen Bildungsperiode das Festland Australien angehöre, ist in neuester Zeit wiederum mehrfach zur Sprache gekommen, namentlich auf die Untersuchungen Dr. Hochstetter's hin. Der ziemlich allgemein verbreiteten Ansicht, daß Australien der jüngste Continent sei, widersprechen die neuerdings in nicht unbedeutender Anzahl aufgefundenen fossilen Thierreste. Ueberraschend war das Resultat, daß sich neben großen Pflanzenfressern auch die Reste von großen Fleischfressern fanden, neben gigantischen Känguruh's auch große Dasyurusarten. Den Bemühungen Clarke's, Wall's und Leichhardt's gelang es, aus den fossilen Knochen, welche der Ansiedler Turner im Jahr 1847 nach Sidney gebracht hatte, einen bis auf einige hintere Theile vollständigen kolossalen Schädel von 4 Fuß Länge zusammenzusetzen, den berühmten Schädel von Diprotodon australis Owen. Damit war ein ausgestorbener Thierkoloß nachgewiesen, ein Thier, das 10 bis 16 Fuß Höhe erreicht haben muß und das paläontologische Aequivalent unserer diluvialen Dickhäuter in Europa ist. Es ist oftmals darauf aufmerksam gemacht worden, daß die australische Fauna und Flora in ihrer Form von den Faunen und Floren der übrigen Welt so merkwürdig verschiedene Charaktere und Formen zeigen, wie sie in Europa die jurassische Periode oder im Allgemeinen die Secundärzeit charakterisiren. Man hat deshalb Australien einen Continent genannt, der die Entwicklungsperioden der übrigen Continente nicht durchgemacht. Die Resultate der geologischen Untersuchungen in Australien scheinen diese Ansicht zu bestätigen, aber nicht in dem so allgemein verbreiteten irrigen Sinne, daß Australien ein junger Continent ist, der alle jene Entwicklungsperioden eigentlich erst noch durchzumachen hätte, sondern im Gegentheil in dem Sinne, daß Australien ohne Zweifel der älteste von allen Continenten der Erde ist, das in seiner jetzigen Gestalt am frühesten gebildete Festland, so daß seine jetzige Fauna und Flora in directer Abstammung den ältesten Stammbaum aufzuweisen hat. „Während Alles in den Küstenländern," sagt Dr. Karl Müller, „darauf hindeutet, daß grade Neuholland einer der ältesten Erdtheile und derjenige sei, auf welchem sich noch mehr als in den übrigen Continenten aus früheren Schöpfungszeiten erhalten habe, entspricht das Innere den jüngst aus den Meeresfluthen gehobenen Ländern. Diesen Widerspruch begreiflich zu finden, bleibt nur die Annahme übrig, daß Neuholland zuerst als ein Ring aus dem Meere gehoben wurde, weit später erst der innere Theil nachfolgte, dessen Salzwasser im Laufe der Millionen Jahre zum größern Theile verdunstete, zum Theil noch in unzähligen Salzseen vorhanden ist (s. „Neuestes aus der Ferne" im April- und Maihefte: „Die neuesten Entdeckungen in Südaustralien"), oder theilweise auch in einen centralen Binnensee abfloß, der vielleicht noch existiren dürfte."

Briefe aus dem Kafferlande.

Von

Dr. Heinrich Oppermann,
Feldprediger der deutschen Legion.

XI.

So endete die Rebellion von 1815, über deren Ausgang man von Anfang nicht in Zweifel sein konnte. Wie sie aus den wilden ungezügelten Leidenschaften Einzelner entsprang, die sich der Macht des Gesetzes nicht unterwerfen wollten, so konnte man billigerweise auch kein anderes Urtheil von Seite der Regierung erwarten, das zwar in aller Form Rechtens war, aber doch, den Zeitumständen angemessner hätte sein und eine mildere Fassung erwarten lassen sollen. Es gilt auch hier der Ausspruch: Victrix causa Diis placuit sed victa Catoni. Viele Gefühle wurden durch diese unkluge Maßregel der Regierung so tief verletzt, daß der Eindruck hiervon unzerstörbar in den Gemüthern haftete, ein Mißtrauen gegen die Regierung Wurzel griff, das nur die Zeit allmälig hätte heilen können. „Wir können nie vergessen, was auf Slachters Neck geschah," das war der Ausdruck der innersten Gefühle Vieler, nachdem schon eine Reihe von Jahren darüber weggegangen war.

Dieses Mißtrauen, ja diese feindselige Gesinnung gegen die bestehende Regierung wurde im Laufe der Zeit noch mehr gesteigert durch andere Ursachen, die die Interessen und Gefühle der Einwohner tief verletzend berührten und eine Unzufriedenheit hervorriefen, die sich immer mehr steigerte, bis der Zustand zuletzt unerträglich wurde, und eine große Majorität der angesehensten und wohlhabendsten Bewohner über die Grenzen der Colonie trieb, um sich im Innern Afrikas eine neue unabhängige Heimath zu suchen.

Drei große und Hauptursachen von Beschwerden wirkten zusammen, dieses Ende hervorzubringen; sie betrafen: 1) Die Hottentotten-, 2) die Sclaven-, 3) die Kaffernfrage.

Eine einsichtsvolle Lösung derselben von Seite des Gouvernements hätte der Colonie nicht bloß Frieden und Wohlstand, sondern eine große Anzahl loyaler Unterthanen bewahrt, statt daß das Gegentheil hiervon 20 Jahre lang von 1815 bis 1835 große Leiden über die Colonie und Verwirrung in alle Verhältnisse brachte.

1. Wir sahen, wie das Verfahren jener Missionäre Van der Kemp und Read gegen eine große Anzahl einflußreicher Familien des Landes nicht bloß einen tiefgewurzelten Haß gegen jene Missionäre überhaupt, die sich eigenmächtig zu Beschützern der Hottentotten-Race aufgeworfen, sondern auch ein Mißtrauen gegen die Regierung erzeugte, die ein solches Verfahren ohne Umstände billigte und annahm. Die Nothwendigkeit, jenes System der Leibeigenschaft aufzuheben, unter dem jene Race bisher gestanden, leuchtete jedem Billigdenkenden ein. Auch gab es unter den Missionären manche bedeutende erleuchtete Persönlichkeiten, ausgezeichnet durch Muth, Kenntniß der Verhältnisse, und uneigennützige Tugend. Aber gewöhnlich standen ungebildete, beschränkte, von Vorurtheilen eingenommene Menschen den Missionsschulen vor, und diese Missionsschulen wurden Schulen des Müssiggangs und der Indolenz.

Besonders in den nördlichen und östlichen Districten wurde dieser Mißstand tief gefühlt, — ganze Farmen standen verödet, weil der letzte der Hottentotten seinen Dienst gekündigt und sich auf die Missionsschule zurückgezogen hatte, wo er mit großer Bequemlichkeit und ohne Etwas zu arbeiten, von dem Antheil an Heerden lebte, den ihm sein bisheriger Dienst eingetragen.

Viele von den Hottentottenfamilien siedelten sich in der Umgebung der Städte Graaf Reinet, Grahamstown und Sommerset an, und wurden dort eine wahrhafte Pest und Geißel der Gesellschaft, durch ihre Räubereien und Diebstähle der Schrecken der Umgegend. Oft hatte die Executive in Cape Town ein Gesetz gegen Landstreicher verheißen, aber wegen der besondern Schwierigkeiten der Einführung immer wieder aufgeschoben.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß die erste Hilfe und Unterstützung, die den Farmern zu Theil wurde, von den Buschmännern ausging, in den Districten wenigstens, die an ihr Gebiet angrenzten. Bisher hatte man die Buschmänner für unverbesserlich gehalten, sie allgemein als die erklärten Feinde des menschlichen Geschlechtes gefürchtet und verabscheut, ja es gab eine Zeit, wo man es nicht bloß für gesetzlich, sondern sogar für lobenswerth hielt, ganze Scharen dieser Race ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters niederzumetzeln. Da bahnten im Anfange dieses Jahrhunderts die würdigen Missionäre Kicherer und Edwards sich mit großer Kühnheit und unter vielen Entsagungen einen Weg unter dieses unnahbare Volk und es gelang ihnen endlich, freundlichere Beziehungen zwischen diesem und den benachbarten Farmern einzuleiten und festzuknüpfen. Viele von den letztern, Männer von bewährter Menschenfreundlichkeit, benutzten die Zeit der Dürre und des Hungers unter den Buschmännern, Jagdexpeditionen in ihrem

Lande zu unternehmen, und ihnen eine gewisse Zubereitung thierischer Nahrung zu lehren, die sie „Biltong" nennen, und die sie von dem Hungertode retten sollte. Biltong ist in den heißen Monaten die gewöhnliche Nahrung für unsere nomadischen Farmer. Man schneidet nämlich aus den Schenkeln, Hüften, oder andern fleischigen Theilen des Viehs oder der größern Antilopen rohe Stücke heraus, salzt sie gehörig ein, setzt sie den Strahlen der heißen Sonne aus, die sie allmälig völlig austrocknet, und sie so zum Genießen fähig macht.

Diese humane Behandlung von Seite der Farmer gegen die Buschmänner hatte die Folge, daß diese allmälig ihr natürliches Mißtrauen ablegten, sich unter den Schutz jener stellten, Dienste annahmen, und sich so die Subsistenzmittel für sich und ihre Familien verschafften. Man brauchte sie zur Bewachung der Heerden und sie wurden bald so nützliche, treue und zuverlässige Hirten, daß z. B. ein bedeutender Besitzer mit seiner ganzen Familie nach Cape Town gehen und unbesorgt den ganzen Besitz von 10,000 Schafen der Aufsicht eines jener „zahmen" Buschmänner überlassen konnte, ein Beispiel, das durchaus nicht etwa bloß vereinzelt dastand.

Gelang es auf diese Weise den Farmern der nördlichen und westlichen Districte, für den Verlust ihrer Hottentotten irgend ein Substitut an den Buschmännern zu erhalten, so war dies nicht in den östlichen Provinzen der Fall, wo die Missionsschulen, besonders das große Etablissement am Katflusse jeden Hottentotten oder Bastarden weg und in sich aufnahmen, ihnen sogar jeden Dienst verboten, da sie als „eine besondere, für sich selbst berechtigte Race dem Sachsen keine Dienste zu thun schuldig wären." Ja diese Missionsschulen standen nicht bloß außer aller Controle oder Aufsicht des Gouvernements, das sich jeder Einmischung in deren innere Angelegenheiten enthielt, sondern sie übten sogar das Amt eines Magistrats, eine gewisse Gerichtsbarkeit mittelst Juries aus, die Strafen wurden von den Missionären bestimmt, unvereinbar mit den Gesetzen des Landes. Aber selbst hiervon wurde nie von Seite der Regierung officielle Notiz genommen und so kam es, daß sich die Missionäre allmälig in der angemaßten Autorität festsetzten, und über Alle, die zu dem Bezirke ihrer Schulen gehörten, die Leitung ihrer zeitlichen und geistlichen Angelegenheiten unumschränkt führten, und unter dieser verkommenen Race der Hottentotten die Ueberzeugung festwurzelten, sie seien eine unterdrückte Race, und trotz des ihnen vom Gouvernement gewährten Freiheitsbriefes seien die Weißen jederzeit bereit, ihnen Unrecht zu thun, ihre Rechte und Freiheiten zu verletzen.

2. Noch tiefer verletzte die Sclavenfrage die Gemüther der Colonisten, und steigerte die Stimmung der Feindseligkeit gegen ein Gouvernement, das ihnen auch die Arbeitskräfte entzog, auf die sie ein unveräußerliches Eigenthumsrecht in Anspruch nahmen.

Es ist eine nicht allgemein bekannte Thatsache, daß während des vorigen Jahrhunderts, wo alle Colonien beinahe von Sclaven überschwemmt waren, das Cap-Gouvernement jederzeit der Einführung solcher abgeneigt sich zeigte, ja durch mehrere Proclamationen dieselbe sogar verbot, und nur von Zeit zu Zeit specielle Erlaubniß zu einer sehr beschränkten Einfuhr ertheilt wurde.

Ebenfalls während der kurzen Zwischenregierung der Holländer von 1803 bis 1806 zeigten viele Erlasse und Proclamationen den festen Entschluß der Regierung, der Sclaverei in dieser Colonie ein schnelles Ende zu machen.

Nach dem Frieden von 1815 zeigte sich die öffentliche Meinung in England für die völlige Aufhebung der Sclaverei, nachdem der Sclavenhandel schon eine Zeitlang vorher abgeschafft worden war. Verschiedene locale Verordnungen wurden erlassen, um die Macht und Autorität der Sclavenhalter ihren Sclaven gegenüber bedeutend zu beschränken und zu schmälern. So ward im Jahre 1826 die Stelle eines Protectors der Sclaven errichtet, der die Interessen derselben zu vertreten und zu befördern hatte. Jeder Sclave konnte hierdurch seinen Meister zwingen, ihm die Freiheit zu gewähren, sobald irgend Jemand für ihn auf billige Schätzung hin seinen Werth zu erlegen geneigt war. Selbst die Arbeitsstunden waren genau bestimmt — und der Protector besaß die Macht, in allen häuslichen Angelegenheiten zum Besten und Vortheil der Sclaven dazwischenzutreten. Es läßt sich wohl begreifen, daß hiedurch die freundlichen Beziehungen zwischen Herren und Sclaven im höchsten Grade bedroht wurden. Durch Verordnung von 1830 mehrte sich nicht nur die Anzahl der Protectoren, sondern auch die strictesten Gesetze wurden gegeben, die auch die leiseste Ungerechtigkeit gegen die Sclaven mit einer Geldbuße von 10 bis 500 Pfund Sterling ahndeten. Nach derselben Verordnung mußte jeder Sclavenhalter ein sogenanntes Strafbuch, „punishement record book," halten, in das er jede Strafe, die er über einen Sclaven verhängt, einzutragen, dabei aber mit der größten Genauigkeit die geringsten Details über die Art des Vergehens, der Strafe, über Zeugen ꝛc. anzugeben

hatte. Dieses Buch mußte jeder Sclavenhalter zweimal im Jahre dem Sclavenprotector seines Districts vorlegen, und die Correctheit seiner Einträge beschwören. Kam auf irgend eine Weise später einmal eine Klage vor den Protector und das Buch zeigte nicht den wahren und correcten Sachverhalt, so kam der Herr wegen vorsätzlichen Meineids vor den Gerichtshof zur Untersuchung und konnte nebenbei auch noch wegen des Vergehens, das den Inhalt der ersten Klage bildete, zur Strafe gezogen werden.

Diese Verordnung verfehlte natürlich nicht, eine ungeheure Aufregung in der Colonie hervorzurufen. Auf einer großen Versammlung aller Sclavenhalter in Cape Town, die größte und bedeutendste, die je diese Stadt gesehen, kam man überein, sich der letzten, von so unbilligen, ungerechten Principien ausgehenden Verordnung zu widersetzen, die Strafbücher nicht einzusenden und insgesammt nach dem Gouvernementshause zu gehen, um dem Gouverneur diesen Entschluß kund zu thun. Sie erklärten Sir Lowry Cole fest und unumwunden, daß sie niemals sich diesem Gesetze unterwerfen würden und könnten, gegen das sich jedes Gerechtigkeitsgefühl sträuben müsse. Obwohl die philanthropische Presse wieder denuncirte und von Einschüchterung des Gouverneurs, von Rebellion &c. sprach, so brachte es der Gouverneur doch dahin, daß diese Verordnung factisch außer Anwendung blieb, während sie dem Buchstaben nach fortbestand. —

Endlich erschien am 1. December 1834 die Acte, wonach die Sclaverei in der Colonie für immer abgeschafft sein sollte. Bekanntlich hatte England allen Sclavenhaltern in seinen Colonien 20,000,000 Pfund Sterling versprochen. Was hievon als Antheil einer jeden Colonie, und insbesondere jedem Sclavenhalter zukam, sollte der Entscheidung besonderer Taxatoren anheimfallen, die alle Sclaven unter gewisse Classificationen bringen und einen Durchschnittspreis fixiren mußten. Nach dem Berichte stellte sich nur eine Anzahl von 35,745 Sclaven innerhalb der Colonie heraus, und ward eine Summe von 3,000,000 Pfund Sterling, 85 Pfund Sterling für jeden Kopf erfordert.

Die Sclavenhalter, die dem Gouvernement gerne das Recht des „dominium eminens“ zugestanden, zeigten sich auch mit dieser Taxation im Allgemeinen völlig zufrieden, obwohl die Sache auch so nicht ohne große und bedeutende Verluste abgehen konnte. — Jedoch bald fand sich, daß diese Taxation noch einer ziemlichen Reduction sich unterziehen mußte. Denn dieser Compensationsfond von 20,000,000 Pfund Sterling konnte nicht anders, als nur nach Verhältniß an die einzelnen Colonien vertheilt werden, und nicht nach dem wirklichen Betrage der Schätzung, so daß also statt der geschätzten 3,000,000 Pfund Sterling nur 1,200,000 Pfund Sterling auf die Colonie trafen und ein Kopf statt mit 85 Pfund Sterling, nur mit 33 Pfund Sterling 12 Schilling bezahlt wurde.

Der Betrag der Ersatzsumme konnte von den Einzelnen nur bei der Bank von England erhoben werden und mußte erst durch verschiedene Formen und verschiedene Bureaux den Weg nehmen, ehe es zur wirklichen Auszahlung kam. Eine Versammlung von Sclavenhaltern in Cape Town, die die Regierung ersuchte, man möchte doch den Betrag „in der Colonie“ entweder in baarem Gelde oder Wechseln auszahlen, wurde abgewiesen. So fielen diese Leute einzelnen Agenten in Cape Town und Grahamstown in die Hände die ihnen ihre Certificate für 18, 20, ja 25 und 30 Procent Disconto abkauften, so daß ein Sclavenhalter zuletzt nur das Fünftel des geschätzten Werthes erhielt. Da ist es nun kein Wunder, daß die Einwohner gegen ein Gouvernement aufgebracht waren, das so wenig weder die Rechte noch die Interessen seiner Colonialunterthanen im Auge hatte und das, wenn auch das Ziel lobenswerth und groß war, doch durch die Art und Weise, es zu erreichen, durch die völlige Rücksichtslosigkeit, mit der man dabei zu Werke ging, gerechten Anstoß gab.

Obwohl die Acte der Emancipation schon am 1. December 1834 erschienen war, so fand die Proclamation der allgemeinen Freiheit aller Sclaven erst am 1. December 1838 statt. Es ist unbeschreiblich, wie schwer und drückend man die Folgen hiervon in den Land-Districten fühlte. Herren und Frauen, die noch den Abend vorher 40, 50, ja 80 Dienstboten hatten, die ihr Gut bewirthschafteten, fanden sich in einem Augenblicke völlig verlassen und kein Bitten, kein Versprechen konnte diese nun freien Leute bewegen, nur eine Stunde länger noch zu bleiben, und ihren Dienst fortzusetzen. Und dies geschah grade in einer Zeit, wo die Weizen-Ernte die Arbeitskräfte nothwendig erforderte. Aber da war kein Aufhalten mehr. Die freigelassenen Sclaven schwärmten nach den Städten und größern Ortschaften, wo sie leichter die Mittel ihrer Subsistenz finden konnten. Und so waren denn an jenem Tage viele Farmer, in Folge der geringen Ersatz-Beträge nicht bloß an den Rand der Armuth und des Mangels gebracht, sondern auch all der Mittel und Kräfte für eine künftige gedeihliche Bewirthschaftung ihrer ausgedehnten Farmen beraubt worden.

3. Ich gehe nun zur dritten und letzten Ursache der Noth und Beschwerden über, die man allgemein in den östlichen Provinzen fühlte. Es ist die Kaffern-Frage.

Nach dem Kriege von 1812 waren die Kaffern völlig aus dem Gebiete der Colonie vertrieben, und längs der Grenze am Fish-River eine Anzahl befestigter Posten errichtet worden, so daß kein Kaffer auf dem diesseitigen Ufer sich zeigen konnte, ohne Gefahr zu laufen, erschossen zu werden. Dieses System erforderte aber eine bedeutende Militärmacht und besonders Cavallerie: auch war ihr stets ein „Commando“ von bewaffneten Farmern (burghers) zur Besetzung der Posten beigegeben. Unglücklicherweise wurde jedoch nach dem Frieden von 1815 die Militärmacht bedeutend reducirt, alle Cavallerie weggenommen und entfernt, viele von den Posten verlassen und die Vertheidigung der Grenze nur auf Grahamstown und einige vereinzelte Stationen beschränkt.

Nun konnte die allzu kleine Militärmacht unmöglich die Grenzlinie und alle die Pässe, die in die Colonien führten, bewachen, so daß von Neuem der Krieg ausbrach und von den Kaffern mit jener Kunst und Geschicklichkeit geführt wurde, in der sie Meister geworden sind. Auch diesmal war die Gegend um den Fish-River der Schauplatz ihres Hinterhaltes und ihres Kampfes, und es gelang ihnen, einige bedeutende englische Patrouillen aufzuheben und deren commandirende Officiere zu ermorden. Ein neues „Commando“ ward im März 1819 zusammengerufen und bestand aus dem bewaffneten levée en masse der männlichen Bevölkerung der östlichen und westlichen Provinzen. Damals waren die Kaffernstämme von einem ihrer Zauberdoctoren, der Lynx hieß, fanatisirt und auf's Aeußerste aufgeregt worden, und führten einen Plan aus, den man am wenigsten von ihnen hätte erwarten sollen. Eines Morgens verließen bei Tagesanbruch 8—10,000 Mann Kaffern den Fish-River-Bush, drangen nach Grahamstown vor und wollten das Hauptquartier angreifen.

Man kam endlich zu der Einsicht, daß es physisch unmöglich sei, die Grenzen wirksam zu beschützen, so lange der dichte, undurchdringliche Fish-River-Bush noch im Besitze der Kaffern wäre, und ein Befehl wurde an Col. Wiltshire erlassen, demzufolge die Kaffern aus der Gegend zwischen dem Fish River und Keiskamma zu vertreiben und diesen Landstrich, der überdem offener und zur Vertheidigung geeigneter war, militärisch zu besetzen sei. Der Befehl wurde in dem darauf folgenden zweiten allgemeinen Kriege mit glücklichem Erfolge ausgeführt, das Land völlig von den Kaffern gesäubert und von Regierungstruppen besetzt. Bevor man jedoch weitere Maßregeln in Bezug auf jenen Landstrich traf, schloß auf Sommerset Mount der damalige Gouverneur Lord Charles Sommerset im Jahre 1819 einen neuen Vertrag mit Gaika und den Kafir Chiefs, der unter völliger Beistimmung derselben dahin lautete, daß alle Kaffern das Land zwischen dem Great-Fish-River und dem Keiskamma, sowie zwischen der Grenze der Colonie bis an die Quellen des letztern, an den Winterbergen, zu räumen hätten.“ Jedoch sollte das Land nicht von Farmern besetzt werden, sondern als neutraler Grund und Boden offen liegen. — Damit war jedoch der Streit noch nicht beendet, sondern vielmehr die kräftige Ursache zu vielen künftigen gegeben.

Denn kaum war der Gouverneur nach Cape Town zurückgekehrt, so fielen von Neuem die Kaffern auf diesen neutralen Boden, so daß zuletzt der Vertrag dahin abgeändert wurde, daß militärische Posten darauf errichtet und unter dem Schutz derselben eine Anzahl englischer Emigranten locirt werden sollten (1820. 1821). Daraufhin wurden denn die zwei Militärstationen von Frederiksburg und Fort Wiltshire in diesem „zugestandenen (ceded)“ Territorium errichtet; eine ziemlich bedeutende Besatzung sollte sie als Avantgarde zur Beschützung der Grenzen einnehmen und zu gleicher Zeit sollten 5000 Emigranten, denen vom Parlament bestimmtes Land angewiesen wurde, den Stock zu einer künftigen Bevölkerung legen. Man knüpfte freundliche Beziehungen mit den Kaffern an, errichtete Märkte, wo sie kaufen und verkaufen konnten, man gab Allen, die nach der Colonie zu gehen wünschten, Pässe, und Friede und Eintracht herrschte für eine kurze Zeit. Da kehrte Lord Charles Sommerset von seinem Urlaube zurück, mißbilligte die Besetzung des „ceded“ Territoriums, die unter seinem Stellvertreter, Sir Rufane Donkin, zu Stande gekommen war, zog die Truppen zurück, brach Frederiksburg ab, wies die Gesuche der Emigranten um Land zurück, ja nahm ihnen das wieder weg, das ihnen schon gegeben — und bald hernach sah man die Kaffern wieder im Besitz jenes Landstrichs. Kurz darauf machte Chaka, der große Zuluhkönig, nach Verwüstung seines ganzen Districts im Jahr 1828 einen fürchterlichen Angriff auf Kaffraria proper, überschwemmte mit einer überwältigenden Anzahl diesen District, verwüstete das Land der Amapondas und wälzte die Ueberbleibsel all' dieser Stämme unter dem Namen der Fetcanee auf die Kaffern. Und einen solchen Schrecken breiteten diese vor sich her, daß die Kaffern das englische

Gouvernement um Hülfe anriefen. Ein neues „Commando“ ward ausgeschrieben, die Burghers gesammelt, Truppen zusammengezogen und mit ihnen der Key überschritten, bis an die Umtata vorgedrungen, der Feind daselbst zurückgeschlagen, Chaka bald hierauf ermordet und Dingaan alleiniger Herr aller Zuluhs.

Da die Kaffern sahen, daß man von Seite der Regierung den neutralen Grund nicht besetzen wolle, oder wie sie vermutheten, nicht im Stande wäre, dies zu thun, so fingen sie selbst an, ihn zu besetzen, Hütten darauf zu bauen und Weideplätze für sich zu nehmen. Aber selbst diese Schritte würde die Regierung geduldet, ja ihnen vielleicht noch mehr Zugeständnisse gemacht haben, hätten sich die Kaffern nur ruhig verhalten und den ihnen stillschweigend zugestandenen Besitz in Frieden behaupten können. Aber das war ihnen nicht gegeben und die Grenzen der Colonie waren fortwährend ihren Angriffen und Einfällen ausgesetzt, bis eine starke militärische Macht von Neuem ausrückte und sie nach Verbrennung ihrer Hütten und Verwüstung ihrer Gärten wieder über den Keiskamma zurücktrieb. Nach mehrern Monaten jedoch räumte man ihnen dieselbe Concession ein, und dieselben Ursachen wiederholten sich, sie ihnen wieder zu entreißen.

In diesem schwankenden Zustande der Unruhe und Unsicherheit waren die Farmer an den Grenzen vierzehn Jahre lang gehalten. Man erklärte den Krieg nicht, aber keine Woche verging, ohne daß man nicht da und dort von Raub und Plünderung hören mußte. Und wenn nun ein Farmer sich hierüber beklagte, so beschuldigten ihn die Behörden entweder der Uebertreibung oder grundloser Lüge in seinen Berichten. Wenn sich nun die Farmer selbst helfen und ihr geraubtes Vieh wiedererobern wollten, was natürlich nicht ohne Collision mit den Kaffern abging, so suchte man diese zu entschuldigen, während aller Vorwurf und Tadel auf jenen lastete. Es war nur zu klar, die Regierung wollte einmal die Unsicherheit des Bestandes der Dinge nicht anerkennen, sie hielt sich die Augen zu, um nur nicht gezwungen zu werden, wieder offnen Krieg zu erklären. Sie wollte lieber ihre Unterthanen unersetzliche Verluste erleiden sehen, als Feindseligkeiten mit einem Gegner beginnen, mit dem sie sich im Grunde nicht messen konnte.

Um diese Zeit war es, daß man zuerst Berichte von Port Natal und von der ausgezeichneten fruchtbaren Beschaffenheit jenes Landstriches hörte. Dieses erweckte die Lust der Erforschung und es bildete sich eine eigene Gesellschaft hierfür in Cape Town. Dr. Smith untersuchte zuerst genauer die Bay von Port Natal und das umliegende Land und seine Berichte zogen die Aufmersamkeit der holländischen Farmer an sich, unter denen ein großer Theil Lust bekam, dort sich anzusiedeln. Vierzehn Wagen, geführt von Piet Uys, Cobus Uys, Hans de Lange, Stephanus Maritz und Gert Rudolph machten sich im Anfange des Jahres 1834 von Uitenhage auf und nahmen die Route längs der Quathlamba oder Drakensbergkette, bis sie an die Bai von Natal vordrangen, wo sie eine kleine Gesellschaft Engländer trafen, die sie freundlich und zuvorkommend aufnahmen, und wo sie bald die günstige glückliche Lage von Port Natal zu künftigen Ansiedlungen erkannten. — Da erreichte sie plötzlich die Nachricht von einem allgemeinen Angriff und Einfall der Kaffern in die östlichen Provinzen, eine Nachricht, die sie zur schleunigen Heimkehr bewog, die sie denn auch, ohne irgend einen Angriff von Seiten der Kaffern zu erfahren, glücklich bewerkstelligten.

Correspondenz.

C. C. in Essen. Sie finden die Beantwortung Ihrer beiden Anfragen in der zweiten Abtheilung dieses Heftes.

H. S. in Görlitz. In einem der nächsten Hefte soll eine ausführliche, durch Illustrationen erläuterte Abhandlung über „Höhlen und Erdfälle im Allgemeinen und insbesondere diejenigen des Karstgebirges“ erscheinen, durch welche Ihre Anfrage vollständig erledigt sein wird.

R. W. in Lüneburg. Gutta Percha wird von einem Baume gleichen Namens gewonnen, der auf Singapur, Borneo u. s. w. wächst. Die Malayen fällen die Bäume, ziehen die Rinde ab und sammeln den darunter befindlichen Milchsaft, der an der Luft trocknet. Jeder Baum gibt 20 bis 30 Pfund. 1852 wurden in England 1000 Tons eingeführt, so daß die Bäume bald vertilgt sein werden. Vergl. Klöden's Handbuch der Erdkunde.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 35. August 1859.

Erste Abtheilung.

Ein geprüftes Herz.

Novelle

von Heinrich Koenig.

I.

Frau Sabine Martens bewohnte ein artiges Gartenhaus vor dem Bockenheimer Thore. Nach dem Testament ihres verstorbenen Mannes war es ihr und der unverheiratheten Tochter Betty als Eigenthum zugefallen, während das große Geschäftshaus in der Stadt den beiden Söhnen blieb, die sich in die Vornamen des Vaters Robert Anton und in die beiden hinterlassenen Geschäfte getheilt hatten, so daß Robert die Wechselbank und Anton die große Fabrikanlage vor der Stadt besaß.

Das Haus der Mutter lag hinter einem kleinen Vorgarten auf einem Hügel, auf der Vorderseite mit einer Veranda gegen die Stadt und auf die Bockenheimer Allee gerichtet, auf der Rückseite mit dem herrlichen Ausblick auf den sanften Zug des Taunusgebirges und die darunter hingestreckte Ebene.

Hier im Seitenbau, der die Morgen- und Abendsonne hatte, bewohnte Betty ihre besondern Zimmer für liebe, einsame Stunden, wenn sie zur Harfe sang, lesen, Briefe schreiben, oder auch nur träumen und irgend eine ungesellige Stimmung verwinden wollte. Nicht, als ob sie überhaupt ungesellig oder auf schwermüthige Saiten gestimmt gewesen wäre: aber sie hatte schon in Mitte der Zwanziger ein Bedürfniß, das Manche erst nach Jahren und schweren Erlebnissen, Andere gar nie empfinden, und Viele nicht einmal begreifen können, das Bedürfniß der Einkehr in uns selbst, wenn die Seele den Ahnungen des Ewigen lauscht, die durch unsere Brust ziehen. Was Betty in solchen Stunden schrieb, unterzeichnete sie gern mit dem ernstern Namen Elisabeth.

An einem der Nachmittage des herrlichen Maimonats 1847 hatte sie einen recht herzlichen Brief an eine entfernte Freundin geschrieben, und ihr zur Verlobung Glück gewünscht. Bewegt, wie sie von ihrer Herzensergießung blieb, als sie den Brief geschlossen hatte, griff sie nach ihrer Harfe. Sie liebte für solche Empfindungen dies Instrument ihrer Einsamkeit mehr, als das Piano im Gesellschaftszimmer der Mutter. Sie fiel auf die ihrem Brief so verwandte Arie aus der Schöpfung: „Mit Würd' und Hoheit angethan.“ Ihre Stimme hatte einen tiefen, seelenvollen Klang, verrieth sich aber nur für einen engern Raum stark genug; obwohl die Sängerin, die sich allein zu Hause wußte, ihren augenblicklichen Gefühlen den vollen Ausdruck gab.

Inzwischen kam, von Bockenheim her, ein Wagen angefahren, und die Mutter, am Arm ihres Sohnes Robert, bestieg die hintere

Treppe. Als sie durch das offene Fenster des Seitenbaues die Worte vernahm:

„An seinen Busen schmieget sich —
Die Gattin hold und anmuthsvoll" — —

warf Frau Sabine einen betroffenen Blick nach ihrem Sohn, und brach, als sie sich verstanden sah, in ein helles Lachen aus. — „Ist das nicht merkwürdig, Robert?" flüsterte sie stehen bleibend. „Ist das nicht ominös, höchst vorbedeutsam? Sie singt vom Paradiesesglück der Ehe im Augenblicke, wo wir in Gedanken mit einem Adam für sie die Treppe betreten. Hm, Robert?"

„Allerdings, liebe Mutter!" erwiederte mit abwehrender Miene der Sohn. „Aber, nur Nichts übereilt. Du kennst Betty!"

Schon auf das laute Gelächter war die Harfe verklungen, und kaum hatten die Ankommenden das Wohnzimmer betreten, als auch Betty sich einfand und den Bruder begrüßte.

„Schade, daß Du nicht mit uns warst, Betty!" lächelte Frau Sabine. „Wir haben eine recht liebe Bekanntschaft gemacht — an dem neuen Gutsbesitzer und an der Besitzung selbst."

„Ich kannte wohl das Gut schon," fiel Robert besorglich ein; „doch ist die Einrichtung neu, und ich muß gestehen, außerordentlich geschmackvoll."

„Nun ja wohl, aber noch einfach genug, wie es sich für ein Landgut paßt, und — wie es ganz in Deinem Geschmack wäre, Betty."

„Herr von Dahlen ist ein recht gebildeter Mann!" lenkte Robert, etwas unruhig über die Absichten der Mutter, das Gespräch ab.

„Sehr liebenswürdig!" setzte diese lebhaft hinzu, „ein rechter Gewinn für unsere Nachbarschaft."

„Hast Du ihn schon früher gekannt, Robert?" fragte Betty.

„Nein, liebe Schwester, weder von Person noch von Namen. Es ist, glaube ich, eine Mecklenburger Familie. Ich lernte ihn erst durch seine Wechsel und Empfehlungsbriefe kennen: die waren gut, solid, und so fand ich auch den Mann, und konnte ihm gefällig beim Ankauf der Besitzung sein."

„Ein Mann auf Sicht gestellt, Robert! Nicht wahr?" lächelte die Mutter.

„Recht treffend gesagt, liebe Mutter."

„Und den jedes Mädchen unbedenklich „acceptiren" kann, Robert?" fuhr die Mutter mit Seitenblicken auf Betty fort. „Ich bin recht begierig, wie er's angreifen, bei welchen Familien er anknüpfen wird. Er hat uns gleich, wenn auch scherzweise, gestanden, daß er sich zu verheirathen denke. Und das versteht sich wohl auch bei einem Gutsbesitzer, der selbst wirthschaften will. Aus zufälligen Aeußerungen scheint mir aber auch, daß er sich beim Ankauf und der Vervollständigung des Inventars ziemlich verblutet hat, und auf bereites Vermögen einer Frau mehr als auf — andere Aeußerlichkeiten sehen muß. Ich habe ihn auf morgen zu unserm Wochenabend eingeladen. Gewiß macht er morgen Vormittag erst seinen Staatsbesuch. Wir müssen uns bereit halten, Betty, ihn recht freundlich zu empfangen."

Betty, die ihre nie absichtslose Mutter kannte, verstand diesen Ton, diese Blicke. In ihrer Elisabethstimmung etwas empfindlich berührt, entgegnete sie:

„Ich werde Deine Absichten unterstützen, liebe Mutter. Ich merke schon, was Du im Sinne hast: Du klagst täglich über unsere schlechte Kaffeemilch, und rechnest nun darauf, daß Herr von Dahlen aus besonderer Freundschaft uns mit guter Sahne versorge."

Die Mutter lachte laut auf. — „Siehst Du, Robert," sagte sie, welche gute Wendungen Deine Schwester hat? Aber, Du hast Recht, Betty. Herr von Dahlen hat es mit einem starken Kuhstall auf die nahe Stadt abgesehen. Sein Milchkarren muß an unserm Hause vorüber, und ich werde ihm sagen: Bedenken Sie uns ja, Herr Nachbar, wir wohnen an Ihrer — „Milchstraße." Ha, ha! Vielleicht sucht er aber auch auf seiner Brautfahrt den Polarstern in der Milchstraße."

„Adieu, liebe Mutter!" lachte Robert, und griff nach seinem Hute.

„Du eilst so, Robert?"

„Mein Wagen wartet, die Pferde werden unruhig."

„Die Pferde oder Du, Robert?" lachte die Mutter.

„Beide" versetzte Betty. „Robert fürchtet unsere Witze, wie seine Apfelschimmel die Bremsen."

„Kommst Du nicht auch ein wenig morgen Abend, lieber Robert!"

„Zu Deinen Malern und Poeten?" antwortete er in der Thür. „Ich indossire diese Wechsel lieber. „Für mich an die Ordre meiner Frau, — Werth in Rechnung!"

Er eilte lachend fort. Frau Sabine sagte, nicht ohne Empfindlichkeit:

„Es ist recht Schade um Robert. Er bekommt von den vielen Börsenjuden, mit denen er zusammenkommt, ordentlich etwas Jüdisches in seinen Ton." — —

Robert war aber den Künstlern und Kunstverwandten durchaus nicht so abgeneigt, als es seiner wegwerfenden Aeußerung nach schien. Er hegte nur einen schweigsamen Widerwillen gegen die Art und Weise, wie es die Mutter, als Beschützerin der Künstler und Literaten, seit dem Tode ihres Mannes trieb, der sie früher damit in engern Grenzen gehalten hatte.

Sie war allerdings auch in ihrer äußern

Erscheinung eine noch recht frische und anziehende Frau. Unter dem Einflusse von Familienverbindungen hatte sie ungewöhnlich früh geheirathet, rasch auf einander ihre Kinder geboren und dabei sich selbst erst recht frauentlich entwickelt. Nun seit einigen Jahren Wittwe, fand sie mit ihrem noch jugendlichen Herzen gewissermaßen jetzt erst, nach ihrer Heirath, die Zeit der Eroberungen, um die sie als Mädchen gekommen war. Die Rücksichten auf ihre Kinder und auf ihre Stellung in der Gesellschaft beschränkten ihr jedoch das Feld, und gestatteten ihr kaum maskirte Eroberungszüge. Eigentlich cokett konnte man sie nicht nennen; sie war aber sehr empfänglich für die Huldigung interessant aussehender Männer, und ihr Herz bedurfte eines vertrauten Freundes, ohne daß es grade eben so anhänglich, als bedürftig gewesen wäre. Lebhaft und nicht ohne gesellige Bildung und Talente, galt sie sogar für geistreich, obschon sie dafür vielleicht mehr Credit als Baarschaft hatte. Bei ihrer Lebhaftigkeit und im Selbstgefühl ihrer günstigen bürgerlichen Stellung vergaß sie sich leicht, und stand eben im Verdacht, einem der ältern Maler Namens Ilgen, einem genialen Lebemann, allzuviel Vertraulichkeit zu gestatten. An bestimmten Abenden für Künstler, Musiker und Literaten machte sie die splendide Wirthin, was allerdings viele der jungen Leute anzog. Man ließ sich die Aussprüche der Hausfrau, um ihrer Flaschen willen, gern gefallen, und beide waren stark moussirend. Am Schluß der lustigen Abende öffnete sich dann den Abgehenden ein breiter Cigarrenkasten mit echten Havannablättern, die unterwegs manche lose Nachrede in ihren Wohlgeruch hüllten. Am jüngsten Christabende, dem dritten ihrer Wittwenschaft, war große Bescherung gewesen, und jetzt trug sich Frau Sabine mit Entwürfen zu Sommerpartien in's nahe Gebirge.

Alles dies machte der Tochter heimlichen Kummer und den Söhnen lebhaften Verdruß, ohne daß sie es bis jetzt gewagt hätten, der Mutter Einsprache zu thun. In Abwartung eines schicklichen Anlasses dazu hielten die Söhne sich von den ästhetischen Abenden zurück, schickten aber ihre Frauen, um durch sie der geselligen Haltung mehr Gewicht zu geben. Auch einige junge Damen, Freundinnen Elisabeth's, erschienen gewöhnlich und unterhielten den Anstand des Abends.

Diese Gesellschaft traf Herr von Dahlen am nächsten Abende, nachdem er vorher seinen Staatsbesuch abgelegt hatte.

Elisabeth, nicht ohne Ahnung der Hintergedanken ihrer Mutter, war noch am Abende vorher mit sich zu Rathe gegangen. Sie machte sich klar darüber, daß sie zwischen den Absichten der Mutter, die auf einen passenden Schwiegersohn ausgingen und der Aufmerksamkeit des Herrn von Dahlen, der sich nach einer Frau umsah, mit der größten Unbefangenheit am besten durchkäme. Bei seinem ersten Besuch erschien ihr aber Herr von Dahlen selbst viel gehaltener, als sie es sich gedacht hatte. Sie entdeckte keine prüfenden Blicke in seiner Artigkeit, kein Bemühen selbst in's Auge zu fallen, und da sie ohnehin nie voraussetzte, sie könne durch ihre Erscheinung Eindruck auf Männer machen: so fiel es ihr um so leichter, sich unbefangen zu erhalten.

Elisabeth dachte nämlich sehr bescheiden von ihren Reizen für die Männer. Ihre Züge freilich und die eigenthümliche Blässe des Gesichts hatten wenig Einnehmendes; nur das schöngeformte Auge und das reiche Haar, beide gleich dunkel und glänzend, fielen in Betracht. Ihre Gestalt aber war höchst edel, und sie bewegte sich mit eigenthümlicher Anmuth.

Gegen diese Erscheinung hätte kein Mann auffallender abstechen können, als Herr von Dahlen, der mit dem schönsten männlichen Kopf und lebhafter Gesichtsfarbe, auf breiter derber Gestalt, doch Elisabeth nicht überragte. Auch der heitere, wiewohl unbedeutende Ausdruck der Züge und die etwas hastige Geberde fiel neben Elisabeth's ernster Haltung auf. Innerlich, in der Denkungsart und Lebensanschauung, fanden sich Beide schon mehr überein.

Dies ergab sich bald im Laufe des Abends, indem Fritz von Dahlen, der in den leichten Ton der Maler und Literaten nicht eingehen konnte, sich meist zu Elisabeth hielt, die hinwider auch an ihm einen Rückzug ihrer Unzufriedenheit fand. Um aber nicht so vertraulich mit dem neuen Gaste da zu sitzen, zog sie ihre Freundinnen heran, — Friederike Kaßner und Antonie Lüdemann, zwei sehr liebenswürdige Mädchen, — die blonde, zierliche Fritze zumal durch ihre Schönheit und anmuthige Munterkeit ungemein einnehmend.

Grade diese fröhliche Schönheit war Elisabeth's vertraute Freundin. Eine wahre Zärtlichkeit herrschte zwischen Beiden, in welcher die reizende Freundin so hingebend, als die ernste neidlos erschien.

Der ästhetische Abend brachte es mit sich, daß gesungen und gespielt wurde. Friederike hatte mit einem Künstler ein Duett einstudirt, welches Elisabeth auf dem Piano begleitete. Antonie sang eine Arie, Elisabeth spielte mit einem jungen Musiklehrer ein Duo für Piano und Violine. — Nach jedem Vortrage fanden sich aber die drei Freundinnen immer wieder um den artigen, bescheidenen Gutsnachbar zu einer abgeschlossenen Unterhaltung ein; so daß es sehr bald die andern jungen Männer verdroß und gegen den Fremden verstimmte.

„Sie haben uns ja einen neuen Paris zugeführt, Frau Martens!“ sagte ein junger Literat. „Sehen Sie nur, wie anmuthig er zwischen seinen drei Göttinen verkehrt! Ich wäre begierig, welcher er den Apfel der Schönheit zutheilen würde. Sie hatten ja zum Christabend so schöne Aepfel, verehrteste Frau: fände sich für ihn keine der Goldreinetten mehr, um damit seine Wahl zu entscheiden?“

Der Scherz fand Beifall; nur der Maler Ilgen mißbilligte ihn. Aelter und bedächtiger hielt er schon als Verehrer der Hausfrau darauf, daß nichts Verdrießliches vorfallen durfte.

„Der Apfel fände sich wohl,“ erwiederte leise Frau Sabine, „nur würde es mir nicht wohl anstehen, die Göttin der Zwietracht in meinem Salon zu machen. Laßt mir heute Herrn von Dahlen ungeneckt und gönnt ihm das Vorrecht des fremden Gastes. Euer leichtfertiger Ton fällt ihm ohnedies schon auf.“ —

Bei dieser Zurechtweisung blieb es jedoch nicht. Dem jungen Literaten, der mit heimlicher Neigung für Friederiken sich ihr gern genähert hätte, wurmte es, daß sie sich von dem Fremden an eines der kleinen Tischchen führen ließ, an welche man sich zum Abendbrote vertheilte. Ein paar in seinem Aerger rasch getrunkne Gläser Hochheimer steigerten seinen Verdruß um so lebhafter, als er von seinem Platze aus die Geliebte in der ungezwungensten Unterhaltung mit Dahlen beobachten konnte. Er hatte Dahlen's Visitenkärtchen vom Spiegel an sich genommen, und nicht üble Lust, seinen Zorn an dem gestochenen Namen mit stechender Gabel auszulassen, als ihm der Vorname Friedrich auffiel. Friedrich und Friederike reizte ihn durch ominöse Vorbedeutung zu einer Neckerei, zu deren Ausführung ihm selbst aber der Muth fehlte. Er flüsterte den „prächtigen“ Gedanken einem jungen Maler zu, der eitel genug war, den Spaß zu übernehmen. Er klopfte an sein Glas und erhob sich mit den feierlichen Worten:

„Wir dürfen die schöne Pflicht nicht länger versäumen, unsern neuen, liebenswürdigen Nachbar in diesem fröhlichen Kreise willkommen zu heißen. Daß ich, der Jüngsten einer, mir das Wort nehme, ist ein unschuldiger Egoismus. Ich heiße nämlich Friedrich, wie Herr von Dahlen, mit dem Vornamen, und schließe mich daher gleich mit in das Beste ein, das wir einem Unvermählten wünschen können. Füllen Sie die Gläser, meine Freunde, und unterstützen Sie mich in dem Wunsche:

„O fände immer doch zu ländlich-süßem Glücke,
Ein jeder Friederich die rechte Friederike!
Viel näher liegt das Glück dem edeln Herrn von Dahlen:
Ich bin darauf beschränkt, die Schönste mir zu malen.“

Der Glückliche lebe hoch!“ — —

Zuerst nahm es Herr von Dahlen für eine ernstlich gemeinte Artigkeit, und wendete sich seinen Nachbarinnen zu, mit ihnen anzustoßen; da hatte Friederike ihren Platz sehr übereilt verlassen, und war hoch erröthet der Frau Martens entgegengeeilt, die zu ihr kam, und sie mit leiser Zusprache zurückführte, wo Beide mit Herrn von Dahlen freundlich anstießen. Dieser, wie er sich jetzt des Namens Friederike besann, merkte nun den Scherz. Er war besonnen genug, keinen Verdruß zu zeigen, ja er versöhnte sich heimlich mit der Neckerei, als er in unbefangener Unterhaltung mit Friederike der liebenswürdigen Verlegenheit inne ward, die das reizende Mädchen heute nicht mehr überwinden konnte.

Im Uebrigen verlief der Abend ohne weitere Störung heiter und vergnügt, und Alles bemühte sich, dem fremden Gaste bis zum Aufbruch artig und zum Abschied herzlich zu sein.

II.

Dennoch nahm Fritz Dahlen, als er jetzt gegen Mitternacht unter den hohen Bäumen der Landstraße dem nahen Bockenheim zuwandelte, keine ganz ungetrübte Zufriedenheit mit sich. Wenigstens hatte ihm der Ton der jungen Männer nicht sehr gefallen, und das allzufreie Benehmen der Hausfrau, besonders gegen den Maler Ilgen, schien ihm noch weniger angemessen. Indeß empfand er, bei näherm Betracht, Beides doch mehr nur als eine Störung seiner Unterhaltung und Stimmung mit den liebenswürdigen Mädchen, und der Spaß mit Friedrich und Friederike gefiel ihm immer mehr. Er erinnerte sich mit lebhaftem Vergnügen des Eindrucks, den die Anspielung auf das schöne Fräulein gemacht hatte, — ihres Erröthens, ihrer Aufregung. Der Vollmond spielte im Dufte, der die blühenden Bäume und Stauden in den Gärten rechts und links und das nächtliche Thal durchwebte. Eine Nachtigall schlug im nahen Park, und weckte Liebessehnsucht und träumende Hoffnung in der Brust des jungen Wanderers.

Auch unser Herz ist empfänglich für die Fruchtbarkeit einer Frühlingsnacht. Es war doch etwas ganz Anderes, etwas sehr Oedes, Unlebendiges gewesen, als Fritz Dahlen beim Ankaufe des reizenden Landguts überlegt hatte, er müsse wohl daran denken, eine rechte Hausfrau hier einzuführen. Er konnte es in der Sprache seines Berufs — ein Ausstellen des Herzens nennen. Nun aber waren Empfindungen und Wünsche für eine bestimmte liebenswürdige Person in diese Furchen gefallen, eine Mainacht athmete darüber hin, und die Nachtigall zog und schmetterte Sehn-

sucht und Verlangen aus ihrer gefiederten Brust, als ob sie Beides in der Seele des jungen Mannes erwecken wollte.

Diesem wurde jetzt recht klar, nicht was sein Haus, sondern was zunächst auch sein Herz bedurfte. Jenes hatte er noch gegen Frau Martens, die eine Tochter besaß, halb scherzend aussprechen können, das neue Verlangen schloß er tief in seine Brust ein, und als er nach ein paar Tagen die freundliche Nachbarin wieder besuchte, kam er mit dem ausdrücklichen Vorsatze, sich nicht übereilt zu verrathen.

Er fand sie im Garten beschäftigt, auch die zarteren Gewächse aus dem Treibhause an die Luft bringen zu lassen, nachdem selbst Pankraz und Servaz ohne Tücken vorübergegangen.

Frau Sabine empfing ihn auf's Heiterste. Sie gab dem Gärtner einige Anweisungen, und führte den Gast in eine schattigere Partie des kleinen Parks.

„Nun," lächelte sie, „haben Sie sich über meine kleine ausgelass'ne Gesellschaft beruhigt?"

„Beruhigt, Frau Martens? — —"

„Meinen Sie denn, ich hätte es Ihnen nicht angesehen, wie sehr Sie befrembet waren, Herr von Dahlen?"

„Nein, ich habe keine Ausflucht vor Ihren klugen Augen!" antwortete er. „Aber man kann befrembet und doch nicht grade beunruhigt sein. Ich habe Ihnen vielmehr zu danken, daß Sie mich gleich in die süddeutsche Tonart eingeführt haben. Bei uns im Norden geht's allerdings etwas — wie man es nennt — steifer zu; aber es ist auch kälter dort, und ich denke, es soll mir nicht gar zu schwer werden, die Luft der Gegend und den Ton der Gesellschaft wohlthuend zu finden. Was mich anfangs ein wenig beirrte, war der Ernst und die Zurückhaltung ihrer Fräulein Tochter, die doch in dieser Atmosphäre aufgewachsen ist. Ich wußte nicht gleich, ob ich mir unter ihren seelenvollen Augen eine Theilnahme an der Munterkeit der Maler erlauben dürfte, oder ob sie mir's übel nehmen würde."

„Gut, lieber Herr von Dahlen," entgegnete sie, „es ist lieb von Ihnen, daß Sie mir das gleich so freundlich bemerken. Auch meine Tochter hat für Sie und Ihre Gesinnung eine gute Meinung gefaßt. Es wird ihr leid sein, daß sie eben in der Stadt abwesend ist; aber ich kann um so freier von ihr reden. Meine Betty ist allerdings auf die unbefangene Tonart meiner Künstler nicht recht gestimmt. Nicht daß sie solche Lustigkeit mißbilligte: nein, sie kann nur nicht recht eingehen. Sie ist in ihrem Naturel vielleicht eher etwas norddeutsch. Meine Betty war von jeher sehr ernst, und unser Arzt, zugleich ein großer Seelenkenner, hat mich einigermaßen klar darüber gemacht, denn sie war das fröhlichste Kind. Und ich sage Ihnen, das schönste, das reizendste neunjährige Mädchen. Sie war das Entzücken aller Menschen, bezaubernd auf den Kinderbällen. Sie ist mit fünf und mit neun Jahren gemalt, und ich zeige Ihnen gelegentlich die Bildchen, die ich meiner Tochter gern aus ihrer schmerzlichen Erinnerung entfernt halte. Da bekam sie gegen ihren zehnten Geburtstag — ich weiß nicht ob die sogenannten wilden Blattern oder die natürlichen, die sich hinter der vielleicht zu schwachen Lymphe der Impfnadel noch eingeschlichen, und sich zumeist auf das Gesicht warfen. Die sonst so feinen Züge verloren sich in der eigenthümlichen Bläße des sehr zerstörten Teints."

„Und doch finde ich das Gesicht so ausdrucksvoll," wendete von Dahlen ein, „so beweglich beim Sprechen. Es hat etwas Einnehmendes, ohne im gewöhnlichen Sinne schön zu sein."

„Sie sind sehr freundlich, Herr Baron," erwiederte sie. „An Seele fehlt es freilich meiner Tochter nicht, aber es gehört eben ein feiner Blick dazu, den Ausdruck derselben zu lesen."

„An der vollendeten Gestalt, an diesen classischen Formen hat aber die leidige Krankheit doch Nichts zerstören können!" rief Dahlen.

„Finden Sie?" lächelte die Mutter. „Nun ja, das Gesicht hat leider! die ganze Heimsuchung zu tragen gehabt. Ich sage leider: denn das Gesicht gilt doch jungen Mädchen am meisten, und selbst meine ernste, solide Betty kann nicht darüber hinaus."

„Nicht? Wie denn so?" fragte er. —

„Ei nun, lieber Herr von Dahlen," lachte sie. „Ist Ihnen der Geschmack meiner Tochter an dunkeln Kleidern noch nicht aufgefallen? Sie meidet lieber eine Gesellschaft, ehe sie sich nach der Forderung der Mode kleidet. Und dahinter steckt am Ende doch Nichts, als mädchenhafte Eitelkeit, sage ich Ihnen ganz im Vertrauen."

„Ich begreife das nicht recht," erwiederte Dahlen, „aber das Alles, verehrte Frau, wird sich geben. Die innere Liebenswürdigkeit wird zuletzt siegen, und Betty das Vertrauen zu sich selbst geben, von dem sie sich vielleicht manchmal, bei der Aufmerksamkeit eitler Männer gegen junge Damen, etwas verlassen fühlt."

„Sehen Sie, bester Baron, da haben Sie's getroffen!" rief Frau Martens. „Und das wollte ich Ihnen vorhin eben sagen. Jene Heimsuchung der Krankheit nach so viel kindlich erlebter Bewunderung hat einen bleibenden Eindruck im Gemüth meiner Tochter hinterlassen. Die tiefsten Erfahrungen, meint unser Arzt, mache unsere Seele unbewußt

durch die frühesten Eindrücke, besonders des Schmerzes. Daher nun der hohe Ernst meiner Betty, ihr Rückzug in's eigene Innere, was ihren Jahren noch gar nicht zukommt, ihr Mißtrauen gegen sich selbst, das von dem kleinsten Beweise von Vertrauen so beglückt wird. Ich habe mit stiller Zufriedenheit bemerkt, lieber Herr von Dahlen, wie unbefangen und freundschaftlich Sie meiner Tochter begegnen. Sie empfindet das auch. Uebrigens macht es mir keine Sorgen, wenn Betty ledig bleibt, was auch ihr eigener Wunsch ist: sie ist ja von ihrem seligen Vater so günstig gestellt, daß sie mit ihren schönen innern Gaben das behaglichste Leben vor sich hat."

Auf diese mütterlichen Worte versetzte Dahlen mit Höflichkeit:

„Sie haben mir ein höchst schätzenswerthes Vertrauen geschenkt, Frau Martens; ich bin um so stolzer darauf, als ich es noch gar nicht habe verdienen können."

Er verneigte sich auf die Hand der hübschen Frau, und sie überzeugte sich, daß er es nicht anzüglich meinte. Nur der rasche Uebergang fiel ihr auf, als er fortfuhr:

„Werden Sie mir aber verzeihen, wenn ich nun gleich auch mit einer Bitte komme? Wollten Sie mich nicht bei den Freundinnen Ihrer Fräulein Tochter einführen? Wenigstens bei den beiden, die ich jüngst hier kennen gelernt, und deren Eltern ich meinen Besuch machen möchte, bei Fräulein Kaßner und Fräulein — wie —?"

„Lüdemann?" fragte sie lächelnd.

„Ja, Lüdemann," antwortete er mit fragender Verneigung.

„Recht gern, lieber Herr von Dahlen," sagte sie. „Der Name Kaßner ist Ihnen schon eher im Gedächtniß geblieben: nicht wahr, eine höchst angenehme Erscheinung?"

„Sehr liebenswürdig," versetzte er, „und recht gescheit, wie es scheint, auch — aus guter Familie, — sieht man ihr an."

„Sie interessiren sich — es freut mich recht, lieber Herr Nachbar; ich habe Rickchen sehr gern, — die innigste Freundin meiner Tochter. Sie werden sie oft bei uns finden. Es freut mich, daß sie Ihnen gefällt: denn sonst steht sie mit all' ihrer Schönheit nicht sehr in Gunst bei den jungen Herren. Ich weiß nicht, ich begreife es nicht; — aber sie speculiren ein wenig zu viel, unsere jungen Männer. Es ist recht abscheulich! Indeß — wenn man die steigende Theuerung, den zunehmenden Aufwand des gesellschaftlichen Lebens bedenkt, so kann man das an sich Tadelnswerthe doch nicht so schlechthin verwerfen. Fräulein Kaßner kleidet sich — sehr geschmackvoll, werden Sie bemerkt haben. Unsere Maler lassen auch dem lieben Mädchen alle Anerkennung widerfahren; es habe nur, sagen die gottlosen Mäuler, — zu wenig Perspective. Den Sonntag, wenn's Ihnen recht ist, wollen wir Besuche machen. Kommen Sie dann gegen Mittag hierher. Ich nehme diesen Tag, damit wir auch den Papa Kaßner zu Hause finden. Er ist viel auf dem Comptoir von Groll-Branconi, mit dem er associirt ist. Je nun, — er muß eben arbeiten, er ist sehr thätig."

Herr von Dahlen dankte für die Gefälligkeit der freundlichen Frau, versprach, den Sonntag sich einzufinden und empfahl sich.

Frau Martens glaubte ihm eine kleine Verstimmung anzumerken, und sah ihm lächelnd nach. — — „Hab' ich's getroffen?" sagte sie. „Es scheint: denn Sie machten ein Gesicht, lieber Herr Nachbar, als hätten Sie mich verstanden, und dann hab' ich's freilich getroffen. Sie verlangen aber auch des Schönen zu viel auf einmal, bester Herr von Dahlen: erst ein schönes Landgut, dann eine schöne Frau hinein, und eine schöne Mitgift dazu, zum ländlichen Glücke — die rechte Friederike? Oho! mein kluger Herr von Dahlen! Es ist nicht Alles eine Prophezeihung, was sich reimt."

III.

Die verabredeten Besuche wurden als Staatsbesuche leicht und kurz abgemacht. Der neue Gutsnachbar konnte mit seinem Empfang zufrieden sein. Man kannte den Werth des angekauften Besitzes, der bisher einer der angesehensten Frankfurter Familien gehört hatte und ließ den adligen Namen des neuen Gutsherrn gelten, der jedoch nicht zu hoch über das Selbstgefühl eines Frankfurter Bürgers hinausging; so daß ein freundlicher Umgang der mittlern Familien mit einem Herrn von Dahlen so schicklich erschien, wie die ersten Banquierhäuser mit den Bundestagsgesandten verkehrten.

Bald folgten auch die Höflichkeitseinladungen, bei denen die Urheberinnen der neuen Bekanntschaft, Frau Martens und ihre Tochter, nie fehlen durften. Und da zu diesen Abendgesellschaften oder Mittagsschmäusen in den verschiedenen Häusern auch noch andere Gäste als Freunde der Familien eingeladen wurden, so gab das dem Ehrengaste nur Anlaß, seine Bekanntschaft mehr und mehr auszudehnen.

Die Gesellschaft gleicht darin einem Teiche: der erste, engste Kreis, den ein einfallender Körper um sich bildet, gibt nur den Anstoß zu immer erweiterten Kreisen.

Dieser Verkehr, die mannigfaltigen Einrichtungen auf dem Gute und was die Jahreszeit an Geschäften des Feldbaues mit sich brachte, hielten den jungen Mann tüchtig in Athem. Doch versäumte er darüber das Haus

der Frau Martens nicht. Denn auch abgesehen von den Rücksichten, die er grade gegen diese Familie gern aufrecht erhielt, lag ihm das Gartenhaus auch am nächsten und erlaubte ihm, auf ganz häuslichem Fuß, auch in den Abendstunden, aus seiner Einsamkeit herüberzukommen.

Indeß legte er doch eine gewisse norddeutsche Umständlichkeit nicht so bald ab, und kam fast nie ohne irgend eine Artigkeit oder Aufmerksamkeit, die er sich als Entschuldigung seines Besuches dienen ließ. Sein Treibhaus, auf das er Etwas verwendete, bot ihm schöne Blumen oder seltnere Pflanzen, er besaß eine artige Büchersammlung, die er mit Geschmack vermehrte, und seitdem er in Elisabeth's Harfengeheimniß eingeweiht war, verschaffte er sich manche hübsche Composition für dies hier am Orte weniger betriebene Instrument.

Wie leicht und artig er auch diese Darbietungen zu machen suchte, so geflissentlich erschienen sie doch, besonders auch der Mutter. Sie unterließ nicht, ihrer Tochter Andeutungen über die Absichten zu machen, die offenbar — wie sie lachend meinte, — durch die Blume sprächen. Dies beunruhigte Elisabeth. Sie fand sich dadurch in der eigenthümlichen Aengstlichkeit bestätigt, die sie, abgesehen von jenen zwischen ihr und der Mutter getheilten Höflichkeiten, noch besonders aus der herzlichen Vertraulichkeit schöpfte, in welche sich Herr von Dahlen zu ihr gesetzt hatte. Aengstlichkeit konnte es heißen, ein Bangen, nicht der süßen, ahnungsvollen Mädchenerwartung, sondern des Zweifels an ihrem eigenen Herzen. Sie hatte eine gute Meinung von dem Nachbar gefaßt, hielt aber dies Vertrauen nicht für Liebe, und überredete sich, ein Zug der Neigung müsse der Meinung, die man sich von einem Manne bilde, eher vorausgehen, oder doch die Meinung überholen. Sie war geneigt, an die Absichten des schätzbaren Mannes zu glauben, nicht aber, sie zu wünschen. Hätte Elisabeth nicht seit ihres Vaters Tode viel von dem hingebenden Vertrauen der Tochter zur Mutter eingebüßt: so würde sie sich mit ihr über solche Bedenken und Zweifel berathen haben. Statt dessen widersprach sie lieber den Andeutungen der Mutter, und lehnte zuletzt, um gegen sie Recht zu behalten, eine etwanige Bewerbung von Dahlen im Voraus ab.

Frau Martens war sehr unzufrieden mit dieser Stimmung der Tochter. Sie konnte sich keine wünschenswerthere Partie für Betty denken, als mit einem Manne, der bei so viel persönlicher Geltung auch durch seine bürgerliche Stellung ein neues Element in ihre übrigen, rein kaufmännischen Verbindungen brachte. Sie hielt aber mit ihrer Empfindlichkeit an sich, und sprach nur ihre Verwunderung darüber aus, daß Betty einen solchen Mann nicht zu schätzen wisse. — „Sei versichert," sagte sie, „daß jede Deiner Freundinnen einer solchen Bewerbung froh wäre. Ich lasse es sogar noch dahin gestellt sein, ob Dahlen nicht zwischen Dir und Friederike noch in Wahl steht. Er begegnet ihr so aufmerksam und artig, als er sich vertraulich und herzlich zu Dir stellt. Man könnte glauben, er huldige ihr als einer Geliebten, und sehe Dich für seine Freundin an."

Frau Martens sagte dies aus richtiger Beobachtung, aber mehr mit der Absicht, ihre Tochter durch Eifersucht zu reizen und geneigter zu machen. Betty antwortete aber kurz:

„Ich stelle mich durchaus nicht über meine gute Friederike, allein ich könnte doch eine Bewerbung nicht hoch anschlagen, die erst aus einer langen Wahl zu meinen Gunsten ausfiele. Das wäre am Ende nicht einmal Liebe, sondern — das Facit einer Berechnung."

„Liebes Kind," versetzte die Mutter, „Du kennst die Welt und den Gang des menschlichen Herzens nicht. Die Empfindungen eines Mannes, von den Interessen des Lebens noch mehr getrübt, als die ruhige Quelle der Gefühle in einem Mädchenherzen, bedürfen der Zeit, um sich selbst klar zu werden. Gönne dem braven Manne so viel, als Du selbst vielleicht nöthig hast, um über Dein Inneres recht heiter zu werden. Denn grade was ich Dir eben bemerkt habe, spricht zu Deinen Gunsten. In dem einfach vertraulichen Benehmen gegen Dich legt Dahlen seine Anerkennung Deiner gediegeneren Eigenschaften an den Tag, während er sich gegen das bloß hübsche Mädchen als galanter Mann erweist. Es ist eine alte Eitelkeit der Männer, keine weibliche Schönheit ohne Huldigung zu lassen. Sie meinen eben ihrem Geschmack und ihrer Empfänglichkeit für weibliche Reize ein Zeugniß schuldig zu sein."

Hierbei ließ es die kluge Frau Sabine vorerst bewenden, und hoffte damit dem Spiel der Bewerbung und der Gegenneigung Raum zu gönnen. Sie glaubte noch gar nicht an eine entschiedene Gleichgiltigkeit ihrer Tochter gegen den — Baron, wie sie den Nachbar gern nannte. Es war ihr nicht unbemerkt geblieben, daß Betty sich seit einiger Zeit gegen sie verschloß, und von einer Unzufriedenheit mit dem gesellschaftlichen Geschmack der Mutter zu einer Art von trotzigem Widerspruch auch in andern Dingen aufgeregt wurde. Eben darum aber wünschte Frau Martens um so mehr eine baldige Verheirathung der Tochter, — nicht sowohl um selbst freiere Hand zu bekommen, denn diese Aengstlichkeit hätte sie ihrem mütterlichen Ansehen nicht vergeben; sondern um die Tochter dadurch —

wie sie sich überredete — zu mehr Heiterkeit und Zufriedenheit kommen zu sehen.

In diesem heimlichen Wunsch und Anliegen begegneten ihr unvermuthet ihre beiden Söhne. An einem der Wochentage, an welchem Elisabeth ein Kränzchen in der Stadt hatte, ließen sie sich zum Thee ansagen. — „Wir kommen in einer Familienangelegenheit," sprach Robert, sobald Betty sich empfohlen hatte, „und da wir dabei die Schwester ausgeschlossen haben, so kannst Du Dir denken, beste Mutter, daß es grade ihr gilt. Du weißt, wie kleinstädtisch unser Frankfurt in häuslichen Angelegenheiten ist. Offen gesagt, machen die Abendbesuche des Herrn von Dahlen bereits einen Gegenstand der Unterhaltung in unsern Kreisen aus."

„Man munkelt von Absichten," fiel Anton ein, „das Wort zweideutig genommen, Frau Mutter. Unsere Freunde meinen nämlich Absichten des Herrn von Dahlen auf unsere Betty, unsere Neider aber lassen Absichten der Frau Mutter auf den reichen Gutsbesitzer vermuthen. Ich bin schon gefragt worden, ob wir Gratulationen annehmen. Und — nicht wahr, das sind unangenehme Fragen, Frau Mutter!"

„Um es kurz zu machen," fuhr Robert fort, „so scheint es uns an der Zeit, mit einem ältern Plan, den schon der selige Vater hegte, nicht länger zurückzuhalten. Unser Buchhalter Oelrichs hat sich um unser Haus verdient gemacht, und ist unserm Geschäft innigst vertraut. Wir möchten ihn festhalten, und für immer in unser Interesse ziehen. Er ist ein solider, gebildeter, durchaus sittlicher Mann und interessirt sich längst für Betty."

„Oelrichs?" lächelte Frau Sabine.

„Du lächelst?" fiel Robert ein. „Seiner Person kann das nicht gelten, liebe Mutter: er ist ein ganz hübscher Mann und höchstens zwölf Jahre älter als Betty. Ein ganz passendes Verhältniß bei dem gesetzten Wesen unserer Schwester. Es ist also nur seine Stellung, die Dich stört?"

„Aber wir geben ihm eine passende," versetzte Anton. „Und was hat denn die Betty für große Ansprüche in unserer töchterreichen Stadt?"

„Laß mich der Mutter erklären!" wendete Robert ein, der schon wußte, daß die Mutter ihn lieber hörte. „Wir stehen im Begriff, ein bedeutendes Etablissement in Offenbach zu erwerben, und haben im Sinn, Herrn Oelrichs als Compagnon an die Spitze desselben zu setzen. In dieser ehrenvollen Stellung würden wir ihn noch dadurch unserm Hause verpflichten, daß wir ihm die Schwester gäben."

„Und er würde seinen Wohnsitz in Offenbach haben?" fragte die Mutter.

„Die Leitung des Geschäfts erfordert seine stete Gegenwart," antwortete Robert.

„Und die Frau Mutter behält ja Betty in der Nähe!" setzte Anton hinzu, „wenn auch just nicht so nahe, als sie es sich in Bockenheim denkt."

„Ich denke mir gar Nichts!" fuhr ihn die Mutter an. „Die Frage ist um Betty's Glück, und ich glaube nicht, daß sie das mit Oelrichs wird versuchen wollen."

Die Sache wurde nun in's Einzelne verhandelt, das neue Geschäft und die Theilnahme Oelrichs bestimmt, wobei allerdings auf Betty's Vermögen gerechnet war, das dem neuen Geschäfte zugewendet werden sollte. Betty war mündig geworden, trat in den Genuß ihres Eigenthums, und die Mutter hatte von dieser Seite kein Interesse gegen die Heirath. Sie wollte sich mit der Tochter darüber berathen. — „Ich habe Betty auf die vermuthlichen Absichten des Barons aufmerksam gemacht," sagte sie. „Ihre Aeußerungen waren ablehnend, doch weiß ich nicht, wie viel Ernst oder nur mädchenhafte Rückhaltung dabei ist. Mir selbst, gestehe ich, wäre eine Verbindung mit Herrn von Dahlen lieber, und sähe respectabler aus, als daß wir der Tochter des Hauses einen Mann aus dem Geschäfte geben, — in Ermangelung gleichsam eines bessern. Doch will ich nicht gegen Oelrichs sein, und er kommt mir sogar ganz gelegen, um Betty bei solcher doppelten Bewerbung vielleicht eher zu einer Wahl zu bewegen. Sie wird durch Vergleich zweier Bewerber leichter klar werden, was ihr zusagt. Würde sie aber zwei Körbe auf einmal geben wollen, so will ich wenigstens darauf sehen, lieber Anton, daß Dein guter Oelrichs keinen schlechtern bekommt, als der Baron."

„Sage die Frau Mutter nicht Baron," fiel der etwas plumpe Anton ein. „Der Gutsbesitzer ist ein gewöhnlicher Herr Von, und wir wollen die Betty nicht mit dem Klingklang einer Baronin bestechen."

Robert, mit seiner bessern Weltmanier, trat jetzt schnell dazwischen, um es zu keinem Zank kommen zu lassen, der zwischen Anton und der Mutter immer nahe lag. Er setzte mit guter Manier die Vortheile auf beiden Seiten aus einander, wobei Oelrichs nicht zu kurz kam.

So verließen beide Brüder die Mutter gleichsam hinter einer Wage für zwei Bewerber, wovon doch noch keiner sich mit seiner persönlichen Ansprache in eine der Wagschalen gelegt hatte. Die Sache brachte nun für Frau Martens eine unruhige Nacht. Sie mußte sich gestehen, daß grade der von beiden, den sie um einer ihr wünschenswerthen Verheirathung der Tochter willen zuletzt doch gern noch festgehalten hätte, der brave Buchhalter, wohl der erste sein werde, den sie aufgeben müsse.

Und in der That blieb ihr darüber auch nur so lang einiger Zweifel, bis sie der Tochter am nächsten Morgen nach dem genommenen Kaffee das Anliegen der Brüder mit aller Freundlichkeit eröffnet hatte.

„Ach, der gute Oelrichs!“ rief Betty mit einem Ton, in welchem der fertige Korb lag, und mit einem Lächeln, das ihn mit Rosenblättern füllte. — „Hat er mich darum jüngst bei Robert's Geburtstagsschmause mit so feierlicher Haltung zu Tische geführt? Den Anlauf dazu merkte ich ihm früh genug ab; was ihn aber dazu trieb, hätte ich mir nicht träumen lassen. Sie hätten nur sehen sollen, Mutter, wie er sich ein Viertelstündchen lang zwischen den Herren, die mich umstanden, langsam durchwand, die blassen Handschuhe angezogen, den neuen Seidenhut in der Linken. Endlich war er mir zunächst gekommen und unterhielt sich mit dem Senator Schramm, mir mit halbem Rücken zugekehrt, um gar Nichts von seinem Vorhaben merken zu lassen, bis es hieß: „Wenn's gefällig wäre!“ Jetzt aber fuhr er wie ein Kreisel herum, streckte, den Senator abschneidend, mir seinen Arm hoch entgegen und verneigte sich. Wir waren den kurzen Gang in den Speisesaal nicht in gleichem Schritt, und ich fürchte, so was würde uns auf dem langen Lebenswege doch sehr ermüden und — ungraziös aussehen.“

Solcher Scherz war zu sehr im Geschmack der Mutter, als daß sie nicht hätte wenigstens lächeln müssen.

„Ich dächte, liebe Betty,“ wendete sie ein, „ein solches steife Benehmen müßte Dir als Darlegung einer ersten, noch ungetragenen, noch unzerknüllten Liebe eher gefallen. Alles Neue, weißt Du, trägt sich anfangs steif.“

„Spaß, liebe Mutter!“ versetzte Betty. „Das Steife liegt auch oft im Stoffe. Wir wollen die Sache kurz und für den guten Oelrichs recht zart abmachen. Wenn meine Verheirathung für das Offenbacher Unternehmen durchaus nöthig wäre, so sollte es mir leid thun. Ich hätte dann lieber gewünscht, das Etablissement wäre für meine Heirath, als meine Heirath für das Etablissement schicklich gewesen. Ich denke mir, es wird in dem neuen Geschäftsvertrag ein geheimer Artikel aufgenommen sein, etwa lautend: „Gegen obbesagte Vergünstigungen verpflichtet sich Herr Oelrichs, als Associé des Hauses Robert Anton Martens, die noch unverehelichte Tochter Elisabeth Martens zu heirathen, und sich dieser Verbindung gemäß einzurichten.“ Sagen Sie den Brüdern, beste Mutter, sie möchten diesen Artikel einfach streichen, und mir zum Zeichen, daß es abgemacht sei, ein Päckchen Offenbacher Pfeffernüsse mitbringen. Ich wünsche dem Etablissement Glück, und dem guten Oelrichs wird es nicht fehlen, eine liebenswürdigere Person heimzuführen, als die er jüngst zu Tische geführt hat. Er soll nur den Arm nicht so hoch halten!“

IV.

Diese Antwort, die sich grade durch ihren scherzhaften Ton in ihrem entschiedenen Ernste verrieth, wurde von Frau Martens in der ganzen Bündigkeit, mit der sie gegeben war, den Söhnen überliefert. Beide kannten die Schwester genug und hatten zu viel Geschäftsstolz, um weiter in Betty zu bringen und ihres Vermögens bedürftig zu erscheinen. Der ältere und gewandtere Robert verrieth auch nicht das Mindeste von seinem Verdruß, während Anton, wenigstens eine Zeit lang, der Schwester kurz und unfreundlich begegnete, und manches empfindliche Wort nicht unterdrücken konnte.

Bei solchen Stichelreden sah die Mutter lächelnd und nickend nach Betty hin. Sie dachte durch solches freundliche Einverständniß der Tochter eine desto entschiedenere Richtung nach dem Bockenheimer Gutsbesitzer zu geben. Indeß verrieth sich im Laufe der nächsten Wochen Nichts von Annäherung der Art; außer daß Herr von Dahlen manche häusliche Einrichtung, die auf seine Verheirathung zielte, nicht ohne einige Befangenheit mit Frau Martens in Ueberlegung zog. — „Die norddeutsche Lebensart bringt in Manchem einen andern Zuschnitt mit sich,“ sagte er, „ich möchte es aber hier mit dem süddeutschen Geschmack treffen, und in Nichts von den hiesigen Gewohnheiten abweichen.“

Frau Sabine, die sich jedes Anlasses versah, für ihr mütterliches Anliegen Etwas zu versuchen, ließ sich über solche Gegenstände in's Behagliche aus, wußte aber jede Entscheidung so leichthin ihrer Tochter zuzuschieben, indem sie sagte: „Nicht wahr, Betty, so würdest Du es auch machen?“ Oder: „Gewiß wäre es so auch nach Deinem Geschmack, meine Tochter!“ Oder: „Bei uns wenigstens hat es Betty so eingerichtet, Herr von Dahlen!“

Betty fühlte wohl die Nebenabsichten der Mutter durch; indem aber Dahlen sich ihr dabei mit der freundlichsten Unbefangenheit zuwandte und ihre Meinung erwartete, bewegte es sie auf's Eigenste, und sie hatte mit Unwillen gegen die Mutter und mit Rührung gegen den Freund zugleich zu kämpfen. Glücklicherweise war keine dritte Person anwesend, die Betty's Unruhe und Erröthen hätte mißverstehen können. — — —

So war der Juli herbeigekommen, als Herr von Dahlen, ehe die Arbeiten der Ernte angingen, sich zu einem kleinen Fest entschloß, mit welchem er seine Erkenntlichkeit gegen

so viel Freundliches, als ihm die besuchten Familien erwiesen hatten, in seiner Junggesellenwirthschaft an den Tag zu legen dachte. Er hatte da verschiedene, jedoch lauter mehr oder weniger befreundete Familien vor sich, die er mithin unbedenklich zusammen laden konnte.

Es war mit dem kleinen ländlichen Fest auf einen ganzen Tag abgesehen; so daß man schon zum Morgenkaffee nach dem Gute fuhr oder wandelte. Dahlen als Wirth hatte mit Zuziehung einiger Künstler aus dem Kreise der Frau Martens eine sinnige Anordnung für den langen Tag getroffen, dergestalt, daß dieselben zugleich als Gehilfen sich bei der abwechselnden Unterhaltung der Gäste mitbethätigten.

Der Tag war herrlich, zwar etwas schwül, aber von bewegter Luft gefächelt, und der Himmel mit Federwölkchen leicht bedeckt. Der Kaffee wurde im Schatten riesiger Kastanien genommen, unter deren breiten Aesten man einen reizenden Blick nach dem Gebirge hatte. Ein kleines Morgenconcert folgte, worauf eine Fahrt in Omnibus nach einem Vorsprung des Höhenzuges unternommen wurde. Hier war ein weites Zelt unter einer wehenden Fahne errichtet, und unter dem Ausblick in's Thal und nach der Stadt wurde das zweite Frühstück aufgetragen, wozu aus einiger Entfernung ein paar Waldhörner frische und muntere Melodien spielten. Inzwischen wurde zu Hause, unter denselben Kastanien, die Mittagstafel gedeckt, und im Pavillon des Hauses die Musiker voraus gespeist, die hernach mit ausgesuchten Musikstücken ein feines Mahl aus angenehmer Ferne zu begleiten hatten.

Der Nachmittag wurde unter kleinen Spielen und heitern Possen der verkleideten Maler hingebracht, bis gegen Abend die Musik herantrat, und mit einer Polonaise Alt und Jung zur Bewegung aufbot. In wiegenden Schritten zogen die fröhlichen Paare durch die Gänge des kleinen Parkes, während dessen die Tafel unter den Kastanien weggeräumt und ein elastischer Dielenboden gelegt wurde, von kleinen Tischen umstellt. Hier langte zur rechten Zeit die Polonaise an, und sprang in einen Walzer über. Die jüngern Füße machten gleich den Sprung mit, die erschöpften Paare taumelten nach den Sesseln, die an den Tischen standen, und langten nach den Erfrischungen.

Und wie nun vor der sinkenden Sonne ein Gewitter majestätisch herauf zog, schien auch Das wie vom Wirthe bestellt, um die Gäste aus einer andern Tonart zu unterhalten, und für eine bunte Gartenbeleuchtung ein früheres Dunkel herauszuführen.

Es gehörte zum rechten Genuß des ländlichen Festes, daß es Einer oder der Andere immer wieder zum Bewußtsein und Bekenntniß brachte, — eines so fröhlichen, seligen Tages wisse man sich nicht zu erinnern. Dann wurde immer wieder ein Lebehoch auf den Wirth ausgebracht, der sich heut die liebenswürdigste Frau verdient habe. Wünsche auf Wünsche wurden laut, Tusch auf Tusch der Musik folgte, und nicht lange, so mischte der Donner seine Bässe hinein.

Seelenvergnügt wandelte von Dahlen umher, das volle Glas gehoben, um mit den Männern anzustoßen, und die Frauen zu versichern, wie glücklich ihn ihre lachenden Augen machten.

„Ja," rief er endlich von seinem Platze, „ein so herrliches Jahr haben wir auch lange nicht gehabt. Der letzte Nachwinter ließ es kaum erwarten. Ich hatte den Sommer vorher, ehe ich mich durch eine Ansiedlung festsetzte, eine Schweizerreise gemacht, und auf dem Rigi wohl fünf Tage lang auf einen günstigen Sonnenaufgang gewartet. Fünf mir unvergeßliche Tage! Denn eigentlich galt mein Verweilen nicht dem Sonnenaufgang, sondern einem neuen Freunde, einem genialen jungen Manne, Doctor Lehfeldt. Wir hatten uns im Hospiz Maria zum Schnee gefunden, wo uns der Regen über Nacht hielt, und bestiegen am andern frischen Morgen den Berg. Ein heitrer Sonnenaufgang, der Tag für Tag auf sich warten ließ, diente uns zum Vorwand unsers Verweilens. Wie gern wären wir noch länger geblieben! Aber Lehfeldt und ich mußten fort. Die letzte Nacht brachten wir noch bei einem guten Feuer im Ofen und einigen Flaschen Champagner in der gehobensten Stimmung, unter den herzlichsten Gesprächen zu, bis das Alpenhorn die Schlafenden zum Sonnenaufgang weckte, der zu unserer Trennung die Scheidewege hier nach Goldau, dort nach Weggis hinab beleuchtete. — — Kommen Sie, meine Freunde, helfen Sie mir auf das Wohlergehen meines Freundes Lehfeldt, auf ein glückliches Wiederbegegnen trinken. Ein prächtiger Mensch, auf mein Wort! Er lebe hoch!"

Alles stimmte in das „Hoch" ein, und Herr von Dahlen sprach weiter:

„Auf meiner Hierherreise brachte ich den Nachwinter in Fulda, bei einer mir verwandten Familie zu, die in der Nähe der Stadt auf einer gepachteten Domäne saß. Es war eine stille, trübe Zeit. Nichts als wechselnde Bilder von Noth, Armuth und schlechter Gesinnung bettelnd umherziehender Schaaren in Folge einer schlechten Ernte des letzten Jahres. Nach seltsamen Frühgewittern kam in der Nacht zwischen dem 17. und 18. April ein entsetzlicher Schneefall. Und nun folgte der herrlichste Mai, den ich dann zum Theil

schon hier verlebt habe. Eine rasche und vortreffliche Saatenentwicklung war unter dem Schnee hervorgekommen, und verherrlichte das Pfingstfest. Haben Sie je eine gleiche Blüthenpracht erlebt, meine Freunde, als wir dieses Jahr hatten? Und welcher Fülle von Obst sehen wir entgegegen und genießen sie schon! Sehen Sie nur, — die Aepfelbäume können ihre Last kaum tragen, und ihre beladenen Aeste — Arme hätte ich bald gesagt! müssen unterstützt werden, — eine Unterstützung des Reichthums! So sehr hat die Natur sich mit Wohlthaten erschöpft. Doch lebt der Mensch, wie die Schrift sagt, nicht allein von Brote: daher möge denn auch recht bald Das nachkommen, was unserm Dasein eine höhere Bedeutung gibt, was es zu einem gemeinsamen, nationalen Dasein erhebt."

„Hoch, hoch und recht bald!" riefen Mehrere. Alle stießen jubelnd an, die Musik brachte ihren Tusch, und ein naher Donner rollte mit heftigen Blitzen nach.

„Hört Ihr!" rief Maler Ilgen, „der Himmel gibt seine Zusage!"

„Und sprengt Weihwasser dazu!" fiel ein Anderer ein. „Es tropft, es kommt ein Guß. Vielleicht erfüllt sich das schöne Adventslied: „Regnet, ihr Wolken, den Gerechten herab!"

Eine lachende Unruhe entstand unter den Frauen; man griff nach den abgelegten Tüchern, Mantillen und Hüten und eilte dem Hause zu. Ein Platzregen rauschte durch die hohen Kastanien nieder. — „Wir amüsiren uns doch!" rief ein verspäteter Gast, der seinen Hut nicht finden konnte, mit Hampelmann's Worten aus der bekannten Localposse.

Und in der That hatte nur noch eine solche unvermuthete Störung gefehlt, um den vergnügten Tag auf's Lustigste zu beschließen. Doch ließ man erst den unberufenen Regenguß ein „fait accompli" werden, ehe die für den ganzen Tag gemietheten Omnibus vorfahren durften.

Und nun kreiste Alles dankend und grüßend durch einander. Herr von Dahlen geleitete Frau Martens und Elisabeth nach einem der Wagen. Erregt, wie er war, erwiederte er den Dank Beider mit der lebhaften Versicherung, wie glücklich es ihn mache, sie bei sich so vergnügt gesehen zu haben. Und während Ilgen der Mutter in den Wagen half, flüsterte der so glückliche Gutsbesitzer Elisabethen zu:

„Wie sehr wünschte ich meine schönsten Hoffnungen an diesen frohen Tag zu knüpfen, verehrte Freundin! Erlauben Sie mir, Sie morgen früh gegen zwölf Uhr in Ihrem Harfenzimmer zu besuchen?"

Ehe die Erschrockene eine Antwort fand, rief die Mutter:

„Nun, Betty?"

„Ich komme," flüsterte Dahlen, und half der Bebenden auf den Wagentritt.

Inzwischen füllten sich auch die andern Wagen. Dahlen eilte da- und dorthin. „Gut' Nacht! Schönsten Dank! Gute Nacht!" rief es durch einander.

Dahlen sah den Abfahrenden nach. Bald stand er allein. Lachen und Singen verscholl immer weiter nach der Stadt hin. Er blickte zum Himmel auf: die Sterne funkelten aus dem abgeregneten Gewölk. Ein leiser Wind ging durch die Bäume und schüttelte die tropfenden Aeste. Ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust, und die Kirchenuhr schlug mit schwerem Hammer die Zwölf der Mitternacht.

V.

Elisabeth entkleidete sich in Erwartung einer schlaflosen Nacht. Sie fühlte sich höchst aufgeregt. Die ängstliche Unruhe, die sie früher aus der räthselhaften Annäherung Dahlen's geschöpft hatte, kehrte jetzt, aus bisheriger Beschwichtigung, nur um so heftiger und mit Herzklopfen zurück. War es, weil nun eine Bewerbung entschiedener hervortrat? Dies schien allerdings in so fern der Fall zu sein, als damit die alten Zweifel an ihrem eigenen Herzen sich erneuerten, indem sie die entschiedenste Hochachtung für Dahlen empfand, ohne daß sie ihn zu lieben glaubte.

Dies Bedenken rief den vergangenen Tag noch einmal recht lebhaft zurück. Sie hatte eine recht herzliche Freude an dem Nachbar gehabt. Wie liebenswürdig und wie selbstbeglückt war er nicht als Wirth erschienen! Wie sinnig hatte er Alles angeordnet, wie aufmerksam seine Gäste und besonders die Frauen wie zart behandelt!

Was er gethan und gesprochen, verrieth durchaus ein edles Gemüth, und die Innigkeit, womit er eines entfernten Freundes und der mit dem Doctor Lehfeldt auf dem Rigi verlebten Tage gedacht hatte, ließ einen Mann erkennen, der einer gleich warmen und treuen Liebe fähig sei. Aber alles Das, was sie mit Freuden anerkennen mußte, und worüber sie sich jetzt so klar machen konnte, hob ihren Zweifel, ihre Unentschlossenheit nicht. Sie fühlte sich bei allem Dem fremd gegen seine persönliche Erscheinung: sie konnte sich nicht an seinem Herzen ruhend empfinden. Sie hätte seiner freundschaftlichen Theilnahme hundert Anliegen anvertrauen können, zuletzt aber doch gestehen müssen, daß sie noch Einiges in ihrem Herzen zurückbehalte, was nicht so recht für ihn gehöre. Hatte sie sich ja noch nicht einmal mit ihrer Harfe vor ihm hören lassen. Und — nun wollte er sie gradezu in ihrer Harfeneinsamkeit besuchen: war das nicht — ein wenig zudringlich?

Sie warf unüberlegt einen Blick nach der Ecke, wo das Instrument stand. Eine abergläubige Empfindung, wie solche so gern ein zweifelhaftes Herz beschleicht, trieb Elisabethen an, die vertrauten Saiten als ein Orakel zu befragen. Die Saiten stehen in wunderbarer Sympathie mit der Seele der Natur: wie — wenn sie die Harfe in das geöffnete Fenster setzte, um zu versuchen, ob sie zu der verhängnißvollen Frage des Herzens schweigen, oder von dem geheimnißvollen Athem der Nacht erklingen werde?

Gedacht, gethan! Sie war feierlich eregt. Wie sie das Instrument auf die Fensterbrüstung erhob, glitt das leichte Tüchlein ihres Nachtkleides von der Schulter. Ein lebhafter Windstoß setzte die Saiten in einen volltönenden, nachbebenden Accord, und überschauerte zugleich die entblößte Schulter. Elisabeth erschrak: das Frösteln erregte ihr eine sonderbare Vorstellung: es kam ihr vor, als ob Glassplitter ihre rechte Achsel träfen. Rasch setzte sie die Harfe nieder, schloß das Fenster, und hob ihr Tuch vom Boden auf. Wie sie es umschlug, war es ihr, als ob Dahlen's Hand ihr behülflich wäre: sie wendete sich mit einem leisen Schrei ab, und blies das Licht aus.

So wunderliche Empfindungen, wie sie ein mit sich uneiniges Herz verriethen, waren nicht gemacht, es so bald zur Klarheit und Entschlossenheit kommen zu lassen. Doch der neue Tag, der früh genug durch das östliche Fenster dämmerte, brachte die Schlummerlose zu verständiger Betrachtung. Sie überlegte, wie phantastisch ihre Vorstellungen von der Liebe zu einem Manne sein möchten, und wie doch aus der wahrhaften Erkenntniß von dem Liebeswerthe eines edeln Mannes auch eine persönliche Zuneigung für ihn entspringen und erwachsen müsse. — Und wenn Du nun selber, sagte sie sich, mit Deiner äußern Erscheinung einem Manne begegnetest und ihn abstießest, ehe er Dein Innerstes nur erkannt hätte: was würde Dir es helfen, daß Du Dich persönlich mit aller Hingebung des Herzens zu ihm gezogen fühltest? Ist denn die Hingebung, die Dir der rechtschaffene Mann im Zusammenleben abgewinnt, nicht mehr werth, als die Du ihm auf Gerathewohl entgegen bringst? — —

Und sei es nun, daß ein heitrer Sommermorgen einem verzagten Herzen Muth und Hoffnung einzuflößen gemacht ist, oder daß die Eigenheit des menschlichen Herzens hinzukam, die unsere überspannten Empfindungen zuletzt gern auf unsere Selbstliebe zurückführt: genug, Elisabeth stand auf, kleidete sich mit Sorgfalt und mit dem ruhiger gefaßten Entschlusse, den Freund zu empfangen, und wenn er es verlangte, ihm die ehrlichste Zusage für das Leben in die Hand zu legen. — —

Beim Frühstück eröffnete sie sich der Mutter. Gestern Abend hätte sie es nicht über sich vermocht, — uneinig, wie sie sich mit der Mutter, ja mit ihrem eigenen Herzen fand. Jetzt hatte sie gekämpft, Angst und Zweifel überwunden; sie war einverstanden mit sich und mit ihr. — Eine wehmüthige Ergebung, eine kindliche Demuth war über sie gekommen, und so trat sie, die Hände gefaltet, mit dem Bekenntniß der schlaflosen Nacht vor die Mutter.

Frau Sabine, höchst erfreut, umarmte die Tochter; bestätigte sie in ihrem Vorhaben, und sprach sich über das Glück ihrer Zukunft in eine wahre, mütterliche Rührung hinein. Das reine kindliche Verhältniß that auch ihr wohl. Als die Zeit des zu erwartenden Besuches heran kam, sagte sie:

„Nun geh', mein Kind, und empfange ihn, wie er es gewünscht, im Harfenzimmer. Ich setze mich hinab in den Garten unter die Platanen. Seid Ihr einig, so bringst Du ihn hinab, daß ich Euch umarme. Ich denke einstweilen über Eure Einrichtung nach; denn von einer langen Brautschaft wird keine Rede sein, und ich werde seinen Wünschen entgegenkommen."

Dahlen fand sich eine gute halbe Stunde früher ein, als er sich angekündigt hatte. Wahrscheinlich trieb ihn die eigene Unruhe, ohne daß er daran gedacht hätte, die Unruhe eines erwartenden Mädchenherzens dadurch abzukürzen. Elisabeth empfing ihn mit absichtsloser Feierlichkeit. Sie flüchtete sich mit mädchenhaftem Bangen hinter den schönen gestrigen Tag, und führte den Freund, der jeden Augenblick auf sein Anliegen kommen wollte, durch alle Einzelheiten des Festes. Es war eine Flucht des Herzens, auf der sie aber so gesprächig und aufgeregt wurde, daß Dahlen sich dadurch nur erleichterter fühlte, mit Muth sein Vorhaben auszusprechen. —

„Und nun, meine theuerste Freundin," sagte er mit ruhiger Fassung, „lassen Sie mich das zarteste Anliegen vorbringen, in welchem mich der gestrige Tag bestärkt hat. Ich trage es in mir seit jenem ersten, schönen Abende bei Ihnen. Ich hoffe, das stille, aber innige Vertrauen, das ich bisher zu Ihnen gehegt habe, ist Ihnen nicht entgangen. Ich habe die Versicherung Ihrer verehrten Mutter, daß Sie männliches Vertrauen zu schätzen wissen. In Ihrer Hand liegt vielleicht das Glück meiner Zukunft. Helfen Sie mir es durch Ihre Freundschaft finden. Sehen Sie, theure Elisabeth, ich fühle gar wohl, vielleicht ein wenig zu unmännlich, wie peinlich es für ein edel-empfindendes Mädchen ist, sich einem um Herz und Hand werbenden Manne versagen zu müssen, wenigstens wenn es ein geachteter Mann ist. Und daß Ihre innigste

Freundin mich achtet, Das wenigstens darf ich mit Zuversicht annehmen. Ich liebe Fräulein Kaßner und habe die Absicht, bei ihr und ihren Eltern um ihr Herz zu werben. Sie sind gewiß eingeweiht, wie man dort von mir denkt. Sagen Sie mir offen, ob ich einige Hoffnung habe, oder ob die Sachen so liegen, daß ich dem lieben Mädchen und den Eltern das Leid erspare, mich abzuweisen?"

Er hatte die letztere Erklärung mit Rührung und Befangenheit vor sich niederblickend, gesprochen. Wie er jetzt zur schweigsamen Elisabeth aufblickte, verstummte er jäh, und rief dann schmerzlich aus:

„O mein Gott, wie sind Sie betroffen, Elisabeth! Sie sind — so blaß, Sie zittern? Ich habe also keine Hoffnung!"

Die Unruhe trieb ihn von seinem Sitze, er ging mit gefalteten Händen durch das Zimmer, faßte sich aber und trat vor Elisabeth mit den bewegten Worten:

„Vergeben Sie mir, um des Himmels willen, daß ich Ihnen mit meinem Anliegen so viel Leid verursachte. Aber ich erkenne es, und bin gerührt von der Theilnahme, die Sie mir mit Ihrem Kummer zeigen. O mein Gott, theuerste Freundin, ja ich bin —"

„Nein, nicht doch, lieber Herr von Dahlen!" fiel ihm Elisabeth mit bebender Stimme in's Wort und rang nach einer Erklärung. Der Eindruck, die irrige Vorstellung Dahlen's von ihrem Seelenzustande half ihr über das vernichtende Gefühl ihrer beschämten Selbsttäuschung schneller hinaus. — „Wir mißverstehen uns!" sagte sie, und das Herz trieb jetzt mit heftigen Pulsen alles Blut nach ihren Wangen. — „Mein unglückliches Gesicht macht Sie irre. Es war aber nur die Ueberraschung. Ihr Anliegen kam mir so unvermuthet, und — ich bin nach einer unruhigen Nacht etwas — schreckhaft gestimmt. Aber nein, lieber Freund, ich wollte mit meiner Ueberraschung durchaus nicht sagen, daß Sie keine Hoffnung hätten. Fritze denkt gut von Ihnen, so viel weiß ich: sie wurde aber in letzter Zeit befangener und zurückhaltender gegen mich, wenn die Rede von Ihnen war, und vielleicht ist das grade für Sie ein günstiges Zeichen; denn Sie begreifen, daß ein Mädchen auch einer Herzensfreundin nicht leicht eine Neigung verräth, von der es nicht weiß, ob sie erwidert wird. Nun aber darf ich selbst mit ihr reden, nicht wahr? Ich danke Ihnen für Ihr gutes Vertrauen! Ich werde es zu verdienen suchen. Entschuldigen Sie —!"

Sie stand auf, da seine Anwesenheit ihr doch immer drückender wurde, und sagte:

„Ich könnte meiner lieben Fritze jetzt gleich einen Besuch machen, und Sie gingen zur Mutter in den Garten! — Doch nein, nein! Gehen Sie nicht zur Mutter: ich will mich doch lieber erst mit ihr berathen. Ich lasse Sie zu uns bitten, sobald ich Etwas weiß. Bis dahin auf Wiedersehen!"

Sie begleitete ihn hinaus, und wendete sich dann durch den schmalen Gang nach der hintern Treppe. Hier blieb sie stehen, sich zu sammeln. Ein wunderbares Frohgefühl kam über sie, und sie erkannte, daß sie in ihren Zweifeln gegen Dahlen nicht irre mit sich gewesen. Warum hatte sie der ursprünglichen Eingebung ihres Herzens zuwider gehandelt? Dafür war ihr diese entsetzliche Beschämung zur Strafe geworden, und — noch gnädig genug vorübergegangen. Die Einigkeit ihres Herzens war nun durch eine schmerzliche Erfahrung wieder hergestellt, und Elisabeth empfand eine unter Thränen lächelnde Zufriedenheit.

Mit so verklärtem Gesichte trat sie vor die Mutter, die, das thränenfeuchte Lächeln mißverstehend, die Tochter bewegt an's Herz drückte. „Aber, warum hast Du ihn nicht mitgebracht?" fragte sie.

„Freue Dich, liebe Mutter, daß ich ohne ihn so glücklich bin!" antwortete Elisabeth. „Wir sind Beide einig darin, daß wir uns nicht eigentlich lieben. Er ist gekommen, mich um meine Fürsprache bei Fritze zu bitten. Er berief sich auf Deine Ermunterung, Vertrauen zu mir zu haben. Ich will Dir keine Vorwürfe machen: aber ich habe Deine Klugheit zu verbüßen gehabt. Es war für mich ein entsetzlicher Augenblick, Mutter, — eine vernichtende Beschämung für meine Erwartung. Glücklicherweise mißverstand er meine Betroffenheit, und das so schwer erfahrene Leid hat meinen nächtlichen Kampf ausgeglichen. Darum laß es nun hingestellt sein, liebe Mutter: Dahlen hat keine Ahnung von Dem, was wir — geträumt haben, und ich werde ihm Friederiken zuführen."

Frau Martens schwieg lange. Verdruß und Beschämung nahmen sie ein, und man sah ihr die bittersten Empfindungen an. Aber sie hatte von jeher sich gewöhnt, ihren leidenschaftlichen Stimmungen so lange das Wort zu versagen, bis ihr Stolz wieder die Herrschaft gewonnen hatte. Nur ein paar bittere und wegwerfende Aeußerungen über Dahlen entschlüpften ihr. Endlich sprach sie etwas kleinlaut:

„Du hast Recht, Betty, wir müssen die Verbindung zwischen dem Paare stiften, und damit die Schadenfreude unserer Neider vor der Geburt ersticken. Wir laden Friederiken ein, — sobald ich gefaßt genug bin, — vielleicht noch heut. — — Nun ja doch, ich bin wirklich jetzt schon gefaßt genug. Wir wollen sie so herzlich, wie möglich, empfangen und — lieber noch etwas darüber. Ich denke, es fehlt uns nicht an gutem Schein für unsere Mittheilung: wir haben ja die Prophe-

zeihung — von „der rechten Friederike zum ländlichen Glücke,“ und wir wollen sie geltend machen. Sie ist ja in unserm Hause gethan worden. — — — Ja, ja, ich schicke jetzt gleich hin; ich muß die Aergerlichkeit vom Herzen haben. Und die Mutter muß auch mitkommen. Abgemacht! — — — Aber Du, mein liebes Kind!“ rief sie, die nachdenkende Betty umarmend, und ihre mütterliche Zärtlichkeit verrieth, daß der überlegte Triumph ihres gesellschaftlichen Stolzes mächtig genug war, ihr Herz für die vereitelte häusliche Erwartung schadlos zu halten.

VI.

Mutter und Tochter Kaßner erschienen denn auch auf eine so dringend und geheimnißvoll gestellte Einladung, als sie erhalten, nicht ohne gespannte Erwartung, aber mit heimlichem Widerwillen. Denn sie waren hinter ihrer abgegebenen Zusage her auf die verkehrte Vermuthung Dessen gekommen, was ihnen wirklich bevorstand; indem sie nichts Anderes erwarteten, als von einer Bewerbung des Herrn von Dahlen um Betty freundschaftlich in Kenntniß gesetzt zu werden. Es war ihnen nicht entgangen, wie vertraulich letzte Nacht der Baron die Betty zum Omnibus geführt hatte, und die Sache konnte diesen Morgen richtig geworden sein. Friederike war darum auch nicht geneigt mitzugehen; die Mutter Kaßner aber bestand darauf. — — „Laß uns um des Himmels willen keine Vermuthung erregen, mein Kind,“ warnte sie, „als ob wir uns Erwartungen von diesem Herrn von Dahlen gemacht hätten. Und — es könnte ja doch auch 'was Anderes vor sein. Komm' nur, wir gehen, und überlegen unterwegs unsere Glückwünsche!“

In dieser Stimmung beider Mütter für einander begrüßten sie sich mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit, während Betty und Rielchen, die sonst einander in die Arme geflogen wären, eine ziemlich zurückhaltende Miene zeigten. Betty fühlte sich nämlich im Voraus von der ganzen Unwahrheit gedrückt, die sie aus den Mienen und aus der Mittheilung der Mutter zu erwarten hatte. Sie wußte, wie reich an Erfindung von Umständen und Motiven die Mutter war, wenn es ihr in gereizter Stimmung darum galt, eine „Novelle aus dem Leben“ zu erzählen. Friederike aber hatte sich von dem Benehmen und so manchen Aeußerungen des Herrn von Dahlen gegen sie eine zu günstige Auslegung gemacht, um bei der Voraussetzung, mit welcher sie kam, die alte Unbefangenheit gegen die Freundin beizubehalten.

Es läßt sich denken, wie überrascht daher Mutter und Tochter waren, als ihre Vermuthung im umgekehrten Sinn eintraf. Ihre Ueberraschung selbst verrieth die heimlichen Wünsche, die Beide, Mutter und Tochter, unterwegs aufgegeben hatten. Bereit, Glückwünsche mit dem besten Schein von Herzlichkeit darzubringen, waren sie nicht darauf gefaßt, solche zu empfangen. Die etwas unbedachte Art, wie daher Frau Kaßner die Angelegenheit in's Bedenkliche zog, und mit ihrem Manne in Ueberlegung nehmen zu müssen versicherte, kam der Frau Martens sehr erwünscht, und erlaubte ihr, Etwas von dem drückenden Verdruß von sich zu geben, den sie noch nicht verwunden hatte. — „Beste Sophie,“ sagte sie, „laß uns keine schönen Redensarten machen! Der Antrag, siehst Du, eines Dir gewiß sehr schätzbaren Mannes liegt ohne Emballage vor Dir, wie wir ihn, Betty und ich, in Spedition genommen haben; wir wollen uns daher mit Aus- und Umpacken nicht lange zu thun machen. Wozu die Umstände? Auf Deinen schmunzelnden Lippen, in den strahlenden Augen unserer lieben Friederike lese ich ein deutliches Ja. Und Dein guter Mann? Er ist dem Gutsbesitzer immer so ungemein artig begegnet: sollte ihm dessen Werbung so unerwartet sein? Ich wenigstens habe sie längst kommen sehen; ich mache mir über dergleichen auch niemals Illusionen. Du warst freilich jenen Abend nicht hier, als der prophetische Toast ausgebracht wurde: „Zu ländlich süßem Glücke dem Friederich die rechte Friederike!“ Nicht wahr, lieb Kind —“ wendete sie sich mit einer Umarmung an die erröthete Friederike — „Du bist fromm genug und ergibst Dich in prophetische Verheißungen? — — Und nun nehmt mir nicht übel, daß ich mich so ereifere! Ich will eben keinen Mißgriff gemacht haben, müßt Ihr wissen; denn ich habe mehr dabei gethan, als Ihr Euch denken könnt. Ich sah dem guten Mann gleich eine gewisse Verzagtheit an, und daß er einer Vermittlerin bedurfte. Da er mir nun klagte, daß meine Betty immer so ernst und ablehnend aussähe, während sie doch mit dem liebenswürdigen Fräulein Kaßner so heiter und herzlich sein könne, da wußt' ich gleich, was die Uhr geschlagen hatte. Fragt ihn nur demnächst einmal, wie sehr ich ihn aufgemuntert habe, meiner Betty, der innigsten Freundin Rielchens, Vertrauen zu schenken. Nun — er hat's ihr geschenkt, und damit Basta! Betty schreibt ihm morgen früh ein paar Zeilen, und Ihr haltet Euch bereit, ihn im Frack und mit strohfarbenen Handschuhen ankommen zu sehen. — — Jetzt genug, und nun, schenk' uns den Thee, Betty! — — — “

So lag nun die verdrießliche Sache, wie Frau Martens glaubte, auf's Klügste eingeleitet. Ihr Stolz war befriedigt; sie behielt

aber noch so viel Verdruß über fehlgeschlagene Erwartung übrig, daß sie von nun an ihren Nachbar, „den adligen Bauern von Bockenheim," einigermaßen fallen ließ, und das alte Band der Freundschaft mit der Familie Kaßner etwas schlaffer hielt. Dafür behandelte sie ihre Betty zärtlicher und mit entschiedener Berücksichtigung.

Um sich selbst und der Tochter eine Zerstreuung zu gönnen, unternahm sie eine kleine Sommerreise nach dem Bodensee und über Basel und Freiburg nach Baden-Baden, wo sie es sich in angenehmer Gesellschaft mehrere Wochen gefallen ließ.

Ganz abgethan war indeß die verdrießliche Heirathsgeschichte noch nicht. Es mußte, um das alte freundschaftliche Verhältniß zu ehren, an ein artiges Brautgeschenk gedacht werden. Seltsam genug hing es vielleicht mit jener leidenschaftlichen Aeußerung der Frau Sabine gegen Frau Kaßner — „sie habe gleich gewußt, was die Uhr geschlagen" — unüberlegterweise zusammen, daß Betty, bei allem damals heimlich empfundenen Verdruß über die Mutter, doch auf den Gedanken fiel, der bräutlichen Freundin eine schöne Standuhr zur Ausstattung zu geben. Sie fand auch in einem Uhrenlager eine geschmackvolle Pendüle aus Goldbronze, recht passend mit zwei niedlichen Figürchen, einem liebenden Pärchen unter kleiner Laube, auf der Decke des Zifferblattes geschmückt

Elisabeth begleitete ihr Geschenk mit einigen Versen, in die sie ihren erklärenden Gedanken mit Hilfe eines der befreundeten Literaten gekleidet hatte. Die Uhr, aus einer französischen Fabrik, war nach französischer Weise, als „berceau d'amour" bezeichnet, und die bezüglichen Reime lauteten:

„Berceau d'amour"
Heißt diese Uhr.

Die Liebe waltet über der Zeit,
Kein Zeiger weist, was sie empfunden;
Ihr Puls schlägt für die Ewigkeit,
Und zählet keine Stunden.

Doch was sie schafft und hofft und hegt,
Bleibt an den Pendelschwung gebunden;
Und was die Welt ihr auferlegt,
Das wandelt mit den Stunden.

Die Hochzeit des glücklichen Paares wurde als Erntefest in denselben Räumlichkeiten gefeiert, in welchen Herr von Dahlen damals seinen Einstand gegeben hatte.

Betty war nun um eine tägliche Freundin ärmer, aber um eine große Erfahrung reicher. Ihre Einsamkeit hatte den übersinnlichen Horizont erweitert, ihre Harfe neue, in's Unaussprechliche tönende Saiten aufgezogen.

Ein stiller Winter folgte, in welchem Elisabeth es erlebte, wie sehr eine ernste, edle Seele sich in sich selbst vertieft, wenn sie nicht mit unruhigen Erwartungen die Wochentage des Alltagslebens durchflattert. Sie hielt sich von dem geselligen Verkehr sehr zurück, doch nicht so, als ob sie eine Hoffnung verloren hätte, sondern als ob sie keiner begegnen möchte. Sie besuchte lieber Theater und Concerte und beschäftigte sich mit Musik und Lesen in einer Richtung, die von den laufenden Angelegenheiten des Tages mehr und mehr ablenkte.

Um so mächtiger wurde sie in solcher Zurückgezogenheit von den Ereignissen ergriffen, die im folgenden Monat März ganz Deutschland in Aufregung setzten, und von allen Seiten grade nach Frankfurt drängten. Man erkannte sehr bald, daß es hier einen neuen Bund zu knüpfen gelte, wo der alte auch gleich beim ersten Anstoß aus Rand und Band ging.

Elisabeth war gegen Ende dieses Monats von einer leichten Erkältung befallen worden, und hielt sich mehrere Tage im Zimmer. Die Luft war mild und heiter. Still und innig blickte sie hinüber nach dem Zuge des Taunus, der sich in bläulichen Flor kleidete. An solchen Tagen regt der junge Frühling mit der rührenden Zuversicht auf die unwandelbare Natur doch eine unbestimmte Sehnsucht des Herzens an. Die Treue in der Wiederkehr der Erscheinungen erinnert unsere Seele an das Ewige, nach dem sie im Wechsel verlangt. Dies erlebte auch Eliabeth. Wie sie aber zum erstenmal wieder nach der Stadt wandelte, fand sie sich auf den alten Wegen kaum zurecht.

Eine Ehrenpforte aus Fichtenzweigen, von schwarz-roth-goldenen Fahnen umweht, stand ihr entgegen mit der Inschrift: „Alles für das Volk, Alles durch das Volk!" — Wie durfte die zweite Hälfte dieser Verkündigung auf einmal so laut werden? Und die Stadt selbst mit den altbekannten Häusern und Palästen versteckte sich hinter zahllosen Fahnen und Fähnchen, die theils von den Dächern herab bis auf die Straße wehend hingen, theils aus jedem Fenster ausgesteckt, zugleich mit Kränzen und Gewinden die Vorderseite überkleideten. Ja, die untern Wände waren hier und da grün überzogen und die Thürnischen in Lauben verwandelt, mit schwarz-roth-goldenen Cocarden als Sternen durchsetzt. Und welche Aufregung unter den Menschen! Heftiges Reden und Rennen, kecke Blicke, drohende Geberden. Die alten Rinnsale des täglichen Lebens schienen gesprengt oder überfluthet; ein neues, bärtiges Geschlecht von Männern mit angeborenen Cigarren war wie vom Himmel gefallen. Auf den Eisenbahnen, mit den Postwagen, durch alle Thore drang eine Völkerwanderung ein.

Den hin- und herwogenden Strom der Menschen auf der Zeil durchschnitten hier und dort, aus den Seitengassen herein, geordnete Züge von Turnern und Arbeitern, die eben aufgehört hatten, Arbeiter zu sein, und mit Fähnlein und Freiheitsliedern der erwarteten deutschen Republik entgegenzogen.

Eine milde Frühlingssonne lächelte über all' diese Bewegungen hin, ohne doch die Erwartungen, die auf den Straßen so laut wurden, mit den Besorgnissen, die sich in die Wohnungen flüchteten, zu versöhnen.

Von all' diesen Erscheinungen aufgeregt, zwischen den kämpfenden Meinungen und dem Wechsel von Besorgniß und Hoffnungen hin und her getrieben, wußte sich Elisabeth so bald nicht zu fassen. Ein großes Verhängniß für Alle schien hereinzubrechen, und ihr Herz schlug von Angst und Ahnung, welchen Antheil sie zu nehmen habe, oder welcher ihr zufallen könnte. Sie ließ Alles auf sich eindringen, nur bestrebt, die vereinsamte Brust für diese Frühlingsstürme zu erweitern.

Entschiedener stand Frau Martens auf Seiten der Besorgnisse. Das Losungswort „Republik" ängstigte die gute Frankfurterin, die sich doch im kleinen Freistaate so behaglich fühlte. Diese kleine Republik war bisher mit dem Multipliciren so glücklich gewesen; nun schien aber die große an das Rechnungsexempel der Division zu gehen. Wenigstens hörte Frau Martens nur das Wort „Theilen," diesen Ruf des Proletariats, aus dem verworrenen Lärm der Tagesstimmen am deutlichsten heraus.

Sie fand jetzt die Ruhe nicht mehr in ihrem stillen Gartenhause, und brachte die Tage bei ihren Söhnen in der Stadt zu. Anton verschwieg Nichts, was die Frau Mutter schrecken konnte, während Robert das Gegentheil von Allem erzählte, was ihn heimlich ängstigte.

Die Furcht der unruhigen Frau stieg auf's Höchste, als am Vorabende der Parlamentseröffnung ihre Söhne mit einigen Freunden aus dem „Weidenbusch" nach Hause kamen, und sich auf's Lebhafteste von den tollen Reden unterhielten, die dort, von einer Tribüne im Speisesaal des Gasthauses, für die deutsche Republik herabgeschrien worden.

Die Männer waren vorher auch im Wolfseck gewesen und hatten dort abwechselnde Redner gehört. — „Ja, meine Damen," sagte einer der Freunde, „kein Gasthaus, keine Restauration ohne Rednerbühne. Es ist eine wahre Sündfluth von Beredtsamkeit über uns gekommen. Wir haben lange schweigen müssen, und nun sind mit einmal alle Dämme der öffentlichen Macht mit Springfluthen durchbrochen."

„Und just in den Wirthshäusern geht's los!" lachte ein Anderer. „Aber freilich, diese neuen Apostel kennen unsere alten Wege, und suchen uns bei unsern guten Gewohnheiten auf. Sie wissen, wie gemüthlich der Deutsche bei Tisch ist, und so hoffen sie, den speisenden Zuhörern die frischen republikani- Gesinnungen leichter mit einem filet de boeuf, mit einer omelette à la jardinière oder den Kartoffeln' à la maitre d'hôtel beizubringen."

„Mir haben sie den Appetit verdorben!" rief Anton Martens. „Sie geben so viel abgeschmacktes, abgestandenes Zeug von sich, daß es zum Ekel wird. Sie hätten im Wolfseck hören sollen, Frau Mutter, wie die Sprecher auf der Tribüne wütheten. Ich glaubte mich in eine Menagerie versetzt, und einen Tiger oder eine Hyäne im Käfig zu sehen, wenn die Abendfütterung vor sich gehen soll, und der zottige Eisbär den Kopf an den Stäben hin und her reibt. In der untern Wirthsstube fanden wir ein halb Dutzend Turner, die heiser waren, und keinen Ton mehr vorbringen konnten. —"

Als der Wagen vorfuhr, konnte sich Frau Martens nicht entschließen, nach ihrem Gartenhause zurückzukehren. Sie wünschte in einem Gastbette ihres Sohnes zu übernachten. Aber Elisabeth widersprach. — „Vor dem Thore ist es stiller," sagte sie, „und mir ist es Bedürfniß, morgen früh nach dem ruhigen Taunus hinüberzublicken und mich zu freuen, wie der „Altkönig" auf diesen republikanischen Ameisenhaufen herabsieht. Berge werden diese Sprecher hoffentlich noch nicht versetzen. Komm', liebe Mutter."

Aber die Mutter konnte sich nicht entschließen, und ihre Schwiegertochter gab schnell Befehl, das Gastzimmer zu rüsten.

„Dann geh' ich allein!" erklärte Elisabeth, wünschte gut' Nacht und eilte nach dem Wagen.

Eine wunderbare Entschlossenheit war über sie gekommen. Zum erstenmal entschied sie sich im Handeln gegen die Mutter. Ihre Seele athmete in diesen Stürmen auf, wie es schien, und sie hatte ein dunkles Vorgefühl, daß es ihr in solcher Zeit vielleicht zu Kampf und Widerspruch nicht an Muth fehlen dürfe.

VII.

Ueber Nacht kam der Morgen der Parlamentseröffnung. Elisabeth hatte einen Fensterplatz in einem der zwischen dem „Römer" und der „Paulskirche" gelegenen Häuser gefunden. Im Kaisersaale jenes alten Baues waren die Hunderte, die sich aus allen deutschen Provinzen als Parlamentsglieder eingefunden hatten, zur Wahl eines Präsidenten und der Secretäre versammelt. Es währte lang und man vernahm, daß es dabei stür-

misch zugehe. Man prüfte einander nach den Losungsworten der noch verhüllten Parteien, wie Ringkämpfer sich mit den Augen messen, ehe sie angreifen.

Der Platz um die Kirche war mit doppelten Reihen Bürgergarde besetzt, die Seitengassen gegen die zuströmende Menge gesperrt. Auch an der innern Treppe in der weiten Halle des Römers bildete die Bürgergarde Spaliere, und Turner in ihren leinenen Anzügen standen wie dienstbereite Pagen vor dem Hause und der Kirche gruppirt. Alle Fenster der umliegenden Häuser waren von Zuschauern, meist von geschmückten Frauen eingenommen, da und dort selbst die Dächer durchbrochen, um Logen für Zuschauer zu gewinnen. Die dreifarbigen Riesenfahnen, die hoch herabhingen, wehten gelassen in der majestätischen Erwartung.

Endlich entstand Bewegung am Ausgange des Römer. Aus dem dumpf widerhallenden Innern vernahm man Trommelschlag und Militärmusik eines feierlichen Marsches, und zwischen den Turnern hervor trat der Zug der schwarz gekleideten Parlamentsglieder.

Die Bürgergarde im Viereck präsentirte das Gewehr, alle Glocken der Stadt läuteten feierlich, Kanonenschüsse hallten dazwischen, das dichtgedrängte Volk schwenkte mit Jubelruf die Hüte, Tücher und Fähnchen in den Händen der Frauen winkten von den Fenstern. Und forthallender Jubel, forttönendes Geläut und Geschützes- auf Geschützesschlag begleitete den ernsten Zug zur Paulskirche. Eine Ahnung nationaler Wiedergeburt zu deutscher Einheit überschauerte die tausend und tausend Herzen, und wenig Augen blieben ungenetzt von einer heiligen Rührung.

Aber nur wenige Minuten stand die Prachtblüthe einer unvergeßlichen Stunde in ihrem vollen Glanze, und verschloß nun ihre Befruchtung in den innern Verhandlungen der Paulskirche.

Elisabeth, erschüttert von den Eindrücken, die sie nicht bewältigen konnte, hatte sich nachträumend zurückgezogen, nahm stillschweigend Hut und Shawl und verlor sich aus der Gesellschaft der befreundeten Familie. Sie wandelte, sich ihrer selbst besinnend, nach dem Hause des Bruders Robert, um ihre Mutter zu begrüßen.

Frau Martens kam der Tochter weichgestimmt entgegen, und umarmte sie. — — „Ich hätte gestern Abend mit Dir gehen sollen, Betty,“ sagte sie, „denn ich habe hier in der Stadt eine höchst widerwärtige, schlaflose Nacht gehabt. Keine fünf Minuten lang ist es von Schreienden, Singenden, Jauchzenden still geworden. Und wenn ich dann vor Ermüdung doch einige Augenblicke in Schlummer fiel, weckte mich irgend ein gräßlicher Schrei von der Straße. Aber nicht genug mit der Störung von außen! Als ich endlich doch, ganz erschöpft, ein wenig eingeschlafen war, hörte ich aus unserm jüngsten Theaterbesuch in meinem eigenen Innern Schiller's Worte der Maria Stuart:

„Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!“

Und nun wurden mir diese immer wiederkehrenden Verse zur Qual. Wenn ich diese Ruhestörer auf der Straße hinter ihren heisern „Vivat hoch die Republik!“ oder „Nieder mit dem Bundestag!“ dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst: flüsterte mir immer wieder ein kicherndes Stimmchen zu: „Laß mich der neuen Freiheit genießen!“ — — Nein, liebe Betty, ich will doch lieber draußen in unserm Gartenhause — wenigstens die Nächte zubringen, und Anton will uns einige seiner Fabrikarbeiter als Schutzwacht bei Nacht in's Haus legen. Wir wollen nun gleich hinausfahren und uns umkleiden. Robert hat zu fünf Uhr große Tafel, und wir finden da einige interessante Geschäftsfreunde. Ich hoffe, wir hören da manches Beruhigende aus der Ferne; es sind jedenfalls lauter Männer, die Nichts von einer Republik wissen wollen, und die hoffentlich auch rasirt sind. Es ist mir fatal, neben einem Manne zu speisen, dem die Bratensauce am Bart abtröpfelt, und der mit der Serviette immer wieder das Gestrüppe wegwischen muß, ehe er seine Beute zur Mundhöhle führt.“

Als nun Robert's Wagen vorgefahren war, gab Frau Martens beim Einsteigen Befehl, ihren Hauderer um vier Uhr mit einem Stadtwagen nach ihrer Gartenwohnung zu bestellen. Sie hielt nämlich keine eigene Equipage, sondern hatte mit einem Wagenvermiether ein Uebereinkommen für regelmäßige und für unbestimmte Fahrten getroffen.

Zu Hause besprachen Mutter und Tochter ihre Anzüge. Frau Martens verlangte, daß Elisabeth sich heut nach dem Geschmack der Gesellschaft kleide und um der Fremden Willen eine Ausnahme von ihrem gewöhnlichen Anzuge mache. Elisabeth, von den außerordentlichen Vorgängen des Tages ohnehin so hoch gestimmt, war gleich bereit, mit Aufgebung ihrer kleinen Rücksichten der ihr ohnehin so herzlich entgegengekommenen Mutter zu Willen zu sein. Dennoch, als sie mit entblößten Schultern vor den großen Spiegel ihres Ankleidezimmers trat, konnte sie sich eines leisen Schrecks nicht erwehren. In wunderlicher Bangigkeit wählte sie desto sorgfältiger ein Tuch aus, das sie auch im Zimmer leicht beibehalten konnte.

Der bestellte Wagen fuhr an, und beide Frauen kamen etwas nachdenklich in den Garten herab.

„Sie haben ja neue Pferde, Becker?" bemerkte Frau Martens.

„Gefallen sie Ihnen, Madame?" erwiederte der auf dem Bock; es war der Sohn des Wagenvermiethers selbst. „Wir haben sie seit einigen Tagen; es sind unsere Staatspferde jetzt, und wir wollen sie Parlamentsfüchse heißen."

„Sie sind doch eingefahren, Becker? —" „Haben Sie keine Besorgniß, Madame: sie sind jung, aber geschult. Und — wissen Sie — ich habe sie in der Hand, ich selbst: ich bin ihr Präsident."

Er schnalzte mit der Zunge, und so ging's in leichtem Trab dem Thor und der belebten Straße zu. Elisabeth, rechts der zuerst eingestiegenen Mutter, bei geschlossenem Schlagfenster sitzend, war in Gedanken versunken, bis die Mutter sie durch ihr helles großes Schlagfenster auf einen Zug Turner aufmerksam machte, neben welchem der Wagen jetzt hinfuhr. Sie war bei diesem Anblick unruhig geworden, und öffnete ihr Fenster, um dem Kutscher zuzurufen. Dieser aber zog eben schon die Pferde an und fuhr Schritt, wie es ihm die Turner zuriefen, die sich nicht wollten zur Seite drängen lassen. Frau Martens sah jetzt, daß die jungen Leute einer Fahne mit der Inschrift: „Republik, kein Parlament!" folgten. Sie schloß rasch ihr Fenster.

Indem bemerkte Elisabeth durch die vordere Scheibe einen entgegenkommenden Zug ebenfalls mit einer vorausgehenden Fahne. Sie konnte die Inschrift derselben mit der entgegengesetzten Losung: „Ein Parlament, keine Republik!" nicht lesen, und begriff daher nicht, warum plötzlich ein Tumult entstand. Beide Züge wurden handgemein und die ankommende Fahne zu Boden gerissen. Waffen blinkten in der Luft; die Menschen auf der Straße eilten schreiend fort oder in die nächsten Häuser, um dem Kampfe zu entgehen. Elisabeth erhob sich, um den Kutscher in eine Seitenstraße lenken zu lassen. In diesem Augenblicke that er es von selbst, zugleich aber fielen zwei, drei Pistolenschüsse; die Pferde, in zu kurz genommener Seitenwendung, rissen den Wagen gegen die Straßenecke, so daß die Axe brach. Elisabeth, die noch aufrecht stand, sank um, mit der rechten Schulter in das Fenster. Die Scheibe brach, das Blut floß über den Arm, über das Kleid. Die Mutter, die sie umfaßte, fand sie ohnmächtig und schrie um Hilfe. Allein, der Lärm übertäubte ihren Ruf, der Kutscher hatte seine Noth, die Pferde zu halten, und die Menschen suchten zu entkommen. — — Nach einer kleinen Weile öffnete sich der Schlag, ein schlanker, bärtiger Mann blickte mit großen, dunkeln Augen herein, und mit den Worten: „Mein Gott, verwundet!" umfaßte er Elisabeth, und hob sie aus dem Wagen. Sie kam darüber zu sich, und er führte sie in das nächste Haus. Frau Martens folgte und warf sich über die Tochter her, die auf ein altes Sopha gebracht war. — „O Gott, was fangen wir an, mein Kind?" rief sie.

„Das will ich Ihnen sagen," erklärte der Fremde sehr entschieden. „Sie halten sich hier ruhig; ich bin Arzt und eile nach meinem nahen Gasthofe, das Nöthige zu holen. Inzwischen machen Sie kalte Ueberschläge über die Schultern. Ich habe schon gesehen, es sind Schnittwunden mit Splitterchen von dem zerbrochenen Wagenfenster."

„Sie sind sehr gut, sehr gefällig, mein Herr," versetzte Frau Martens, indem sie den stattlichen Mann mit Befremden ansah. „Aber, vielleicht ruft Jemand unsern Arzt herbei, den Doctor Schumann, den Herrn Hofrath."

„Rufen Sie," sagte der Abgehende in der Thür, „Sie finden jetzt schwerlich einen Arzt zu Hause. Danken Sie dem Zufall, daß ich da bin, — der erste Beste."

„Wer ist der Mann?" fragte, als er fort war, Frau Martens.

„Ich hab' ihn nie gesehen," antwortete die Hausfrau, die kalt Wasser aus der Küche geholt hatte, und sich mit Elisabeth beschäftigte. „Gewiß der vielen Fremden einer, von denen die Stadt wimmelt. Er ging neben dem Fahnenträger des Zuges, der Ihrem Wagen entgegen kam, und schlug den Metternich zu Boden, der diesem Fahnenträger die Standarte entriß und mit Füßen trat."

„Metternich, sagen Sie?"

„Ach! Nicht der bekannte Wiener, nicht der Fürst Metternich, Frau Martens! Nein, ein Mainzer Turner trägt diesen Namen auf gut bürgerlich und republikanisch. Ei nun, die wollen auch ihren Metternich haben. Aber ein hübscher, respectabler Mann ist dieser fremde Doctor; er sieht aus, wie ein tüchtiger Mensch."

„Der Erste wenigstens, dem ein solcher Bart gut steht," erwiederte Frau Martens mit befangenem Lächeln.

„Zeigen wir ihm kein Mißtrauen, liebe Mutter," bat Elisabeth; „er sieht aus wie ein tüchtiger Mann. Sie haben Recht, Frau Nachbarin!"

Nicht lange, so kam ein Fiaker angefahren. Der Arzt sprang aus dem Wagen. — „Kommen Sie, Fräulein," sagte er, „wir wollen's zu Hause vornehmen, wo Sie sich eher entkleiden und dann gleich zu Bett gehen können."

Er warf ihr das Tuch um die Schulter, und führte sie nach dem Wagen. Frau Martens dankte auf das Verbindlichste der

Hausfrau und folgte. Der Fremde half ihr zum Sitz und schwang sich dann zum Kutscher auf den Bock. „Wissen Sie wohin, Fiaker?“ fragte er.

„Ich weiß, wo Frau Martens wohnt,“ war die Antwort des Kutschers, womit er die Peitsche hob und den Zaum anzuckte.

(Schluß folgt.)

Zur Charakteristik des Herzogs von Marlborough.

Von Onno Klopp.

Der historische Verein zu Leeuwarden in Westfriesland (friesch Genootschap) hat kürzlich die Memoiren eines Herrn Sicco van Goslinga veröffentlicht, der im spanischen Erbfolgekriege unter Marlborough diesem berühmten Herzoge dienstlich nahe stand. Goslinga entwirft aus mehrjähriger Erfahrung und täglicher Anschauung von dem Herzoge folgende Charakteristik.

Ich will nicht reden von der Art und Weise, wie der Herzog die Laufbahn zu seinem Glücke sich eröffnet, wie er darauf fortgeschritten ist. Sein Benehmen gegen seinen großen Wohlthäter und seine erste Wohlthäterin sind bekannte Dinge, welche hier Nichts zur Sache thun. (In unserer Zeit allerdings sind sie weniger bekannt, und wir bitten den Leser, über Marlborough's Verhältniß zu der Herzogin von Cleveland, einer der Mätressen Karl's II., Macaulay's Geschichte nachsehen zu wollen.) Marlborough ist von adliger Geburt. An Gestalt übersteigt er das Mittelmaß und ist vom schönsten Wuchse, den man sich denken kann. Sein Gesicht ist vollkommen schön zu nennen. Er hat herrliche, funkelnde Augen, eine bewundernswerthe Frische der Haut, ein Colorit von Weiß und Roth, welches mit demjenigen der schönsten Frau sich würde messen können, blendende Zähne, und ist überhaupt bis auf die Beine, die ein wenig zu kurz sind, eine der schönsten Gestalten, die man sehen kann. Dabei ist er ein Mann von feinem Witze, hat ein klares, durchdachtes Urtheil, eine lebhafte und tief eindringende Auffassungsgabe, versteht sich vortrefflich auf die Menschen und unterscheidet scharf das wahre Verdienst von dem falschen. Er spricht sehr gut und selbst angenehm französisch, obwohl seine Aussprache herzlich schlecht ist. Seine Stimme ist wohlklingend. Er gilt in seiner Muttersprache für einen der vortrefflichsten Redner. Sein Benehmen ist sehr gewinnend, und wie seine schöne und glückliche Gesichtsbildung Jedermann beim ersten Sehen zu seinen Gunsten einnimmt, so führt seine gewandte, freundliche Haltung ihm auch Diejenigen zu, welche mit vorgefaßter Meinung und unzufrieden zu ihm treten. Er hat persönlichen Muth und hat denselben bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen. Er hat Erfahrung im Dienste, und versteht es vortrefflich, einen Feldzugsplan zu entwerfen. Das sind seine Lichtseiten. Ich werde nun die Schwächen angeben, die ich an ihm entdeckt zu haben glaube. Der Herzog besitzt eine tiefe Verstellung. Dieselbe ist um so gefährlicher, da er sie durch ein Benehmen, durch Ausdrücke verdeckt, welche die Freimüthigkeit selbst auszudrücken scheinen. Sein Ehrgeiz ist maßlos, seine Habgier schmutzig, und eben diese waltet in allen seinen Handlungen vor. Seine Neider und Gegner behaupten, er besitze nicht mit Sicherheit die Festigkeit der Seele, welche den wahren Helden macht. Dessen ungeachtet bleiben wir dabei, daß er persönlichen Muth besitzt; allein er ist manchmal unentschlossen, und am Vorabende großer Dinge noch wohl etwas mehr. Er scheut zurück vor Schwierigkeiten und läßt sich durch Mißgeschick manchmal niederschlagen. Ich könnte als Augenzeuge mehr als ein Beispiel beibringen; doch sah ich es nicht weder bei Ramillies noch bei Malplaquet: er war dort vorher sehr entschlossen und ruhig. Auch ist es möglich, daß die Schwäche seiner Constitution, die nicht für Strapazen geeignet ist, dazu beiträgt. Von der Kriegszucht versteht er nicht viel und läßt den Soldaten die Zügel. Daher sind schreckliche Unordnungen begangen, und wir verloren in jedem Feldzuge eine solche Menge Marodeurs, daß z. B. die 9000 Gefangenen, die wir bei Oudenarde machten, kaum hinreichten für die Auswechslung derjenigen, welche die Feinde uns in diesem und dem vorigen Feldzuge genommen. Auch weiß Marlborough weniger von den Einzelheiten des Kriegswesens, als man von dem Oberanführer erwarten muß.

Das sind Schwächen, welche jedoch die seltenen Talente dieses in Wahrheit großen Mannes nicht aufwiegen. Ich glaube diesen Charakter ihm beilegen zu dürfen nach den Dingen, die unter seiner Führung und nach seinen Rathschlägen vollbracht sind. Wenn er nicht immer von den errungenen Siegen den rechten Gebrauch gemacht, auch nicht einmal immer die Gelegenheit benutzt hat zur Erringung von Siegen: so ist er nicht der Einzige, welcher dies Unglück oder diesen Fehler gehabt hat; aber bei alledem hat er mehr Siege und ruhmvollere erstritten, als irgend ein General, ausgenommen den unvergleichlichen Prinzen Eugen von Savoyen.

Friedrich der Große

und sein Verhältniß zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens.

Von K. Biedermann.

Erster Artikel.

Einleitung.

Daß eine Persönlichkeit wie Friedrich der Große, die so gewaltig aus ihrer Zeit emporragt, und eine Regierung wie die seinige, die so sehr in alle Culturverhältnisse der deutschen Nation eingriff, auch für die Entwicklung des geistigen Lebens dieser Nation vom vielseitigsten und bedeutsamsten Einfluß gewesen sein müsse, scheint sich von selbst zu verstehen und ist auch allgemein zweifellos angenommen. Gleichwohl ist es nicht so ganz leicht, Art und Maß dieses Einflusses zu bestimmen. So viel springt in die Augen, daß Friedrich der Große nicht in der Weise eines Medicis und Farnese, eines Ludwig XIV. von Frankreich oder auch nur einer Elisabeth von England als der Patron heimischer Kunst und Wissenschaft gelten kann, und daß es in Deutschland kein Friedericianisches Zeitalter in dem Sinne gegeben, wie in Frankreich ein siècle de Louis XIV.

Welches innigere Verhältniß zu der deutschen Literatur oder welche Bedeutung für dieselbe konnte denn wohl auch — so scheint es — ein Monarch haben, welcher von der durch Klopstock's Messias eben damals inaugurirten Neugeburt der deutschen Poesie keine Notiz nahm; welcher den Begründer einer lebendigern Anschauung der Kunstwerke des Alterthums, Winkelmann, um einiger elender Thaler willen, aus Knauserei, sich selbst und seinem Lande vorenthielt; welcher den Befreier Deutschlands von dem Joch ausländischer Geschmackstyrannei, Lessing, obschon dieser in seiner unmittelbarsten Nähe lebte, völlig unbeachtet ließ; welcher, im schreiendsten Widerspruch mit den durch Lessing zur Geltung gebrachten und von allen Männern von Geist in Deutschland adoptirten Grundsätzen der Kritik, die Henriade des Voltaire über Homer und Virgil, und einen Racine über alle Schriftsteller Griechenlands und Roms stellte; welcher die Tragödien Shakspeare's „lächerliche Farcen" nannte, „gut genug, vor einem Publicum canadischer Wilden gespielt zu werden," und Goethe's „Götz von Berlichingen" eine „verabscheuungswürdige Nachahmung dieser schlechten Stücke," — ein Monarch, der sich fast nur mit Ausländern umgab, oder mit solchen Inländern, die gleich ihm dem französischen Geiste unbedingt huldigten, der vor einem Voltaire in wahrer Anbetung, wie vor einem höhern Wesen, niedersank, und es als das höchste Glück seines Lebens pries, das literarische Zeitalter Ludwig's XIV. wenigstens noch in dieser seiner letzten, glänzendsten Erscheinung gekannt zu haben: — welches Verhältniß — fragen wir — konnte wohl ein solcher Monarch zu der deutschen Literatur und zu dem deutschen Geistesleben überhaupt haben, welchen Einfluß konnte er darauf äußern, wenn nicht jenen oft besprochenen indirecten und negativen, daß er nämlich durch sein gleichgiltiges, wenn nicht feindseliges Verhalten gegen die deutsche Literatur diese zu um so beeiferteren Anstrengungen, Alles sich selbst zu verdanken, anspornte?

Und doch würden wir dem großen Könige Unrecht thun, wenn wir ihm keinen andern als einen solchen Einfluß auf das deutsche Geistesleben einräumen wollten — und doch würde in der Geschichte der Entwicklung unsers Volksgeistes manche unausgefüllte Lücke und manches ungelöste Räthsel zurückbleiben, wenn wir die vielerlei befruchtenden Elemente hinwegdenken müßten, die von Friedrich's Persönlichkeit aus, von seiner Regierung, von seinen kriegerischen Großthaten und Ruhmestrophäen, nach den verschiedensten Seiten hin, wenn auch zum Theil auf verborgenen und scheinbar weit abführenden Wegen, in das Gesammtleben der Nation und folglich auch in ihr geistiges hinübergeströmt sind!

Der Nachweis freilich dieser Einflüsse im Einzelnen und der daraus für den Gesammtfortschritt der Nation resultirenden Wirkungen ist kein ganz leichter, und der im Nachfolgenden unternommene Versuch eines solchen — der erste eingehendere dieser Art, so viel uns bekannt — darf darum wohl auf einige Nachsicht rechnen.

Friedrich's des Großen Verhältniß zu seiner Muttersprache.

Wir dürfen es uns nicht ersparen, zuerst auf jene oben angedeutete minder erfreuliche Seite der Stellung Friedrich's des Großen zum deutschen Geistesleben noch einmal, und zwar eingehender, zurückzukommen.

Beginnen wir mit Friedrich's Verhältniß zu seiner Muttersprache, so bedauern wir, sagen zu müssen, daß die deutsche Sprache in den Augen und in dem Munde des großen Königs nur ungefähr das war, was heut zu Tage für den Gebildeten die Sprache des gemeinen Mannes oder ein provinzialer Dialekt ist, den man höchstens in Geschäften und im Verkehr mit dem Volke spricht, dessen man aber in der guten Gesellschaft sich schämen würde. Mit seinen Beamten, mit seinen

Officieren und Soldaten im Dienste, mit den Leuten, welche auf seinen Reisen durch die Provinzen oder in Potsdam ihm nahten, um ihm Bitten oder Beschwerden vorzutragen, sprach Friedrich deutsch, aber freilich ein Deutsch, welches eben so sehr als ein Muster gelten konnte, wie man nicht deutsch sprechen dürfe, wie das Französisch am Hofe Ludwig's XIV. das Muster einer feinen und correcten Ausdrucksweise für ganz Frankreich war. Die Bescheide, welche Friedrich in der Form von Randbemerkungen zu den Berichten seiner Behörden oder zu den bei ihm eingereichten Vorstellungen mit eigener Hand niederschrieb, zeichnen sich eben so wohl durch ihre lakonische Kürze und die schlagende Prägnanz ihrer Entscheidungen, als durch die souveräne Willtür aus, womit der große König darin Grammatik, Orthographie, überhaupt jede Regel der Sprache mißhandelte.*)

Einigen Trost mögen wir darin finden, daß Friedrich es seiner Lieblingssprache, dem Französischen, nicht viel besser machte. Seine Briefe, seine Poesien und die größern Arbeiten, die er in französischer Sprache niederschrieb, waren selten correct und fehlerfrei, weshalb er auch niemals unterließ, diejenigen darunter, welche für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, der verbessernden Durchsicht eines oder des andern seiner gelehrten französischen Rathgeber zu unterwerfen.

Nicht besser, als mit seinem Deutsch-sprechen und -Schreiben, war es mit seiner Lectüre des Deutschen bestellt. Personen, die dem Könige nahe standen, versichern, daß in seiner ganzen Privatbibliothek nicht ein einziges deutsches Buch zu finden war, und daß er selbst solche deutsche Bücher, welche ihm von den Verfassern als Geschenke überreicht wurden, nicht behielt, sondern der öffentlichen Bibliothek zu Berlin übermachte. Er mag daher auch nur äußerst wenig deutsche Schriften aus eigener Ansicht gekannt haben. Zwar ließ er sich bisweilen von seinen Umgebungen über neue Erscheinungen auch aus der deutschen Literatur berichten, allein von der Unparteilichkeit und Vollständigkeit dieser Berichterstattungen gibt aber schon der Umstand keinen vortheilhaften Begriff, daß damit längere Zeit ein Ausländer, Lucchesini, betraut war.

Wir dürfen uns über diese Gleichgiltigkeit Friedrich's gegen seine Muttersprache nicht allzusehr wundern. An allen deutschen Höfen war damals das Deutsche verachtet und das Ausländische vorgezogen; „kaum ein fürstlicher Laquais," sagt ein Zeitgenosse, „ließ sich herab, einmal etwas Deutsches zu lesen." An dem rauhen Hofe des Vaters Friedrich's des Großen war zwar diese Vorliebe für den französischen Geschmack verpönt, allein eben so wenig gab es dort Gelegenheit, die Muttersprache in ihrer Reinheit kennen und achten zu lernen. Der alte König selbst, trotz seines Hasses gegen alles Ausländische, vermochte doch nur ein lächerliches Kauderwelsch von Deutsch und Französisch zu radebrechen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß seine Generale und die sonstigen Besucher seines Tabakscollegiums ein reineres Deutsch sollten gesprochen haben. Die deutschen Erzieher Friedrich's hatten das undankbare Geschäft, dem jungen Prinzen die schroffen und finstern Glaubenssätze eines streng orthodoxen Kirchenthums einzuprägen. Der Katechismus und Arndt's „wahres Christenthum" waren vielleicht die einzigen deutschen Schriften, welche dem jungen Prinzen in die Hand gegeben wurden und welche er nach dem strengen väterlichen Gebot regelmäßig lesen sollte: Grund genug für diesen feurigen und nach Unabhängigkeit strebenden Geist, von früh an eine tiefe Abneigung gegen eine Sprache zu fassen, deren Klänge sich mit den peinlichsten Erinnerungen seiner Kindheit verbanden, und sich um so entschiedener dem Französischen zuzuwenden, in welchem der geistvollere und freier gesinnte Theil seiner Jugendbildner zu ihm sprach und welches seiner lebhaften Denkweise so viel reichere Nahrung bot.

*) Hier einige Proben davon:

„Sie (die Professoren) Müssen in der Medecin besonders bey des borhavens Metode bleiben, in der Astronomie Neuton, in der Metafisik Loc, in den historischen Kentschaften die Metode des Tomasius folgen."

„ich bitte ihm, sich umb des Wolfen mühe zu geben, ein Mensch der die Wahrheit sucht und sie liebt, mus unter aller menschlicher geselschaft werht gehalten werden, und glaube ich das er eine Conquete im lande der Warheit gemacht hat, wenn er den Wolf hier her persuadiret."

„wen er habil ist, guht, aber wo es ein Esel ist, mus man einen andern suchen."

„Nein. Man muß Im flatiern mit einer Zulage."

„guht, wenn er nur geschicket ist."

„ich wil nicht das man mihr Leute aus dem Land debouchire."

„guht, wen sie nur Habil seindt."

„Die Oeconomie lernt man bei den Bauern, und nicht auf Universiteten, man mus suchen einen guhten Literateur in der Stelle des Klotzen zu kriegen, und keinen Occonome, als einen Bauern, der Weis mehr davon als Teoristen."

„sie Müsen Einen guhten Professor Eloquencié haben, der ist der aller Nöthigste."

„ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden, und nicht gedenken das Directorium und mihr Nasen anzudrehen. Die Hali'schen Pfafen müssen kurz gehalten werden; Es Seindt Evangelische Jesuiter, und mus Man Sie bey alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Autoritet einräumen."

Als Friedrich später, in Rheinsberg, sich die Personen seines Umganges nach eigener Wahl erlesen durfte, umgab er sich zwar durchweg mit Männern von Geist und solider Bildung, aber freilich nur mit solchen, die gleich ihm selbst den verfeinerten Geschmack der Franzosen dem damals erst aus den rohesten Anfängen emporstrebenden deutschen vorzogen und seine Bewunderung der classischen Tragödien Corneille's und Racine's, der eleganten Geschichtschreibung eines Bossuet und Rollin und der glänzenden Beredtsamkeit eines Voltaire theilten. Man sprach in Rheinsberg nur französisch; man bewegte sich durchaus in der Strömung der tonangebenden französischen Literatur, und trieb z. B. mit Voltaire einen wahrhaft abgöttischen Cultus.

Nach seiner Thronbesteigung ward die Umgebung Friedrich's eine fast ausschließlich fremdländische und zum größten Theil französische. Maupertuis, d'Argens, Algarotti, la Mettrie, d'Arnaud und, als die Perle des ganzen Kreises, der „göttliche Voltaire," dessen sich zu versichern dem jungen Könige beinahe eine eben so wichtige Sorge schien, als die Eroberung Schlesiens, bildeten die täglichen Abendzirkel Friedrich's, in denen dieser durch seinen Witz glänzte und an dem glänzenden Witze der Andern sich ergötzte, Schmeicheleien austheilte und empfing, genug, mit diesen französischen Schöngeistern und Gelehrten ganz wie mit seines Gleichen verkehrte. Was etwa von Deutschen in diese Kreise Eingang fand, wie Gotter, Pöllnitz, Quintus Icilius (Guischard) — das mußte die Ueberlegenheit französischen Geschmacks und Witzes im vollsten Umfange anerkennen und sich in den ausländischen Ton so weit nur möglich hineinleben.

Zum Unglück für Friedrich starben von den ernstern deutschen Freunden seiner Jugend die meisten — ein Jordan, Kayserlingk, Suhm, Reinbeck — ziemlich früh; andere, wie Knobelsdorf, Bielefeld, Quintus Icilius, wurden ihm in späterer Zeit mehr oder weniger entfrembet oder örtlich ferngerückt, und so blieb er zuletzt fast ausschließlich in den Händen und unter dem Einflusse der Ausländer, welche von da an seinen Geschmack in Dingen der Aesthetik und der Philosophie völlig beherrschten. Wenn später noch einzelne tüchtige Vertreter deutschen Wesens, wie der treffliche Herzberg, ab und zu Gelegenheit hatten oder nahmen, den König auf die Vorzüge der vaterländischen Art und Kunst aufmerksam zu machen, so war dies doch zu spät und darum erfolglos; der König hatte jetzt weder mehr Zeit noch Sinn dazu, eine Richtung, die er sein ganzes Leben lang verfolgt, aufzugeben, und eine andere, ihm völlig fremd gebliebene, sich anzueignen.

Friedrich's persönliche Begegnungen mit deutschen Dichtern und Gelehrten.

Die persönlichen Begegnungen Friedrich's mit deutschen Gelehrten und Schriftstellern sind vielfach besprochen und commentirt worden. Eine der ersten war die mit Gottsched. Friedrich selbst schildert dieselbe in einem Briefe an d'Argens äußerst launig, indem er sich auf Kosten des Leipziger Pedanten lustig macht. Gottsched rühmte sich vor ihm — „mit echt magisterhafter Würde," wie Friedrich schreibt — daß er bereits sechzig Folianten zur Welt gebracht habe, und alle drei Monate zwei neue vollende. „Zwei Bände alle drei Monate," fragte ihn der König erstaunt; „wie ist das möglich?" „Das kommt Alles von hier," erwiederte Gottsched, mit dem Finger auf seine Stirn zeigend. Einer seiner mitanwesenden Collegen hatte die Bosheit, zu bemerken: „und aus dem Bayle und den andern Schriftstellern, welche der Magister Gottsched übersetzt." Gottsched ließ sich nicht irre machen. „Ja," sagte er, „ich habe sie Alle übersetzt, aber auch Alle verbessert." Der König fragte ihn neckend: „Ihr habt also die ganze Wissenschaft inne?" und Gottsched erwiederte gravitätisch: „Ja wohl, Ew. Majestät."

Eine ähnliche Erfahrung von dem Selbstbewußtsein deutscher Gelehrten machte Friedrich einige Jahre später bei dem Gespräche mit Lambert. Dieser, seit Leibnitz der bedeutendste Physiker, Mathematiker und Polyhistor Deutschlands, dem selbst ausländische Gelehrte dieses Faches alle Ehre zollten, war dem Könige von seinen literarischen Rathgebern dringend zur Aufnahme in die Akademie empfohlen worden. Der König, von Lambert's Verdiensten überzeugt, war nicht abgeneigt, ihm die Stelle zu geben, wollte ihn aber zuvor selbst sehen und sprechen. Die Freunde Lambert's, die von einer solchen persönlichen Begegnung Alles fürchteten, gaben sich die größte Mühe, dieselbe zu verhindern; allein der König bestand darauf. Wie sie gefürchtet, geschah es. Der König fragte Lambert, welche Wissenschaft er verstehe? Lambert antwortete ohne Besinnen: „Alle!" Der König, halb launig, halb ärgerlich, forschte weiter, von wem er dies Alles gelernt habe? und Lambert versicherte höchst gelassen: „Von mir selber." „Da seid Ihr ja ein zweiter Pascal," brach der König los, und Lambert, ohne die Ironie zu merken, bejahte. Jetzt kehrte der König ihm lachend den Rücken und ließ ihn stehen. Den Platz in der Akademie erhielt er aber doch.

Eben so wenig, als eine solche Selbsteinbildung des Gelehrten, scheint Friedrich die des Poeten haben vertragen zu können, soweit sie nämlich in der naiven, plumpen deutschen

Weise ihm gegenübertrat — denn von seinen Franzosen ließ er sich die maßlosesten Eitelkeiten gefallen, die sich freilich unter feinerer Maske versteckten und ihm zu huldigen schienen, während sie doch meistens nur sich selbst huldigten. Ein gewisses selbstbewußtes Wesen dieser Art mag es gewesen sein, was ihn im Gespräche mit der Karschin und später mit Gleim gegen diese beeifertsten Verkündiger seines Ruhmes in deutscher Zunge unempfindlich, fast schroff stimmte.

Auch der bekannte Geschichtschreiber Johannes von Müller, der mit großen Hoffnungen und auf's Beste empfohlen nach Berlin kam, um sich Friedrich dem Großen vorzustellen, fand keine Gnade vor dessen Augen. Der König, den die persönliche Bekanntschaft Müller's so wenig für denselben eingenommen hatte, daß er nicht einmal seinen Namen richtig behalten, schrieb darüber an d'Alembert, der ebenfalls Müller empfohlen hatte: „Ihr Herr Meyer ist hier gewesen, ich habe ihn aber sehr kleinlich gefunden. In seiner Universalgeschichte hat er mühsam das wiederholt, was Andere schon vor ihm und besser gesagt haben. Er leidet, wie alle unsere Deutschen, an dem Uebel der Vielrednerei" (logodiarrhoe).

Besser gelang es bei Friedrich Solchen, welche bescheiden, wenn auch fest, ihm gegenüber ihr Können, Wissen und Meinen vertraten, besonders wenn sie dabei sich auf einem bestimmt abgegrenzten Gebiete gewandt und sicher zeigten. Eigentliche Sympathie oder gar Bewunderung, wie die ausländischen Talente, gewannen sie ihm freilich nicht ab, aber doch Achtung. In diesem Sinne äußerte sich Friedrich nach dem vielbekannten Gespräche mit Gellert über diesen; ähnlich über den Arzt und Physiologen Tralles, den er am Krankenbette seines Bruders Heinrich traf und mit dem er sich über Gegenstände der Medicin nach seiner Weise freundlich und achtungsvoll unterhielt. Auch gegen Garve, den er zweimal sprach und zur Uebersetzung der Bücher Cicero's von den Pflichten ermunterte, gegen Sulzer, Merian, Darjes, Dohm, Biester u. A. erwies er sich wohlwollend.

Es begreift sich wohl, warum die meisten der deutschen Gelehrten und Schriftsteller, mit denen Friedrich persönlich zusammentraf, nicht im Stande waren, ihm ein besonderes Interesse für sich und für die Literatur, deren Vertreter er in ihnen sah, abzugewinnen. Friedrich war gewohnt, in der Lectüre wie im geselligen Verkehr das Talent der kurzen, treffenden, immer schlagfertigen, dabei aber auch feinen, glatten und durchsichtigen Redeweise, mit einem Worte, das Talent der Conversation über Alles zu schätzen. Er selbst war ein Meister der Conversation, der anmuthigen Erzählung, der geistreichen und witzigen Replik; er durfte sich in dieser Kunst, nach der Versicherung eines der Franzosen seiner Umgebung, also gewiß eines unparteiischen Zeugen, sogar mit Voltaire, vor dem alle Uebrigen die Waffen streckten, messen.

Ein solcher Geist, und so verwöhnt, konnte unmöglich Gefallen an dem Gespräch mit Männern finden, die er in ihren mündlichen Aeußerungen, wie in ihren Schriften, fast immer zwar sehr gründlich, aber auch sehr ungenießbar, breit, schwerflüssig, ungelenk und zu alledem noch bisweilen als Pedanten von einer lächerlichen Selbstüberhebung kennen lernte.

Ein Mann lebte eine Zeitlang in des Königs unmittelbarster Nähe, in Berlin, der wohl dazu angethan gewesen wäre, ihm Respect vor dem deutschen Geiste einzuflößen, da er mit tiefer und ausgebreiteter Gelehrsamkeit einen scharfen Witz und eine Feinheit und Gewandtheit des Ausdrucks verband, welche vielleicht Friedrich überzeugt haben würde, daß nicht seine Franzosen allein das Monopol dieser Eigenschaften besäßen. Aber von diesem Einen wollte Friedrich Nichts wissen, obschon es nicht an Vermittlern fehlte, welche, die innere Wahlverwandtschaft dieser beiden bedeutenden Naturen wohl erkennend, sie in Berührung mit einander zu bringen suchten, und andererseits war dieser Eine zu stolz, um sich an den König zu drängen, der ihn verschmähte. Und so hat die Geschichte leider von keinem Gespräche des größten gekrönten mit dem größten ungekrönten Geiste Deutschlands aus jener Zeit — Friedrich's mit Lessing — zu berichten! Hätte damals — es war noch vor dem siebenjährigen Kriege — Friedrich sich entschließen können, den deutschen Gelehrten, der ihm warm empfohlen war, statt des obscuren Franzosen, den er später dazu berief, zu seinem Bibliothekar und literarischen Rathgeber zu erwählen, vielleicht wäre die ganze Stellung des Königs zur deutschen Literatur eine andere geworden!

Friedrich's Kenntnisse von der deutschen Literatur und sein Urtheil über dieselbe.

Friedrich's Kenntniß von der deutschen Literatur war, wie man nach dem Vorhergehenden leicht denken kann, nur eine sehr mangelhafte. Er bestand beharrlich darauf, als Muster deutscher Geschichtschreibung Christian Thomasius aufzustellen, der niemals ein geschichtliches Werk verfaßt hatte, trotz der schüchternen Gegenbemerkung Herzberg's, daß Se. Majestät wohl Mascov meinen möchte. Sein eigenes Wissen um die deutsche Geschichte — ausgenommen die seines Hauses, die er, namentlich so weit sie die Pläne sei-

ner äußern Politik anging, sehr wohl kannte — scheint kein besonders gründliches gewesen zu sein, wenigstens rechnete er die sämmtlichen Heinriche, den ersten deutschen König aus dem sächsischen Hause mit eingeschlossen, zu der schwäbischen Dynastie. Was die deutsche Philosophie betrifft, so studirte er zwar in seiner Jugend die Moral und die Metaphysik Wolf's (in eigens für ihn gefertigten französischen Uebersetzungen); auch rühmte er gegen Voltaire damals häufig Wolf als den ersten unter den lebenden deutschen Philosophen; allein später, bei näherer Bekanntschaft mit der überlegenen Dialektik Bayle's, mit Locke's einfacherm und verständlicherm Empirismus, und mit der leichten, gefälligen Lebensphilosophie der Franzosen, ward er seiner ersten Neigung mehr und mehr untreu, und fand Wolf jetzt in demselben Maße schwerfällig, ungenießbar, ja theilweise inconsequent, wie er ihn früher als einen kühnen und originellen Denker bewundert hatte. Was Leibnitz anbelangt, so stimmte Friedrich zwar in das allgemeine Lob von ihm, als einem der größten Denker aller Zeiten, rückhaltlos ein, um so rückhaltloser, als der Ruf Leibnitzens schon nicht mehr ein bloß deutscher, sondern ein europäischer, auch von seinen französischen Autoritäten nicht angezweifelter, war — doch galt in Friedrich's Munde dieses Lob wohl mehr dem Gelehrten von allumfassendem Wissen, dem Mathematiker und Physiker, als dem speculativen Philosophen; wenigstens konnte der König sich mit den philosophischen Grundanschauungen Leibnitzens niemals befreunden, und er ließ es geschehen, daß die von Leibnitz begründete, von ihm selbst nur wiederhergestellte Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Lehre ihres Stifters von den Monaden durch Krönung einer gegen dieselbe gerichteten Preisschrift gewissermaßen selbst verurtheilte.

Daß Friedrich von der schönen Literatur Deutschlands nur sehr unvollkommene und zum Theil ganz falsche Begriffe erhielt, ist erklärlich. Es wird erzählt, daß Friedrich als junger Prinz sich und seine Rheinsberger Kreise durch das laute und pathetische Vorlesen der schwülstigsten, abgeschmacktesten Stellen aus Ziegler's „Asiatischer Banise" erheitert habe. Wie Gleim vermuthet, hätte man ihm diese Ausgeburt eines verschrobenen Geschmackes absichtlich in die Hand gespielt, um ihm die Lust an der vaterländischen Dichtkunst gleich von vorn herein gründlich zu verleiden. Klopstock's Messias, dessen erste Gesänge grade in der Friedenspause zwischen den schlesischen und dem siebenjährigen Kriege ganz Deutschland beschäftigten und erregten, ward den französischen Umgebungen des Königs von Sulzer mitgetheilt — in der Absicht, den König damit bekannt zu machen, allein von diesen beharrlich zurückgewiesen als eine „sehr überflüssige" Nachahmung Milton's, welcher Letztere selbst schon nicht besonders empfehlenswerth sei. Schwerlich möchten auch Klopstock's Dichtungen, wenn Friedrich ja mit ihnen bekannt geworden wäre, nach seinem Geschmack gewesen sein. Der durchaus positive Sinn des Königs, dem Klarheit und Schärfe der Gedanken in der Lectüre, im Gespräch, wie in seinen eigenen literarischen Productionen überall für das erste und höchste Erforderniß galten, konnte sich unmöglich für eine Dichtweise begeistern, welche selbst die unbefangenern unter den deutschen Kritikern jener Zeit, wie Lessing und Herder, bei all' ihrer Bewunderung für das Erhabene darin, denn doch theilweise allzuüberschwenglich und gestaltlos fanden. Wie Friedrich über Goethe's geniale Jugenddichtung, den Götz, dachte, haben wir schon gesehen; über den Werther möchte er schwerlich günstiger geurtheilt haben, denn auch das darin vorherrschende Element der damaligen deutschen Literatur, die Empfindsamkeit, war dem großen König durchaus, selber in seiner Jugend, fremd, wenn er auch an wahrer Empfindung — bei ergreifenden Vorgängen seines Lebens — keineswegs, wie man ihm oftmals sehr mit Unrecht Schuld gegeben, Mangel litt.

Auffallend ist, daß Friedrich weder mit Wieland, dessen gefälliger Stil und mehr als halbfranzösische Manier ihm wohl hätte zusagen können, noch mit Lessing, der ihm durch andere Eigenschaften imponiren konnte, jemals, wie es scheint, sich vertraut gemacht hat. Gegen Wieland nahm ihn vielleicht das ein, daß ihm dieser als „deutscher Voltaire" angepriesen ward, denn für Friedrich gab es so wenig einen zweiten Voltaire als einen zweiten Gott. Was Lessing betrifft, so mag dessen bekanntes feindliches Zusammentreffen mit Voltaire, sammt seinen fortgesetzten kritischen Angriffen auf diesen (die man gewiß dem König sorgfältig hinterbrachte), den Namen Lessing schon früh mißtönend in des Königs Ohr gemacht haben, so daß er denselben weder selbst sehen, noch auch seine Schriften kennen lernen mochte.

Guhrauer, in seiner Fortsetzung des Lessing'schen Lebens von Danzel, führt, gestützt auf die Autorität eines ziemlich gründlichen Kenners der Geschichte der deutschen Musik, G. Fink, eine Thatsache an, die, wenn sie sich bestätigte, von großem Interesse sein würde. Friedrich habe, sagt er, zu Lessing's „Minna von Barnhelm" einen Marsch componirt. Die Erzählung gehört wohl eben so wie die neuerdings in einem Roman wiederaufgetauchte Geschichte von Friedrich's Vertiefung in den „Nathan" Lessing's in das Bereich jener

Anekdoten, welche der mythenbildende Sinn des Volkes um den Namen jedes großen Mannes zu gruppiren pflegt. Wäre sie gleichwohl mehr, so würde es doppelt unbegreiflich sein, wie der König in seiner Schrift über die deutsche Literatur die „Minna von Barnhelm," dieses erste bedeutende, ja epochemachende Erzeugniß der dramatischen deutschen Poesie, welches überdies nach Stoff und Form so sehr geeignet war, grade seine Aufmerksamkeit und sein Interesse auf sich zu ziehen, mit gänzlichem Stillschweigen hätte übergehen können! *)

Denn was Friedrich in dieser ebenerwähnten Schrift zur Begründung seines Urtheils über eine ganze Literatur — und welches Urtheils! — von den Erzeugnissen derselben anführt, das ist allerdings von der Art, daß wir als Deutsche uns schämen müssen — nicht unserer damaligen Literatur, — wohl aber der Thatsache, daß der größte deutsche Monarch und einer der größten Geister, die Deutschland jemals hervorgebracht, so gering von seiner Nation und deren geistigen Bestrebungen denken konnte, daß er es nicht einmal der Mühe werth fand, dieselben, ehe er darüber absprach, mindestens kennen zu lernen, vielmehr sie gleichsam unbesehen, und als ob sich das von selbst verstände, schonungslos verurtheilte.

Unser Erstaunen darüber wird um so größer und unser Bedauern um so schmerzlicher, wenn wir wahrnehmen, wie Friedrich keineswegs mit feindseligen Gesinnungen an diese Kritik der deutschen Literatur herantrat, ja wie er unmittelbar neben dem härtesten Urtheile über ihre Gegenwart die wärmsten Wünsche und die stolzesten Hoffnungen in Betreff ihrer Zukunft aussprach.

Schon in seinen jüngern Jahren hatte Friedrich ab und zu einmal, jedoch nur flüchtig, einen Blick auf die deutsche Literatur geworfen. Seit der Mitte der siebziger Jahre, also seit der Zeit, wo unsere Literatur durch Herder, Goethe und Andere einen neuen Aufschwung zu nehmen begann, scheint auch Friedrich's Aufmerksamkeit ernstlicher auf dieselbe hingelenkt worden zu sein. Der neue Drang, der alle strebsamen Geister Deutschlands bewegte, mag selber durch die fest abgeschlossene Atmosphäre französischer Geschmacksbildung, welche den König dicht umgab, den Weg zu ihm gefunden haben. Aber leider hatte er weder die Unbefangenheit, diesen neuen Geist zu würdigen oder selber nur zu begreifen, noch die Geduld, auch nur über den wirklichen, thatsächlichen Zustand der deutschen Literatur und über die Fortschritte, welche sie seit seiner Thronbesteigung gemacht, sich zu unterrichten. Indem er sie mit dem Maßstab französischer Classicität und Regelrechtigkeit, mit dem Maßstab des literarischen Zeitalters Ludwig's XIV. maß, mußte er natürlich grade das an ihr geringschätzen, was ihre Eigenthümlichkeit und ihren tiefern Gehalt ausmachte, und indem er die Leistungen und den Höhestand der deutschen Literatur nur nach dem berechnete, was er zufällig und zum Theil vor langen Jahren davon hatte kennen lernen, mußte sein Urtheil darüber nothwendig ein ungerechtes und einseitiges werden.

Friedrich beklagte den Mangel einer gebildeten, correcten und allgemein giltigen Ausdrucksweise der Deutschen, als ein wesentliches Hinderniß der Entwicklung einer gemeinsamen deutschen Literatur — zu einer Zeit, wo schon die meisterhafte Prosa eines Lessing den schlagenden Beweis geliefert hatte, daß auch im Deutschen knapp und dabei doch anmuthig und klar geschrieben werden könne, wo Thomas Abbt und Justus Möser nicht ohne Glück die kurze, treffende Weise der Engländer in der Behandlung praktischer Lebensfragen nachgeahmt hatten, wo Karl Friedrich v. Moser über Gegenstände des öffentlichen Rechts eben so lebhaft als freimüthig schrieb, wo Winkelmann seine durchsichtigen und wie die Wahrheit selbst einfachen Kunstanschauungen in einer eben so einfachen und durchsichtigen Sprache ausprägte, und wo auch dem poetischen Ausdruck — zwar nicht die strenge Einförmigkeit des französischen Classicismus (welche in Deutschland niemals Eingang finden wird), aber doch eine entschiedene Richtung auf einen gewissen allgemein giltigen Stil, auf Anmuth, Wohllaut und eine mit Tiefe gepaarte Gedankenklarheit bereits durch Lessing, Herder, Wieland und Goethe gegeben war.

Von Alledem freilich wußte Friedrich Nichts; ihm waren die Deutschen auch jetzt noch nur jene halbrohen „Tudesquen," welche zwanzigerlei Provinzialdialekte, aber keine als gemeinsam anerkannte Sprache hätten und deren Gelehrte, um sich allgemein verständlich zu machen, in fremden Sprachen schreiben müßten. Er vermißt bei den Deutschen den Sinn für gesunde Kritik, obschon in seiner eigenen Hauptstadt damals schon vor mehr als zwei Jahrzehnten die „Literaturbriefe" an's Licht getreten waren! Er weiß von den poetischen Erzeugnissen des deutschen Geistes Nichts anzuführen, als Gellert's Fabeln (vielleicht kannte er davon nur die eine, welche ihm Gellert selbst hatte vortragen müssen), Geßner's Idyllen, die Gedichte von Canitz (den er den deutschen

*) Ich habe Gelegenheit genommen, den bekannten Biographen Friedrich's II., Prof. Preuß in Berlin, persönlich um seine Meinung über das oben erwähnte Anführen Guhrauer's zu befragen. Auch er hielt dasselbe für durchaus unglaubhaft und zwar ebenfalls aus dem von mir angegebenen Grunde.

Pope nennt), ein, jetzt gänzlich verschollenes, episches Gedicht, „die Mädcheninsel,“ von einem gewissen Götz, und eine Komödie von Ayrenhoff, „der Postzug.“

Hätte es wirklich so um die deutsche Literatur gestanden, so würde Friedrich Recht gehabt haben, wenn er dieselbe als noch weit zurückstehend und nur eben erst im Begriff, zu erwachen, darstellte. Nahezu vierzig Jahre vorher hatte er etwas Aehnliches an Voltaire geschrieben, und damals mochte das Bild, welches er von seinen Landsleuten entwarf, in eben dem Maße der Wahrheit nahekommen, als es jetzt, nach der so bedeutenden Entwicklung, welche die deutsche Literatur inzwischen erfahren hatte, ganz entschieden falsch war. Damals, im Jahre 1737, schrieb er an Voltaire:

„Es fehlt den Deutschen nicht an Geist; ihr Charakter ist dem der Engländer ähnlich; sie sind fleißig und gründlich; aber ihre Bücher sind von einer ertödtenden Weitschweifigkeit. Wenn man sie in Etwas von ihrer Schwerfälligkeit heilen und mit den Grazien befreunden könnte, würde ich nicht daran verzweifeln, daß die Nation große Männer hervorzubringen vermöchte. Die Getheiltheit Deutschlands macht, daß die verschiedenen Provinzen sich niemals einer einzigen Akademie unterwerfen werden. Aus Mangel einer allgemein giltigen Sprache sind daher die deutschen Gelehrten genöthigt, in fremden Sprachen zu schreiben. Dazu kommt, daß die Fürsten im Allgemeinen die Gelehrten verachten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche die Letztern auf ihr Aeußeres verwenden. Der Schulstaub, der den Gelehrten anklebt, und das Mißverhältniß zwischen einem mit ihren Ideen angefüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieser großen Herren macht, daß die Letztern gern über das Aeußere der Gelehrten spotten, während der Geist, der darin wohnt, ihnen entgeht. Das Beispiel der Fürsten ist maßgebend für die Höfe: auch diese affectiren eine Verachtung gegen Männer, welche tausendmal mehr werth sind als sie.“ „Was mich betrifft,“ setzt der junge, damals erst fünfundzwanzigjährige Prinz hinzu, „der ich mich nicht für dieses Jahrhundert geschaffen fühle, so begnüge ich mich, das Beispiel meiner Standesgenossen nicht nachzuahmen, vielmehr ihnen unausgesetzt zu predigen, daß Selbstüberhebung der Gipfel der Unwissenheit sei, und für meinen Theil den großen Männern meine Anerkennung zu zollen.“

Ungefähr ein Jahrzehnt nach jenem Briefe an Voltaire, in der „Geschichte meiner Zeit,“ welche zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege verfaßt ist, hatte Friedrich eine Erklärung und gleichsam eine Rechtfertigung dafür zu geben versucht, daß die schönen Künste in Deutschland später als in andern Ländern sich entwickelt hätten. Als die Hauptursachen dieser Verzögerung — die, wie er wiederholt betont, nicht in dem Geiste der Nation, sondern in äußern Hindernissen ihren Grund haben — nennt er die langen und verheerenden Kriege, welche auf deutschem Boden geführt wurden, den Mangel einer Hauptstadt als Tonangeberin einer allgemeinen Geschmacksbildung — eine Rolle, welche die deutschen Universitäten, wegen des auf ihnen herrschenden theils rohen, theils pedantischen Tones, nicht hätten übernehmen können — die lange Herrschaft des Lateinischen, endlich die beinahe gänzlich mangelnde Betheiligung der höhern Stände an der literarischen und wissenschaftlichen Bewegung, die somit beinahe ausschließlich Solchen überlassen bleibe, welche von Haus aus keine freiere geistige Bildung mitbrächten, daher bei aller Gründlichkeit des Wissens nur zu leicht in Beschränktheit, Schwerfälligkeit und Pedantismus verfielen.

Man kann nicht leugnen, daß diese Bemerkungen vieles Treffende enthalten, zumal in Anbetracht des damaligen Standes der deutschen Literatur. Allein auf eben dem Standpunkte, auf welchem er sie damals verlassen, glaubte Friedrich die deutsche Literatur nach mehr als einem vollen Menschenalter wiederzufinden, als er sie (1780) in der vielberufenen, zunächst nur für den Minister Herzberg bestimmten, später aber, auf Befehl des Königs, durch Dohm in's Deutsche übersetzten und veröffentlichten Denkschrift „über die deutsche Literatur“ zum Gegenstande einer specieller eingehenden Betrachtung machte. Auch hier fängt er damit an, die Deutschen wegen ihrer verspäteten und noch unvollkommenen Bestrebungen auf dem literarischen Gebiete zu rechtfertigen. Er führt aus, wie zu allen Zeiten die Völker zuerst auf das Nothwendige und dann erst auf das Angenehme ihr Absehen gerichtet hätten; wie die Begründung und Erweiterung der Staaten vorausgegangen und erst später der Geschmack für Künste nachgefolgt sei. Diesen Weg habe auch Deutschland gehen müssen, und zwar unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen. Während Italien unter seinen Medicis und Este, Frankreich unter seinem Franz I. und Ludwig XIV. den Wissenschaften und Künsten gehuldigt, sei Deutschland, kaum erst aufgetaucht aus langen theologischen Streitigkeiten, durch den dreißigjährigen Krieg und durch die darauf erfolgten Angriffe, bald von den Türken, bald von den Franzosen, auf's Tiefste in seinem Wohlstande zerrüttet und in seiner Bildung zurückgeworfen worden. Da habe man denn zunächst vollauf zu thun gehabt, die zerstörten Wohnungen aufzubauen, die verwüsteten Aecker wieder fruchtbar zu

machen, die in Asche liegenden Städte schöner wieder zu errichten und die danieder liegende Industrie neu zu beleben. Der männlichen Betriebsamkeit unserer Vorfahren sei dies gelungen; ein kräftigerer, selbstbewußterer Bürgerstand sei wieder erstanden, wohlhabend genug, um seinen Söhnen die Mittel höherer Bildung zu gewähren. Schon empfinde man nun auch in Deutschland den Trieb, in Künsten und Wissenschaften es andern Nationen nachzuthun, und zu seiner Zeit würden die Musen auch das deutsche Volk in den Tempel des Ruhmes einführen.

Friedrich verbreitet sich hierauf ausführlicher über die Mängel der deutschen Literatur und die Mittel zu ihrer Abhilfe. Er verlangt vor Allem eine allgemein giltige Nationalsprache und meint, daß es, bei dem Mangel einer Akademie von allgemein anerkannter Autorität, Sache der hervorragenden Schriftsteller sei, eine solche durch ihr Ansehen zu schaffen. Er empfiehlt seinen Landsleuten, sich einen klaren, gedrungenen, dabei kräftigen und wohllautenden Stil anzueignen und zu dem Ende sich nach den besten classischen Mustern, sowohl der Alten als der Modernen, zu richten. Er will, daß die Gelehrsamkeit zwar gründlich, aber nicht pedantisch sei, daß das Studium des Rechts mehr als bisher auf philosophische Grundlagen gebaut werde, daß die Geschichtschreibung vor Allem das Vaterländische und hier wieder das der Gegenwart Näherliegende mehr, als das uns fernliegende Alterthum, berücksichtige, daß man die Brauchbarkeit für's Leben höher schätze, als den bloßen Ruhm todter Gelehrsamkeit.

Der König schließt seine Schrift mit den folgenden prophetischen Worten, in denen man nicht umhin kann, ein tiefes und warmes Interesse für das Gedeihen der deutschen Literatur zu erblicken:

„Auch wir werden einst unsere classischen Autoren haben, das Ausland wird unsere Sprache lernen, unsere Höfe werden sie mit Vergnügen sprechen. Diese schöne Zeit unserer Literatur ist noch nicht da, aber sie ist im Anbrechen. Wie Moses sehe ich das gelobte Land von fern, aber ich werde es nicht mehr betreten.“

Dieser letzte Gedanke wiederholt sich in mehreren Briefen Friedrich's aus jener Zeit. So schrieb er an Voltaire schon im Jahre 1775:

„Ich werde diese glücklichere Zeit nicht mehr sehen. Ich hätte gern zu ihrer Herbeiführung beigetragen, aber was konnte ein Wesen thun, das zwei Drittheile seines Lebens hindurch von steten Kriegen umhergetrieben ward, und dazu von so mittelmäßigen Talenten wie ich?“

Friedrich's Schrift erregte, wie man sich denken kann, ein ungeheures Aufsehen. Zahlreiche Entgegnungen erschienen. Sogar der durch langen Aufenthalt in Paris gänzlich zum Franzosen gewordene Baron von Grimm, dessen hauptsächliches Geschäft darin bestand, den deutschen und andern nordischen Höfen alle Neuigkeiten der französischen Literatur und des Pariser Geschmackes möglichst rasch zu berichten, fühlte sich durch Friedrich's Angriff auf die deutsche Literatur in seinem vaterländischen Gefühle verletzt und wagte es, in einem eigenen Briefe an den König diesem Eindruck Worte zu geben. Unter einer Fluth von Schmeicheleien nimmt er sich die Freiheit, den erhabenen „Marc Aurel Friedrich“ devotest daran zu erinnern, daß die deutsche Literatur und Sprache unter der Regierung Sr. Majestät in den letzten dreißig, vierzig Jahren große Fortschritte gemacht, daß namentlich die letztere an Wohllaut und Kürze bedeutend gewonnen habe. „Ein Land,“ bemerkt der feine Höfling, „welches einen Friedrich und eine Katharina hervorgebracht, könne auch in Anderm nicht ganz unfruchtbar sein.“

Eingehender suchte Jerusalem, der bekannte freisinnige Theologe, die vom Könige der deutschen Literatur gemachten Vorwürfe zu widerlegen. Die Schrift war in so rücksichtsvoll schüchternem Tone geschrieben, daß Herzberg mit dem Könige davon als von einer solchen sprechen konnte, die im Wesentlichen mit den Ansichten Sr. Majestät übereinstimme. Goethe in seiner treffenden Ausdrucksweise bezeichnet dieselbe als „wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, arm und kalt.“

Auch Tralles, vielleicht eingedenk der wohlwollenden Herablassung, womit Friedrich einst seine medicinischen Auseinandersetzungen angehört hatte, widerstand nicht der Versuchung, jetzt auch über diese so ganz anders geartete Materie dem König seine Meinung zu sagen. Er berief sich — zum Zeugniß der Fortschritte, welche die deutsche Literatur in neuerer Zeit gemacht habe — vornämlich auf Lessing's Komödien, wogegen er freilich den Götz und den Nathan preisgab.

Eine Anzahl namenloser Schriftsteller, die sich an diesem Streite betheiligten, möge hier unerwähnt bleiben. Das Bedeutendste, was nicht sowohl gegen Friedrich's Schrift, als auf Anlaß derselben und eben so sehr zur weitern Ausführung als zur Berichtigung der königlichen Ansichten geschrieben ward, war — da Goethe's Plan, gegen Friedrich zu schreiben, von dem er in seinen Briefen an Frau von Stein*) wiederholt mit großer Lebhaftigkeit spricht, leider unvollendet blieb, wenigstens niemals in die Oeffentlichkeit trat — die Abhandlung Justus Möser's „über die

*) 2. Bd. S. 21 f.

deutsche Sprache und Literatur." Möser gab eben so unbefangen in einigen Punkten dem Könige Recht, als er freimüthig in andern ihm widersprach. Er stimmte vollkommen dem bei, daß eine Hauptursache des Sinkens der deutschen Cultur in der Herrschaft der todten Gelehrsamkeit zu finden sei, welche das Einheimische verachte und sich nur an dem Fremden ergötze, während er doch auch, eben so wie der König, neben der Originalität eigener Erfindungen, die er als die fruchtbarste Quelle einer kräftigen Nationalliteratur anpries, eine glückliche Nachbildung ausländischer Muster, wie sie Hagedorn, Gleim, Ramler und Gellert versucht, keineswegs vernachlässigt wissen wollte. Er nahm den „Götz" gegen des Königs Vorwürfe in Schutz, indem er es als einen Vorzug dieses Stückes rühmte, daß es uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren gebe und uns zeige, „was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten." Alles, was der König am Götz auszusetzen habe, bestehe darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammenziehe. Allein das entscheide noch nicht über ihren Werth. Wenn von einem Volksstück die Rede sei, müsse man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen.

Eben so mannhaft vertheidigte Möser die von dem Könige so hart angegriffene deutsche Sprache und wies auf die bedeutsamen Fortschritte hin, die sie in den letzten Jahrzehnten durch Klopstock, Lessing, Winkelmann und Goethe, ja auch durch Leibnitz und Wolf gemacht habe.

Während er aber so mit muthiger Rücksichtslosigkeit keinen der Vorwürfe unerwiedert läßt, welche der große König gegen seine eigene vaterländische Literatur gerichtet, nimmt Möser zuletzt mit der liebenswürdigsten Unparteilichkeit den König selbst gegen die Vorwürfe in Schutz, welche ihm wegen dieser Schrift von seinen Landsleuten gemacht werden möchten, und gibt dem Ausdrucke des durch dieselbe verletzten Nationalgefühls eine Wendung, welche an die Stelle der Bitterkeit eine schmerzliche, mit der höchsten Achtung für den großen Monarchen gepaarte Wehmuth setzt.

„Alle diese glücklichen Veränderungen," sagt er, „sind erst während der Regierung des Königs vorgefallen, als er schon seinen Vorgeschmack nach den bessern Mustern anderer Nationen gebildet hatte und in unserer Sprache vielleicht nur Memorialien und Decrete zu lesen bekam. Er hatte nachher Voltaire um sich, der durch die Großheit seiner Empfindungen und seiner Manier Alles um sich her und seine eigenen Fehler verdunkelt; er liebte Algarotti, den feinsten Denker seiner Zeit; er zog die wenigen großen Leute, welche Frankreich hatte, an sich, und unter den deutschen Gelehrten fand sich noch kein Dalberg, kein Fürstenberg, der auf die Ehre, welche Friedrich dem ausländischen Verdienste gab, Anspruch hätte machen können. Hierzu kommt, daß seine Gedanken über die deutsche Literatur und Sprache wahrscheinlich weit früher niedergeschrieben, als gedruckt sind; und so ist es kein Wunder, wenn sie unserer neuen Literatur keine Gerechtigkeit haben widerfahren lassen."

„Und doch glaube ich nicht zuviel zu wagen, wenn ich behaupte, daß der König selbst da, wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. In seiner „Instruction pour mes Généraux" ist er mir wenigstens mehr als Cäsar durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer, in seiner Abhandlung „über die Vaterlandsliebe" den systematischen Geist der Deutschen, und in seinen Gedanken über unsere Literatur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will. Dahingegen, wo es auf Verzierungen ankommt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters, und es geht mir, als einem Deutschen, nahe, ihn, der in allem Uebrigen ihr Meister ist und auch in deutscher Art und Kunst unser Aller Meister sein könnte, hinter Voltaire zu erblicken."

Nicht überall ward der Schrift Friedrich's eine bei aller Freimüthigkeit so milde und entschuldigende Beurtheilung zu Theil. Zwar Goethe fand dieselbe nicht verwundersam, wie Viele sie zu nehmen schienen, gab vielmehr (in einem Briefe an Merk) eine Erklärung davon, die ungefähr auf den Satz hinauslief, daß man recht wohl ein großer König, Staatsmann und Feldherr sein könne, ohne deshalb auch ein vorurtheilsloser, einsichtiger Literaturkenner und Kritiker zu sein. Dagegen flammte in dem schon greisen Klopstock die patriotische Entrüstung hoch auf über die Schmach, die Deutschlands größter Monarch seiner Nation und damit zugleich sich selbst vor den Augen der Fremdlinge angethan habe. Schon weit früher, im Jahre 1752, hatte der Sänger des Messias Friedrich's Abwendung vom deutschen Wesen zum französischen schmerzlich beklagt in den bekannten Strophen:

> Würdig war er, uns mehr, als Dein beglücktester
> Freiheitshasser, o Rom, Octavian, zu sein;
> Mehr als Ludewig, den uns
> Sein Jahrhundert mit aufbewahrt:

So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist! Noch, da der Lorbeer ihm
Schon vom Blute der Schlacht troff,
Und der Denker gepanzert ging,

Floß der dichtrische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht! Aber er wandte sich.
Strömt in Haine, wohin ihm
Heinrich's Sänger nicht folgen wird!

Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war, zu sein! Aber sie hört es doch:
Sagt's ihr traurig und fordert
Ihre Söhne zu Richtern auf!

Jetzt aber verwandelte sich der wehmüthige Ton der Klage, welcher dort noch vorklingt, in den heftigen und schneidenden Ton der Anklage, die der Dichter ungescheut laut und öffentlich gegen den großen König erhebt. „Die Rache" nennt er selbst das Gedicht, welches der Unmuth über Friedrich's Schrift ihm abpreßte. Die erste Rache, singt er darin, die Friedrich durch die Mißachtung der heimischen Literatur und ihrer Pflege sich selber bereitet, habe darin bestanden, daß er, der sich erniedrigt, „Ausländertöne nachzustammeln," den Hohn hören müsse:

„Selbst nach Arouet's (Voltaire's) Säub'rung
Bleibe sein Lied noch tüdesk."

Dann aber fährt er fort:

„Und die letzte? Dein Blatt von Deutschlands Sprache!
Die, die Rache ist selbst dem Widerrufe
Nicht vertilgbar; beschleiern,
Thust Du ihn, kann er es nur.

Widerrufe von Dir? Deß sind wir sicher!
Sicher, daß Du auf Dich aus voller Schale
Rache strömest, dem weisern
Enkel noch süßer, als uns —

Denn er möchte vielleicht Erob'rergröße
Anders richten, als wir; Verdienst des Pflanzers
Heller sehen, es sondern
Von des Begießers Verdienst."

Das Verhalten der deutschen Dichter und Gelehrten gegenüber Friedrich.

Es möchte hier der Ort sein, um einige Worte über das Verhältniß zu sagen, welches die Vertreter der deutschen Literatur ihrerseits sich zu Friedrich gaben. Daß man von dieser Seite her anfangs Erwartungen von ihm hegte, sehen wir aus dem zuerst angeführten Klopstock'schen Gedichte, aber auch, wie Klopstock, als diese Erwartungen getäuscht wurden, stolz und selbstbewußt sich von dem König abwandte, jedes Buhlen der deutschen Poesie um die Gunst eines Königs, der ihren Werth nicht zu achten wisse, für eine Selbstentwürdigung erklärend. Gottsched war so republikanisch nicht gesinnt. Er konnte es nicht verschmerzen, daß Deutschland keinen Augustus oder Ludwig XIV. haben und er selbst nicht die Auszeichnung eines Virgil oder Racine genießen sollte. Da es ihm bei dem polnischen Hofe zu Dresden nicht glückte, so wandte er seine Blicke wohl zuweilen sehnsüchtig und hoffnungsvoll nach dem neu aufgehenden Gestirn in Preußen. Allein der „große Salomon des Nordens," wie die Frau Gottschedin in ihren Briefen Friedrich II. halb spöttisch zwar, aber doch mit unverkennbarem Verlangen nach seiner Nähe bezeichnet, ließ den großen Reformator der deutschen Literatur lange unbeachtet, trotz der Mühe, welche die beiden Gottsched's sich um die Bekanntschaft und Gunst Voltaire's gaben, und der geistreichen Zirkel, mit denen sie in Leipzig die bureaux d'esprit von Paris nachzuahmen suchten. Und als nun endlich die glückliche Stunde für den Leipziger Gelehrten schlug, wo er Friedrich's Antlitz sehen und sich ihm selbst im vollen Glanze seiner persönlichen Würde darstellen sollte, da erging es ihm, wie wir oben gesehen haben. Wir dürfen übrigens, um gerecht zu sein, nicht verschweigen, daß bei dieser Gelegenheit Gottsched nicht bloß seine eigenen Verdienste, sondern auch die der deutschen Sprache vor dem Könige, der dieselben bestritt, mit Eifer geltend machte, freilich das Eine mit so wenig Erfolg, wie das Andere.

Gellert, der in Beidem glücklicher war, verhehlt in seinen Briefen die Befriedigung nicht, welche er über die von dem König gegen ihn bewiesene Huld empfand; doch ward der bescheidene Mann dadurch nicht aus der Sphäre stillzufriedener philosophischer Beschaulichkeit und uneigennützigen Wirkens für allgemeine Menschenveredlung herausgerissen, in welcher er, wie zuvor, so auch nachher sein Glück und seine Bestimmung fand.

Im Allgemeinen müssen wir zur Ehre der deutschen Dichter und Gelehrten sagen, daß sie ihrer Würde und Unabhängigkeit Nichts vergaben durch Gunstbuhlerei oder sclavisches Schmeicheln um den Thron des gekrönten Musenfreundes und Philosophen. Zu der Selbstentwürdigung eines Voltaire, der, von Friedrich mit moralischen Fußtritten, und das aus gutem Grunde, hinweggestoßen, dennoch immer von Neuem um dessen königliche Gunst bettelte und mit kriechender Heuchelei Dem in's Angesicht schmeichelte, den er hinter seinem Rücken auf's Schamloseste verleumdete — zu einer solchen, auch durch das glänzendste Genie niemals gut zu machenden Gemeinheit der Gesinnung hätte sich, wir dürfen dies wohl sagen, in Deutschland überhaupt schwerlich irgend ein Dichter oder Gelehrter, geschweige denn einer von dem Rufe Voltaire's, jemals erniedrigt.

Wir geben zu, daß die schon frühzeitig

kund gewordene Gleichgiltigkeit des Königs gegen deutsche Art und Kunst von vornherein alle Hoffnungen niederschlug und von allen Bestrebungen abschreckte, ihn für diese günstig zu stimmen. Aber mit Genugthuung sehen wir auch die Wortführer der deutschen Literatur freiwillig und mit edelm Stolze auf eine Gunst verzichten, deren Entbehrung den meisten von ihnen um so schwerer ankommen mußte, je weniger sie umhin konnten, unter einem andern Gesichtspunkte Den hochzuschätzen, der sie so kalt verachtend von sich stieß.

Lessing, dessen aufrichtige Bewunderung Friedrich's viele seiner Gedichte bezeugen, der durch die Lebhaftigkeit, womit er für den in Sachsen gehaßten Preußenkönig gegen seine eigenen Landsleute Partei nahm, sich selbst den Aufenthalt in Leipzig verleidete, Lessing verbot seinen Freunden, als die ersten Schritte zu seiner Empfehlung bei Friedrich erfolglos geblieben, jeden weitern Versuch für ihn; sein deutscher Gelehrtenstolz sträubte sich gegen den Gedanken, als ein nach Monarchengunst und nach Versorgung Haschender zu erscheinen. Wieland schreibt einmal an seinen Freund Gleim nach Berlin, halb scherzhaft, doch schwerlich ohne den Hintergrund eines ernstern Wunsches: „Ihr König hätte wohl aus Berlin ein deutsches Athen machen und mir auch ein Kanonikat verleihen können!" Indeß ist uns nicht bekannt, daß der Dichter des „Agathon" weitere Schritte in dieser Richtung gethan hätte. Selbst die specifisch so genannten „preußischen Dichter," die Lobpreiser der kriegerischen Großthaten Friedrich's aus wahrem, aufrichtigem Patriotismus, Gleim, Ramler, die Karschin, hielten sich doch persönlich in gemessener Entfernung vom Könige und verzichteten, wenn sie ja einmal eine Annäherung versuchten, alsbald mit würdiger Selbstverleugnung auf jede Belohnung ihrer patriotischen Bestrebungen, da sie den König nicht geneigt fanden, eine solche aus freiem Antriebe ihnen zu gewähren.

Und so darf allerdings mit berechtigtem Selbstgefühl die deutsche Muse von sich sagen, was Schiller von ihr singt:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth."

A. Petermann.

Eine biographische Skizze

von G. Hirth.

August Heinrich Petermann wurde am 18. April 1822 in Bleicherode, einer kleinen Stadt Preußens im Kreise Nordhausen, geboren. Wenngleich die Vermögensumstände seiner Eltern sehr bescheidener Natur — sein Vater war Actuarius beim dasigen Kreisgerichte und bezog nur ein sehr geringes Gehalt — und noch drei Geschwister zu versorgen waren, so ging doch ihr größtes Bestreben dahin, ihre Kinder die bestmögliche Schulbildung genießen zu lassen.

Im vierzehnten Jahre bezog Petermann das Gymnasium zu Nordhausen, um sich, auf den besondern Wunsch seiner Mutter, für die theologische Carriere vorzubereiten. Von jenem Jahre an stand er so zu sagen allein in der Welt da; er mußte jetzt die Mittel zu seiner Existenz selbst schaffen durch Stundengeben und dergleichen Nebenbeschäftigungen.

Zwei Jahre lang hatte er die Schule besucht, als plötzlich ein Zufall seinem Geschicke eine glückliche Wendung gab. Schon seit früher Kindheit hatte der Knabe eine besondere Neigung für das Zeichnen gezeigt, welches sich später durch eine große Vorliebe für Zeichnung von Landkarten kundgab; zudem war er ein besonderer Freund der Geographie und der mit ihr verwandten Fächer. Der junge Petermann war eben mit der Ausarbeitung einer Landkarte, einer Ferienaufgabe seines Lehrers, sehr emsig beschäftigt, als in öffentlichen Blättern die Bekanntmachung erschien, daß in Potsdam unter der Leitung des Professors Dr. Berghaus eine sogenannte „Geographische Kunstschule" errichtet werden sollte, eine Anstalt, in der junge Leute im geographischen Fach, besonders in der ausübenden Geographie, trigonometrischen und hypsometrischen Vermessungen, Nivellirungsarbeiten, im Construiren, Compiliren und Zeichnen von Landkarten, sodann in der mechanischen Kunst, selbige auf Kupfer überzutragen, ausgebildet werden sollten. Dem zu Folge vertauschte Petermann die theologische mit der geographischen Carriere. Indessen waren die mit dem Besuche der Berghaus'schen Kunstschule verbundenen Kosten bedeutend und überstiegen weit die zu Gebote stehenden Mittel. Es wurde deshalb vorerst beim Ministerium der Geistlichen und Unterrichts-Anstalten um ein Stipendium nachgesucht. Da aber dieses abgeschlagen wurde, so erbot sich Professor Berghaus, der über

Petermann's eingeschickte Arbeiten ein sehr günstiges Urtheil ausgesprochen, um ihm den Besuch seiner Anstalt möglich zu machen, ihn für die Dauer der Lehrzeit unentgeltlich in sein Haus aufzunehmen und ihn von dem Lehrhonorar zu suspendiren.

Glücklich kam Petermann zu Ostern des Jahres 1839 in Potsdam an, wo er sofort in die „Geographische Kunstschule" eintrat. Er widmete sich nun mit so viel Liebe und Fleiß seinem Lieblingsfach, daß ihm schon nach wenigen Monaten die schwierigsten Arbeiten übertragen wurden, und daß er nach Ablauf der festgesetzten fünf Lehrjahre selbst als Lehrer in der Anstalt angestellt wurde. Er brachte im Ganzen sechs Jahre in Potsdam zu, während welcher Zeit er sich mit kartographischen Arbeiten, trigonometrischen, hypsometrischen und hydrographischen Messungen eingehend bekannt machte; durch die reiche Bibliothek des Professor Berghaus, der ihn wie ein Mitglied seiner Familie behandelte, war ihm eine vortreffliche Gelegenheit geboten, die einschlägige Literatur kennen zu lernen. Der berühmte, bei Justus Perthes in Gotha erschienene, Berghaus'sche „Physikalische Atlas" war es namentlich, dessen Ausarbeitung auch ihn beschäftigte. Während seines Aufenthalts in Potsdam wurde ihm das Glück, mit Alexander von Humboldt bekannt zu werden, der schon im Jahre 1839 seine Hilfe in Anspruch nahm bei der Ausarbeitung der Karte zu der im Jahre 1842 erschienenen letzten Ausgabe seines Werkes „Asie Centrale."

Im Jahre 1844 kam der Besitzer einer kartographischen Anstalt in Schottland, A. K. Johnston aus Edinburgh, nach Potsdam, um mit Professor Berghaus wegen einer englischen Ausgabe seines physikalischen Atlas zu unterhandeln. Der längst von Petermann im Herzen getragene Wunsch, eine Studienreise nach England zu machen, wurde dadurch seiner Ausführung näher geführt, indem ihm Johnston mit großer Bereitwilligkeit ein Engagement in seiner Anstalt in Edinburgh anbot, um bei der Bearbeitung der englischen Ausgabe des Physikalischen Atlas behilflich zu sein. So kam es, daß Petermann Potsdam verließ, mit schwerem Herzen zwar, denn es war ihm zur zweiten Heimath geworden, zugleich aber auch mit dem freudigen Gefühl, daß sein Lieblingswunsch in Erfüllung gehen sollte. Und so schnell wurde er in England heimisch und der Sprache vollkommen mächtig, daß er nicht lange nach seiner Uebersiedelung jene Reihe von gegraphischen Berichten schrieb, die, hauptsächlich in dem Londoner „Athenäum," aber auch in der „Times" und in andern Journalen und Werken erschienen, ihm einen europäischen Ruf erwarben und die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten und gebildeten Welt auf ihn hinlenkten.

Petermann ging also zuerst nach dem romantischen Edinburgh, dem „modernen Athen," wie es stolz die Schotten zu nennen belieben, wo er zwei Jahre zubrachte und vornämlich die von A. K. Johnston publicirte englische Ausgabe von Berghaus' Physikalischem Atlas bearbeitete.

Während dieses Aufenthalts in Edinburgh hatte er sich der Bekanntschaft des verstorbenen Professors Jameson, sowie Professors James Forbes und anderer Notabilitäten, ganz besonders aber der innigen Freundschaft Dr. Kombst's erfreut, der nachmals auf einer Reise von Leith nach Christiania auf eine so mystische, bisher noch unerklärte Weise verschwand. Die Resultate von Petermann's Aufnahmen und Messungen in der Umgegend von Edinburgh, sowie mehrern Excursionen in die weniger besuchten Theile des Hochlandes, sind theilweise in dem „Physikalischen Atlas" veröffentlicht, zum Theil aber noch unpublicirt.

Anfang Juni 1847 ging Petermann nach London, wo er anfangs einen schweren Stand hatte; denn er war, als er dahin kam, arm an Freunden, Mitteln und Aussichten. Doch bald half ihm sein nimmer rastender Geist diese ersten Hindernisse überwinden. Er bearbeitete sofort und gab auf seine eigenen Kosten heraus zwei prächtige größere Kartenblätter der britischen Inseln („Physico-Statistical Maps of the British Isles, showing the Geographical Distribution of the Population and Inland Hydrography,") die eine zur Darstellung der hydrographischen Verhältnisse (Flußgebiete, Canalnetze, einschlägige klimatische Elemente, wie Regenvertheilung ꝛc.), die andere zur Darstellung der statistischen Verhältnisse, beides Musterblätter in ihrer Art und noch bis heute unübertroffen. Diese Arbeit brachte ihm sofort die höchste Anerkennung bei den ersten wissenschaftlichen Männern Londons und auch bei Regierungsbehörden. Darauf gab er den von Orr u. Co. publicirten Physikalischen Atlas in sechzehn Blättern heraus, der beim englischen Publicum vielen Beifall erntete. So kam es, daß Petermann eine für einen Ausländer höchst ehrenvolle Stellung und reiche Verbindungen mit Regierungsbehörden, mit der königlichen geographischen Gesellschaft, den ersten Männern der Wissenschaft, den angesehensten Tagesblättern, Journalen und Verlagshäusern rasch zu Theil wurde.

Als Petermann sieben Jahre in London sich aufgehalten und bereits vier Jahre hindurch einer von ihm selbst gegründeten geographischen Anstalt in London mit Erfolg vorgestan-

den, erhielt er einen für die deutsche Wissenschaft so bedeutungsvollen Ruf nach Gotha. Die Perthes'sche geographische Anstalt, im Anfange dieses Jahrhunderts von Justus Perthes gegründet, hatte sich bereits der Mitwirkung der bedeutendsten Gelehrten zu erfreuen, wie Emil von Sydow, Hermann Berghaus, Letzterer ein Neffe des Professors Dr. Heinrich Berghaus, Petermann's Lehrer, der schon früher durch die Herausgabe seines Physikalischen Atlas, seines geographischen Jahrbuchs rc. mit der Perthes'schen Anstalt in Verbindung gestanden hatte. Perthes, mit richtigem Blicke den rechten Mann erkennend, wandte sich nun im Februar 1853 an August Petermann in London, um auch ihn für die Anstalt zu gewinnen. Die Bedingungen, unter denen Petermann dieser Ruf wurde, schienen so günstig und ehrenvoll, (denn er sollte eine Stellung „an der Spitze der ganzen Anstalt" einnehmen), daß er die Offerte nicht sogleich abschlug, obgleich er sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte, London, einen so wichtigen Centralpunkt geographischen Wissens, und England, das er so lieb gewonnen, jemals zu verlassen.

Nach lange dauernden Verhandlungen überwog der Gedanke, daß er in der ihm angebotenen Stellung in Gotha sich ganz seinen wissenschaftlichen Bestrebungen würde hingeben können, Petermann's Bedenken, und er entschloß sich endlich im Herbste 1853 zur Annahme derselben. Im Juli des folgenden Jahres verließ er London, und trat am 1. August in seine neue Stellung in Gotha ein. Daß dieser Schritt gerechtfertigt war, haben die wenigen Jahre seiner ausgezeichneten Wirksamkeit in der Perthes'schen Anstalt bewiesen.

Bald nach seiner Ankunft in Gotha, mit dem Jahre 1855, begann Petermann die Herausgabe seiner so berühmt gewordenen „Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt," von denen jetzt vier Jahrgänge und einige Hefte, zusammen 54 Hefte vorliegen. Sir R. J. Murchison, der Präsident der geographischen Gesellschaft zu London, sagt in einem seiner Jahresberichte: „Die Fortschritte der geographischen Wissenschaft werden gegenwärtig so vollständig durch die Mittheilungen von Dr. Petermann verbreitet, daß es unnöthig ist, mehr zu thun, als die Aufmerksamkeit auf diese methodische und gut illustrirte Zeitschrift hinzulenken." Nachdem er hierauf weitläufig aus einander gesetzt, wie der Umstand, daß die Berichte von Reisenden, welche in englischen Diensten ständen, viel eher in dieser Zeitschrift als in englischen erschienen seien, zu mannigfachen Unzufriedenheiten englischerseits geführt hätten, fährt er fort: „Indem ich also alle Eifersucht verbanne und die Ausdauer und Geschicklichkeit solcher Zeitgenossen bewundere, muß ich mit billiger Offenherzigkeit gestehen, daß die „Mittheilungen" einen mächtigen und heilsamen Einfluß auf den Fortschritt unserer Wissenschaft üben."

Wenn wir schließlich noch einen flüchtigen Blick auf die große wissenschaftliche Thätigkeit Dr. Petermann's werfen wollen, so ist zunächst das weite Gesammtgebiet der Erdkunde in allen ihren Zweigen das Feld seines Wirkens; am hervorragendsten aber sind bis jetzt seine Bestrebungen zur Förderung afrikanischer und sodann arktischer Geographie. Weitere Erforschung Afrika's erschien ihm von jeher als die größte und schönste Aufgabe, die sich ein Reisender oder Geograph heutzutage setzen könnte, und als einer von der Zunft fühlte er sich aufgefordert, nach Kräften dahin zu wirken, daß unsere Kenntniß von jenem Erdtheile erweitert würde, nicht bloß zum Nutzen der Wissenschaft, sondern, und namentlich, zum Nutzen der Civilisation dieses dicht bevölkerten Continents. Denn es schwebte ihm der Gedanke vor, daß dem schrecklichen Systeme des afrikanischen Sclavenhandels nicht allein durch die zur Zeit geübte Küstenblockade oder sonstige Maßregeln, sondern am ersten dadurch Einhalt gethan werden dürfte, daß man das weite Innere des Continents, die unübersteigbare Quelle der Sclavenausfuhr, zuerst erforschen und dann dem europäischen Handel und der Civilisation zugänglich zu machen suchte.

Während seines siebenjährigen Aufenthalts in London war er deshalb unablässig bemüht gewesen, afrikanische Entdeckungsreisen zu veranlassen und zu allen auf Afrika sich beziehenden wissenschaftlichen Forschungen oder Beleuchtungen speciell aufzumuntern. Er setzte sich mit unzähligen Personen in persönlichen oder brieflichen Verkehr, von denen er glaubte, daß sie diesen Zwecken förderlich sein könnten, in den beiden ersten Jahren jedoch ohne besondern sichtbaren oder unmittelbaren Erfolg. Endlich gelang es ihm im Jahre 1849, ein Unternehmen zu veranlassen, welches nachmals von so überaus großer Wichtigkeit geworden ist. Wir meinen die große englisch-deutsche Entdeckungsexpedition nach Centralafrika unter Richardson, Barth, Overweg und Vogel, als deren Folge die Dampfschiffsexpedition den Quorra und Tschadda hinauf unter Baikie zu betrachten ist. Der Umstand, daß über den Ursprung der Barth'schen Expedition nur Weniges bekannt ist, läßt wohl hier eine kurze Auseinandersetzung als am rechten Orte erscheinen.

Im Anfange des Jahres 1849 machte Petermann Bekanntschaft mit James Richardson, welcher nicht lange vorher von einer

Reise im nördlichen Theile der Sahara zurückgekommen, und dessen Wunsch es war, wieder dahin zurückzukehren. Da Petermann in beständigem Verkehr mit Richardson wegen dieser seiner projectirten neuen Reise stand, so hatte er die beste Gelegenheit, auf ihn einzuwirken und ihn für seine Pläne zu gewinnen. Es gelang ihm auch, dahin zu wirken, daß ein wissenschaftlich gebildeter Deutscher mit Genehmigung der englischen Regierung ihn begleiten sollte, und Professor Karl Ritter, von Petermann ganz besonders für die Sache gewonnen, theilte das Anerbieten der englischen Regierung dem durch seine frühern Reisen in Nordafrika schon bekannten Heinrich Barth mit, der sich auch mit der größten Bereitwilligkeit Richardson zum Begleiter anbot. Fast gleichzeitig wurde auch Dr. Overweg der Expedition attachirt.

A. Petermann.

Der wackere Richardson wurde bald nach seiner Ankunft in Afrika vom Tode ereilt; Barth und Overweg standen allein. Petermann war auch nun unermüdlich thätig, die Interessen desselben zu überwachen und zu fördern und die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe hinzulenken. Bald jedoch erkannte er mit richtigem Blicke, daß es der Expedition an einem für astronomische Ortsbestimmungen befähigten und ausgerüsteten Gelehrten fehlte; ein im Uebrigen so wichtiges Unternehmen durfte durchaus nicht der sichern Basis astronomischer Bestimmungen entbehren. Voll Eifers für die Zwecke der Expedition wußte er bald einen talentvollen und kenntnißreichen, damals in London lebenden jungen Mann ausfindig zu machen, der auf seinen Plan mit dem größten Enthusiasmus einging — es war Eduard Vogel. Das Weitere ist weltbekannt.

Im Jahre 1856 wurde die Herausgabe von Dr. Barth's großem afrikanischen Reisewerke begonnen; Dr. Petermann, des berühmten Reisenden Freund, übernahm die Ausarbeitung der dazugehörigen Karten, und in der That macht das Barth'sche Werk, was kartographische Ausstattung anbelangt, jedem andern den Rang streitig.

Von hervorragendem Interesse sind Petermann's Forschungen im Gebiete arktischer Geographie. Die von ihm aufgestellten und namentlich von Maury festgehaltenen Hypothesen in Betreff der Naturbeschaffenheit des höchsten Nordens tragen das Gepräge der Originalität und gründlicher Sachkenntniß. Obgleich von vielen Seiten angefeindet, sind sie doch noch maßgebend, und wir dürfen hoffen, daß die Erfahrung sie bald bestätigen wird. Sein Bestreben ging vorzüglich dahin, den bisher resultatlosen Versuchen zur Erreichung des Nordpols eine andere, zweckdienlichere Richtung zu geben;*) das Ergebniß seiner Forschungen

*) S. einen im „Neuesten aus der Ferne" des Maiheftes 1859 enthaltenen kleinen Artikel: „Nordpolexpeditionen."

im Gebiete arktischer Geographie hat er vornämlich in zwei vortrefflichen, englisch geschriebenen Abhandlungen niedergelegt, welche beide im Jahre 1852 erschienen und von denen er eine in der Londoner geographischen Gesellschaft vorgetragen hat. Die Interessen englischer Walfischfänger förderte er durch seine Verwendungen so sehr, daß ihm formelle Danksagungsschreiben britischer Städte, deren Existenz vom Walfischfange abhängt, zugeschickt wurden.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir der Reihe nach auch nur andeutungsweise die Masse von Petermann's Verdiensten um die geographische Wissenschaft aufzählen; allein schon die bis jetzt publicirten Jahrgänge seiner „Mittheilungen" würden uns hierzu ein reiches Material liefern. Gründliche Sachkenntniß, Schärfe der Auffassung und Kritik und stetige Klarheit sind es namentlich, die Petermann's literarische sowohl als kartographische Arbeiten so vortheilhaft auszeichnen und ihnen den Stempel echter deutscher Wissenschaft aufdrücken. — Der Geograph von Fach verfolgt gewöhnlich eine von zwei allgemeinen Richtungen; er bezweckt entweder die Anhäufung rohen wissenschaftlichen Materials an speciellen Beobachtungen und Untersuchungen; oder er unternimmt die Compilation und Verarbeitung fremder und eigener Forschungen und Ansichten zu einem harmonischen Ganzen, welche letztere Art der Thätigkeit, neben eingehenden und vielseitigen positiven Kenntnissen, namentlich eine scharfe Kritik und die Kunst zu generalisiren erfordert, die Fähigkeit, einzelnen Forschungsergebnissen rasch und mit sicherm Blick die Seiten abzugewinnen, wo sie andere ergänzen und erklären und sich mit andern verbinden lassen. Es ist Petermann wie Wenigen gelungen, mit Erfolg diesen Weg der wissenschaftlichen Thätigkeit zu betreten. Die große Masse des täglich sich mehr und mehr anhäufenden Materials mit geübtem Blicke sichtend, weiß er bald das Gute und Wahre aus der Masse des Werthlosen und Falschen herauszuerkennen, berichtigt er das Irrige und hilft dem Verkannten zur Anerkennung.

Einem Manne wie Petermann, dessen Bestrebungen das Interesse der ganzen gebildeten Welt in Anspruch nehmen, kann es an Anerkennung natürlich nicht fehlen. Selten geht ein Reisender nach dem Schauplatze seines wissenschaftlichen Wirkens ab, ohne sich vorher schriftlich oder persönlich an ihn gewandt zu haben, und so lebt Petermann in einem fortwährenden, mächtig anregenden Verkehr mit den ersten Männern seiner Wissenschaft, hier aus dem Schatze seines Wissens Rath ertheilend, dort neue Materialien empfangend.

Libanios
oder
Griechisches Professoren- und Studentenleben
im vierten Jahrhundert nach Christus.

Von Moriz Schmidt.

Als im Jahre 1842 ein Königsberger Philolog um einen populärgehaltenen Vortrag angegangen wurde, wählte er zu seinem Thema Scenen aus dem gelehrten Leben der Griechen und Römer. Er versprach sich nämlich eine überraschende Wirkung von den auffallend modernen Verhältnissen, welche sich einerseits in Rom in der allgemeinen Beschäftigung mit den eleganten Wissenschaften, modischer Schriftstellerei und Reimerei, öffentlichen Vorlesungen und dazu ergehenden Einladungen, der Gelehrsamkeit im häuslichen Schlafrock hervordrängten, andererseits in Griechenland als eine bis zur Improvisation gesteigerte Virtuosität vagabundirender Prunkredner, oder als romantische, politisch bedeutungslose Festrednerei sich geltend machten, auf den Kathedern aber in selbstgefälliger Declamation bei gänzlichem Zurücktreten fruchtbarer Lehrthätigkeit sich spreizten. Aber grade das letzterwähnte Moment: die akademische Wirksamkeit der griechischen, seit Hadrian angestellten, seit Marc Aurel besoldeten Professoren der Beredtsamkeit oder Sophisten findet in der erwähnten seitdem durch den Druck zugänglichen Vorlesung eine nur desultorische Besprechung, da die skizzirende Behandlung des reichhaltigen Stoffes ihm nicht gestattete, dem griechischen Studienwesen in spätere d. h. nachantoninische Zeiten zu folgen. Ein Bild von Byzanz und Athen als römischen Universitätsstädten und von der dortigen Weise des Unterrichts, ihrem Professoren- und Studentenleben, entwirft er uns demgemäß nicht. Da jedoch auch derartige Verhältnisse Pfeiler und Bogenstützen jener in ewigem Fortbau begriffenen Brücke sind, welche die Cultur über die verheerende Strömung barbarischen Völkerwogens hinweg von dem unterspülten Rande nachclassischen Bodens nach dem herrlich restaurirten Uferbau italischer Gesittung gespannt hat, will ich heute dem letzten Professor attischer Eloquenz ein möglichst iconisches Denkmal setzen, und um den Mittelpunkt seiner nicht unbedeutenden Persönlichkeit die Reliefs eines erläuternden Commentares gruppiren. Wir kennen die Functionen eines modernen professor eloquentiae, ehrwürdige Jugenderinnerungen der Philologie aus der Renaissancezeit, wo sie noch nicht in reale und formale Philologie gespalten als inhaltvolle Beredtsamkeit in der Imitation der

Alten und der verlornen Kunst antiker Composition ihre höchste Aufgabe erblickte. Wir wissen, wie selten er dem akademischen Körper als amtliches Organ zu dienen braucht, wie er als Philologe zwar Collegen und Zuhörer, als Redner aber weder lernende Zuhörer noch Rivalen hat. Wir fühlen, wie nach modernen Begriffen auch der begeistertste Applaus, der seinen rednerischen Gaben im Auditorio oder der Aula zu huldigen gedächte, eine Tactlosigkeit, wie unverträglich mit seiner Würde z. B. eine rhetorische Kunstreise wäre, und haben schwerlich gehört, daß Vaterland und Fürst sich seiner als politischen Geschäftsträgers bedient hätten. Das Alles war im Alterthum anders, anders noch zu den Zeiten des Budäus. Wie es war, wie ein alter Sophist sich heranbildete, seine Stellung zu Collegen und Studirenden, zur Nation und dem Fürsten, seine akademische und schriftstellerische Thätigkeit, seinen vermeintlichen Einfluß auf das Ressort der innern und äußern Angelegenheiten, hoffe ich nebst andern Specialitäten anschaulicher, als durch ein dürres historisches Referat, durch eine biographische Skizze zu vergegenwärtigen.

Libanios, der Sohn des Dionysios, Schwestersohn des Panolbios und Phasganios, unter drei Kindern das mittelste, stammte aus einer hochgebildeten und vermögenden Familie Antiochiens, der die Betheiligung an der Verschwörung des Eugenios gegen Diocletian jedoch einen Theil ihres Reichthums und Einflusses gekostet hatte. Der frühe Verlust des Vaters, die Schwäche und Gewissenlosigkeit seiner Hauslehrer, die Unfähigkeit der Mutter bei aller Tüchtigkeit im Uebrigen, den selbstübernommnen Pflichten der Vormundschaft zu genügen, hätten auf die Entwicklung des verwahrlosten Knaben leicht einen hemmenden Einfluß haben können, wenn nicht mit dem 15. Jahre der gesunde Sinn des Jünglings von selbst zum Durchbruch gekommen wäre und ein angeborner Trieb zu wissenschaftlicher Beschäftigung die Mängel einer verabsäumten Jugendbildung gedeckt hätte. Nachdem er vier Jahre lang in Feld und Wald sich herumgetummelt und allen Passionen eines angehenden Taugenichts gehuldigt hatte, verkaufte er plötzlich seine Tauben, mied den Besuch öffentlicher Vergnügungsörter, wie der Rennbahn, des Theaters, der verlockenden Arena, und arbeitete mit so überraschendem Erfolge und Eifer an seiner geistigen Bildung, daß der mütterliche Oheim schon damals die künftige Größe des Mannes ahnte. Bald erkannte er mit dem der Jugend eigenen Scharfsinn die Unfähigkeit und Beschränktheit seiner Lehrer, gab daher, entschlossen, sein eigener Führer und Lehrmeister zu werden, die schulmäßigen stilistisch-declamatorischen Uebungen auf, dämmte die verfrühte Productivität in ihre Schranken zurück und suchte in fünfjährigem Studium der Alten Nahrung für Geist und Herz, und die vollendeten ewigen Formen für die eigenen schriftstellerischen Productionen. Das zwanglos verschlenderte Knabenalter hatte den Körper befähigt, die Anstrengungen so anhaltender Arbeitsamkeit ohne Nachtheil zu ertragen. Wenn nachmals seine äußere Erscheinung durch Hagerkeit und Blässe Bedauern einflößte und mit zunehmendem Alter Anfälle von Schwindel und nervösem Kopfschmerz in kürzern Zwischenräumen repetirten, so waren das weniger Folgen von Ueberanstrengung, als einer durch heftige Hirnerschütterungen und häufige Alterationen zerrütteten Constitution, welche Gallenfieber, Lungenleiden und Podagra vollends untergruben. Denn Libanios war, — um es im Vorbeigehen zu erwähnen — seine spätere brillante Carriere abgerechnet, ein entschiedener Pechvogel, den das Unglück in allen Gestalten verfolgte. In seinem zwanzigsten Jahre ward er in der Schule zum ersten Male vom Blitz getroffen, ein Decennium später das zweite Mal auf der offenen Landstraße nach Nikomedien; das von der Pest begonnene Zerstörungswerk seiner Säfte drohte die Bosheit des Neides durch Vergiftungsversuche zu vollenden; von einem Rasenden unter die Hufe seines eigenen Rosses gerissen, trug er einen Schaden am Fuß davon, ein ander Mal scheute sein Pony in einer Sackgasse vor einem Eselgespann, und schleuderte den bügellosen Reiter so unglücklich gegen einen Prellstein ab, daß eine schwere Schädelverletzung die Folge war, und noch näher sah er dem Tode in's Auge, als er unter Gebiß und Hufe zweier wüthender Hengste gerathen war. Daß der Kammerdiener ihm einst sein ganzes Vermögen, der Famulus sein kostbares Handexemplar des Thukydides stahl, zwei treue Famuli ihm durch den Tod entrissen wurden, waren geringe Verdrießlichkeiten und Verluste gegen die fortwährenden Gemüthsaffectionen, in welche die große Sterblichkeit in seiner starken Familie ihn versetzten. Er, der mit rührender Zärtlichkeit an seinen Angehörigen hing, stand am Abend seines langen Lebens vereinsamt und verlassen in der Welt, nachdem Vater und Mutter, beide Oheime, Geschwister und Vettern, Lehrer und Freunde und zuletzt auch der Sohn ihm vorangegangen waren.

Doch lenken wir nach diesem Intermezzo wieder ein, um Libanios auf seinem weitern Bildungsgange zu begleiten.

Der propädeutische Cursus war absolvirt. Vertraut mit den Classikern seiner Nation, ausgestattet mit all denjenigen Kenntnissen, deren Aneignung für den heutigen Philologen

erst das Ziel seines Trienniums ist, war jetzt Athen, die hochberühmte, im Liede gefeierte Minervenstadt das Ziel seiner Wünsche, um dort unter der Anleitung Aristodem's eine tüchtige Schule der Rhetorik durchzumachen. Seitdem die enthusiastischen Schilderungen, welche sein Busenfreund Jason aus Kappadocien von Athen und den renommirten Lehrern seiner Hochschule zu entwerfen wußte, ihn auf die herrliche Idee, dort zu studiren, gebracht hatten, erfaßte er dieselbe mit solcher Stetigkeit und Energie des Willens, daß weder die Thränen der geliebten Mutter noch das ernstliche Veto des ältern mütterlichen Oheims, noch die nahen Aussichten auf eheliches Glück seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben im Stande waren. Milder als Panolbios dachte Phasganios, der jüngere Mutterbruder. Er löste die Fesseln, welche den Jüngling an's Vaterhaus ketteten, und mitten im Winter trat Libanios die weite, unter Umständen selbst gefährliche Reise an. Daß die unentgeltliche Weiterbeförderung zu Lande, auf welche er vom Bosporus aus mit Sicherheit gerechnet hatte, ihm versagt ward, brach seinen Muth nicht. Zu Schiffe denn, ob das Meer auch stürmt! Und von seiner Ungeduld auf dem Verdecke festgebannt, sah der Jüngling die Weiten schwinden zwischen ihm und dem Lande seiner Sehnsucht; endlich war das Cap Gerästos umschifft und jetzt, — jetzt lief das Schiff in den Hafen Athens. Es war Nacht, als man landete, vor dem folgenden Abende gestattete die Hafenpolizei den Eintritt in die Stadt nicht: — aber daß er seine Ungeduld, den gefeierten Aristodem zu sehen, auch dann nicht befriedigen werde, überhaupt nie zu seinen Schülern zählen würde, hätte sich unser Libanios schwerlich träumen lassen. Aus seinen Briefen wissen wir, daß Diophantos sein Lehrer in der Rhetorik wurde. Wie das möglich war, erklärt sich aus einem ganz absonderlichen akademischen Institut, welches von den Professoren selber begünstigt, Immatriculation, Inscription, und Belegung der Vorlesungen ziemlich brevi manu, d. h. faustrechtlich, besorgte. Besagte Einrichtung war Geschwisterkind mit dem Preßgang an Albions weißer Küste und dem Werbeinstitut. Die geschwornen Schüler eines damaligen Rhetors bildeten nämlich eine compacte geschlossne Masse, welche unter Anführung ihres Präsidenten im Hörsale der Eitelkeit und den Ohren ihres Meisters und Musters durch die Exercitien der Claqueurs schmeichelten; auf offenem Markte zu Ehren desselben Ehrenmannes mit den gleichartig organisirten Corps andrer Professoren sich herumschlugen und auch Pflastersteine als improvisirte Angriffswaffe zu benutzen wußten: am Strande aber, namentlich im Piräus und auf Sunion stationirten, um sofort die neuankommenden Commilitonen sich wegzukapern, sie mit Gewalt für ihre Verbindungen zu gewinnen, respective fortzuschleppen und so lange in Verwahrsam zu nehmen, bis der Widerstand gebrochen war und der Verzweifelnde den Eid, ihrer Körperschaft anzugehören, geleistet hatte. Diesem Institute entsprach das übrige Leben eines derzeitigen Musensohns in Athen! Ballspiel und Bäder waren nach der Messe und den Vorlesungen seine Belustigung bei Tage, Störung der Nachtruhe durch Umzüge und Serenaden seine Scherze bei Nacht, der Applaus im Hörsaal seine einzige akademische Function, sein gewöhnliches Loos die Flucht nach Corinth, wenn öffentliche Excesse polizeiliche Untersuchungen nach sich zogen, seine letzte Wohnung der Schuldthurm, wenn er in unablässigen Kneipereien sein Vermögen und seinen Credit erschöpft hatte.

An den eben beschriebenen Preßgängen aber fanden auch die Herren Sophisten selber Geschmack und Interesse, griffen auch wohl persönlich in den Gang der Verhandlungen ein, wenn es galt, einen ermattenden Novizen, der des Professors Namen als Feldgeschrei stöhnte, aus den Klauen der übermächtigen Sieger zu erlösen. Man erräth nunmehr, welcher Zauber unsern jungen Freund an den Katheder des Diophantos fesselte, um dessentwillen er doch nicht nach Athen gezogen war. Kaum war er nämlich an jenem verhängnißvollen Abend an's Ufer getreten, als einige kräftige Fäuste sich seiner Person versicherten, und ihm die Nothwendigkeit, ein Mitglied der Verbindung Diophantia zu werden, eröffneten. Vergeblich ließ er sein: „Hie Aristodem“ erschallen, vergeblich antwortete Aristodemos selbst mit einem: „Hie, Freund Syrer“ aus dem Gewirre des Handgemenges. Die Diophantia brachte den Novizen unter Schloß und Riegel und gab ihm erst nach der eidlichen Zusage, Aristodemos und einen andern besoldeten Sophisten, dessen Namen uns unbekannt ist, nur bei besondern Gelegenheiten zu hören, seine Freiheit wieder. Dieses kindische Gebahren sowohl, als die erbärmliche Effecthascherei Diophant's in allen seinen Vorlesungen entnüchterten den Enthusiasmus des Jünglings dergestalt, daß er nie in die wohlorganisirten Beifallsconcerte seiner Commilitonen einfiel, bei reiflicher Ueberlegung der Sachlage aber auch nicht länger bedauerte, um den vermeintlichen Genuß aristodemischer Collegia gekommen zu sein, da der Charakter dieser Vorlesungen offenbar der nämliche war. So saß er denn zu den Füßen Diophant's und profitirte, was zu profitiren war. Der Ernst des neuen Commilitonen aber imponirte auch dem Rohsten. Unangefochten ging er jeder Rauferei aus dem Wege; frisch an Kör-

per und Seele, der Wissenschaft treu, mit 25 Jahren der College seiner frühern Lehrer, nachdem der Stadtpräfect, als damaliger Universitäts-Curator, ihm nebst zwei Andern zuvor das Ehrenamt eines χοροῦ προστάτης übertragen hatte, weil der Unfug nachgrade zu toll geworden war. Auch er selbst verschmähte später als Docent stets das unedle Mittel des Preßgangs, seine Hörsäle zu füllen, verwundete aber dadurch um so tiefer die Eitelkeit der aus der Mode kommenden Collegen, die sich lediglich durch das persönliche Verdienst des jungen aufstrebenden Talents in ihrer bisherigen Wirksamkeit beeinträchtigt zu werden eingestehen mußten.

Eine für damalige Zeit übertriebene Gewissenhaftigkeit bringt ihn um einen Lehrstuhl zu Constantinopel, den der Rath, unterdessen er seine Verbindlichkeiten gegen Athen löste, mit einem zungenfertigen Schwätzer besetzt hatte. So ließ er sich denn gleichsam als Privatdocent in Constantinopel nieder, bekundete aber seine glänzende Begabung als Redner schon in den ersten Vorlesungen so vortheilhaft, daß sein Auditorium in wenig Tagen 80 Zuhörer faßte, die der besoldeten Professoren, von denen der Eine sich überlebt, der Andere nie besondern Beifall gefunden hatte, sich leerten, Ausländer ihren rhetorischen Cursus in Constantinopel absolvirten, Reitbahn und Theater für die studirende Jugend ihren Reiz verloren und die kaiserliche Regierung darauf Bedacht nahm, diesen Magnet der Jugend, der Alles in seinen Bereich zog, bleibend an Constantinopel zu fesseln.

Doch sollte für diesmal die collegialische Intrigue siegen und das erste glänzende Debut eine Kette bitterer Erfahrungen und langjähriger Irrfahrt nach sich ziehen. Im siebenten Monat seiner Anwesenheit berührte nämlich Bemarch, ein armseliger Wicht, der sich bei Constantius, dem Erbauer der Sophienkirche, durch eine bei der feierlichen Einweihung dieses Gotteshauses gehaltene Rede, die er seitdem in allen Städten des Reichs zum Besten gab, mehr aber noch als Spieler von Profession und Trinker zu insinuiren verstanden hatte, Constantinopel auf seinen Rundreisen wieder, das Lächeln unwiderstehlichen Siegesbewußtseins auf den Lippen, überzeugt, durch sein bloßes Erscheinen den jüngern Docenten zu vernichten. Als aber sein Auditorium leer blieb, eine Vorlesung über ein gleichzeitig von Libanios behandeltes Thema vollständig Fiasco machte, auch die unsterbliche Sophienrede — der letzte Trumpf, den er ausspielte — ihre Wirkung so gänzlich verfehlte, daß die Zuhörer ihre Langeweile durch ein ausdrucksvolles Geberdenspiel deutlich zu erkennen gaben; da versuchte er, sich des lästigen Collegen auf officiellem Wege zu entledigen, erhob eine Anklage auf schwarze Kunst und benutzte schließlich einen Aufruhr in der Stadt, der einen Wechsel des Gouvernements zur Folge hatte, zu einem so gewandten Intriguenspiele, daß dem armen Verfolgten trotz seines guten Rechts keine andere Alternative blieb, als der Tod unter der Folter oder die Flucht. Er wählte die letztere, und zum Aufenthalt Nikomedien. Doch die Gehässigkeit des Bemarch und die Ausweisungsbefehle des Limenius wußten ihn auch dort zu finden, und erst nach einem unfreiwilligen Aufenthalt in Nicäa wurde Nikomedien wirklich der fünfjährige Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit. Unfern seiner Vaterstadt hatte er den Wirkungskreis gefunden, den die schweifenden Gedanken unlängst in weiter Ferne gesucht hatten. Mit ungebrochenem Lebensmuthe und erneuter Lust an seinem Berufe, angefeuert durch den Eifer der Zuhörer und die trefflichen literarischen Hilfsmittel, welche selbst die Municifenz der Privaten zu seiner Verfügung stellte, verdoppelte er trotz angestrengter Nachtarbeiten die Zahl seiner Vorlesungen, entschieden, nur die Wissenschaft seine Braut zu nennen, — und das gebildete Publicum Nikomediens, stolz auf seinen beliebten Lehrer, sah mit Genugthuung täglich den Strom der Musensöhne wachsen, recitirte die Glanzpartien seiner Vorträge, und lieh ihm sein Wohlwollen als sichersten Panzer gegen den Schutz collegialischer Rancüne. Es ist erbaulich, aus einem Pröbchen zu entnehmen, bis zu welchem Grade sittlicher Erniedrigung die Rivalität den einen seiner Feinde brachte. Statt Honorar zu erheben, honorirte er vielmehr seine Zuhörer pränumerando aus eigner Tasche für den bedungenen Besuch seines Auditoriums; natürlich steckte man das Geld ein, lachte den Narren aus und blieb zu Hause. Tödtlicher freilich war der Streich gemeint, den ein anderer Neider mit bewaffneter Hand in Gegenwart der höchsten Provinzialbehörde vor dem Tempel des Glücks auf ihn führte. Nur ein Sprung hinter die Thür des Tempels rettete den Gefährdeten. Dieser Anfeindungen unerachtet glaubte aber Libanios doch ein Recht zu haben, die Jahre in Nikomedien, als das Frühlingslustrum seiner akademischen Laufbahn zu bezeichnen und weder Tellus noch die argivischen Jünglinge schienen ihm glücklicher denn er. Waren doch die hier errungenen Erfolge die bitterste Kränkung für seine Gegner in der Residenz und verschafften ihm schon nach fünf Jahren die außerordentliche Genugthuung, daß eine besondere Deputation an den Hyparchen das dringende Gesuch seiner Wiederberufung nach Constantinopel richtete, indem man zur Motivirung der eingereichten Petition das eben so unwahr-

scheinliche wie abgeschmackte Märchen von seiner Christwerdung in Curs setzte. Ein so ehrenvolles Zeugniß seines Werths aber auch diese von Gegnern und Gönnern unterzeichnete Petition ihm ausstellte, konnte doch kein gefährlicherer Schlag seine Ruhe treffen, als daß der Cäsar dem Ansuchen der Curie Gehör gab, und auf die erste ablehnende Antwort des Berufenen, welchen Neigung zu stiller Zurückgezogenheit und die Pflicht der Dankbarkeit an Nikomedien fesselte, Abneigung gegen das geräuschvolle Hofleben und die Angst vor dem Strudel unsittlicher Geselligkeit aber gegen Constantinopel einnahm, den gemessenen Befehl ergehen ließ, seinen Posten wieder anzutreten. Es scheint nämlich dieser kaiserlichen Entschließung die Auffassung zu Grunde zu liegen, daß die oben erwähnten Vorfälle nur eine temporäre Suspension des Libanios, keine eigentliche Amtsentsetzung nach sich gezogen hätten, daher derselbe nach Erledigung des Processes zur Rückkehr und Uebernahme seines jetzt reich dotirten Postens verbunden sei. In das Unvermeidliche sich fügend, kehrte unser Freund zwar zurück, gefolgt von der Mehrzahl seiner Schüler, die Liebe zu Bithynien im Herzen, vermochte aber diesmal so wenig in die großstädtischen Verhältnisse sich einzuleben, und empfand die sittliche Verderbniß seiner neuen Schüler so tief, daß er innerhalb zweier Jahre allen Ernstes einen zweimaligen Versuch zu desertiren machte; das erste Jahr auch wirklich sein geliebtes Nikomedien erreichte, aber von wohlmeinenden Aerzten aus der verpesteten Atmosphäre der Stadt hinausgetrieben wurde, das zweite Mal jedoch, durch den Blitzstrahl zur Pflicht zurückgerufen, nach Constantinopel zurückkehrte. Hartnäckig sein Glück von sich zu stoßen, wäre Wahnsinn gewesen. Denn in Constantinopel war jeder neu eintretende Stadtpräfect bemüht, seinen Amtsvorgänger an Aufmerksamkeit gegen die gefeierte Zierde der Universität zu überbieten, bis endlich der vierte dieser Präfecten, ein Liebling der Grazien und Musen, seine Ernennung zum kaiserlichen Professor mit Gehalt durch die Curie beantragte und die Bestätigung ohne Schwierigkeiten bei seiner kaiserlichen Majestät erwirkte. Sein Ruf war auf die Dauer gesichert, ja es sollte ihm bald eine bisher unerhörte Auszeichnung zu Theil werden, — ein Ruf nach Athen! Noch nie hatte diese Hochschule einen Ausländer auf die Lehrcanzel der Rhetorik berufen, und diese Abweichung von dem alten Herkommen, zu welcher der hochgebildete Proconsul Achaja's, Strategios, die Athenienser zu interessiren gewußt hatte, scheint keine geringe Aufregung unter den dortigen Professoren hervorgerufen zu haben. Erschien ein Ruf aus Athen an eine andere Hochschule schon als eine außerordentliche Anerkennung des Verdienstes, so war ein Ruf nach Athen die höchste Auszeichnung, welche einem Gelehrten der damaligen Zeit widerfahren konnte. Dennoch lehnte Libanios ab, erhielt aber als Recompense vom Kaiser selbst einen viermonatlichen Urlaub in seine Heimath Antiochien. Die Neider jubelten. Im Boden der Heimath sah man das Grab seines Ruhmes; denn der Prophet gilt Nichts im Vaterlande. Doch die geschäftige Fama hatte längst die stille Hoffnung der Mißgunst betrogen. Kaum verlautete die Absicht des geistreichen Redners, seiner Vaterstadt im Rathssaal eine Probe seines Talents zu geben, als das hörbegierige Publicum, um zeitig genug seine Plätze zu belegen, schon am Abend vor der Vorlesung Posto faßte und sein Nachtquartier im Rathhaus aufschlug: und als er das zweite Mal auftrat, da lief, was ein Bein rühren konnte, in die Vorlesung und schätzte sich glücklich auch nur ein Stehplätzchen zu erobern. Nur eine Stimme herrschte in ganz Antiochien, nur ein Wunsch beseelte alle Herzen: der Kaiser müsse Libanios den Antiochiern wiedergeben. Freilich hatte der Redner mit psychologisch unfehlbarer Berechnung diejenige Saite angeschlagen, deren Schwingungen am reinsten und längsten in Aller Seelen nachklingen müssen, weil sie auf das patriotische Gefühl und nationale Bewußtsein am stärksten wirken. Er hatte das Lob des Vaterlandes gesungen, und dieser Preis der Heimath — er war mehr als rhetorisches Machwerk, er war des Redners tiefinnerste Ueberzeugung, das, durch die Frische des Eindrucks erhöhte, überströmende Gefühl der Seligkeit, durch die Straßen und Thore der vielgeliebten Heimath zu wandeln, ihre Ringmauern und Tempel, ihre Säulenhallen und Lorbeerhaine auf dem alten Flecke zu finden, die greise Mutter, den ehrlichen Ohm zu umarmen, den ältern Bruder, die Kameraden, die Freunde des Hauses in Amt und Würde, die Wissenschaft durch tüchtige Kräfte vertreten zu sehen, — und sich selbst einen Bürger dieser Lieblingsstadt Apoll's zu nennen. Constantinopel, an dem sein Herz nie gehangen, hatte jetzt allen Reiz für ihn verloren, er betrat es mit dem festen Vorsatz wieder, seine Demission um jeden Preis zu erwirken, und erreichte auf Grund eines ärztlichen Attestes, welches als Ursache seines Kopfleidens die dortige Luft darstellte, für's Erste wenigstens einen nochmaligen Urlaub auf bestimmte Zeit. Daß er denselben eigenmächtig bis an's Ende seines Lebens verlängerte und es nicht wieder vermochte, sich von Antiochien loszureißen, hatte glücklicherweise keine weitern Folgen, als daß man ihn zwar als beurlaubt fortführte, ohne seine Stelle

anderweitig zu besetzen, aber ihm vom ersten Tage des Urlaubs an sein Gehalt vorenthielt, und auf diese Weise sein Gewissen von dem Vorwurf vernachlässigter Berufspflichten und der Undankbarkeit gegen den Kaiser und die Curie erleichterte. Hätte er freilich ahnen können, wie kläglich in wenigen Monden die Physiognomie der häuslichen, amtlichen und politischen Verhältnisse des Vaterlandes sich verändert hatten, daß er seine Base als Leiche, die Familie in tiefer Betrübniß finden sollte, sein alter Lehrer Zenobius, der, eben noch entschlossen zu abdiciren, ihn durch das Versprechen der Amtsnachfolge hauptsächlich zur Uebersiedlung nach Antiochien bewogen hatte, wortbrüchig werden, die rebellische Stadt in Ungnade fallen und sofort seiner einflußreichen Verwendung und Vermittlung benöthigt sein werde — er wäre vielleicht geblieben, wo er war. Doch nach dem ersten Schritte that er männlich den zweiten; tröstete den treuen Oheim in seinem Kummer, besänftigte den Zorn des kaiserlichen Prinzen und Mitregenten durch die Süßigkeit panegyrischer Lobrednerei, und begann seine akademische Laufbahn zum zweiten Male als Privatdocent vor einem nur fünfzehn Zuhörer starken Publicum in gemiethetem Locale. Denn nur die besoldeten Ordinarien hatten Amtslocal im Tempel der Kalliope, welchen man schlechtweg das Museum nannte. Je ungünstiger aber die Verhältnisse sich augenblicks anließen, eine um so glänzendere Rolle war ihm bald genug beschieden. Schon nachdem Strategios, sein alter Gönner, als Proconsul Syriens seine Residenz zu Antiochien genommen und einem gleichdenkenden Nachfolger Hermogenes Platz gemacht hatte, erschien es dem feinfühlenden Hyparchen Musonios wohlanständiger, die übliche Bewillkommnungsrede eines Mannes, der im eigentlichsten Wortverstande Geheimerrath des Proconsuls gewesen war, im Hörsale desselben, als auf der Präfectur entgegenzunehmen, als aber 361 Julianus Apostata den Thron der Cäsaren bestieg, die alten Götter wieder zu Ehren kamen, von den verlassenen Altären der Opferrauch gen Himmel stieg, Seher und Redner ihre goldne Zeit feierten, welcher Antiochier wäre da geehrter gewesen als Libanios, dem, weil er im Kaiser den Menschen liebte, jederzeit der Zutritt zum Kaiser offen stand, dem schon auf der Grenzmarke Antiochiens des gelehrten Kaisers erste Frage gegolten hatte, der den Gefühlen, mit welcher er und die gesammte heidnische Welt den Regierungsantritt und das Consulat seines Lieblings begrüßte, einen so beredten Ausdruck verliehen hatte, daß Julian über den Gelehrten den Kaiser vergessend vom Throne gestiegen und offenen Armes dem Redner entgegengeeilt war. Zürnend wollte einst der Herrscher der Welt sein Hoflager von Antiochien nach Tarsos verlegen, doch auf die Fürbitte des uneigennützigen Freundes nahm er die mißliebige Stadt wieder zu Gnaden auf. Welcher Donnerschlag für Libanios, als der Schmerz um den frühen Tod des wohlmeinenden Fürsten selbst die Erde in's innerste Mark zu erschüttern schien! Die Rede mit der er den rückkehrenden Sieger zu begrüßen gehofft, wurde jetzt der Kern seines Epitaphs, und vom ersten Schmerzgefühl übermannt strömt die gepreßte Seele ihre Thränen in kurze aber ergreifende Monodien aus. Er ahnte es — der Glanz des Reiches war erloschen, die alten Götter schwebten nach des Pindus Höhen. Und so war es. Sein Schmerz um Julian, sein heidnisch Herz — denn seine Taufe durch den h. Basilius vor Cäsarea ist eine der unwahrsten katholischen Legenden — waren Verbrechen in den Augen Jovinian's, und nur die Furcht vor dem fortlebenden Orpheushaupte auch des getödteten Redners rettete den nunmehr 50jährigen Lehrer der Beredtsamkeit. Von Valens zwar empfing er persönlich einige Beweise kaiserlicher Huld, nachdem er sein Wohlwollen durch eine Lobrede gewonnen hatte, ja dieser Kaiser hob ihm zu Gefallen sogar das Gesetz auf, welches illegitime Söhne von der Erbschaft ausschloß; Kaiser Theodosius erhob ihn durch seine Bestallung zum Präfectus Prätorii sogar hoch über die Großen des Reiches in die unmittelbare Nähe des Thrones. Allein eben diese Demüthigung, einem christlichen Kaiser und seinen Statthaltern Weihrauch streuen, vor Menschen, die er aus ganzer Seele verachtete, sich und seine Kunst erniedrigen zu müssen, das war der wunde Fleck in seinem Herzen. Wohl opferte er den Weihrauch seiner Beredtsamkeit auf den Altären der entthronten Götter, unter deren Auspicien Rom die Herrin der bewohnten Erde geworden, wohl warnt er in seiner schönen Schutzrede für die Tempel den großen Theodosius vor dem heiligen Heere der Mönche, den schlimmern Feinden bürgerlichen Friedens, macht den sehr vernünftigen Vorschlag, die anstößigen Tempel und Tempeldistricte wenigstens durch Säcularisation dem Staate zu erhalten — aber vergeblich. Seine Glaubensgenossen gegen die Anklage der Uebertretung kaiserlicher Edicte geschützt, die mönchischen Hoffnungen, in gezwungenen Scheinchristen lebendige Glieder am Leibe Christi zu besitzen, belächelt zu haben, der Stolz, daß Theodosius selbst ihn zu hören gewürdigt, war schließlich die einzige Genugthuung, welche der warme Apologet des Heidenthums hatte. Denn im Tempel der Fortuna, einst seinem Hörsaale, beteten diese Christen jetzt zu dem todten Gotte, wie

das Heidenthum den Gekreuzigten nannte; er, der größte Redner seiner Zeit, hatte ihnen weichen, sein Auditorium wieder nach dem Rathhause verlegen müssen. Doch nicht am Glauben der Väter allein, auch an den Kathedern rüttelte die neue Zeit. Schmälerung der Gehalte der Rhetoren war der erste Schritt. Als weiland Zenobios noch die Professur der Eloquenz bekleidete, war der Posten aus den liegenden Gründen der städtischen Kämmerei einträglich dotirt, und von seinen drei Collegen hatte Keiner gewußt, was Noth war. Als die besten Kunden der Juweliere und Goldschmiede gaben sie der Kunst Beschäftigung und ihren verwöhnten Geschmack, ihre Prachtliebe, ihre Ansprüche auf prompte Bedienung zu befriedigen, war nicht leicht. Wie trübselig sich seitdem die Lage des Gelehrtenstandes gestaltet hatte, davon gibt Libanios eine gewiß nicht übertriebene, da für Antiochien unvortheilhafte Schilderung in seinem pro memoria. Möge der unzufriedene Gelehrte der Neuzeit sie lesen, Trostgründe in den Widerwärtigkeiten des Lebens und die alte Wahrheit des Rabbi Ben Akiba daraus schöpfen: daß Alles dagewesen! Die Rhetoren Antiochiens waren nach Libanios' Mittheilungen Ausländer. Vielversprechende Verheißungen einer einträglichen Wirksamkeit und nicht ungünstige Aussichten hatten sie in ein glänzendes Elend gelockt. Das ehrenwerthe Lehramt, der Titel, der Lehrstuhl, die äußere Stellung in der Gesellschaft machten nicht satt. Keiner hatte seinen eigenen Herd, oder, wenn er ihn hatte, unverschuldet; Keiner konnte daran denken, mehr als drei Domestiken zu halten, jeder mußte Gott danken, unverheirathet zu sein. Die Macht ihrer Beredtsamkeit müssen sie an die Professionisten verschwenden; Brot zu erhalten wandern Ohrringe und Halsgeschmeide an Zahlungsstatt in den Bäckerladen, und nicht ihre Wiedereinlösung sondern die Veräußerung anderer Kleinodien war der nächste Gedanke. Kann man sich wundern, wenn die Nahrungssorgen den Männern der Wissenschaft zu Kopfe stiegen, ihren Muth brachen, ihre Freudigkeit lähmten? zumal, wenn von keiner Seite etwas zu ihrer Erleichterung geschah und Libanios selber das Möglichste zu thun glaubte, wenn er die Vertheilung des frühern Gehalts eines Professors unter vier beantragte? Kann es überraschen, wenn die Zahl der griechischen Docenten im Orient sich verminderte und mit dem Verfall der Rhetorik die Wissenschaft in Mißcredit gerieth, das Brotstudium florirte? So sah denn Libanios mit tiefer Wehmuth die Hochschule, deren Glanzperiode er durchlebt hatte, in Verfall gerathen, die schlauen Jünglinge, denen das Studium des römischen Rechts und der lateinischen Sprache sicherere Ansprüche auf Beförderung und eine raschere, glänzendere Carriere garantirte, schaarenweis nach italischen Universitäten ziehen, und empfand den ungebührlichen Ton, welcher in Antiochien Mode geworden war, so tief, daß die Erfüllung seiner Berufspflichten ihm mit jedem Tage lästiger und widerwärtiger wurde. Nicht die Schmälerung seiner Collegienhonorare, seitdem nur die Unbemitteltern noch in Antiochien, die Reichern in Rom oder Tarsos studirten, verkümmerten ihm die Freudigkeit an seinem Berufe so, als die täglich zunehmende Lauheit des Besuchs, die bedauerliche Abnahme des wissenschaftlichen Geistes und Ernstes, der gänzliche Verfall der Humanitätsstudien unter der studirenden Jugend. Man höre, wie die nothgedrungene Apologie seiner Unlust am Lehramt in eine grollende Strafpredigt gegen die ungefüge, harthörige Jugend sich verwandelt: „Ich kündige meine Vorlesung an. Der Famulus eilt, den Anschlag zu besorgen. Mit Eurer Eile aber hat's gute Wege. Ihr müßt in die Frühmesse laufen, zu lustigen Brüdern, wo's was zu lachen, was zu schwatzen gibt. Und macht Euch das Publicum Beine, kommt Ihr sein jüngferlich angetrippelt, fein vorsichtig und seid zur Thür hinaus, ehe Ihr noch drinnen wart. Ist das ein Vergnügen für die wenigen Eifrigen, im Auditorium zu sitzen und auf Eure Bummelei zu warten? Die Vorlesung beginnt, ich werde warm; statt meinem Vortrag zu folgen, habt Ihr Pferderennen, Ballet und Reitbahn im Kopfe, Forderungen, die schon ergangen, Raufereien, die im besten Werden sind. Steht Ihr nicht regungslos wie die Pagoden mit gefalteten Händen? Sitzt man nicht theilnahmlos da, unterdrückt jedes Zeichen des Beifalls, zählt die neu Eintretenden, stiert in's Buch oder schwatzt gemüthlich zusammen, statt für den Redner Ohr zu sein? Wer nimmt heutzutage aus einem Colleg Etwas hinweg? Sonst behielt der Eine dies, der Andre das. Man kam zusammen, verglich seine Erinnerungen und mühte sich, den ganzen Vortrag aus dem Gedächtniß zu reconstruiren. Ihr habt für Eure Psalmen und Burschenlieder ein vortrefflich Gedächtniß, von Demosthenes wißt Ihr weder Anfang noch Ende. Fragt Eure Väter, wie oft sie für meine Ehre sich geschlagen, wie der eigene Vater ihnen nicht theurer als der Lehrer war! Habt Ihr gegen meine Gegner auch nur einmal drohend die Faust geballt? Sagt nicht, ich sei alt und langweilig geworden; ändert Euch, und Ihr sollt sehen, ob der Sechziger noch im Stande sein wird, Euch zu fesseln!" Daß der Redner tauben Ohren predigte, versteht sich von selbst. Attika's Geschick war erfüllt, aus seinem Marke die schaffende Gewalt verschwunden.

Wenn auch kein ausdrückliches Rescript die Auditorien der griechischen Professoren schloß, erreichte doch die kaiserliche Regierung factisch denselben Zweck durch die augenscheinliche Begünstigung der Juristen und der römischen Literatur. Und in Wahrheit mußten, wenn Rom seine höchste welthistorische Aufgabe, mit Hilfe der Kirche seine einstigen Bezwinger zu romanisiren, lösen sollte, die Keime aller künftigen classischen Bildung jetzt schon in den Schoß der römischen Erde gesenkt werden. Denn schon pochte der Gothe Einlaß fordernd an den Thoren des Ostreichs und die letzten kümmerlichen Blüthen, welche der Spätherbst attischer Urbanität getrieben hatte, fielen vor dem eisigen Anhauch der Brutalität, welcher die Reife der Welt für die Sichel der barbarischen Schnitter bekundete. Ob Libanios noch oft öffentlich auftrat, erwähnt er in seiner Selbstbiographie nicht, welche zum Theil unserm Gemälde zu Grunde liegt; daß die Ungunst der Verhältnisse und das zunehmende Alter die Zeugungskraft seiner schriftstellerischen Productivität nicht gebrochen hatten, dafür spricht die erstaunliche Anzahl seiner gesammelten Werke, aus denen einige Proben herauszuheben gestattet sei. Der anscheinend gewagte Versuch aber, aus den Schriften eines Prosaikers absterbender Gräcität, wenn auch eines Schönredners, für eine Art Chrestomathie oder Anthologie allgemeineres Interesse zu beanspruchen, findet bei unsern Damen vielleicht dann eine günstigere Aufnahme, wenn sie erfahren, daß die vortrefflichste Ausgabe der Reden und Declamationen Libanios', wenigstens heutzutage die einzig brauchbare, von der Wittwe eines der größten Orientalisten Deutschlands, von Ernestine Christine Reiske, besorgt und mit einer herrlichen lateinischen Dedication an Pitt, Englands größten Staatsmann, übersendet wurde. Andererseits vergibt ihm wohl auch der frömmste Gottesgelehrte seine Anhänglichkeit an das Heidenthum, wenn er sich daran erinnert, daß Johannes Chrysostomus, den die Kirche schlecht weg den großen Johannes nennt, nach dem Zeugnisse des Georgios und Palladios in der Rhetorik ein Schüler seines Landsmanns war.

Die stilistische Größe Libanios' beruht auf seiner idealistischen Auffassung des rhetorischen Berufs, vermöge deren er der Philologie und den Humanitätsstudien des mediceischen Zeitalters näher steht, als der Sophistik des Alterthums. Denn auch seine Beredtsamkeit ist eine inhaltvolle Beredtsamkeit, großgesäugt an der Mutterbrust der Classicität, erhaben über den ärmlichen Firniß attischer Lexilogie und Phraseologie, der eigenen Originalität des Stils gerecht und dennoch ein Kanon des probehaltigen mustergiltigen Atticismus. Nur die Führer und Wegweiser der Jugend zur Kenntniß heißen ihm Rhetoren, Rhetorik ist die zur Kunst antiker Composition gesteigerte Bekanntschaft mit den literarischen Productionen des classischen Alterthums und daher dürfen, obschon ein Jahrtausend zwischen ihm und der Wiedergeburt der Wissenschaften liegt, doch die mittelalterlichen Philologen und Professoren der Beredtsamkeit im Wesentlichen als seine Fortsetzungen betrachtet werden, nachdem sie aus einer bloß hingebenden Bewunderung der antiken Kunstformen zum Versuche der Imitation hindurchgedrungen waren. Freilich war auch seine Zeit nach der Sitte der Zeit epideiktisch und declamatorisch, allein während seine Collegen sich nicht als Lehrer, sondern bloß als Muster bewundern ließen, erblickte er in den Alten, namentlich Demosthenes, Thucydides und Plato, seine Muster, in ihrem Studium seine Mustergiltigkeit. Dabei gereicht ihm billig zweierlei zur besondern Empfehlung, einmal, daß er das politische Terrain, welches seine Vorgänger längst verloren hatten, wieder zu erobern bemüht war, und wenn seine Reden zum Theil auch nur provinzielle Tragweite haben konnten, sein Kampf für das Heidenthum, für Hellenismus und Cultur doch ein Kampf, und zwar ein verzweifelter Kampf für Ideen war, deren Herrschaft sich die damalige Welt zu entziehen suchte; zum Andern, daß er den angeborenen Adel der Gesinnung, auch wo er den officiellen Panegyriker zu machen hatte, nirgends verleugnete, sich nirgends hervordrängte und so seinen Lobsprüchen einen doppelten Werth verlieh. Die abgedroschenen Stoffe der übrigen Sophisten, die Anpreisungen verlorner Tugenden, der Großthaten der Altvordern, Marathon und Salamis, Thermopylä und Platää, fingirte Reden historischer Persönlichkeiten, kurz alle jene stereotypen Leisten, über welche der große Schwarm der Sophisten das zähe Leder seiner Beredtsamkeit schlug, standen auf Libanios' Repertoir nicht. Die mäßige Sammlung solcher Kleinigkeiten, welche wir jetzt noch nach den Stilgattungen geordnet von ihm übrig haben, tragen nur den Charakter von Studien oder Versuchen und waren vielleicht dazu bestimmt, den Dienst eines praktischen Handbuchs der Rhetorik zu vertreten. —

Für unsern gegenwärtigen Zweck, Libanios auch als unterhaltenden Autor lieb zu gewinnen, sind jedoch grade diese unbedeutenden Studien die ergiebigste Fundgrube.

Eine der pikanteren Studien trägt die Ueberschrift „Der Parasit.“ Eine jener an rauchenden Schornsteinen und wohlbesetzten Tafeln wuchernden Schmarotzerpflanzen hat das Glück, zum Mittagessen geladen zu werden. Schneller hinzukommen und dem Publicum zu imponiren, macht er sich beritten, verschmäht

aber die sicheren hungerleidigen Miethklepper und sucht sich einen der feurigsten Renner des Hippodroms aus. Aber beim Salze des gastlichen Tisches, wie ergings ihm! „Mit so rapider Geschwindigkeit," erzählt er, „durchflog ich die Straßen, daß mich Einige den Hippocentauren, Andere dem Bellerophon verglichen (— dem wilden Jäger, würden wir sagen —), ich war vorüber, ehe man mich hätte in's Auge fassen können und meine Antwort erreichte den Fragenden nicht mehr. So toll war der Ritt. Aber vernehmt das Ende der Affaire! Vor dem Palais meines Gönners war ein Altar — nein, kein Altar, mein Grab, mein Leichenstein. Wie ich näher komme, im Moment am Portale abzusitzen, schon die Küchengerüche wittere, wie ich eben den Tafelbedienten die Hand reiche, die Kinnladen in Bewegung setze, die Backen einexercire, und an den besten Platz denke, sieht die Bestie plötzlich den Altar für eine Spitzsäule an, und dreht, wie von einer Tarantel gestochen, wie das Donnerwetter mit mir um. Beinahe hätte mir das Thier den linken Schenkel gestreift; so knapp umschrieb es den Altar und um ein Haar breit hätte ich unten gelegen. Wollte Gott, das wäre das geringste Unglück gewesen: man hätte mich aufgehoben und die stärkenden Essenzen der Mahlzeit hätten mich in's Bewußtsein zurückgerufen. Aber nein! zurück geht's, denselben Weg, den wir gekommen, zum Gaudium der schadenfrohen Buben, zum Entsetzen der Portiers in unaufhaltsamem Fluge. Mein Flehen dringt zu keinem Retter; „Leute, lieben Leute," schrie ich, „haltet auf, haltet wenn Euch mein Leben lieb ist, um Gotteswillen!" Aber das ging über menschliches Vermögen. Je lauter ich brülle, je toller greift die Bestie aus. Denn an die Sitten der Rennbahn gewöhnt, strengte es durch Tumult haranguirt, seine ganze Kraft an, bis mir Hören und Sehen schier vergingen. O unseliger Eifer, verwünschter eitler Ritt! — Ich kam zu spät, die gastliche Thür war verschlossen und verschmachtend accompagnire ich dem göttlichen Sänger Homeros, dem die Wahrheit das inhaltschwere Wort dictirte: Hungers zu sterben, es ist die schrecklichste Weise des Todes.—"

Literarisches.

Neues allgemeines deutsches Adelslexikon im Verein mit mehren Historikern herausgegeben von **Kneschke**. Leipzig. Friedrich Voigt 1859.

Der Gedanke eines solchen Werkes ist bekanntlich nicht neu. Schon 1719 erschien das erste Werk dieser Art von einem Pastor Gauhe, das nach reichlich 20 Jahren zum zweiten Male aufgelegt werden mußte. Das große Universallexicon, welches seinen Namen nach dem Verleger Zedler führt, gehört ungeachtet seines großen Reichthums an einschlagenden Artikeln, wie er bei 68 Foliobänden sehr erklärlich ist, doch nur uneigentlich hierher. Dagegen erschien in den siebziger Jahren ein allgemeines deutsches Adelslexikon von dem Freiherrn von Krohne. Das unvollständig gebliebene Werk reichte auch für das, was es gab, nicht aus. Bedeutender war die Arbeit von Hellbach, das Adelslexikon, welches 1825 und 1826 erschien. Dasselbe ist das gewöhnlich benutzte und bekannte dieser Art. Allein man wird den Verfassern des uns vorliegenden Werkes darin beistimmen, daß, wenn auch Hellbach nach Maßgabe der Kenntnisse und Hilfsmittel seiner Zeit eine müheoolle und verdienstliche Arbeit geliefert hat, dennoch einestheils die Forschungen der letzten Jahrzehnte eine Fülle neuen Materials zugeführt haben, andrerseits auch die seitdem eingetretenen Veränderungen eine neue Arbeit wünschenswerth machen. Daß Kneschke, der sich als Herausgeber der deutschen Grafenhäuser der Gegenwart auf diesem Felde bereits einen verdienstlichen Namen erworben, denselben dem Werke vorgesetzt, kann diesem nur zur Empfehlung gereichen. Kneschke jedoch arbeitet nicht allein, da ja eine Arbeit von solchem Umfange, von solcher Fülle des Stoffes, in der That für die Schultern des Einzelnen eine zu schwere Last sein dürfte, sondern im Vereine mit mehreren anderen Historikern. Der Gedanke des ganzen Unternehmens erscheint uns vortrefflich, und wenn vor reichlich hundert Jahren das Interesse an dem unvollständigen Werke von Gauhe so groß war, daß Herausgeber und Verleger sich über die aufgewandte Mühe und Kosten nicht täuschten: so ist zu erwarten und zu hoffen, daß auch bei diesem Werke, dessen Abnehmerkreis bei allem Interesse der Einzelnen doch nur ein beschränkter sein kann, Mühe, Fleiß und Kosten nicht vergeblich aufgewendet werden. Es ist ein erfreuliches Zeichen des geschichtlichen Sinnes unsrer Tage, daß solche Arbeiten unternommen werden; möge es ferner ein erfreuliches Zeichen desselben Sinnes sein, daß sie auch Bestand haben! Eben aber weil die Verfasser durch historischen Sinn zu dieser Arbeit geführt sind, ist es nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht, erloschene Geschlechter auf dieselbe Stufe zu stellen, auf welcher blühende Familien stehen. Nur so kann das Werk nicht bloß dem unmittelbar praktischen Interesse, sondern zugleich auch der Wissenschaft genügen.

An der Grenze. Aus dem Nachlasse von Moriz Reich. Herausgegeben durch Alfred Meißner. Zweite Auflage. Prag. Carl Bellmann's Verlag. 1859.

Ein anderer unglücklicher Gerhard von Nerval liefert der junge Dichter, dessen literarischen Nachlaß Alfred Meißner in dem angezeigten Buche dem Publicum vorlegt, eine funeste Illustration zu dem bekannten Worte von Dingelstedt über die Armuth, „diesen Dichterfluch und Bann und Joch und Kette, an der so viele edeln Geister verdarben." Zu Rokitnitz an der böhmisch-preußischen Grenze (daher wohl die Aufschrift der Sammlung) im Jahre 1831 geboren, folgte Moritz Reich dem innern Drange nach dichterischer Thätigkeit. Für seine äußere Lebensstellung mochte er um so weniger Sorge tragen, als der Arzt ihm erklärt hatte, daß das Uebel, an welchem er litt, eine unheilbare Schwindsucht. Man kennt die Verhältnisse des modernen Schriftstellerthums. Dichter und Schriftsteller haben sich verspätet, als die Götter die „Theilung der Erde" vornahmen; die Literatur ist keine durch weltliches Glück ausgezeichnete Kunst und Goethe's Lied: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" ihr Weihegesang. Reich erfuhr das an sich selber nur zu bald. Das Elend und die Noth wurden in bitterster Schärfe an ihm offenbar. Auch Andere vor Reich haben sich in der gleichen Situation befunden; mancher Kraft, wie einem Jean Paul, ist es gelungen, den Kampf um Dasein und Geltung siegreich durchzukämpfen; unserm Dichter brach in dem Kampfe das Herz. Seiner Natur widerstrebte das auf der Pflicht der Gegenseitigkeit beruhende Assecuranzgeschäft der Kameraderie und der Reclame; er wußte und mochte nicht Protectionen und Connaissancen sich verschaffen; der buchhändlerische Geschäftsbetrieb mit seiner mercantilen Seite war ihm eine vollständige terra incognita. Die Welt hat einen Gemeinplatz: „Das Talent wird sich schon Bahn brechen." Der Satz ist eben so grausam als unwahr. So wenig es frühere Epochen unrecht oder anstößig gefunden, einem bedeutenden Kopf, der um Brot bat, einen Stein zu reichen, eben so wenig fällt es unsern Zeitgenossen bei, sich über die nämliche Erscheinung zu wundern. Mit dem Feuereifer eines jugendlichen Herzens, das dem Ideal warm und begeistert entgegenschlägt, hatte sich Reich an die gewählte Aufgabe gemacht. Die Zeit rollte dahin und sein Streben blieb erfolglos; eine Blüthe nach der andern ward welk und fiel ab aus dem Kranze der Hoffnungen. Erfolglosigkeit senkt sich wie ätzender Mehlthau auf redliches Streben; die Schwingen, die gebrochen, taugen nicht zum kühnen Fluge. Verstimmung und Krankheit des Körpers, verbunden mit Niedergeschlagenheit der Seele, bilden nicht die Atmosphäre, in der Geistesarbeit zur Reife gezeitigt wird. Reich verfiel der dumpfen, apathischen Resignation der Verzweiflung. „Wenn man nicht grade ein Goethe ist," schreibt er einem Freunde, „kann man heutzutage Nichts gegen diesen Wall von Hindernissen ausrichten, die sich einem poetischen Streben entgegensetzen." Alles ward ihm gleichgiltig; er hoffte, glaubte, liebte Nichts mehr. Nachdem er sich lange zu Wien in den Straßen der großen Stadt umhergetrieben und vergebens ein Quartier gesucht, beschloß er, sich von dem großen Quartiermeister Tod zur Ruhe bringen zu lassen. Er eilte in seine Heimath und im Dunkel des Waldes erhängte er sich.

Eine Auswahl seiner Novellen enthält das Buch, nach welchem jetzt, wo der Verfasser seinen tragischen Untergang gefunden, viele Hände greifen, wie wir aus der zweiten Auflage schließen. Meißner begleitet die Ausgabe mit den folgenden Worten: „Was Reich als Schriftsteller gewesen oder eigentlich, was er hätte werden können, wird der feiner fühlende Leser nach der Lectüre der nachstehenden Erzählungen selbst herausfinden. Eine Strömung von Poesie geht durch Alles, was er schrieb. Eine reiche, träumerische Natur voll überquellender Empfindung, waffenlos gegen die Bosheit und die Mißgunst der Menschen, ohne andere Erfahrung als die seines Herzens, verbrannte er rasch, wie im reinen Sauerstoff, und machte in ein paar Jahren ein Unglücksleben durch, wie kaum die Unglücklichsten in Decennien. Wenn seine Gefühlswelt oft überhitzt, seine Phantastick grell und gewaltsam ist, wenn seine Menschen in seinen Erzählungen dämonisch über ihr Maß hinauswachsen, dürfen wir nicht vergessen, welche Geier an ihm fraßen und wie jung und erfahrungslos er war." Auch unser kritisches Urtheil über die Leistungen des Dichters wird durch sein Ende unwillkürlich milder gestimmt; die Punkte, auf welche Meißner hinweist, wollen wohl berücksichtigt sein. Verschweigen aber können wir nicht, daß, wenngleich die einzelnen Erzählungen weniger dichterische Gestaltungskraft als dichterisches Anschauungsvermögen bekunden, doch das Ganze den Eindruck des durchaus Unfertigen und Unreifen macht. Die düstern Farben, in denen Reich meistens malt, die grelle und schrille Disharmonie seiner Bilder läßt uns nicht zu einem reinen Genuß gelangen. Die Novelle, „Mammon im Gebirge" ist für seine Richtung charakteristisch. Den befriedigendsten Eindruck macht vielleicht „Das Jägerhaus," obwohl auch hier der Phantasie des Unwahrscheinlichen und Unmöglichen Viel zugemuthet wird.

Zweite Abtheilung.

Eine Reise nach Island.

Von

Dr. G. G. Winkler.

Die Südküste von Island.

Einer der gründlichsten Kenner altnordischer Geschichte und Literatur, der Universitätsprofessor Maurer aus München, hatte sich entschlossen, Island zu besuchen; denn diese Insel war, wie kein anderes Land, wo ein Volk germanischen Stammes wohnt, durch isolirte Lage, und die dem Verkehr der Bewohner unter sich so ungünstigen klimatischen Verhältnisse, im Stande, altnordische Sitte und Recht in ihrer Originalität zu erhalten. Haben doch die Isländer als Umgangssprache noch heutigen Tages dieselbe, in der das älteste Schriftdenkmal der Völker germanischen Stammes, die Edda, abgefaßt ist.

Island ist aber auch einzig bezüglich seiner geognostischen und physikalischen Verhältnisse, und dieses veranlaßte die königlich baierische Akademie, König Maximilian den Vorschlag zu unterbreiten, es durch Anweisung von Mitteln möglich zu machen, daß ich mich zum Zwecke geognostischer Untersuchungen an dem Unternehmen des Professor Maurer betheiligen könne.

Ich verließ am 25. März vorigen Jahres München; mein nächstes Reiseziel war Kopenhagen, wo ich in den ersten Tagen des April anlangte, und mit meinem Reisegefährten zusammentraf.

Unser Aufenthalt war ein längerer, als wir erwartet hatten. Das Schraubendampfboot Victor Emanuel, das uns aufnehmen sollte, ging erst am 17. April von Kopenhagen ab.

Die Fahrt begann unter erfreulichen Anzeichen. Während es des Vormittags tüchtig geregnet hatte, klärte sich, als wir Nachmittags die Anker lichteten, der Himmel auf. Die Witterung blieb günstig, blauer Himmel, Sonnenschein, ruhige See, bis zu unserer Ankunft an den Färöern.

Für die ersten Tage der Reise, wo noch keine Bekanntschaft mit den übrigen Passagieren gemacht war, und überhaupt auf dem Schiffe Alles schweigsamer ist, weil die Gedanken noch am Lande haften, und auch die Seekrankheit ihre Opfer am unangenehmsten berührt, war für meine Unterhaltung auf andere Weise gesorgt.

Im Sund und Kattegat sind es interessante und schöne Fernsichten, welche das Auge beschäftigen.

Da kommt man erst an Helsingör vorüber, der ehemaligen Sundzollstätte. Diese Stadt, vorher so belebt und volkreich, ist nun von Verödung bedroht; seit Aufhebung des Zolles sollen mehr als 12,000 Menschen wegen Mangel an Verdienst genöthigt gewesen sein, den Ort zu verlassen. Vor Helsingör liegt das alterthümliche Schloß Kronburg. Die Insel Mön, von weißen Kreidefelsen, wie mit Mauern umfangen, und auf hohem Emporium mit der Warte des berühmten Astronomen Tycho de Brahe, versetzt den Geist in lang verklungene Zeiten zurück. Weiter sind es die flachen niedlichen Hügellandschaften von Seeland und Jütland, und die aus der Ferne herüber winkenden schwedischen Gebirge, welche den Blick an sich ziehen.

Als wir in die Nordsee hinausgekommen, und den Leuchtthurm von Skagerhorn aus den Augen verloren hatten, war bereits ein freundlicher Verkehr unter den Passagieren eingeleitet.

Außer meinem deutschen Landsmann und mir, waren auf dem Schiffe zwei dänische

Beamte, der eine davon mit Familie; ein Kaufmann aus Reykjavik, ein Kaufmann aus Schleswig, ein Student aus Island, und zwei junge Damen von ebendaher.

Nach einer Fahrt von vier Tagen lief unser Schiff in Leith, der von Edinburg ½ Stunde entfernten Hafenstadt, ein. Der Aufenthalt sollte hier sehr kurz währen, und uns nur ein Nachmittag zu Gebote stehen, um im Fluge die Merkwürdigkeiten von Edinburg zu beschauen.

Da kam uns die Freundlichkeit des dänischen Consuls zu Statten. Dieser stellte seine Equipage zu unserer Verfügung, und so war es möglich, die herrliche Fahrt um die Berge Arthur Seat, und Salisbury Craigs zu machen, Holywood Palast, mit den Reliquien der Maria Stuart, Heriots Hospital, und den botanischen Garten zu besehen. Edinburg, an sich eine Stadt mit schönen Straßen und Gebäuden, ist besonders reizend durch seine Lage und durch seine Umgebung, welche die englische Gartenkunst in ein wahres Paradies verwandelt hat. Ich wurde hier, die nahe See weggerechnet, sehr an das deutsche Salzburg erinnert.

Des andern Tages dampften wir schon wieder nordwärts die schottische Küste entlang.

Schottland zeigt sich auf dieser Seite als ein hohes Hügelland, das meist mit steilen Felsrändern in's Meer hineintritt; es ist reich besät mit Ortschaften und Landsitzen. Die Fabrik- und Hafenstadt Aberdeen, am flachen Strand einer Bucht, verräth sich nur durch ihre vielen schlanken hohen Schornsteine, die sich über Rauch und Nebel emporheben.

Je weiter wir nach Norden kamen, um so mehr trat die schottische Küste zurück, und verschwand dann ganz im Nebel der Ferne. Eben so bekamen wir die Orkneys- und Schetlandsinselgruppen, zwischen welchen hindurch unser Curs ging, nur als ferne dunkle Streifen zu sehen. Sobald man diese Inseln im Rücken hat, wird eine Veränderung in der Farbe des Meeres und seines Wellenganges auffallend. Vorher war es grün, nun ist es tieflasurblau, die Wellen sind breiter und voller: man befindet sich im Ocean.

Am dritten Tage, nachdem wir Edinburg verlassen hatten, traten einzelne Gipfel der Berge der Färöer aus Nebel und Meer hervor, und wir liefen bald glücklich in die Bucht von Thorshavn ein.

Ich hatte bisher wenig Unterschied gefunden zwischen der Fahrt auf weitem Meer und der auf unsern Hochlandseen. Ungewohnt und anfangs unbehaglich war es mir, daß es auch bei Nacht so fortging, da hätte ich mich an's Land gewünscht.

Auf den Färöern blieb ich zurück, um erst mit der zweiten Fahrt des Dampfschiffes nach Island zu gehen. Da ich später über die Färöer eigens berichten möchte, will ich für diesmal nur anmerken, daß ich während meines fünfwöchentlichen Aufenthaltes auf diesen Inseln, eigentlich nur Berge, die aus dem Meere aufragen, die schlechtesten Witterungszustände zu erdulden hatte, die man dort treffen kann. Man hatte bis dahin keinen Winter gehabt, und dieser begann jetzt mit fürchterlichen Schneestürmen sich einzustellen. Unter diesen Verhältnissen waren die Ausflüge hier, wo es keine andere Fahrgelegenheit als die kleinen „färingischen“ Fischerboote gibt, nicht sehr angenehm. Um so größeres Verlangen empfand ich nach dem Ziele meiner Reise, und unbeschreiblich war meine Freude, als ich vernahm, daß das Dampfschiff in Sicht sei. Ich war gerüstet, ich konnte ziehen.

Am 28. Mai lichteten wir die Anker in der Bucht von Thorshavn.

Es war ein trauriger Tag, der Himmel grau, die Berge der Färöer grau; die See, von den Stürmen der letzten Tage aufgeregt, ging hoch, aber der Anker kam aus der Tiefe, und das Rollen seiner Kette erfüllte mich mit Lust: es ging weiter, fort nach Island!

Nach einer etwas unsanften Berührung mit einem Schetländischen Kutter, wobei ein Rettungsboot aus den eisernen Henkeln in die See geschleudert, und fast das ganze Takelwerk des Hinterdecks zerstört wurde, kamen wir glücklich zum engen Thore hinaus, zwischen den Inseln Sandö und Hestö hindurch, in die offene atlantische See.

Bald begannen nun auch Wind und Wetter unserer Fahrt günstig zu werden.

Es war am 30. Mai, Nachmittags, als ich zuerst die Küste von Island erblickte. Unter einer dunkeln Wolkenschicht, die am nördlichen Horizont ausgebreitet lag, konnte man einen Streifen bemerken, einen schwarzen Rahmen um die runde Fläche des sich in der Ferne auch in düstres Grau auflösenden Ocean. Ueber uns, und hinab gen Ost, West und Süd, spannte sich der Himmel wolkenlos, mit bleichem Blau.

Die Sonne spendet hier im Norden nur Licht, keine Wärme; es ist eine kalte, fremde, nicht die Sonne der deutschen Heimath!

Einsam zieht das Schiff seine Straße durch die hohen, breiten Wellen, meine Mitpassagiere liegen alle seemüde in der Cajüte danieder, ich allein stehe auf dem Deck und blicke hinaus in das weite Meer; um mich thut die Schiffsmannschaft schweigend ihren Dienst, der Capitän sucht mit dem Sextanten nach der Sonne, der Steuermann läßt das ausgeworfene Bleiloth aufwinden,

um zu erfahren, wie viel Weg wir in einer Stunde zurücklegen, der Maschinist steht an der Thür zum Maschinenraume und bläst langweilig die Rauchwolken aus seiner kurzen Thonpfeife, und wie eine Mitverschworene in dem Complotte tödtenden Schweigens gleitet dann und wann eine weiße Möve mit unhörbarem Flügelschlage über meinem Haupte weg; nur das gleichmäßige Auf- und Niederziehen der Maschine, das Aechzen und Stöhnen der Steuerruderkette und das monotone Lecken der Wellen an des Schiffes Planken macht sich um so hör- und fühlbarer in der sonstigen grabesstillen Oede.

So war ein Maitag auf einsamem Schiff im nordischen Ocean.

Aber es wurde Nacht! — Nein, es wurde nicht Nacht, selbst das Rad der Zeit schien stille zu stehen, um die Harmonie jener düstern Züge nicht zu stören, welche dieser Natur aufgeprägt sind.

Mit Ende des Monats Mai beginnt in diesen Breiten ein immerwährender Tag, die Mitternacht ist da so licht, wie unser deutscher Mittag; um die Geisterstunde glomm das Abendroth an den isländischen Bergen und ward zugleich Morgenroth; nur die Möven, welche den Tag über unser Schiff umschwärmt hatten, gaben durch ihr Verschwinden der Nacht Zeugniß.

Die Sonne war um Mitternacht über den Horizont hinab gestiegen, aber ihr Licht war noch in phantastischen Wolken aufgehangen, die sich wie ein Riesenwald nicht fern von uns über den Ocean hinbreiteten. Wie breite Kronen hundertjähriger Eichen zeichneten die lichterfüllten Wolken ihre Conturen in das tiefe Roth des Hintergrundes, eine kunstreiche Stickerei aus den zartesten Silberfäden auf einem Purpurkissen, und an dem Saume des Wolkenwaldes zogen leichte Nebel hin, wie an Herbstabenden über den lieblichen Auen an unsern Flüssen. Wolken und Nebel maskirten die endlose Weite des Ocean und dieser kam mir nun recht vor, wie einer der Hochlandseen in der Heimath.

Das liebliche Roth, mit dem die Sonne geschieden, der silberne Wald, die Erinnerung an die Heimath, an die Seen des Hochlandes, brachten wieder Gleichgewicht in meine Seele, und ich stieg beruhigt hinab zur Cajüte. Für den andern Tag waren mir ja neue Schauspiele vorbehalten.

Als ich Morgens auf das Deck kam, lag Islands Gletscherwelt vor mir; das war aber nicht, wie in unsern Alpen. Vor meinen Augen lag ein hoher, langer Bergrücken, als wäre es eine ungeheure Bahre mit weißem Leichentuch umschlungen; unter der Hülle glaubte man die Umrisse der Gliedmassen eines Riesen zu erkennen, der im Todesschlafe hier gebettet lag — der Himmel, ringsum mit dunkeln Wolken behangen, schien in ein weites Trauerhaus verwandelt, und man fühlte die Leichenluft wehen von diesem Lande her, das dem Sockel des riesigen Monumentes glich, welches sich Tod und Erstarrung hier gesetzt haben.

Es ist eine großartige, ergreifende Scenerie; vornämlich sind es aber nur die von der Natur angewendeten ungeheuren Maße, welche beim ersten Anblick überwältigend wirken. Es ist Nichts an diesen Bergen von Formen, Linien, Farben, was eine poetische Stimmung länger erhalten könnte, die Phantasie wird es nimmer versuchen, dieselben mit Gnomen und Kobolden zu bevölkern und aus diesem Eis ihnen glitzernde Paläste zu bauen, mit Zinnen, Erkern und Thürmen; es bleibt dem Beschauer bald nur das eine, physische Gefühl: man friert!

Den ganzen Südosten der Insel Island, sowie die Mitte derselben bedecken ungeheure Gletscher; der größte derselben, der Klofajökul, nimmt allein 150 Quadratmeilen Raum ein; das Innere dieser Eiswüste ist gänzlich unbekannt: man weiß nicht, ob sie ein ununterbrochenes Plateau bildet, oder ob sie sich vielleicht zu tiefen, schneefreien Thälern versenkt; ihre Grenzen hat noch kein Fuß eines Menschen oder Thieres überschritten und hinein sieht nur das Auge des Adlers, wenn er hoch über das Eiland hinschwebt.

Hart an der Südküste der Insel und am weitesten gen Südwesten vorgeschoben, wo ein mehr niederes Bergland folgt, erhebt sich der Eyjafiallajökul*). Ich kann hier bemerken, daß das isländische „Jökul" gleichbedeutend ist mit unserm „Gletscher" oder dem tyrolischen „Ferner" und dem salzburgischen „Käs". Dieser Jökul erhebt sich zu einer Höhe von circa 5400 Pariser Fuß über die Meeresfläche; an ihn schließt sich nach Osten unmittelbar der minder hohe, und mehr dem Rande eines Hochplateau als einem Berge gleichende Myrdalsjökul**) an. Diese letztern Gletscher waren das Erste, was ich von Island zu sehen bekam.

Fährt man auf einem Schiffe einige Meilen von der Küste entfernt an dem Lande vorüber, so scheinen diese Berge, die man übrigens zu sehen selten so glücklich ist, da sie meist ihre Scheitel in finstere Wolken verbergen, unmittelbar grade aus der See aufzusteigen. Sie stehen überhaupt der Küste sehr nahe; eine Reihe niederer Bergrücken, die ihnen vorgelagert sind, lehnen sich so eng an ihre tiefere eisfreie Region, daß ihre Conturen in der Entfernung, bei der hier wenig durchsich-

*) Inselberggletscher.

**) Moorthalsgletscher.

tigen Luft, und dem gleichen dunklen Colorit, gar nicht wahrgenommen werden; ein schmaler, sanftabdachender Saum unmittelbar an der Küste, an dem sich selbst isländische Ansiedlungen finden, verschwindet gänzlich; daher die überwältigende Macht, womit diese Eiskolosse über die See herdräuen.

Nur an einer Stelle sieht man das schwarze Band, welches den Gletscherfuß umsäumt, durch einen lichten, weißgraulichen, breiten Streifen unterbrochen, der sich im Zickzack vom Rande des Gletschers fast bis zum Meere heraberstreckt. Es scheint, als ob das Eis in Bewegung gerathen und den Berg hinabströmte; es ist aber das einer der mächtigen Bäche, welche, von den ungeheuern Eismassen gespeist, schon wenige Stunden nach ihrem Ursprunge die Ausdehnung von Strömen annehmen, und sich schäumend, den Bergschutt vor sich herwälzend, durch die Lücken der Vorberge zum sanfter geneigten Küstensaume und endlich zum Meere hinabstürzen. Diese Ströme machen die Reise um die Südküste von Island zu einer der schwierigsten Passagen auf der Insel.

In den Alpen steigt man vom Grund eines Thales, das nicht über 3000 Fuß über dem Meere liegt, durch verschiedene Vegetationszonen zur Grenze des ewigen Schnees auf; im Thale gedeihen und reifen alle Getreidearten, über 3000 Fuß beginnen Wälder und Wiesen die Berggehänge zu bedecken, und sind in ausgezeichnetem Stande bis zu 5000 Fuß Höhe. Ueber 5000 Fuß findet sich kein vollkommener Baum mehr, nur verkrüppelte Föhren, die Weiden sind mager, und geben fast nur für Schafe genügendes Futter, viel Gebirgsschutt stellt sich ein, und kahle, nackte Felswände; über dieser Zone in einer Höhe von 7—8000 Fuß folgt dann die Region des ewigen Schnees.

In tropischen Berggegenden sind noch mehr solcher, durch einen größern oder geringern Reichthum von Arten, durch Güte und Ueppigkeit ihrer Pflanzen unterschiedene Zonen, über welche man zur Region des ewigen Schnees aufsteigt, und diese erreicht man da erst in einer Höhe von 16—17,000 Fuß über dem Meere.

In Island folgt vom Meere zur Schneelinie nur eine Vegetationszone, die der magern Weiden und verkrüppelten Bäume, und die Schneelinie selbst erreicht man schon circa 1500 Fuß über dem Meere.

Island ist eine Hochalpe, von der wir aber nicht über den stolzen Buchenwald in ein sonniges Thal mit wogenden Aehrenfeldern niederblicken; seine magern Weiden, seine baumlosen Höhen tauchen sich in die wogenden Wasser des grauen, kalten Ocean.

Doch kehren wir von diesen Bemerkungen wieder zu unserm Schiffe zurück.

Wie ich Island gesehen hatte, konnte der Gedanke: „Das ist also das Land, das nun für mehrere Monate Deine Heimath werden soll, wo Du leben, weit, weit wandern, dessen Berge und Klüfte Du durchstreichen sollst," mich grade nicht in die heiterste Stimmung versetzen.

Dieser Theil der Insel, an dem wir bisher vorüberfuhren, ist aber grade einer der tristesten des ganzen Landes; nur in seinem Innern finden sich noch Scenerien, die an schauerlicher Oede ihn noch übertreffen. Unser Schiff kommt aber vorwärts, weiter gen Westen; die Gletscher bleiben hinter uns zurück und die Ansicht des Landes ändert sich bald gänzlich.

Die Westmannsinseln, die schon lange in Sicht waren, und an welchen ganz nahe vorbei das Schiff seinen Weg fortsetzt, sind zwar auch nicht geeignet zu einem Vergleiche mit Ischia oder Capri, aber sie erquicken doch einmal unser müdes Auge durch das milde Grün einer Wiesenfläche.

Die Westmannsinseln liegen etwas mehr als eine Meile südlich von der Küste Islands: Nur eine derselben verdient eigentlich den Namen Insel, die andern sind nur Klippen, welche nach allen Seiten abgerissen in die See niederstürzen. Einige davon haben mit Vegetation bedeckte Kuppen, und auf diesen werden den Sommer über Schafe zur Weide ausgesetzt. Die einzige bewohnte Insel, genannt Heimaey, Heimathinsel, bildet eine schief ansteigende Ebene und zeigt einen Wiesengrund, auf dem eine Kirche und einige Ansiedlerwohnungen sich erkennen lassen; das Ganze ist auf zwei Seiten, gegen die See, durch steil aufstarrende zerrissene Felsenkegel eingerahmt.

Wenn in den Alpen, wo die Weiden manchmal sich noch hoch zwischen einzelnen Zinken und Kämmen hinauferstrecken, das Meer bis zu dieser Höhe hinaufstiege, müßte eine so gestaltete Insel entstehen.

Wenden wir den Blick wieder hinüber nach Island, so ist es nun doch ganz anders, als es vorher war.

Die Gletscher haben wir nun schon weit hinter uns gelassen, sie sind zusammengeschoben, der Myrdalsjökul hat sich fast ganz hinter dem Eyjafiallajökul versteckt, der letztere hat eine flache, pyramidenförmige Gestalt angenommen und steht bescheiden im Hintergrunde. Vor ihm dehnen sich nun die Umrisse eines weiten Landes. Ja es ist ein Land, und ein großes, tiefes Land, aber so weit das Auge reicht, an diesem Lande ist nur eine Farbe, und was ist das für eine? Ist es braun? Es ist nicht braun! Ist es schwarz? Es ist nicht schwarz! Ist es grau? Es ist auch nicht grau! — Dieses Düster ist die Negation aller Farbe!

Myrdalsjökul. Eyjafjallajökul.

Doch wir sind zufrieden, einmal Land vor uns zu haben. Wenn wir näher kommen, wird sich das, was nun keine Farbe, auch in freundlichere Tinten aus einander lösen.

Wenn Einer eine rechte Landratte ist, wenn er aus einem Lande kommt, wo er vom höchsten Berge seinen Blick aussenden mag, so weit er will, dreißig, vierzig Meilen weit, und ihm auch dann noch kein blauer Streifen verkündet, daß dort der Ocean beginnt, von einem Lande, wo man auf Erzählungen vom Meere, wie Kinder auf Märchen lauscht, — eine solche Landratte befällt, wenn sie einmal zehn bis zwölf Tage nur Wasser und Himmel gesehen, eine nicht geringe Sehnsucht nach Land. Inseln, wie die Färöer Berggipfel, die aus der See aufragen, können ihr keine Beruhigung bringen; sie kommen ihr vor, als ob sie nur zum Vergnügen aus dem Grunde heraufgestiegen wären, sich eine Weile umzusehen, und dann eines schönen Morgens wieder in die lasurblaue Fluth niederzutauchen; da fühlt sich der Fuß nicht sicher. Mir wenigstens war so zu Muthe, und dieses Island, das sich hier so breit machte, wie ein Continent, war mir in dieser Beziehung eine tröstliche Erscheinung.

Weite Ebenen, Thäler, ausgedehnte Hügellandschaften ohne Städte und Dörfer, ohne blühende Fluren und obstbaumumhegte Gehöfte, ohne Straßen und belebte Flüsse, Berge ohne Wälder, davon kann man sich keine Vorstellung machen, wenn man aus der Mitte Deutschlands kommt. Bei Nacht oder in später Dämmerung sehen unsere Landschaften auch aus, wie dieses Island; über Feld und Au, welche zu dunkeln Streifen verwoben, lagert sich tiefe Ruhe, Städte und Dörfer scheinen untergegangen; aber am Morgen steht das Alles wieder auf, löst sich von einander, Leben und Regsamkeit erwachen überall.

Doch lassen wir einmal Phantasie und von Hause mitgebrachte Vorstellungen bei Seite, und untersuchen wir mit nüchternem Blicke, wie denn das ist, was wir sehen. — Bergrücken, langgezogen, der eine immer nur wenig gegen den andern zurückgeschoben, treten hinter den Vorbergen des Eyjafjallajökul hervor und bilden einen weiten Halbkreis; gegen Westen verschwimmen ihre Conturen mit dem grauen Himmel. Die Entfernung von uns bis zum Fuße dieser Bergkette müssen wir auf fünf bis sechs Meilen schätzen; dagegen kann der flache Küstenrand, welcher sich von jenen Vorbergen ablöst und weit, grade fort sich nach Westen streckt, kaum zwei Meilen weit von unserm Schiffe sein. Dazwischen liegt also eine große Ebene, deren Ausdehnung sich an dem weiten Abstand zwischen der Küste und der dahinter liegenden Bergkette bemessen läßt; einzelne Felsbänke, die sich über die Oberfläche erheben und gesehen werden, helfen die Erstreckung der Ebene mit andeuten.

Ueber die dunkle, ferne Bergkette sieht ein isolirter Rücken noch hoch herüber, die Perspective sehr erweiternd, dieser Rücken ist von seinem Scheitel herab, so weit er sichtbar, mit Schnee bedeckt, und die vorliegenden Berge schneiden scharf an ihm ab; ein weites Thal muß dazwischen liegen; daher liegt er tief im Lande, und erreicht seine Höhe nicht die des Eyjafjallajökul, so muß sie doch immer eine sehr ansehnliche sein. Der Rücken verläuft kurz, mit einer scharfen, schief ansteigenden Kante, nach der breiten Seite fällt er steil ab, und an beiden Enden ist er scharf abgehackt; während alle andern sichtbaren Berggipfel frei, streift an seinem Scheitel eine Wolke hin.

Es hat der Berg eine in diesem Lande auffallend schöne Form, an unsere Alpengrate erinnernd; aber diese Eigenschaften sind es nicht, welche die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln. Ich hatte noch nie bemerkt, daß die Matrosen sich um etwas Anderes gekümmert hätten, als was ihre Arbeit oder Essen und Trinken betraf, diesmal aber war es anders, da ließen sie selbst die Arbeit stehen und sahen Alle nach jenem Berge, und wir Passagiere warteten ungeduldig, bis uns der Capitän den Schiffstubus anvertraute, um auch dahin zu schauen. Was ist's mit diesem Berge? — Warum sind Aller Augen auf ihn gerichtet? Es ist ein Berg mit allbekanntem Namen. Es ist der Hekla, der Vulcan Hekla.*) — Das Wort ging, mit einer gewissen Ehrfurcht gesprochen, von Mund zu Munde; Alles fühlte sich hineingezogen in das Gefühl ernster Scheu vor dem geheimnißvollen Dunkel, mit dem die Natur ihre Thätigkeit im Schooße dieser Vulcane bisher zu verhüllen wußte.

Die drei feuerspeienden Berge Europa's haben wir noch von der ersten Schule her in guter Erinnerung: Vesuv, Aetna und Hekla, wir lernten ihre Namen so leicht, unser Gedächtniß bewahrte sie für immer ohne Mühe, und welche Begierde erfaßte uns, einmal einen solchen feuerspeienden Berg zu sehen! Aber auch jetzt, drei Jahrzehnte nach dem Kindesalter, warf ich den ersten Blick begierig nach diesem Berge, den Gegenstand so früh geweckter und nie befriedigter Neugierde.

Der Hekla winkt uns noch lange nach, während wir immer weiter gen Westen kommen; die ihm vorliegenden Berge biegen zu

*) Hekla bedeutet auf isländisch „Rock;" der Berg ist fast beständig in Nebel gehüllt. Er hat die Höhe von 4961 dänischen Fußen über dem Meere.

der Küste herüber und werden immer niederer, länger, einförmiger, das Land steigt in ungeheuern, breiten Stufen nach einwärts auf; es ist nicht mehr Gebirgsland. Durch die Verschiebung der Stufen gegen einander entstehen seichte, weite Lücken, die eine tiefe Perspective in das Innere eröffnen; dabei ist Alles dunkel, düster, die Linien kaum zu entwirren.

In einer solchen Lücke zu hinterst am Horizonte liegt ein weißer Streifen, von dem vorliegenden Lande scharf abgegrenzt, aber nach oben mit den Wolken fast verfließend, so daß man ihn selbst für eine Wolke halten möchte; doch gehört er zum Lande — es ist die hinterste höchste Stufe, eines der ungeheuern Gletscherplateaus, welche das Innere der Insel erfüllen. Diese Umrisse sind die des Langajökul (lange Gletscher), der einen Raum von ungefähr fünfzehn Geviertmeilen einnimmt.

Man mag um oder in Island reisen, es ist überall dafür gesorgt, daß man seinen Namen Island, Eisland, nicht vergißt.

Das Land setzt von nun an immer gleich fort in Einförmigkeit und Farblosigkeit und wir verlieren Nichts, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke von ihm abwenden.

Zu unserer Linken tauchen Klippen nah und fern aus den Wogen auf; das Schiff geht wie scheu schleichend an ihnen vorüber.

Da ragt so ein Fels hervor, jetzt schmal zackig, wie ein verfallener gothischer Thurm, nach einigen Minuten steht eine breite Bastion an seiner Stelle, mit Brustwehren und Schießscharten, und bis wir uns umschauen, hat sich die Bastion in eine Ritterburg verwandelt mit Erkern und Zinnen, wie in einem Zauberreich.

Diese Klippen, an denen sich seit Jahrtausenden die Wogen des Oceans brechen, sind von allen Seiten zernagt und zerrissen, und bieten mit jedem Schritt, den man um sie thut, eine andere Ansicht.

Endlich sehen wir hinaus an die äußerste Südwestspitze von Island, an das Cap Reykjanäs. Das Stufenland verliert sich zuletzt in einem langen Streifen, der sich wie eine schwarze Schlange in das Meer hinausrollt. Was in der Ferne an der äußersten Spitze des Streifens wie ein schwarzer Punkt erscheint, ist, sobald wir nahe gekommen, ein Felsblock von dem Umfang eines kleinen Hauses, dem Nichts ähnlicher sieht, als ein Zahn, mit theilweise zerstörter Krone; das ist der Markstein zwischen den Reichen Neptuns und Vulcans. Er hat allen verhaltenen Ingrimm zu befahren von den Gewalten des Meeres, die hier ihre Herrschaft begrenzt finden.

Sobald wir um diesen Fels, das Cap herum sind, wird unser Schiff seinen Curs ändern, und nunmehr grade nördlich steuern. Hier machte mich aber einer meiner Mitpassagiere noch auf eine Gruppe von Klippen aufmerksam, welche südlich und ziemlich entfernt von uns, sichtbar waren. Das sind die sogenannten Geirfuglasker, Geirvogelscheren; eine davon, die wenigst entfernte, heißt wegen ihrer plumpen, breiten Form — ein Felsplateau, das rund und nach allen Seiten grade zum Meer abstürzt — der „Mehlsack."

Ich hatte auf meiner Seereise von Edinburg nach den Färöern zwei englische Naturforscher kennen gelernt, welche sich nach Island begaben, um die Naturgeschichte eines sehr seltenen und interessanten Seevogels zu studiren, der die nordischen Meere bewohnt. Es ist eine Alkenart (Alca impennis), die flügellose Alke, weil sie keine zum Fluge brauchbare Flügel, sondern an ihrer Stelle nur kurze, mit Flaum besetzte Stummel hat. Dieser Vogel war immer eine große Rarität und bezahlten zoologische Museen schwer Geld, um in Besitz eines Exemplars zu kommen. Als seine einzigen Aufenthaltsorte waren bisher nur diese Geirfuglasker und noch einige gleiche Klippen in Nordost von Island gekannt. In neuester Zeit ist es aber sehr zweifelhaft geworden, ob derselbe überhaupt noch existirt. Vor ungefähr zwölf Jahren wurde das letzte Mal ein Paar solcher Alken durch Isländer gefangen, und kam in ein englisches Museum; seitdem ist der Vogel verschollen. Es wollen ihn zwar mittlerweile noch isländische Fischer gesehen haben, aber ihre Angaben sind nicht zuverlässig.

Gewißheit darüber zu erhalten, ob der Vogel noch existire oder nicht, ist nur möglich, wenn man ihm selbst auf jenen Klippen einen Besuch macht, ein Unternehmen, das, wenn es überhaupt ausführbar, mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist.

Diese Klippen liegen ganz frei draußen im großen Ocean, und haben bei der leisesten Bewegung der See schon starke Brandung; es kann viele Jahre gänzlich unmöglich sein, an sie zu kommen. Gleichwohl hatten sich die zwei englischen Herren diese Aufgabe gestellt; sie ließen sich an einem den Klippen nächstliegenden isländischen Küstenorte nieder, und wollten den Sommer über die Gelegenheit abwarten, hinauszukommen. Aber sie haben während zweier Monate vergeblich gewartet; der heurige besonders rauhe Sommer war zu solcher Expedition einer der allerungünstigsten. Eben so waren ihre Bemühungen erfolglos, von Nordost Islands her, dem andern Aufenthaltsort der Vögel, die gewünschten Aufschlüsse zu erhalten.

Sie hatten dorthin einen für den Zweck von ihnen instruirten jungen isländischen Theologen geschickt, der aber auch nach mehrern Monaten zurückkehren mußte, ohne Etwas unternommen zu haben.

Die Opfer dieser Herren wären eines bessern Erfolges werth gewesen.

Mittlerweile kamen wir um das Cap Reykjanäs; ein heftiger Nord, voller Gegenwind, der vorher die Fahrt von Ost nach West beschleunigt hatte, indem wir alle Segel beigesetzt haben konnten, machte nun unsern schwachen Dampfer keuchen und stöhnen, während er dabei doch nur langsam vorwärts kam.

Island tritt in Südwest mit einer Halbinsel in der Form eines Rechteckes heraus in die See; die Ostwestrichtung der Südküste bricht am Cap rechtwinklig nach Nord ab; diese Richtung hält drei Meilen weit an, wo sie wieder nach Ost zu den Buchten von Havnefjord und Reykjavik hineinbiegt; damit ist vom Cap aus den Schiffen der Weg gezeichnet, die nach Reykjavik wollen.

Wir fuhren nun parallel der Westküste dieser Halbinsel und hielten uns dabei dem Lande viel näher, als wir vorher gethan. Wir sind ihm nun so nahe, daß wir über seine wahren Züge und Colorit nicht mehr im Zweifel bleiben können.

Eine niedere, nur einige Fuß hohe Felsbank, zieht sich, so weit man sehen kann, als Küstensaum hin; dahinter bläht sich das Land weiterstreckt in flachen Hügeln, in der Form von Dreiecken mit langgezogener Basis; tief im Hintergrunde stehen zwei isolirte Berge, beide mit der vollkommensten Form von Pyramiden; über Alles verbreitet sich aber noch dieselbe düstere Farbe oder Nichtfarbe, die wir vorher der Entfernung Schuld gaben, nur an den Höhen zunächst über der Küste waren einige mattgrüne Streifen eingewoben, und einige Erhöhungen daran mußten wir um ihrer Form willen für Häuser oder Hütten halten.

Wenn über dieses weite Hügelland einmal eine reiche Waldvegetation verbreitet gewesen und vor Jahren durch einen furchtbaren Brand zerstört worden wäre, so hätte eine Landesphysiognomie entstehen können, wie die ist, welche wir vor uns erblickten.

Die zwei Berge, mit ihrer Pyramidenform im Hintergrunde, entsprechen ganz unsern Vorstellungen von Vulcanen, und es kann nicht fehlen, daß wir sie gleich Feuer und Flammen speien lassen, um uns die düstere Oede, in der sie stehen, und das schwarze Colorit, mit dem sie selbst und ihre Umgebung bedeckt sind, zu erklären.

Derselbe Ton und dieselben Formen der Landschaften verlassen uns nun nicht mehr bis Reykjavik.

War das, was ich in den letzten zwei Tagen von isländischer Landschaft gesehen, allerdings nicht schön und malerisch, so war sein Charakter doch so eigenthümlich, daß mich Alles auf's höchste anzog.

Nachts um zwölf Uhr, als wir bereits in die Bucht von Reykjavik eingelaufen und den Ort im Angesichte hatten, stieg ich, an Geist und Körper müde, gern in die Kajüte hinab und suchte meine Koje, nachdem ich noch einen langen Blick hinüber an die Küste, auf Reykjavik geworfen, um mit der vollen Ueberzeugung mich niederlegen zu können: da finde ich einen Ort, da finde ich Menschen!

Was ich des andern Morgens gesehen und erlebt, will ich dem freundlichen Leser ein ander Mal erzählen.

Zur Erklärung von Fluth und Ebbe

und

Whewell's Verdienste um dieselbe.

Von Dr. Germar.

Ein Menschenalter ist verflossen, seitdem Professor Whewell (spr. Hjuell) in Cambridge es möglich machte, die Erklärung des räthselhaften Phänomens der Fluth und Ebbe von den falschen Vorstellungen zu befreien, welche derselben bis dahin anklebten, und größtentheils noch jetzt fortdauern. Denn eine der großartigsten Beobachtungsreihen, welche in der Gegenwart zur Erforschung physikalischer Probleme unternommen wurde, wurde durch seinen Eifer und Einfluß zu Stande gebracht; und die seltene Einsicht und Energie, mit welcher jene von ihm bearbeitet wurden, erleichterte die Anwendung derselben so sehr, daß man sich billig wundern muß, solche ausgezeichnete Verdienste um einen wichtigen Zweig der Naturwissenschaften mit so geringem Eifer auf dem europäischen Festlande angewendet zu sehen, daß noch jetzt eine Menge falscher Ansichten unbedenklich wiederholt werden, die zwar ehemals in dem Mangel umfassender Beobachtungen ihre Entschuldigung fanden, jetzt aber längst hätten abgethan sein sollen. Freilich geht es hier, wie überall, wo vieljährige eingewurzelte Vorurtheile vor einer richtigern Erkenntniß weichen sollen. Doch darf dieses nicht abhalten, der letztern zu huldigen, und dem glänzenden Verdienste, welches Professor Whewell sich um dieselbe erworben, die schuldige Anerkennung widerfahren zu lassen.

Obgleich Griechen und Römer an den Küsten des Mittelmeeres wenig Gelegenheit hatten, Erfahrungen von Fluth und Ebbe zu machen,

so kannte doch Herodot die Fluth im rothen Meere; und Cicero (de divinatione II,14) sagt bereits ausdrücklich, daß Fluth und Ebbe vom Monde regiert würden. Schon Anaxagoras schreibt 500 J. v. C. den Himmelskörpern bei ihrer Bewegung eine Schwere gegen die Erde zu, welche er für den Mittelpunkt des Sonnensystems hält, Lucretius Carus bezeichnet (in seinem Gedichte de rerum natura II. von 225 bis 238) die Schwere als den Grundsatz des epicuräischen Systems, und Dante läßt (im 34. Gesange seiner divina Comoedia) vom Virgil, der ihn in einer Spalte durch den Mittelpunkt der Erde zum Antipodenpunkt führt, sich also belehren:

„Dort (im Mittelpunkt der Erde) warst Du, als ich niederstieg zur Halle,
Und überklommst, als ich mich umgeschlungen,
Den Punkt, der an sich zieht die Lasten alle."

Wenn aber auch dadurch eine rohe und schielende Erklärung der Fluth auf der dem Monde zugekehrten Seite der Erde möglich ward, so war doch die gleichzeitige Antipodenfluth ein unauflösliches Räthsel. Dieses blieb sie auch ungeachtet der außerordentlichen Fortschritte, welche die Astronomie und Physik seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gemacht hatte, bis Newton das lange vergeblich gesuchte Naturgesetz der allgemeinen Anziehungskraft aller Körper gefunden, und durch die Anwendung auf die astronomischen Probleme unwiderleglich bewiesen hatte.

Bekanntlich lehrt dieses Naturgesetz, daß jeder Körper den andern anzieht, und zwar im graden Verhältniß seiner Masse und im umgekehrten der Quadrate seiner Entfernung. Wenn also ein Körper doppelt so viel Masse hat als ein anderer, so ist dessen Anziehungskraft auch doppelt so stark; wird er aber doppelt so weit entfernt, so behält seine Anziehungskraft nur den vierten Theil der frühern Stärke; bei der dreifachen wird sie auf $1/9$, bei der vierfachen auf $1/16$ vermindert, u. s. w.

Jetzt war der Schlüssel zur Grundursache der Fluth gegeben, und man versäumte nicht, ihn anzuwenden. Mit Recht dachte man sich vorläufig die Erde, um die Sache von Nebeneinflüssen frei zu machen, als eine in gleicher Tiefe mit Wasser bedeckte Kugel, und kam auf diese Weise zu zwei Fluthhügeln, welche gegen die Rotation der Erde von Osten nach Westen täglich um die Erde zögen. Sogleich aber vergaßen Viele, daß die Erde nicht so beschaffen ist, als man sie zur Erleichterung der Theorie sich gedacht hatte. Da nämlich die Continente drei große von Norden nach Süden streichende Dämme bilden, so ist eine solche Wanderung unmöglich, und die ungleiche Tiefe des Meeresbodens erlaubt keine Fluthhügel, sondern nur Fluthwellen, daher jene auch nirgends zu finden sind.

Doch noch schlimmer war die Art der Anwendung, welche man von Newton's Gravitationsgesetz machte. Man sagte nämlich: Da der Mittelpunkt des Mondes von dem Zenithpunkte der Erde 59, von deren Mittelpunkte aber 60 Halbmesser derselben entfernt ist, so wird unter jenem das leichtbewegliche Wasser nach der Differenz der beiden umgekehrten Quadrate stärker angezogen, folglich daselbst anschwellen, und ein Gleiches auf dem Antipodenpunkte geschehen, weil dieser schwächer angezogen wird als der Mittelpunkt, folglich von demselben sich zu entfernen sucht. Diese Erklärung war aber nicht bloß den Nichtastronomen unbegreiflich, weil sie ein Zurückweichen des Mittelpunkts der Erde von deren Oberfläche und ein Fortfliehen der letztern nicht zu fassen vermochten, sondern auch einige Astronomen konnten sich mit derselben nicht befreunden, wie ein mir mitgetheilter Briefwechsel des verstorbenen Professors Boguslawsky mit dem Dr. Nürnberger, dem Verfasser des astronomischen Handwörterbuchs, beweist. Daher versuchte der Erstere eine andere Erklärung, die aber nicht zu der unentbehrlichen Antipodenfluth führte.

Jedenfalls hatte jene Art der Anwendung des Gravitationsgesetzes die unvermeidliche Folge, daß man sich das Hochwasser als eine durch die Mondsanziehung direct bewirkte Anschwellung der Gewässer unter dem Zenith und Nadir der Mondsculmination dachte, und daß man, wenn man dieselbe auch nur auf die Hauptoceane beschränkte, zu einer Menge falscher Schlüsse verleitet werden mußte, deren hauptsächlichste etwa folgende sind:

1. Daß das Hochwasser eine unmittelbare Wirkung der nächstvorhergegangenen Mondsculmination sei;
2. Daß es daher derselben in dem großen, dem indischen und atlantischen Ocean von Osten gegen Westen folge, und in 24 Stunden und 50 Minuten diesen Gang erneuere;
3. Daß zwischen den Tropen die höchsten Fluthen wären;
4. Daß unter den nämlichen Meridianen zu gleicher Zeit das Hochwasser eintrete.

Auch werden alle diese Behauptungen noch jetzt häufig ohne alles Bedenken wiederholt.

Indem nun Professor Whewell in Cambridge, der durch seinen trefflichen Beitrag zu den Bridgewater-Büchern „die Sternwelt" und durch sein Werk über die inductive Methode hinreichend bekannt ist, die Unrichtigkeit jener Behauptung erkannte, sah er zugleich ein, daß

an eine gründliche Berichtigung nicht zu denken sei, so lange keine umfassendere Beobachtungen existirten, als diejenigen waren, welche seit 100 Jahren in Brest zwar mit großer Sorgfalt und Sachkunde angestellt waren, aber die localen Zustände nicht von den allgemeinen unterscheiden ließen, weil sie sich auf einen einzigen Platz beschränkten.

Daher wendete er sich zuerst an die Berichte der englischen Seefahrer mit Benutzung der Werke von Norrie und Purdy, um eine Karte für den Gang der Fluthwelle auf der ganzen Erdkugel zu entwerfen, welche er unter dem bescheidenen Titel Essay towards a first approximation to a map of cotidal tides, als ersten, wegen Mangels hinreichender und völlig zuverlässiger Berichte, noch mangelhaften Versuch, in den Philosophical Transactions 1833 bekannt machte.

Doch grade die Mängel, welche ihn bei dieser Arbeit belästigten, überzeugten ihn von dem dringenden Bedürfnisse zuverlässigerer und zusammenhängenderer Beobachtungen. Um diese zunächst für die Küsten seines Vaterlandes zu erhalten, bewog er die englische Regierung zu einem Befehl an sämmtliche Küstenwächter Großbritanniens und Irlands, daß diese im Jahr 1834 auf 318 Stationen an den für diesen Zweck zu errichtenden Stangen zwei Wochen hindurch zur Zeit des längsten Tages viermal täglich die Zeit und Höhe des höchsten und niedrigsten Wassers aufzeichnen sollten. Nach Vollzug dieser Aufgabe und Eingang der Verzeichnisse wurden alle Angaben auf Greenwich-Zeit in den Syzygien, um in diesen die gleichzeitigen Fluthwellen (die cotidal tides) zu erlangen, und außerdem noch nach acht andern Rubriken reducirt, darauf durch eine Reihe von Ordinaten und Abscissen in Uebereinstimmung gebracht, dann das ganze Resultat dieser Untersuchung (in Tabellen und Karten dargestellt) bereits 1835 in den Philosophical Transactions mitgetheilt.

Bei dieser Arbeit wurde es jedoch Herrn Whewell klar, wie wünschenswerth es sei, den Gang der Fluthwellen nicht bloß an den gegenüberstehenden Küsten, sondern am ganzen atlantischen Gestade Europa's kennen zu lernen. Daher bewog er den Herzog von Wellington zu einer Einladung an die Regierung aller atlantischen Staaten, den im Jahre 1835 zur nämlichen Jahreszeit, aber drei Wochen lang, zu wiederholenden englischen Beobachtungen sich anschließen zu wollen. Da nun nicht bloß diese, sondern auch die Vereinigten Staaten Nordamerika's sich bereit zeigten, so entstand eine der großartigsten Unternehmungen der neuern Zeit, indem von der Straße Gibraltars bis zum Nordcap, und von Florida bis zur Fundy-Bai auf 666 Stationen über 40,000 Beobachtungen aufgezeichnet wurden. Diese wurden nach ihrer Ankunft in England von Herrn Whewell nebst einigen Gehilfen auf die eben beschriebene Weise mit solcher Energie bearbeitet, daß die Ergebnisse (sowohl in einer Menge von Tabellen als in drei Karten dargestellt) bereits im folgenden Jahre 1836 in den Philos. Transact. erschienen.

Der erste Anblick dieser Karten überzeugte mich, daß die in denselben dargestellten Beobachtungen eine ganz neue Ansicht des räthselhaften Phänomens hervorbringen und viele bisher unvermeidliche Fehlschlüsse berichtigen müßten. Sie reizten mich daher zu einer sorgfältigen Vergleichung mit den herkömmlichen Erklärungen, und ließen mich vermuthen, daß die Aufschlüsse, welche sie zu gewähren schienen, ein allgemeines Interesse erregen würden. Um so mehr wunderte es mich, in mehrern Jahren Nichts der Art zu bemerken, und dieses trieb mich endlich zu einem Versuch, die Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Erfolge jener verdienstvollen Untersuchungen anzuregen. Dieser sollte nach dem Wunsche meines Freundes, des verewigten Astronomen Schumacher, schon 1840 in dessen „Jahrbuch" erscheinen, wurde aber aus Versehen des Verlegers nicht abgedruckt und bis 1842 verzögert, wo er unter dem Titel „Fluth und Ebbe nach den englischen Beobachtungen" bei Baensch in Magdeburg erschien.

In diesem Schriftchen habe ich den Inhalt jener drei großen Karten auf einer einzigen in verkleinertem Maßstabe dargestellt, und zugleich die allgemeine Fluthkarte nach einer kleinen von den Herren Lubbock und Whewell, London 1839, entworfenen hinzugefügt. Da nun fast die ganze Schrift nebst den dazugehörigen Karten in Dr. Nürnberger's „Populärem astronomischen Handwörterbuch," Kempten 1846, mitgetheilt ist, und die Karten in Dr. Berghaus „Physikalischem Atlas" sich finden, so scheint es mir nicht nöthig zu sein, dieselben hier zu wiederholen.

Auf denselben kann nun, wie sich nach der obigen Bemerkung von selbst versteht, von keinen Fluthhügeln die Rede sein; sie enthalten vielmehr nur eine Fluthwelle, wie sie in den Syzygien (bei Neu- und Vollmond) von Stunde zu Stunde nach Greenwich-Zeit fortrückt. Dieses wird durch Linien bezeichnet, welche den Kamm oder Rücken des Hochwassers andeuten; und für diese ist der Punkt des Austretens an der Küste der ganzen übrigen Erde nach den Berichten der Seefahrer festgestellt, an der europäischen Küste dagegen nach dem Resultate der sorgfältigeren Beobachtungen in den Jahren 1834 und 1835. Bei der Fortsetzung derselben in die offene See

konnte aber die Richtung nur durch die allgemeine Erfahrung bestimmt werden, daß die Fluthwelle in freier See weit schneller fortschreitet, als in der Nähe des Landes und auf flachem Wasser. Wohl zu bemerken ist dabei, daß nicht jede Linie eine verschiedene Fluthwelle bezeichnet, sondern, daß sie nur das Bild einer und derselben Fluthwelle in den verschiedenen Stunden einer Halbtagsperiode von 12 Stunden 25 Minuten ist, daher zwischen zwei Fluthlinien der Karte, genau genommen, eine Zwischenzeit von 1 Stunde und 1,4 Minuten liegt. Weil aber die Fluthwelle zu ihrer langen Wanderung mehrere Halbtagsperioden gebraucht, so folgen ihr nach Ablauf einer jeden von diesen andere nach, so daß allemal in der Mitte von zweien, welche 12 St. 25 Min. von einander abstehen, das Niedrigwasser sich befindet. Da also z. B. an der Küste von Marocco und am Nordcap um ein Uhr in den Syzygien Hochwasser ist, so befindet sich zu derselben Zeit bei Cap Wrath an der Nordwestspitze Schottlands Niedrigwasser. Die Stunden der Fluthwellen sind auf meiner Karte mit römischen, die Fluthhöhen dagegen mit gewöhnlichen Zahlzeichen versehen. Die letztern bedeuten englische Yards = 914 Millimeter = 3 Fuß englisches Maß.

Betrachtet man nun mit sorgfältig erwägender Vergleichung jene Karten, so kommt man bald zu der Einsicht, daß sie mit der Theorie einer directen (der nächstvorhergegangenen Culmination des Mondes folgenden) Anschwellung durchaus unverträglich sind.

Zwar muß man den großen Ocean, sowohl wegen seiner weiten nur durch kleine Inseln unterbrochenen Ausdehnung von Osten nach Westen, als auch wegen seiner schmalen Verbindung mit dem atlantischen und den andern östlichen Oceanen für den Ausgangspunkt der Fluthwellen halten, und die Karte von 1833 bestätigt diese Vermuthung. Wäre aber die eben erwähnte Theorie richtig, so müßte die Anschwellung nach der jedesmaligen Mondsdeclination täglich entweder zweimal über dem Aequator, oder einmal mehr oder weniger nördlich, und das anderemal auf dem entsprechenden Antipodenpunkt südlich von demselben (oder auch umgekehrt), von Osten nach Westen über den Ocean ziehen. Dagegen aber sehen wir die Fluthwelle sich von der Mitte des Oceans sowohl gegen Osten als gegen Westen fortpflanzen, und nachdem sie in der erstern Richtung sich gegen Central-Amerika geworfen hat, von da sowohl nördlich als südlich fortschreiten. In der zweiten Richtung aber geht sie während der ersten Halbtagsperiode bis Vandiemensland, und dann in den indischen Ocean.

Ferner müßten auch nach jener Theorie in diesem Ocean die größesten Fluthhöhen zu finden sein. Denn nirgends hat die Attraction eine so lange und ungestörte Wirksamkeit, nirgends kann sie von Nord und Süd so viel Material zur Anschwellung an sich ziehen, als eben hier. Dennoch zeigt die Erfahrung grade in der Mitte die kleinsten Fluthhöhen von ein bis zwei Fuß, an der Südküste von Neuholland sogar nur eine Fluth in vierundzwanzig Stunden. Höhere finden sich dagegen an der amerikanischen Küste, also im Osten, wo die Anschwellung erst beginnen sollte.

Im atlantischen Oceane, der unter dem Aequator immer noch eine Breite von 40 bis 50 Längengraden hat, müßte nach jener Theorie die Fluthwelle nothwendig von Osten nach Westen ziehen, wie es auch noch jetzt häufig genug behauptet wird. Die Karten beweisen aber, daß sie zwischen den atlantischen Gestaden bis über New-Foundland im Ganzen von Südost nach Nordwest geht, von Cap Blanco an aber einen Arm von Südwest nach Nordost gegen die europäische Küste wirft, in der Nordsee sogar sich im Kreise dreht.

Statt daß ebendaselbst zwischen den Tropen die größesten Fluthhöhen zu finden sein sollten, zeigt sich auch dort eher das Gegentheil. An der Küste von Südamerika ist die Fluthhöhe (die Differenz zwischen Hoch- und Niedrigwasser) vom Cap Virgines bis zum Hafen Santa Helena unter 44 Grad südlicher Breite sehr groß, von 20 bis 30 Fuß, an der Mündung des Gallego sogar 46 Fuß. Dagegen hat sie an der Mündung des la Plata und bei St. Catharina nur 5 bis 6, bei Rio Janeiro gar nur 4 Fuß. Eben so finden sich an der Küste von Nordamerika niedrige Fluthen von Florida bis zur Insel Nantucket (42 Grad nördlicher Breite) wo sie gar nur 1½ Fuß beträgt, nördlich dagegen 12 und in der Fundy-Bai über 25 Fuß.

Noch weniger paßt zu jener Theorie die in Nordamerika geltende Regel, daß bei südlicher Mondsdeclination dort diejenige Fluth die höchste ist, welche der obern Culmination folgt, bei der nördlichen dagegen diejenige, welche nach der untern Culmination, also bei der Antipodenfluth, eintritt. Denn, wäre jene Theorie die richtige, so müßte bei südlichster Declination die Anschwellung über den südlichen, die Antipodenfluth hingegen über den nördlichen Wendekreis ziehen. Ganz unglaublich aber ist es, daß jene bei einer Entfernung von etwa 1000 geographischen Meilen wirksamer

sein sollte, als die um 700 Meilen nähere Antipodenfluth.

Völlig unvereinbar mit jener Theorie dürfte aber die Angabe der Karte sein, daß grade unter dem Aequator in den Syzygien das Hochwasser an der Küste von Guinea und an der Nordostküste von Brasilien zur nämlichen Zeit, und zwar um 6 Uhr, erscheint. Das erste bestätigt nur, was die Karte ohnehin zeigt, daß nämlich die Fluthwelle nicht von Osten nach Westen quer über den atlantischen Ocean geht; das zweite aber stürzt jene Theorie gänzlich zu Boden. Denn die Küste von Guinea liegt unter dem nämlichen Meridiane, wie die Sternwarte zu Greenwich, folglich haben beide einerlei Tageszeit. Da nun um 6 Uhr in den Syzygien die Mondsculmination bereits 90 Grad von der Greenwich-Sternwarte abweicht, so thut sie dasselbe auch auf der Küste von Guinea. Hier sollte also nach jener Theorie Niedrigwasser sein; die Beobachtung zeigt aber grade das Gegentheil, mithin steht jene Theorie mit der Erfahrung im entschiedensten Widerspruche.

Alle diese Schwierigkeiten und Widersprüche verschwinden, wenigstens größtentheils, wenn man das nämliche Gravitationsgesetz auf die Störung des Gleichgewichts der Gewässer anwendet.

Denkt man sich nämlich vorläufig, um die Grundursache der Fluthers cheinungen klar zu machen, die Erde ebenfalls als eine in gleicher Tiefe überall mit Wasser bedeckte Kugel, etwa zu 1000 Fuß Tiefe, so erhält man nach Newton's Gravitationsgesetz für die Kraft der Mondsattraction unter dem Zenith desselben $\frac{60^2 - 59^2}{59^2 \times 60^2} = {}^1/_{105308}$, und nach der Multiplication mit der Mondmasse = $^1/_{81}$ Erdmasse (nach Professor Peters, Director der Altonaer Sternwarte) den winzigen Bruch von $^1/_{8529948}$, aber durch die Anwendung desselben auf die 625 Millionen Quadratfuß einer Quadratmeile von 25,000 Fuß Länge und 1000 Fuß Tiefe, einen cubischen Inhalt von 625,000 Millionen Cubikfuß Meerwasser. Rechnet man nun jeden zu 50 Pfund Schwere, so wird das specifische Gewicht jener Quadratmeile und ihrer nächsten Umgebung um 1831 Tons, à 2000 Pfund, vermindert, während diese Verminderung des ursprünglichen Gewichts für den Antipodenpunkt etwa $^1/_{10}$ weniger, also 1648 Tons beträgt.

Dagegen bleibt das specifische Gewicht der Tausende von Quadratmeilen, welche die Ränder der beiden Halbkugeln der Erde nach innen umgeben, unverändert, weil sie vom Mittelpunkte des Mondes eben so weit entfernt sind, als der Mittelpunkt der Erde, folglich keine Differenz der umgekehrten Quadrate stattfindet. Unter den angenommenen Verhältnissen müßte also der ungeheure Druck dieser Ränder gegen das vorübergehend so stark erleichterte specifische Gewicht des Wassers auf der Mitte dieser beiden Halbkugeln dasselbe so mächtig in die Höhe treiben, daß zwei ansehnliche Fluthhügel hinter einander täglich von Osten nach Westen um die Erde wandern würden.

Aber alle solche Berechnungen nützen zu nichts Weiterem, als im Allgemeinen die Macht der Grundursache anschaulich zu machen, welche nicht, wie Stürme, nur die Oberfläche in Bewegung setzt, sondern bis auf den tiefsten Meeresgrund hinab ihre Wirkung erstreckt. Die Erde ist nämlich keineswegs so beschaffen, als die Theorie dieselbe vorläufig denkt. Denn sie ist weder überall, noch in gleicher Tiefe mit Wasser bedeckt; vielmehr ragen außer zahllosen Inseln und Untiefen drei große Dämme hervor, von denen Amerika nur eine schmale Verbindung des atlantischen und großen Oceans offen läßt, Europa und Afrika, so wie Asien und Australien vom hohen Norden bis 34 und 44 Grad südlicher Breite hinabreichen. Daraus folgt, daß wegen der täglichen Rotation bald der Zenith-, bald der Antipodenpunkt der Mondsattraction abwechselnd bald auf Land, bald auf Wasser fällt, im erstern Fall also keine Erleichterung des Meerwassers, mithin keine Sollicitation des Zudrangs stattfinden kann. Auch die östlichen und westlichen Ränder beider Halbkugeln befinden sich bald auf dem Lande, bald jenseits desselben, wodurch der Sollicitation oft kein Zudrang aus diesen Gegenden entspricht. Nur in den Polarmeeren wird die natürliche Schwere der Gewässer niemals verändert. Aber das nördliche wird durch die enge Beringsstraße fast ganz vom östlichen Ocean abgeschnitten und steht auch mit dem atlantischen nur durch verhältnißmäßig schmale Durchgänge in Verbindung. Nur der Südpol hat wegen der zugespitzten Form aller südlichen Continente freien Zugang zu allen Oceanen, von ihm wird also der Zudrang gegen jede Sollicitation erwartet werden müssen.

Dieses gilt besonders vom Großen Ocean, bei welchem das Südpolarmeer fast bis 80 Grad südlicher Breite vom Erebus und Terror befahren, also vorzüglich offen ist. Hier ist also Sollicitation und Zudrang vorzugsweise mächtig. Dennoch darf es nicht befremden, daß nur geringe Wirkungen sichtbar werden. Denn, theils ist das Südpolarmeer zwischen den Meridianen, welche den großen Ocean begrenzen, wegen des Zusammenlaufens derselben im Pol, viel zu klein, als daß

der Zubrang von hier die unverhältnißmäßig große Wassermasse der Tropengegend bedeutend in die Höhe treiben könnte, theils ist, so lange die Sollicitation von der Mitte der Tropengegend ausgeht, der östliche Rand der Halbkugel noch jenseits Amerika und der westliche über Neuholland, also von beiden Seiten der Zubrang beschränkt. Dennoch muß die geringe Erhebung der ungeheuern Wasserfläche mächtig genug sein, um beim Zurückschieben gegen Ost und West Wallungen hervorzubringen, die an der amerikanischen und asiatischen Küste unter begünstigenden Umständen große Fluthhöhen bewirken können, wie denn auch an der Küste von Korea eine solche von 40 Fuß beobachtet sein soll.

So geht denn die Fluthwelle, durch den beständigen Andrang von Süden regulirt, und von Osten verstärkt, nach Ablauf einer Halbtagsperiode seit der Mitte der Südsee, in den indischen Ocean über. In diesem zeigen sich manche Unregelmäßigkeiten, besonders an einigen Stellen eine einzige Fluth in 24 Stunden. Doch lassen diese sich vielleicht daraus erklären, daß der größte Theil dieses Oceans südlich vom Aequator liegt, und die nördliche Grenze theilweise bis an denselben hinabreicht, der nördliche Wendekreis aber größtentheils über Land geht. Bei starker nördlicher Mondsdeclination fällt also der Sollicitationspunkt meistens auf Land, der Antipodenpunkt dagegen auf den Ocean, während bei starker südlicher Declination das Gegentheil eintritt. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß zwischen zwei Hochwassern die Ebbe das eine Mal sehr unbedeutend und das andere Mal weit tiefer falle, dadurch also der Anschein einer einmaligen Fluth in 24 Stunden veranlaßt werde.

Auf ihrem Wege durch den indischen Ocean wendet die Fluthwelle sich zwar anfangs in einem nordwestlichen Bogen gegen das bengalische und arabische Meer, zu deren nördlichen Grenzen nebst dem persischen Meerbusen und dem rothen Meere sie jedoch erst in der dritten Halbtagsperiode gelangt. Denn der östliche Arm jenes Bogens schließt bereits vor Sumatra, Ceylon und Cap Comorin nebst der größern Hälfte des arabischen Meeres die zweite Halbtagsperiode; der westliche aber, der im freien Ocean rascher forteilt, thut dieses erst vor Madagascar und mehrere Grade östlich und südlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Mit der dritten Halbtagsperiode tritt nun die Fluthwelle in den atlantischen Ocean, wo alle Sollicitationspunkte auf dem Wasser liegen, aber nichts Anderes bewirken, als jene Fluthwelle zu sich zu rufen, deren Lauf zwischen ihren Gestaden zu beschleunigen, und die Zeiten zu reguliren. Indem diese nun in den atlantischen Ocean gegen Nordwesten eindringt, wirft sie sich bei Cap Frio unter dem Wendekreise mit ihrem westlichen Arm an die brasilianische Küste, wo dieser sich theilt und einen Zweig südlich bis Cap Horn, den andern nördlich sendet. Dieser erreicht zu der nämlichen Stunde die Nordostspitze Brasiliens, in welcher der rascher fortgerückte östliche Arm die Südküste von Guinea erreicht hat, so daß jener Punkt wenig südlich, dieser wenig nördlich vom Aequator liegt.

Es ist also durchaus nichts Befremdendes darin, daß das Hochwasser an beiden Stellen zu derselben Zeit und um die sechste Stunde eintritt. Nach der Theorie der Störung des Gleichgewichts zieht die Mondsculmination nicht die Anschwellung hinter sich her, und diese braucht daher nicht überall von Osten nach Westen zu gehen. Eben so wenige Schwierigkeiten verursacht das Eintreffen des Hochwassers, nachdem die Mondsculmination bereits vor sechs Stunden erfolgt ist; denn jene sollicitirt nur den Zudrang, und überläßt es der Entfernung und den Umständen, wie viele Zeit dieser erfordert, um die Fluthwelle an einer gewissen Stelle eintreffen zu lassen. Diese Theorie wundert sich daher auch nicht, daß das Hochwasser an der Küste von Guinea sechs Stunden gebraucht, um von 40 Grad südlicher Breite bis über den Aequator zu kommen. Eher möchte ihr eine durchschnittliche Geschwindigkeit von beiläufig 100 geographischen Meilen in der Stunde überraschend scheinen.

Nördlich vom Aequator eilt die Fluthwelle mit gleicher oder noch größerer Geschwindigkeit in einem immer spitzer werdenden Bogen auf der tiefsten Rinne des atlantischen Oceans gegen Nordwest bis über Newfoundland hinaus, wo sie die dritte Halbtagsperiode schließt. Aber die beiden Seitenarme des Bogens finden an den afrikanischen und westindischen Inseln und Untiefen so bedeutende Hemmungen, daß der westliche Arm sich von Osten her zu bereits verspäteten Stunden an die nordamerikanische Küste wirft, der östliche aber schon bei Cap Blanco die dritte Halbtagsperiode vollendet.

Erstaunen erregend ist allerdings die Geschwindigkeit, mit welcher die Fluthwelle in dieser dritten Halbtagsperiode den atlantischen Ocean wenigstens von 40 Grad südlicher Breite bis über 50 Grad nördlicher Breite; also über 90 Breitengrade in 12 Std. 25 Min. mithin durchschnittlich über 7¼ Breitengrade oder etwa 110 Meilen in der Stunde durchfliegt; und, wäre die Fluthwelle eine Strömung, so könnte kein Schiff über den Ocean

segeln. Das ist sie aber in offener See eben so wenig, wie die kreisförmige Wellenbewegung es ist, welche ein in einen Teich geworfener Stein verursacht, und ein darauf schwimmendes Papierschiffchen auf und nieder hüpfen läßt, ohne dieses von der Stelle zu treiben. Eben so ist auch die Fluthwelle eine bloße Oscillation der Wasseratome, und wird erst zur Strömung, wenn sie vor einer Meerenge oder Flußmündung sich aufstauet, und dann in das niedrigere Niveau abfließt. Mag nun auch eine solche Geschwindigkeit der Oscillation unbegreiflich scheinen, so findet sie doch in einem Experiment, welches Herr Professor Colladon bereits vor vielen Jahren am Genfer See anstellte, eine Analogie und Bestätigung. Er ließ nämlich in beträchtlicher, zuletzt bis zu neun geographischen Meilen gesteigerter, Entfernung eine Glocke unter dem Wasser des Genfer Sees anschlagen, und bemerkte, mit Hilfe von Pulversignalen, an einem von ihm erfundenen, in's Wasser gesteckten Apparate, daß der Schall sich im Wasser $4\frac{1}{2}$ Mal schneller fortpflanzte, als in freier Luft. Schwerlich ist aber dieses anders erklärlich, als dadurch, daß die leichten Schwingungen des Glockenmetalls alle Wasserelemente des ganzen Genfer Sees in eine solche Oscillation setzten, daß sie zur Fortpflanzung des Schalls geeignet waren. Man darf sich also nicht verwundern, wenn eine weit mächtigere Grundursache, deren Wirkungen sich nicht nur bis auf den tiefsten Meeresgrund, sondern durch die ganze Erde erstrecken, ähnliche Oscillationen in einem weit größern Maßstabe hervorbringen.

Aus dem bisher betrachteten Gange der Fluthwelle erhellt nun aber auch, daß diejenige, welche von Cap Blanco bis zur Nordspitze der Losodeninseln an der atlantischen Küste von Afrika und Europa in der Succession der Stunden von ein Uhr bis 12 Std. 25 Min. sichtbar werden, zur vierten Halbtagsperiode gehören, und von Westen her gegen die Küsten getrieben werden. Daraus erklärt es sich ferner, warum große Küstenstrecken, z. B. von Cadix bis Cap Finisterrä, desgleichen die ganze Küste der spanischen Bucht, zur gleichen Zeit das Hochwasser erhalten, und daß nicht die einer directen Erhebung Widerstand leistende Trägheit des Wassers die Ursache sein kann, daß das Hochwasser zu Brest drei Stunden nach der Mondsculmination erscheint, bei den Hebriden aber erst um sechs Uhr: sondern daß der Grund bloß in der verschiedenen Entfernung liegt, welche die Fluthwelle von ihrem Ursprungsorte her zurückzulegen hat. Daher findet auch bei der atlantischen Fluthwelle an den europäischen Küsten kein zusammenhängendes, allmäliges Fortschreiten von Süden nach Norden Statt, sondern mehr ein plötzlicher Uebergang von einem südlichern Theil der von Westen herankommenden atlantischen Fluthwelle zu einem nördlichern Theile derselben.

Ganz anders aber verhält es sich mit der in die europäischen Nebenmeere eindringenden atlantischen Fluthwelle. Hier findet ein wirkliches Fortschreiten von Stunde zu Stunde an den gegenüberstehenden Küsten Statt, nur, daß es in der Mitte weit mehr beschleunigt ist, als am Ufer, und zwar um so mehr, je mehr Untiefen und Hindernisse sich an diesem befinden. So dringt sie um die vierte Stunde in's irländische Meer ein, gelangt aber erst in der neunten in den Nordcanal, wo ihr eine andere, noch weit mehr verzögerte atlantische Fluthwelle entgegenkommt. In der nämlichen vierten Stunde beginnt sie den Eingang in den Aermelcanal, erreicht in der zehnten die Straße von Calais, und schließt bereits unweit Ostende die vierte Halbtagsperiode, worauf sie in sechs Stunden langsam an der Küste von Belgien und Holland, bis zum Texel fortschleicht.

Die Nordsee dagegen wird hauptsächlich von derjenigen atlantischen Fluthwelle in Bewegung gesetzt, welche um die achte Stunde von Norden her zwischen den Schettlandsinseln und Norwegen in dieselbe eindringt, und bei Cap Kinnaird in Schottland und bei Mandal in Norwegen die vierte Halbtagsperiode schließt. Dann geht sie an der tiefen großbritannischen Küste in sechs Stunden rasch bis Yarmouth, wo sie sich in zwei Arme theilt. Der eine geht südwestlich bis in die Themse, vor deren Mündung er die fünfte Halbtagsperiode endigt, der andere südöstlich, und, nachdem er sich mit der Canalfluth vereinigt hat, östlich bis zur Mündung der Elbe, wo er ebenfalls die fünfte Halbtagsperiode schließt. Hier theilt dieser Arm sich abermals und dringt theils bis oberhalb Hamburg vor, theils wirft er sich von Westen her an die Küste von Schleswig und Jütland, worauf er bald im Skagerrack verschwindet.

Alle diese verschiedenen Richtungen der Fluthwelle, die in der Nordsee sogar in eine Kreisform übergehen, verursachen der Theorie der Störung des Gleichgewichts gar keine Schwierigkeit. Nach ihr hängen nämlich alle Fluthercheinungen keineswegs von der nächstvorhergehenden Mondsculmination, sondern von frühern ab, welche die Grundursache bilden und die Halbtagsperioden reguliren, dann aber der in Bewegung gesetzten und darin erhaltenen Fluthwelle erlauben, ihre Bahn nach den Küsten der Oceane und der Beschaffenheit des Grundes einzurichten und zu verändern.

Auch die erwähnte nordamerikanische Regel, daß bei südlicher Mondsdeclination die obere Culmination die höchsten Fluthen bringe, verliert für jene Theorie alle Schwierigkeit. Die nordamerikanische Fluthwelle rührt eben so wenig wie alle übrigen von der nächstvorhergehenden Mondsculmination her, sondern grade die dortige von einer Ursache, die vor drei Halbtagsperioden wirksam gewesen ist.

Ueberhaupt kann bei dieser Theorie nicht die Rede davon sein, daß unter den Tropen die höchsten Fluthen wären, und dieselben gegen die Pole abnähmen. Sie erkennt, und die Beobachtungen bestätigen es, daß die verschiedenen Fluthhöhen mit der geographischen Breite durchaus Nichts zu schaffen haben, sondern lediglich die Wirkung von Localursachen sind, die zwar wahrscheinlich aus der Richtung der Küsten und der Beschaffenheit des Grundes herrühren, aber meistens sehr schwer bestimmt zu erkennen sind.

Noch weniger kann sie zu der Behauptung sich verirren, daß unter dem gleichen Meridian zu gleicher Zeit Hochwasser sei. Diese fällt von selbst mit der Theorie der directen Anschwellung, und nicht bloß Whewell's Karte, sondern jedes Verzeichniß der Hafenzeiten widerlegt dieselbe.

Besonders löst sich die allgemein bekannte Erfahrung, daß an der Themse und Elbe die Springfluth erst beiläufig drei Tage nach der astronomischen Ursache (dem Neu- und Vollmond) merklich wird (welche für die directe Anschwellung ein unauflösliches Räthsel bleibt), für die Theorie der Störung des Gleichgewichts der Gewässer auf die leichteste und befriedigendste Weise. Die Grundursache der Springfluth ist und bleibt das Zusammenwirken von Mond und Sonne in den Syzygien, aber die Wirkung, welche jene Grundursache hervorbringt, braucht wenigstens fünf Halbtagsperioden, oder gegen drei Tage, um aus der Südsee zu uns zu gelangen.

Was aber für die Springfluth gilt, muß unstreitig auch für die ordinäre Fluthwelle gelten. Der Unterschied Beider besteht bloß darin, daß man bei jener, wegen ihrer ungewöhnlichen Höhe, ihre Verspätung hinter der astronomischen Ursache leicht wahrnehmen kann, bei dieser aber nicht. Folglich sind alle Fluthwellen in der Nordsee, welche diesseits Cap Kinnaird und Ostende erscheinen, eben so gut wie die Springfluthen bereits drei Tage lang auf der Wanderung begriffen, und keine darf als die Wirkung der nächstvorhergehenden Mondsculmination betrachtet werden. Eben so wenig aber auch alle übrigen Fluthwellen auf der ganzen Erde, obgleich sie, je nach ihrer Entfernung von der Südsee, eine kürzere Zeit gebraucht haben, an die Stelle zu gelangen, wo das von ihnen bewirkte Hochwasser wahrgenommen wird.

So lange also die Erscheinungen der Fluth und Ebbe nebst der Erklärung derselben noch einiges Interesse für die Wissenschaft und das praktische Leben haben, dürfen Professor Whewell's hohe Verdienste niemals vergessen werden, sondern müssen vielmehr die dankbarste Anerkennung finden. Denn, nur durch die von ihm theils benutzten, theils im großartigsten Maßstabe veranlaßten und mit eben so unermüdetem Eifer als überlegener Einsicht zu einem leicht übersehbaren Bilde verarbeiteten Beobachtungen ist es möglich geworden, die Unhaltbarkeit einer irrigen Theorie der Grundursache, und die lange Reihe solcher daraus abgeleiteten Schlüsse zu beseitigen. Diese waren kaum zu vermeiden, so lange es an umfassenden und zusammenhängenden Beobachtungen fehlte; jetzt aber dürfte es schwerlich zu entschuldigen sein, wenn die seit einem Menschenalter in einer Zeitschrift von solcher Bedeutung, wie die Philos. Transactions für jeden Naturforscher sind, vor Jedermanns Augen offen liegenden factischen Enthüllungen von Vielen gänzlich ignorirt, und noch immer althergebrachte Fehlschlüsse, welche mit denselben im offenbarsten Widerspruche stehen, so unbedenklich wiederholt werden, als sei auf diesem Felde seit 30 Jahren Nichts vorgefallen. In manchen andern Wissenschaften, wo eine richtige Erkenntniß große Sonderinteressen zu gefährden scheint, muß leider ein solches Verfahren als das gewöhnliche betrachtet werden; in den Naturwissenschaften möchte man es aber doch am wenigsten erwarten.*)

Pseudomorphosen

von Pflanzenwurzeln nach Menschenknochen.

Von

Dr. Jacob Nöggerath.

Die Aufschrift, welche eine Bezeichnung aus dem Gebiete der Mineralogie in Anspruch nimmt, erscheint fast auffallend und seltsam: die Schilderung des Gegenstandes, welche ich zunächst gebe, wird aber jene Aufschrift wenigstens in der Analogie rechtfertigen.

In einer Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn,

*) Wir verweisen unsere Leser auf die in Nr. 12 der Monatshefte enthaltene Abhandlung: „Ebbe und Fluth," von Prof. Mädler, in welcher ebenfalls Whewell's Verdiensten Anerkennung gezollt wird.

welche im Monat Mai 1859 abgehalten wurde, legte der Professor der Medicin, Herr Dr. Schaaffhausen, Menschenknochen und Fragmente von solchen vor, welche in ihrer Form vollkommen erkennbar waren, aber im Innern und meist auch bis zu ihrer Oberfläche hin aus in einander verfilzten dünnen Pflanzenwurzeln bestanden.

Sie rühren von einem alten Todtenfelde her, welches am Bubenheimer Berge zwischen Andernach und Coblenz vorhanden ist. Schaaffhausen sagte von diesen umgewandelten Knochen: „Sie zeigen die eigenthümliche Erscheinung eines vollständigen Verdrängens der thierischen Knochensubstanz durch wuchernde Pflanzenwurzeln, deren dicht verfilzte Masse die Form der Knochen genau nachahmt. An den flachen Schädelknochen findet sich statt der Diploe nur ein Filz feiner Wurzelfasern, während die beiden Tafeln, zumal die Innern, sich erhalten haben.“ (Ich füge hinzu, daß die Röhrenknochen, ursprünglich aus mehr lockerer Knochenmasse als die Schädelknochen gebildet, bis zur Oberfläche ganz aus solchem Filz von Wurzelfasern bestehen, der nur sparsam hin und wieder einige Partikelchen von ganz mürber, aber noch erkennbarer Knochensubstanz enthält.) „Die so metamorphosirten Knochen liegen in einem Bimssteinfelde (die Ackererde besteht in dieser Gegend, welche bekanntlich viele alte Vulcane in ihrer nahen Nachbarschaft aufzuweisen hat, wesentlich aus kleinen Bimssteinkörnern und ihrem Staub), sechs bis sieben Fuß tief, das Feld war lange Zeit mit Luzerne bewachsen, die wie alle Kleearten eine Kalkpflanze ist. Wie sonst der Landmann das Knochenmehl als Dünger auf das Feld bringt, sehen wir hier die Pflanze selbst mit ihrer tiefgehenden Wurzel den magern Bimssteinboden durchdringen und den begrabenen Knochen aufsuchen, den nun seine Wurzeln umstricken und durchwuchern, bis er ganz verzehrt ist.“

Das Auffallende bei dieser Erscheinung ist, daß der Wurzelfilz allein und genau die Gestalt der vormaligen Knochen angenommen hat. In ihnen, die, wahrscheinlich von der langen Zeit ihres Vergrabenseins, schon ganz verwittert und mürbe geworden waren, wuchsen die Wurzeln vorzugsweise fort, weil sie hier den Stoff, die phosphorsaure Kalkerde, vorfanden, welcher ihrem Gedeihen günstig war, und wucherten so lange fort, bis sie die Knochen verzehrt und ihre Form angenommen hatten. Es müssen natürlich die Wurzeln in den Knochen auch mit den Pflanzen auf der Oberfläche zusammengehangen haben, aber von diesen niedergehenden Fasern ist an den verwandelten Knochen Nichts mehr zu sehen; sie mögen leichter verfault sein, vielleicht weil sie weniger festen Stoff, Kalksalze, enthielten, als ihre in dem Knochen selbst reichlich genährten untern Enden.

Pseudomorphose nennt der Mineraloge ein Mineral in Krystallgestalt, welche letztere aber der Substanz, aus welcher das Mineral besteht, nicht zukommt, ihrer eigenthümlichen Krystallgestalt nicht entspricht. Es hat dabei eine Umwandlung der Substanz unter Beibehaltung der ursprünglichen Form durch gänzlichen oder theilweisen Austausch der Bestandtheile stattgefunden. Aus der Krystallgestalt der Pseudomorphose erkennen wir allein und mit Bestimmtheit dasjenige Mineral, aus welchem die Pseudomorphose ursprünglich bestanden hat. Chemische Einwirkungen, durch Gase, flüssige Lösungen und Temperatureinflüsse vermittelt, haben die mineralische Pseudomorphose erzeugt. Wir bezeichnen z. B. eine Pseudomorphose, welche die Gestalt des Flußspaths hat, aber aus Quarz besteht, als eine solche von Quarz nach Flußspath. Eben so können wir das vorliegend beschriebene seltene Beispiel eine „Pseudomorphose von Pflanzenwurzeln nach Menschenknochen“ nennen. Hier war es nur nicht allein die chemische Action, welche die Umwandlung bewirkte, vielmehr war es vorzugsweise der Lebensproceß der Pflanzenwurzeln, welcher die Pseudomorphose erzeugte, aber auch dabei wurde der Stoffwechsel mit durch den allwaltenden Chemismus herbeigeführt.

Californien.

Von Fr. Lichterfeld.

VI.

Finanzverlegenheit. Einwanderung und Auswanderung. Ungeheure Bauthätigkeit. Straßen. Werfte. Dampfschifffahrtverbindung zwischen Francisco und den Städten der Bai, des Sacramento und San Jaoquin. Manufactur- und Industrie-Auctionswesen. Fortschritt San Francisco's und Californiens. Aufnahme Californiens in die Union.

Drei verheerende Feuersbrünste und die durch die Reaction der schwindelhaften Speculationen des Winters von 1849—1850 entstandenen Bankrotte und Zahlungseinstellungen führten im September zu mancherlei finanziellen Verlegenheiten; da ertönte am 17. des gedachten Monats der Schreckensruf „Feuer“ zum vierten Male. Aber auch dieser erneute Schlag war nicht im Stande, die Thatkraft der Einwohnerschaft von San Francisco zu lähmen, er trug im Gegentheil dazu bei, die Baracken zwischen den Dupont-, Montgommery-, Washington- und Pacific-

Straßen nur um desto schneller in solidere Wohnungen zu verwandeln. Im Mittelpunkte der Stadt und des Geschäftsverkehrs waren vor Ablauf des Jahres 1850 sämmtliche Zelte und Schuppen von 1849 verschwunden und nur in den äußern Stadttheilen fanden sie sich noch vor und vermehrten sich wöchentlich, ja täglich in Folge der fortdauernden Einwanderung zur See und zu Lande. Wie Vielen sie zum Grabe wurden, ergibt sich außer dem bereits früher hierüber Mitgetheilten aus den dem Agenten der Sacramento-Relief-Association (Linderungs-Association) J. Neely Johnson Esq. bei Gelegenheit einer Unterstützungs-Expedition gemachten Angaben des Inhalts: daß 60,000 Auswanderer auf dem Nord- oder Südpaß durch die Ebenen vordrängen; am 18. Juni seien 39,000 im Fort Laramie eingeschrieben worden, von denen etwa 20,000 angekommen sein dürften, die Restzahl aber laufe Gefahr, Hungers zu sterben, wenn sie nicht in den Stand gesetzt würde, die Berge zu übersteigen. In Folge dieser Unglücksbotschaft erließ Mayor Geary am 21. August an seine Mitbürger eine Adresse und brachte an demselben Tage eine Menge von Vorräthen und 6000 Dollars an baarem Gelde zusammen, was ohne Verzug an Ort und Stelle der Noth befördert wurde.

Neben der massenhaften Einwanderung griff auch bereits die Auswanderung um sich und die Schiffe, welche die Bai verließen, die Dampfer hauptsächlich, beförderten mitunter fast eben so viele Californienmüde zurück in die frühere Heimath, als sie Goldgierige gebracht.

Griff man bei Schätzung der Einwohnerzahl am Schluß des Jahres 1849 nicht zu hoch, so hätte die regelmäßige Bevölkerung von San Francisco im Lauf von 1850 kaum um 5000 Köpfe zugenommen; indem sie Ende 1849 auf 20,000—25,000 und Ende 1850 auf 25,000—30,000 berechnet wird.

Während die Arbeit noch immer hoch im Preise stand, ging dagegen Baumaterial auf ein Viertel oder gar Sechstel des Werths der frühern Saison herab. Es kam dies der ungeheuern Bauthätigkeit, welche von Seiten der Privaten und Behörden entwickelt wurde, sehr zu statten, machte jene aber keineswegs davon abhängig. Der Drang nach eigenem Haushalte, der sich nach und nach geltend machte, und an Stelle der unwohnlichen Zelte und Baracken geräumige, comfortable und durchschnittlich feuerfeste Häuser treten ließ, war der Haupthebel jener Bauthätigkeit. Hand in Hand damit ging die Regulirung der Straßen, das Ebenen und Zugänglichmachen des Terrains. Ein Drittel der Kosten hierfür trug die Stadt und den Rest erhob sie durch Besteuerung des die neuen Straßen begrenzenden Eigenthums, deren Zahl sich auf siebenzehn belief. Alle diese Straßen waren nicht bloß geebnet, sondern auch geplankt und mit Abzugscanälen versehen. Gleichen Schritt mit den Verbesserungen der Straßen hielten die Hafenarbeiten im Interesse der Schifffahrt, deren Gesammtheit sich im verflossenen Jahre 1849 auf 656 Seefahrzeuge belief, worunter 598 amerikanische und 58 von andern Gegenden.

Schon im Herbste 1848 wurde das Bedürfniß eines guten Schiffswerfts ernstlich empfunden, und in den folgenden Winter- und Frühlingsmonaten verschiedene Pläne entworfen, dem Mangel hieran abzuhelfen. Aber erst im Mai 1849 geschahen active Schritte in der Sache, indem man eine Werft-Association bildete, ein beträchtliches Capital zusammenschoß und das Werk so energisch in Angriff nahm, daß im December des nämlichen Jahres 800 Fuß des Werfts fertig wurden. Das Feuer im Juni 1850 zerstörte zwar eine beträchtliche Strecke der neuen Anlage, aber während die Ruinen noch rauchten, ging man schon an deren Wiederherstellung und im August bereits an die Vergrößerung, die gegen Ende October sich auf 2000 Fuß erstreckte. Außerdem hatte man noch elf weitere Werfte von verschiedener Größe angelegt und darauf die Summe von nahebei anderthalb Millionen Dollars verwendet. Wenige derselben waren Eigenthum der Corporation, die Mehrzahl gehörte Privatgesellschaften oder Individuen, welche große Zinsen daraus zogen. Nur wenig Spuren dieser Werke erhielten sich in der Folgezeit, indem die Mehrzahl derselben in Straßen umgewandelt wurde, deren Ausläufe hinwiederum die jetzigen Werfte und Piers bilden. Rücksichtlich dieses stufenweisen Vorschreitens in die Wasser der Bai hat San Francisco Aehnlichkeit mit Amsterdam oder auch Venedig, mit dem Unterschiede jedoch, daß an Stelle solider Canäle das Fluthwasser in der jungen Handelsstadt sich ungehindert über Districte des belebtesten Geschäftsverkehrs verbreiten konnte; ein Uebelstand, der übrigens von Jahr zu Jahr abgenommen hat.

Zwischen den Städten an den Küsten der Bai und den Ufern des Sacramento und San Joaquin hatte das organisatorische Jahr 1850 einen regelmäßigen Dampfschifffahrtsverkehr in's Leben gerufen und in San Francisco verschiedene Werkstätten und Manufacturen etablirt. In der wichtigen Vorstadt „Happy Valley“ an der Südseite des Platzes, erstanden große Schiffsbauwerfte zur Herstellung und Ausbesserung von Dampfern und andern Fahrzeugen, Gießhallen, Sägeplätze, Docks, Mehlmühlen und andere Arten von Werkstätten.

Der ungeheure Gewinn des vorangegangenen Jahres hatte Diejenigen, welche daran Theil nahmen, zu immer größern Zufuhren und Andere — „exempla trahunt“ — zu gleichem Thun veranlaßt. Durch die Masse auf solche Weise zu Markt gebrachter Vorräthe mußte sich derselbe natürlich entkräften und die Preise im Frühjahr 1850 um ein Beträchtliches fallen. Später nahm dies zu und es erwuchsen hieraus mannigfache mercantile Verlegenheiten, zumal auch Grund und Boden bedeutend im Werthe gesunken. Rechnet man hierzu noch die Verluste durch Feuersbrünste, so erklären sich die oben erwähnten Bankerotte von Kaufleuten und Grundbesitzspeculanten, sowie die Geldkrisis überhaupt. Eine eigenthümliche Folge dieser Verhältnisse war das Wachsen des Auctionswesens.

Die Minen warfen reichern Ertrag ab denn je; das Land bevölkerte sich rasch und die Agricultur erlangte immer größere Ausbreitung; Städte entstanden und große Baulichkeiten wurden weit und breit in Angriff genommen. San Francisco war der Mittelpunkt, von wo aus alle diese Veränderungen und Verbesserungen ihre Quelle herleiteten. Dampf- und Posterpressen — die obligaten Begleiter amerikanischen Fortschrittes — etablirten eine beständige Verbindung Californiens mit den atlantischen Staaten, und Briefe, Zeitungen und Packete fanden eine rasche, sichere und keineswegs kostspielige Beförderung. An Stelle der alten Scenen gräßlichen Durcheinanders am Schlusse des Jahres 1849 bot die Stadt nun einen ordentlichen, anständigen, rührigen Anblick, ziemlich reinliche und reguläre Straßen, Häuser von schöner Proportion, geeignete Werfte, Posten zu Land und zur See, ein Dutzend Kirchen, ein halb Dutzend Bankhäuser, verschiedene Theater, Bücher- und Musikalienhandlungen, 6—7 Zeitungen, prächtige Gasthöfe und Restaurationen, Equipagen für den Reise- und Prunkliebenden und überhaupt alle Art von Luxus alter Städte.

Mancherlei Associationen organisirten sich zu municipalen, defensiven, musikalischen, socialen und Wohlthätigkeitszwecken u. dgl., worüber wir später in Einzelabhandlungen sprechen werden. Die Strahlen der Verfeinerung drangen durch die schmutzige Masse derer, die nur darauf dachten, Dollars auf Dollars zu häufen, und man begann zu fühlen, daß es etwas Höheres und Edleres gebe, als Geld zusammenzuscharren. Immerhin aber bestand der specifische Charakter des Platzes in seinem materiellen Fortschritt, in dem lärmenden Treiben und der Industrie der Bevölkerung, und es sind die eben erst gemachten Andeutungen civilen Fortschritts immer nur Ausnahmen von der Regel; denn im Allgemeinen hatte sich der sociale und moralische Zustand der Allgemeinheit nur wenig gebessert.

Wir schließen unsere Schilderung des Jahres 1850 mit der für das Land von den wichtigsten Folgen begleiteten und die Interimsepoche endlich beseitigenden Aufnahme Californiens in den nordamerikanischen Staatenverband. Als am 12. October der Postdampfer „Oregon“ in die Bai einfuhr, und die schon vorher verabredeten Signalschüsse abgab, welche die Bürgerschaft von der glorreichen Neuigkeit in Kenntniß setzen sollten, war die ganze Bevölkerung auf den Beinen und förmlich außer sich vor Aufregung, ob sich die erwartete Botschaft auch definitiv bestätigen würde. Alle Geschäfte wurden eingestellt, die Gerichtssitzungen aufgehoben und Jeder trachtete nur danach, den Ueberbringer der so glücklichen Post zu begrüßen. Als der Dampfer festlich beflaggt um Clarks Point herumkam, ertönte ein allgemeiner Jubelschrei aus zehntausend Kehlen von den Werften, Straßen, Hügeln, Häusergiebeln und den Schiffen in der Bai. Wieder und wieder stiegen die Hussarufe in die Luft und jeder Moment steigerte die Aufregung und den außerordentlichen Enthusiasmus. Die öffentlichen Plätze strotzten von Solchen, die nach den Besonderheiten der glücklichen Botschaft trachteten und die ersten Blätter, die eine Stunde nach der Ankunft des „Oregon“ ausgegeben wurden, bezahlte man per Exemplar mit einem bis fünf Dollars. Flaggen jeder Nation wehten von Tausenden von Masten, Gipfeln und Stangen, und eine Reihe von Geschützen donnerte in die Luft. Mancherlei Schwierigkeiten hatten sich der Aufnahme Californiens in die Union gegenübergestellt und die Sehnsucht der Bevölkerung, sich Bürger des großen amerikanischen Staaten-Verbandes nennen zu können und es in der That auch zu sein, wuchs mit der verschobenen Hoffnung der Erfüllung. Abgesehen von Nebenumständen war es hauptsächlich die Eifersucht der Sclaverei-Partei im Congresse, welche diesen Verzug verschuldete. In einer Zeit, wo sie und die Abolitionisten sich genau die Wagschale hielten, mußten jene natürlich gegen die Aufnahme eines Freistaats sein, da dessen Stimmen gegen die heimische Institution des Südens in's Gewicht fielen. Schließlich aber ging die Bill der Aufnahme Californiens in die Union dennoch beim Congreß mit großer Stimmenmajorität durch, nachdem verschiedene Compromiß-Versuche ohne Erfolg geblieben.

Eine solche Gelegenheit verlangte vor allen andern ein besonderes Fest zu San Francisco

und die Bürger beschlossen übereinstimmend, den Tag der Geburtsfeier des Staats, wozu der 29. October bestimmt wurde, zu einem denkwürdigen zu machen. Als er über San Francisco aufging, wurde das amerikanische Banner, mit einem weitern Stern versehen, unter Kanonensalven im Mittelpunkte der Stadt aufgepflanzt, dann begann ein Festzug in nachstehender Ordnung: zuerst der Marschall in Weiß und Gold nebst seinem Stab in Himmelblau und Silber, gefolgt von berittenen Californiern und den Pionieren mit einem goldumsäumten Banner von weißem Atlas, worauf als Devise, ähnlich wie im großen Staatssiegel, ein Pionier, der ein Stück von einem Felsen abschlägt und dabei das Motto des großen Staatssiegels — „Eureka" (Ich hab's gefunden) ausruft; an seiner Seite in der natürlichen Stellung von Furcht ein Eingeborener. Den Pionieren schloß sich die „California Guard" an, während die Staatsbeamten den Raum zwischen der Militär- und Civilabtheilung ausfüllten, an deren Spitze eine Anzahl Engländer, gefolgt von Deutschen, Italienern, Spaniern und den Ansiedlern des „himmlischen Reichs" in ihrer goldbrokatenen Tracht des Ostens mit einem Banner von carmesinrothem Atlas, worauf die vielverschnörkelte einfache Inschrift „China boys" (chinesische Jungen). Diesem Zuge folgte ein Triumphwagen, gezogen von sechs weißen Rossen. In dem Wagen waren 30 Knaben mit Freiheitsmützen, als Repräsentanten der Staaten der Union. Den 31sten, Californien selbst, repräsentirte ein schönes kleines Mädchen in weißem Atlas, einen Rosenkranz in den Locken. Der Mayor und die Aldermens erschienen in dunkelblauen Schärpen, hinter ihnen das Polizeipersonal, welches in diesem Lande der Freiheit einen integrirenden Theil des Zuges bildete, anstatt ihn zu eskortiren. Hieran schloß sich das Feuerdepartement und eine Druckerpresse, beschäftigt, eine von Mß. Wills verfaßte Festode zu drucken, welche nach einer geeigneten Ansprache auf der Plaza seitens des Oberrichters Nathaniel Bennet im Chore abgesungen wurde. Den ganzen Tag hindurch ertönten Freudenschüsse und Kanonendonner, und Flaggen über Flaggen zierten den Platz. Des Abends erglänzten öffentliche Freudenfeuer und Feuerwerke auf dem Telegraphenhügel, dem Rincon Point und den Eilanden der Bai. Die Stadt war illuminirt und ein glänzender Ball, der größte, den man bis jetzt gefeiert, vereinigte das Patriciat des Platzes zu heiterer Geselligkeit. Kurz Jeder und Alle ergaben sich dem Vergnügen in der Freude ihres Herzens, daß Californien nun in der That der einunddreißigste Staat der Union.

Ueber

Felsen und Berge, welche einen Klang von sich geben.

Von Dr. Landgrebe.

Es möchte befremdend, ja der Natur der Sache widerstreitend erscheinen, wenn man von tönenden oder — in poetischer Ausschmückung — gar von sprechenden Steinen oder Felsen reden wollte. Und dennoch ist etwas Wahres an der Sache! Kaum braucht wohl im Voraus bemerkt zu werden, daß es sich hier nicht um articulirte Töne und Laute handelt, sondern nur um einen gewissen einförmigen Klang, welchen Steine und Felsen, seien sie nun durch die Kunst bearbeitet oder in ihren natürlichen Verhältnissen geblieben, unter gewissen Bedingungen wahrnehmen lassen.

Erscheinungen der genannten Art sind im Allgemeinen äußerst selten, deshalb verdienen sie eine um so größere Aufmerksamkeit und es gehört mit zu den größten Verdiensten des Naturforschers, wenn er auf diesem dunkeln und schwierigen Felde Licht und Aufklärung zu verbreiten vermag. —

Unter den durch Kunst bearbeiteten Steinen und Felsen, welche einen Klang von sich geben, nimmt die Memnonssäule zu Theben in Egypten — von welcher wohl jeder Gebildete wenigstens gehört hat — unstreitig die erste Stelle ein, und deshalb wollen wir auch mit ihr uns zuerst befassen.

Seit beinahe zwei Jahrtausenden hat sie die Bewunderung und das Staunen aller derjenigen Reisenden erregt, denen es vergönnt war, Egypten mit seinen großartigen Baudenkmälern zu besuchen.

Ganz in der Nähe derselben und ihr zur Seite bemerkt man noch eine zweite Säule, welche sich von ersterer durch ihre geringere Größe so wie auch dadurch unterscheidet, daß die Extremitäten des Kolosses und namentlich die beiden Unterschenkel desselben nicht mit Inschriften bedeckt sind, wie solches bei ersterm der Fall ist.

Beide Säulen — über welche man aus der beifolgenden Figur sich eine ungefähre Vorstellung wird machen können — zeichnen sich durch ihre außerordentliche Größe aus und fallen schon aus der Ferne in hohem Grade auf. Ursprünglich hatte man sie aus einem einzigen Felsstück ausgehauen. Sie stehen parallel dem Laufe des Niles; das Gesicht des südlichen Kolosses ist sehr entstellt, nur ein Theil des Kopfschmuckes so wie die Ohren sind erhalten, Brust, Beine und ein Theil des Leibes bieten Nichts als rohe Unebenheiten dar, was aber weniger die Folge absichtlicher Verstümmelungen, als vielmehr

Wirkung der Zeit zu sein scheint. Beide Kolosse hat man aus einem grobkörnigen oder vielmehr breccien- und conglomeratartigen Sandstein angefertigt, der eine dunkle Farbe besitzt, welche die Gelehrten bei der egyptischen Expedition der Einwirkung des Sonnenlichtes zuschrieben, indeß scheint sie doch mehr von dem starken Eisengehalt des Gesteines herzurühren.

Der nördliche Koloß oder die eigentliche Memnonssäule, von welcher hier vorzugsweise die Rede sein wird, welche nur allein als tönend geschildert wird, zeichnet sich vor der südlichen noch ganz besonders dadurch aus, daß die Unterschenkel des Kolosses mit zahlreichen Inschriften versehen sind, griechischen sowohl als römischen, die mehr oder weniger sich erhalten haben, leserlich sind und den Philologen viel zu schaffen gemacht haben.

Während der südliche Koloß vom Kopf bis zum Fuße nur aus einem einzigen Stück besteht, sieht man den nördlichen aus zwei Theilen zusammengesetzt, von denen der eine vom Fuße bis über die Knie hinaufreicht und ein zusammmenhängendes Ganzes bildet, während der andere Theil den obern Körpertheil bildet und aus dreizehn Blöcken zusammengefügt ist, welche in fünf Schichten auf einander liegen. Diese Blöcke bestehen jedoch nicht aus derselben Masse, wie die untere Hälfte, sondern man hat sich zu ihnen eines Sandsteines bedient, aus welchem die Tempel und Paläste von Theben aufgebaut sind. Abgesehen von jeder historischen Autorität wird man aus diesem Umstande allein schon entnehmen können, daß der obere Theil dieser Säule in einer spätern Zeit, lange nach ihrer ersten Aufrichtung restaurirt worden ist, denn es liegt in dem Charakter der antiken egyptischen Baukunst, daß sie alle ihre Statuen, mögen sie auch noch so groß gewesen sein, nur aus einem einzigen Steinblock verfertigten, daß es also Monoliten waren. Beide Kolosse stehen nicht mehr in ihrer ursprünglichen senkrechten Stellung, sondern sie sind gegen einander etwas und zwar rückwärts geneigt.

Das Postament der südlichen Säule ist zum Theil in den Boden eingesunken und mit einer Reihe trefflich gearbeiteter Hieroglyphen bedeckt. Die Bildsäule sitzt auf einem an beiden Seiten mit Blumen verzierten Throne, mit Hieroglyphen darüber. Die Beine sind beschädigt, das äußerste Ende der Füße fast gänzlich zerstört.

Wahrhaft enorm ist die Höhe der Säule, denn sie beträgt von den Füßen bis zum Scheitel 48 Fuß; das Fußgestell ist 12 Fuß hoch. Die Breite der Schultern mißt 19, die der mittlern Finger 4½ Fuß. Annähernd hat man das Gewicht der ganzen Masse auf 2,611,985 Pfund geschätzt! Welche Kräfte mögen erforderlich gewesen sein, um ein solches Felsstück an Ort und Stelle zu bringen und welche Anstrengung mag dies gekostet haben, besonders wenn man bedenkt, daß in jener grauen Vorzeit, in welcher die Säulen aufgerichtet wurden, eine eigentliche Mechanik noch gar nicht existirte.

Auch von dem nördlichen Koloß ist ein Theil des Piedestals von Schutt und Nilschlamm bedeckt. Der Thron, auf welchem er sitzt, ist dem des südlichen vollkommen gleich und nur die darauf befindlichen Hieroglyphen weichen von denen des südlichen ab.

Daß dieser Koloß aus zwei Hälften besteht, von denen die obere wahrscheinlich in einer spätern Zeit wieder hergestellt wurde, ist ein höchst merkwürdiger Umstand und man hat sich lange nach einer Kraft umgesehen, welche eine solche ungeheure Steinmasse in zwei Theile zu spalten im Stande gewesen wäre. Unter allen Conjecturen, welche man in dieser Beziehung gemacht, hat wohl die die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, daß solches in Folge eines Erdbebens geschehen sei. Glücklicherweise wird diese Conjectur durch geschichtliche Nachrichten, die wir besonders Strabon und Pausanias verdanken, wesentlich unterstützt.

Der erstere hat auf seinen Reisen auch Egypten besucht, die Zeit läßt sich zwar nicht genau angeben, doch so viel ist gewiß, daß die Reise kurz vor Chr. G., etwa in den Jahren 18—7 erfolgte. Strabon sagt von den beiden Kolossen Folgendes: „Der eine ist ganz unversehrt, der andere aber in der Mitte durchgebrochen, sein oberer Theil, der Sage nach, durch ein Erdbeben abgesprengt und zu Boden geworfen." Pausanias, welcher denselben Koloß 150 Jahre später sah und untersuchte, berichtet von demselben, der obere Theil, vom Kopfe an bis zur Mitte des Körpers sei umgeworfen und liege auf dem Boden, den untern Theil aber treffe man noch aufrecht sitzend an.

Pausanias bereiste Egypten gegen das Ende von Hadrian's Regierung; auch dieser Kaiser besuchte das durch seine großartigen Bauten so ausgezeichnete Land und war im Jahre 130 nach Chr. G. in Theben anwesend, wo er jedoch den obern Theil der Memnonssäule schon abgesprengt fand. Damals schrieb man fast allgemein die Zertrümmerung des Kolosses dem wilden Perserkönig Kambyses zu, auch Pausanias huldigt dieser Meinung, außerdem sind der Säule mehrere Inschriften, welche aus Hadrian's Zeit herstammen, eingegraben, welche fast dasselbe aussagen. Unter diesen ist keine merkwürdiger, als die einundzwanzigste auf dem linken Schenkel, welche folgendermaßen lautet: „Mich, diesen Stein, zu dem Bilde des Eoischen Königs gestaltet, hat Kambyses verletzt. Vormals

war meine Stimme eine Wehklage, Memnon's Tod beseufzend; diese hat mir Kambyses genommen, daher ich jetzt nur in unarticulirten und undeutlichen Tönen jammere, ein Rest des vormaligen Glücks."

Jener Tradition nach waren 500 Jahre seit der Zertrümmmerung der Säule verflossen, als Strabon sie besuchte, aber die ihn begleitenden Ciceroni hüteten sich wohl, diesen Frevel jenem Perserkönig zuzuschreiben. Sie sprachen zwar davon, daß er zu Theben gewesen sei und daß er den größten Theil der Monumente dieser prachtvollen Stadt verstümmelt habe, aber die Memnonssäule nahmen sie davon aus, indem sie ausdrücklich bemerkten, daß ein heftiges Erdbeben sie entzweigebrochen habe. Wahrscheinlich hatte dasselbe nicht lange vor Strabon's Besuche stattgefunden. Eusebius ist es, welcher von diesem Ereigniß berichtet und es in die achtundachtzigste Olympiade, d. h. in das sechzehnte Regierungsjahr des Augustus, in das siebenundzwanzigste Jahr vor Chr. G. setzt. Die Stadt Theben wurde dabei stark mitgenommen, wobei auch die alten Monumente, wie sich von selbst versteht, außerordentlich litten. Daß auch die Memnonssäule, ungeachtet ihrer ungeheuern Größe und ihres massiven Baues, hierbei zerbrach, ist zwar sehr auffallend, es läßt sich aber solches ziemlich ungezwungen aus der Beschaffenheit des Gesteins, woraus sie besteht, erklären. Wir haben schon bemerkt, daß dasselbe ein grobkörniger, conglomeratartiger Sandstein von jüngerer, wahrscheinlich tertiärer Entstehung ist, welcher im Laufe der Zeit dadurch, daß er während der Nacht dem Thau und der Feuchtigkeit, so wie während des Tages der Gluth der afrikanischen Sonne ausgesetzt ist, Spalten und Risse bekommen haben mag, die allmälig tiefer eindrangen. Vielleicht war auch eine solche Spalte, die man nicht gleich entdeckte, bereits in dem Steine enthalten, als man aus ihm die Memnonssäule anfertigte, welche in der folgenden Zeit, die einen Raum von fünfzehn bis sechzehn Jahrhunderten umfaßt, stets breiter und tiefer wurde. Außerdem ist noch in Betracht zu ziehen, daß in Folge der unegalen Beschaffenheit der Unterlage das Fußgestell des Kolosses eine schwache Neigung gegen den Horizont erhalten hat, welche 2 Grad 4 Minuten beträgt, so daß die Statue hierdurch aus ihrer lothrechten Lage herausgekommen ist. Hiernach hat vielleicht ein unbedeutender Stoß oder eine Erschütterung hingereicht, um den obern Theil der Säule vollends zu zerbrechen und zu Boden zu werfen. Wir haben vorhin schon bemerkt, daß in derjenigen Periode, welche von der Unterwerfung Egyptens unter die römische Herrschaft bis zur Regierung Hadrian's sich erstreckt, nur der untere Theil der Memnonssäule noch aufrecht stand und daß ihr oberer Theil, welcher jetzt aus fünf Schichtenlagen besteht, noch nicht restaurirt war. In den Schriften der Alten findet sich nirgends eine Angabe darüber, wer die Memnonssäule habe herstellen lassen; nur so viel ist gewiß, daß solches nach der Zeit geschah, als Hadrian Egypten besucht hatte. Unserm Heeren gebührt das große Verdienst, zuerst die durch viele Gründe unterstützte Meinung geäußert zu haben, daß die Restauration unter der Regierung des Septimius Severus erfolgt sei. In der That ist dies die einzige zulässige Angabe. Nachdem sie, wie wir gesehen, etwa 27 Jahre vor Chr. G. wahrscheinlich durch ein Erdbeben in der Mitte quer durchgebrochen war, mußte eine Zeit von 203 Jahren verstreichen, ehe sie wieder aufgerichtet wurde. Und grade das Intervall zwischen diesen beiden Perioden ist es, in welchem nach der Meinung vieler Archäologen, unter denen Letronne wohl eine der ersten Stellen einnimmt, die Stimme des Memnon sich besonders stark und öfters soll haben hören lassen. Zwar wird hin und wieder behauptet, daß Schriftsteller, welche vor jener Zeit gelebt, von der tönenden Memnonssäule gesprochen hätten; allein diese Angaben beruhen auf einem Irrthume und es ist jetzt gewiß, daß Strabon der erste Autor ist, welcher ihrer Erwähnung thut. Von dieser Zeit an verbreitete sich ihr Ruf immer weiter und gelangte zur Zeit der römischen Herrschaft auf den Culminationspunkt. Tacitus setzt da, wo er von den Wunderwerken Egyptens spricht, die Memnonssäule in gleichen Rang mit den Pyramiden. Aehnlich sprechen sich Lucian, Alciphron und Spartianus aus. Die Memnonssäule verdunkelte zuletzt alle übrigen Merkwürdigkeiten von Theben. Hätte ihre Stimme sich schon vor jener Zeit hören lassen, ehe Egypten eine römische Provinz wurde, so würden Herodot und Diodorus Siculus, die Beide auf ihren Reisen auch Egypten besuchten, gewiß nicht unterlassen haben, von einem so berühmten Wunderwerke zu reden.

Man kann demnach wohl annehmen, daß die tönende Memnonssäule erst kurz vor der Zeit, als die Römer Egypten sich unterworfen hatten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und besonders in dem, vierzig Jahre umfassenden Zwischenraume, welche Diodor's Reise von der des Strabon trennte. Dieser Letztere beschreibt die beiden Kolosse folgendermaßen: „Der eine derselben ist ganz, der andere aber in der Mitte zerbrochen und sein oberer Theil herabgestürzt, man sagt, in Folge eines Erdbebens. Man glaubt auch, daß dieser einmal an jedem Tage einen Ton von sich

gebe, ähnlich demjenigen, als wenn man den untern Theil der Statue, welcher noch auf dem Throne sitzt, einen Schlag mit einem Hammer versetzt. Was mich betrifft," so erzählt Strabon weiter, „der ich in Gesellschaft von Aelius Gallus die Memnonssäule besuchte, so habe ich wirklich in der ersten Stunde (d. h. nach Sonnenaufgang) von einem solchen Tone vernommen. Kam er aus dem Fußgestelle oder aus dem Kolosse selbst, dies vermag ich nicht zu sagen, denn da ich die Ursache davon nicht kenne, so ist es besser, sich jedes Andere zu denken, als zuzugeben, diese Steine wären im Stande, einen Ton zu erzeugen."

Aus dieser Beschreibung geht hervor, daß die beiden Kolosse in Strabon's Augen so ziemlich dieselbe Bedeutung hatten, über den Ton, welchen der eine bei Sonnenaufgang hören lassen soll, ist er nicht recht mit sich einig.

Damals hatte der tönende Koloß noch keinen besondern Namen; wie ganz anders gestaltet sich die Sache nach Verlauf eines Jahrhunderts! Jetzt war nur von dem tönenden Koloß die Rede, er wurde zum Wunder von ganz Egypten, man nannte ihn Memnon, den Sohn der Aurora, welcher auf eine wunderbare Weise seine Mutter begrüße. — Bezüglich der auf der Memnonssäule befindlichen Inschriften ist es ein merkwürdiger Umstand, daß solche genau mit der Regierungszeit des Septimius Severus aufhören und daß man keine kennt, welche aus einer spätern Zeit herstammen. Der Ruf, welchen der Koloß bis jetzt gehabt hatte, hörte also zu derselben Zeit auf oder nahm doch wenigstens sehr bedeutend ab, als er eine Restauration erlitten hatte. Wie dies zu erklären ist, darüber waltet noch ein gewisses Dunkel; Letronne ist anzunehmen geneigt, es bestehe ein noch näher aufzuklärendes Verhältniß zwischen dem Schweigen des Kolosses zu der Zeit, als er noch in seiner ganzen Integrität bestand, so wie zwischen seiner Verstümmelung und dem Hörbarwerden seiner Stimme. Eine andere auffallende Erscheinung in Betreff der Inschriften ist es, daß sich unter ihnen der Name des Septimius Severus nicht vorfindet und eben so wenig eine solche, welche sich auf die Restauration der Säule bezieht. Letronne glaubt hier einen gewissen Zusammenhang zwischen dem Kampfe des Heidenthums mit der christlichen Religion und der Ausbreitung der letztern entdeckt zu haben und aus diesem jene auffallende Thatsache erklären zu können.

Die Restauration war jedenfalls mit so vielen Schwierigkeiten und Opfern verbunden, daß nur ein großes Interesse zu derselben antreiben konnte. Von welcher Art mag dies gewesen sein? Der Charakter des Septi-

Die beiden Kolosse zu Theben.

mius Severus gibt vielleicht hierüber Aufschluß.

Dieser Kaiser war nämlich ein erklärter Feind der aufkeimenden christlichen Religion und ein eifriger Anhänger des Religionscultus des Serapis. Als er im Jahre 202 nach Egypten kam, verbot er, obwohl ohne Erfolg, die christliche Lehre durch ein förmliches Edict, dagegen ließ er es sich angelegen sein, die baufälligen Tempel, in denen Serapis verehrt worden war, wieder herzustellen, er glaubte, wenn er dies auch mit der Memnonssäule thäte, so würde solches seinem Zwecke sehr förderlich sein und so wurden keine Kosten gespart, um die Restauration so schnell als möglich zu bewerkstelligen. Allein was geschah, als solche wirklich ausgeführt war? Der Koloß schwieg, selbst in Gegenwart des Kaisers. Dieser üble Erfolg eines so kostspieligen Baues erklärt wahrscheinlich den Mangel jedweder Inschrift, die sich auf die Anwesenheit des Kaisers und auf das ganze Unternehmen bezieht; man wünschte jetzt vielmehr das Andenken und die Erinnerung an Hoffnungen zu vertilgen, welche so schrecklich waren getäuscht worden. —

Wir wollen diese Erörterungen, die mehr den Archäologen interessiren, verlassen und nunmehr die physikalischen Verhältnisse der Memnonssäule und namentlich den Ursprung so wie die Art und Weise der Stimme derselben einer nähern Prüfung unterwerfen.

Was die Ursache der letztern anbelangt, so sind darüber mehrere Hypothesen aufgestellt worden.

Nach einer derselben soll im Innern der Säule eine mechanische Vorrichtung vorhanden gewesen sein, welche die Stimme habe entstehen lassen. In diesem Falle müßte man annehmen, daß ein solcher Apparat 15—16 Jahrhunderte nach der ersten Aufrichtung der Säule sei angebracht worden, was aber unmöglich hätte verschwiegen bleiben können, wenn auch die betheiligten Personen noch so schlau dabei verfahren hätten. Jedenfalls würde man doch an den äußern Theilen der Säule irgend eine Oeffnung haben wahrnehmen müssen, aus welcher die Stimme hervorgetreten sei, aber Nichts der Art ließ sich erkennen.

Da man nun mit dieser Erklärung nicht ausreichte, so nahm man zu einer andern seine Zuflucht und behauptete, die Stimme werde durch einen äußerlichen Apparat hervorgerufen, allein auch davon fand sich keine Spur, weder an der Säule, noch an ihrem Piedestal, noch unterhalb desselben. Den Priestern von Delphi und Dodona gelang es zwar, das leichtgläubige Volk eine Zeit lang durch ihre Charlatanerien zu betrügen, allein wie wäre solches wohl in Egypten möglich gewesen, einem Lande, welches von so vielen erleuchteten Reisenden untersucht wurde, die, über jedes Vorurtheil erhaben, als Sterne erster Größe glänzten. Wir wissen, daß zu der Zeit, als Strabon Egypten besuchte, keine religiöse Idee sich an die Stimme der Memnonssäule knüpfte, sie war nur eine auffallende Erscheinung, weiter Nichts. Hätte ihr eine priesterliche Hinterlist zu Grunde gelegen, so würde sie weder ein Motiv noch ein Resultat gehabt haben. Außerdem müssen wir bemerken, daß die Stimme sich nicht an jedem Tage vernehmen ließ; bald blieb sie gänzlich aus, bald kam sie zu der gewöhnlichen Stunde, bald etwas später. Mehrere der Inschriften geben hierüber nähern Aufschluß. Eine derselben sagt, ein Strateg habe sie nicht am ersten, sondern am folgenden Tage gehört. Zufolge der achten Inschrift kam ein Präfect von Egypten zweimal ohne Erfolg zur Säule, er hörte ihre Stimme erst am dritten Tage. Selbst Sabina, Hadrian's Gemahlin, fand am ersten Tage ihres Besuches die Säule stumm und wir haben bereits gesehen, daß es dem Kaiser Septimius Severus nicht viel besser erging. Außerdem kommen auch noch Unregelmäßigkeiten hinsichtlich der Zeit vor, wo sich die Stimme hören ließ. Auch darüber belehren uns die Inschriften. Mehrere derselben berichten, man vernehme sie im Anfang oder in der Mitte oder gegen das Ende der ersten Stunde, andere geben verschiedene Stadien der zweiten und noch andere der dritten Stunde an. Wie die Stimme beschaffen sei, welchen Klang sie habe, darüber lauten die Angaben ebenfalls sehr abweichend. Manche haben sie auf mehr als poetische Weise geschildert. So rühmt sich z. B. Eukrates, von Memnon mit einem vollständigen Gruße beehrt worden zu sein, fügt jedoch hinzu, daß andere Personen bei ihrem Besuche nur einen undeutlichen Klang vernommen hätten. Noch ärger treibt es Kallistratus, wenn er sagt: Bald redet Memnon den anbrechenden Tag an, indem er Freude und Erheiterung über die Gegenwart seiner Mutter anzeigt; bald, wenn sich der Tag neigt, seufzt er schmerzlich und Mitleid erregend, den Schmerz über ihre Entfernung anzudeuten.

Um bei den so verschieden lautenden Schilderungen hinter die Wahrheit zu kommen und sich vor jeder Täuschung möglichst zu schützen, ist es gerathen, sich nur an besonnene und vorurtheilsfreie Berichterstatter zu halten, welche, wenn man sie zusammenfaßt, alle darin übereinstimmen, daß die Töne des Kolosses unarticulirt und undeutlich gewesen seien. Pausanias vergleicht sie mit dem Klange der zerrissenen Saite einer Leier oder Zither. In

einer der auf der Säule befindlichen Inschriften wird die Stimme mit dem Tone verglichen, welcher entsteht, wenn man mit einem Hammer auf ein kupfernes Gefäß schlägt; nach einer andern Nachricht soll sie klagend und Wehmuth erregend gewesen sein.

Wir haben vorhin schon die Ansicht Letronne's kennen gelernt, zufolge welcher die Stimme der Memnonssäule mit ihrer Restauration erloschen sein soll, allein obgleich solches mit großer Bestimmtheit behauptet wird, so sind doch andere Gelehrte und Reisende einer gegentheiligen Meinung. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß aus neuerer Zeit verhältnißmäßig wenige Nachrichten bekannt geworden sind, welche von dem tönenden Kolosse sprechen, doch kennt man eine solche, welche von Arthur Smith herrührt, einem englischen Reisenden, welcher zu gleicher Zeit mit Belzoni Egypten und Theben besuchte. Derselbe versichert, des Morgens früh um sechs Uhr einen Ton bei der Memnonssäule gehört zu haben, der ihm aus dem Fußgestell derselben hervorzukommen schien. Smith vermuthet, dieser Ton werde durch den Zug der Luft gegen die Steine des Piedestals hervorgebracht, welche vielleicht eigens zu einem solchen Zwecke wären geordnet worden.

General von Minutoli sagt in seiner Reise zu dem Orakel des Jupiter Ammon über dies Phänomen Folgendes: Die meisten der an der Säule befindlichen Inschriften bezeichnen das Ertönen des Memnon um die erste Tagesstunde, bald früher, bald später; man sieht indeß, daß schon im Alterthume nicht alle Personen so glücklich waren, diesen magischen Klang zu vernehmen. Auch mir wurde diese Gunst versagt, indeß versicherte mich doch ein zuverlässiger Mann, den ich in Egypten kennen lernte, bei Sonnenaufgang einen Ton vernommen zu haben, welcher der Bildsäule zu entsteigen schien; er habe aber aus Furcht, durch Jemand aus seiner Umgebung getäuscht worden zu sein, gegen diese hierüber sich nicht aussprechen und den vernommenen Klang der Statue nicht unbedingt beimessen wollen.

Wenn in der Natur auch nichts Aehnliches wahrgenommen sein würde, so darf man deshalb doch weder an der Wirklichkeit des fraglichen Phänomens, noch an seiner natürlichen Ursache zweifeln; es sind aber in neuerer Zeit von Reisenden in verschiedenen Weltgegenden Beobachtungen gemacht worden, denen zufolge gewisse Gesteine und Felsarten, namentlich Granite und Breccien bei Sonnenaufgang erklingen und einen Ton von sich geben sollen. M. de Rozière und mehrere andere Gelehrte, welche Napoleon auf seinem Zuge nach Egypten begleiteten, haben öfters des Morgens in den Steinbrüchen bei Syene, woselbst Granit gewonnen wird, einen gefälligen, wohlklingenden Ton gehört, welchen das anstehende Gestein vernehmen ließ. Auch in den Pyrenäen und zwar in der Nähe der Maladetta (Maudit), ihres höchsten Gipfels, ist vor mehreren Decennien von einem englischen Reisenden eine ähnliche Wahrnehmung gemacht. Während er ganz von Bewunderung der ihn umgebenden Gebirgsscenerien erfüllt war und ringsumher tiefes Schweigen herrschte, wurde diese feierliche Stille plötzlich durch einen anhaltenden, fast klagenden Ton unterbrochen, welcher mit dem einer Aeolsharfe oder einer Glocke sich am besten vergleichen ließ. Die auf den benachbarten Höhen sich aufhaltenden Hirten fanden jenen Ton mit dem einer läutenden Glocke so ähnlich, daß sie das Phänomen „die Frühmesse der Maladetta“ nannten. Unwillkürlich wurde der Reisende an die Memnonssäule erinnert, welche den Anbruch des Tages ebenfalls durch ihren harmonischen Klang verkünden soll.

Ein analoges Schallphänomen haben wir durch A. v. Humboldt näher kennen gelernt, obgleich die Sache an und für sich schon längst im Lande bekannt und auch für die europäischen Missionäre kein Geheimniß war. Am obern Laufe des Orinoco und zwar in der Nähe von Carichana werden die Ufer dieses Stromes von zerklüfteten Granitwänden eingefaßt, welche beim Aufgang der Sonne einen Ton von sich geben, vergleichbar mit dem einer Orgel, weshalb diese Felsen, als die Spanier sie zuerst kennen lernten, den Namen „laxas de musica“ erhielten.

Laute einer ähnlichen Art wurden in unserer Zeit von Gray am westlichen Ufer der Sinaitischen Halbinsel etwa drei Stunden von Tor am rothen Meere an einem mäßig hohen Berge vernommen, welchen die Araber Djebel Nakuhs, d. h. Glockenberg nennen. Dieser mit Sand bedeckte und mit niedrigen Felsen amphitheatralisch umgebene Berg hat seinen Namen von den aus ihm hervordringenden Tönen erhalten, die nicht wie bei der Memnonssäule nur bei Sonnenaufgang, sondern zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht sich hören lassen. Als Gray diese Stelle zum ersten Male besuchte, vernahm er nach Verlauf einer Viertelstunde einen leisen, anhaltenden, murmelnden Ton, der sich in Absätzen hören ließ und nach fünf Minuten so stark wurde, daß er dem Läuten einer Glocke glich. Den nächsten Tag kehrte er an dieselbe Stelle zurück und vernahm dasselbe Getöse, nur noch lauter als früher. Da der Himmel heiter und die Luft ganz ruhig war, so konnte dies Getöse nicht von dem Einströmen der äußern Luft herrühren, auch waren keine Ritzen und Spalten zu sehen, durch

welche sie hätte eindringen können. Die Araber meinen, jener Ton rühre von der Glocke eines unterirdischen Klosters her, welches durch Flugsand begraben sei und auf eine wunderbare Weise sich erhalten habe. Den Erkundigungen zufolge, welche G. H. Schubert auf seiner Reise in's Morgenland über jenes Phänomen einzog, theilen die in der genannten Gegend hausenden Araber noch heut zu Tage dieselbe Ansicht. Auch Ehrenberg hat diese Stelle besucht, jenen Klang wiederholt vernommen, und erklärt denselben auf folgende Weise. Die fast stets hier herrschende Hitze bedingt eine überaus große Trockniß und diese eine seltene Beweglichkeit und Klangfähigkeit in den Quarzkörnern einer 150 Fuß hohen Sandfläche am schroffen Abfalle des obern Bergtheils; wird nun durch den Fußtritt eines Menschen oder eines Thieres in angemessener Höhe ein leerer Raum im Sande gebildet, so wird dadurch die ganze über diesem Punkte befindliche hohe Sandsäule ihres Stützpunktes beraubt und wirkt auf den leeren Raum, wie es eine Wassersäule unter gleichen Verhältnissen thun würde. Die Wirkung äußert sich als Erschütterung der Lufttheile und so entsteht das summende, zuletzt dröhnende und fernem Gewitter oder einer Kanonade ähnliche Geräusch.

Im Wesentlichen stimmen hiermit die Beobachtungen von Ward, einem Reisenden aus neuester Zeit, überein, welche derselbe am Djebel Nakuhs gemacht hat.

Der Weg zu diesem Berge führte ihn über einen weiten Sandstreifen, auf einer Seite vom Meere, auf der andern durch ein steiles, meist senkrechtes Gehänge tertiären Sandsteins begrenzt, in welchem durch Einwirkung der Atmosphärilien lange Furchen entstanden waren. Eine derselben, bis zum Gipfel des Berges reichend und etwa 45 Fuß breit, war unter einem Winkel von 40—45 Grad gegen den Horizont geneigt. Gegen den Wind erschien dieselbe geschützt zu beiden Seiten durch mauerartig aufragende Sandsteinpartien, welche durch das Zerfallen ihrer obern Theile stets die Sandmasse vermehrten. Langsamen Schrittes stiegen Ward und seine Begleiter jene Böschung hinan. Während einiger Zeit war Nichts zu hören, dann aber vernahm man einen schwachen musikalischen Klang, der abwechselnd sank und stieg, mitunter jenem einer Flöte vergleichbar; plötzlich aber folgten Töne, denen einer großen Orgel ähnlich und so stark, daß der ganze Hügel zu beben schien. Man erkannte bald, daß das in Rede stehende Phänomen stets mit irgend einer Bewegung des Sandes in Verbindung stand, denn so wie man beim Gehen den Fuß vom lockern Boden erhob, so erzeugte der Sand, welcher augenblicklich die zurückgebliebene Vertiefung ausfüllte, Töne wie die oben erwähnten, und welche dann am stärksten wurden, wenn eine große Sandmasse sich bewegte. In dieser gegenseitigen Reibung der scharfeckigen Sandkörner, in ihrer Erhitzung durch die Strahlen der glühenden Sonne liegt nach Ward die bedingende Ursache des Schallphänomens.

Ganz verschieden hiervon ist die Art und Weise, wie J. Herschel sich die Entstehung desselben denkt. Er schreibt nämlich dasselbe der Erzeugung und Verdichtung unterirdischen Dampfes zu und vergleicht es mit demjenigen, welches die Verbrennung von Wasserstoffgas in einer Glasröhre hervorbringt. Wo große unterirdische Höhlen unter sich und mit der Atmosphäre communiciren, mag die Ungleichheit ihrer Temperatur hinreichend schnelle Luftströmungen veranlassen, um schallende Schwingungen hervorzubringen, und solchen Ursprungs mag auch der Schall sein, welchen die früher erwähnten Granitpartien an den Ufern des Orinoco bei Sonnenaufgang verbreiten. Wirklich ist auch A. von Humboldt geneigt, denselben aus der Temperaturdifferenz der äußern Luft und derjenigen, welche die tiefern, engern Spalten erfüllt, in welche die Felsen überall zerborsten sind, zu erklären. Ungleich schwieriger ist es, sich darüber eine klare Vorstellung zu machen, auf welche Art und Weise der Klang der Memnonssäule entsteht, doch ist auch dies mehrseitig versucht worden.

M. de Rozière stellt sich die Sache folgendermaßen vor: Jeden Morgen, wenn die aufgehende Sonne die Säule bescheint, trocknet sie die Feuchtigkeit, mit welcher der während der Nacht gefallene Thau sie reichlich bedeckt hatte und der zum Theil auch in die Oberfläche des Gesteins etwas, wenn auch nicht tief, eingedrungen war. Diese Wirkung des Sonnenlichts bringt in dem letztern kleine Spalten und Risse hervor und versetzt das diese Risse begrenzende Gestein in eine gewisse Spannung, in Folge welcher die Spalten immer tiefer eindringen. Wäre nun die Masse der Säule vollkommen homogen und aus sehr feinen Partikeln bestehend, so würden die Spalten ohne weitere Erschütterung der Masse immer tiefer in die letztere eindringen; da aber die Säule, wie wir wissen, aus gröbern Quarzkörnern und durch Kieselmasse zusammengekitteten Bruchstücken besteht, welche eher zerbrechen als sich lockern, so hat man diese letztern als diejenigen Körper anzusehen, welche allein jener Spannung ausgesetzt sind, derselben zuletzt unterliegen, alsdann aus einander reißen und bersten, was plötzlich erfolgt, und in dem festen, jedoch etwas elastischen Sandstein eine rapide Vibration hervorruft, wodurch eben der viel-

fach besprochene Ton der Säule entlockt wird. — Auf eine ähnliche Weise denkt sich Cordier die Entstehung desselben.

Durch einen jeden plötzlich erfolgenden Temperaturwechsel wird die Substanz der Säule gelockert und es entstehen kleine Rupturen, sowohl in dem bindenden Teige als auch in der größtentheils aus Quarzfossilien bestehenden Gesteinsmasse. Die Entstehung solcher Spalten und Risse wird sehr begünstigt durch die ungleiche Größe, den ungleichen Grad des Zusammenhanges der das Gestein bildenden Theile, so wie durch ihre ausnehmende Sprödigkeit. Jede neu entstandene Spalte oder die Vergrößerung einer schon vorhandenen, hervorgerufen durch eine große innere Spannung, hat natürlich eine Reihe von schnell auf einander folgenden und ziemlich starken Schwingungen zur Folge, wodurch eben der Klang der Memnonssäule hervorgelockt wird.

Diese und andere Theorien, die man außerdem mit größerm oder geringerm Glücke noch aufgestellt hat, stimmen alle in dem Punkte überein, daß der Ton entstand in Folge der Vibration der Masse des Kolosses während der frühen Morgenstunden. Natürlich ist es und ganz mit physikalischen Gesetzen übereinstimmend, daß diese Vibration um so stärker sein mußte, je mehr die Oberfläche der Säule erkaltet und je intensiver die Wärme der Sonne bei ihrem Aufgang war. Aber die hier obwaltenden Verhältnisse erschienen nicht immer in einer und derselben Weise und daher kam es, daß die Stärke der Vibration und deshalb auch die Intensität des Tones der Memnonssäule mancherlei Schwankungen unterlag. Wenn z. B. die vorhergehende Nacht nicht kalt gewesen war oder die Sonne bei ihrem Aufgang den Himmel mit Dünsten und Wolken bedeckt gefunden hatte, dann ließ sich die Stimme entweder gar nicht hören oder erst einige Zeit nachher, nachdem der Nebel durch das Sonnenlicht verscheucht war und das Himmelsgewölbe klar und heiter erschien.

Literarisches.

Naturstudien am Seestrande. Von G. H. Lewes, übersetzt von Julius Frese. Berlin, Franz Duncker. 1859.

Als wir die Biographie, welche wir dem Engländer Lewes über Goethe verdanken, in diesen Blättern zur Anzeige brachten, erwähnten wir der besondern Sorgfalt und Ausführlichkeit, mit welcher der Autor den naturwissenschaftlichen Studien Goethe's nachgegangen, eine Partie, welche von des Dichters deutschen Biographen und Interpreten fast ohne Ausnahme stark vernachlässigt war. Wir erinnern uns der Thatsache, wenn uns heute ein ziemlich starker Band eigener und selbständiger Naturstudien von Lewes vorliegt. Dieselben zerfallen in drei größere Abschnitte, in Küstenbilder aus Devonshire, den Scillyinseln und Jersey. Ursprünglich waren die Artikel Journalaufsätze, die in Blackwood's Magazin erschienen; dann metamorphosirten sich die Essays nach moderner Sitte in ein Buch. Man kann bei der Beschäftigung mit der Natur einen doppelten Zweck vor Augen haben, Genuß und Wissen. Der letztere Zweck ist von Lewes überwiegend berücksichtigt worden. Er gibt nicht sowohl populäre Abhandlungen und elegante Feuilletons, sondern Darstellungen, in welchen sich Entdeckungen vortragen, welche das Ergebniß ernster Arbeit und angestrengter Forschung sind. Wie zu erwarten war, zeigt L. eine vertraute Bekanntschaft mit der einschlagenden deutschen Literatur; er bezieht sich häufig auf Vogt, Siebold, Funcke, Laydig u. A. Einzelheiten aus einem solchem Werke hervorzuheben, kann nicht die Aufgabe einer Besprechung in den Monatsheften sein; hoffentlich macht man es uns nicht zum Vorwurf, als hätten wir gegen diesen Gesichtspunkt verstoßen, wenn wir es uns nicht versagen können, das zweite Buch, die Untersuchungen über die See-Anemonen als solche zu bezeichnen, welche durch die Gediegenheit ihres Werthes gewiß jeden Leser befriedigen werden. Mit großer Genugthuung hat uns auch der sinnige Excurs S. 255 erfüllt. Der Verfasser leiht dem Gedanken Ausdruck, daß die Vertiefung in die Natur und ihren unergründlichen Reichthum uns leicht mit Mißachtung gegen die Schöpfungen des Menschen erfüllt und zu der Gefahr verleitet, uns so in Einzelheiten zu verlieren, so in die Beschauung des himmlischen Glanzes des Weltalls zu versinken, daß wir darüber die höhere Majestät des Geistes, die edlern Schönheiten der sittlichen Welt vergessen. Die weihevolle Hingabe an die Kunst und Poesie ist nach Lewes das Mittel, der Gefahr zu entgehen: „Aus jener Gefahr errettet uns der elektrische Eindruck eines schönen Gedichts, die schwellende Empfindung eines erhabenen Gedankens, der die Seele mit dem Gefühl der sittlichen Größe des Menschen und seiner geistigen Strebungen erfüllt." Für den Uebersetzer haben wir die nämliche Anerkennung, welche wir ihm für die Uebertragung des Werkes über Goethe aussprachen.

Dritte Abtheilung.

Die Niloen.

Ein Fest der alten Egypter, in Bild und Schrift.

Von

Wilhelm Weingärtner.

Im königlichen Museum zu Berlin und zwar in der als Antiquarium bezeichneten Abtheilung desselben, die gegenwärtig in den untern Räumen des alten Museums aufgestellt ist, befindet sich ein in mannigfacher Hinsicht interessantes Mosaik, das schon vor Jahren meine Blicke um des dargestellten Gegenstandes willen auf sich lenkte. Landschaften gehören zu den Dingen, die wir auf Denkmälern der alten Kunst verhältnißmäßig selten antreffen. Eine solche ist es, die uns zunächst hier entgegentritt.

Das, was wir als Stimmung bezeichnen, dürfen wir auch hier nicht suchen und erwarten. Selbst die Landschaft als solche schlechthin in ihren allgemeinen Formen und Linien, ganz abgesehen von dem jeweiligen Ton, der in ihr gleichsam waltet und erklingt, scheint für die Alten eine verhältnißmäßig geringe Anziehungskraft besessen zu haben. Naturschilderungen sind in der dichtenden Kunst der Griechen und Römer im Verhältniß zu der Masse der erhaltenen Denkmäler fast eben so selten als in der bildenden. Wo wir sie in der letztern finden, sind sie überdies nur an untergeordneten Stellen, als Fußböden oder raumfüllend als Zimmerdecoration in überaus kleinem Maßstab und zierlicher Haltung, wie in Pompeji, verwendet.

Dazu kommt, daß wenigstens die uns erhaltenen Monumente insgesammt der spätesten Entwicklung, der antiken Kunst, der römischen Zeit angehören, während Griechenland bis jetzt Wenig oder Nichts beigesteuert hat. Die Denkmäler dieser Art sind ferner so reichlich mit Bauten, Anlagen und zahlreichen Figuren versehen, daß sich kaum verkennen läßt, welches von Beiden dem Andern zu Liebe vorhanden ist, das, was wir Staffage nennen, für die Landschaft, oder umgekehrt die Landschaft für die Staffage.

Auch auf dem Mosaik, welches unserer Betrachtung zu Grunde liegt, kehren alle die eben erwähnten Eigenthümlichkeiten wieder. Was vorerst die Bestimmung desselben anbetrifft, so war dasselbe, wie fast alle antiken Denkmäler dieser Richtung, eine überaus zierliche, wie man annimmt, nur dem römischen Alterthum eigene Fußbodenbekleidung. Der Perieget des Alterthums, Pausanias, erwähnt keines derartigen Kunstwerkes in Griechenland. Man bezeichnet die Mosaikböden als eine Erfindung des asiatischen Luxus, die von der Prachtsucht der Römer begierig aufgenommen wurde. Schon Julius Cäsar führte nach Sueton's Aussage Mosaikplatten auf seinen Feldzügen mit sich, um seinem Zelt dadurch das Ansehen eines Prunkzimmers zu geben. Indeß, wenn Pausanias derartige Arbeiten in Griechenland nicht erwähnt, so kann der Grund eben so gut in der Nichtbeachtung wie in dem Nichtvorhandensein derselben zu suchen sein. Vielleicht standen diese Dinge außerhalb seines Bereiches und galten ihm nur als Fabrikarbeiten, nicht als Erzeugnisse der höheren Kunst.

Auf den fabrikmäßigen Betrieb, wie er heut zu Tage in Italien bei dieser Kunstgattung noch Sitte ist und das ganze Mittelalter hindurch Sitte war, weist in dem vorliegenden Fall noch ein besonderer, unserm Zweck ungemein günstiger Umstand hin. Unser Mosaik ist nämlich eine antike Copie eines kleinen

Theiles von jenem großen und berühmten musivischen Fußboden, der im Palast der Barberini zu Palestrina, dem alten Präneste, aufbewahrt wird. Die besonders häufig auf Mosaikfußböden dargestellten Gegenstände, egyptische Landschaften (auch der unsrige enthält eine solche), wie die Masse der in Egypten aufgefundenen Mosaikstifte, mit denen unsere egyptischen Museen wahrhaft überschüttet sind, weisen als Entstehungsort dieser Dinge auf Alexandrien oder besser gesagt, Egypten überhaupt hin.

Die Blüthe der handwerklichen Kunstthätigkeit (als ein Product derselben sehen wir auch unser Denkmal nur an) fällt in der Regel, wie die allgemeine Kunstgeschichte lehrt, nicht mit der Blüthe der höhern und eigentlichen Kunst zusammen, sondern folgt ihr, wie es auch in Griechenland der Fall gewesen sein mag, nach. Wir sind daher nicht berechtigt, auch aus den schönsten Erzeugnissen der letztern, um in der alten Welt zu bleiben, beispielsweise aus den Vasen des sogenannten schönen Stils, Schlüsse auf die Form und Verzierungsweise griechischer Bau- und Bildwerke ersten Ranges zu machen. Wir wollen uns daher auch wohl hüten, um der Darstellungen auf Mosaikfußböden willen die bisherigen Annahmen über die Geltung der Landschaft bei den Alten voreilig zu bestreiten. Im Gegentheil scheinen uns dieselben nur die bisherigen Annahmen zu bestätigen.

Auch auf unserer Mosaikplatte ist die Landschaft nur ein unumgänglich nothwendiges Beiwerk, der Tummelplatz eines bewegten Menschenlebens und Treibens und zwar, wie wir darzuthun hoffen, eines Treibens, dessen Veranlassung wir klar zu durchschauen glauben. Auf eine nähere Erklärung desselben hat man sich bis jetzt nicht eingelassen, obwohl das Denkmal in jeder andern Hinsicht von Uhden in den Abhandlungen der Berliner Akademie bereits gründlich erörtert worden ist. Eine Abbildung der Berliner Mosaikbilder ist uns bis jetzt eben so wenig zu Gesicht gekommen. Da wir selbst nicht am Aufbewahrungsorte leben, müssen sich unsere Leser vor der Hand mit einer genauen Beschreibung des Denkmals genügen lassen.

Eine Laube von Gitterwerk, mit Trauben, Weinblättern und Reben verziert, ist über einem klaren Wasser auf kleinen, aus demselben hervorragenden, Erdhügeln errichtet. In ihr befindet sich eine fröhliche Gesellschaft von Personen beiderlei Geschlechts: es geht lustig hier zu; man musicirt und zecht. Aus dem seichten Wasser umher sprießt der Lotus, keimen andere zierliche Wasserpflanzen. Ein Schiffer treibt seinen mit Lotus beladenen Nachen unter der Wölbung rudernd hindurch. Unter diesem anmuthigen Gewölbe lagern auf niedrigen Polsterbänken auf der einen Seite ein bis an die Hüften unbekleideter Mann von bräunlichrother Farbe, einen Kranz im Haar, der eine junge, mit weißer Tunica und hellgrauem Peplum bekleidete Frau von lichter Fleischfarbe umschlingt. Zu seiner Linken befindet sich eine bis zu den Hüften entkleidete jugendliche weibliche Figur, deren Körper wie der seine braunroth ist; ein weißes Gewand umschließt Hüften und Beine. Beide Frauen halten verschiedenartig geformte Trinkgefäße in Händen. Zwischen diesen Figuren hinter der Bank steht eine bekränzte Harfenspielerin, deren linker Schulter so eben das ärmellose Gewand entgleitet.

Dieser Gesellschaft gegenüber ist eine zweite gleichfalls mit Trinken und Musiciren beschäftigt. Eine rothbraune, nur am Unterkörper bekleidete Flötenspielerin sitzt auf einer Bank neben einer uns den Rücken zukehrenden Figur, die eben aus einem Trinkhorn einen Strahl Weines in den Mund schießen läßt, ein Kunststück, das unter dem Namen „Bere a Canella," wie viele andere altgriechische Gebräuche, noch heutigen Tages in Unteritalien und Sicilien geübt werden soll. Ein junges kniendes Mädchen von weißer Gesichtsfarbe umfaßt die Trinkerin mit ihrem rechten Arm, deren weißes Gewand von der rechten Schulter zierlich herabfällt. Alle drei tragen Kränze im Haar. Der Mann im Nachen ist rothbraun und nur um die Hüften mit einem weißen Tuch bekleidet.

Die rothbraune Fleischfarbe, die Lotusblumen, die Form der Trinkgeschirre und Instrumente, endlich die Ueberschwemmung lassen uns nicht in Zweifel darüber, daß wir uns in Egypten befinden. Was soll aber das Gelage bedeuten, forsche ich weiter. Ist dies eine Festlichkeit schlechthin oder haben wir eine *besondere* Festlichkeit vor uns, die zu dem Wasser und zu der Ueberschwemmung in specieller Beziehung steht? Ich glaube mit Bestimmtheit das Letztere schon aus folgendem Umstand schließen zu dürfen.

Hätte dieses Wasser umher keine *specielle* Beziehung auf den dargestellten Gegenstand, so wäre es der antiken Bildersprache ganz angemessen gewesen, den Ort des Vorganges einfach durch die Personification der Flußgottheit, wie dies auf unzähligen andern Denkmälern der Fall ist, zu veranschaulichen. Wir würden alsdann einen alten Mann mit grämlichen oder heitern Gesichtszügen, je nachdem das ausgelassene Treiben der Menschenkinder ihm gefällt oder mißbehagt, auf eine Urne gestützt finden, aus der ein gewaltiger Wasserstrom hervorquillt. Wir sind keineswegs berechtigt, anzunehmen, daß diese Art der Personificirung der Flußgottheiten einzig und allein den Gegenständen einer idealen Kunstrichtung

Procession egyptischer Priester.

zukam, vielmehr sind wir schon aus diesem Umstand zu folgern genöthigt, daß es sich hier um eine Festlichkeit handelt, die nur am Nil vor sich gehen kann, aber auch da nur in einer bestimmten Zeit, welche durch die Personification klar und verständlich auszudrücken unmöglich war, — die Zeit der Ueberschwemmung nämlich. —

Gethier, das sich auf Hügel geflüchtet hat und von den Eingeborenen verfolgt wird.

Aus der Fluth und dem Sumpf emportauchende Thiere.

Noch heutigen Tages werden besondere Festlichkeiten im heutigen Egypten beim Steigen des Niles begangen. Schubert in seiner Reise in's Morgenland, Lane in seinen Sittenschilderungen der heutigen Egypter haben uns diese Volksbelustigungen ausführlich beschrieben. Hören wir, wie, auf sie gestützt, Schnaase uns diese Vorgänge in der ihm eigenen anziehenden Weise beschreibt.

„Einige Zeit nach der Frühlingsnachtgleiche, wenn die tropische Sonne schon brennend heiß lastet, im Juni, beginnt der bis dahin seichte Strom zu steigen. In der Mitte des Monats ist die Nacht des Tropfens, jene wundervolle Nacht, in der, wie die Sage noch jetzt geht, der kräftige Tropfen vom Himmel in den Nil fällt, welcher den Strom so hoch anschwellen macht. Man bringt diese Nacht fröhlich auf

Eine Fischerhütte.

den Dächern der Häuser oder im Freien zu. Nun beginnt die Spannung der Neugier und Erwartung; man eilt hinaus, um das Wachsen des Stromes zu beobachten, welches von Anfang Juli an bemerkbarer wird. Je mehr die Hitze auf dem Sande lastet, desto mehr hebt sich das Wasser im Flusse und in den Quellen des Bodens. Aus dem befeuchteten Schooße sprießt der liebliche Lotos hervor und kühle Winde durchwehen das Land erfrischend."

„Wenn die Sonnengluth am stärksten ist, hat der Strom die Höhe seiner Ufer erreicht; dann werden die Dämme durchstochen, die Canäle geöffnet, und bald bedeckt die Fluth das Thal bis an die Berge. Das ganze Land ist ein See, in dem man die Städte auf ihren Hügeln wie Inseln hervorragen sieht. Das Volk, in zahllosen Nachen von dem wohlthätigen Element getragen, jauchzend und festlich geschmückt, feiert den Segen, der dem Lande zu Theil wird."

Die Annahme, an ähnliche Vorgänge bei unserm Bildwerk zu denken, liegt nahe: der Nil hat seine Ufer verlassen; man spielt, trinkt und freut sich in ausgelassener Weise seines Lebens. Die Kränze im Haar, die vorherrschend weiße Farbe der Gewänder deuten auf festlichen Schmuck. Aus dem Gewässer empor ragt die Laube; nicht fehlt der sprießende Lotus, nicht der Kahn, der über den Wasserspiegel gleitet. Selbst die Jahreszeit stimmt zu der bezeichneten: die Traube, nach welcher auf unserm Bildwerk das eine der Mädchen langt, und die übrigen, welche aus dem Laube hervorblicken, deuten an, daß wir uns im Juni befinden, jener Zeit, wo der Strom seine Ufer verläßt.

Jedoch, sind wir auch berechtigt, Vorgänge von heut mit Vorgängen jener alten Zeiten ohne Weiteres in Verbindung zu setzen? Gewiß nicht eher, als bis wir ihr Vorhandensein in jenen Tagen aus schriftlichen Quellen nachgewiesen haben! Es genügt nicht, sich auf die Erfahrung zu stützen, daß derartige Sitten, Gebräuche und Volksfeste überall mit einer fast unglaublichen Zähigkeit im Volksleben haften und daß selbst der neue Ankömmling in der Regel derartige Gewohnheiten vom Urbewohner entlehnt. Es genügt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß in diesem speciellen Falle die alten Sitten durch die Beschaffenheit des Landes, die regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen und deren günstige Folgen für die Fruchtbarkeit, also gleichsam durch die Natur selbst geschützt worden sind. Auch die bekannte Stabilität des egyptischen Charakters allein würde noch nicht zu mehr als bloßen Vermuthungen genügen.

Wohl aber nähert die Sache sich bereits der Gewißheit, wenn wir verwandte Vorgänge bei den Ueberschwemmungen des Nils im Alterthum nachzuweisen vermögen. Heliodor schildert uns die Belagerung Syene's durch Hydaspes, und bei dieser Gelegenheit erwähnt er auch der Niloen (Heliodori Aethiopicorum libri decem ed. Mitscherlich lib. IX. c. 9) und zwar ausdrücklich als des größten aller egyptischen Feste, das zur Zeit der Sommersonnenwende gefeiert werde, wenn der Fluß zu wachsen begonnen habe. Grade deshalb werde dieses Fest vor allen andern von den Egytern in Ehren gehalten. In dem folgenden Abschnitt (c. 10) wird das Vieh, das zum Behuf der Opfer geschlachtet wird, werden die Dankgebete an die Gottheit noch speciell hervorgehoben. Aber auch die Zechgelage und Gastmäler und die dadurch herbeigeführte Ermattung der Egypter werden nicht mit Stillschweigen übergangen. Hat doch Oronbates, der Held des Romans, sie benutzt, um sich in der folgenden Nacht unbemerkt mit den Seinen aus dem Staube zu machen.

Unser zweiter Gewährsmann ist Aelian (Aeliani de natura animalium libri septendecim ed. Fr. Jacobs lib. XI. c. 10), welcher uns die Ernährung und Behandlung des Apis bei den Egytern ausführlich beschrieben hat. Es ist ihm freilich zu viel gewesen, wie er selbst eingesteht, uns die Aufzüge und Opfer zu schildern, welche die Egypter beim Beginn jeder neuen Ueberschwemmung dem Gott zu Ehren feiern, eben so wenig ist er geneigt, näher auf die Tänze und Zechgelage einzugehen und auf die allgemeine Freude, die dann in den Städten und Dörfern herrscht. Aber auch diese wenigen Bekenntnisse schon genügen uns, indem sie für das Vorhandensein dieser Festlichkeiten ein unumstößliches Zeugniß ablegen, sie genügen uns um so mehr, als die Hand eines Kunsthandwerkers die Lücke des Schriftstellers, ohne es zu ahnen, ergänzt hat.

Wir wenden uns von dem Berliner Fragment, dem lustigen Zechgelage, zu der gesammten Composition, wie sie ein glücklicher Zufall in dem bereits erwähnten Musivgemälde der Familie Barberini zu Palestrina uns erhalten hat.

Die Laube, in welcher die beiden bereits geschilderten Gesellschaften, aus einem Egypter, Römerinnen und Egypterinnen bestehend, sich gütlich thun, findet sich, nur in etwas größerm Maßstabe, hier wieder. Es wäre nutzlos, die höchst skizzenhafte Abbildung aus Bartoly's Peint. ant. hier zu wiederholen, noch weniger kann der überaus dürftige Umriß, den Luigi Cecconi in einer 1827 in Rom erschienenen Monographie veröffentlicht hat, hier eine Stelle finden. Die kostbare, auf sechs Platten vertheilte Abbildung, die der Besitzer des Mosaiks 1721 in Rom auf eigene Kosten veröffentlichen ließ, dürfte bei uns

schwer aufzutreiben sein. So müssen wir uns begnügen, unsern Lesern in einigen Abbildungen wenigstens Etwas von dem Beiwerke, welches auf dem Original zu Palestrina sich findet, zu liefern, bei dem es auf ein genaueres Detail weniger ankommt. Die Größe des ganzen Werkes ist bedeutend: die Höhe beträgt etwas über 13 Fuß, die Breite sogar 17 Fuß, während die Höhe des Berliner Fragments nur drei Fuß und einen halben Zoll mißt und die Breite dieselbe nur um wenig mehr als einen Zoll übertrifft. Die Details des letzteren, besonders die Gesichter, die Haare, die Kränze, sollen mit mehr Eleganz und Deutlichkeit ausgeführt sein, als in jenem, was sich dadurch erklärt, daß die Steinchen, womit dasselbe gearbeitet ist, kleiner und zierlicher sind.

Darüber, um was es sich hier bei diesem fröhlichen Gelage handelt, läßt uns eine aus einem Tempel hervortretende Procession egyptischer Priester (erstes Bild) jetzt keinen Zweifel mehr. Eben so ist der Ort des Vorganges durch Tempel und andere Gebäude hier noch näher gekennzeichnet. Auch dem strengsten Skeptiker müssen die umherkriechenden, nur in Egypten heimischen Thiere, die Krokodile, Ibisse, der Hyppopotamos, den Ort des Vorganges handgreiflich machen. Dieselben haben sich vor der Wasserfluth auf Hügel geflüchtet und werden von den Eingeborenen verfolgt (zweites Bild) oder tauchen aus den Fluthen empor (drittes Bild). Die wie auf kleinen Inseln aus dem umgebenden Wasser hervorragenden Tempel, andere Gebäude (viertes Bild), die Laube mit der angeheiterten Gesellschaft, was braucht es noch mehr, um uns einen klaren Begriff von dem harmlosen Leben und Treiben der alten Zeit an den Ufern des Nils zu geben, wenn wir damit die beigebrachten Stellen der alten Autoren und die Lustbarkeiten der Gegenwart zusammenhalten. Von Herzen müssen wir in den Spruch des Ben Akiba einstimmen: „Alles schon dagewesen!"

Ueber die Zeit vergewissert uns ein schwarzer Adler, welcher über der Thür eines egyptischen Tempels zwischen den Pylonen desselben prangt, und die römischen Soldaten, die in einer Halle gegen die Sonne durch einen zeltartigen Vorhang geschützt stehen, um ihren Feldherrn geschaart, der in der Rechten ein Trinkhorn hält. Der Kranz im Haar zeigt uns, daß er nicht außerhalb, sondern innerhalb des allgemeinen Landesfestes sich befindet.

Wer mag es leugnen, daß unser Bild ein schönes Stück antiken Lebens uns aufbewahrt hat? Wir finden hier zwei Völker, die in gemeinsamer Freude vereinigt zusammenstoßen, und wenn es begründet ist, was Uhden bemerkt, daß jener bekränzte Feldherr das Horn gleichsam wie zur Darbringung einer feierlichen Libation hält, einen beachtenswerthen Zug römischer Toleranz und Politik, der durch das vorüberziehende gewaltige römische Ruderschiff kaum gestört und beeinträchtigt wird. Schon die Wahl des Gegenstandes, ganz abgesehen von der Art der Darstellung, beweist uns, in Verbindung mit so vielen andern Dingen, den empfänglichen Sinn der Römer für alles Ansprechende im Auslande, eine Wahrnehmung, die durch das Umsichgreifen fremder Culte und Sitten in Rom bereits gewährleistet ist. Diese eigenthümliche Beweglichkeit und Biegsamkeit des römischen Charakters hat bei der ihm innewohnenden Festigkeit, ja Starrheit, grade diesem Volke die Rolle zuertheilt, die Brücke zwischen der alten und neuen Welt zu schlagen.

Nur bei diesem Volke, wie es unter Anderm auch auf dem von uns erläuterten Bildwerk in seiner vollen und ganzen Eigenthümlichkeit uns entgegentritt, konnte jene wunderbare Vermischung abend- und morgenländischer Elemente in verhältnißmäßig so kurzer Zeit erfolgen, wie sie schon im vierten Jahrhundert zu einem fast unentwirrbaren Ganzen verschmolzen erscheint. Bei der durchaus friedlichen Haltung unseres Bildwerkes und der unzweifelhaft auf demselben dargestellten Ueberschwemmung, die am allerwenigsten die zu Eroberungen geeignete Zeit ist, bleibt es mir unerklärlich, wie eine von dem italienischen Archäologen Fea ausgegangene Deutung unseres Kunstwerkes, als eine Eroberung Egyptens auch in Deutschland Anklang und Eingang finden konnte.

Die Landschaft auf unserm Bildwerk ist ganz wie bei ihrem Auftreten in der modernen Zeit in der Tribune der alten Basilika zu St. Peter in Rom oder den Wandgemälden des dreizehnten Jahrhunderts in den niederländischen Kirchen nur Beiwerk für die Handlung, die ohne sie für die Darstellung überhaupt unbrauchbar gewesen wäre. So ist uns das einfache, schlichte Bild, dem wir den Werth eines selbständigen Kunstwerkes freilich nicht zugestehen können und wollen, durch das, was darum und daran ist, lieb und werth geworden.

In's alte romantische Land!

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

(Schluß.)

Ich könnte nun meinen Ritt in das alte romantische Land schließen, aber ich will doch noch einiger Männer gedenken, die als Ausläufer der Schule zu betrachten sind. Vielleicht

denkt der Eine hier an Ernst Moritz Arndt, der Andere an Ludwig Uhland und Justinus Kerner. Meiner Ansicht nach gehören sie aber schon einer andern Zeit an. Während bei den Romantikern noch die Gährung der neuen in das Bewußtsein des Volkes eintretenden Elemente im unruhigsten Heben und Brausen begriffen ist, finden wir bei den ebengenannten Männern schon vollkommene Abklärung. Sie träumen nicht mehr, sie wachen; sie leben nicht mehr in der Dämmerung, sie sind in den lichten Tag eingegangen. Das ist noch nicht der Fall bei mehrern später Gebornen, die indeß nur mit einem Fuße in der selig verschollenen Zeit der Romantik, dagegen mit dem andern Fuße bereits fix und fertig in den Tagen eines neuen Lebens stehen. Ihre Werke gehören auch gleichsam zwei Perioden an. In ihren Anfängen sind sie romantisch, in ihrem Fortgang werden sie mehr und mehr modern, so daß sie ihr erstes Auftreten gleichsam negiren. Ich gedenke hier an zwei Schriftsteller, die in gleichen Kämpfen vielfach zusammen genannt worden sind; nämlich an Karl Immermann und Heinrich Heine.

Karl Immermann! Er war eigentlich der erste Dichter, den ich von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Wir beide sind in demselben Jahre, nämlich 1827, nach Düsseldorf gekommen. Freilich war der Unterschied zwischen uns sehr erheblich. Ich trat damals aus dem kleinen Landstädchen Bergheim, im Jülicher Lande, wo mein Vater Kreisphysikus war, gesandt, als kleiner Knabe in die Sexta des Gymnasiums, er trat, aus Norddeutschland kommend, als Rath in das Landgericht. Wir kleinen Burschen trieben zu jener Zeit unsere Spiele vielfach in den schönen Gängen und Alleen des Hofgartens. Da hörte ich einst, daß in das Haus unmittelbar hinter dem Napoleonsberge in den neuen Anlagen ein Dichter eingezogen sei und dort in stiller Einsamkeit hause. Es war Karl Immermann. Als derselbe später nach Derendorf auf das sogenannte Collenbach's Gut übergesiedelt war, wo er auch bis zu seiner Verheirathung mit Marianne Niemeyer in Gesellschaft der bekannten Gräfin Elise von Ahlefeldt wohnte, hat in dem erstgenannten Hause der russische Dichter Graf Joukowsky, der den Homer und Fouqué's Undine trefflich in die Sprache seiner Heimath übersetzt haben soll, seinen Sitz aufgeschlagen. Jetzt ist das Haus eine Wirthschaft, heißt zu den vier Jahreszeiten und beherbergt statt der Musen die ehrsamen Düsseldorfer Bürger mit ihren Frauen und mit ihren Kindern. Nachmals habe ich den Dichter denn auch oft auf den Spaziergängen im Hofgarten, in der Düsseldorfer Alleestraße und auf dem Wege nach Derendorf gesehen, wo seine kräftige Gestalt mit den breiten Schultern und sein scharfes markiges Gesicht mit dem Ansehen eines römischen Imperators stets einen gewaltigen Eindruck auf mich machte. Als ich nun später auch einige seiner Werke gelesen und dabei einen gehörigen Respect vor dem schaffenden Talente dieses Mitbürgers erhalten hatte, fühlte ich mich gedrungen, bei jeder Begegnung ehrfurchtsvoll die Mütze vor dem imponirenden Poeten zu ziehen, worauf er dann meinen Gruß mechanisch erwiederte.

Die Düsseldorfer Anfänge, welche Immermann so reizend in seinen Maskengesprächen erzählt, habe ich natürlicher Weise nicht mitgemacht. Als er mit Schadow und seinen Schülern jenes anmuthige Leben des old merry Dusseldorf genoß, war ich ja noch ein unbedeutender Pennal. Ich hörte nur von seinen Vorlesungen und den Komödien, welche die junge Gesellschaft im Hause des Directors der Malerschule, auf der Akademie und an dem Hofe des liebenswürdigen Prinzen Friedrich von Preußen, der damals auf dem Jägerhofe residirte, aufführte. Wenn mir aber auch das Wasser im Munde vor Begierde zusammenlief, einen Blick in diese poetische Wirthschaft zu thun, so mußte ich doch hübsch zu Hause bleiben. Später wurde ich mit einem Kreise von jungen Künstlern bekannt, in dem Alfred Rethel, Andreas Achenbach, Jakob Becker, Jakob Dielmann und Josef Fay verkehrten; aber diese bildeten eine zweite Düsseldorfer Generation und lebten in ziemlicher Abgeschiedenheit von den ältern Malern, die gewissermaßen schon eine Art von Aristokratie bildeten. Als ich Student war, erschloß sich mir denn auch der Schadow'sche Kreis in der freundlichsten Weise. In jener Zeit hatte Immermann aber die alten Bande gelöst, wie wir es denn auch aus seinen Memorabilien wissen. Seine Stellung war in Beziehung auf das allgemeine Leben ziemlich einsam geworden. Er beschränkte seinen Umgang fast nur auf das von Sybel'sche Haus, auf Karl Schnaase, Friedrich von Uechtritz und einige Maler, unter denen besonders Theodor Hildebrandt genannt werden muß, der auch das beste Porträt Immermann's zeichnete, welches existirt und welches von Josef Keller gestochen worden ist.

In jenen Tagen war übrigens für Immermann die Zeit so überaus kostbar, daß er sich fast mit Gewalt der Geselligkeit entziehen mußte. Er stand nämlich damals an der Spitze des Düsseldorfer Theaters, das in der Geschichte der Dramaturgie einen so hohen Rang einnimmt und auch so leicht nicht vergessen werden wird. Der Dichter hat die Grundzüge dieses Instituts und seiner Entfaltung in gedrängter trefflicher Darstellung bei Gelegenheit seiner Maskengespräche*) selber entworfen. Daß die

*) Siehe Memorabilien, Band III.

Düsseldorfer Kunstfreunde damals Genüsse hatten, die nicht so leicht an einem andern Orte in ähnlicher Weise vorgekommen sind, davon habe ich mich selber oft genug überzeugt. Man sah nicht das leidige Virtuosenthum, das sich heuer auf der deutschen Bühne spreizt, als hätte es für sich allein das Recht der Existenz. Die Stücke wurden als Kunstwerke in der Totalität vor das Publicum hingestellt. Der Dichter faßte sie nach den Intentionen des Dichters und suchte sie als in sich geschlossene fertige Gebilde wiederzugeben. Shakspeare, Calderon, Goethe, Schiller in dieser Weise aufzuführen war um so weniger Kinderwerk, als die Schauspieler, deren Immermann sich bediente, nicht als Genies, sondern meistens als Mittelgut auftraten. So hieß es denn, den zähesten Fleiß anzuwenden und sich keine Mühe verdrießen zu lassen. Und der Intendant war immer tüchtig und gewissenhaft bei der Sache. Ueberdies aber beendigte er damals seine Epigonen neben all' den andern thatsächlichen Beschäftigungen, welche die Leitung der Bühne mit sich brachte. Man kann sich also denken, daß er seine Zeit wahrnehmen mußte.

Am 31. März 1837 nahm das Theater ein Ende, wodurch der Dichter denn auch von einer großen Last befreit wurde und wieder aufathmen konnte. Er wandte sich nunmehr der verlassenen Geselligkeit auf's Neue zu und stiftete die zwecklose Gesellschaft, welche am Allerseelentage eröffnet wurde. Dieselbe sollte die besten und aufgewecktesten Köpfe Düsseldorfs vereinigen und ihnen Gelegenheit geben, sich gegenseitig an einander zu reiben und geistige Förderung und Anregung nach allen Seiten zu verbreiten. In diesen Kreis gehörten die Schriftsteller Karl Schnaase, Friedrich von Uechtritz, die Maler Schadow, Lessing, Sohn, Schrödter, Hildebrand, Reinick, der Musiker Julius Rietz und einige gebildete Beamtenfamilien, unter denen besonders die Sybel'sche zu nennen ist. Frau von Sybel, die Mutter des Geschichtschreibers Heinrich von Sybel, eine hochgebildete Frau, voll von dem lebendigsten Interesse für alle Kunst, war nämlich eine der begeistertsten Freundinnen des Dichters. Die Gesellschaft hatte ein eigenthümliches Statut, in dessen erstem Paragraph festgestellt war, daß der Zweck des Ordens der zwecklosen Gesellschaft wäre, keinen Zweck zu haben. Die Mitglieder bestanden aus Keimen, Genien, Seelen und den unbekannten Obern. Keime waren die fremden Gäste, Genien die Gattinnen und Töchter der Mitglieder, Seelen solche aufgenommenen Theilnehmer, die sich bewußt waren, ohne Zweck gehandelt zu haben, die unbekannten Obern aber die Geschäftsführer, welche dreifach ihr zweckloses Handeln schriftlich dargethan hatten. Ueber Allen stand das mystische Oberhaupt Sarastro, der bei jeder Zusammenkunft ein Anderer war und der Gesellschaft präsidirte.

Ich habe zwei Zusammenkünsten der zwecklosen Gesellschaft beigewohnt, als ich mich während der Ferien in Düsseldorf befand. Einmal wurde ich durch Adolf Schrödter, ein andermal durch Robert Reinick eingeführt und dem Dichter vorgestellt, mit dem ich aber nur wenige Worte wechselte. Es sind auch die einzigen Gelegenheiten gewesen, wo ich ihn in engerm Kreise sehen und beobachten konnte. Wenn auch der Eine oder Andere an diesem Abende sein Scherflein zur Belebung der Geselligkeit beitrug, unter denen namentlich Julius Rietz mit seinen musikalischen Leistungen hervorstach, so schien Immermann doch wesentlich die Seele des ganzen Ordens zu sein. Als ich das erstemal anwesend war, las er die Anfänge des Münchhausen, beim zweitenmal trug er das Gedicht Dread nought von Ferdinand Freiligrath vor, der damals in Barmen auf dem Comptoir des Herrn von Eynern arbeitete und sich mit Immermann in Verbindung gesetzt hatte. Natürlich sind mir jene Abende unvergeßlich in der Erinnerung stehen geblieben, denn ich habe hier die Anfänge eines Werkes gehört, das damals zuerst vor die Seele der Zuhörer tretend, sich später eines so großen Beifalls im ganzen Vaterlande erfreut hat. Dann aber bot sich mir auch Gelegenheit, das große Vorlesertalent des Dichters zu bewundern, der übrigens in seinem Vortrage keinen so natürlichen Fluß entwickelte, wie dies bei Tieck der Fall gewesen ist. Freilich war das Organ, das der mächtigen breiten Brust entquoll, von ganz anderm Metalle, wie die Stimme des Dresdener Hofraths. Vielleicht wäre meine Anerkennung auch eine größere gewesen, wenn ich Immermann in einem Drama gehört hätte, welcher Genuß mir leider versagt blieb. Bei den komischen Scenen des Münchhausen fand ich ihn sogar etwas forcirt, etwa in derselben Weise, wie auch der Witz dieses Romans nicht selten forcirt ist. Nach den ästhetischen Genüssen gab es dann ein heiteres Mahl, bei dem Julius Rietz das Textbuch der Zauberflöte, welches als Gesetzbuch der Gesellschaft diente, in oftmals höchst drolliger und lustiger Art zu den contrastirendsten Citaten handhabte.

Im Ganzen schien mir die Stellung Immermann's zu der Gesellschaft nicht grade auf einen innigen und gemüthlichen Verkehr zu deuten. Es machte mir den Eindruck, als wenn der Dichter mit seiner breiten Gestalt und seinem Imperatorengesichte, dessen Typus, in das Germanische übersetzt, an den Kopf Napoleon's erinnerte, zu imponiren liebe, worauf die Anwesenden denn auch größten-

theils eingingen, indem sie sich imponiren ließen. Von gleichberechtigtem Meinungsaustausch, der sich in harmlosen Plaudereien ergeht, habe ich nur wenig bemerkt. Außer Schadow und Rietz hielten sich alle Andern still, was übrigens auch vielfach den an und für sich betrachtenden Individualitäten zugeschrieben werden muß. Die Art, wie die Männer seine Vorlesung aufnahmen, zeigte eine sich von selbst verstehende, und wie ich meine, kritiklose Verehrung. Die Damen lachten mitunter stoßweise bei komischen Stellen mit verhaltenem Respect. Auch bei Tisch und später, als wir um eine Bowle saßen, führte Immermann das Wort, während sich die Uebrigen ziemlich passiv verhielten. Es kam mir vor, daß er der perennirende Sarastro sei. Er hatte sich übrigens in literarischer und bühnischer Beziehung schon so lange als erste und letzte Instanz gefühlt, daß eine solche Stellung sich ganz naturgemäß entwickeln mußte.

Als ich im Jahre 1840 von Berlin in die Heimath zurückkehrte, hegte ich die stille Hoffnung, mit dem Dichter in nähere Verhältnisse zu kommen und mannigfache Förderung von ihm zu erhalten, denn ich war ja kein grüner Student mehr, sondern ein wenn auch noch junger doch fertiger Mann. Allerlei freundliche Gerüchte, die umgingen, schilderten überdies die große Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er hatte nämlich sein Verhältniß mit der Gräfin Ahlefeldt gebrochen und sich mit Marianne Niemeyer aus Halle verheirathet. Seine junge Ehe sollte ihn ungleich milder, freundlicher und zugänglicher gestimmt haben. So kam ich im August in Düsseldorf an. Vorläufig war aber kein Gedanke daran, die gewünschte Verbindung anzuknüpfen. Ich erfuhr zu meinem Leidwesen, daß der Dichter, der unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. durchaus keine Förderung erhalten hatte, unter dem neuen Regimente als Appellationsrath nach Cöln versetzt werden sollte. Dann aber erwartete Frau Immermann auch ihre Niederkunft, und in der That ging auch schon nach wenigen Tagen das Gerücht durch die Stadt, daß der Dichter der glückliche Vater eines gesunden Töchterchens geworden war.

Und dann hieß es plötzlich, Immermann sei heftig erkrankt. Gleichwohl hatte er sich nach einem heftigen Frostanfall am andern Tage wieder mäßig erholt; er fühlte sich nur noch matt und blieb auch acht Tage in diesem Zustande. Während die Aerzte bei seiner riesenhaften Natur eine baldige sichere Genesung hofften, trat jedoch plötzlich ein heftiges Fieber ein. Auch dieser Anfall ging, aber er kam wieder. Man glaubte an ein Wechselfieber. Am 25. August flog des Morgens die fürchterliche Kunde durch die Stadt, Immermann sei todt. Keiner wollte es glauben. Wie konnte diese Natur von Erz so rasch erliegen! Und dennoch war es so. Furchtbarer Schrecken bemächtigte sich seiner Freunde, die sich mit bleichen Gesichtern die Trauermär mittheilten. Ach Gott! In der einen Stube des Hauses lag das junge Weib mit dem neugeborenen Kinde, in einer andern lag die Leiche des Gatten und Vaters.

Der Dichter war an Herder's Geburtstag gestorben. Wir haben ihn an Goethe's Geburtstag begraben. Vor dem zweiten Hause der Ratingerstraße zur linken Seite, wenn man von der Allee hineintritt, versammelte sich ein reicher Kreis von Leidtragenden, der aus Künstlern, Beamten, Lehrern und einer Menge von Leuten von allen Classen bestand. Man ordnete sich zu einem letzten Geleit. Der Zug verlor sich in den Hofgarten, dort begannen die ernsten Töne des Beethovenschen Trauermarsches in mäßiger Ferne von dem Sterbehause, damit die arme Wittwe die Klänge nicht höre. Es ging zum Kirchhofe, wo das offene Grab der Reste eines Mannes harrte, der in der letzten Zeit seines Wirkens der Romantik abgesagt und sich einer neuen hoffnungsvollen nationalen Richtung zugewandt hatte. Durch Frauenhände war der Sarg mit reichem Blumengewinde umgeben und mit dem Lorbeerkranz geschmückt worden. Unter den Liedern der Künstlerliedertafel wurde der Staub dem Staube vermählt. Wir warfen die dunkeln Schollen auf den dröhnenden Sarg. Dahin! Ich hatte auf einen Lebenden gehofft und fand einen Todten.

Anderthalb Jahre später befand ich mich zu einem viermonatlichen Aufenthalte in Paris. Ich trug die trefflichsten Empfehlungen in der Tasche an Franzosen und Deutsche. Unter den Letztern lernte ich die Architekten Gau und Hittorf, den Maler Heinrich Lehmann und den Schriftsteller Jakob Venedey kennen. Auch außerdem war grade viel junges Deutschland in der französischen Hauptstadt. Franz Dingelstedt hatte eben seinen kosmopolitischen Nachtwächter geschrieben und vermied die deutschen Regierungen, obschon er schon damals davon träumte und es auch in einem Gedichte aussprach: „Ich will geheimer Hofrath werden.“ Herwegh, der Sänger der Gedichte eines Lebendigen, war aus der Schweiz herübergekommen und wollte die ganze sündhafte Stadt mit Stumpf und Stiel ausrotten. Gutzkow erschien für einige Wochen, um dieselbe in den später erschienenen zwei Bänden „Pariser Briefen“ zu schildern. Dazu gesellte sich noch der Musiker Karl Eckert, der jetzt in Wien Director der Oper ist, und Eduard Frank, der eben im Begriffe steht, von Cöln, wo er lange Jahre an der Musikschule thätig war,

nach Bern überzusiedeln, um dort an die Spitze der Bestrebungen für die Tonkunst zu treten. Wir Alle nahmen unser Mittagsessen meistens gemeinschaftlich in der Rue Richelieu bei einem Restaurant Namens Debaize und tranken unsern Kaffe im Café Lepelletier gegenüber der großen Oper. Ja, wir hielten einst in der Herberge, wo unser Mittagstisch stand, einen großen Commers, an dem außer den genannten Personen noch viele Correspondenten deutscher Zeitungen, nämlich Seuffert, Carpeles, Rochau und Haller, so wie die Musiker Dalberg und Schindler theilnahmen. Ich hatte damals das Festlied gedichtet, Schindler hatte es componirt. Da wurde „himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt" über Deutschland gesprochen. Die Phantasien jener seltsam bewegten Zeit waren tausendfach. Aber unter meinen lieben Deutschen fehlte immer und immer Heinrich Heine.

Und ich hätte ihn doch vor Allen gern einmal gesehen, den wunderbaren Liedersänger und nichtsnutzigen Satyriker, dessen Schriften die ganze Jugend der Zeit berauschend vergiftet haben und noch vergiften. Ich wußte durch die Bekannten, daß er nicht Jedem, der ihn mir nichts Dir nichts besuchte, den Zutritt gestattete. Einige schienen keine rechte Lust zu haben, mich zu ihm zu führen, wahrscheinlich weil sie nicht auf dem besten Fuße mit dem losen Spötter standen. Zudem war er damals mißtrauisch gegen die Deutschen, weil sie auch mit Gutzkow verkehrten, der ihn grade in seinem Buche über Börne heftig angegriffen hatte. Dingelstedt wollte aber doch mein Führer sein. Indeß auch hier zeigte sich das Mißgeschick thätig. Wir verabredeten mehrere Male uns zu treffen, um den Gang zu unternehmen und verfehlten uns. Da erhielt ich eines Morgens einen Brief, der ungefähr folgendermaßen lautete: „Une dame, que vous connaissez, desire Vous parler. Trouvez vous demain vers midi rue Rivoli à la porte de la maison No. 22." Das ging nun über die Erfahrung des Pariser Neulings hinaus, und ich stieg hinab in das Zimmer Seufferts, der mit mir in demselben Hause wohnte, um mir seinen Rath zu holen. Er meinte, es würde mich wohl eher eine Attrappe als ein Abenteuer erwarten; man hätte übrigens auch Beispiele, daß solche Stelldichein gegeben würden, um irgend einen Diebstahl auszuführen, es wäre deshalb gut, Uhr und Börse zu Hause zu lassen und einen Dolch mitzunehmen, ich solle übrigens thun, was ich wolle. Ich beschloß zu erfahren, was sich für ein Abenteuer hinter dieser Aufforderung verstecke.

Es war ein launenhafter Märzmorgen, an dem Hagel- und Regenschauer neckisch mit blitzenden Sonnenstrahlen durch die Lüfte zogen, als ich von der Seine kommend durch den Tuilleriengarten schritt und in die Rue Rivoli lenkte, um mir dort die besagte Hausnummer zu suchen, die ich denn auch ohne Schwierigkeit fand. Die genannte Straße hat nur eine Häuserreihe, welche sich gegenüber den Gärten und Terrassen des kaiserlichen Palastes hindehnt, jedes Haus gleicht dem andern in der Bauart, wie ein Ei dem andern, dabei ziehen sich längs den Erdgeschossen rundbogige Arcaden hin, in denen sich Laden an Laden mit einer Ausstellung der mannigfaltigsten Waaren und Luxusgegenstände reiht. In die Straße aber münden aus dem Innern der Stadt eine Menge von andern Straßen. Die Hausthür, an welcher sich mein Posten befand, war die zweite von einer Ecke. Im Eckhause aber wurde gebaut, weshalb vorsichtshalber der Bogengang neben meinem Standpunkte mit Brettern zugenagelt war, deren ziemlich breite Ritzen mir indeß gestatteten, in die fortgesetzten Arcaden zu sehen, ohne daß ich selbst gesehen wurde. So konnte ich denn das Feld, auf dem sich mein Abenteuer entwickeln sollte, nach allen Richtungen überschauen. Ich stand denn auch und blickte hinauf und hinab in das Gewühl der Dahinwandernden, ich ließ die Augen über die Straße schweifen, ich warf meine Blicke auf das nächste Thor, das in die Tuilleriengärten führte. Alles vergebens! Sie wollte nicht erscheinen la dame, que je connaissais.

Und wieder schaute ich durch die Zwischenräume der Planken. Siehe, da hatte sich plötzlich ein Tischgenosse aus der Rue Richelieu eingefunden. Es war Rochau, der dort mit seltsam lächelnder Miene bald stand, bald ein Paar Schritte auf- und abwärts ging und sich, wie ich es gethan hatte, nach allen Seiten umsah. Mir drängte sich plötzlich und unwiderstehlich der Gedanke auf, ich, der Neuling in der großen Weltstadt, sei zum Gegenstand eines schlechten Witzes auserkoren worden, der von meinen deutschen Bekannten ausgesponnen wäre: Dingelstedt, Venedey, Haller und wie sie sonst hießen, würden sich nun auch einfinden und mit Rochau, der als Vorbote gekommen, verbunden, um die Planken treten und mich gemeinsam verhöhnen. Ein heller Zorn kochte in mir auf, ich machte mir einen Sack voll grober Redensarten zurecht und blieb, statt dem drohenden Ungewitter zu entfliehen, in germanischer Verstocktheit nur desto hartnäckiger auf meinem Platze. Aber der erwartete Act ließ schließlich doch zu lange auf sich warten. Da ich sah, daß Rochau noch immer mit derselben erwartungsvollen Miene hin- und herwanderte, so dachte ich mit ihm allein die Sache abzumachen und trat plötzlich zu ihm heran:

„Nun, was machen Sie denn hier?“ fragte ich, „sonst sind Sie ja um diese Stunde im Lesecabinet der Galerie Montpensier!“ „O, o,“ sagte er mit einiger Verlegenheit, „ich schöpfe hier Luft!“ In die Ansicht verrannt, daß er an der Spitze des Complotts gegen mich stehe, fuhr ich dann bitter fort: „und um eine wohlfeile Komödie zu spielen!“ Dabei zeigte ich ihm das Billet. „Wie, Sie haben auch einen Brief?“ rief er aus. „So lassen Sie uns eilen, daß wir fortkommen, denn es werden sicher noch Mehrere zum Stelldichein erscheinen!“ Wir nahmen sofort Reißaus, er äußerte sich sehr grimmig, zumal da nicht einmal der erste April war, an dem einst einer unserer Pariser Bekannten stundenlang auf dem Montmartre vergeblich auf eine Dame gewartet hatte.

Aber wir waren kaum zwanzig Schritte gegangen, so rief er laut lachend: „Da kommt auch Heine, er hat sich auch an der Nase herumführen lassen.“ Und dann redete er eine kleine dicke Figur an: „Nun, Heine, haben Sie auch einen Brief erhalten?“ „Ei freilich!“ tönte die Antwort, und der Angeredete zog ein Billet aus der Tasche. Wir verglichen die Handschrift, es war in allen dreien Zetteln dieselbe. Wer hatte diese Intrigue ausgeheckt? Keiner wußte eine Lösung des Räthsels. War Rochau nichts weniger wie erbaut, daß er in die Falle gegangen war, so zeigte sich Heine im höchsten Grade verdrießlich, und schalt solche Späße sehr wohlfeil, er habe wohl etwas gewittert, aber eher geglaubt, dieser Streich sei von seinen alten Feinden ausgegangen, die ihn noch vor Kurzem auf die gemeinste Weise verfolgt hätten. Zugleich bezog er sich mit der größten Unbefangenheit auf die bekannte Ohrfeigengeschichte und meinte, diesmal habe er für einen solchen Fall eine scharfe Waffe zu sich gesteckt, die er auch wirklich in der Gestalt eines kleinen Dolches aus der Brusttasche zog. Ich kann aber nicht anders sagen, als daß mir die Attrappe das größte Vergnügen machte, denn ich hatte den pikanten Dichter auf eine sehr pikante Weise kennen gelernt. Ja, ich wußte dem geheimen Urheber dieses seltsamen Stelldicheins den besten Dank. Lange Zeit hielt ich Dingelstedt für den Schalk, der diese Begegnung anzettelte. Später aber hörte ich in Cöln auf einem Balle von einer jungen Dame, daß ihre Freundinnen, unter denen sich einige lustige lebensfrische Rheinländerinen befanden, sich den Spaß gemacht haben, uns in der Rue Rivoli aufzupflanzen, wofür ich ihnen in diesen Zeilen, falls sie ihnen zu Gesicht kommen, nachträglich meine vollste Erkenntlichkeit ausspreche.

Heine's Außenseite machte damals durchaus keinen hervorstechenden Eindruck. Er sah eher einem behäbigen Geschäftsmanne, wie einem Poeten ähnlich, der die Reisebilder geschrieben hat. Sein ziemlich fettes Gesicht mit den kleinen Augen, die sich überdies hinter einer Brille versteckten, sein etwas feister Leib und seine durchaus nicht reizenden Bewegungen verleugneten eher die leichte, neckische, übermüthige Psyche, die dies Gefäß zur Wohnung auserkoren hatte. Aber nachdem ich ihm als rheinischen Landsmann von Rochau, der dann in das Palais royal in sein Lesecabinet eilte, vorgestellt worden war, fand ich bald an den mannigfaltigsten leicht hingeworfenen Bemerkungen über deutsche Zustände und Persönlichkeiten jenen glänzenden Witz, der ihn auch im Gespräche in der eigenthümlichsten Weise auszeichnete. Ich mußte ihm von seiner Heimath erzählen, von der er geschrieben hat: „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird Einem wunderlich zu Muthe.“ Freilich hatte er keine anderen Beziehungen zu ihr, als daß er seine Jugend in der schönen Gartenstadt verlebte. Nach Verwandten brauchte er nicht zu fragen, denn seine Familie war längst nach andern Orten übergesiedelt, die Mutter nach Hamburg, ein Bruder, der Arzt geworden, nach Rußland, ein anderer, der Schriftstellerei trieb, nach Wien. Nach vielfachen Erkundigungen, die ich in Düsseldorf angestellt hatte, mußte ich mich sogar verwundern, daß das Angedenken an den Dichter dort fast gänzlich erloschen war. Alte Leute wußten sich nur noch zu erinnern, daß Heine's Eltern auf der Bolkerstraße in dem später Bender'schen Hause eine Handlung von wollenen und seidenen Stoffen führten. Auch wurde mir als Knabe ein kleiner alter Mann gezeigt, der ein Oheim des Dichters war und als Schreiber bei einem Advocaten Diderich arbeitete. Dann hörte ich von einem alten Geheimen-Regierungsrath, Namens Fasbender, der seit dem Anfange des Jahrhunderts in Düsseldorf lebte und mit dem Professor Schallmeier befreundet war, von dem Heine, wie er in den Reisebildern sagte, viel Deutsch gelernt hatte, daß dieser würdige Geistliche sich über das Genie des kleinen Gymnasiasten, der sich als Jude bloß zur genauen Einsicht christlichen Religionsunterricht geben ließ, außerordentlich günstig ausgesprochen und geäußert habe, der kleine Schüler werde ein großer Mann oder ein großer Hallunke, was denn auch wohl beides in einem gewissen Sinne eingetroffen ist. Indeß von all diesen Dingen war nicht die Rede unter uns. Der einzige Mann in Düsseldorf, für den er sich interessirte, war Immermann, den wir längst begraben hatten, indessen bekundeten sich seine Urtheile über diesen Freund nicht mehr so anerkennend, wie die Zeugnisse, die er ihm im Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn ausgestellt hatte.

Wahrscheinlich hatte er sich der tiefsittlichen Natur Immermann's, die sich von Jahr zu Jahr veredelte und läuterte, mehr und mehr entfrembet. So gelangten wir allmälig zu seiner Wohnung im Fauburg Poissonière, wo wir uns verabschiedeten. Seit jenem Tage habe ich Heine noch verschiedene Male gesehen und ihn stets höchst witzig, geistreich und voll von guten Einfällen gefunden.

Im November 1847 machte ich wieder eine Fahrt nach Paris. Daß ich an einen Besuch bei dem Dichter des Buches der Lieder dachte, über dessen Gesundheitszustand so traurige Nachrichten nach Deutschland kamen, lag auf der Hand. So wanderte ich denn mit Jakob Venedey in die Rue d'Amsterdam. Der Freund erzählte mir schon auf dem Wege von den unheimlichen Veränderungen, die ich bei Heine finden würde. Nachdem wir uns angemeldet hatten, wurden wir sofort angenommen. In welche trostlose Verhältnisse war der Dichter seit den fünf Jahren gerathen, wo ich ihn nicht mehr sah! Der Arme lag geknickt in einem Sopha. Die gesunde Feistigkeit hatte einer entsetzlichen Abmagerung Platz gemacht, die Wangen erschienen eingefallen, die wohlgenährten Glieder geschwunden, ja, sie versagten ihm sogar den Dienst. Es hatte sich eine Lähmung bei ihm ausgebildet, die von Tag zu Tag zunahm und besonders die untern Extremitäten in Bande schlug. Was aber noch trauriger war, er hatte die Herrschaft über seine Augenlider verloren, deren Nerventhätigkeit bei dem einen gänzlich und bei dem andern bis auf ein geringes Ueberbleibsel erloschen war. So ruhte das Gesicht, dem indeß die Sehkraft nicht fehlte, hinter einer traurigen Decke. Wollte er mit dem bessern Auge sehen, so mußte er das Haupt zurücklegen, um die Pupille vor die übriggebliebene Spalte zu bringen; wollte er mit dem schlechtern Auge Jemanden erkennen, so mußte er mit der Hand den Deckel aufheben. Es bot sich mir ein trostloses Bild menschlicher Hinfälligkeit. Aber trotz alledem waren seine Züge und ihr Ausdruck viel edler geworden. Die Seele schien jetzt erst recht in das Antlitz getreten zu sein. Wie fein und scharf geschnitten waren alle Formen! Der hübsch gepflegte Bart à la Henry IV. erhöhte noch den Eindruck. Dieses krank ersterbende Gesicht hatte etwas von jenen Köpfen, wie wir sie auf schön geschnittenen Steinen finden. Der ganze Mensch sah aus wie eine sehr traurige Elegie.

Aber auch sein Geist klang heute vorwiegend wie eine Elegie, in die sich nur zuweilen eine scherzhafte Wendung kichernd hineindrängt. Das that, es waren in den letzten Tagen lauter traurige Nachrichten in seine Krankenstube gedrungen, die ihm das Bild des Todes unbarmherzig vor die Seele rückten. Felix Mendelssohn-Bartholdy, der so manches seiner reizenden Lieder mit wundervollen Melodien umkleidete, war am 4. November in Leipzig gestorben. So viel ich mich erinnere, traf aber an demselben Tage die Nachricht von dem Tode des großen Arztes Dieffenbach ein. Heine war mit Beiden befreundet gewesen. Unsern berühmten Chirurgen schien er am meisten zu beklagen, während er Mancherlei an Mendelssohn's zurückgreifender musikalischen Richtung zu mäkeln fand. Wir kamen nun auf noch manche andere Verstorbene zu reden, so daß unser Gespräch ein rechtes Todesgespräch wurde. Ueber Immermann äußerte er sich diesmal mit weit größerer Achtung als vor fünf Jahren, wahrscheinlich weil derselbe schon historisch geworden war. Er erinnerte sich voll Wehmuth der Zeit, wo er mit dem Dichter des Münchhausen die ersten Feldzüge in die Literatur gemacht hatte, kräftig, frisch, hoffnungsvoll, zu all jenen Triumphen stürmend, welche Heine vorzugsweise in jenen Tagen feierte. Und auch Platen's Gestalt tauchte plötzlich herauf. Seltsame Wendung der Dinge! Er ließ diesem edeln Geiste plötzlich alle Gerechtigkeit angedeihen und bedauerte von Herzen seine Angriffe auf einen Mann, der ein Pfleger der edelsten Richtungen in der Poesie wurde, und dessen Kräfte, die sich in stetigem Wachsthum zeigten, er unterschätzt habe. Es hat sich freilich später herausgestellt, daß es ihm mit einem solchen Widerruf nicht recht Ernst war, denn in seinem Lazarus finden sich wieder giftige Pillen für die Plateniden. Heine stand eben in diesem Augenblicke unter dem Einflusse einer weichen Stimmung, die übrigens auch gar bald wieder in Spott und Hohn überschlug, als er auf die Memoiren kam, welche er jetzt zu schreiben gedenke. Von diesen Memoiren ist überhaupt viel geredet worden, weil der Dichter, wie ich bezeugen kann, selber viel davon redete. Es schien, daß er seine Freunde damit schrecken wollte. Er sagte, daß er Morgens häufig daran arbeite und daß er zu diesem Zwecke in der letzten Zeit seine Correspondenzen durchgesehen und darin Papiere gefunden habe, welche manchen jetzt florirenden Beamten als Hochverräther hinstellen würden, wenn er sie veröffentliche. Der arme kranke Mann! Er hat überhaupt viele überflüssige feindliche Gespenster gesehen, die gar nicht existirten, wahrscheinlich weil er etwas zu sehr den Cancan liebte und deshalb mit allerlei Leuten verkehrte, die er sich besser vom Halse gehalten hätte, zumal er mit der Elle, mit denen er diese zu messen gewohnt war, nun auch die ganze übrige Welt maß. Wir brachen endlich auf. Er erhob sich von seinem Schmerzenslager und versuchte ohnmächtig mit dem Fuße zu stam-

pfen, als wolle er das Siechthum abschütteln. Ach, er sehnte sich noch immer so sehr in das frische frohe Leben! Aber die Beine schlotterten, er konnte kaum auf den Füßen stehen, die Pein übermannte ihn fast. Als ich ihm mit den besten Wünschen für seine Genesung die Hand reichte, versicherte er mir, daß er über alle Täuschungen hinaus sei und sich jeden Tag mehr und mehr absterben fühle. Er ist aber noch lange lange Jahre gestorben, bis er am 17. Februar 1856 wirklich als ein todter Mann auf der Bahre lag.

Aber gehört denn Heine auch hierher? Freilich, denn er sagt es ja selbst in seinen Geständnissen, die im Jahre 1854 geschrieben sind. Dort heißt es: „Ein geistreicher Franzose nannte mich einst einen romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für Alles, was Geist ist, und so boshaft die Benennung war, hat sie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie ist treffend. Trotz meiner examinatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es im höhern Grade als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödtlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder die unendlichste Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn, der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, „es war das letzte Waldlied der Romantik" und ich bin ihr letzter Dichter, mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward."

Sie sind dahin. Requiescant in pace! Die Erde sei ihnen leicht auf ihren verstreuten Gräbern. Karl Immermann wurde zuerst zu Grabe getragen, dann schlief Fouqué am 23. Januar 1843 zu Berlin hinüber. Ihm folgte August Wilhelm von Schlegel. Nun kam die Reihe an Ludwig Tieck, der am 28. April 1853 zu Berlin starb. An ihn reihte sich Heinrich Heine, der auf dem Friedhofe Montmartre bei Paris im fremden Westen ruht. Im fernsten deutschen Osten zu Neiße im Odergebiet aber ging Josef von Eichendorff am 26. November 1857 zum ewigen Frieden ein. Und nun ist auch Bettina von Arnim in diesem Jahre am 20. Januar zu Berlin gestorben. Mich aber haben die goldenen Frühlingstage mit ihrem rauschenden Leben hier am Siebengebirge an die Verstorbenen erinnert, daß ich ihnen dieses Todtenopfer bringen mußte.

Rhein und Romantik!

Ein Stück jüdischer Volkspoesie.

Aus dem Midrasch der Klagelieder

von

Emanuel Deutsch.

. . . Und der junge Talmudschüler,
Wenn sein Herze war bestäubet,
Und betäubet vom Dispute
Der Halacha —
Floh alsdann sich zu erfrischen
In die blühende Hagada,
Wo die schönen alten Sagen,
Engelsmärchen und Legenden,
Stille Märtyrerhistorien,
Festgesänge, Weisheitssprüche,
Auch Hyperbeln gar possirlich —
Alles aber glaubenskräftig
Glaubensglühend — — O das glänzte,
Quoll und sproß so überschwänglich —
Und des Knaben edles Herze
Ward ergriffen von der wilden
Abenteuerlichen Süße,
Von der wundersamen Schmerzlust
Und den fabelhaften Schauern
Jener seligen Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung
Die wir nennen Poesie . . .
Heinrich Heine.

Midrasch ist Auslegung, Deutung der heiligen Schrift und behandelt als Halacha den gesetzlichen, als Hagada oder Midrasch im engern Sinne den ethischen und historischen Theil derselben. Die Halacha (Norm) umfaßt sowohl die überlieferten, das Wort der Schrift ausführenden Satzungen, die als mündliches Gesetz mit dem schriftlichen parallel laufen, als auch die Discussionen, welche die Präcisirung jener Satzungen bei schwankender Tradition und veränderten Umständen hervorgerufen. Ihr Platz war das Lehrhaus, ihre Methode die strenge Regel der Schule, ihre Meister ragten — ein geistiger Adel — als „Weise," „Weisheitsjünger" hoch über der Menge empor. Anders die Hagada. Sie war nicht ein „Gehörtes," Recipirtes, und schließlich Bindendes, wie jene, sondern ein „Gesagtes," — Sage, Legende, Märchen, Gleichniß, Gnome: — Poesie mit einem Worte, wild und üppig wie ein Urwald dem geweihten Boden der Schrift entsprossen. Ihr war das Bibelwort nicht, wie der Halacha, die vermittelst bestimmter Schlußformeln selbst in seinen einzelnen Buchstaben eine Hindeutung auf die fraglichen traditionellen Bestimmungen nachwies, letzte Instanz, sondern nur eben der „güldene Haken, an den sie die bunte Pracht ihrer Gewebe hängte" — Introduction, Refrain, Text oder Grundstrophe für ihre Glossendichtung. Das göttliche Gesetz bis in seine kleinsten

Fugen auszubauen, daß es fest und unerschütterlich aller Zeit trotze, war die Aufgabe, die, unbekümmert um Noth und Trübsal der Gegenwart, die Halacha mit unerbittlicher Consequenz verfolgte — aber das Volk, das lebende, das im Elend geistig und körperlich zu verkommen drohte, zu wecken, zu erschüttern, zu erheben, mitten in der tiefen Nacht des Leides sein Glauben und sein Hoffen an dem ewigen Worte neu und immer neu zu entzünden, aus der strahlenden Vergangenheit die leuchtende Zukunft zu künden, die Gegenwart mit ihrem ganzen Inhalte zu deuten, und als ein vorlängst in Gottes Rath Bestimmtes, aus der Schrift zu deuten, — das war die Aufgabe der Hagada, der Prophetin des Exils. Und sie redete überall; in den „vier Ellen" des Lehrhauses, in der Synagoge, beim Festmahle, bei Geburt und Grab — wo immer Juden sich zusammenfanden in weihevollem Vereine — wie die Poesie dem Menschen nahe tritt mitten im Leben, wo immer des Momentes Ernst und Feier ihn über sich selbst hinaushebt; — und wo immer sie in des Volkes Herz redete, schlug es ihr voll und warm entgegen. Die Halacha war das eiserne Bollwerk um Israels Nationalität, für das mit dem letzten Blutstropfen Jeglicher in jeglichem Momente einzustehen bereit war, die Hagada aber war ein Labyrinth von Blumengängen innerhalb dieser Ringmauern. Was Wunder, daß das Volk vor der Zeiten Drang dahineinflüchtete, und, bei ängstlichster Befolgung des Gesetzes, doch die Discussionen darüber seinen Lehrern überließ? — Rabbi Chia bar Abba, ein Halachist und Rabbi Abbahu, ein Hagadist, kamen einmal zusammen in eine Stadt und hielten Vorträge. Die Menge drängte sich um den Letztern, die Halacha Chia's blieb vereinsammt. Da tröstete der Hagadist den Gekränkten mit einem Gleichniß: — Zwei Kaufleute kommen in eine Stadt und bieten ihre Waaren feil. Der Eine legt Perlen und köstlich Gestein aus, der Andere bunten Schmuck — ein Kettlein, einen Ring, ein Band — zu wem wird sich das Volk drängen? — — Vormals, da des Lebens Fristung noch nicht bittere Arbeit war, da hatte es wohl Muße für das tiefe Wort der Lehre — jetzt bedarf es der Segnungen, der Tröstungen. —

Um aber immer und immer wieder Anziehendes, Ergreifendes, Neues sagen zu können, mußte die Hagada frei sein vor allen Dingen, — frei in ihren Stoffen, wie in ihrer Vortragsweise. Ihr Bereich waren nicht, wie das der Halacha, die pentateuchischen Gesetzesbestimmungen ausschließlich, sondern die ganze Bibel mit all ihren Tönen und Farben gehörte ihr, und diese ganze Bibel wurde ihr eine unendliche Reihe von Themen für die wunderbarsten und capriciösesten Variationen. Jeder Vers und jeder Theil eines Verses konnte ihr Rahmen werden für Himmel und Erde — es bedurfte nur eines Wortes, das sie irgendwie bedeutungsvoll anmuthete — sie schaute hinein, tief und tiefer, und wie aus purpurnem Meeresgrunde herausstieg die Fülle der Gesichte, die sie ahnte und träumte — — die ganze versunkene Pracht Zion's, der Berg Moria mit des Tempels unsagbarer Herrlichkeit, die Priester im hochheiligen Weihedienste waltend, der Leviten jauchzende Chöre, der Seher leuchtende Schaar, die Könige mit güldenen Kronen, — der Väter und Mütter bleiche Gestalten — — Jerusalem, die heilige, in Trümmern — einsam sitzend zur Nacht, weinend und immerfort weinend — — das Zion endlich am Ende der Tage, da glorreich Jehova's Banner wieder wallet von seinen Bergen, da alle, alle Völker hinströmen einmüthiglich, um dem einen, einzigen Gotte zu dienen — Alles das und noch viel, viel mehr. — Aber als ein banger Schlußchor tönte es immer und immer wieder dazwischen: — An den Wassern Babel's saßen wir und weinten — unsere Harfen hingen an den Trauerweiden . . .

Zu der freien Kunst ist ein Jeglicher berufen, dessen Herz höher schlägt für des Volkes und der Menschheit Wohl und Wehe, und der das rechte Wort und Bild in der rechten Stunde auszutönen vermag. So wurden der Meister und Dichter, — meist ungenannt oder pseudonym wie in aller Volkspoesie, — der Deutungen und Dichtungen, unendlich Viele. Jeder Bibelvers stand Jedem frei, und Jedermann sieht eben eine andere Welt, — wie je nach Stimmungen und Zeiten Naturbetrachtung und Natursymbolik des Individuums wie des Volkes eine andere wird. Zudem suchte jede Generation für ihre eigene Gegenwart mit ihren Ereignissen und Ideen die Vorherverkündigung und Sanction der Bibel, wollte mit eigener Phantasie die Glühblitze der Propheten verfolgen und fixiren, wollte die Ahnen auch für sich aus den Gräbern rufen, daß sie auch ihr Leid sähen, auch mit ihr weinten, für sie beteten. Waren doch auch alle Deutungen richtig — den Wortsinn als bekannt vorausgesetzt. — In der klaren Tiefe des Sees spiegeln sich wechselnd Wolken und Sonne, Mond und Sterne, Blitze und Regenbogen, drüber hin ziehen Schiffe mit bunten oder schwarzen Wimpeln und fröhliche oder todtbetrübte Menschen schauen hinein — wer möchte sagen, eines dieser Gebilde sei unwahr? —

Es war natürlich, daß diese Auslegungshagada, der Midrasch κατ' ἐξοχήν des Volkes, in einer mehr als tausendjährigen

ununterbrochenen Strömung zu riesigen Dimensionen anwuchs und sehr früh schon getrennte Sammlungen nöthig machte. Man folgte dabei entweder der Ordnung der Schrift und benannte den *Midrasch* nach dem Buche, das er speciell behandelte, oder der Ordnung der Sabbat- und Festperikopen und benannte ihn nach diesen. Die Auslegungen gruppirten sich um die einzelnen Verse, und deren Wiederholungen, die durch die musivische Einflechtung außerhalb liegender Schriftstellen entstehen mußten, ward, wo es gehen wollte, durch kleine Abänderungen und Kürzungen abgeholfen. Die bedeutendsten der auf uns gekommenen, ursprünglich aus Fragmenten zusammengesetzten, Sammlungen sind *Midrasch Rabba* (begonnen um 700, abgeschlossen um 1100 n. Chr.), den *Pentateuch* und die fünf *Megilloth* umfassend, und die *Pesikta* (um 700 n. Chr.), die den vollständigsten Cyclus der Perikopen enthält. *) Diese Sammlungen wurden in Auszügen, Bearbeitungen, Uebersetzungen gar bald die beliebteste Volkslectüre der Juden und sind es bis auf die neuere Zeit geblieben. **)

Einer der ältesten und unsers Bedünkens der eigenthümlichste und großartigste aller *Midraschim* ist der, welcher die Klagelieder Jeremia's umrankt. Hier mußte sich ja auch Alles zusammenpressen, was von Schmerz und Hoffnung in den Dulderherzen bebte, hier wie nirgends ließ sich in die qualvolle Vergangenheit die nicht minder qualvolle Gegenwart hineintragen, jeder Buchstabe erzählte die neue wie die alte Schmerzensmähr und jeder Buchstabe gemahnte, wie an die Schuld der Väter, so an die eigene — aber das Buch erschloß zugleich eine Fülle reichsten Trostes. Einmal schon, nachdem diese Lieder erklungen, waren sie heimgekehrt, da die Zeit sich erfüllt hatte, und die zweite Heimkehr sollte eine schönere, eine Heimkehr für immer sein. Und so drängten sich denn alle Zeiten und Gestalten hier zusammen im engsten Raume — Egypten, Jerusalem, Babilon, Rom, Athen, — Palast und Tempel, Theater und Forum, Imperatoren und Philosophen, Feldherren und Senatoren, Frauen und Kinder, Lebende und Todte, Geschichte und Märchen und Lied und Räthsel — Alles, Alles zieht in diesem *Midrasch*, wie in keinem andern, in kaleidoskopisch-glänzenden und -wechselnden Gruppen an uns vorüber, und Alles voll Leben, voll Kraft und Geist. —

Wir haben uns hier auf einen kurzen Auszug aus diesem *Midrasch* beschränkt, und haben dazu einen Abschnitt der Introduction gewählt, die, an Texte außerhalb anknüpfend, Präludien zu der großen Elegie bildet. Es trägt dieser Theil, der wohl etwas jüngern Datums sein möchte, ein von dem buntfarbigen Charakter dieses *Midrasch* selbst verschiedenes Gepräge, ist aber um so wichtiger, weil er, wie wenige, ein zusammenhängendes Ganze nach künstlerischem Plane und in detaillirter Ausführung bildet. Er gewinnt ein doppeltes Interesse als Prototyp der *Mirakelspiele* (in gewissem Sinne*) sogar der *Moralitäten*), denen ja in neuerer Zeit sich die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt wieder besonders zugewendet hat. — Nur daß die *Mirakelspiele* sich zu dem *Midrasch* verhalten, wie die ninivitischen Bullen zum Apoll von Belvedere, — beide Ideale männlicher Schönheit und Kraft in ihrem Volke und ihrer Zeit — oder wie die byzantinischen Holzheiligen zu raphaelitischen Engelsgebilden.

Die Form des Originals ist die schlichteste, schmucklosfeste Prosa, die jedoch durch eine, grade aus ihrer Einfachheit erwachsende Kraft der Diction einerseits und andererseits durch die sesquipedalia verba des Aramäisch, in dem, als der Volkssprache, der *Midrasch* größtentheils geschrieben ist, etwas unnachahmlich Grandioses und Imposantes erhält. — Der Genius beider Sprachen sträubte sich gegen die buchstäbliche prosaische Uebertragung, die bei so gewaltigen Stoffen gar quaint klingen mußte, wie gegen ein dem innersten Wesen solcher Dichtungsgattung zuwiderlaufendes geschlossenes Metrum — vom Reime zu geschweigen, — und so wurde denn diese freie, rhythmische Weise gewählt, die, weit entfernt, die wörtliche Treue, auf die es hier hauptsächlich ankam, zu beeinträchtigen, sich dem Gedanken- und Wortfalle des Originals mit wunderbarer Innigkeit anzuschmiegen schien. Sie kommt zum ersten Male für den *Midrasch* in Anwendung — möge sie sich als die rechte bewähren!

*) Seltsam genug war diese letztere selbst, über gewissen früh aus ihr veranstalteten Auszügen (*Jalkut*, *Pesikta*, *Rabbathi*, *Sutarta*) seit dem 15. Jahrhundert fast vollständig in Vergessenheit gerathen, bis *Zunz*, der Humboldt jüdischer Wissenschaft, in seinem Buche „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden,“ Berlin 1832, nicht nur ihre Existenz bis zur Evidenz nachwies, sondern sie selbst aus eben diesen Auszügen und andern Parallelstellen auf wunderbare Weise wiederherstellte — und fast um dieselbe Zeit fand Steinschneider in Oxford das alte Manuscript, das mit Zunz' Angaben bis in's Einzelnste übereinstimmte.

**) Namentlich ist es eine vortreffliche, „jüdisch-deutsche“ Bearbeitung, Zeena ureena geheißen, die in manchen Gegenden noch heute ihren Platz als Lieblingsbuch jüdischer Frauen und Mädchen behauptet.

*) Insofern nämlich die *Lehre* selbst auftritt

Eingang zur großen Klage.

I.

„Wenn ich deß gedenke, da gieß ich meine Seele aus in mir...“ Ps. 42, 5.

Auf wen wohl ist das Wort zu deuten, als auf die Gemeinschaft Israels? — — Die redet also vor dem Heil'gen, — hochgepriesen —: O Herr der Welt, gedenk' ich jenes Friedens, jener Ruh' und Sicherheit, darin ich einst geweilt, und die mir jetzt so fern, so fern — da weine ich und stöhne auf und spreche: Ach, wer gibt mir wieder meiner Vorzeit Tage, da das Heiligthum hoch aufgerichtet stand, in das Du bist herabgestiegen aus den Himmelshöhen, um Deinen Abglanz zu ergießen über es und über mich, da die Völker dieser Welt mich priesen, da, wenn ich meiner Schuld Vergebung flehte, Du sie allsogleich gewährt — — und nun — wie bin ich tief beschämt...

Und weiter redet sie von Gott: — Geh ich vorbei an Deinem Hause und das ist zerstört und wie ein dumpfes Murmeln tönt's darin: Der Ort, da Abram's Kinder Dir geopfert, da die Priester im hochheiligen Weihedienst gestanden, der Leviten Harfen Dir zum Preis geklungen — da springen Füchse nun umher — — da denk' ich des Prophetenwortes: „Auf dem Berge Zions, dem verstörten — Füchse springen dort“ — — — Klagel. 5, 18.

Allein, was soll ich thun — das haben meine Sünden mir gethan und jene falschen Seher, die vom Weg des Lebens auf den Weg des Todes mich geleitet...

Das ist es, was geschrieben steht: „Wenn ich deß gedenke, da gieß ich meine Seele aus in mir.“

II.

Es steht geschrieben: — „Und es rief Jehova, Gott der Heeresschaaren, auf an jenem Tag zur Thräne und zur Klage“... Jes. 22, 12.

Zur Stunde, da der Heilige — hochgepriesen — das Haus des Heiligthums gedachte zu zerstören, sprach er: So lange ich darinnen weile, rühren alle Weltenvölker nicht daran — meine Augen will ich davon abthun und will schwören, daß ich nimmer bis zur Zeit des Endes ihm will nahen. Mögen denn die Feinde kommen, es zerstören...

Alsbald hat der Allheil'ge einen Schwur gethan bei seiner Rechten und hat sie rückwärts abgewandt. — Das ist es, was geschrieben steht: „Er hat die Rechte abgewendet vor dem Feinde.“ Klagel. 2, 3.

Und in derselben Stunde sind die Feinde eingegangen in den Tempel und haben ihn verbrannt...

Und da er war verbrannt, sprach der Allheilige: Nun hab' ich keinen Wohnsitz mehr auf Erden, meinen Abglanz will ich davon nehmen, und will wiederkehren zu meinem ersten Ort. Und also steht's geschrieben: — „Fortgehn will ich, wiederkehren zu meinem ersten Ort, bis sie gebüßt und kommen, um mein Angesicht zu suchen.“ — Hos. 5, 15.

Und da hat der Allheilige — hochgepriesen — geweint und hat gesprochen: Weh mir, was hab' ich gethan, ich habe meine Majestät auf Erden ruhen lassen wegen Israels, und nun, da sie gesündigt, bin ich rückgekehrt zu meinem ersten Ort. — Das sei verhütet, daß ich werde zum Gespött den Völkern und zum Hohne den Geschöpfen...

Zur Stunde kam der Engelfürst Metatron, fiel auf sein Angesicht und sprach: O Herr der Welt, — ich, ich will weinen, aber Du — Du weine nicht... Doch jener sprach: Wenn Du mich nicht willst jetzo weinen lassen, so will ich gehen an einen Ort, den Du nicht darfst betreten und will dorten weinen. — — Und also heißt es: „Wenn ihr sie nicht höret, da weinet im Verborgnen meine Seele, und es rinnen, rinnen meine Thränen, weil hinweggetrieben ist des Ewigen Heerde.“ Jer. 13, 17.

Dann sprach der Heil'ge — hochgepriesen — zur Engeldienerschaar: kommt und laßt uns gehen, ich und ihr, und laßt uns sehn in meinem Hause, was die Feinde dran geübt...

Alsbald ging der Allheil'ge sammt den Dienerengeln und Jeremia vor ihm her — und da der Herr das Haus des Heiligthums erschaute, sprach er: Wahrlich, dieses ist mein Haus und dieses ist mein Ruheort, worein die Feinde sind gegangen und haben ihren Willen dran geübt. — —

Und wieder hat der Heil'ge — hochgepriesen — geweint und hat geredet: Weh mir um mein Haus! Meine Kinder, wo seid ihr — meine Priester, wo seid ihr — meine Freunde, wo seid ihr — was soll ich Euch nun thun — wohl hab' ich Euch gewarnt, doch ihr seid nicht zurückgekehrt in Buße...

Dann sprach der Heilige — hochgepriesen — zu Jeremia: Ich gleiche heute einem Manne, der einen einzigen Sohn besessen und ihn zur Trauung hat geführt, und mitten in der Trauung ist er ihm gestorben — — und hast du gar kein Wehe — nicht um mich und nicht um meinen Sohn? — Geh hin und rufe Abraham, und rufe Jizchak, Jakob, Moische auf aus ihren Gräbern — die verstehn zu weinen...

Und jener sagte: Herr der Welt, ich weiß es nicht, wo Mosche liegt begraben. (Vergl. 5. Mose, 34, 6.)

Da sprach der Heil'ge — hochgelobt sei er — Geh hin an's Jordanufer, erhebe laut die Stimme und rufe: Sohn Amram's, Amram's Sohn, steh' auf und schaue deine Heerde, wie sie der Feind verschlungen ...

Alsbald ging Jeremia an die Höhle zu Machpelah, und rief den Welturvätern: Steht auf, steht auf, es ist die Zeit gekommen, da ihr gefordert werdet vor den Höchsten. Sie aber fragten ihn: Warum? — Und er entgegnete: Ich weiß es nicht. — Er fürchtete, sie möchten mahnend sagen: In Deinen Tagen ist unsern Kindern Das geschehen.

So verließ sie Jeremijah, stellte sich an's Jordanufer und er rief: Sohn Amram's, Amram's Sohn, steh' auf, es ist die Zeit gekommen, da Du gefordert wirst zum Heil'gen, hochgepriesen. Und jener sprach: Was ist denn heut ein anderer Tag als alle Tage, daß ich gefordert werde vor den Höchsten? — Und Jeremijah sprach: Ich weiß es nicht ...

Da ließ ihn Moscheh und ging zu den Dienerengeln, die er kannte vor der Stunde der Gesetzesübergabe und redete zu ihnen —: Höchste Diener ihr, wißt ihr es nicht, warum ich bin gefordert vor den Heil'gen — hochgepriesen —? Und sie entgegneten: Sohn Amram's, Du — Du weißt es nicht, daß das Haus des Heiligthumes ist zerstört und Israel vertrieben? — — Da schrie er auf und weinte laut, bis er die Welturväter traf ...

Und allsogleich zerrissen auch sie Alle die Gewänder, schlugen ihre Hände über'm Haupt zusammen und sie schrieen und sie weinten, bis sie kamen zu des Heiligthumes Thoren ...

Und wie sie der Allheilige nun erschaute, da — „rief Jehova, Herr der Heeresschaaren, auf an jenem Tag zur Thräne und zur Klage." — —

... Und hätte nicht die heil'ge Schrift es ausgesprochen, man dürfte nimmer von dem Höchsten Solches sagen ...

So weinten sie und gingen von diesem Thor zu jenem Thor, gleichwie ein Mensch, vor dem die Leiche dessen liegt, was ihm das Liebste ist gewesen. — Der Allheil'ge aber hob zu klagen an —: Weh dem Könige, der in seiner Jugend ist beglückt, doch nicht in seinem Alter ...

... Und Abram trat hervor in jener Stunde, weinend, Bart und Haar zerraufend, sich in's Antlitz schlagend, zerrissenen Gewandes, Asche auf dem Haupte — ging hin und her und hin im Heiligthum und klagt' und schrie und redete: Warum soll ich denn anders sein als alles Volk und alle Zungen, daß ich zu solcher Schmach und Schande bin gekommen? —

Da ihn die Dienerengel sahen, hoben Schaar auf Schaar auch sie ein Trauerklagen an und redeten also:

Geschrieben steht:*) „Verödet sind die Straßen, es feiert nun der Pilger. Er hat den Bund zerbrochen, mit Schmach bedeckt die Städte — des Menschen nicht geachtet." — Jes. 33, 8. Was deutet das „Verödet sind die Straßen?" — Die Straßen, welche Du Allheil'ger eingerichtet für Jerusalem, daß nimmer soll'n die Waller ihnen fehlen — wie sind zur Oede sie geworden. — — „Es feiert nun der Pilger" — die Wege, auf denen Israel an seinen Festen hin und her gewandert — wie ruhn sie nun — — „Er hat den Bund zerbrochen" — O Herr der Welt, — so reden vor dem Heil'gen die Dienerengel, — zerbrochen ist der Bund mit Abram, ihrem Vater, durch dessen Hand die Welt ward festgegründet, durch den man Dich erkannt hat in der Welt, daß Du der Allerhöchste bist, der Schöpfer Himmels und der Erden, — — „mit Schmach bedeckt die Städte" — Du Allheil'ger hast verschmähet Zion und Jerusalem, nachdem Du sie erwählet ... „Hast Du Jehuda denn verworfen — hat an Zion Deine Seele denn nun Widerwillen?" Jer. 14, 19.

Da nahte der Allheil'ge sich den Engeln fragend: Was hebt ihr Schaar auf Schaar solch Trauerklagen an? Und sie erwiederten: O Herr der Welt, es ist um Abram's, Deines Freundes, willen, der in Dein Haus gekommen, klagend, weinend — Wie hast Du seiner nicht geachtet ... Da sprach der Herr: Seitdem mein Freund zur ew'gen Stätte eingegangen, hat er mein Haus nicht mehr betreten, — und nun **) „Was will mein Freund in meinem Hause?" Jer. 11, 15.

Und Abraham hob an und sprach: O Herr der Welt, warum hast Du vertrieben meine Kinder? Warum hast Du sie in der Völker Hand geliefert, daß sie sie morden auf undenklich grause Art, warum das Heiligthum zerstört, den Ort, da ich Dir Jizchak, meinen Sohn, zum Opfer dargebracht? ...

Da sprach der Herr zu Abraham: Gesündigt haben Deine Kinder — die ganze Thora (Lehre) übertreten.

Und Abraham entgegnete: O Herr der Welt, wer zeugt denn wider Israel, daß sie die Thora übertreten? — Die Thora selber komme, sprach der Herr, und lege Zeugniß ab. —

---

*) Der vorhergehende Vers (7) lautet: „Siehe, fürchterlich schreien die Gewaltigen draußen — die Engel des Friedens weinen bitterlich!"

**) Der vorhergehende Vers (10) lautet: „Du aber, bete nicht für dieses Volk, erhebe nicht Stimme und Gebet für sie, denn ich werde nicht hören, wenn sie zu mir rufen wegen ihres Unglücks.

Und allsogleich erschien die Thora, Zeugniß abzulegen.

Da redet' Abraham zu ihr: O meine Tochter, zeugen kommst Du wider Israel, daß sie dein Wort verletzt — und fühlst Du keine Scham vor meinen Kindern? Gedenk' des Tages, da der Heil'ge — hochgepriesen — Dich allen Völkern, allen Zungen angeboten und sie verschmähten Alle Dich. — Da kamen meine Kinder hin zum Sinai, empfingen Dich und ehrten Dich — — Und nun, am Tage ihre Elends, kommst Du, Zeugniß auszusagen gegen sie?...

Wie das die Thora hörte, trat sie still zur Seiten...

Und Abraham fuhr fort: O Herr der Welt, da ich hundert Jahre alt war, gabst Du mir einen Sohn, und da er blühend aufgewachsen, sprachst Du: Bring ihn mir zum Opfer dar. — Und ein Unmensch ward ich — erbarmungslos habe ich mit eigenen Händen ihn gebunden... willst Du mir Das denn nicht gedenken und meiner Kinder Dich erbarmen? — — „O daß mein Haupt ein Fluthstrom wäre und mein Aug' ein Thränenquell..." Jer. 8, 23.

Darauf hob Jizchak an und sprach: O Herr der Welt, da mir mein Vater sagte: „Der Herr wird sich das Lamm zum Opfer ausersehen — meinen Sohn"*) — — (Gen. 22, 8.) — da sträubte ich mich nicht — es war Dein Wort. In Freudigkeit des Herzens ließ ich mich auf den Altar binden — dem Messer streckt ich willig meinen Hals entgegen — — willst Du mir das denn nicht gedenken und meiner Kinder Dich erbarmen?...

Und Jakob hob nun an und sprach: O Herr der Welt, zwanzig Jahre lang weilt' ich in Laban's Haus — und da ich aus dem Hause Laban's trat, stieß ich auf Esau, der die Kinder mir zu morden dachte, — da bot ich ihm mein eigen Leben an für sie..., und nun sind sie in ihrer Feinde Hand geliefert, wie die Lämmer zu der Schlachtbank, nachdem ich sie wie Küchlein aufgezogen, nachdem ich all mein Leben so viel bitter Herzeleid um sie gelitten — — willst Du mir das denn nicht gedenken und meiner Kinder Dich erbarmen?...

Und jetzt hob Moscheh an und sprach: O Herr der Welt, war ich nicht vierzig Jahre lang ein treuer Hirte Israels? Gleich einem Roß lief ihnen in der Wüste ich voran, und da die Zeit des Einzugs in das Land gekommen war, sprachst Du: Hier in der Wüste falle Dein Gebein — und nun, da sie vertrieben, hast Du nach mir gesandt, um sie zu weinen und zu klagen... Das ist ja jener Spruch der Leute: Im Glück des Herren ist für ihn kein Glück — doch Wehe in des Herren Weh...

Und plötzlich wandt' er sich zu Jeremijah: Geh vor mir her, ich will gehen sie zurückzuführen; laß doch sehen, wer Hand will an sie legen. — Und Jeremijah sprach: Man kann nicht gehn vor Leichen. — — Und dennoch will ich...

Und so gingen Beide, Moscheh und Jeremijah vor ihm her, bis sie kamen zu den Flüssen Babels.

Und die dort saßen, sahen Moscheh, und sprachen zu einander: Amram's Sohn ist aus dem Grab gestiegen, uns von den Feinden zu erlösen...

Da tönte eine Stimme nieder: Beschlossen ist mein Strafgericht! —

Und Moscheh sprach: O meine Kinder — — ich kann Euch nicht erlösen — — Beschlossen ist's — — Erlöse Gott Euch bald! — — Und er verließ sie...

Und in derselben Stunde erhoben sie die Stimmen zu einem großen Weinen, bis das Weinen aufwärts drang zur Himmelshöhe. — Das ist es, was geschrieben steht: „An den Flüssen Babels saßen wir und weinten"... Ps. 137, 1.

Als nun Moscheh wiederkehrte zu den Patriarchen, fragten sie: Was thun die Feinde unsern Kindern? Und er erwiederte: Die Einen haben sie getödtet, Andern Eisenfesseln angelegt, Andere nackt entblößt, Viele starben auf dem Wege — ihre Leichen sind Atzung für den Vogel des Himmels, für das Gethier des Feldes, Andre liegen auf dem Boden, langsam in der Sonnengluth verschmachtend...

Da erhoben auch sie Alle ihre Stimmen in großem Jammer und sie klagten: Wehe, wehe, was ist Euch, unsern Kindern widerfahren. — Wie seid Ihr nun gleich Waisen ohne Vater — liegt hingestreckt in wilder Mittagsgluth — sonder Hülle und Gewand — geht einher auf zackigen Bergen, durch glühend Sandgestein, sandalenlos, keuchend unter bitterer Last, die Hände auf dem Rücken festgebunden... Wehe! Wehe!

Und wieder hob jetzt Moscheh an: Sei verflucht, o Sonne, warum bist Du nicht finster worden in der Stunde, da der Feind in's Heiligthum gedrungen?... Da sprach die Sonne: Bei Deinem Leben, Moscheh, treuer Hirt — wie sollt' ich finster werden — es ließ mich nicht — es ruhte nicht — mit Feuergeißeln peitscht' es mich und sprach: Geh hin und leucht' Dein Licht...

Und Moscheh klagte: Weh über Deinen Glanz, o Heiligthum, wie finster ist er worden! Weh, daß die Stunde der Zerstörung ist gekommen! — das Allerheiligste ver-

*) Vok. und Akk. im Originale gleich.

brannt — die zarten Kinder hingeschlachtet — die Väter in Gefangenschaft, in Sclaverei und Tod! — — Zwingherren ihr, bei Eurem Leben will ich Euch beschwören, mordet sie nicht allzugrausam hin, tilgt sie nicht völlig aus, tödtet vor dem Vater nicht den Sohn, nicht die Tochter vor der Mutter — denn es kommt die Stunde, da der Herr wird Rechenschaft von Euch verlangen. (Doch haben die Chaldäer, jene Bösewichter, nicht also gethan. In den Schooß der Mutter legten sie das Kind, und sprachen zu dem Vater: Auf und schlachte es. Und die Mutter weinte, daß die Thränen auf das Kind herniederstürzten, wie der Vater ihm das Köpfchen hat gebeugt ...)

Und wiederum sprach Moscheh zu dem Herrn: O Herr der Welt, in Deiner Thora steht geschrieben: „Und Ochs und Lamm, es und sein Junges sollst Du nicht an einem Tage schlachten" Lev. 22, 28. Wie viele Mütter sammt den Kindern haben sie geschlachtet — — und Du schweigst? ...

Da — urplötzlich — sprang Rachel, uns're Mutter, vor den Heil'gen — hochgepriesen —: Herr der Welt, Dir ist's bewußt, wie Dein Knecht Jakob übermächtig mich geliebt, wie er um meinetwillen sieben Jahre meinem Vater hat gedient. Und da die sieben Jahre endlich hingeschwunden, gedachte mich mein Vater mit der Schwester zu verwechseln, — und gar hart traf mich der Anschlag, den ich ausgespäht. Jakob kündet' ich's, gab ihm geheime Zeichen, dran er mich erkennen sollte vor der Schwester und meines Vaters Plan vereiteln. — Doch bald bereut' ich's, der Schwester mich erbarmend, daß sie der Beschämung nicht verfalle, kämpft' ich nieder meiner Liebe Gluth, und da am Abend sie statt meiner Jakob zugeführt ward, gab ich ihr all die heimlichen Erkennungszeichen, daran er Rachel kennen sollte. — Und nicht das allein — ich selber war im Brautgemach — dem Paare nah — — und wenn er mit der Schwester sprach, habe ich ihm drauf erwiedert, daß er an ihrer Stimme Lea nicht erkenne. — Und ich — ein Weib, Fleisch und Blut, Staub und Asche, habe nicht geeifert gegen meine Nebenbuhlerin — Du, o Gott, der Allgewaltige, Ewiglebende, Erbarmungsvolle — — warum hast Du geeifert gegen Götzenbilder, Holz und Stein, nicht'gen Tand — hast vertrieben meine Kinder — sie durch's Schwert getödtet — der Feinde Willkür preisgegeben. — —

Da ward erregt des Höchsten Allbarmherzigkeit — und also sprach er: Um Deinetwillen, Rachel, führ' ich Israel zurück in ihre Heimath. — Das ist es, was geschrieben steht: „Eine Stimme wird vernommen in der Höhe (Ramah), ein Klagen, ein bitterlich Gewein — Rachel weint um ihre Kinder, will sich nimmer trösten lassen um ihre Kinder, — denn sie sind dahin." Und weiter heißt es: „Also spricht der Ewige: halte zurück Deine Stimme vom Weinen und Deine Augen von der Thräne, denn ein Lohn ist für Dein Thun ... Und Hoffnung ist für Deine Zukunft — es kehren Deine Kinder heim in ihr Gebiet. — Das ist der Spruch des Herrn." Jer. 31, 15—17.

Musikalisches.

Von der im November (Nro. 26 unserer Monatshefte) erwähnten „Illustrirten Ausgabe erlesener musikalischer Meisterwerke: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven." Leipzig, A. Gumprecht's Verlag, liegen jetzt die ersten beiden Bände complet vor, „classisches Sopran-Album" und „classisches Pianoforte-Album," jedes in 6 Heften, nebst den literarischen und artistischen Beigaben, und wir müssen bekennen, daß nicht bloß das im Prospect Versprochene, quantitativ und qualitativ, ehrlich erfüllt, sondern auch Alles im Ganzen und Einzelnen in einer so tüchtigen Weise durchgeführt ist, daß jeder Musikkenner den entschiedensten Beifall zollen muß. Von äußern Vorzügen muß zuvörderst die sehr elegante Ausstattung und der trotzdem überraschend billige Preis hervorgehoben werden. Von dem vortrefflich gestochenen Porträttableau wird das Auge des Beschauers vor Allem angezogen und lange gefesselt, namentlich von dem Löwenkopfe Beethoven's. Unter den 20 oder 30 vorhandenen Porträts des Meisters ist uns die hier befolgte Auffassung die liebste, weil sie in allen Linien und Nüancen treu und charakteristisch, aber dabei doch poetisch und schön ist. Auch den besondern Sympathien des Biographen scheint dieser Meister am nächsten zu sein, denn wenn auch die übrigen alle mit Wärme charakterisirt sind, so ist Beethoven ganz vorzüglich gehalten, und dies ist vielleicht sogar Ursache, daß der Verfasser die sonst gut eingehaltene Popularität seiner Darstellung hier zuweilen verleugnet und in eine Sprache übergeht, deren Verständniß eine höhere Bildungsstufe voraussetzt, als sie bei den meisten jugendlichen Besitzern des „Pianoforte-Album" anzunehmen ist. Erwähnt werden muß noch der Gewissenhaftigkeit, mit der bei den nicht seltenen Citaten aus andern Schriftstellern (Jahn, Riehl, Marx, Ulibischeff) stets die Quelle angegeben ist. — Die „Bemerkungen über den Gesangsvortrag," augenscheinlich von anderer Hand, zeichnen sich nicht bloß durch die Gewandtheit aus, mit

welcher der Verfasser dem an sich trockenen Gegenstande Leben und Interesse zu verleihen gewußt hat, indem er sich nicht begnügt, die abstracten Regeln und Winke zu geben, als cresc, dimin, Portament, Athemstelle u. s. w. sondern jene entweder aus den allgemeinen Grundsätzen der Gesangskunst herleitet, oder aus dem Inhalt der Worte und der Situation entwickelt, und zwar stets so sinnig und feingefühlt, daß man auch in Fällen, wo man anderer Ansicht ist — was in diesem so arbiträren Gebiete natürlich nicht selten — die seinige doch immer als eine geistvolle erkennen muß, für die sich mit Erfolg plädiren läßt, ja, daß man hin und wieder ihr sogar beitritt, nachdem man weiter darüber nachgedacht. Diese vier Bogen „Bemerkungen" werden gewiß nicht bloß Dilettantinnen mit und ohne Lehrer die fruchtbarste Anleitung geben, sondern auch Gesanglehrern und Gesangsvirtuosen von Werth und Interesse sein, weil sie ihnen reichen Stoff zur Selbstprüfung und vielfache neue Anregung bringen werden. Ein aufmerksames Studium dieser Bemerkungen wird auch die wirklichen Verdienste der neuen Uebersetzungen recht in's Licht stellen, zumal wenn man die ältern bühnenläufigen damit vergleicht, in denen nur zu oft die Albernheit und Ungehörigkeit des Ausdrucks weiter getrieben sind, als man es selbst einem Operntexte verzeihen kann, und dazu, was noch weit störender, auf den Athem des Sängers, auf den Klang der Worte, auf das geistige Band zwischen Text und Musik u. s. w. fast nie Rücksicht genommen ist. Endlich muß der Auswahl der Gesangspiecen rühmend gedacht werden. Von den 31 aufgenommenen wünschten wir in der That keine hinweg, und nur einige wenige hinzu. —

Literarisches.

Die Liebe. Von J. Michelet. Deutsch von H. Spielhagen. Leipzig bei Hübner.

Es ist zu bedauern, daß dies Werk dem deutschen Publikum in einer genauen Uebersetzung und nicht in einer geistvollen Bearbeitung übergeben wird, denn die geschraubte Schreibweise und bei Nebensächlichem stark vortretende französische Selbstgefälligkeit verhindert die klare Schätzung des Ganzen und die volle Würdigung des wirklich Bedeutenden darin. Der vergeistigte, oder vielmehr der ernsthaft begriffene Materialismus soll die Grundlage der Michelet'schen Lehre von der Macht der Liebe bilden. Das physische Verhältniß der Geschlechter, als Quelle der Mutterschaft, soll geheiligt und rein erhalten und die Menschheit gleichsam durch dasselbe regenerirt werden. Das Weib erscheint nach dieser Lehre als ein göttliches Wesen, durch welches allein sich die wichtigsten und einzig auf das Gesammtleben einflußreichen Mysterien der Menschheit vollziehen. Die Schattenseiten eines solchen Systems sind nicht schwer zu erkennen. Michelet ist Franzose und als solcher Theoretiker in der Philosophie. Seine neue Lehre ist nur bei einem idealen Menschenpaare anwendbar, und wenn sie im Paradiese zur Geltung gekommen wäre, so würden wir wahrscheinlich noch heute im ungetrübten, aber auch unerkannten Frieden und in kindlich-unbewußter Seligkeit dahinleben. Da dies jedoch damals nicht geschehen, so mag die Michelet'sche Religion der physischen Liebe immerhin ein ganz interessanter Gegenstand zur geistreichen Debatte sein, sie ist dabei aber doch Nichts weiter als ein unfruchtbares Gewebe philosophischer Phrasen in pikantem Gewande. Seltsam bleibt die Erscheinung, daß die großen Geister einer Nation, zu einer Zeit, wo dieser ein männlich kraftvolles Emporraffen vor Allem Noth thun würde, sich mit Philosophemen beschäftigen, deren praktische Anwendung nur bei den idealsten Verhältnissen denkbar ist und jede kämpfende und ringende Entwicklung weichlich ausschließt. Michelet's Werk ist demnach weder nur eine Dichtung, noch ein eigentlich wissenschaftliches Werk; für erstere enthält es zuviel rein Anthropologisches und zu letzterem entbehrt es der realen Grundlage: es ist ein interessanter Beitrag zur geistigen Gymnastik und wir haben dabei nur zu befürchten, daß die an sich heilsame und fördernde Gedankenübung häufig falsch angewandt und mißverstanden werden wird, wobei geistig schwach organisirte Leser leicht Schaden nehmen könnten.

Beatrice Cenci. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhunderte von F. D. Guerrazzi. Aus dem Italienischen übersetzt. Zwei Bände. Hamburg, Verlag von Otto Meißner. 1858.

Es weht in diesem Buche Kerkerluft. Der Verfasser Guerrazzi war im Jahre 1848 einer der Führer der Bewegung in Toscana, Minister des Innern und in weiterer Entwicklung der Dinge bis zum April 1849 Dictator. Als die Dinge umschlugen, saß Guerrazzi längere Jahre in der Festung Belvedere und ward dort behandelt wie ein Verbrecher. In dieser Zeit entwarf er das vorliegende Buch, dessen Stoff auch sonst bekannt ist. Die Ergebnisse früherer Forschungen liefen in der Regel darauf hinaus, daß Beatrice des Verbrechens, dessen man sie anklagte, des Verbrechens, ihren Vater getödtet zu haben, allerdings schuldig war, aber unter

Umständen, welche diese That unendlich milderten, wenn sie nicht die Schuld völlig aufhoben. Dennoch erlitt sie und zugleich ihre Geschwister die Todesstrafe, und zwar höchst wahrscheinlich, weil eine gewisse Partei in Rom, die den Papst beeinflußte, begierig war nach den reichen Gütern des Hauses Cenci. Hier, sollte man denken, gäbe es Verbrechen und Nachtscenen mit geschichtlicher Beglaubigung in stattlichem Vorrath. Guerrazzi hat sich damit nicht begnügt. Er hat sich nicht begnügt mit den günstigen Momenten der Sache für die schöne, edle Beatrice: sie ist schuldlos, einem Engel gleich, und muß moralische und physische Qualen leiden, wie kaum der boshafteste ihrer Verfolger sie verdient hätte. Aber Guerrazzi kommt zu diesem Ergebnisse nicht durch eine Prüfung und Forschung in den Acten: sein Buch ist nicht ein geschichtliches, sondern es ist seine Phantasie, in welcher einige geschichtliche Thatsachen sich finden wie rari nantes in gurgite vasto. Es sind keine Menschen mehr, die hier uns vorgeführt werden: es sind Teufel in menschlicher Larve, und vor allen Andern haben diejenigen auf dies Prädicat Anspruch, welchen ihr Beruf gebietet, die Gerechtigkeit zu vertreten. Sie peinigen, sie quälen mit wahrhaft teuflischer Lust. Es ist ja allerdings wahr und gar nicht zu leugnen, daß es solche Bestien in Menschengestalt überall gegeben hat. Es ist namentlich nicht zu leugnen, daß Richter, denen zur Erpressung der Geständnisse die Marterwerkzeuge der Tortur zu Gebote standen, eine Virtuosität der Grausamkeit entwickelt haben, vor welcher auch die Henker zurückschauderten. Wir erinnern beispielsweise an den Proceß von Hennig Brabant in Braunschweig, welcher der Zeit nach fast auf ein Jahr mit demjenigen der Beatrice Cenci zusammenfällt. Allein wenn man dergleichen Dinge als Charakteristik früherer Zeiten vorführen will: so sollte es bei dem großen Vorrathe des Schlechten in der menschlichen Natur nur actenmäßig geschehen, wie Strombeck es gethan, und nicht sollte der Schriftsteller uns die phantastischen Gebilde der Bitterkeit und des Ingrimms, welche die Kerkerluft in ihm erzeugt, für geschichtliche Bilder ausgeben. Guerrazzi selbst sagt Bd. 2, S. 198: „So anmuthig geht es zu in menschlichen Gefängnissen. Sollte es Einem oder dem Andern mit meinen Berichten und Erzählungen hierüber zu viel geworden sein, so möge man dabei bedenken: ich hab's erfahren und geduldet, und bin über gar Manches noch still geblieben, um nicht den Verdacht der Uebertreibung auf mich zu laden." Schlug dem Verfasser bei diesen Worten vielleicht das Gewissen? Wenn er aus seiner eigenen Erfahrung, aus seiner Anschauung mit der Gewandtheit seiner Feder uns ein Bild seines eigenen Leidens entworfen hätte: so würde sein Buch Anspruch haben auf Belehrung und auf den Dank der Leser. Das vorliegende Buch hat nicht einen solchen Anspruch. Es ist voll Schauder und Entsetzen, ein Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten, selbst von Unsinn. Der Vater Beatricens, Franz Cenci, ist geschichtlich ein Bösewicht ersten Ranges. Aber wozu macht ihn Guerrazzi? Thl. I. S. 78, ruft Cenci vergnügt aus: „Heute war Ostern. Ja, das nenne ich mir ein neues Leben! Eine Ermordung ist eingeleitet, eine Entführung, ein Diebstahl, eine Brandstiftung, dabei die Verräther verrathen, und obendrein auch noch ein Heiliger zu Grunde gerichtet! So lange ich lebe, kann der Teufel ruhig auf eine Villa ziehen." Bemerken wir dabei, daß dem Cenci bei allen diesen Bubenstücken, die er an e i n e m Morgen einfädelt, auch nicht der leiseste Gewinn zufällt, daß er sie nach dieser Vorstellung verübt lediglich aus Lust am Bösen: so wird man zugeben, daß dieser Cenci bei Guerrazzi eben kein Mensch mehr ist, sondern eine Fratze, und zwar eine Fratze von Guerrazzi's Erfindung.

Leider ist zu fürchten, daß die Gewandtheit der Sprache, die Gluth und der Eifer der Darstellung, und nicht zum wenigsten die schauderhaften, Ekel erregenden Einzelheiten dem Buche auch deutsche Leser genug zuführen werden. Obgleich die Uebersetzung keine sehr rühmenswerthe ist, so weist sich das Gesagte schon deutlich in der Vorrede des Uebersetzers aus. Das Buch hat auf ihn den Eindruck gemacht, daß es mehr Geschichte als Roman sei. Er stellt es sehr hoch. Er möchte es als wirklich classisch bezeichnen. Zwei Dinge haben, wie es scheint, auf dies Urtheil stark eingewirkt. Dieser Uebersetzer ist selbst ein Verbannter. Er hat Beruf, Amt und Brot durch die Dänen verloren. Mithin ist auch er nicht frei von einer ähnlichen Verbitterung, wie Guerrazzi sie in sich trägt. Ferner ist der Uebersetzer lutherischer Pastor gewesen, und in Guerrazzi's Buche gehören zu den ärgsten Buben der Papst und einige Cardinäle.

Das Buch soll in Italien verboten sein, hauptsächlich wegen der heftigen Vorrede. Der Uebersetzer hat dieselbe weggelassen. Er hat ferner einige allzu beleidigende Stellen nicht übersetzt. Das ändert freilich die Sache wesentlich nicht. Die Pflicht, die an einigen Orten leider die Polizei auf sich nimmt, fällt in freieren Ländern der Presse zu. Und diese Pflicht ist, zu sagen, daß wir die Bereicherung der deutschen Literatur mit diesem Buche voll Leidenschaft, voll Gluth italienischer Rachsucht tief bedauern.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die hydraulische Presse
und ihre mechanische Arbeit.

Von Dr. Schellen.

Man ist gewohnt, so oft von der Ausübung bedeutender Druckkräfte, der Förderung außergewöhnlicher Massen, der Bewältigung großer Widerstände oder der Hebung kolossaler Lasten die Rede ist, sofort an den Dampf zu denken und diesen als die bewegende Kraft dabei vorauszusetzen. Es ist dieses auch ganz natürlich, denn die Anwendung der Dampfkraft ist in unsern Tagen so allgemein geworden, ihre Wirkungen haben eine so mannigfaltige Anwendung gewonnen, ihre Leistungen sind sowohl hinsichtlich des Druckes als der Geschwindigkeit vor Aller Augen zu einer solchen Höhe gestiegen, daß auch die kühnsten Projecte eine allgemeine Bewunderung nicht mehr zu erregen vermögen und das nichttechnische Publicum am allerwenigsten in Verlegenheit kommt, wenn es sich um die Beschaffung noch so großer Triebkräfte handelt.

Wie diese bedeutenden Leistungen des Dampfes zum Vorschein kommen, fragt man selten; man pflegt einfach anzunehmen, daß der Dampf durch fortwährendes Heizen und Einschließen in dem Kessel seine Spannung und seinen Druck bis zu dem Grade erhöht, wie es eben zur Ausübung des vorgeschriebenen Druckes gefordert wird, ohne zu erwägen, ob auch die stärksten Kessel wohl im Stande sein möchten, einen solchen Druck gegen jeden kleinsten Theil der Wandung auszuhalten.

Wir wollen uns näher erklären und annehmen, daß zur Bewältigung einer Last der Kolben einer Dampfmaschine 100,000 Pfund zu überwinden habe, durch den Dampf selbst also dieser bedeutend große Druck ausgeübt werden solle. Wie vielen Nichttechnikern fehlt es nicht bei diesem an sich einfachen Probleme an einer klaren Vorstellung über das, was hierbei vorgeht und wie dieser Druck zu Stande kommt! Sie verbinden mit einer solchen Anforderung sogleich die Vorstellung von einer enormen Spannung des Dampfes im Kessel und von riesigen Dimensionen der Kesselwände, die erforderlich sind, um der Gefahr einer Explosion vorzubeugen, während doch in einem solchen Falle nach Umständen die Dampfspannung im Kessel sehr gering sein kann, und die Wandstärke von einigen Linien hinreicht, um den Kessel gegen ein Zerspringen zu sichern. Es fahren in der That nicht wenige Dampfschiffe mit den schwersten Lasten beladen über unsere Meere und Flüsse, bei denen der von dem Dampfe gegen den Kolben der Maschine ausgeübte Druck viele tausend Pfund beträgt, obgleich die Spannung desselben im Kessel nicht mehr als das Doppelte dessen ist, welche derselbe in den Kochgeschirren unserer Küchen erreicht.

Das Element, welches man bei derartigen Ueberschätzungen zu übersehen pflegt, ist die Größe der Fläche, gegen welche der Druck ausgeübt wird. Es ist eine durch Beobachtung längst ermittelte Thatsache, daß der Dampf, der sich in unsern gewöhnlichen offenen Kochgeschirren aus dem Wasser entwickelt, dem Druck der atmosphärischen Luft gleichkommt und wie dieser auf eine Fläche von der Größe

eines preußischen Quadratzolles einen Druck von ungefähr 14⅛ Pfund (15 Altpfund) ausübt. Hiernach ist leicht einzusehen, daß Dampf von derselben Spannung gegen die doppelte Fläche von zwei Quadratzollen schon mit einer Kraft von zweimal 14⅛ oder 28¼ Pfund drückt, ja daß der Druck dieses schwach gespannten Dampfes gegen einen cylindrischen Boden von drei Fuß Halbmesser, welcher eine Fläche von circa 4073 Quadratzoll bildet, schon die bedeutende Größe von 4073 mal 14¼ Pfund oder von 58,040 Pfund ausmacht.

Man ersieht hieraus, daß die Spannung des Dampfes im Kessel nicht groß zu sein braucht, um gleichwohl einen sehr erheblichen Druck ausüben zu können; man braucht ihn in einem solchen Falle nur gegen eine hinlänglich große Fläche wirken zu lassen, um damit die größten Widerstände überwinden zu können. Andererseits aber kann aus demselben Grunde der ausgeübte Druck eines äußerst stark gespannten Dampfes gleichwohl sehr gering sein, in dem Falle nämlich, wo er seine Wirkung nur gegen eine kleine Fläche äußern kann, wie das folgende Beispiel dieses sogleich klar stellt.

In der Wand eines jeden Dampfkessels befindet sich ein Sicherheitsventil, das dazu bestimmt ist, sich zu öffnen und dem Dampfe einen Ausweg zu gestatten, wenn dieser das Maximum der zulässigen Spannung erreicht hat. Ein solches Ventil befindet sich immer unter dem drückenden Einfluß des im Kessel eingeschlossenen Dampfes, und würde schon unter der Voraussetzung, daß es unten und oben gleich große Flächen hat, bei einer Dampfspannung, die nur ein wenig größer wäre als der Luftdruck, aus dem Kessel herausgeschleudert werden, würde es nicht durch ein von Außen wirkendes Gegengewicht zurückgehalten. Ein solches Gegengewicht beträgt aber in der Regel nur einige Pfunde, während im Innern des Kessels die Dampfspannung doch eine sehr beträchtliche ist; ja der Druck des Fingers kann leicht hinreichend sein, um ein solches Ventil auch bei den stärksten Dampfspannungen unter Umständen zurückzuhalten.

Der Druck des Dampfes gegen die untere (innere) Fläche des Ventils hängt nämlich nicht von seiner Spannkraft allein ab, sondern eben so sehr von der Größe dieser Fläche. Beträgt z. B. die untere Fläche des Ventils, gegen welche der Dampf wirkt, nur ¼ Quadratzoll und ist die Dampfspannung fünfmal so groß als der Luftdruck, so wirkt der Dampf mit fünfmal 14⅛ oder mit circa 71 Pfund auf jeden Quadratzoll der Kesselwand, und es kommen daher auf die Fläche des Ventils nur ein Viertel hiervon oder 17—18 Pfund zur Wirkung, denen ein eben so starker Gegendruck von Außen entgegentreten muß, um das Ventil zu halten.

Je kleiner also die Fläche des Ventils ist, gegen welche der Dampf drückt, um so geringer ist die auf dasselbe wirkende hebende Kraft. Ließe man das Ventil gar sich kegelförmig verjüngen und in eine Spitze auslaufen, so daß der Dampf dasselbe eben nur in dieser Spitze angreifen könnte, so würde auch die stärkste Dampfspannung nicht vermögen, das Ventil aus seinem Sitze zu entfernen.

Will man daher, was insbesondere auch bei der Dampfschifffahrt der Fall ist, wegen der mit bedeutenden Dampfspannungen immer verbundenen Gefahr einer Kesselexplosion eine starke Spannung des Dampfes vermeiden, und hat man gleichwohl große Widerstände zu überwinden, so kann man in der Leistungsfähigkeit des Dampfes durch Vergrößerung der Fläche, gegen welche man ihn drücken läßt, das ersetzen, was ihm wegen seiner geringen Spannkraft fehlt; in solchen Fällen erhält dann die Maschine sehr weite Cylinder, deren Kolben dem Dampfe sehr beträchtliche Flächen zum Angriffe darbieten.

Die tiefere Ursache zu dem Kraftgewinne, den man augenscheinlich erhält, wenn man den Dampf gegen größere Flächen wirken läßt, kann indessen nicht in der Größe dieser Flächen selbst liegen, so wenig als die Verlängerung eines Hebelarmes die eigentliche Ursache davon ist, daß man mit einer kleinen Kraft eine große Last zu heben im Stande ist. Hebelarme und die Dampfkolben sind todte Massen, deren Länge oder Flächengröße eben so wenig zu der Vermehrung einer Kraft Etwas beitragen können, als es irgend ein anderer Maschinentheil aus sich zu thun vermag.

In dem vorliegenden Falle der Dampfkraft rührt die Zunahme der mit der Vergrößerung der Druckfläche wachsenden Druckkraft einfach her von der größern Quantität des Dampfes, die zur Wirksamkeit kommt. Beträgt die dem Dampfdruck ausgesetzte Kolbenfläche in einem bestimmten Falle einen Quadratfuß, in einem andern Falle bei gleicher Dampfspannung zwei Quadratfuß, so ist klar, daß in letzterm Falle der Dampf gewissermaßen zweimal in gleicher Weise auf eine Fläche von einem Quadratfuß neben einander wirkt, und daher unter Verbrauch eines doppelten Dampfquantums auch der Dampf gegen die doppelte Fläche zweimal so groß ist als gegen die Flächeneinheit. Es ist also in diesem Falle nicht die doppelte Flächengröße selbst, sondern die dadurch hervorgerufene Anwendung einer zweifachen Kraft oder der Verbrauch des doppelten Kraftmaterials die eigentliche Ursache des erhöhten Druckes.

Anders ist es mit dem Kraftgewinn, den man bei den sogenannten mechanischen Potenzen, dem Hebel, dem Flaschenzug, den Radverbindungen, der Schraube u. s. w. erhält, anders auch mit dem sehr bedeutenden Kraftgewinn, den eine hydraulische Presse gewährt. In demselben Maße aber, als die Erscheinungen hier verwickelter werden und die eigentliche Ursache der Kraftvergrößerung ferner liegt, sind auch die Ideen der Nichttechniker über diese Fragen fehlerhafter und verworrener. Auch bei den hydraulischen Pressen bildet, wie bei der Anwendung der Dampfkraft, die Größe der Druckfläche in der Leistungsfähigkeit der Maschine einen wesentlichen Factor, doch unterscheiden sich, wie wir sehen werden, die hydraulischen Motoren von denen des Dampfes nicht bloß in der ganzen innern Einrichtung, sondern auch wesentlich in der Art und Weise, wie die Kraftvergrößerung bei ihnen zu Stande kommt, und grade diese beiden Umstände haben uns Veranlassung gegeben, nicht sogleich mit den hydraulischen Pressen zu beginnen, sondern vorher die Wirkungsweise des Dampfes etwas eingehender zu besprechen. Gehen wir nunmehr über zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung.

So geläufig es uns auch geworden ist, die verschiedenen uns umgebenden Körper als feste, flüssige und luftförmige zu unterscheiden, so schwer ist es doch, das Wesen und die Merkmale dieser drei Aggregatformen mit voller Präcision zu bestimmen. Was sich in dieser Beziehung auf den ersten Blick kundgibt, ist der Umstand, daß es zur Trennung der festen Körper und behufs ihrer Zerlegung in kleinere Stücke meist einer größern und in vielen Fällen sogar einer sehr beträchtlichen Kraft bedarf, wogegen bei den flüssigen Körpern zu demselben Zwecke nur eine so geringe Kraft erforderlich ist, daß es den Anschein gewinnt, als ob zwischen den kleinsten Theilchen einer Flüssigkeit gar kein innerer Zusammenhalt bestände. Die nächste Folge hiervon ist, daß diese kleinsten Theilchen eine sehr große Verschiebbarkeit besitzen, daß sie sich durch eine geringe Kraftäußerung von einander trennen lassen und daher einander ausweichen, wenn ein äußerer Druck irgendwie auf sie einwirkt.

Aus dieser allgemeinsten Eigenschaft der Flüssigkeiten folgt sofort eine andere, die von großer praktischer Bedeutung ist. **Wird nämlich auf eine von allen Seiten eingeschlossene Flüssigkeit nach irgend einer Richtung hin ein Druck ausgeübt, so pflanzt sich derselbe nach allen Richtungen durch die Flüssigkeit hindurch in unveränderter Stärke fort.**

Um hiervon eine klare Vorstellung zu erhalten, denke man sich irgend ein Gefäß (Fig. 1) mit Wasser ganz angefüllt und an verschiedenen Stellen seiner Wand Röhren eingesetzt, in welchen sich Stöpsel oder Kolben A, B, C, D wasserdicht auf- und abbewegen lassen; die Kolben denke man sich alle dicht auf der Wasserfläche aufstehend. Wird nun auf einen Kolben, z. B. A, ein Druck ausgeübt, so suchen alle unmittelbar unter demselben befindlichen Wassertheilchen dem Druck auszuweichen, und zwar nicht bloß in der Richtung des ausgeübten Druckes, sondern weil sie nach allen Richtungen gleich leicht verschiebbar sind, nach allen Richtungen hin.

Fig. 1.

Fortpflanzung des Drucks nach allen Richtungen in einer Flüssigkeit.

Jedes von dem Kolben A direct gedrückte Wassertheilchen pflanzt daher den erhaltenen Druck ungeschwächt auf die benachbarten Theilchen fort, diese übertragen den Druck rings herum auf die anstoßenden Theilchen, so daß derselbe in unmeßbar kurzer Zeit an die einschließenden Wände des Gefäßes anlangt und sich hier in ungeschwächter Stärke kundgibt. Die beweglichen Kolben B, C, D werden daher nicht an ihrer Stelle bleiben, sondern ausweichen, und zwar mit einer Kraft, welche der auf A ausgeübten Druckkraft gleich ist, vorausgesetzt, daß unter jedem Kolben gleich viele drückende Theilchen liegen oder daß die Kolben alle eine gleich große Fläche haben. Es muß dabei noch bemerkt werden, daß die Flüssigkeiten im Gegensatze zu den festen und luftförmigen Körpern die Eigenschaft haben, fast ganz incompressibel zu sein, eine eingeschlossene Flüssigkeit also auch unter dem stärksten Druck ihr Volumen und ihre Dichtigkeit nur sehr wenig ändert. Erhielte der Kolben A einen Druck von fünfzig Pfund, so pflanzt sich nach dem Vorstehenden dieser Druck nicht bloß nach allen Richtungen, sondern auch in ungeschwächter Stärke durch die Flüssigkeit fort, und es empfängt daher jeder der Kolben B, C, D den gleichen Druck von fünfzig Pfund nach Außen, so daß es,

wenn man von Reibung absieht, auf jeden Kolben eines Gegendruckes von fünfzig Pfund bedarf, um sein Ausweichen zu verhindern.

Hat aber, wie in Figur 2, einer der Kolben, B, eine größere Fläche als der den Druck empfangende Kolben A, so pflanzt sich auch hier der Druck von A aus ungeschwächt auf den Kolben B fort, aber nicht der ganze Kolben B, sondern jeder Theil desselben, welcher so groß ist als die gedrückte Fläche A, erhält den auf A ausgeübten Druck. Ist

Fig. 2.

Der Druck nimmt zu mit der Größe der gedrückten Fläche.

z. B. die Kolbenfläche B viermal so groß als die des A, und erleidet A einen Druck von hundert Pfund, so erhält jedes Viertel der Kolbenfläche B einen gleichen Druck von hundert Pfund, der ganze Kolben B also einen Druck von vierhundert Pfund.

Auf die Form des Gefäßes kommt es dabei eben so wenig an, als auf die Natur und die Menge der Flüssigkeit, und man ersieht schon jetzt leicht, wie man mit einem geringen Drucke durch zweckmäßige Anwendung dieses Princips einen sehr bedeutenden Druck auszuüben im Stande sein wird.

Unter den wichtigsten Anwendungen, welche man hiervon in fast allen Zweigen der Technik macht, steht die hydraulische Presse in erster Linie. Sie besteht, wie Figur 3 zeigt, im Wesentlichen aus einem weiten Cylinder b b mit starken Wänden und einem engern Cylinder a, der den Stiefel einer gewöhnlichen Saug- und Druckpumpe bildet und als solcher mit seinem untern Theile in ein Wasserreservoir g hinabreicht. Die beiden Cylinder stehen durch ein starkes Rohr h mit einander in Verbindung, wobei es gleichgiltig ist, ob die Mündung dieses Rohres in dem weiten Cylinder unten oder zur Seite liegt.

In dem Stiefel a der Pumpe läßt sich vermittelst des in f drehbaren Hebels e ein massiver, nicht durchbrochener Kolben (Plunger) d auf- und abbewegen, wobei das Wasser aus dem obern Theile des Stiefels nicht entweichen kann, da derselbe verschlossen ist und der Kolben d durch eine gut und dicht gelieberte Stopfbüchse hindurchgeht. In dem weiten Cylinder, den man den Preßcylinder nennt, befindet sich ebenfalls ein Kolben c c, aber von viel größerm Querschnitte, der nur an dem obern Theile des ihn umgebenden Preßcylinders auf eine eigenthümliche, später zu beschreibende Weise luft- und wasserdicht sich an diesen anschließt. Die Figur 4 zeigt diese Theile deutlicher; bei h ist der Eintritt des Verbindungsrohres h (Figur 3). Der

Fig. 3.

Die hydraulische Presse.

Kopf des Preßkolbens c c trägt eine starke Platte k, welche dazu bestimmt ist, die zu pressenden Gegenstände aufzunehmen und gegen die mit der Presse selbst nicht im

Fig. 4.

Der Preßcylinder nebst Kolben.

Zusammenhange stehende, aber sonst durch eiserne Riegel oder hölzerne Streben stark befestigte Widerlageplatte l anzupressen. Die Pumpe a (Fig. 3) hat an ihrem untern Theil ein Ventil, das sich von unten nach oben öffnet, in entgegengesetzter Richtung aber sich schließt; ebenso befindet sich vor dem Ausflußrohr h ein Ventil o, das sich in der Richtung von der Pumpe nach dem Preßcylinder öffnet, in der entgegengesetzten Richtung sich schließt; endlich hat der Seitenarm der Pumpe noch ein Sicherheitsventil v, welches aufspringt und dem Wasser den Austritt an die Luft gestattet, wenn der Druck im Innern der Presse so groß geworden ist, daß die Wandungen der Cylinder Gefahr laufen, zu springen. Die Ventile, welche in der Figur 3 als Klappen gezeichnet sind, haben wie in den bessern Pumpenwerken eine kegelförmige Gestalt und müssen in ihrem ebenfalls kegelförmig geformten Sitze genau und vollkommen wasserdicht anschließen.

Man denke sich nun vorab sowohl den Preßcylinder b b als auch die Pumpe a und das Rohr h ganz voll Wasser, den Kolben d aber aufgezogen. Wird dann mittelst des Hebels e der Kolben d herabgedrückt, so muß nothwendig das Wasser, dessen Stelle nachher der Kolben einnimmt, entweichen. Bei diesem Bestreben schließt sich sofort das untere Ventil am Boden der Pumpe, dagegen wird durch denselben Druck das seitliche Ventil o geöffnet und das Wasser aus der Pumpe durch das Rohr h in den Preßcylinder b b gepreßt. Dieser Cylinder ist indessen bereits voll Wasser, und da dieses nicht zusammendrückbar ist, so muß der Preßkolben c c vor dem aus der Pumpe ankommenden Wasser entweichen und letzterm Platz machen; der Kolben c c hebt sich also und mit ihm die Preßplatte k.

Da hierbei der innere Raum des Preßcylinders mit dem Rohre h und dem innern Pumpenraume eine einzige zusammenhängende Wassermenge bildet, die rings eingeschlossen ist, so findet das vorhin erwähnte Princip der ungeschwächten Druckfortpflanzung Anwendung, wonach jeder Flächentheil des Kolbenbodens c, der mit dem Querschnitt des Kolbens d gleiche Größe hat, denselben Druck erleidet als der Kolben d. Ist daher der untere Boden oder der Querschnitt des Preßkolbens c 100 mal so groß als der Querschnitt des Druckkolbens d in der Pumpe, so bekommt jener einen Druck, der hundertmal so groß als der vom Druckkolben d ausgeübte Druck ist. Beträgt z. B. der Druck, mit welchem letzterer in der Pumpe herabgedrückt wird, 200 Pfund, so kommt gegen die hundertmal größere Fläche des Preßkolbens c ein Druck von 100 mal 200 oder von 20,000 Pfund zur Wirkung, und mit eben dieser Kraft würden Gegenstände zwischen der Preßplatte k und dem Widerlager l zusammengepreßt werden, wenn nicht die starke Reibung des Kolbens c an der Wand des Cylinders b einen Theil dieser Kraft absorbirte.

Nachdem nun die Pumpe a durch das erste Herabdrücken des Kolbens ihr Wasser an den Preßcylinder abgegeben hat, zieht man, um sie wieder mit Wasser zu füllen, den Kolben d herauf; das gepreßte Wasser des Preßcylinders will sofort wieder durch das Rohr h in die Pumpe zurücktreten, allein bei diesem Versuche schließt sich das Ventil o und versperrt dem Wasser den Zugang zur Pumpe, so daß dieses in dem gespannten Zustande unter dem vorigen Druck verbleibt; dagegen bewirkt das Hinaufziehen des Kolbens d wie in jeder gewöhnlichen Saugpumpe das Oeffnen des untern Ventils, so daß aus dem Reservoir g neues Wasser unter dem aufsteigenden Kolben nachgesaugt wird. Inzwischen steht natürlich der Kolben im Preßcylinder still.

Drückt man nun abermals den Hebel e herab, so wiederholt sich die vorhin beschriebene Wirkung in allen Theilen und der Preßkolben geht mit seiner Platte k zum zweiten Male unter demselben Drucke von 20,000

Pfund gegen das Widerlager l in die Höhe. Dasselbe Spiel wiederholt sich bei jedem Auf- und Niedergange des Hebels e; der Preßkolben geht in Absätzen oder ruckweise immer weiter gegen das Widerlager vor, und man sieht leicht ein, daß man unter Anwendung eines verhältnißmäßig kleinen Druckes die Gegenstände zwischen den Preßplatten mit einer ungeheuern Kraft zusammenpressen kann, wenn man nur den Querschnitt des Druckkolbens sehr bedeutend größer macht als den des Druckkolbens, ja daß diese Druckverstärkung gar keine Grenzen hätte, wenn ihr nicht durch die Festigkeit des Materials und die Rücksicht auf Bequemlichkeit in der Manipulation sehr bald ein Ziel gesetzt würde.

Um den von der menschlichen Hand oder von einer Dampfmaschine auszuübenden Druck, bevor er noch den Pumpenkolben erreicht, zu verstärken, läßt man ihn an einem Hebel e wirken und hängt den Kolben d in einem Punkte desselben auf, der dem Drehpunkt f möglichst nahe liegt. Ist z. B. der Abstand des Punktes n von f nur der sechste Theil der Entfernung zwischen f und e und läßt man am Endpunkte e des Hebels eine Kraft von 50 Pfund wirken, so ist der in dem Punkte n auf den Druckkolben ausgeübte Druck schon 6 × 50 oder 300 Pfund, und es würde unter den vorhin angenommenen Dimensionen der Preßkolben c c mit einer Kraft von 100 × 300 = 30,000 Pfund gehoben werden. Hätte man den Hebel e mit einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt und übte diese in dem Punkt e einen Druck von 500 Pfund aus, so wäre der Druck auf den Preßkolben schon 6 × 500 = 3000 Pfund und demnach der Druck auf den Preßkolben und gegen das Widerlager 100 × 3000 = 300,000 Pfund. Wird der Druck der zwischen den Platten k und l zu pressenden Gegenstände im Innern der Presse so groß, daß die Wände nicht mehr im Stande sind, einen solchen Druck auszuhalten und daher Gefahr laufen, zu springen, so hebt sich das in dem Pumpenarme befindliche Sicherheitsventil rechtzeitig in die Höhe, worauf etwas Wasser herausspritzt und die zulässige Maximalpressung, die der Belastung des Ventils entspricht, sofort wiederhergestellt ist.

Wenn nach geschehener Pressung der Kolben k wieder an seine alte Stelle auf den Boden des Preßcylinders b b zurückgebracht werden soll, öffnet man einen am Cylinder angebrachten Hahn, durch welchen das Wasser abfließen kann; der Kolben geht dann entweder durch sein eigenes Gewicht oder vermittelst eines Hebels an seine Ruhestelle zurück.

Die Spannung, in welcher sich das Wasser während der Pressung im Cylinder befindet, ist so groß, daß sich die gewöhnlichen Verdichtungsmittel der Kolben, wie sie bei den Druckpumpen, Dampfmaschinen u. s. w. angewandt werden, hier unzureichend erweisen. Wenn man erwägt, daß selbst bei den großen hydraulischen Pressen, die einen Druck von mehr als einer Million Pfund ausüben, das Wasser durch die Poren der sechs bis acht Zoll dicken Cylinderwand hindurchgepreßt wird und diese Wände dadurch feucht werden, so begreift man, daß auch die kleinste Undichtheit an der Stelle, wo der Preßkolben aus dem Cylinder heraustritt, das Wasser in solcher Menge durchlassen würde, daß eine andauernde Spannung nicht zu erzielen wäre. Eben dieser Umstand ist lange Zeit die Ursache gewesen, warum die hydraulischen Pressen keine praktische Anwendung fanden, bis zuerst Bramah, nach welchem diese Pressen vielfach noch jetzt ihren Namen führen, eine sinnreiche Vorrichtung erfand, die die Eigenthümlichkeit besitzt, einen um so bessern Verschluß herbeizuführen, je größer die Spannung des gepreßten Wassers im Cylinder ist.

Figur 5 zeigt ein Stück dieser Vorrichtung; sie besteht aus einem vollständigen Ringe p p, um welchen ein Stück Leder als Kappe so aufgesetzt ist, daß zu beiden Seiten des Ringes zwei Lappen s s und u u herabhängen.

Fig. 5.

Die Bramah'sche Kolbenliederung.

In dem Halse des Preßcylinders b b (Fig. 4) ist eine ringförmige Aushöhlung vorhanden, in welche der Ring mit seinem Lederstulp eingesetzt wird, in Figur 4 bezeichnet wieder p p den innern Ring, s s den äußern, u u den innern Rand der Lederkappe; während der innere Rand u u des Leders sich an den Preßkolben anschmiegt, legt sich der äußere Rand an den Preßcylinder an. Sobald die Pressung beginnt, tritt das Wasser zwischen die beiden Lederlappen ein und drängt sie aus einander; der innere Rand u u wird gegen den Kolben, der äußere Rand s s gegen die Cylinderwand angedrückt. Je mehr im Innern der Presse der Druck zunimmt, und je größer das Bestreben des Wassers ist, zu entweichen, um so stärker werden die beiden Theile des Lederstulps aus einander gepreßt und einerseits (s s) gegen die Cylinderwand, andererseits (u u) gegen die Kolbenwand angedrückt, so daß das Wasser nirgendwo entweichen kann und die vollständige Dichtheit der Presse vorhanden ist.

Die Wirkung der hydraulischen Presse beruht, wie aus dem Vorstehenden erhellt, zunächst darauf, daß der Querschnitt des Preßkolbens viel größer ist als der des Druckkolbens, und der auf das Wasser ausgeübte Druck nicht bloß nach allen Richtungen sich fortpflanzt, sondern auch gegen einen bestimmten Theil der absperrenden Wand um so größer ist, je größer das Verhältniß ist zwischen den Querschnitten der drückenden und der gedrückten Fläche. So groß daher das Verhältniß ist zwischen den Querschnitten der beiden Kolben der hydraulischen Presse, um so vielmal ist der von der Preßplatte ausgeübte Druck größer als die auf den Pumpenkolben direct wirkende Kraft.

Aber es ist nicht zu übersehen, daß, je größer der Preßkolben wird, zwar die Kraft desselben wächst, aber die Wirkung der Presse in demselben Maße verlangsamt wird. Um dieses die Leistungsfähigkeit und die Anwendbarkeit einer hydraulischen Presse wesentlich bedingende Moment sofort klar zu fassen, werfe man einen Rückblick auf die Figur 2, in welcher die Fläche B, die den Preßkolben vertreten soll, viermal so groß ist als die Fläche A, die den Pumpen- oder Druckkolben repräsentirt. Drückt man den Kolben A um eine bestimmte Länge, z. B. um einen Zoll, herab, so wird dadurch der Kolben B mit vierfachem Druck gehoben, aber keineswegs auch um einen Zoll, sondern offenbar nur um einen Viertel Zoll, nämlich nur um so viel, daß das von A verdrängte Wasser unter B Platz findet; da nun die Fläche B viermal so groß ist als A, so nimmt das von A verdrängte Wasser unter der viermal größern Fläche B nur ein Viertel der Höhe ein.

Ganz dasselbe findet in jeder hydraulischen Presse statt; ist darin z. B. der Querschnitt des Preßkolbens hundertmal so groß als der des Pumpenkolbens, so kann, wenn der Kolben in der Pumpe einen Fuß tief herabgedrückt wird, der Preßkolben nur um $^1/_{100}$ Fuß hoch gehoben werden, da das von dem Pumpenkolben verdrängte Wasser im Preßcylinder unter der hundertmal größern Fläche des daselbst befindlichen Kolbens sich ausbreiten kann. Hieraus schon folgt, daß eine hydraulische Presse um so langsamer arbeitet, ihr Preßkolben um so langsamer gegen das Widerlager fortrückt, je größer der Querschnitt dieses Kolbens ist im Vergleich zu dem Kolben der Pumpe. Soll aber der Pumpenkolben d (Fig. 3) die Strecke von einem Fuß durchlaufen, so muß offenbar, wenn, wie früher vorausgesetzt worden, die Entfernung e f sechsmal so groß ist als n f, der Endpunkt e des Hebels in derselben Zeit einen Weg von sechs Fuß durchlaufen, oder, wenn die in e wirkende Druckkraft einen Fuß durchläuft, so bewegt sich der Pumpenkolben d nur um $^1/_6$ Fuß herab, und es geht in Folge hiervon der Preßkolben c c mit seiner hundertmal größeren Querschnittsfläche nur um $^1/_{600}$ Fuß oder um den geringen Betrag von $^1/_{50}$ Zoll hinauf. Während der Druck hierbei um das Sechshundertfache sich verstärkt, geht die Arbeit des Pressens so langsam vor sich, daß man es kaum wahrnimmt, und jedenfalls muß die die Presse in Bewegung setzende Kraft am Hebel e in derselben Zeit einen sechshundertmal so großen Weg zurücklegen, als die Preßplatte k. Wäre unter den angenommenen Verhältnissen der Kolben der Pumpe im Querschnitt doppelt so dick, also sein Querschnitt nur fünfzigmal so klein als der des Preßkolbens, so arbeitete die Presse zwar nur mit der halben Kraft, aber dafür mit der doppelten Geschwindigkeit, d. h. der Preßkolben würde, wenn die Kraft am Hebelende wieder einen Fuß, der Pumpenkolben d also $^1/_6$ Fuß durchläuft, nur $^1/_{50}$ von $^1/_6$ Fuß oder $^1/_{300}$ Fuß oder $^1/_{25}$ Zoll sich heben, während er früher in der Zeit eines Pumpenhubes nur $^1/_{50}$ Zoll durchlief.

Ferner ist klar, daß es gleich im Anfange, wenn die Pressung der Gegenstände beginnen soll, viel weniger darauf ankommt, einen starken Druck zu entwickeln, als vielmehr dieselben möglichst schnell zusammenzupressen, ja daß es sich in den meisten Fällen sogar empfehlen wird, im Anfange nur mit mäßiger Kraft, aber rasch zu pressen, und erst dann, wenn die Pressung bereits bis auf einen gewissen Grad gekommen ist, den Druck zu verstärken und die Presse mit voller Kraft arbeiten zu lassen. Zur Erreichung dieser Absichten gibt es zwei Mittel, entweder den Preßcylinder mit zwei Druckpumpen von verschiedenen Querschnitten zu verbinden, oder in derselben Pumpe zuerst einen dicken und dann einen dünnen Druckkolben arbeiten zu lassen.

Im erstern Falle gibt man dem Druckkolben der einen Pumpe etwa einen viermal so großen Querschnitt als dem der andern Pumpe. Man arbeitet dann zuerst mit der weiten Druckpumpe, wobei die Presse zwar nur den vierten Theil ihrer vollen Druckkraft entwickelt, die Arbeit der Zusammenpressung aber viermal so schnell von Statten geht. Ist die Pressung bis zu einem bestimmten Grade vorgeschritten und reicht die Kraft der Presse zu einer weiteren Comprimirung nicht mehr aus, so schließt man das Verbindungsrohr zwischen dem Preßcylinder und der weiten Pumpe durch einen Hahn ab, und setzt ihn durch einen andern Hahn mit dem nach der engen Pumpe führenden Rohre in Verbindung. Die weite Pumpe tritt in Ruhe, die Arbeit der engen Pumpe beginnt; die Presse entwickelt

nun einen viermal so großen Druck, aber die Pressung selbst geschieht viermal so langsam.

In dem zweiten Falle ist nur eine Druckpumpe und ein nach dem Preßcylinder führendes Verbindungsrohr vorhanden, aber der Stiefel der Pumpe hat einen doppelten Kolben. Eine solche Vorrichtung ist in Figur 6 abgebildet. — a a a a ist der Pumpenstiefel, der unten das Saugventil und in dem Seitenarme bei o das Ventil enthält, welches das Wasser aus der Pumpe in das Verbindungsrohr h und in die Presse führt, dasselbe aber aus diesem Rohre in die Pumpe nicht zurücktreten läßt. v ist das Sicherheitsventil. Der

Fig. 6

Druckpumpe mit doppeltem Kolben.

eine weitere Kolben d'd' ist hohl und läßt den andern engern Kolben d d durch seine Höhlung frei hindurchpassiren; der Kolben d' d' hat seine Dichtung gegen die Pumpenwand bei b, der innere Kolben d d hat sie natürlich in dem ihn umgebenden Kolben bei c. Eine ziemlich verwickelte Anordnung von Schrauben mit lappenförmigen Ausschnitten kuppelt die beiden Kolben fest an einander oder hebt die Verbindung zwischen ihnen auf, je nachdem man die oberste Schraube mittelst der Handhaben x x um 45 Grad dreht oder nicht. Im Anfange der Arbeit werden die beiden Kolben mit einander gekuppelt und der auf- und niedergehende Kolben d d nimmt den ihn umgebenden Kolben d'd' mit; die drückende Kolbenfläche ist daher gleich der Summe der Querschnitte beider Kolben; die Presse arbeitet dabei zwar nur mit verhältnißmäßig schwacher Kraft, aber dafür um so geschwinder. Ist der Widerstand so groß geworden, daß die Kraft der Presse nicht mehr ausreicht, ihn zu überwinden, so werden die Handhaben x x um 45 Grad umgelegt und dadurch der äußere Kolben d'd' einerseits festgestellt und andererseits von dem innern Kolben d d losgelöst. Es arbeitet von nun an in der Druckpumpe nur der kleine Kolben d d; sofort wächst die Kraft der Presse in demselben Maße, als der Querschnitt des kleinen Kolbens kleiner ist als der beider Kolben zusammengenommen, aber die Arbeit geht von da an in demselben Maße langsamer von Statten. Nicht selten verbindet man eine solche Pumpe von doppelten Kolben mit einer noch engern Pumpe, welche letztere dann natürlich zuletzt ihre Arbeit beginnt; die Kolben haben dann ungefähr 3, 1½, 1 Zoll im Durchmesser; der Durchmesser des Preßkolbens variirt je nach der Größe des Druckes, den man durch die Presse erzielen will.

Die Anwendung der hydraulischen Pressen in den verschiedenen Zweigen der Technik ist außerordentlich mannigfaltig; je nach der Arbeit, für welche sie bestimmt sind, erhalten sie eine verticale oder eine wagerechte Lage und erhalten auch sonst in der Einrichtung der Preßvorrichtung zwischen dem Kopfe des Preßkolbens und dem Widerlager mannigfache Abänderungen. Man bedient sich ihrer unter Anderm in den Tuch- und Cattunfabriken zum Pressen und Glätten der Zeuge, in den Buchdruckereien zum Glätten der durch den Druck uneben gewordenen Bogen, in der Runkelrübenzuckerfabrication zum Auspressen des Saftes aus den Rüben; außerdem noch zum Zusammenpressen faseriger Stoffe, z. B. von Flachs, Baumwolle, Torf, des Heues 2c., damit dieselben behufs der Versendung und der Aufbewahrung einen möglichst kleinen Raum einnehmen; in den Oelfabriken zum Auspressen der ölhaltigen Samenkörner; in der Stearinkerzenfabrication zum Auspressen der festen Stearinsäure aus dem Fette 2c. Ueberall, wo es sich vorzugsweise um die Anwendung eines starken Druckes handelt, erweist sich die hydraulische Presse als be-

sonders geeignet; mit ihrer Hilfe werden die starken eisernen Schiffskabel, die Schiffsanker, Ketten und sonstige zu Bauten erforderliche eiserne Bestandtheile vor ihrem Gebrauch auf ihre Festigkeit geprüft, ebenso werden durch ihren Druck die Räder der Eisenbahnwagen auf ihre Achsen gepreßt. Dagegen kann die hydraulische Presse niemals da gebraucht werden, wo die Arbeit und der zu leistende Druck mit einer auch nur mäßigen Geschwindigkeit ausgeführt werden soll, und in dieser Beziehung steht sie in der Vielseitigkeit ihrer Anwendung hinter der Dampfmaschine weit zurück.

Um ein Beispiel zu geben, in welchen großartigen Dimensionen die hydraulischen Pressen ausgeführt werden und welchen enormen Druck man damit ausüben kann, wählen wir diejenige, welche bei einem der bedeutendsten Brückenbauwerke der neuern Zeit in Anwendung gekommen ist. Dieselbe diente nämlich zum Heben der eisernen Röhren der Britanniabrücke, die in den Jahren 1847 bis 1850 über den Menaycanal zur Verbindung der Insel Anglesey mit Südwales gebaut worden ist.*) Der innere Durchmesser des Preßcylinders betrug bei dieser Presse 22 Zoll, seine Wandstärke 10 Zoll, seine Höhe (außen gemessen) 9 Fuß 1½ Zoll; der Durchmesser des Preßkolbens hielt 20 Zoll. Um den Preßcylinder zu gießen, wurden 22 Tonnen Eisen (1 Tonne = 20 Centner engl. = circa 2033 preuß. Pfund) gebraucht. Der Preßkörper ruhte auf zwei gußeisernen Trägern, jeder von 5 Tonnen Gewicht, und diese wurden von zwei aus schmiedeeisernen Platten zusammengefügten Trägern getragen, von denen jeder 12 Tonnen wog. Die Kette, woran die zu hebende Last angehängt wurde, bestand aus breiten Eisenstäben von ansehnlicher Dicke. Das größte Gewicht, welches die Presse hob, war 1144 Tonnen oder 2,325,752 preußische Pfund, und die für jeden Hub erforderliche Wassermenge betrug circa 269 preußische Quart. Zum Heben der vier kolossalen eisernen Brückenröhren, von welchen die Mittelröhren 482 Fuß lang, in der Mitte 30 Fuß, an den Enden 22 Fuß hoch sind und durch welche die Eisenbahnzüge mit der schwersten Belastung hindurchfahren, wurden zwei der beschriebenen Pressen angewandt, von denen im Laufe der Hebungsarbeiten der Cylinder der einen barst, als das eiserne Brückenrohr bereits 21 Fuß hoch gehoben war. Mit furchtbarem Krachen stürzte die Presse donnernd auf die Brückenröhre herab. Hätte man nicht die Vorsicht gebraucht, der Röhre, so wie sie sich hob, Stützen unterzumauern, so wären die schrecklichsten Folgen unvermeidlich gewesen. So verlor nur ein Arbeiter bei der ganzen Hebungsarbeit das Leben, indem er von der herabstürzenden Presse vollständig zermalmt wurde.

*) Amtlicher Bericht über die Londoner Industrieausstellung I, S. 517.

Nachdem wir nun die Einrichtung und die Wirkungsweise der hydraulischen Pressen im Einzelnen beschrieben haben; bleibt die bereits im Eingange dieses Artikels aufgeworfene Frage, woher denn der bedeutende Zuwachs an Kraft komme, näher zu beantworten. Um die Frage in ihrer einfachsten Form aufzufassen, werden wir zunächst von der Wirkung des Hebels an der Druckpumpe absehen und wie oben annehmen, daß der Querschnitt des Preßkolbens hundertmal so groß ist, als der des Druckkolbens; es ist dann klar, daß, wenn man von der Reibung absieht, ein Druck von 50 Pfund, von der Hand direct auf den Pumpenkolben ausgeübt, den Preßkolben mit einem Druck von hundertmal 50 oder 5000 Pfund hebt, so daß thatsächlich 50 Pfund Druck sich auf 5000 Pfund verstärken. Daß die größere Fläche des Preßkolbens die eigentliche tiefere Ursache dieses Kraftgewinnes hier eben so wenig sein kann, als bei der Dampfmaschine, versteht sich von selbst; aber es liegt diese Ursache hier keineswegs so nahe, als man glauben sollte, und es sind, um sie erkennen zu können, vorher einige Begriffe näher zu fixiren, über welche man im gewöhnlichen Leben leicht wegzugehen pflegt.

Die Art und Weise, wie irgend eine Kraft in ihrem Wirken äußerlich sich kund gibt, ist zweierlei; entweder übt sie bloß einen Druck oder einen Zug gegen einen Gegenstand oder einen Widerstand aus, ohne jedoch diesen von der Stelle zu bringen, oder sie wirkt zugleich drückend und bewegend.

Beispiele der ersten Art haben wir in dem bloßen Druck, den ruhende Körper vermöge der Anziehungskraft der Erde auf ihre Unterlage ausüben; in dem Drucke, den die Expansionskraft des Dampfes gegen die widerstehenden Wände des Dampfkessels oder auch gegen den Kolben im Cylinder ausübt, wenn die Maschine angehalten wird; in dem Drucke, den eine gespannte Feder vermöge ihrer Elasticitätskraft gegen einen festen Gegenstand ausübt; in dem Drucke des Windes, des Wassers, unserer Muskelkraft gegen unbewegliche, feste Massen. Ein solcher Druck oder Zug, mag er aus noch so verschiedenartiger Ursache herrühren, kann immer ersetzt werden durch ein passend angebrachtes Gewicht, und man nimmt deshalb als Maß oder Einheit eines solchen Druckes stets das Pfund (in der Maschinenlehre auch wohl das Doppelte hiervon, das Kilogramm) an. In diesem

Sinne sagt man z. B., der Dampf drückt gegen den Quadratzoll mit sechzig Pfund, d. h. der Druck des Dampfes gegen den Quadratzoll ist genau so groß, als wenn man auf diese wagerecht gedachte Fläche ein Gewicht von sechzig Pfund aufgesetzt hätte; eben so sagt man, die aufgezogene Spiralfeder zieht in ihrem Bestreben, sich wieder abzurollen, mit einer Kraft von zwei Loth; die menschliche Hand drückt mit fünfzig Pfund u. s. w.

Anders ist es, wenn die Kraft drückend und bewegend zugleich wirkt, wie in dem Falle, wo ein Stein, eine Wassermasse herabfällt, d. h. wo dieselbe Anziehungskraft der Erde, welche, wenn der Stein eine Unterlage hat, bloß drückend wirken kann, hier diesen Druck durch eine gewisse Wegstrecke hindurch ausübt; oder wenn der Dampf nicht bloß gegen den Kolben im Dampfcylinder drückt, sondern denselben zugleich fortbewegt; wenn die menschliche Hand nicht bloß an einem schweren Körper zieht, sondern den Widerstand desselben überwindet und ihn zugleich durch eine gewisse Strecke in die Höhe hebt.

In allen solchen Fällen sagt man, im Gegensatze zu der ersten Wirkungsweise, wo ein bloßer Druck vorhanden ist, daß die Kraft arbeite oder etwas leiste, und spricht demzufolge auch von der Quantität oder der Größe der Arbeit oder der Leistung einer Kraft. Aber es fragt sich dabei zunächst, wie die Arbeit der Kraft gemessen werden kann, wovon ihre Größe abhängt, und wie mehrere derartige Kraftleistungen unter einander verglichen werden können.

So viel ist von vorn herein klar, daß die Leistung einer Kraft wesentlich bedingt ist sowohl durch die Größe des Druckes, welchen sie ausübt, oder durch den Widerstand, den sie überwindet, als auch andererseits durch die Wegstrecke, durch welche dieser Druck ausgeübt oder dieser Widerstand überwunden wird. Ein Pferd, welches 150 Pfund in der Secunde 2 Fuß weit zieht, leistet mehr, als ein anderes, welches in derselben Zeit nur 100 Pfund 2 Fuß weit zieht, es leistet aber auch mehr, als ein anderes, welches in dieser Zeit zwar 150 Pfund aber nur durch eine Strecke von 1 oder 1½ Fuß hindurchbewegt. Aehnlich ist es in allen andern Fällen, in denen eine Kraft arbeitet.

Man betrachtet daher diejenige Leistung einer Kraft als Arbeitseinheit, bei welcher ein Pfund durch einen Fuß hindurchbewegt wird und nennt eine solche Leistung kurzweg ein Fußpfund. Nun liegt es auf der Hand, daß die Fortbewegung von zwei Pfund durch einen Fuß eine doppelt so große Arbeit ist, als die Bewegung von einem Pfund durch einen Fuß, weßhalb man jene Leistung als zwei Fußpfunde bezeichnet; ebenso ist die Fortbewegung von zwei Pfund durch drei Fuß eine dreimal so große Arbeit als von zwei Pfund durch einen Fuß; war also die Bewegung von zwei Pfund durch einen Fuß schon zwei Fußpfund Arbeit, so ist die Bewegung von zwei Pfund durch drei Fuß eine Leistung von sechs Fußpfund.

Man erhält daher ein klares Bild von der Leistung einer bewegenden Kraft, wenn man den in Pfunden ausgedrückten Druck der Kraft oder den von ihr überwundenen Widerstand multiplicirt mit dem in Fuß ausgedrückten Wege, den ihr Angriffspunkt durchläuft. Treibt demnach der Dampf den Kolben in der Secunde drei Fuß weit vorwärts und überwindet dabei der Kolben einen Widerstand von 1000 Pfund, so ist die von dem Dampfe in dieser Zeit geleistete Arbeit 3000 Fußpfund.

Ohne daß es unsere vorliegende Frage betrifft, verdient hier noch hinzugefügt zu werden, daß man eine mechanische Arbeit von 480 Fußpfund (nach dem neuesten preußischen Gewichtssysteme), die in der Secunde ausgeführt wird, eine Pferdekraft nennt, darunter also nichts Anderes versteht, als daß irgend eine Kraft in einer Secunde 480 Pfund einen Fuß weit oder, was nach dem Obigen dasselbe ist, ein Pfund 480 Fuß weit bewegt hat.

Die Sache an und für sich sowie alle Erfahrungen lehren nun, daß die Quantität der geleisteten Arbeit dieselbe ist, ob sechs Pfund durch vier Fuß oder vier Pfund durch sechs Fuß, oder auch zwölf Pfund durch zwei Fuß oder ein Pfund durch vierundzwanzig Fuß hindurchbewegt worden sind; so lange das Product aus dem überwundenen Druck (Pfund) in den zurückgelegten Weg (Fuß) dasselbe bleibt, ist auch die von der Kraft geleistete Arbeit dieselbe.

Die Wirkung oder richtiger ausgedrückt die Leistung irgend einer Kraft besteht, wie das von den Nichttechnikern fast immer übersehen wird, nicht ausschließlich in dem von ihr geleisteten Druck, sondern ist eben so gut proportionirt zu dem Wege, den ihr Angriffspunkt durchlaufen hat; sie ist daher das Product aus ihrem Druck in diesen zurückgelegten Weg. Es kann hiernach eine und dieselbe Arbeitsgröße unter sehr verschiedenen Formen zu Tage treten; nimmt der eine Factor derselben, der Druck, zu und gleichzeitig in demselben Verhältnisse der andere Factor, der durchlaufene Weg, ab, so hat sich in der Größe der geleisteten Arbeit selbst Nichts geändert. Damit sind wir an dem Punkte angelangt, von wo aus wir nicht bloß die Frage nach der eigentlichen Ursache der Druckzunahme bei der hydrau-

lischen Presse beantworten, sondern auch das Wesen einer jeden andern Kraftmaschine erklären können.

Wir wählen als Beispiel zunächst den Hebel, von dem allgemein bekannt ist, daß er dazu dient, um mit einer kleinen Kraft eine große Last zu heben. Derselbe, b c in Figur 7, sei in a so unterstützt, daß a c fünfmal so lang ist als a b; dann hält, wie bekannt, ein Pfund in c dem Zuge von fünf Pfund in b vollkommen das Gleichgewicht, so daß man mit einer Kraft, die nur sehr wenig größer ist als ein Pfund,

Fig. 7.

b' b a c c' 5 Pf 1 Pf

Der Hebel als Kraftapparat.

eine Last von fünf Pfund heben kann. Ist hier durch Anwendung des Hebels Kraft gewonnen? Ja und nein, je nach dem Sinn, in dem man das Wort „Kraft" auffaßt. Versteht man darunter bloß einen Druck oder Zug, so ist ein Gewinn vorhanden, denn der Druck von einem Pfund hält den Druck von fünf Pfund im Gleichgewicht. Versteht man aber unter dem Worte Kraft, wie es doch die Natur der Sache fordert, ihre volle und allseitige Wirkung, ihre Arbeit, ihre Leistung, so ist durch den Hebel Nichts gewonnen. Denn sobald die Hebung der fünf Pfund von b auf die Höhe b' durch den anderseitigen Zug von einem Pfund erfolgt, so durchlaufen die fünf Pfund die kleine Wegstrecke b b', während das eine Pfund den großen Bogen c c' zu durchlaufen hat. Nun lehrt aber die Geometrie, wie es auch die Anschauung schon erkennen läßt, daß die Bogen b b' und c c' dasselbe Verhältniß zu einander haben, wie die Halbmesser a b und a c, so daß der Weg c c' fünfmal so groß ist als der Weg b b'. Rechnen wir b b' zu zwei Zoll oder 1/6 Fuß, so ist c c' gleich zehn Zoll oder 5/6 Fuß. Auf beiden Seiten ist eine mechanische Arbeit ausgeführt worden, indem ein Druck auf eine gewisse Wegstrecke überwunden worden ist; auf der rechten Seite hat ein Pfund 5/6 Fuß, auf der linken Seite haben 5 Pfund 1/6 Fuß durchlaufen, in beiden Fällen ist daher die aufgewendete Arbeit genau dieselbe, nämlich 5/6 Fußpfunde. — Ersetzt man das eine Pfund durch einen gleichen Druck des Fingers, so ändert das die Sache nicht; auf der andern Seite des Hebels kommt zwar ein größerer Druck zum Vorschein, wie ihn der Finger direct vielleicht gar nicht einmal hervorzubringen vermag, allein die Leistung des Fingers ist auf beiden Seiten dieselbe, indem auf der Seite des größern Druckes der durchlaufene Weg um so kleiner wird.

Man ersieht hieraus, wie der Hebel und ganz eben so die Rolle, der Flaschenzug, das Räderwerk, die Schraube, überhaupt irgend ein Werkzeug oder eine Maschine es wohl vermag, die zu ihrer Bewegung von irgend einem Motor (der Hand, dem Dampf ꝛc.) ausgeübte Leistung ihrer Form nach, niemals aber ihrer Größe nach zu verändern. Ist ein Maschinentheil so disponirt, daß dadurch ein Druck auf eine Wegstrecke überwunden wird, welche größer ist als die von der bewegenden Kraft durchlaufene Strecke, so muß jener Druck im Vergleich zu dieser Kraft nothwendig in dem gleichen Verhältnisse kleiner werden; und umgekehrt, wenn ein kleiner Druck vermittelst eines Maschinentheiles einen größern Widerstand überwindet, so geschieht dieses allemal in der Art, daß der größere Widerstand einen eben so vielmal kleinern Weg durchläuft, als die bewegende kleinere Kraft. Einen reellen Gewinn an mechanischer Arbeit kann demnach keine Maschine gewähren, ihr Zweck ist allein der, die Form, in welcher die Motoren ihre Arbeiten abgeben, künstlich zu verändern, also den von ihnen ausgeübten Druck auf Kosten des Weges, oder umgekehrt den von ihrem Druck durchlaufenen Weg auf Kosten dieses Druckes zu vergrößern. Auch die vortheilhafteste Construction einer Maschine kann keine größere Leistung hervorbringen, als diejenige ist, welche zur Unterhaltung ihrer Bewegung von Außen an sie herangebracht wird, wohl aber wird die nutzbare Leistung der Maschine kleiner sein, als die zu ihrer Bewegung aufgewendete Arbeit, weil ein großer Theil dieser letztern in der Maschine selbst verbraucht wird, um die Reibung ihrer einzelnen Theile zu überwinden.

Fast wäre es nun nicht mehr nöthig, auf die hydraulische Presse insbesondere und auf die Erklärung der in ihr erzeugten Druckzunahme näher einzugehen, da oben bereits nachgewiesen wurde, daß in demselben Maße, als der Druck gegen den Preßkolben zunimmt, die Geschwindigkeit desselben abnimmt; wir wollen aber zum Schlusse noch an einem Zahlenbeispiele nachweisen, daß in der That auch durch die Presse ein Gewinn an Arbeit nicht erzielt wird und die nutzbare Leistung des Preßkolbens, wenn Reibung nicht vor-

handen ist, genau so groß ist, als die Arbeit der menschlichen Hand, welche während des Niedergehens des Druckkolbens die Presse in Bewegung setzt.

Zu diesem Zwecke behalten wir die oben angenommenen Dimensionen der Presse bei und nehmen an, die menschliche Hand wirke mit einem Drucke von fünfzig Pfund am Endpunkt e des Hebels (Fig. 3), den sie in der Secunde etwa fünf Fuß tief herabdrückt; es ist dann die secundliche Leistung der Hand 250 Fußpfund.

Bewegt sich der Punkt e durch fünf Fuß, so durchläuft unter der etwas einfachern Annahme, daß e f nur fünfmal so groß ist als n f, der Punkt n, also auch der Druckkolben d in derselben Zeit nur einen Fuß; ist die Fläche des Preßkolbens c c hundertmal so groß als die des Druckkolbens d, so durchläuft er, wie oben nachgewiesen ist, auch nur den hundertsten Theil des Weges, den letzterer durchläuft; der Preßkolben wird also in der Secunde nur $^1/_{100}$ Fuß hoch gehoben.

Andererseits ist aber auch der Druck gegen die hundertmal größere Fläche des Preßkolbens hundertmal so groß, als der von dem Druckkolben ausgeübte Druck ist. Da in e fünfzig Pfund wirken, so übt der dem Drehpunkte f fünfmal näherliegende Hebelpunkt n, also auch der daselbst aufgehängte Druckkolben d selbst (wie bei einem Nußknacker oder einem Zuckermesser) einen fünfmal größern oder einen Druck von 250 Pfund aus. Demnach beträgt der Druck gegen den Preßkolben hundertmal 250 Pfund oder 25,000 Pfund; derselbe legt in der Secunde $^1/_{100}$ Fuß zurück, also ist seine Leistung in der Secunde 25,000 $\times$ $^1/_{100}$ oder 250 Fußpfund, d. h. genau eben so groß als die in derselben Zeit von der Hand am Hebel e ausgeführte Arbeit war. — Die Arbeit der Hand, welche aufgewendet wird, um den Pumpenkolben jedesmal wieder in die Höhe zu heben, geht dabei ganz nutzlos verloren.

Wirthschaftliche Vereine.

Von

A. Lammers.

II.

Wir haben gesehen, daß wohl eingerichtete und benutzte Gewerbevereine für die Stadt, Landwirthschaftsvereine für das Land Gefäße der wirthschaftlichen Wahrheit werden können. Allein die Bevölkerung geht nicht in Landwirthe und Gewerbtreibende auf. Jene Vereine müssen an manchen Verhältnissen vorübergehen, die ebenfalls nur gewinnen würden, wenn, Jedermann zu Ohren, der Gedanke der Wirthschaftslehre auf sie angewendet werden könnte. Das augenfälligste Beispiel ist die Beförderung im Raum, das was man mit zusammenfassender Bezeichnung Verkehr nennt. Es gibt allerdings in Oesterreich, Preußen, und einigen andern deutschen Ländern Handelscammern; aber das sind amtliche Körperschaften, die man — wie der preußische Handelsminister von der Heydt gezeigt hat — auf den Mund schlägt, wenn sie sich erdreisten zu sagen, was die Regierung nicht hören will. Die Handelscammern stehen durchaus den „Königlichen Landwirthschaftsgesellschaften" oder den „Gewerbevereinen für das Königreich" gleich und können das Bedürfniß höchstens als augenblicklicher Nothbehelf befriedigen. Es gibt einzeln zwar auch schon freie Handelsvereine, die bisher indessen weder das Leben der Gewerbevereine oder der Landwirthschaftsvereine entwickelt haben, noch so wie diese die vorgesteckte Aufgabe überhaupt zu lösen im Stande sein möchten. Denn der Verkehr strebt seiner Natur nach in's Weite; jede enge Beschränkung ist ihm zuwider und schädlich. Aber auch außer dem natürlichen Stoffe von Handelsvereinen lassen sich noch verschiedene Gruppen von Lebensverhältnissen aufzählen, denen eine wirthschaftliche Vereinsthätigkeit zu sehr heilsamem Anstoß gereichen würde. Sie könnte die Mittel des Unterrichts in genauere Verbindung mit ihren Zwecken setzen. Sie könnte die Beziehungen der Künste wie der reinen Wissenschaften zum Leben fester und wahrer gestalten. Sie könnte die große Last der Armenpflege von schwachen Schultern auf kräftige übertragen. Dies Alles aber wird, wie der Güterverkehr, der Zusammenziehung größerer Kreise bedürfen, da nur Landwirthe und Handwerker durchweg in so massenhafter Geselligkeit leben, wie eigentliche Ortsvereine sie voraussetzen.

Hieraus würde nun immerhin erst so viel folgen, daß es gerathen wäre, die Vereine für wirthschaftliche Behandlung des Verkehrs, des Unterrichts, der Künste, der Wissenschaften, der Armenpflege und so fort über mehrere Geviertmeilen Raum und durchschnittlich etwa ein Hunderttausend ansässiger Menschen zu erstrecken. Es würde noch keine Vermischung der Lebensgebiete, der Berufszweige unter sich daraus folgen. Diese folgt aus dem innigen Zusammenhang der Wirthschaft und der Einheit des auf sie anzuwendenden Gedankens. Daraus aber folgt sie nicht allein für Handel, Unterricht und Armenpflege, die nicht gut örtliche Vereine bilden können, sondern auch für Handwerk und Landwirthschaft.

So ungefähr läßt sich im Allgemeinen das Bedürfniß feststellen, aus welchem die wirthschaftlichen Vereine zweiten Ranges, wenn wir so sagen dürfen, hervorgehen werden. Indem wir dies weissagen, machen wir keinen Anspruch auf den Ruhm eines Leverrier, der durch bloße Berechnung einen Stern entdeckte, anstatt durch Wahrnehmung. Noch weniger aber möchten wir, daß man uns müßige Gedankenjagden Schuld gäbe. Die Form, deren gesellschaftliche Nothwendigkeit wir anzudeuten versucht haben, besteht bereits in augenfälliger Wirklichkeit. Auf dem Gothaer Congreß der Volkswirthe, wo die Idee zuerst von ihrem Urheber Andern mitgetheilt wurde, fand sie nicht allein bei Nordwestdeutschen, sondern auch Preußen, Sachsen und Thüringern Anklang. Von den regsamen und geistig entwickelten Stämmen Südwestdeuschlands darf man ohnehin erwarten, daß sie sich dieser Form bald bemächtigen werden. Sollte also nicht das Unheil eines europäischen Kriegsbrandes über uns hereinbrechen, so läßt sich hoffen, daß nach und nach jede Gegend des großen Vaterlandes ihre wirthschaftliche Gesellschaft entstehen sehen werde; ähnlich, wie Landwirthschafts- und Gewerbevereine Deutschland in ein paar kurzen Jahrzehnten mit dem dichtesten Netz überzogen haben, hervorgetrieben von einer überall gleichartigen Triebkraft des Gesellschaftsbodens.

Die Wirthschaftliche Gesellschaft für Nordwestdeutschland hat ihren Sitz vorläufig in Bremen genommen, das in der Mitte zwischen den andern beiden betheiligten Staaten Hannover und Oldenburg liegt. Nur zunächst indessen, und weil bisher sich aus andern nordwestdeutschen Gebieten keine Theilnehmer gemeldet haben, beschränkt sie sich auf Hannover, Oldenburg und Bremen. Der gewählte feste Sitz soll außerdem kein Anker sein, an dem die Zusammenkünfte der Gesellschaft ein für allemal fest lägen. Im Gegentheil denkt man von einer Stadt zur andern zu wandern, sich nicht einmal auf die drei Hauptstädte zu beschränken, sondern Orten wie Emden, Leer, Harburg, Hildesheim, Osnabrück, Göttingen früher oder später seinen Besuch zu machen. Vorerst werden allerdings wohl die drei Hauptstädte bedacht werden. Gilt es doch überhaupt, wie die erste der in Bremen verhandelten Fragen hinlänglich zeigte, die staatliche Trennung in Bezug auf die Gesellschaftszwecke noch erst vorsichtig und gemach zu überwinden! Namentlich im Handel stoßen die Interessen noch feindlich zusammen, weil hier in allen Lagern die Zwangsmittel des Staats den kaufmännischen Wetteifer unterstützen, oder doch ihn zu unterstützen angerufen werden. Wo es nicht förmlich ein feindseliger Gegensatz auf den Berührungsgrenzen, da ist es mindestens die hergebrachte Verschiedenartigkeit von Gesetzen, Sitten und Einrichtungen, was ausgeglichen zu werden verlangt. „Hier ist Rhodus: hier tanze" — rufen wir der Einheitsschwärmerei zu. Hier läßt sich wirksam daran arbeiten, daß wir Deutsche mehr und mehr zu einem einzigen Staatskörper zusammenwachsen; was auf den Wegen der Gewalt mit einem Schlage zu erreichen, so unsicher als gefahrvoll sein möchte. Die geistige Einheit auch in wirthschaftlicher Beziehung muß der staatlichen Einheit vorausgehen, damit sie nicht zum Herentanzplatz toller Socialisten oder zum Sockel eines militärischen Despoten werde. Aber auch die geistige Einheit herzustellen, wird man am sichersten fahren, wenn man zuerst die Nachbarn einladet, ihre weniger bedeutenden Unterschiede und Zwiespaltigkeiten zu schlichten; und es besteht keinerlei Gefahr, das Vaterland darüber in vier desto solidere Viertel zerfallen zu sehen, wenn nicht etwa die Ströme plötzlich versiegen sollten, welche jetzt durch ganz Deutschland, weder alter noch neuer Grenzdämme achtend, herüber und hinüber fluthen.

Die Wirthschaftsvereine wird man aber um so weniger in Verdacht haben können, einer neuen Sonderbündelei in die Hände zu arbeiten, als sie ja erst nach dem Nationalcongreß der deutschen Volkswirthe das Licht erblicken und diesen keineswegs überflüssig machen sollen. Vielmehr werden sie die festen Säulen sein, auf die sich von nun an dieser Tempel deutscher Wissenschaft, die sich der Noth des Lebens erbarmt, für immer begründet. Der Zwischenraum ist in der That zu groß, der den Reichstag der Volkswirthe und ihre örtlich begrenzten Stationen scheidet. Zwischen jenen und den Vereinen der verschiedenen Berufsstände bedarf es eines Mittelgliedes. In jeder Hinsicht werden die wirthschaftlichen Vereine nach Art des nordwestdeutschen denn auch die noch leere Mittelstufe einnehmen. Zwischen die zahlreiche Mannigfaltigkeit der Berufsvereine und die einheitliche Spitze in die Mitte geschoben, gleichen sie den Stämmen der Heere, um welche sich, so oft der Kriegsherr ruft, die Masse der gemeinen Mannschaft ordnungsmäßig anlegt. Sie unterhalten den so nöthigen gegenseitigen Verkehr, indem sie den Gedankenstrom hinunterleiten, die Ausbeute thatsächlichen Stoffs aus dem Schachte der Wirklichkeit aber hinaufsteigen lassen.

In dieser wichtigen Stellung brauchen sie sich durchaus nicht aller selbständigen Bewegung zu entschlagen. Allerdings aber wird es muthmaßlich ihr Loos werden, gewissen vom Nationalcongreß ausgehenden Agitationen

Fortgang zu verschaffen. Der Gothaer Congreß hat zum Beispiel die Gewerbefreiheit für eines der dringendsten Bedürfnisse Deutschlands erklärt; so werden die Mittelvereine in kürzerer oder längerer Frist nicht umhin können, über die Einführung freier Arbeit in ihre Sprengel zu berathschlagen. Aber dies wird nicht der stumme Gehorsam des Soldaten oder des katholischen Priesters sein. Der Vollziehende wird erwägen, ob sein Auftraggeber zu den ertheilten Aufträgen Recht hatte; wird die zeitliche Angemessenheit der Ausführung völlig frei prüfen; und erst dann, wenn in diesen Stücken alle Vereine, sowohl unter sich, als mit dem Nationalcongreß übereinstimmen, wird es eine Bewegung im ganzen Vaterlande geben, die dann freilich mit einiger Unwiderstehlichkeit auftreten möchte. Hierin sind offenbar wesentliche Bürgschaften gegen ein wüstes, einseitiges und überstürzendes Agitiren gegeben. Auch wenn der starke Arm der Polizei einmal wieder erlahmen sollte, wird das wirthschaftliche Vereinsnetz der Ruhe und der gleichmäßigen Entwicklung den Staaten nicht gefährlich werden. Es wird nur demjenigen Gedanken die Pforten der Wirklichkeit öffnen, der die allgemeine Zustimmung der Geister bereits für sich hat.

Ein bekannter ausländischer Vorgang, die englische Anticornlawleague, muß in seinem Einfluß auf die Gemüther einigermaßen zurückgedrängt werden, bevor einerseits der Nationalcongreß, andererseits die wirthschaftlichen Vereine die rechte Straße beschreiten können. Es sollte uns nicht wundern, wenn diese noch sehr frische Erinnerung auch von der abwartenden und zurückhaltenden Stellung der Regierungen die Ursache wäre. Die Aussicht auf ähnliche Erregungen muß die Patriarchen des bescheidenen deutschen Volks nothwendig ein bischen unbehaglich stimmen. Ein Glück also für sie, daß mehrere Umstände zusammenwirken, die unbedingte Nachahmung schon von außen her so gut als unmöglich zu machen. Einmal haben wir nicht mit einer einzigen Gesetzgebung wie die Engländer, sondern mit dreißigen zu kämpfen. Sodann steckt in diesen Gesetzen der Deutschen, selbst wenn man sie zum Gegenstande eines gemeinsamen Angriffs bestimmen könnte, nicht von fern eine so einfache und leicht herauszuschneidende Wurzel alles Uebels, wie dies in England die Kornzölle waren. Dergleichen ließe sich höchstens von der Bundeskriegsverfassung behaupten; und diese wiederum müßte nicht etwa am Sitze des Bundestags, sondern an den Höfen der Einzelstaaten angepackt werden.

Der dritte Umstand, und wohl der sicherndste von allen, entspringt aus der Eigenthümlichkeit unserer nationalen Geschichte. Aus den Höhen geistiger Bildung haben wir den Weg zu einer erfreulichen Gestalt von Staat und Wirthschaft gefunden. Es ist deshalb natürlich, daß unsere gemeinschaftlichen Bestrebungen durchgehends die Richtung von oben nach unten nehmen. Nicht irgend ein besonderer Uebelstand, der nur mit dem Tranke der Wirthschaftslehre zu curiren wäre, hat im vorigen Herbste hundert deutsche Männer in Gotha zusammengeführt; sondern der Wunsch, der Wissenschaft eine neue breite Gasse zu brechen. Die zufällige Beschränktheit des Gesichtskreises, welchem die erste Tagesordnung mit ihrer Gewerbefreiheit und ihren Genossenschaften entnommen war, darf darüber nicht täuschen. Nach Gotha kam allerdings Mancher, so scheint es, mit dem Ideal der Anticornlawleague im Herzen. Aber wiewohl die dortige Beschäftigung diesem Irrthum Nahrung zu geben geeignet war, haben voraussichtlich doch die Meisten den Wahlplatz geheilt verlassen. Das Zusammenplatzen der Geister in nicht öffentlichem und allgemeinem Verkehr hat darin seine gefeite Kraft bewährt. Das wahre Bild der Verheißung ist hinter dem anfänglichen Blendwerk siegreich hervorgetreten.

Man verzichtet also mit vollem Bewußtsein darauf, eine einzelne Wahrheit mit dem Aufgebot aller verfügbaren Kräfte durch die entgegenstehenden Hindernisse und Widerstände zu treiben. Die wirthschaftliche Wahrheit als solche ist der Text der wandernden Predigt. Man will nicht einem einzelnen Berufsstande, einer einzelnen Volksclasse über den Berg helfen, und den Rest da lassen, wo man ihn findet. So sehr als möglich soll der Fortschritt, zu welchem man den Anstoß gibt, gleichmäßig und gemeinsam für alle Schichten der Bevölkerung sein. Daher schließt man aus dem Kreise der Untersuchungen und Verhandlungen Nichts aus, was wirthschaftlichen Gepräges ist. Man sorgt für die Auswahl wirklicher Tagesfragen; denn nur so ist man sicher, seine Mühe nicht ganz zu vergeuden und seinen Einfluß nicht einzubüßen.

Im Wesen wirthschaftlicher Vereine liegt es endlich begründet, daß Arbeit der Kitt sein muß, welcher sie zusammenhält. In dem Maße, wie sie tüchtige Kräfte an ihren Zwecken arbeitend zu betheiligen wissen, werden sie sich einbürgern und den Dank der Nation davontragen. Denn die eine Wahrheit ist längst gefunden; es gilt aber, sie an den tausend Lügengestalten des Irrthums ihre Siegeskraft erproben und an allen wohlbeglaubigten Erfahrungen stets auf's Neue sich bewähren zu lassen.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Nordamerikanische Entdeckungsreisen.

Ein Unternehmen, welches für die geographische Wissenschaft und die Colonisation von großer Wichtigkeit zu werden verspricht, ist kürzlich vom Gemeinderath von St. Paul in Minnesota sanctionirt worden: eine Expedition zur Durchforschung des nordwestlich von Minnesota bis zu den Rocky-Mountains sich hinziehenden Ländergebiets, sowie zur Eröffnung einer Ueberlandroute nach British-Columbia. Die Expedition, welche unter den Auspicien und der Leitung des Obersten W. H. Nobles aus St. Paul und des Generals S. B. Olmstead aus Fort Ripley sich gebildet hat und ihren Fortgang nimmt, sollte im Juni dieses Jahres von St. Paul nach dem Red-River des Nordens aufbrechen und auf diesem Fluß per Dampfboot bis Pembina gelangen. Von hier wird man sich nördlich nach dem sogenannten „Ellenbogen" des Südarmes des Saskatchewan begeben, dann aber in rein westlicher Richtung nach dem Quellgebiete dieses Flusses in der Gegend des Kutonais-Passes (ungefähr unter 50 Grad nördlicher Breite) der Rocky-Mountains gehen. Es wird nun die Hauptaufgabe der Expedition sein, den Ostabhang dieses Gebirges nördlich bis nach Edmonton zu durchforschen, den Goldgehalt der zahlreichen Gebirgsflüsse zu bestimmen, überhaupt sorgfältige Untersuchungen über die Ertragsfähigkeit des Landes anzustellen. Es werden diese Länderstriche von den Unternehmern der Expedition für ansiedelungsfähiger gehalten als selbst das wohlbekannte Thal des Red-River. Von Edmonton aus wird man die Expreßroute der Hudsonsbai-Gesellschaft durch die Arthabaska-Pforte zwischen Mount Hooker und Mt. Brown (letzterer von Palliser Mt. Murchison genannt) nach dem Canoe-Lande, dem Quellgebiete von Thompson's River verfolgen. Hier, dicht am westlichen Abhange der Rocky-Mountains und nur zwei Tagereisen von Edmonton entfernt, sollen sich den neuesten Berichten zufolge die reichsten Goldfelder British-Columbia's befinden. Wenn es die Umstände erlauben, werden sich die Mitglieder der Expedition hier trennen, und zwar will Olmstead mit einem Theile der Gesellschaft nach den Gestaden des Stillen Oceans gehen, während Oberst Nobles mit den Zurückbleibenden die Erforschung der Quellen des Columbia und der von den Kutonaisindianern bewohnten Länderstriche zu unternehmen und dann über Lewis und Clark's Paß, die Missuriwasserfälle, das Thal des Milchflusses via Big Stone Lake und Fort Ridgley nach St. Paul zurückzukehren denkt, wo er Mitte November dieses Jahres erwartet wird. Dr. S. D. Goodrich aus St. Paul wird die Expedition als Arzt begleiten.

Ein anderes Unternehmen, das eine wesentliche Erweiterung nordamerikanischer Geographie verspricht, ist das Robert Kinnicott's, der sich kürzlich von Chicago aus auf eine wissenschaftliche Reise nach den nördlichsten Ländergebieten des amerikanischen Festlandes begeben hat. (Er beabsichtigt nicht, wie in deutschen Zeitungen ausgeschrien worden, eine abenteuerliche „Landreise nach dem Nordpole," welche allerdings abenteuerlich genug wäre.) Er wird zunächst nach Fort Garry am Red-River des Nordens gehen, wo er in Ge-

sellschaft von Agenten der Hudsonsbaige-sellschaft weiter nach Norden reisen will, mit Hilfe von Hundeschlitten will er durch die Thäler des Arthabaska und Paara-River nach dem Great Slave Lake vordringen und hofft im Frühjahre 1860 die Mündung des Mackenzie zu erreichen. Den Sommer desselben Jahres will er zur Erforschung der zum Theil noch ganz unbekannten, östlich und westlich von der Mackenziemündung sich ausdehnenden Küstenländer des nördlichen Polarmeeres verwenden und erst im folgenden Jahre (1861) nach Chicago zurückkehren. Mr. Kinnicott's Hauptzweck ist, Exemplare der Flora und Fauna jener Gegenden zu sammeln.

Dr. M. Wagner in Südamerika.

Mit Recht war man um das Schicksal unsers Landsmannes Moriz Wagner, von dem wir hier zu wiederholten Malen berichtet haben, besorgt, als die Botschaft von dem schrecklichen, am 21. März stattgehabten Erdbeben in Quito nach Europa gelangte, der Reisende aber, den man in jenem Orte wußte, Nichts von sich hören ließ. Indessen haben directe Nachrichten von demselben, datirt aus Quito den 20. April, jede Besorgniß gehoben. Dr. Wagner befand sich allerdings in Quito, als das furchtbare Erdbeben ausbrach, welches einen großen Theil der Stadt zerstört hat. Er spürte die ersten Stöße am Morgen 8½ Uhr den 21. März und sprang aus dem von ihm bewohnten, hochgelegenen Landhause noch eben rechtzeitig in den daranstoßenden Garten, ehe ein Theil des Daches und der steinernen Galerie einstürzte. Ein Blick über die Stadt zeigte ihm das Verschwinden all' der schönen Kirchenkuppeln; über dem eingestürzten Häusermeer erhoben sich ungeheure Staubwolken. Fast die Hälfte der alten Incahauptstadt, zwei andere Städte, etwa 20 Ortschaften und 200 Haciendas sind in Trümmerhaufen verwandelt worden. Die ganze Bewegung dauerte 20 Secunden. — Ueber das erwähnte, von ihm bewohnte Landhaus schreibt Dr. Wagner in einem frühern Schreiben: „Ich wohne endlich einmal schön und bequem. Die Familie Valdivisio war so freundlich, mir ihr Landschloß „el Placer“ unentgeltlich als Wohnsitz anzubieten, und ich bin freudigst darauf eingegangen. Das Schlößchen steht am höchsten Ende der Stadt, auf den Gehängen des Pichincha. Ich habe eine ganze Reihe von Prachtzimmern zu meiner Verfügung, mit Salons, Billard u. s. w., zwei allerliebste Blumengärten dicht an meinem Schlafzimmer, daran ein Wäldchen, von Bergwiesen umgeben, wunderschöne Galerien mit Blumenguirlanden, Frescobildern, Springbrunnen. Terrassen mit Fernsichten. Man überschaut von hier aus das ganze Thal mit der Stadt, den östlichen Andes und einem Theil der Nevados bis zum Kotopaxi, dessen Krater so eben hohe Rauchwolken emporbläst. Ich bin ganz entzückt von dieser herrlichen Wohnung, nachdem ich so lange Zeit alles Comforts entbehrt und in kalten Gebirgshöhen, in raucherfüllten Indianerhütten gewohnt und gelebt — freilich bin ich aber auch ganz einsam hier. Die Familie Valdivisio wohnt unten in der Stadt. Ich sehe nur des Abends Menschen, wo ich gewöhnlich bei Herrn Vilaumes, dem französischen Geschäftsträger, speise. Beim nächtlichen Heimgehen habe ich immer Stockdegen und Pistole in der Hand. Mein Zimmer muß ich ängstlich verriegeln und verrammeln.“ In jenem Schreiben, datirt 14. März dieses Jahres, also noch vor dem Erdbeben geschrieben, schildert er den Zustand der Republik Ecuador als grauenhaft; 14 Tage vor Abgang des Briefes war er zum drittenmal ausgeplündert worden, und zwei Tage vorher wurde ein Reisebegleiter von ihm auf offener Straße von schwarzen Soldaten überfallen, und dessen Gefährte sogar an seiner Seite ermordet.

Ein Auftrag, der Dr. Wagner erst kürzlich vom Könige Max von Baiern ertheilt wurde, „seine Reisen in Südamerika auf den südlichen Theil von Brasilien zu dem Zwecke auszudehnen, um die Möglichkeit und Räthlichkeit einer deutschen Colonie in jenen Landstrichen zuverlässig zu erheben,“ ist verschiedener Umstände wegen revocirt worden, und wird der Reisende zur baldigsten Rückkehr nach Deutschland aufgefordert.

Die Novara-Expedition.

Die letzten Nachrichten von der bekannten österreichischen Erdumseglungsexpedition reichen bis zum 30. April dieses Jahres und sind aus Valparaiso an der Westküste von Südamerika datirt. Die „Novara“ war nach einer Fahrt von 32 Tagen von Auckland (auf Neuseeland) am 10. Februar glücklich im Hafen Papeete auf der Insel Tahiti eingelaufen. Der französische Avisdampfer „Milan,“ welcher Sydney ungefähr eine Woche früher als die „Novara“ verlassen hatte und sich nur einige Tage in Neucaledonien aufhielt, während die „Novara“ inzwischen Neuseeland besuchte und 17 Tage im Hafen von Auckland vor Anker lag, war nur wenige Stunden früher als sie eingetroffen und hatte die erste Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen eines k. k. österreichischen Kriegsschiffes nach Tahiti gebracht. Die Aufnahme in Papeete war eine artige und freundliche. — Tahiti*) steht bekanntlich

*) Ein im nächsten Hefte erscheinender Aufsatz „Aus dem Tagebuche eines Erdumseglers“ (Dr. Karl Scherzer) wird die ausführlichsten Mittheilungen über Tahiti und die dortigen Zustände enthalten. D. Red.

unter französischem Protectorate, unter welchem sich seine socialen Zustände grade nicht zum Bessern gestalten. Es dürfte, wie der Novara-Correspondent eines österreichischen Blattes bemerkt, schwerlich ein Punkt der Erde aufzufinden sein, wo unter der Autorität einer europäischen Macht eine solche Sittenverderbtheit herrscht. Da seit dem 1. Januar dieses Jahres die frühere französische Niederlassung auf Nukahiwa im Marquesasarchipel wieder aufgegeben wurde, so leben jetzt alle aus Frankreich nach den oceanischen Besitzungen deportirten politischen Gefangenen auf Tahiti, unter welchen auch der junge Belmare, welcher bekanntlich vor einigen Jahren auf den Kaiser Louis Napoleon schoß und damals zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt wurde. Derselbe ist auffallenderweise seither beim Schutzamt in Papeete angestellt worden und bezieht von der Colonialregierung ein Gehalt von 200 Francs monatlich!

Nach Abfertigung zahlreicher astronomischer und meteorologischer Beobachtungen, welche unter der Leitung des Commodore von Wüllerstorf auf der im Hafen von Papeete gelegenen kleinen Insel Motu-Uta angestellt worden waren, ging die „Novara" am 28. Februar Morgens um 6 Uhr wieder unter Segel und zwar nach der Westküste Südamerika's, nach Valparaiso, wo sie nach Durchschiffung einer Distanz von nahezu 5000 Seemeilen und einer recht günstigen Fahrt von 47 Tagen am 17. April vor Anker legte. Der Correspondenz eines in Valparaiso Wohnenden an ein deutsches Blatt zufolge ist die „Novara" nicht allein das erste österreichische, sondern das erste deutsche Kriegsschiff, welches den dortigen Hafen besuchte, und war das Willkommen der dortigen deutschen Colonie ein eben so allgemeines als herzliches. Von Valparaiso wird die Novara nicht, wie bestimmt war, nach Callao und Lima gehen, sondern direct nach Triest segeln, wo sie um die Mitte des Monats August erwartet wird.

Stanton's und Edwards' Forschungen in Centralamerika im Jahre 1858.

Unter den merkwürdigen Seen Centralamerika's, welche sowohl für den wissenschaftlichen Geographen und Geologen wie für den Touristen vom höchsten Interesse sind, ist einer, der bisher nur der Sage der Eingebornen nach bekannt war, nichtsdestoweniger aber merkwürdiger ist, als die meisten der übrigen centralamerikanischen Seen. Der See Yojoa oder Taulebé in Honduras — denn diesen meinen wir — zeigt ein höchst merkwürdiges Phänomen. Während der geheimnißvolle See Itza in Vera-Paz merkwürdig ist dadurch, daß er keinen Abfluß hat, ist es der Yojoa nicht minder durch seine zehn Ausflüsse, von denen allerdings nur einer über der Erde, die andern unterirdisch abfließen. Trotz seiner Größe — er mißt in der Länge etwa 25, seiner größten Breite nach 8 Meilen — ist er bis zum Jahre 1850 auf keiner Karte verzeichnet gewesen, und auch da erst sehr ungenau, wie ihn denn Bailey auf seiner Karte mit fünf, sämmtlich offenen Abzügen darstellt. Erst im vorigen Jahre ist Erhebliches für die Kunde des Sees Yojoa geschehen, und zwar einmal durch die Beobachtungen, welche der Oberstlieutenant der britischen Ingenieure Edward Stanton und das unter seiner Leitung stehende, zur Revision der behufs der projectirten interoceanischen Eisenbahn durch Honduras angestellten Messungen dorthin abgesandte Corps im Februar vor. Jahres ausgeführt haben, zweitens durch die Untersuchungen Amory Edwards' von New-York, Agenten einer Eisenbahngesellschaft, welcher nicht allein Stanton begleitete, sondern auch später (im Juli vor. Jahres) zum zweiten Male und auf längere Zeit den See besuchte. Beider Erforschungen sind der Oeffentlichkeit durch einen Aufsatz E. G. Squier's, des berühmten centralamerikanischen Geographen, in Petermann's „Mittheilungen" übergeben worden, und wir beeilen uns, über diese wichtige geographische Kenntnißerweiterung kurz zu referiren.

Der See Yojoa liegt etwa 75 Meilen südlich von der Bai von Honduras, zwischen 14 Grad und 38 Minuten und 15 Grad 3 Minuten nördlicher Breite und 88 Grad 2 Minuten und 88 Grad 13 Minuten westlicher Länge, ist, wie bemerkt, ungefähr 25 Meilen lang und 5—8 Meilen breit, wobei er eine durchschnittliche Tiefe von 18—24 Fuß hat. 2050 Fuß über dem Meeresspiegel, bildet er den Mittelpunkt eines jener eigenthümlichen terrestrischen, in Honduras vielfach gefundenen Becken, welche man nicht unbezeichnend „Bolsones" oder „Taschen" genannt hat. Die Berge von Miambar schließen den Yojoa im Süden und Osten, die von Santa Barbara im Norden und Westen eng ein, bei einer durchschnittlichen Erhebung von ungefähr 5000 Fuß über dem Meere oder 3000 Fuß über dem Niveau des See's. Wie schon bemerkt, hat dieser zehn Ausflüsse, von denen nur einer, der Jaitique, am südlichen Seeende sich offen verläuft und, ausgenommen in sehr trockener Zeit, im Allgemeinen eine hinreichende Wassermenge führt, um Canots zu tragen. Seine Hauptzufuhr an Wasser erhält der See durch zahlreiche Rinnsale und Bäche, die von den Innenseiten der Bergketten von Santa Barbara und Miambar herabkommen. Der bemerkenswertheste Zufluß, die Quelle Agua-Azul oder Blauwasser wird beschrieben als „eine ungeheure Quelle klaren, blauen Wassers,

70 Fuß im Durchmesser, von welcher ein Strom sich in den See ergießt, der jedem seiner Ausflüsse an Stärke gleichkommt."

Von Wüllerstorf über die Monsune.

In einer am 12. Mai dieses Jahres stattgehabten Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien legte Sectionsrath Haidinger eine Abhandlung des k. k. Commodore Bernhard von Wüllerstorf-Urbair, des Leiters der Novara-Expedition, über die Monsune vor, welche dieser als Ergebniß sorgsamer praktischer Studien, vereint mit theoretischen Betrachtungen, mitten unter dem Drange seiner Obliegenheiten zusammengestellt hatte, so wie ein wichtiges Schreiben M. F. Maury's in Washington an v. Wüllerstorf, von Letzterem in Sydney erhalten. Die Abhandlung führt den Titel: „Zur Vertheilung der Winde auf der Oberfläche der Erde. Die Monsune, insbesondere jene des Chinesischen Meeres" und schließt sich in ihren Betrachtungen an die in der frühern Abhandlung: „Beitrag zur Theorie der Luftströmungen" in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft an, in welcher von den nach den Jahreszeiten nördlich und südlich vom Aequator wechselnden Zonen größter Erwärmung, und den Zonen größten Luftdrucks nördlich und südlich desselben, so wie von dem Einflusse der Erdrotation ausgegangen wird, nebst den Modificationen, welche durch die Gestaltung der Erdoberfläche bedingt sind. Hier wird nun der Einfluß der letztern speciell numerisch verfolgt. Die Natur der eigentlichen Drehwinde oder Cyklonen wird im Gegensatz zu der Drehung oder Aufeinanderfolge der Winde nach dem Dove'schen Gesetz bezeichnet, für welche letztere der Ausdruck „Beugung" der nachgewiesenen Ursache entnommen ist. Von Wüllerstorf charakterisirt die Monsune als Passate, welche den Aequator überschritten und daher in ihrer Richtung durch die Rotation der Erde verändert sind, unterschieden von den eigentlichen periodischen Küstenwinden. Viele Thatsachen aus den von den Mitgliedern der Novara-Expedition angestellten neuen Beobachtungen der Theorie werden entsprechend localisirt und viele Nachweisungen über die Taifuns, die Cyklonen oder Drehwinde des Chinesischen Meeres gegeben. v. Wüllerstorf stellt als wahrscheinlich den Einfluß der vulcanischen Ausbrüche und Exhalationen auf die Erhöhung oder Modification der Lage der Zone größter Erwärmung dar, indem er die heißen aufsteigenden Luftströmungen in gewisser Beziehung als Luftkrater in der Atmosphäre und als erwähnenswerthe Ausgangspunkte in der Bildung der Cyklonen betrachtet.

Die Sprache der südafrikanischen Völker.

Nach unserm Landsmann Bleek, einem der gründlichsten und verdienstvollsten afrikanischen Philologen, zerfallen die Sprachen Südafrika's in zwei große Hauptabtheilungen, in „Suffix Pronominal Languages" und „Prefix Pronominal Languages." Zu den Species der erstern dieser beiden Familien gehört 1) die Hottentotten-Sprache, welche wiederum in die vier Dialekte, den Nama-, Kora-, den östlichen und den Capdialekt zerfällt; 2) die Sprache der Buschmänner oder Bosjesmans. Die zweite Hauptabtheilung der südafrikanischen Sprachen, welche der Bantu-Familie angehören, umfaßt in ihrem südöstlichen Zweige zuerst 1) die Kaffernsprache, welche a) in den eigentlichen Kafferndialekt, vom Kaiskama bis zu den Südgrenzen von Natal und vom Indischen Ocean bis zu den Storm- und Wittebergen von den Ma-mpóndas, Batémbus und Ma-rósas gesprochen, und b) in die Zulusprache, gegenwärtig in Natal und im Zulugebiet heimisch, zerfällt; 2) die Setschuanasprache, von den Betschuanen gesprochen, den westlichen Nachbaren der Kaffernstämme, von welchen sie durch die Draken- oder Wittenberge getrennt sind; südlich ist der Orangefluß ihre Grenze, westlich erstrecken sie sich bis zur Wüste Kalahari und nordwärts bis zur Breite des Ngamisees. 3) Die Tegezasprache, welche früher das ganze Küstengebiet des heutigen Zululandes einnahm, ist von der Zulusprache bis in die nordöstlichen Theile des Zululandes zurückgedrängt und wird noch in einigen Landestheilen nordwärts von der Delagoa-Bai gesprochen.

Die Seidenraupe in Neuseeland.

Unter den Instructionen für die Novara-Expedition befand sich unter Andern eine Aufgabe von Seiten des k. k. naturhistorischen Museums in Wien: auf Neuseeland nähere Erkundigungen über eine Seidenraupe aufzusammeln, welche dort auf wilden Sträuchern und Gebüschen leben sollte, und deren Cocons eine besonders schöne Seide lieferten. Ein Glasgower Handelshaus sollte nach einer deutschen Zeitung Versuche mit diesen Cocons gemacht haben und die Qualität der Seide sollte bei Weitem alle bis dahin in Europa erzeugten Seidenarten übertreffen. Als sich nun Dr. Scherzer in Auckland bei Personen erkundigte, welche durch ihre Stellung, Kenntnisse und Beschäftigung von irgend welchen auf den Gegenstand bezüglichen Thatsachen Etwas hätten wissen können, und er doch keine Nachrichten erhielt, so stellte er die Frage am 29. December 1858 in der zu Auckland erscheinenden Zeitung „the Southern Crois." Das Blatt derselben Zeitung vom 11. Januar

1859, also drei Tage nach der Abreise der „Novara," enthielt die gewünschte Auskunft von H. Hauson Turton, „Governor and Chaplain" des „Three Kings Native College" in Auckland, welche übersetzt in einem Berichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erschienen ist und der wir ihres allgemeinen Interesses wegen Einiges entnehmen wollen.

Turton entsinnt sich nicht, je während seiner zwanzigjährigen Praxis als Missionär, in welcher Eigenschaft er Neuseeland nach vielen Richtungen hin durchreist, von einer daselbst einheimischen Seidenraupe Etwas gehört oder gesehen zu haben. Wohl aber weiß er, daß Raupeneier aus Spanien oder aus Schottland dorthin gebracht worden waren, und zwar durch Frau P. Wilson in Taranaki. Die auskriechenden Raupen fütterte sie sorgfältig mit Maulbeer- und Salatblättern, und erhielt bald eine Seide von vorzüglicher Qualität, von der sie im Jahre 1851 eine Probe an ihren Bruder nach Glasgow verschiffte, wo sie in einer Ausstellung vorgelegt wurde. Es wurde als Ergebniß der Beurtheilung nach Taranaki mitgetheilt, daß diese ausgestellte Seide sämmtliche aus andern Ländern ausgestellte Seidenmuster in Qualität überträfe. Turton versichert, daß, obgleich die Bemühungen der Frau Wilson zur Veranlassung der weiteren Cultur der Seidenraupe in Neuseeland anfangs erfolglos gewesen, doch jetzt die Anzahl der Seidenraupen sehr ansehnlich vermehrt worden sei und die erzeugte Seide immer mehr und mehr Befriedigung gebe. Es wäre wohl zu wünschen, daß in Neuseeland, das sich durch sein Klima ganz besonders gut für die Seidencultur zu qualificiren scheint, auf den einmal gemachten Anfängen in größerem Maßstabe fortgeschritten würde.

Die daurischen Hochsteppen in Transbaikalien.

Die Steppen des daurischen Grenzlandes sind nicht „Steppen" in dem Sinne von ausgedehnten, baumlosen, wasserarmen Ebenen ohne irgend welche bedeutendere natürliche Erhebung, sondern sie bilden ein Hochland, welches von zahlreichen Ketten nackter Berge durchschnitten ist, in denen die Thäler und ebenen Niederungen bald ihres starken Salzgehaltes wegen ausschließlich eine Flora von Chenopodeen erzeugen, bald dadurch, daß sie in sich das zusammenfließende Wasser der kleineren Quellen und der atmosphärischen Niederschläge in Gestalt von Schnee und Regen aufnehmen, zahllose kleine, trübe, schlammige Seen bilden. Diese öden Gegenden, zum Getreidebau vollkommen ungeeignet und eben so wie der bewohnte Theil der südlicher gelegenen Gobi von der Natur selbst für das Wanderleben des wilden abergläubischen Mongolen wie vorausbestimmt, umfassen einen schmalen Streifen zwischen 130 Grad 30 Minuten und 137 Grad östlicher Länge von Ferro; ihre Hauptausdehnung ist von Osten nach Westen; nur an einigen Punkten werden sie vom 50. Breitengrade durchschnitten. Die Steppe wird nach Norden hin von einem äußerst dichten, in historischer wie botanisch-geographischer Beziehung merkwürdigen Fichtenwalde, der sich zwischen ihr und dem Flusse Onon ausdehnt, begrenzt, sowie der in den Onon sich ergießenden Borsa und den Adontscholonischen Bergen, weiterhin bilden die Höhen an den Quellen des Gasimur und Urungui die Grenze; im Südosten der Argun; im Süden endlich die im Jahre 1727 festgestellte chinesische Grenze. Dieser ganze Landstrich, der ein Areal von 380 Quadratmeilen umfaßt, erreicht in seinen niedrigsten Punkten eine absolute Höhe von 2200, in seinen höchsten fast von 3000 engl. Fuß. Zahlreiche Bergrücken, die übrigens selten in gesondert stehende Berge gegliedert sind, durchschneiden ihn nach verschiedenen Richtungen und schließen zwischen sich breite Thalsenkungen mit salzhaltigem Boden ein, in denen oft Niederschläge von verdunstetem Glaubersalze und Soda, sehr selten dagegen Wasserbecken vorkommen. Bei großem Wassermangel und bei der hohen Lage dieser Gegenden ist es begreiflich, daß auch die Atmosphäre hier außerordentlich trocken sein muß. Außerdem liegt im Süden dieses Grenzstriches eine ungeheure Wüste, und die von Norden kommenden Regenwolken werden von dem dichten, die Steppen nördlich begrenzenden Walde angezogen. — Wir verdanken die genauere Kenntniß jener interessanten Gegend dem Naturforscher Radde, dessen wissenschaftliche Thätigkeit in den russisch-chinesischen Grenzländern wir bereits früher im „Neuesten aus der Ferne" erwähnten (April d. J. S. 118).

Die politischen Verhältnisse von Polynesien.

In einem in Petermann's „Mittheilungen" erschienenen Aufsatze Dr. E. Behm's: „Das amerikanische Polynesien und die politischen Verhältnisse in den übrigen Theilen des Großen Oceans im Jahre 1859," begleitet von zwei schönen, übersichtlichen Kartenblättern Dr. Petermann's, haben wir eine der dankenswerthesten neuesten geographischen Arbeiten zu begrüßen. Ohne im Wesentlichen Neues zu bieten, hat diese eingehende, namentlich auf sorgfältiger Sichtung aller zugänglichen Quellen beruhende Arbeit das Verdienst, zum ersten Male die zerstreuten Nachrichten über den centralen Theil des Großen Oceans, der bisher in allen Lehrbüchern und Karten als eine terra omnino incognita behandelt wurde, gesammelt zu haben. Hier folgend

geben wir eine kurze Zusammenstellung der politischen Verhältnisse Polynesiens.

Das Reich des Königs Kamehameha umfaßt außer den Sandwich- oder Hawaii-Inseln seit kurzem noch die Guano-Inseln Cornwallis und Calama, so wie die nördlich von diesen gelegenen Laysan und Lisiansky, Erwerbungen, welche das (6050 englische Quadratmeilen betragende) Landareal von Kamehameha's Reich um eine kaum nennenswerthe Größe vermehren.

Den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehört zunächst der ganze Theil des Großen Oceans, dessen wir bereits im Maihefte der Monatshefte *) gedachten, und dem Dr. Behm den Namen „Amerikanisches Polynesien" gibt; dann noch die French Frigate Shoal, nordwestlich von Havaii — beide Erwerbungen auf Grund der Congreßacte vom 18. August 1856.

Die französischen Besitzungen in Polynesien sind: Neucaledonien mit den Loyalty Islands, Tahiti **), der nordwestliche Theil der Paumotu oder Niedrigen Inseln, die Nukahiwa oder Marquesas-Inseln, südöstlich von diesen, unter dem Wendekreise des Steinbocks, Mangarewa oder Gambier, endlich seit Anfang dieses Jahres die Insel Clipperton, drei englische Meilen im Durchmesser, wahrscheinlich guanohaltig, südlich von den Revilla-Gigedo-Inseln.

Den Engländern gehören die sämmtlichen südlich von Neucaledonien gelegenen sowie die Bonin-Inseln südlich von Japan, den Spaniern die Marianen. Die Fidschi-, Salomon-Inseln und andere haben bis heute ihre Unabhängigkeit bewahrt.

Die Emporhebung der Westküste von Südamerika.

Eine der interessantesten geologischen Erscheinungen ist die allmälige Hebung der Südspitze des amerikanischen Continents, welche neuerdings namentlich wieder von Professor J. Domeyko auf die Beobachtungen Darwin's hin nachgewiesen worden ist. Darwin seinerseits hat bereits aus den daselbst vorkommenden Seemuscheln zur Genüge dargethan, daß die dem atlantischen Ocean zugewandte, stufenweise sich erhebende Küste südwärts vom La-Plata und in ganz Patagonien in verhältnißmäßig neuer Zeit über den Meeresspiegel emporgehoben worden, und zwar allmälig und mit längeren Intervallen der Ruhe, in welchen das Meer Zeit hatte, an dem jeweiligen Strande die hohen Ufer auszuwaschen, die nach der nächstfolgenden Hebungsperiode als die erste Stufe des terrassenförmig aufsteigenden Küstenlandes erschienen. Nun hat aber Professor Domeyko ziemlich klar nachgewiesen, daß nicht nur die Ostküste, sondern noch mehr die Westküste in junger Zeit einer solchen Emporhebung unterworfen gewesen sein muß. Ohne näher auf die Umstände einzugehen, die ihm zur Beweisführung seiner Ansicht behilflich gewesen sind, wollen wir nur die endlichen Hauptresultate von Domeyko's und Darwin's Beobachtungen angeben. Es finden sich nach diesen Meeresmuscheln auf emporgehobenem Terrain der Westküste Südamerika's von 45 Grad 35 Minuten bis 12 Grad südlicher Breite in einer Längenausdehnung von 2075 geographischen Meilen von Nord nach Süd, und wahrscheinlich auch noch weiter nach Norden hin. Da man annehmen darf, daß die Höhen, in welchen jetzt Muscheln gefunden worden sind, welche mit den jetzt noch im Meere lebenden identisch sind, früherhin unter dem Meeresspiegel lagen, so hat die Erhebung der Küsten zu ihrer gegenwärtigen Höhe betragen:

in	Chiloe	350	Fuß
„	Conception	625—1000	„
„	Valparaiso	1300	„
„	Coquimbo	252	„
„	Copiapo	200—250	„
„	Lima	85	„

Es geht aus diesen, wenn auch noch nicht als ganz zweifellos hinzustellenden Angaben hervor, daß die bedeutendste Küstenerhebung unter der Breite desjenigen Theils der Anden stattgefunden hat, welcher die höchsten Berge dieser Kette besitzt, — den Aconcagua u. A.

*) S. „Neuestes aus der Ferne," S. 280.

**) S. einen Artikel im „Neuesten aus der Ferne" dieses Heftes: „Die Novara-Expedition."

Briefe aus dem Kaffernlande.

Von

Dr. Heinrich Oppermann,
Feldprediger der deutschen Legion.

XII.

Im Jahre 1834 brach der **dritte allgemeine Kaffernkrieg** aus. In diesem Jahre war es, wo Sir Benjamin D'Urban, ohne Vergleich der beste Gouverneur, dessen sich je die Colonie zu erfreuen hatte, die Verwaltung derselben übernahm. Der Gouverneur war ein Mann von ungewöhnlicher Energie des Charakters, von unermüdlicher Thätigkeit, von umfassendem Blicke. Wie er einen gesetzgebenden Körper, als einen Schritt weiter zu freiern politischen Institutionen schuf und organisirte, die innern Angelegenheiten der Colonie mit seiner gewohnten Treue und Milde verwaltete, so zeigte sich auf der andern Seite sein Talent, seine Festigkeit und Energie dem

von Neuem die Colonie bedrängenden Feinde gegenüber.

Doch existirte eine Partei, die die Gefahren schlechterdings nicht sehen wollte, wiewohl jeder vernünftige und praktische Mann die unsichere und beunruhigende Lage der Grenzen einsah und die feindselige Gesinnung der Kaffern erkennen mußte. Jene Partei jedoch, geleitet von dem Reverent Dr. Philip und dem Commercial-Advertiser vertheidigte stets die friedliche Gesinnung der Kaffern und ihre Bereitwilligkeit, sich jeden Augenblick auf eine gerechte und billige Uebereinkunft einzulassen, während alle jene beunruhigenden Berichte entweder von bloßer Furcht dictirt wären, oder das Bestreben allzudeutlich an den Tag blicken ließen, eine starke Militärmacht an den Grenzen zu sammeln und zu halten.

Die Berichte, die der Gouverneur von dieser Seite erhielt, ließen den besten Erfolg hoffen; als er aber selbst sich nach den Grenzen begab, sah er mit eigenen Augen die Größe der Gefahr und die Unmöglichkeit, Frieden zu erhalten. Man mußte auf einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten gefaßt sein. Es war Neujahrsnacht, als eine größere Gesellschaft im Hause des Gouverneurs versammelt war. Man sprach viel von den nächsten Aussichten, von der feindlichen Stimmung der Kaffern, und der Gouverneur hörte allem Diesen mit größter Aufmerksamkeit zu. Die Gesellschaft erfuhr auch nicht die geringste Störung, ausgenommen, daß der Gouverneur sich manchmal auf Augenblicke entfernte. Man begrüßte mit Fröhlichkeit und Humor das neue Jahr und begab sich sodann nach Hause. Am nächsten Morgen durchflog die Stadt die betrübende Nachricht, daß Se. Excellenz am Abend vorher Depeschen erhalten, in denen 12—15,000 Kaffern die Grenze angegriffen, alle Farmen daselbst verbrannt und zerstört, die Einwohner ermordet und ihr Vieh und Eigenthum mit sich fortgeschleppt hätten. — Der Gouverneur hatte die Gesellschaft des vorigen Abends nicht stören wollen, aber in der Stille Alles, was er hatte thun können, gethan, und seine Befehle demgemäß abgehen lassen. —

Dieser Angriff war so wenig vorgesehen worden, daß man den Kaffern nur eine Macht von 1800 Mann entgegenstellen konnte. Colonel Smith in Grahamstown organisirte dazu noch ein Volontaircorps — ein anderes „levée en masse" aller jungen waffenfähigen Farmer ward ausgeschrieben, und die Uebrigen hatten Vorräthe von Vieh, Pferden, Wagen und Provision zu liefern, unter dem Versprechen, sie sollten in Zukunft Ersatz dafür erhalten. So kam doch eine ansehnliche Truppe aus allen Theilen der Colonie zusammen, die begeistert und zuversichtlich unter Sir Benjamin's Führung die Kaffern nicht nur wieder über die Grenzen der Colonie, sondern auch über den Keifluß zurücktrieb. Sir Benjamin dictirte ihnen dann die Bedingungen des Friedens, die, wenn sie nicht unklugerweise später von Seiten der Regierung annihilirt worden wären, jedenfalls der Colonie den Frieden bewahrt hätten. Damals war das ganze Kaffraria bis an den Kei völlig von den Kaffern gesäubert; Sir Benjamin's Plan ging nun dahin, alles Land zwischen dem Fish-River und dem Keiskamma, bekannt als der „neutrale" Grund, an diejenigen Einwohner zu vertheilen, die in den letzten Kaffernkriegen am meisten gelitten hatten, oder an entlassene Soldaten und Officiere; die einzige Bedingung sollte persönliche Besitznahme sein. Ferner sollte das Land zwischen dem Keiskamma und Kei an die Kaffern, die entweder sich am letzten Kriege nicht betheiligt oder freiwillig sich unterworfen hatten, vertheilt, dieselben durch eine militärische Macht in Zaum gehalten und unter magistratliche Aufsicht gestellt werden. Auch suchte Sir Benjamin um die versprochene Ersatzleistung an die Farmer nach. Denn die Verluste in diesem Kriege waren erstaunlich: 456 Farmhäuser waren verbrannt und zerstört, 350 andere völlig ausgeplündert, 60 Wagen weggenommen und verloren, eben so 5715 Pferde, 111,930 Stück Hornvieh und 161,930 Schafe; Alles zusammen im Werthe von 300,000 Pfd. Sterl. Was man dafür als Beute wieder erhielt, betrug nicht mehr als einige Tausend Stück Vieh, die nun nicht den Eigenthümern zurückgestellt, sondern öffentlich versteigert wurden, um damit einen Theil der Kriegskosten zu decken. Aber welches mußten die Gefühle der Bewohner und ihres tapfern Commandeurs gewesen sein, als nach solchen Verlusten und überstandenen Gefahren eine Depesche des Lord Glenely, des Ministers für die Colonie, erschien (26. December 1835), die nicht bloß Sir Benjamin's ganze Politik, sondern seine Kriegsoperationen rücksichtslos verdammte, und sich in höchst ungemessener Sprache über die barbarische Art und Weise mißbilligend ausdrückte, in der man diesen Krieg geführt hatte, und endlich mit folgender Erklärung schloß:

„Eine lange Reihe von Jahren hindurch hatten die Kaffern die genügendste Entschuldigung, wenn sie Krieg begonnen: sie konnten der immer mehr um sich greifenden Beeinträchtigung ihres Gebietes nicht stillschweigend zusehen und suchten dafür, wenn auch erfolg- und machtlos, sich zu rächen. Sie waren vollständig im Rechte, wenn sie den Versuch riskirten, mit Gewalt das wiederzuerlangen, was man ihnen sonst nicht gutwillig

zugestehen wollte. Somit ist das Recht auf Seite der überwundenen und nicht auf der der siegreichen Partei." —

Grausamer, ungerechter und verletzender kam wohl noch nie eine Mittheilung von jener Regierung, die, wir wissen es nur zu wohl, ein Werkzeug in der Hand einer Partei war, die in Exeter-Hall ihre Residenz besaß. Vierzehn Jahre lang waren die Einwohner auch keinen Augenblick sicher, vierzehn Jahre lang dauerte schon dies unkluge Schwanken der Regierung — ungeheure Verluste waren erlitten worden, ohne daß man je nur die geringste Entschädigung hoffen konnte. Und dies war das Endurtheil der Regierung, die die weißen Bewohner beschuldigte, die einzigen Feinde und Unterdrücker der Kaffernrace zu sein, und daß der letztern Sympathie und Unterstützung allein zukomme. Natürlich wurden alle Applicationen für Schadenersatz völlig zurückgewiesen, alle Uebertragung von Landbesitz seit dem Jahre 1817 als null und nichtig erklärt und die Restitution der Kaffern in all ihre frühern Besitzungen angeordnet. Sir Benj. D'Urban wurde zurückgerufen und Sir Andreas Stockenström zum Lieutenant-Governor ernannt. —

Daß eine so insultirte, tief verletzte und roh behandelte Bevölkerung in ihrer Loyalität und guter Gesinnung gegen die Regierung verharren sollte, war mehr, als man erwarten konnte. Wer kann Feigen sammeln von Dornen oder Trauben lesen von Disteln. —

Von diesem Augenblicke an stand bei Vielen der Entschluß fest, das Land ihrer Vorväter zu verlassen und ein Asyl in fernem fremden Lande, in den Wildnissen des innern Afrika's zu suchen. In Oliphanto's, Hook, am Gamtoos-River, längs des Fish-River und in Sommerset bereiteten sich ganze Clans auf diesen ihren „Exodus" vor, obwohl viele Personen und Familien sich der Auswanderung bloß wegen persönlicher Gründe und Ursachen anschlossen, so z. B. die Greylings, weil sie von der Bezirkscommission in Uitenhage zu einer Geldstrafe verurtheilt worden waren, indem sie sich der Aufhebung der Sclaverei widersetzten; so unter Andern W. S. van der Merwe, weil er mit dem Civilcommissioner seines Districts Streit hatte, so der unglückliche Retief, den der Lieutenant-Governor der östlichen Provinzen insultirt hatte. Aber das waren Alles nur einzelne Tropfen in der großen Fluth, womit die Emigration sich nun in's Innere Afrikas ergoß.

Correspondenz.

E. K. in Weimar. Ausführliche, auf das Zeugniß der Geschichte und unmittelbarer Anschauung gegründete Charakteristiken der Franzosen, Italiener und Deutschen finden Sie in Arndt's „Versuch in vergleichender Völkergeschichte," Leipzig 1843. Es ist darin, wie in Arndt's sämmtlichen Schriften, der deutsche Standpunkt festgehalten worden und dürfte Ihnen deshalb um so mehr conveniren. Völkercharakteristiken finden Sie sonst in jeder umfangreicheren Weltgeschichte, dann auch in Waitz' „Anthropologie" u. s. w.

Ein westfälischer Gutsbesitzer. Besten Dank für Ihr lebhaftes Interesse. Es freut uns, daß die tadelnden Bemerkungen sich größtentheils noch auf frühere Hefte beziehen und bereits Erledigung gefunden haben. Einige Ihrer Wünsche, namentlich in Hinsicht auf landwirthschaftliche Abhandlungen, sollen baldigst erfüllt werden.

B. H. in Erlangen. Das fragliche astronomische Collegium wurde von Johann II., König von Portugal, Ende des 15. Jahrhunderts gestiftet, und zwar hauptsächlich, um neue, auch für südliche Breiten geltende Tafeln der Sonnenhöhe zu berechnen; eine Aufgabe, die vielfach mißverstanden worden ist. Unter seinen verschiedenen Verdiensten um die Verbesserung und Erfindung von Instrumenten, Hilfsmitteln und Methoden in der ausübenden Kosmographie wird häufig die Erfindung des Astrolabiums genannt, welches am großen Maste der Schiffe befestigt wurde; doch scheint dies nur eine vereinfachte Nachahmung des Meteoroskops von Regiomontanus oder der durch das ganze Alterthum und Mittelalter hindurch bei astronomischen Beobachtungen gebräuchlichen Armillarsphäre gewesen zu sein. Ein anderes Astrolabium war schon von Raymundo de Lulio erfunden und im Jahre 1295 in seiner Arte de navegar beschrieben worden.

S. in Bielefeld. Zur Gewinnung von Höhenmessungen bedient man sich, wie Sie wissen werden, dreier Methoden: der nivellirenden, der barometrischen und der trigonometrischen. Zum eingehenderen Studium derselben empfehlen wir Ihnen Karl Koristka's „Studien über die Methoden und die Benutzung hypsometrischer Arbeiten, nachgewiesen an den Niveauverhältnissen der Umgebungen von Prag."

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 36. September 1859.

Erste Abtheilung.

Ein geprüftes Herz.

Novelle

von Heinrich Koenig.

VIII.

Der glänzende Abendhimmel fiel in das Zimmer, worin der junge Arzt die verletzte Schulter in Untersuchung und Behandlung nahm.

Leise tastend suchte er so wenig wie möglich wehe zu thun. Allein dabei überlief es mit jeder Berührung Elisabethen, die in bebender Verschämtheit dasaß, die Hand der Mutter gefaßt. Erst der wirkliche Schmerz erleichterte sie, wahrscheinlich dadurch, daß er ihr die Nothwendigkeit, so entblößt unter den Händen und Augen eines fremden Mannes zu sitzen, lebhafter zu empfinden gab. Als aber der Arzt zur Befestigung des aufgelegten Heilmittels einige Streifen Heftpflaster darüber hin auf die warme Blöße drückte, überlief es sie wieder mit noch heftigerem Schauer. Sorgfältig wurde dann, unter Beistand der Mutter, der Aermel eines weiten Nachtgewandes über die belegte Schulter gezogen, und der Arzt entfernte sich in das anstoßende Zimmer, bis Elisabeth entkleidet und zur Ruhe gebracht war.

Wie der Arzt dann wieder eintrat, sagte Frau Martens:

„Ich werde nun doch unsern Hausarzt in Kenntniß von dem Unglücke setzen müssen? Wie meinen Sie?"

„Thun Sie das, Frau von Martens!" antwortete er, „und überlassen Sie ihm die weitere Verordnung. Ich trete gern zurück und habe nur gethan, was ein Sachverständiger nicht unterlassen wird, wenn ihn der Zufall an einem solchen Unglück vorüberführt, wo Nichts versäumt werden darf."

„O wir sind Ihnen unendlichen Dank schuldig geworden!" versicherte mit den freundlichsten Blicken Frau Sabine. „Aber nein, Sie sollen die Behandlung meiner Tochter nicht aufgeben: Sie müssen uns mit dem Hofrath gemeinschaftlich, und — jedenfalls als Hausfreund besuchen. Nicht wahr? Ich rechne darauf!"

„Sie sind sehr freundlich, gnädige Frau, und ich gehorche Ihnen von Herzen, — schon um meiner Rechtfertigung willen, als Fremder!"

„Gut, mein Herr! Dann wollen wir uns aber auch nicht länger fremd bleiben. Sie kennen uns, vermuthlich durch den Fiaker; ich weiß aber noch nicht einmal Ihren Namen. Ich merke nur, daß Sie aus Baiern oder Oesterreich kommen, obschon Sie ein wenig schweizerische Mundart haben. Nicht wahr?"

„Und — woraus schließen Sie das, Frau von Martens?"

Eben aus diesem „Von,“ und aus der Bezeichnung „gnädige Frau,“ lachte sie. „Diese Art von Höflichkeit gegen Bürgerliche ist hier zu Lande weniger üblich.“

„Sie haben's wirklich errathen!“ versetzte er. „Ich komme aus Wien, wo ich mich, ärztlicher Studien halber, ein halb Jahr aufgehalten habe. Dort gewöhnt man sich so an diese — allerdings etwas sonderbare und gesuchte Höflichkeit, die zumal in den heurigen März nicht paßt, und — wahrscheinlich auch vom Parlament in den April geschickt wird. Uebrigens bin ich in der That aus der Schweiz und heiße Lehfeldt.“

„Lehfeldt?“ versetzte nachdenklich Frau Martens. „Wo haben wir denn diesen Namen schon gehört, Betty?“

Auch Betty besann sich; ehe sie aber auf die Spur kam, fiel der Doctor ein:

„Ich kann Ihrer Erinnerung zu Hilfe kommen. Sie haben vielleicht meinen Namen von einem Freunde gehört, den ich gestern zufällig hier entdeckt habe, — von Herrn von Dahlen?“

„Ach ja!“ rief Betty. „Sie sind der junge Arzt, der mit unserm Nachbar auf dem Rigi war. Erinnerst Du Dich, Mutter?“

Der Mutter schien dieser Zusammenhang, den sie zugeben mußte, weniger angenehm, als der Tochter zu sein. Sie trug dem Gutsbesitzer noch immer ihren frühern Verdruß nach, und fürchtete vielleicht, es könnte etwas davon auf den so interessanten und hübschen Doctor fallen. Jedenfalls wäre ihr dieser als wildfremder Mensch lieber gewesen, während im Gegentheil Elisabeth sich freute, daß er ihr von einer so guten Seite schon bekannt war. Frau Martens machte sich ihre Empfindung nicht klar; sie war nur ein wenig zerstreut, und ehe sie sich einer artigen Erwiederung besann, ging leise die Thür auf und der Hausarzt trat herein.

Er kam eben vom Banquier Martens, wo er ebenfalls zu Gast geladen und auf die dort eingelaufene Nachricht von dem Unfall aus eignem Antrieb und auf Verlangen der beunruhigten Familie fortgeeilt war. Lehfeldt machte ihn mit dem Befund und seiner Behandlung der Verletzung bekannt. Der Hofrath, der Nichts sehnlicher wünschte, als zeitig wieder zu der vielversprechenden Mittagstafel zurückzukehren, freute sich, die Sache so gut besorgt und keine weitere Abhaltung zu finden. Er genehmigte das Verfahren Lehfeldt's, und war, als er diesen Namen hörte, sehr angenehm überrascht, den Verfasser einiger medicinischen Abhandlungen, die er vortrefflich nannte, persönlich kennen zu lernen. — —

„Sieh' da,“ rief der lebhafte kleine Mann, „kein Unglück ohne Glück! Verzeihung, mein liebenswürdiges Fräulein, daß auf meinen Theil das Glück kommt! Aber — ich tret's Ihnen ab: hier, der Doctor soll Sie allein behandeln, soll Ihr Unglück heilen. Schenken Sie ihm Ihr Vertrauen und Alles! Ein ausgezeichneter junger Mann! Nur auf ein paar Stunden nehme ich ihn jetzt in Beschlag. Sie müssen ohnehin Ruhe haben. Sie, Doctor, kommen nämlich mit zu Herrn Robert Martens, dem Sohn unserer verehrten Dame, dem vortrefflichen Banquier, kommen mit zu Tisch in charmante Gesellschaft. Die Damen da haben zwei Stühle unbesetzt gelassen, und Sie nehmen einen davon ein und speisen für zwei, wenn Sie wollen. Dort geben Sie Bericht über den Fall, und bringen dadurch neues Leben in die Gesellschaft. Kommen Sie, die vortrefflichsten Schüsseln warten auf uns!“

Es half auch Nichts, daß Lehfeldt Einwendungen machte, daß er sich mit seinem unpassenden Anzug entschuldigte, so und so widerstrebte — „Was wollen Sie?“ rief Schumann. „Sie müssen mit uns auf die Genesung unserer liebenswürdigen Patientin ein Glas leeren. Auf denn nach Valencia! Valencia kommt von valere!“

„Gut denn, ich folge!“ lachte Lehfeldt mit schalkhaften Blicken nach den Damen, während er nach seinem Hute griff. „Ich will's Ihnen nicht länger schwer machen, fortzukommen, „vortrefflicher“ Hofrath, der F l a s c h e n z u g Ihres Verlangens überwältigt Alles.“

Beide empfahlen sich, — der Alte mit Artigkeit, der Andere mit Anstand. Unten fanden sie noch den Wagen, in welchem der Hofrath gekommen war.

Hinter den Abgegangnen her ließen sich Mutter und Tochter über Lehfeldt aus. Die edle Gestalt, der geistreiche Ausdruck seines etwas blassen, schmalen Gesichtes wurden von der Mutter — fast allzu lebhaft für eine so gesetzte Frau — gerühmt. „Noch schmaler und blasser“ sagte sie, „durch das reiche, dunkel glänzende Haar und einen Vollbart, den ich zum erstenmal verzeihen kann. Noch bei keinem der bärtigen Männer, die seit ein paar Tagen in unsere Stadt wie vom Himmel gefallen sind, ist es mir, wie bei dem Doctor, so vorgekommen, als ob solcher Bart doch zum Manne gehöre, wie die Mähne zum Löwen.“

Sie lachte laut und erröthend auf, so muthwillig, wie eine Wittwe, die eine zweite Ehe noch nicht verschworen hat.

„Alles Das, liebe Mutter, was Dir an dem jungen Doctor so gefällt, hätte mich in Verzweiflung bringen können,“ erklärte Elisabeth, „wenn mir nicht der reine Klang der Stimme, der edle Blick seines Auges die Beruhigung oder die Fassung gegeben hätte, daß er kein kecker, leichtfertiger Mensch sei. Ich erschrecke

immer wieder, wenn ich daran denke, in welche Lage man zu einem fremden Menschen kommen kann. O es ahnte mir ein Mißgeschick! Nicht ohne wundersame Angst zog ich jenes Kleid an: aber ich schrieb es meinem gewohnten Widerwillen gegen solche Tracht zu, und — wie hätte ich denken können, was mir darin begegnen sollte? Schreck und Drang des Augenblicks geben uns ohne Wahl in die Hände eines Menschen, der uns mit der Miene des Berufs zum Abscheu werden kann. Und wird er das auch nicht, so behält man doch immer eine so ängstliche Dankbarkeit, eine so — — ich weiß es nicht gleich zu sagen. Ach, liebe Mutter, bleibt man denn nicht in einem gewissen Geheimniß mit einem Manne, der uns so gesehen hat? Es ist als ob man ihm durch einen Zauber, durch einen Bann für immer angehöre."

„Bist Du nicht kindisch!" warf die Mutter fast unwillig hin. „Angehöre! Was hast Du denn Geheimes für einen studirten Arzt? Du meinst Wunder, was ein junger Doctor für Interesse an Deinen Geheimnissen habe! Und — jung, sage ich: wie jung wird er denn sein? Ich halte ihn, seinem gesetzten Benehmen nach, für gar nicht so jung. Oder Du hättest auf unsern alten Hofrath warten können!"

Aus der aufgeregten Art und Weise, wie sie der Tochter widersprach, die ihn für einen Mann von dreißig hielt, ließ sich vermuthen, daß Frau Martens ihren „Schönbart" lieber älter und fremd am Orte gesehen hätte. Ihren Jahren näher, und ihren Bekannten entfernter, — wie viel liebenswürdiger wäre ihr der Doctor gewesen!

So fand sich denn Elisabeth mit der weichen, hingebenden Stimmung ihres Erlebnisses zurückgestoßen, ja tief verletzt. Sie mußte die ihr so neue, räthselhafte Empfindung in ihr Innerstes verschließen. Was ihr die Mutter so unzart, so unmütterlich eingeredet hatte, widerte sie an. Das Band des kindlichen Vertrauens war ihr wie aus dem Herzen gerissen, und ließ eine Wunde zurück. Desto lebhafter ward ihr und desto theurer das gekränkte Gefühl einer geheimnißvollen Angehörigkeit an den Mann, unter dessen leisen Händen ihr Herz von so ängstlichen Ahnungen geschlagen hatte.

Sie wendete sich von der Mutter ab gegen die Wand ihres Bettes, um einzuschlummern und alles Schmerzliche zu vergessen. Und mit dem Gedanken: Gott walt' es! schlief sie wirklich ein. — —

Die so befremdende Stimmung der lebensfrohen Wittwe Martens hing doch mit den Erscheinungen jener Tage zusammen, so widerwärtig ihr dieselben vorkommen mochten. Jene allgemeine Bewegung ließ nämlich kein Gemüth der Zeitgenossen unberührt, und regte mit den politischen — die natürlichen Leidenschaften der Menschen auf. Mit den Schranken der öffentlichen Gewalt und dem Ansehen der herrschenden Macht war bei vielen Menschen das Bewußtsein der Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung getrübt oder gelockert. Die eigenthümlichen Neigungen der Menschen kamen aus dem Niederschlage der Herzen zum Vorschein, wie ein gewaltiger Meeressturm den Boden aufwühlt, der sonst vom Spiel der Wogen unberührt bleibt. —

IX.

Inzwischen waren beide Doctoren beim Banquier Martens angekommen und sahen sich im Gesellschaftszimmer von zahlreichen Gästen mit Fragen und erwartenden Blicken umdrängt. Der Hofrath, nach ein paar an den Herrn und die Frau vom Hause gerichteten Worten der Beruhigung, stellte den fremden Doctor als den glücklichen Helfer in der Noth vor, und forderte ihn auf, den Fall kürzlich zu berichten. Lehfeldt that es mit einfachen Worten und einnehmendem Anstande.

War es ihm doch einmal verhängt gewesen, in die Kundschaft des sonst sehr eifersüchtigen Hausarztes einzugreifen, so konnte es in keiner glücklicheren Stunde geschehen, als so unmittelbar vor einem leckern Mittagsmahle, das unser Hofrath sehr zu schätzen wußte. Auf dem ganzen Hinwege zur Kranken hatte diesen die Besorgniß gequält, der fatale Zwischenfall könnte ihm den Appetit oder die verspäteten Schüsseln verderben, und er werde mit dem Abhub der Tafel „nachexerciren" müssen, von den satten Gästen auch noch mit Fragen gestört. Nun ihm aber durch das rasche Zugreifen des jungen Mannes diese Angst von der Seele genommen war, fühlte er sich in seinen schönen Erwartungen aufgelegt genug, den Praktikanten aus dem Stegreif zu den größten Verdiensten zu promoviren. Er bedachte bei seinen Lobeserhebungen nicht, wie viel der dazu lächelnde Lehfeldt in seiner Persönlichkeit schon voraus hatte, um das ärztliche Vertrauen der ältern und der jüngern Damen zu gewinnen. Man sah ihnen, als der Hausherr ihn zur Tafel einlud, an den vergnügten Gesichtern an, wie beruhigt Alle für den Fall ärztlicher Hilfe waren; denn es fehlte nicht an entblößten Schultern, denen ebenfalls, unter springenden Champagnergläsern, ein Unglück zustoßen konnte.

Aber auch die Männer nahm der interessante Fremde durch seine geistreiche Unterhaltung bei Tische für sich ein. Und als er, bei der ersten Aufforderung des Wirthes zum Trinken, seiner Patientin gedachte und auf die Genesung der leider! Abwesenden sein Glas erhob, wechselten Herr und Frau des

Hauses, von unten und oben der Tafel, ein bedenkliches Lächeln, das über die Genesung der lieben Schwester hinauszugehen schien.

Die Unterhaltung war lebhaft, wie überhaupt der Puls des Lebens in jenen merkwürdigen Tagen. An politischen Toasten konnte es nicht fehlen; war doch im Jahre 1848 ein hohes Pfingstfest feuriger Zungen schon in die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings gefallen, da die Sonne in das Zeichen des Widders trat, und die Parteien, in Sympathie mit dem Thierkreise, die Köpfe gegen einander stießen. Sogar der Hofrath, der sonst lieber schweigsam genoß, ließ sich heut, wenigstens zwischen den zahlreichen Gängen der Tafel, einigemal hören. Bei einer Schüssel Waldschnepfen nahm er mit schalkhaftem Lächeln das Wort:

„Aha! seid ihr erwischt worden, ihr Aprilvögel! Die haben gewiß mit den Bundestagsgesandten fortgewollt, die dem ersten April zuvorgekommen sind. Ja, meine Freunde, das Mahl unseres verehrten Herrn Martens will durchaus vom politischen Standpunkte betrachtet sein. Es ist ein großer Gedanke, uns durch eine Reihe der trefflichsten Schüsseln die Beruhigung zu geben, daß mit dem aufgelösten Bundestage die gute Küche aus Frankfurt nicht entwichen ist. Bekanntlich brachte der russische Gesandte am Bund auch zu den feinsten Diners in der Stadt seinen aparten Senf mit, und gewöhnte die Bundesvertreter so allmälig daran, auch die deutschen Angelegenheiten mit russischem Senf zu behandeln. Das Parlament haben sie nicht abgewartet; sie wußten nicht, was es „anrichten“ könnte. An ihre Stelle sind Vertrauensmänner getreten, und die wollen wir nun hoch leben lassen, — ich meine anders hoch, als einer derselben schon früher auf dem Marburger Schloß hoch gelebt hat. Freilich haben wir bedenkliche Namen vor uns, und wenn wir auf der einen Seite hoffen, das neue Deutschland werde aus dem „Jordan“ der Freiheit getauft, so fürchten wir auf der andern beim Namen „Welcker,“ unsere Erwartungen möchten nur allzubald abblühen. Darum, meine Freunde — Vertrauen, Vertrauen!“

Nach verklungenem Hoch nahm Lehfeldt das Wort:

„Ein gewisses Mißtrauen oder Besorgniß scheint auch schon unter das Volk gekommen. Ich habe da in einer der Gassen, an einer hohen alten Mauer eine stattliche Fahne mittelst eines eisernen Klobens angebracht gesehen mit dem echt Frankfurterischen Verse darunter:

„Wenn norz der Klobe hält,
Daß d'Fahn' net h'runter fällt.“

„Norz“ ist wohl das verstärkte „nur.“ Lassen Sie uns also, — die dreifarbige Fahne auf unsere hohe deutsche Sache bezogen — darauf trinken:

„Daß norz der Klobe hält
Und d' Fahn net' h'runter fällt!“ — —

„Oder heruntergerissen werde,“ sprach dann der Hausherr weiter, „wie die Fahne, mit der Sie, Herr Doctor Lehfeldt, vorhin den Mainzer Turnern begegnet sind.“

„Ich gehörte nicht dem Zuge an, Herr Martens,“ entgegnete der junge Mann, sondern ging eine Strecke neben dem Fahnenträger, den ich kannte, und dem der Mainzer Metternich die Fahne entriß. Ich weiß wirklich noch nicht, wie der Streit abgelaufen ist, da mich der verunglückte Wagen augenblicklich in Anspruch nahm.“

„Abgelaufen?“ antwortete einer der Gäste, „Ei nun, der Metternich ist von einem Pistolenschusse schwer verletzt, sagt man, und sieben Hanauer Turner sind verwundet.“ — —

Man erwartete für die Nacht eine glänzende Beleuchtung der Stadt; daher die Gäste früher aufbrachen, um in ihren Wohnungen das Einzelne vorzurichten und dann mit ihren Familien auf Besichtigung des Ganzen auszugehen. Als Lehfeldt sich bei der Hausfrau empfahl, fragte sie freundlich nach seinen Besuchen bei ihrer Schwägerin.

„Ich werde diesen Abend noch einmal hingehen,“ sagte er, „um zu sehen, wie sich die Sache nach dem ersten Ausruhen der Leidenden macht.“

„Wenn Sie etwas später hingehen,“ versetzte Sie, „so finde ich sie wahrscheinlich noch dort, und kann hören wie's geht. Ich will nur durch ein paar Straßen fahren, und dann die Schwiegermutter am Krankenbett ablösen, damit sie auch die Beleuchtung sieht. Ich weiß, es macht ihr Vergnügen.“

Lehfeldt verneigte sich zusagend gegen ihr fragendes Lächeln. Er begab sich nach seinem Gasthofe, um sich aus der Unruhe dieser Stunden ein wenig zu sammeln. Im Ganzen brachte er eine befriedigte Stimmung mit; der hohe Schwung der Tischgesellschaft hatte ihn angenehm erregt. Die Wohlhabenheit, der Reichthum der Familien, der sich aus Allem zu erkennen gab, hatte heut nicht so schwer und drückend dagelegen, sondern sich mehr als ein Stoff gezeigt, aus welchem auch einmal eine desto höhere und mächtigere Flamme von Theilnahme und Begeisterung hervorbrechen kann. — — Ueber Allem aber schwebte das edle Bild seiner Patientin, — diese vollendete Gestalt, und der tiefe, innige Ausdruck eines Angesichtes, das allerdings weniger Interesse für den Maler, als vielleicht für den seelenkundigen Arzt erwecken mochte. Ihm war unter seiner Behandlung der verletzten Schulter Nichts von den bebenden Empfindungen entgangen, die sich in den un-

harmonischen Zügen Elisabeth's verriethen. Lehfeldt besaß ein seelenforschendes Auge, das nicht mit Dem befriedigt wurde, was von einem schönen menschlichen Dasein bloß für die Anatomie übrig bleibt.

Als es dunkel geworden, nahm er seinen Abendmantel, um auf einem Umwege durch die beleuchteten Gassen vor das Bockenheimer Thor zu kommen.

Im Gartenhause fand er nur die Mutter und das ab- und zugehende Dienstmädchen um die Kranke. Diese hatte zwei Stündchen geschlafen und fühlte sich, außer der schmerzhaften Schulter, wohl und beim Eintritte des Arztes sehr erheitert. „Ich muß Ihnen mit der Linken danken, Herr Doctor," sagte sie, ihm die Hand reichend, „Sie haben mir ja die Rechte in Ruhestand versetzt."

„Oder vielmehr in eine verwickelte Lage gebracht," lächelte er.

Auch die Mutter ließ es nicht an Freundlichkeit fehlen. Sie bedauerte, daß er sich, um seines Besuches willen, das so seltene Vergnügen einer so prachtvollen und bedeutsamen Beleuchtung verkürzt habe.

Eben als er ihr ankündigen wollte, daß sie selbst nicht um dies Vergnügen kommen werde, fuhr der Wagen der Schwiegertochter an, und Frau Thekla kam lebhaft herein, sich, mit flüchtiger Begrüßung der Schwiegermutter, über Elisabeth herzuwerfen und sie mit bedauernden Worten zu herzen. Dann rasch zu Mutter Martens gewendet, sagte sie:

„Mein Wagen wartet, liebe Mutter, Sie durch die Stadt zu fahren. Sie müssen die Illumination sehen; es ist alle Pracht der Welt. Ich bleibe indeß bei Elisabeth. Aber eilen Sie!"

Frau Martens war allerdings jugendlichen Sinnes genug, eine so seltene Sehenswürdigkeit auch nach einem so schreckhaften Erlebnisse nicht abzuweisen. Ein freundlicher Blick nach dem Arzte schien zu verrathen, daß sie seine Begleitung wünsche. Ihrer Aufforderung aber kam die junge Frau mit dem lächelnden Befehl zuvor:

„Sie, bester Doctor, müssen uns aber Gesellschaft leisten. Wir haben noch gar Manches zu fragen."

Frau Martens, die schon Mantel und Schleierhut von der Dienerin empfing, versetzte mit heimlichem Verdruß:

„Merken Sie wohl, lieber Herr Lehfeldt, daß die kluge Frau hernach von Ihnen heimbegleitet sein will."

„Vorsicht schadet Nichts, liebe Mutter," lachte Frau Thekla, „und Herr Lehfeldt thut's auch gern. Eilen Sie nur, ehe die Lampen hinter den Transparenten nachlassen." — —

Als der Wagen fortgefahren war, erzählte die heitere Frau der fragenden Elisabeth von der prächtigen Beleuchtung. Sie gedachte der Katharinenkirche, die bis zur Thurmspitze hinauf von rothem Lichte wie durchschimmert stand, von einem durchscheinenden Gemälde der Künstler, den Kaiser Barbarossa vorstellend, wie ihn Germania mit dem Kranze des Thierkreises und der abgelaufenen Sanduhr aus seinem verhängnißvollen Schlaf erweckte: „Wach' auf Barbarossa!" Goethe mit einem frisch-grünen Kranze sah aus dem Fenster seines väterlichen Hauses auf die deutsche Revolution, und sein Standbild, von zwei hohen Candelabern mit Gas erleuchtet, war mit bezüglichen Sprüchen aus seinen Werken auf einzelnen Täfelchen umhangen.

Sie erzählte etwas sprunghaft und mit begleitendem Lachen. Diese an sich ungefällige Art, für welche hier wenigstens die schönsten Zähne mit Entschuldigung hervortraten, war dem etwas coketten Frauchen eigen, kam aber heute noch besonders daher, daß der Inhalt ihrer Mittheilungen für Elisabeth — die gesuchten Worte aber für den jungen Arzt bestimmt schienen. Eine seltsame Eigenheit der Frau Thekla war ihr unruhiges Fragen.

„Mit welcher Fahne sind Sie denn eigentlich nach Frankfurt gekommen, Doctor?" fragte sie jetzt.

„Mit gar keiner, Madame!" antwortete er. „Ich habe Ihnen ja erzählt, daß ich nur zufällig neben dem Fahnenträger —"

„Sie sind aber Parlamentsmitglied, nicht wahr?" — —

„Auch das nicht. Doch — Sie haben Recht zu fragen: Sie wissen noch gar Nichts von mir, und sollen mir doch Ihre kranken Glieder anvertrauen?" —

„O nein, Herr Doctor!" fiel Elisabeth erröthend ein. „Ich kenne Sie aus dem freundschaftlichen Munde des Herrn von Dahlen."

„Das kommt mir freilich zu gut," erwiederte er, „und ich lasse mir die Fürsprache des Freundes eben so gefallen, wie das gute Zeugniß des Hofraths als Arzt. Indeß war ich auf beides nicht gefaßt, als ich hierher kam; ich wußte nicht, daß Dahlen sich hier niedergelassen hatte, und ahnte noch weniger, daß ich als Arzt hier auftreten würde. Die große Märzbewegung, die politische Fluth trieb mich hierher, wie einen entwurzelten Baum aus fremdem Welttheil. Ich hatte mich eben als Arzt in Basel niedergelassen, mir eine hübsche Gartenwohnung eingerichtet, und wollte mich eben als neuen Heilkünstler austrompeten lassen, als die Parlamentsposaune an unsern Bergen widerhallte. Ich war froh, noch keine Patienten zu haben, noch ungebunden bei der Ankunft der deutschen Freiheit zu sein, und überließ einstweilen Haus und Garten der Obhut meiner guten Mutter, die mich sehr ungern ziehen ließ."

„Aber Ihr Vater stimmte schon eher zu, nicht wahr? —“

„Ich habe ihn leider! nicht gekannt;“ fuhr Lehfeldt fort, „sonst hätte ich ihm das Haus überlassen. Ich bin die schwersten Jahre lang nur einer früh verwittweten Mutter schwer geworden. Ich ließ mich aber von ihrer zu ängstlichen Liebe nicht festhalten, und erlebe nun das Wunderbare, daß ich im Augenblicke, wo ich mich für eine zu erwartende Kundschaft festsetzen will, fortgetrieben werde, um meine erste Patientin in der Fremde zu finden.“

„Das ist interessant!“ lachte Frau Thekla. „Sie sind ja ein neuer Eulenspiegel: laufen vor Patienten fort, um gegen Patienten anzurennen. Da ist Verhängniß im Spiel! Und wissen Sie, welche Strafe ich Ihnen gönnte? Sie müßten dafür, daß Sie sich von der deutschen Freiheit haben verlocken lassen, in eine recht deutsche Herzensschlinge fallen, um gebunden nach Basel zurückzukommen.“

„Der Wunsch kommt aus so schönem und freundlichen Munde, daß er nichts Schreckhaftes für mich hat!“ entgegnete Lehfeldt. „Eines wollt' ich nur: Ihre feinen Finger hätten diese Schlinge zu knüpfen. Sie würden die Fäden in eine Hand legen, die ich mit mir nach Basel zöge. Wie würde sich die gute alte Hüterin des Gartenhäuschens freuen, wenn ihr der „Eulenspiegel“ eine Tochter mitbrächte! Sehen Sie, liebenswürdige Frau, so wollt' ich meinen Nacken in die Schlinge beugen!“

Er faßte und küßte Thekla's Hand.

„Sie sind ein Schalk!“ lachte sie. „Vor Ihnen muß man sich hüten. Mich wenigstens sollen Sie nicht in die Cur bekommen.“

„Das wär' auch die unrechte Schlinge für mein Herz. Ich danke Ihnen!“ lächelte er.

„Haben Sie denn ein Herz, das sich zu hüten hat?“ lachte sie.

Lehfeldt blickte unüberlegt nach Elisabeth, besann sich aber in demselben Augenblick und sagte:

„Ist es nicht eine böse Frau, — Ihre Schwägerin, Fräulein Elisabeth? Zweifelt am Herzen eines Arztes!“

X.

Die artigen Neckereien mit einer schönen Frau hinterließen bei Lehfeldt doch eine nachdenkliche Stimmung. Es schien ihm nun selbst etwas Verhängnißvolles im Spiel bei seinem Erlebniß am Tage der Parlamentseröffnung. Er war in der Stunde und im Gewühl eines allzujugendlichen Parteikampfes von der Politik, die ihn hierher gelockt hatte, plötzlich auf seinen ärztlichen Beruf hingewiesen worden. Von dieser Ansicht oder vielmehr Empfindung aus betrachtete er jetzt die Bewegungen des Vorparlaments. Hier, im Zusammentreffen so vieler, zum Theil berühmter und bedeutender Männer vernahm er ganz andere Stimmen aus Deutschland, als er vorher aus dem nachbarlichen Baden gehört hatte. In diesem schmalen Grenzlande schienen die liberalen, über den Rhein herüber etwas französisch angehauchten Männer das breite und schwere übrige Deutschland viel zu wenig zu kennen oder zu beachten. Sie waren gekommen — mit der Republik in der Tasche, wie sie glaubten. Lehfeldt wußte, wie viel und wie zuversichtlich sie in ihren Versammlungen die Republik zurechtgesprochen hatten, und hörte nun so viel tiefere und geistvollere Stimmen aus den andern Provinzen, die an der Monarchie hielten. Wie unzulänglich erschienen ihm nun die Sprecher aus seinem Nachbarlande!

Lehfeldt, gründlich in Bildung und Gesinnung, war ursprünglich schon mehr von Zweifeln als von Erwartung zu seiner politischen Pilgerfahrt getrieben worden. Jetzt, mit lebhafter Theilnahme an den Kämpfen der vier Vorparlamentstage, fand er sich mehr und mehr von der Majorität mit fortgezogen, die durch Mäßigung und Treue das Ansehen und Ziel des Parlaments durchsetzte, und allen Versuchen für den Umsturz und eine provisorische Regierung obsiegte. Und so schloß er sich, Arm in Arm mit seinem Freunde Dahlen, den Männern an, die zu einem dem Einzug in die Paulskirche ähnlichen feierlichen Auszug am heitern Nachmittage des 3. April Paarweise die Paulskirche verließen, und unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Kanonen, unter dem Zujauchzen der freien Stadt, die doch keine deutsche Republik wollte, und dem Zuwehen der tausend dreifarbigen Fahnen, die ein neues deutsches Reich bedeuteten, um die Kirche wallfahrteten, und sich in die Straßen verloren.

Voll von dem Frühlingswehen des Jahres und der deutschen Hoffnungen trennte sich Lehfeldt, mit Verabredung für den abendlichen Fackelzug, von seinem Freunde, um vorher nach seiner Patientin zu sehen. Auf dem Wege dahin sprach er zu sich selbst:

„So bist Du also nun vollends von der Politik an Deine Chirurgie verwiesen? Von diesen Kämpfen um ein einiges Deutschland gehst Du zum Verband einer Mädchenschulter über? Ach wie bald werden diese kleinen Wunden mit zarten Närbchen geheilt sein, und Du selbst — — was bleibt Dir alsdann? — —“

„Die Politik, ein Herz zu rühren,
Der sanfte Lieberobrungskrieg.“

Diese Verse eines Rückert'schen Gedichtes, das

er diesen Morgen bei seinem Freunde Dahlen gelesen hatte, flüsterten wie neckisch in seinem Innern. Er blieb betroffen wie von einem Lichtstrahl geblendet stehen. Sein Herz klopfte wie eines erschrockenen Mädchens. Dann sah er sich verlegen nach den Vorübergehenden um, und eilte lachend weiter. Doch trat er diesmal nicht mit der gewohnten Unbefangenheit in das Krankenzimmer, wo er Elisabeth neben der Mutter auf dem Sopha fand. Beide waren noch von dem Läuten und Schießen gerührt, von den Klängen, die sich in der kleinen Entfernung noch feierlicher, als im Gewühle der Stadt ausgenommen hatten.

Lehfeldt erzählte vom Auszuge des Parlaments, — etwas überspannt, weil er seine ungestümen Empfindungen durch die Lebhaftigkeit seines Vortrages zu überbieten suchte.

Frau Sabine, die ihm mit wohlgefälligen Blicken zuhörte, versetzte, als er schwieg:

„Sie sind so bewegt, lieber Doctor: Sie wollen uns doch nicht etwa — Lebewohl sagen?"

Elisabeth, um ihre Rührung zu verbergen, hatte sich inzwischen auf einem Stuhle am Fenster, im Abglanze des Abendhimmels, niedergelassen und das leichte Tuch auf der Schulter gelüpft.

„Lebewohl?" erwiederte Lehfeldt, indem er zu seiner Patientin trat. „Meinen Sie, weil das Parlament geschlossen ist? Dort war ich ja nicht mit thätig, und habe hier noch meine wirkliche Aufgabe zu lösen. Die Politik — —."

Er schwieg einige Augenblicke, weil ihm die Herzenspolitik wieder einfiel. Dann fuhr er, nachdem er den Verband abgenommen, fort:

„Die Wunden schließen sich zwar auch, und sind in der schönsten Heilung begriffen, so daß leider! — Ich sage leider!" lächelte er nach der Mutter hin, „und muß sagen: Gottlob! der Doctor auch hier bald entbehrlich sein wird. Ich sage Gottlob in Ihrem Sinne, Fräulein. Doch hoffe ich als Freund noch eine Weile Ihnen nahe zu bleiben. Ich meine als Freund des Herrn von Dahlen, der mich noch eine Weile auf seinem Gute festhalten will. Eben läßt er meine Sachen aus dem Gasthof dahin bringen. Der Frühling verspricht so viel, ich habe so viel liebenswürdige Menschen hier gefunden, das Leben in dieser schönen Stadt ist so reich, so schwungvoll: soll ich mich da nicht halten lassen?"

Er richtete diese Frage an Elisabeth: doch — „Das ist ja prächtig!" antwortete die Mutter mit freundlichen Blicken. „Ich hoffe, lieber Freund, — so lassen Sie auch mich sagen! — Sie zählen uns — wenn auch nicht zu den liebenswürdigen Menschen hier, doch zu denen, die Sie lieb haben und Ihnen den herzlichsten Dank schuldig sind." —

Im Stillen war es der reizbaren Frau grade nicht angenehm, daß Lehfeldt zu Dahlen zog. Sie trug dem Nachbar noch Manches von ihrem alten Verdruß nach. Um so mehr suchte sie von nun an ihr bisher etwas kaltes Benehmen gegen das junge Ehepaar zu verbessern. Sie konnte Beide nun doch bei den Einladungen ihres Gastes und den Lustpartien, die sie nach der Herstellung der Tochter unternahm, nicht übergehen, und bemühte sich, um Lehfeldt's willen, bei seinen Wirthen in guter Meinung und Nachrede zu stehen.

Bei solcher Beflissenheit um Dahlen und seine Frau, bei dieser jugendlichen Zuthulichkeit der Mutter gegen Lehfeldt, fiel es der leidvollen Elisabeth kaum mehr auf, daß zu den Abenden oder Mittagen, die bei ihrer Mutter gegeben — und zu den Besuchen, die auf dem nachbarlichen Gute gemacht wurden, nie der alte Hausfreund, der Maler Ilgen, eingeladen war. Einigemal, wo er aus eigenem Antrieb kam, fand er sich abgewiesen, und ließ es sich, wie es schien, zum Winke dienen, gänzlich wegzubleiben. Das frühere Künstlerkränzchen hatte schon seit den Märzbewegungen aufgehört. — —

Eines schönen Aprilabends, gegen Ende des Monats, hatte Frau Martens mit ihrer Tochter Besuch bei Dahlen gemacht, und kehrte, von ihnen begleitet, zurück. Lehfeldt zwischen Fritze und Elisabeth wandelte voraus, Dahlen begleitete Frau Sabine. Es waren dem Docter Vorschläge gemacht worden, sich in Frankfurt niederzulassen, wo man ihm eine gute Praxis in Aussicht stellte. Dahlen erklärte aber, daß sein Freund sich nicht dazu entschließen könne, sondern nach Basel zurückkehren wolle.

„Das gefällt mir von ihm!" rief Frau Sabine, — „es entspricht seinem Charakter, so leid es mir auch thut, daß wir ihn verlieren sollen. Ich habe noch kaum einen Mann kennen gelernt, zu dem man so rasch ein gutes Vertrauen faßt, wie diesen Lehfeldt. Ich hatte freilich schon auf Ihre Erzählung von seiner Begegnung mit Ihnen auf dem Rigi, die beste Meinung voraus, und er lag mir seitdem immer im Sinn — der Rigi, meine ich. Wir dachten auch im vorigen Sommer eine Fahrt dahin zu machen, wurden aber in Baden-Baden festgehalten, bis es zu spät war. Ich habe von jeher eine Vorliebe für die Schweiz gehabt, und hege längst einen gar lieben Gedanken. Meine Söhne hatten — ich sage Ihnen das im engsten Vertrauen — hatten die Absicht, ihre Schwester, meine Betty, mit einem verdienten Geschäftsmanne verbunden zu sehen. Käme die Sache noch zu Stande, so würde ich mein Gartenhaus dem jungen Paare gern überlassen, um einen Sommer in der Schweiz zu verleben." —

Sie waren am Gartenhause angekommen und mußten sich trennen. Am Rückwege nach dem Gute fiel Dahlen's nachdenkliches Schweigen auf, und seine Frau, an Lehfeldt's Arme, fragte ängstlich, was er habe, ob er unwohl sei?

Diese Besorgniß und sein eigenes Herz drängten ihn, sich auszusprechen. — „Es ist Nichts der Art, lieb' Fritzchen," sagte er, „aber es geht Dich wie mich an. Unser schönster, heimlichster Traum wird uns bedroht. Soll ich aber reden, so muß ich unsern Freund erst in ein Gardinengeheimniß einweihen. Wir haben Ihnen nämlich, lieber Lehfeldt, eine Frau zugedacht. Aus dem schönen und reichen Frankfurt muß man Etwas mit nach Hause bringen, und vom Vorparlament dürfen Sie nicht leer ausgehen, nicht ohne ein liebes — „Souvenir." Ueberdies wollte meine Fritze bemerkt haben, daß Sie auch schon eines im Auge hätten. Sie haben sich in den letzten Tagen über Elisabeth mit einer Einsicht und Wärme ausgesprochen, die uns an Ihrem Herzensblick und Herzenswunsche keinen Zweifel ließen. Wie hat uns diese Entdeckung gefreut, bester Lehfeldt! Aber wir wollten Ihre Einigkeit mit sich selbst, und Ihre Mittheilung gegen uns abwarten. Da entdeckt mir nun die Mutter einen Plan ihrer Söhne, die Schwester an einen Geschäftsmann zu verheirathen. Wir kennen ihn auch: es ist der Buchhalter des Geschäftes, Oelrichs; man hat schon früher einmal von diesem Vorhaben gemunkelt, und es scheint nun auf's Neue betrieben zu werden."

„Sie sind betroffen, lieber Lehfeldt," fiel die junge Frau ein. „Beruhigen Sie sich! Elisabeth war früher gegen diese Heirath, und wird sich jetzt nicht mit einem Ja übereilen. Wird aber, wie es scheint, die Sache jetzt wieder betrieben: so müssen wir unsern Vortheil davon ziehen. Sie müssen desto rascher einig mit sich werden, sich gegen Elisabeth erklären, und ihr aus der Bedrängniß der Brüder helfen."

„Sie gute, liebe Frau!" lächelte Lehfeldt. „Bin ich denn aber auch der rechte Helfer, und ist denn *mein* guter Wille auch der *entscheidende* Wille?"

„Doctor, Doctor!" rief Fritze nicht ohne Erröthen, — „es sollte mich Wunder nehmen, wenn Sie über die kranke Schulter nicht in's Herz geschlüpft wären!"

Doch erschrocken vor ihren Worten, warf sich die schöne junge Frau kichernd an ihres Mannes Brust.

Die Freunde lachten, und Fritze, immer noch die alte Uebereilte, fuhr in ihrer lebhaften Weise heraus:

„Ich bitte mir aus, daß Ihr nicht denkt, das wäre ein Muthwille von mir. Nein, lieber Doctor, ich beziehe mich auf das, was Sie selbst von Elisabeth's zarter Empfindungsweise beobachtet haben, und sage Ihnen nur so viel: Gehen Sie zu ihr, wenn sie allein zu Hause ist, sprechen Sie von Ihrer nahen Abreise, und den Eindruck, den es auf Elisabeth macht, lassen Sie sich zum Wegweiser dienen!"

„Wenn nur die Mutter nicht wäre!" versetzte halblaut und mit bedeutendem Ausdrucke der Doctor.

„Ich glaube nicht," fiel Dahlen ein, „daß Ihnen Frau Martens abgeneigt ist."

„Meinen Sie?" versetzte Lehfeldt mit einem zweifelhaften Lächeln und Kopfschütteln. „Aber, — lassen wir das! Sagen Sie mir lieber, beste Frau, wann träfe ich denn wohl Elisabethen allein zu Hause?"

„Just morgen, Doctor!" flüsterte sie. „Bei ihrem Bruder Anton ist wegen des Geburtstages seiner Frau großer Mittag, und Frau Martens geht allein hin, weil sich Elisabeth noch zu keinem Putze verstehen will. Also nach vier Uhr, lieber Doctor. Sehen Sie, auch diese Gelegenheit ist günstig! Alles kommt Ihnen entgegen, aber Alles — *drängt* auch."

XI.

Lehfeldt war kein schwärmerischer Jüngling mehr: doch stören wohl die prüfenden Gedanken der Seele nicht weniger, als lockende Phantasiebilder, den Schlaf einer Frühlingsnacht. Nur daß jene einen auf Alles gefaßten Entschluß — diese leicht nur gaukelnde Täuschungen dem entscheidenden Tag entgegen bringen.

Diesen Tag verlebte der Doctor, seines Vorhabens schweigsam, in herzlichem Verkehr mit dem befreundeten jungen Paare. Erst als er gegen Abend seinen ernsten Besuch bei Elisabeth antrat, sagte er:

„Meine Sachen stehen oben gepackt: wenn ich ohne Elisabeth komme, so reise ich mit dem Abendzuge noch gen Heidelberg, und Ihr Lieben bringt dann morgen der Dame Martens mein Lebewohl." — —

Die Dienerschaft im Gartenhause dieser Dame war gewohnt, ihn als Arzt ohne Anmeldung gewähren zu lassen. Er nahm die hintere Treppe zu Elisabeth's Zimmern. Schon auf den obern Stufen hörte er Accorde auf einer Harfe. Er wußte durch Dahlen, daß Elisabeth dies Instrument spielte und liebte; ihres leidenden Armes halber konnte aber noch nie die Rede davon sein, sie zu einer Probe aufzufordern. Vielleicht war es eben ihr erster Versuch.

Der Thür gegenüber blieb er stehen.

Schon die Aufeinanderfolge der prüfend gegriffenen Accorde hatte ihn bewegt; jetzt aber, beim Vorspiel zu einem Liede, fühlte er sich wunderbar ergriffen, noch mehr, als eine nicht eben starke, aber eigenthümliche, seelenvolle Stimme mit den Worten einfiel:

„Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht;
Ich möchte Dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht!"

Lehfeldt wendete sich leise wieder dem Gang nach der Treppe zu. Er konnte sich nicht entschließen anzuklopfen, einzutreten. Scheute er sich die Sängerin jetzt in ihrer Stimmung zu stören? Oder schämte er sich der Thränen, die ihm ungewohnterweise in's Auge traten? Oder schreckten ihn die Worte des Liedes als seinem Herzensanliegen von trostloser Vorbedeutung: „Heiß' mich nicht reden?" — —

Die Liebe glaubt an Zeichen, wie an Wunder; denn das Wesen der Liebe ist so unbegreiflich wie allmächtig, und nur der Nichtliebende nennt es Aberglauben.

Erst unten im Hofe, mit einem Blick in's junge Grün des Gartens, besann sich Lehfeldt wieder, und blieb unschlüssig stehen. Eine Dienerin, die von dort her kam, rief überlaut: „Sie wollen zum Fräulein, Herr Doctor? Gehn Sie nur hinauf, Fräulein Martens sind zu Hause!"

Gleich war die Harfe verstummt, und aus dem offnen Fenster rief Elisabeth:

„Ach, Herr Lehfeldt? Kommen Sie doch herauf!"

Er eilte hinauf und mußte oben einen Augenblick stehen bleiben, den Athem abzuwarten, den er überholt hatte.

„Ich war schon an Ihrer Thür gewesen, als Sie mir riefen, sagte er mit etwas befangenem Lächeln; aber Ihre Harfe und Ihre Stimme klangen so — — aus einer Andacht des Herzens heraus, daß ich mit meiner Erscheinung fürchtete —. Die Harfe ist ja ohnehin auch Ihr Geheimniß?"

„Mein Geheimniß?" wiederholte sie, und sah ihn groß und lächelnd an. „Sie haben sie doch gewiß schon stehen sehen?"

„Nicht was man sieht ist das Geheimniß, sondern was darin lebt und webt," erwiederte er.

Sie erröthete und schlug die Augen nieder. Die Bemerkung war für sie doppelsinnig. Sie wußte nicht, ob er bloß die Harfe meine oder ob sie selbst damit gemeint sei. Lehfeldt sprach weiter:

„Das Herz hat seine Geheimnisse, Elisabeth, und wenn es, im Vertrauen auf seine selige Einsamkeit, die Saiten der Harfe zur Sprache nimmt, so ist das nicht für Jedermann. Doch diese Selbstbescheidung war es nicht allein, was mich zurück hielt, theuerste Elisabeth. Nein, ich kam nicht zufällig, und darum erschien mir Ihr Lied bedeutsam, bezüglich. O! auch ein Arzt kann abergläubig sein, sehen Sie! Ich kam nämlich, Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Ach Gott — Sie wollten schon —?"

Ihr bebender Mund verstummte.

„Lebewohl zu sagen," fuhr er fort, „und da fielen mir die Worte Ihres Liedes schwer auf's Herz. Denn ich hatte noch eine Frage an Sie, Elisabeth, und Sie sangen: „Heiß' mich nicht reden!" Und ich wollte doch Antwort haben. „Heiß' mich schweigen!" sangen Sie!"

Sie stand niederblickend, blaß und bebend, und suchte die zitternden Finger mit einem Band ihrer kleinen Hausschürze zu beschäftigen. Lehfeldt schwieg ein paar Augenblicke, dann fuhr er fort:

„Ich will denn lieber nicht fragen, sondern Ihnen ganz einfach sagen, — kurz, einfach, — aber wahr, innig, ewig: Ich liebe Sie, Elisabeth!"

Ein Ton frohen Aufathmens bebte von ihren Lippen. Sie hob ihr feucht glänzendes Auge groß und gläubig zu ihm auf. Er reichte seine beiden flachen Hände hin, sie schlug die ihrigen hinein, und mit den geflüsterten Worten: „Ich wußte es, Lehfeldt!" sank sie an seine Brust.

„Wußten es? Oh!" rief er bänglich. — „Und ist das Lied die Antwort?"

„Ja, Lehfeldt," rief sie „ja!"

„Oh!" seufzte er, und ließ Elisabeth los aus seinen Armen.

Sie faltete die Hände, vor ihre Brust gedrückt, und mit allem Ausdruck ihrer Seele in Blick und Ton sagte sie halb singend in der Melodie des Liedes: „Ich möchte Dir mein ganzes Inn're zeigen!"

„O meine Elisabeth!" rief er.

„Mein Lehfeldt! Leopold!"

— — — — — — — — — — —

„Und willst nun doch fort?" fragte Elisabeth nach der Stille ihres besiegelten Bundes.

„Nein, mein Herz!" rief er fröhlich. „Meine Sachen will ich wieder auspacken. — Ich komme mit Elisabeth zurück, so hab' ich drüben hinterlassen, oder ich reise mit dem Abendzuge gen Heidelberg."

„Ja, nun kommst Du mit Elisabeth, und Elisabeth kommt mit Dir. — — Aber, — wie wundersam! Ich konnte eben nicht Ich sagen, Leopold! Ich mußte meinen Namen nennen: Elisabeth kommt mit Dir! Grade wie's die Kinder machen. Nicht wahr ich bin nun auch kein Ich mehr, ich bin Du?"

„Ja wohl, Elisabeth! Du bist jetzt der Doctor und ich bin der Patient!"

Beide lachten wie die Kinder. Dann aber sagte Elisabeth sehr ernst:

„Doch laß uns denn gleich hinüber zu den Freunden gehen, ehe die Mutter zurückkehrt.“

Sie nahm Hut und Shawl, Lehfeldt half ihr. — Auf dem Gange hinab wehrte sie ihm aber, sie zu führen. Flüsternd und mit warnendem Finger sagte sie: „Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht!“ — —

Unterwegs nach dem Gute besprachen Beide das wunderbare Ahnen der Liebe, durch welches der Arzt Elisabethen in ihrem Leiden — sie ihn unter seinem Handeln erkannt und liebgewonnen. Ihm waren ihre zartesten Empfindungen, ihr seine echte Gesinnung kein Geheimniß geblieben, Beide hatten nun erfahren, daß auch das alltäglichste, untergeordnetste Thun und Lassen von der Liebe in Besitz genommen werden und eine Weihe für's Leben erhalten könne. — —

Von den Freunden auf dem Gute wurden sie auf einem Hügel des Gartens mit Fernblick erwartet. Ihr gemeinsames Herankommen war denselben eine Verkündung ihres Herzensbundes. Und mit welch inniger Umarmung wurden die Angekommenen empfangen! — — —

Das Nächste blieb nun die Bewerbung Lehfeldt's bei der Mutter. Er und Elisabeth waren auf Widerspruch gefaßt, und heimlich vielleicht auch über die Stimmung einverstanden, in welcher Frau Martens von Lehfeldt's Bewerbung überrascht würde. Elisabeth aber schwieg darüber in Beschämung um die Mutter, Lehfeldt aus zartester Schonung der Geliebten und in Verlegenheit um sich selbst.

Fritz Dahlen und seine Fritze hatten keine Ahnung davon, und brachten es durch ihre Zuversicht auf eine freudige Aufnahme Lehfeldt's bei der Mutter und durch ihren ermunternden Zuspruch zu einer peinigenden Verlegenheit für das schweigsame Paar.

Erst auf dem Rückwege, als Lehfeldt vor dem Gartenhause von Elisabeth schied, drückte sie ihm die Hand mit den ernsten Worten:

„Ich werde mit der Mutter reden — mit allem Muthe des Herzens; ich werde ihr auch die — Respectstage zur Anerkennung unseres Bundes gönnen. Vielleicht findet sie sich von selbst über ihren Irrthum zurecht. Es sollte mir Leid thun, wenn ich anders, als mit der Pietät der Tochter reden und handeln müßte. Ich schreibe Dir gleich morgen früh. Mache Dir aber keinen Kummer um meinen Kampf! Du bist ja ein Mann, Leopold, und ich — bin Du!“

XII.

Frau Martens war inzwischen nach Hause gekommen und hatte von dem Mädchen vernommen, daß Doctor Lehfeldt da gewesen und mit dem Fräulein nach Bockenheim gewandelt sei.

Röschen war ein schlaues Zöschen; die niedliche Kleine hatte sich gewöhnt, hinter den umständlichen Fragen der Herrin beim Aus- und Umkleiden versteckte Absichten zu vermuthen, und berichtete daher gern mit unschuldiger Miene sehr genau und wie sie glaubte, daß es der Frau gefallen könnte. So legte sie heute einen besondern Nachdruck auf die Verlegenheit, wie der Herr Doctor gekommen, lang im Hofe gestanden, und wie zerstreut und unruhig er auch wieder fort gegangen sei. — „Wahrscheinlich war's ihm nicht recht, daß er Frau Martens nicht zu Hause fand,“ setzte sie hinzu, und verbiß ein Lächeln.

Hierauf bezog sich wahrscheinlich die Frage der Mutter, als Elisabeth sie begrüßt hatte: „Lehfeldt hat uns besuchen wollen? Hat er vielleicht ein Anliegen an mich gehabt?“

„Er hat Nichts davon gesagt, liebe Mutter,“ antwortete Elisabeth zögernd und in Ueberlegung, wie sie ihre Sache rasch anknüpfen könnte. In ihrer Besorgniß wollte sie nicht lange hinterm Berge halten.

„Es wäre möglich,“ sagte Frau Sabine, „daß er in Geldverlegenheit —. Wir sind eben noch in seiner Schuld, und ich muß darauf denken, mich recht dankbar zu zeigen.“

„Ja, beste Mutter,“ fiel Elisabeth etwas bebend ein, „das kannst Du jetzt am besten. Lehfeldt hat einen innigen Wunsch.“ —

„Hat er? Woher weißt Du denn, — wenn er doch Nichts gesagt hat?“

„Ich meinte, von einem Anliegen an Dich hat er Nichts gesagt. Und doch, — es ist wahr! — Sein eigentliches Anliegen ist doch an Dich. Er will Dich — um meine Hand bitten.“

Die Mutter fuhr betroffen zurück. — „Um Deine Hand?“ fragte sie heftig, „um Deine?“

„Nun ja!“ antwortete Elisabeth. „Er kam — und hat mir seine Liebe gestanden, — ich durfte ihm die meinige bekennen. Wir sind einig, und er will morgen zu Dir kommen, und — ich wollte Dich gern darauf vorbereiten, und — nicht wahr, es überrascht Dich auch?“

Die Mutter war rasch aufgestanden. Sie schien ganz verstört und es der Tochter zu verbergen bemüht. Sie trat vor den Spiegel und machte sich an ihren Bändern und Spitzen zu thun, wischte mit dem gestickten Schnupftuche den feinen Staub von der Stirn, und bediente sich des Riechfläschchens auf dem Spiegelpfeiler. Endlich sagte sie mit einer Ruhe, die doch im Tone sehr unsicher war:

„Dort, siehst Du, liegt ein Brief meiner Schwester in Crefeld, vorhin angekommen. In acht Tagen soll die Trauung ihrer Pauline stattfinden, und sie erwartet uns nach früherer Zusage. Ich denke, liebe Betty, es

wird unter den Umständen gut sein, wir reisen gleich morgen, und lassen den — guten Lehfeldt zur Besinnung kommen. Ich schicke ihm morgen früh zwanzig Louisdor mit ein paar freundlichen Zeilen des Dankes, und er wird dann wissen, woran er ist."

Die Bemühung, mit der die Mutter nach Fassung rang, kam der Tochter gewissermaßen zu gut. Sie versetzte mit treffendem Nachdrucke:

„Wenn Lehfeldt's Bewerbung Deine nächste Angelegenheit wäre, Mutter, so würde es mich freuen, daß Du Dich über den unvermutheten Verdruß so leicht hinauszusetzen weißt. Ueber eine Lebensfrage Deiner Tochter wirst Du aber doch mit einem Brief aus Crefeld und einem schnell gepackten Koffer so leicht nicht hinauskommen. Du wirst es der Mühe werth halten müssen, mir Deine Meinung zu sagen, und wenn Dein Ausweichen soviel als Nein bedeuten soll, so wirst Du eine mündige Tochter Deiner Gründe für würdig halten. Du hast Dich früher um meine Verheirathung gegen meine Neigung so sehr bemüht: Deine jetzige Abneigung kann daher nur dem Manne gelten, der sich um mich bewirbt, und — den ich liebe. Du hast ja aber Lehfeldten um seiner ausgezeichneten Persönlichkeit willen so begünstigt. Und wenn Dich sein mannhaftes Aussehen und sein Benehmen auf's Lebhafteste ansprach, so gabst Du mir dazu auch noch seine vorzüglichen innern Gaben zu. Ich konnte, grade um Deiner Schätzung willen, stolz darauf sein, daß er sich mir zuneigte. Dein beeifertes Benehmen gegen ihn läßt ihn gewiß auch keine abschlägige Antwort auf seine Bewerbung erwarten, am wenigsten eine in baarem Gelde."

„Du legst einen sehr unverständigen Nachdruck auf mein freundliches Betragen gegen diesen uns fremden Menschen, mein Kind," erwiederte etwas aufgeregt die Mutter. „Meinst Du denn, ich hätte seine Absichten auf Dich nicht lange durchblickt, ich hätte mir Illusionen über sein lächelndes Hin- und Herblicken zwischen Dir und mir gemacht? Dann kennst Du Deine Mutter nicht, Betty.

Elisabeth, mit kaum verhaltenem Unwillen, antwortete:

„O ja, Mutter! Ich müßte nicht über zwanzig Jahre mit Dir gelebt haben, wenn ich nicht wissen sollte, daß Du wirklich eine rechte Diplomatin bist, und die Sprache für das Mittel ansiehst, die Gedanken des Herzens zu verschweigen"

„Betty!" rief zürnend Frau Sabine. „Nur schicklich gesprochen — bitt' ich mir aus. Ich stehe noch als Deine Mutter vor Dir. Da Du Dich aber auf Deine Mündigkeit berufst, so will ich Dir auch meine Gründe, die Gründe meines Herzens, nicht verschweigen. Lehfeldt ist allerdings ein ausgezeichneter Mann, und ich könnte mir eine Frau denken, die, ganz selbständig an ihrem Platz im Leben, sich erlauben dürfte, ihm bloß um seiner Persönlichkeit willen ihre Hand zu geben. Das kann aber die Tochter von Robert Anton Martens nicht, die auch auf die Herkunft und Stellung eines Bewerbers und vor allem auf die Ehrbarkeit seiner Absichten zu sehen hat. Grade die einnehmende Persönlichkeit des Mannes hat Dich verblendet, und Du fühlst Dich durch Deine frühere Täuschung geschmeichelt, daher muß hier Deine schärfer blickende Mutter eintreten. Doch wäre ich vielleicht noch nachgebender gewesen, hätte mich nicht heute nach Tische Thekla über Lehfeldt aufgeklärt. Du wirst Dich erinnern, wie er am Abende der Illumination, während ich fort war, mit Thekla an Deinem Bette gesessen. Damals, wahrscheinlich in seinen Absichten noch nicht einig mit sich, hat er selbst von sich erzählt, daß er zu Hause noch keine Kranken gehabt, und ausgewandert sei, um in der Fremde Patienten zu suchen, daß er dort in einem elenden Gartenhäuschen eine unglückliche Mutter zurückgelassen habe, und daß er von keinem Vater anerkannt worden sei. Er hat sogar die Unverschämtheit gehabt, in Deinem Beisein, unserer Thekla die Hand dafür zu küssen, daß sie ihm eine reiche Frau verschaffen wolle, die er mit in die Schweiz nehmen könnte. Und einem solchen Manne soll ich nun meine Tochter geben? Nimmermehr! Im Gegentheil, ich werde mit Robert reden, daß der Glücksritter zeitig von hier ausgewiesen werde."

Elisabeth, auf's Innerste empört, war aufgestanden. Sie wollte reden, aber indem sie sich zu mäßigen suchte, fand sie plötzlich die Fassung, mehr mit Wärme als mit Unwillen zu antworten:

„Da hast Du wieder einmal ein Pröbchen von der unglückseligen Phantasie unserer — Thekla. Daß Du bei ihren Mittheilungen nicht an die verkehrten Geschichten gedacht hast, die Dir selbst ihre verwünschte poetische Erfindung gespielt hat, wundert mich sehr. Vielleicht hat sie gar nur Dich mit Deiner Gunst für Lehfeldt necken wollen. — Ich kann Dir mit wenigen Worten den Entwurf ihrer Ausschmückung darlegen. Auf ihre zudringlichen Fragen erzählte Lehfeldt, daß er seinen frühverstorbenen Vater nie gekannt, und sich eben in einem artigen Hause mit Garten eingerichtet gehabt habe, um sich als Arzt bekannt zu machen, als ihn die Märzbewegung nach Frankfurt gelockt habe, wo er dann durch wundersame Fügung seine erste Patientin just in der Fremde gefunden habe. Hierauf hat ihm Thekla selbst als Strafe für

seinen Freiheitsschwindel eine Frau gewünscht, die er als Fessel mit nach der Schweiz zurücknehmen müsse. Dafür hat ihr dann Lehfeldt, halb aus Artigkeit, halb aus Spott, die Hand geküßt. — Mehr brauche ich Dir nicht zu sagen, und wahrlich, ich bin auch wenig aufgelegt dazu!"

Sie sah ihre Mutter erwartend an, und als dieselbe schwieg, fuhr sie fort:

„Genug denn, Mutter, für diesen Abend! Ich lasse Dir Zeit, mir morgen früh Dein letztes Wort zu sagen. Ich mache Dir vielleicht eine schlaflose Nacht: ich konnte aber nicht anders und weiß auch aus Erfahrung, daß man grade in solcher Nacht am ehesten klar über sich selber wird. Nur muß man der innern Stimme nachgeben, und sich nicht über sein Herz und seine Erwartungen künstlich selbst täuschen, wie ich es gethan, als ich am andern Morgen Herrn von Dahlen mit einer Bewerbung erwartete. Dir, liebe Mutter, wird es nicht geschehen. Und so sage ich Dir gut' Nacht, liebe Mutter. Laß mich Dich umarmen, wie in früheren guten Tagen, da wir uns noch besser verstanden, als jetzt."

Sie umarmte und küßte die Mutter; dann rief sie feierlich:

„Ich werde zum Himmel beten, daß er Dir und mir beistehe im Zweifel und Kampf unseres Herzens. O beim ewigen Himmel, — laß uns ja das heilige Verhältniß von Mutter und Tochter nicht brechen!"

— — — — — — — —

Elisabeth kam nicht sobald zur Beruhigung ihres Innern, um einzuschlafen. Sie erwachte daher auch später als gewöhnlich. Sie eilte, in die Kleider zu kommen, und war kaum fertig, als sie zum Frühstück gerufen wurde.

Die Mutter saß schon im Reiseüberrock beim Kaffee, den sie sonst von der Hand der Tochter zu empfangen pflegte. Elisabeth empfand auch diese Eile als einen Zwang, der ihr angethan werde, und so nahm ihre Entschlossenheit rasch den Panzer des Trotzes an. — „Verzeihung," sagte sie, „daß ich es verschlafen habe! Ich bin zu spät eingeschlummert."

„Es ist nicht Das, liebe Betty," erwiederte mit angenommener Unbefangenheit Frau Martens, „sondern die vorhabende Reise. — Ich selbst habe gar nicht geschlafen, und so war mir der frühe Tag zum Packen angenehm. Setze Dich, der Kaffee ist nicht mehr sehr heiß."

„Du willst also wirklich reisen?"

„Ich denke, es ist doch das Beste, Betty, daß wir reisen und Zeit gewinnen für eine so wichtige Angelegenheit, als —"

Sie schlürfte das Uebrige mit einem Schluck aus der Tasse hinab, und Elisabeth fiel ein:

„Diese wichtige Angelegenheit liegt für mich abgeschlossen da. Zum Ueberlegen habe ich keine Zeit mehr nöthig, und verliere sie bloß zum Handeln. Du wirst mir also erlauben, nicht mitzureisen."

„Im Gegentheil, mein Kind!" erklärte die Mutter. „Eine mädchenhafte Uebereilung braucht doppelte Zeit, wenn sie wieder gut gemacht werden soll. Ich gebe zu, Betty, daß es in ihrer Art und Weise entstellt ist, was mir Thekla von diesem Lehfeldt erzählt hat. Leider phantasirt sie oft in's Merkwürdige hinein und am liebsten in Dissonanzen. Dennoch kannst auch Du Dich auf Deinem Weg in dem Manne geirrt haben: Du phantasirst freilich lieber in Accorden, die Deinem Mädchenherzen schmeicheln. Aber ich habe auch eine frühere Aeußerung Deiner Empfindsamkeit bedacht, und komme hier einem sehr merkwürdigen, aber höchst bedenklichen Irrthum grade Deines liebenswürdigen Herzens auf die Spur. Und Das hat mich eigentlich zu meiner schnellen Abreise bestimmt; denn solch' ein Irrthum hebt sich nur durch Zeit und Entfernung."

„Und — der wäre?" fragte Elisabeth gespannt.

Die Mutter antwortete nicht ohne Befangenheit:

„In der für ein Mädchen Deiner Gefühlsweise allerdings peinvollen Lage unter Lehfeldt's Behandlung hast Du die — ich möchte sagen, gar abergläubige Empfindung gehabt, einem solchen Manne wie durch eine mysteriöse Vertraulichkeit für immer anzugehören, in seinem Bann zu stehen; „Rapport" nennen es die Magnetiseure. Prüfe Dich aber einmal in der Entfernung von dem Zauberer, ob diese Prüderie, diese Zimperlichkeit Dich nicht zu sehr für ihn bestochen und Dich ihm in Deiner Zuneigung verrathen hat. Ein solcher Aberglaube, hinter welchem sich natürliche Regungen Deines Herzens —"

„Sprich nicht aus, Mutter!" rief, heftig aufstehend, Elisabeth. „O, wie bereue ich, Dir mein Leid, meine Zweifel bekannt zu haben, für die Du kein mütterliches Ohr, in Deinem verwandelten Herzen kein Mutterverständniß hattest. Und nun mißbrauchst Du noch mein heiliges Geheimniß zur Beschönigung Deiner eigenen — — O Gott, o Gott, laß mich nicht vergessen —!"

Sie wandelte händeringend im Zimmer.

„Habe doch den Muth, auszusprechen, was Du sagen wolltest, meine Tochter!" sprach mit ängstlicher Herausforderung die Mutter.

Eine kurze Stille trat ein, dann sagte mit bekümmerter Fassung Elisabeth:

„Laß uns hier eine Schwenkung machen, Mutter. Dieser Weg führt uns in die Wildniß unbeherrschten Herzens! — — Ich habe Lehfeldten für diesen Morgen eine Antwort zugesagt: soll ich ihm melden, Du behieltest

Dir bis zur Rückkehr von einer dringenden Reise Dein Jawort vor? Du siehst, ich komme Dir entgegen, so weit ich kann!"

„Nein, das sollst Du nicht!" antwortete sie hart. „Ich kann ihm kein Jawort in Aussicht stellen. Ich habe ihm diesen Brief da geschrieben, ein sehr anständiges Honorar eingeschlossen und ihm unsere Abreise — begreiflich gemacht. Warum willst Du ihm nicht auch eine Zeit der eigenen Prüfung gönnen, ob er sich nicht übereilt hat, ob seine Neigung für Dich so unbedingt ist, oder ob er sich nicht — unter Umständen — zu einer andern Partie entschließt. Er ist mir bis zuletzt doch noch — sehr zweideutig vorgekommen."

„Ist er, — ist er wirklich — Dir vorgekommen?" rief Betty mit Alles vergessendem Spotte des Unwillens. „Dann — will ich Dir einen Vorschlag thun, der Dich oder ihn rechtfertige?"

„Vorschläge darf man nicht zurückweisen!" lachte die innerlich sehr aufgeregte Frau mit angenommener Laune.

„Gut, reisen wir morgen!" fuhr Elisabeth, durch das Reden selbst ihre Heftigkeit steigernd, fort. „Oder, wenn die Entscheidung zu Deiner Zufriedenheit ausfällt, — ich dringe gar nicht auf's Reisen, ich kann alsdann auch bleiben. Lade dann Lehfeldt ein, — auf diesen Morgen. Er hat sich vielleicht nicht eingestanden, nicht eingesehen, daß er — Wahl hat, und seine Liebe zu mir ist ein Irrthum seines Herzens, wie Dir scheint."

„Möglich, Betty!" lachte Frau Sabine. „Du wirst die Männer nicht auskennen wollen, mein Kind!"

„Sag' nicht Kind, jetzt nicht!" rief Elisabeth außer sich. „In diesem Augenblicke stelle ich mich auf den Spruch der Bibel: Der Mensch verläßt Vater und Mutter und folgt seiner Liebe. Laß ihn kommen, den zweideutigen Mann, und er soll sich offen und ehrlich entscheiden, — ob er mich oder — Dich will, Mutter, Dich, Dich!"

Die Hände ringend, stürzte sie fort auf ihr Zimmer. Dort, vor dem Sopha, ihr Gesicht in die Kissen versteckend, sank sie wie erschöpft auf die Knie nieder.

So hatte die heimliche Spannung zwischen Mutter und Tochter ihren entladenden Blitz gefunden und löste sich auf beiden Seiten in Thränen auf. Denn die Leidenschaft der Mutter konnte nicht ohne tiefe Beschämung, die Selbstüberhebung der Tochter nicht ohne die leidvollste Reue zur Erkenntniß kommen. Elisabeth, in ihrem unbeherrschten Unwillen, hatte sich auf einen Spruch der Bibel berufen, und machte sich jetzt, da sie zur Ueberlegung kam, die lebhaftesten Vorwürfe. — Ja, seufzte sie, Vater und Mutter verläßt man, um dem Manne zu folgen: nicht aber mit Trotz, sondern mit ihrem Segen; der natürlichen und sittlichen Bestimmung des Lebens folgt man mit Hinterlassung Derer, die beides erfüllt haben; aber nicht los reißt man sich vom heiligen Boden der natürlichen und sittlichen Liebe, und hört auf, Tochter zu sein, ehe man noch Gattin wird.

Solche und ähnliche Gedanken, wahre und übertriebene Empfindungen bestürmten Elisabeth's Seele, und die kummervollsten Thränen erneuerten sich immer wieder. Sie vermochte nicht aufzustehen; vielmehr hätte sie sich vor sich selbst verbergen mögen. Ihr Herz forderte sie auf, zur Mutter zurückzukehren und sich ihr bereuend zu Füßen zu werfen: so oft sie sich aber aufrichten wollte, war es ihr, als läge sie von höherer, strafender Hand niedergeworfen, und sie müsse erst büßen, ehe sie Vergebung erwarten dürfe.

Anders verlief der Sturm im Herzen der Mutter. In ihrem beschämten Stolze lag doch ein Moment der Unruhe; sie mußte vor Allem wissen, woher dieser Argwohn der Tochter rühre, wie weit er verbreitet sei, und die Besorgniß um ihren Ruf, mehr noch als mütterliche Vergebung, trieb sie an, den ersten Schritt zu thun. Doch that sie ihn zögernd, widerstrebend, bis der Gedanke, Betty könnte über einem Brief an Lehfeldt sitzen, ihr die Befriedigung gab, als strafende Mutter aufzutreten.

So öffnete sie leise Betty's Zimmer. Wie sie aber die Tochter vom Sopha auf den Boden gestreckt erblickte, erschrak sie heftig: ein Unglück schien geschehen; sie vergaß ihres Unwillens, ihres Verdachtes, und eilte zu Hilfe. — „Elisabeth!" rief sie bekümmert, und der aus ihrem Mund ungewohnte Name erschütterte die Tochter. Sie wendete sich halb aufgerichtet der Mutter zu und umfaßte mit bebendem Mund und um Vergebung flehenden Thränen ihre Knie.

„Mußte es dahin kommen, mein Kind!" rief Sabine, und hob die Tochter auf das Sopha zu ihrer Seite. Lange ruhte Elisabeth still weinend im Arme der Mutter, in deren Brust die augenblicklich vergessene Besorgniß doch bald wieder erwachte. — „Du hast nicht wohl gethan, Betty," sagte sie, „Du hast Dich selbst um eine unwiederbringliche Hoffnung gebracht."

Elisabeth richtete einen großen, fragenden Blick zu ihr auf, und Frau Sabine fuhr fort:

„Der unverzeihliche Verdacht, den Du gegen Deine Mutter ausgesprochen, tritt nun meiner Zustimmung zu Eurer Verbindung entgegen. Ich hätte sie Dir ja nach gewonnener besserer Ueberzeugung nicht versagt. Nun aber — glaubt Lehfeldt Das von mir, was Du mir vorhin — ich will annehmen — übereilt, unbesonnen — zu Gehör gebracht hast: so

kann ich ihn nimmermehr zum Schwiegersohn annehmen. Oder, wenn Ihr's bloß ausgesonnen, verabredet habt, — meinst Du, ich ließe mir auf solche unkindliche Weise ein Jawort abtrotzen?"

„O beste Mutter," erwiederte Elisabeth lebhaft, „was ich auszusprechen gewagt, Irrthum oder Schuld von mir, war das tiefste Geheimniß meiner Brust. Nie ist darüber mit Lehfeldt ein Wort gewechselt worden, und Dahlen's haben keine Ahnung davon. Wir wollen Dir weder trotzen, noch brauchst Du mit Deiner Zustimmung für uns irgend Jemanden zu widerlegen; Du widerlegst nur Dein eigenes Herz. Sieh', beste Mutter, ich will durch meine Schuld gegen Dich das Recht einer Mündigen verwirkt haben: laß mich wieder Deine gehorsame Tochter sein, und Dich um Deine mütterliche Zustimmung kindlich und zu ewiger Dankbarkeit anflehen!"

Sie sank knieend vor der Mutter nieder und küßte ihre Hände.

Von dieser Hingebung gerührt und vielleicht eben so sehr durch die Beruhigung wegen ihrer Schwäche für Lehfeldt erheitert, erwiederte Frau Sabine:

„Gut! Wenn Du es so sehr für Dein Glück hältst —! Ich habe ja nichts Anderes gewollt, Elisabeth, weder als ich Dich für Dahlen zu gewinnen, noch als ich Dich von Lehfeldt abzubringen suchte, — nichts als Dein Glück. Wir dachten nur verschieden über den Einen und den Andern. Nun aber, — was bleibt mir denn übrig, da wir keinen Dritten finden werden, über den Mutter und Tochter einig wären? Indeß — vor Allem verlange ich Gehorsam! Wir reisen noch heut, wenigstens — da es so spät geworden — bis Mainz, und morgen mit einem frühen Schiffe bis Cöln und Crefeld."

„Nur Eines, beste Mutter! Du schickst kein Geld an Lehfeldt? Gold ist ein großer Vermittler in der Welt, — ein Allerwelts-Unterhändler: nur das Gebiet liebender Herzen darf er nicht betreten, da ist er ein Hochverräther. Nicht wahr, — nein, Du schickst nicht?"

Die Mutter lächelte. „Ich habe Dir Nichts zu versprechen," antwortete sie. „Du packst jetzt Deine Sachen, und bis ich Dich rufen lasse, hast Du Harfenzimmerarrest!"

Es lag in der Stimme und Stimmung der Frau Sabine etwas Beruhigendes für Elisabeth, so bänglich auch ihr Herz noch von der durchlebten Stunde nachbebte. Es sah eben in ihrem Gemüth aus, wie nach einem raschen und schweren Wetter in der Natur, da die hervorblickende Sonne auf dem noch nicht abgezogenen Gewölk einen Friedensbogen aufzieht, und ringsumher auf Blättern und Blüthen die Regentropfen perlen.

Mit wehmüthiger Hoffnung suchte sie ihre Sachen zusammen und breitete sie auf dem Sopha und den Stühlen aus. Ehe ihr aber noch der Koffer gebracht wurde, erschien die Mutter in der Thür und sagte kurz und eilig:

„Komm' erst einen Augenblick herüber, Betty!"

Ein störender Besuch war zu vermuthen, doch als Elisabeth das Empfangszimmer betrat, stand der willkommenste, stand Lehfeldt vor ihr. Sie ahnte die Absicht der Mutter, die zurückgeblieben war, und stürzte in seine Arme. —

So ist das Herz der Liebenden: es verwirft das Gold, und prunkt doch mit der kleinen Münze der Thränen, die es seine Liebe sich hat kosten lassen. Und so verstand Lehfeldt gleich die nassen Augen, die zu ihm aufblickten.

„Es ist ein wahrer Glücksdoctor," sagte die eintretende Mutter; „er ist immer in der Nähe, wo man ihn braucht. Ich schickte ihm — siehst Du, daß ich ihm doch geschickt habe! ich schickte ihm — unsern Caspar nach Bockenheim, aber der Doctor war schon unten in der Allee. Er weiß auch schon, daß wir reisen, Du weißt aber noch nicht, Elisabeth, daß er uns in fünf Tagen nach Crefeld folgt. Vergiß darum nicht, einen Verlobungsanzug mitzunehmen, Betty! Und nun gehen Sie mit ihr hinüber, Lehfeldt, und helfen Sie ihr packen: ich glaube, ihr rechter Arm ist noch ein wenig schwach. Dein Koffer ist drüben."

Lachend eilten die Glücklichen Arm in Arm nach Elisabeth's Zimmer. —

Aber ach! wie langsam ging's mit dem Packen! Und wie viel lieber waren ihnen die Unterbrechungen, die sie sich erlaubten!

Die Indianer Nordamerika's

Kitschi-Gami, oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer, von J. G. Kohl. 2 Bde. Bremen. C. Schünemann.

Die Indianer Nordamerika's, jene rasch seit dem Eindringen der europäischen Cultur dahinschwindende Menschenrace, deren Charaktereigenheiten, im Gegensatze zu den heißblütigen Urbewohnern von Afrika, in Ruhe, Sanftmuth und melancholischer Geduld sich kundgeben, sind bereits häufig der Gegenstand ethnographischer Untersuchungen gewesen und bieten in ihren Sitten, ihren religiösen und häuslichen Gebräuchen, so wie in ihren Sagen und Legenden noch immer ein reiches und fruchtbares Feld für die wissenschaftliche Forschung. Bekanntlich haben sich die Strenggläubigen alle Mühe gegeben, um

die Existenz der indianischen Völkerschaften in Amerika mit der biblischen Schöpfungsgeschichte des ersten Menschenpaares in Einklang zu bringen; man hat einestheils aus den Erzählungen der Eingeborenen über ihren Ursprung und anderntheils aus Bibelstellen nachzuweisen gesucht, daß die Indianer jüdischer oder mindestens europäischer Abkunft seien, ohne jedoch die ganz bestimmt ausgesprochene Selbständigkeit der Race des „rothen Mannes" bestreiten zu können. Einen sehr interessanten Beitrag zur Kenntniß des Lebens jener amerikanischen Indianer hat kürzlich der rühmlich bekannte Reisende J. G. Kohl gegeben, indem er in einer Reihe von Briefen, die er an Ort und Stelle entstehen läßt, seinen Aufenthalt bei den Odjibbewä-Indianern, einem an dem canadischen „Obern See" wohnenden Stamme, schildert.

Um die Gebräuche dieses merkwürdigen Volkes recht genau kennen zu lernen, ließ Kohl sich mitten unter ihnen nieder, baute sich in einer der Häusergruppen oder Dörfer seine eigene indianische Hütte und zündete sein eigenes Feuer an. Bei dem langsamen Fortgang des Baues, wobei ihm einige Weiber das Holz herzutrugen, kamen bereits manche Eigenthümlichkeiten zu Tage. Auch das Brennholz müssen die Weiber allein aus dem Walde schaffen und zerkleinen. Während sich dieselben bei dieser Arbeit abmühen, stehen einige junge Männer unter den Bäumen umher, sehen müßig den fleißigen Arbeiterinnen zu und plaudern eifrig mit denselben. Die Holzhackerstunde soll in dieser Weise die Hauptcourmachezeit für die verliebten jungen indianischen Bursche sein. Bei seinem Hausbau hatte Kohl auch Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten, wie die indianischen Mütter in der Mutterliebe und Eitelkeit für ihre kleinen Rothhäutchen ganz den europäischen Frauen ähneln. Die besten Decken und zierliche Amulette schmücken die kleinen Bettchen von dünnen Brettern, auf welche die Kinder festgebunden sind, damit die Mütter sie überall mit umherschleppen können. Diese hatten ihre Säuglinge während der Arbeit an die Bäume gelehnt und versäumten nicht, sie zuweilen zärtlich anzublicken, zu ihnen zu laufen, um sie zu herzen, ihnen die Händchen, Bänder oder Häubchen zurechtzuzupfen und, einen Augenblick in Bewunderung der Kleinen vertieft, sich neben ihnen im Grase niederzulassen.

Der einzige Zug von Wildheit und Grausamkeit, der sich bei diesen friedlichen Menschen findet, ist der Haß der verschiedenen Stämme unter einander, welcher darin seine Befriedigung findet, daß sie die Scalpe oder Kopfhäute der Feinde als Trophäen schätzen und damit prunken. In diesem leidenschaftlich feindseligen Gefühle geht oft jedes menschliche Empfinden unter, und Kohl erzählt ein Beispiel von einem jungen Mädchen, die ihren eigenen Geliebten, der einem fremden Stamme angehört, tödtet und scalpirt, weil ihr Bruder von einem Mitgliede jenes Stammes getödtet worden, und ihre alten Eltern nicht eher getröstet sind, bis eine Rachethat sie versöhnt. „Hast auch Du schon einen Feind erlegt?" wurde einmal ein junger Indianer gefragt. „Nein, noch nicht," erwiederte dieser halb lächelnd, halb seufzend, „ich bin noch nicht besser als ein Weib."

Eine weitere Eigenthümlichkeit ist das Tättowiren oder Bemalen des Gesichts, worin diese nordamerikanischen Indianer eine große Virtuosität zeigen. Kohl berichtet darüber folgendermaßen:

„Es ist für einen Europäer ein höchst komisches Schauspiel, so einen Wilden vor dem Spiegel zu beobachten. Die Eitelkeit und das Gefühl der Bewunderung seiner eigenen lieben Persönlichkeit steckt in ihm wenigstens eben so tief, wie in einer Pariser Cokette. Ja, er überbietet diese noch. Denn während die Pariserin die Facon ihres Hutes und die Farben ihrer Blumen doch nur ein- oder zweimal im Jahre mit der wandelnden Mode verändert, wechselt der Indianer mit den Farbenmustern in seinem Gesichte, denn sein Angesicht selbst ist eben der Hauptgegenstand seiner verzierenden Bemühungen, alle Tage.

Ich habe hier auf meiner Insel drei oder vier hübsche langgewachsene indianische Jünglinge beobachtet, und habe sie fast jeden Tag mit einer andern Farbenzeichnung im Gesicht erscheinen sehen. Sie gehörten zu einer aristokratischen Elite ihres Stammes und spielten offenbar die Dandys. Sehr gravitätisch und sehr ernst, mit ihren grünen und gelben Strichen auf der Nase, mit ihrer langen Pfeife im Arm und in ihre weiten Wollmäntel gewickelt, sah ich sie bald hier bald dort müßig umherschreiten. Sie waren immer unter sich und bildeten offenbar eine Clique.

Ich zeichnete mir jeden Tag, wenn ich Gelegenheit dazu fand, das Farbenmuster, das ihr Gesicht auswies, ab, und brachte am Ende eine Sammlung heraus, deren Mannigfaltigkeit mich selbst in Erstaunen setzte. Was ein Kaleidoskop in Gruppirung der kleinen gefärbten Blümchen und Glasstückchen leistet, ist fast schwach zu nennen gegen das, was die Imagination eines Indianers auf Stirn, Nase und Wangen zu Stande bringt.

Das Auffallendste bei ihrem Schminkverfahren war mir zweierlei. Zuerst, daß sie sich dabei zuweilen durchaus nicht an die naturgemäßen Abtheilungen ihres Gesichtes kehrten, und dann die außerordentliche Mischung des Zierlichen und Grotesken.

Mitunter allerdings sah ich es wohl, daß sie jene natürlichen Abtheilungen des Antlitzes, die durch Nase, Augen, Mund u. s. w. hervorgebracht werden, beobachtet und sich darnach gerichtet hatten. Die Augen waren mit gewissen gleichförmigen Farbenkreisen umzogen. Vom Munde strahlten harmonisch und gleichmäßig nach beiden Seiten gelbe oder schwarze Striche aus. Ueber die rechte wie über die linke Wange lief ein Halbzirkel von grünen Tüpfeln, dessen Mittelpunkt die beiden Ohren waren. Und so war denn auch wohl die ganze Stirn mit Linien bearbeitet, die mit den natürlichen Umrissen dieses Abschnittes in Harmonie und Parallelismus standen. Das sah dann noch immer, so zu sagen, ganz menschlich aus, weil dabei die Fundamentalzüge des Antlitzes unverändert blieben.

Aber in der Regel scheinen diese regulären Muster nicht ganz nach dem Geschmacke der Indianer zu sein. Sie lieben die Contraste, wie gewisse Pferdeliebhaber, die statt zweier gleichfarbiger Pferde es vorziehen, einen Schimmel neben einem Fuchs vorzuspannen. Sehr häufig theilen sie ihr Gesicht in zwei Hälften, und behandeln die eine Hälfte anders als die andere. Die eine legen sie dann wohl dunkel an, z. B. schwarz oder blau, die andere dagegen ganz hell, z. B. gelb oder grell roth oder weiß. Oder die eine wird wohl mit dicken, breiten Kreuz- und Querstrichen, die sie mit den fünf Fingern machen, durchkreuzt, während die andere mit äußerst feinen Verschlingungen und zart punktirten Linien mit Malerstift und Pinsel bearbeitet wird.

Die beiden Abtheilungen des Gesichtes kommen dabei auf zwei verschiedene Weisen heraus. Zuweilen ziehen sie die Theilungsstriche in der Richtung der Centralgesichtslinie, so daß dabei die rechte Wange und Seite in Finsterniß begraben liegt, während die linke wie ein von der Sonne beschienenes Blumenbeet blüht. Zuweilen aber machen sie den Theilungsstrich quer unter der Nase weg, so daß die Augen aus der Finsterniß der dunkeln Farbe hervorglotzen, während Kinn, Lippen und überhaupt Alles unter der Nase hell schimmert und strahlt. Es sieht aus, als hätten sie dabei die Phasen des Voll-, Halb- und Viertelmondes auf ihren Gesichtern darstellen wollen.

Doch ist auch in diesem Falle dann noch wohl wenigstens jede einzelne Gesichtshälfte für sich nach einem harmonisch angelegten Figurenplane bearbeitet. Mitunter aber werden sie nun ganz wild, fallen völlig in's Superlativgroteske, und ziehen blaue oder grüne, oder gelbe oder rothe Striche über's ganze Angesicht, schräg oder wagerecht oder senkrecht neben einander, indem dabei ihr malender Pinsel oder Finger so wenig wie das sausende Rapier eines deutschen Studenten danach fragt, ob der Strich über das Vorgebirge der Nase oder durch die Höhlungen der Augen passirt, oder ob er den Mund oder das Kinn schräg durchschneidet. Dies sieht dann besonders barbarisch aus, da das von der Natur so fein ausgearbeitete und so planvoll angelegte menschliche Antlitz dabei nicht anders als ein Kürbis behandelt ist.

Weil ich den Gedanken faßte, daß sie in diesen verschiedenen Ausschmückungen Etwas ausdrücken zu wollen die Absicht hätten und daß ihre oft sehr hieroglyphenartig ausschauenden Gesichtsmarken Dies und Jenes bedeuten möchten, so erkundigte ich mich danach, wo ich nur konnte. Allein man versicherte mich immer, es sei Alles Nichts als reine Geschmackssache. Es seien bloße Arabesken und Nichts mehr als dieselben phantastischen Broderien, welche ihre Weiber auf den Mocassins, Leibgürteln, Tabacksbeuteln &c. anbringen.

Nur eine gewisse Symbolik der Farben im Allgemeinen gab man mir zu. So z. B. bedeutet Roth meistens Freude und Festlichkeit, Schwarz gewöhnlich Trauer. Wenn sie einen sehr betrübten Todesfall haben, so nehmen sie beide Hände voll Kohlenstaub und reiben sich damit das ganze Gesicht ein. Ist der Verstorbene ein entfernter Verwandter, so erscheint wohl nur ein Gitterwerk von parallelen schwarzen Strichen auf dem Gesichte. Sie haben auch „Halbtrauer," und malen sich nach einiger Zeit, wenn der erste heftige Schmerz vorüber ist, bloß das halbe Gesicht schwarz.

Roth ist nicht bloß ihre Feier-, Freuden- und Festtagsfarbe, sondern überhaupt ihre Lieblingsfarbe. Meistens geben sie ihrem Angesicht eine hochfeuerrothe Grundfarbe, und auf dieser Grundfarbe werden dann die andern Farbenzeichnungen aufgesetzt. Schon Schiller hat in seiner Nadowessischen Todtenklage recht hübsch auf diese indianische Vorliebe für Roth angespielt:

> „Farben auch, den Leib zu malen,
> Steckt ihm in die Hand,
> Daß er röthlich möge strahlen
> In der Sel'gen Land."

Sie gebrauchen zu dieser Färbung sogenanntes Vermillon (Zinnoberroth), das, wie man mir sagte, aus China kommt und das die „Traders" ihnen zuführen. Uebrigens ist dies Roth keineswegs de rigeur. Recht oft haben sie sich das Gesicht zur Unterlage für die weitern Zeichnungen ganz quittengelb überstrichen. Dazu nehmen sie „Chrome yellow," das sie gleichfalls von ihren Traders beziehen.

Auch von Hellblau (Prussian blue) sind

sie große Freunde. Und diese Farbe wenden sie nicht nur auf ihrem Gesichte, sondern auch als Friedensfarbe bei ihren Friedenspfeifen und als Himmelsfarbe auf ihren Gräbern häufig an. Doch ist dabei ein höchst merkwürdiger Umstand der, daß, wie es scheint, fast alle Indianer nicht blau von grün unterscheiden können. Ich habe den Himmel, den sie auf ihren Gräbern als einen runden Bogen darzustellen pflegen, eben so oft grün als blau angestrichen gesehen. In der Sprache der Sioux heißt „toya" sowohl „grün färben" als „blau färben." Ein vielgereister Vater vom Jesuitenorden hat mir gesagt, daß auch noch bei mehreren andern Indianerstämmen des Westens dasselbe Wort für „grün" und „blau" gebraucht werde.

Man hat mir wohl manchmal erzählt, daß dieser Stamm die eine, jener Stamm die andere Farbe zu seiner Lieblingsfarbe erkoren habe, und ich will es glauben. Ich selbst habe aber eine solche Regel nicht erkennen können.

Im Ganzen scheinen alle Indianer insgesammt in ihre eigene ihnen angeborne rothe Hautfarbe verliebt und helfen dieser, wo die Natur sie ihnen nicht roth gemacht zu haben scheint, noch durch „Vermillon" nach.

Daß aber doch in ihrer ganzen Gesichtsmalerei ein gewisser nationaler Stil ist, davon machte ich einmal während eines Besuches bei den Sioux eine Erfahrung. Es war von einem armen Indianer die Rede, der toll oder närrisch geworden sei, und als ich einige seiner anwesenden Landsleute fragte, worin sich denn der Irrsinn des armen Burschen äußere, hieß es: „Ach, er staffirt sich so sonderbar mit Federn und Muscheln aus, und dann malt er sich das Gesicht so komisch an, daß es zum Todtlachen ist!" Dies sagten mir Leute, die selbst derart mit Federn, Muscheln, Grün, Vermillon, Preußischblau, Chromgelb nach der Art der Papageien überladen waren, daß mir bei ihrem Anblick schon eine Aufforderung zum „Risum teneatis" recht nöthig zu sein schien. Allein ich nahm daraus ab, daß, wie gesagt, doch etwas Conventionelles und Typisches in ihrem bunten Stil sein müßte, etwas Regelrechtes, gegen das man sündigen könnte.

Als ich nachher mehrere indianische Zeichenmuster copirt und auch oft ihre Malereien betrachtet hatte, und dann später einmal in einer amerikanischen Stadt bei Gelegenheit einer sogenannten State-Fair (Ausstellung der Natur- und Kunstproducte eines Staates) einen vorgeblichen Riesenindianer, der sich für Geld zeigte, betrachtete, da machte ich wieder dieselbe Erfahrung. Dieser Mensch hatte sich zwar wie ein Indianer das Gesicht bemalt, allein ich behauptete gleich, seine Zeichnungen seien falsch und keineswegs echt „à la Indienne." Ich hatte freilich nur einen allgemeinen Eindruck und konnte nicht genau nachweisen, in welchen Linienzügen das Unrichtige bestehe. Doch hatte ich ein sehr bestimmtes Gefühl. Und alle Welt versicherte auch, es sei ein falscher Indianer, Nichts als ein großer auf indianische Weise ungeschickt ausgeschmückter Angelsachse."

Dieser Vorfall beweist, daß die rohen Künste dieser Indianer dennoch einen ganz bestimmten Charakter haben. Ohne daß man die Grundzüge, woraus die seltsame Malerei sich bildet, erkennen kann, hatte dieselbe doch in der Erinnerung des Beobachters bereits einen so bestimmten Eindruck hinterlassen, daß ihm die falsche Nachbildung sogleich als unrichtig erschien. In seiner Mittheilung folgt nun eine Reihe von Aufzeichnungen über die Art der Tättowirung, welche beispielsweise folgende Muster enthalten:

„Erster Fall: Grundfarbe des Gesichts: schwarz. Auf dem Nasenrücken: ein grüner Strich. Auf beiden Backenknochen: ein großes feuerrothes Schönpflästerchen. Ein eben solches Schönpflästerchen auf dem Kinn, und wieder eins, wie Polyphem's Auge mitten auf der Stirn. Die Augen von butterblumengelben Ovalen umgeben.

Ein zweiter Fall: Grundfarbe des Gesichts: purpurroth. Das Kinn kohlschwarz eingeseift. Von den Lippen als Centrum gehen schwarze Striche in allen Richtungen aus, links und rechts bei der Nase vorbei und quer über die Wangen bis zu den Ohren, wie die Stacheln eines Stachelschweins. Quer über die Stirn laufen der Länge nach viele parallele Striche, die aussehen wie tief eingefurchte Runzeln, und die den jungen Krieger dreißig Jahre älter machen als er wirklich ist.

Ein dritter Fall: die Stirn mit weißer Thonerde überschmiert. Die Augen unten von einem rothen Halboval umgeben, als lägen sie in einer Schüssel. Auf jedem Backenknochen ein blaues Kreuz. Von der untern Nasenpartie als Centrum strahlen fächerförmig grüne, gezackte oder buschig gestrichelte Linien aus. Sie laufen ohne Weiteres über die Lippen weg und über's Kinn und endigen am Halse und bei den Ohren. Es sieht aus, als hätte der gute Mann sich einen Wurzelkrautbusch in die Nase gesteckt und über den Mund hin festgeklebt.

Ein vierter Fall: Rothgefärbtes Antlitz. Bloß die Backen ganz grasgrün. Die grünen handgroßen Flecken auf den Backen sind mit äußerst zierlichen schwarzen Pünktchen eingefaßt, und am Rande läuft auch noch ein ganz feiner kleiner gelber Strich herum. Der Mund ist in zwei Hälften getheilt, und die eine Hälfte mit blauen, die andere mit gelben

Arabesken eingefaßt. Um die Augen ist eine gleichfalls gelbe Brille gemalt; und außerdem blicken sie noch durch ein Gitterwerk von gekreuzten Strichen, welche die beiden Höhlungen der Brille ausfüllen.

Es mag an diesen Beispielen genügen. Denn wollte ich alle curiosen Fälle aufführen, so würde ich damit so wenig enden, wie mit der Beschreibung der Zeichnungen auf den Schmetterlingsflügeln eines Naturaliencabinets.

Nur eine philosophische Bemerkung kann ich nicht unterlassen noch hinzuzufügen, und zwar diese: daß wenn man sich lange unter diesen buntgeschmückten Leuten bewegt, man am Ende dahin kommt, ihre Farben ungern zu vermissen. Dies habe ich von mehreren Europäern, die lange unter ihnen waren, behaupten hören. Und mir kamen meine Indianer, auch wenn sie sich einmal gewaschen hatten, nichtssagender und häßlicher vor. Alles in der Welt ist Gewöhnung. Und man kann sich danach vorstellen, in wie hohem Grade nichtssagend, wie elend, ausdruckslos und schattenhaft die „blassen Gesichter“ der Europäer diesen in allen Farben glühenden Indianern erscheinen müssen.

Es sind unter ihnen aber vorzugsweise die jungen Männer, die Dandys, die sich dieser Art Schmucksucht hingeben. Wenn sie alt werden und die Natur selber Runzeln in ihr Gesicht zeichnet, machen sie sich nicht mehr so viel daraus. Dann raufen sie sich auch den Bart nicht mehr aus, der ihnen bei jenen Malereien in der Jugend hinderlich gewesen sein würde. Nur auf einem glatten Gesichte kann man hübsch malen. Im Alter lassen sie dann im Gesichte wachsen, was da will. Meistens sind es nur sehr vereinzelte, struppige Haare. Auch die Weiber schmücken sich gewöhnlich nicht, selbst nicht die hübschesten Mädchen. Davon machen sie aber denn wieder bei religiösen Feierlichkeiten eine Ausnahme. Da erscheinen dann auch die Greise und auch die Weiber und Mädchen festlich bemalt, jedoch nie so exquisit wie die jungen Krieger.“

Den Erzählungen und Sagen der Indianer liegen oft die verschiedenartigsten Elemente zu Grunde. Die Einflüsse der christlich-biblischen Mittheilungen durch die Missionäre lassen sich bei vielen derselben nicht verkennen, während einige noch offenbar ohne fremde Beimischung den Charakter ihrer ursprünglichen Entstehung tragen. Der Biber war vermuthlich der erste Lehrmeister, von dem sie ihre Hütten bauen lernten, außerdem spielen Fische und Ottern, sodann Seen und Canots eine große Rolle in ihren Sagen wie in ihrem Leben, und indem sie in ihrem bescheidenen Sinne die Thiere, durch welche sie mit Nahrung und Kleidung versehen werden, sich gleich oder sogar höher stellen als sich selbst, beweisen sie die dankbar-gemüthliche Richtung ihres Wesens. Eine dieser Geschichten, von „der bösen und der guten Frau,“ welche eine alte Indianerin unserm Reisenden erzählte, ist sowohl in ihrer Anlage wie in den Motiven und der Vortragsweise echt indianisch, sie vermischt in seltsamer Art das thierische und menschliche Wesen, und da sie eben deshalb das vorher Gesagte belegt, so wollen wir sie kurz hier einschalten.

Weit weg im Walde lebt ein Geschwisterpaar, das Nichts weiter von der Welt weiß, als daß seine Eltern von feindseligen Zauberern getödtet wurden. Als der Jüngling erwachsen ist, spricht er zu seiner Schwester: „Gerbe die Rehhäute, die ich Dir brachte, und nähe mir zehn Paar Mocassins (indianische Fußbekleidung) daraus; es treibt mich hinaus, zu sehen, ob es nicht noch andere Indianer auf der Welt gibt.“

Nachdem er Abschied genommen, wandert er zehn Tage lang fort und kommt endlich in ein Dorf, woselbst er freundlich aufgenommen und vom Häuptling bewirthet wird. Dieser hat zwei Töchter: Matschi-koué (die Böse) und Oschki-koué (die Gute); letztere gefällt dem Gaste und er will sie heirathen. Der Vater und die Schwestern verlangen hierauf, daß er Beide zugleich heirathen solle, und da er sich hierzu nicht verstehen will, so entflieht er heimlich. Die Töchter des Häuptlings sind jedoch beide fest entschlossen, ihn zu besitzen, folgen ihm nach und machen vergeblich mehrmals den Versuch, ihn durch gemeinschaftliche Bemühung einzufangen. Nachdem es ihnen durch Gewalt nicht gelingt, legen sie sich auf's Bitten, und als auch dieses nicht hilft, spricht die Böse zur Guten: „Wir wollen uns trennen und jede ihr Bestes versuchen; da er nun einmal nur eine von uns heirathen will, so mag denn die ihn behalten, die ihn fangen kann.“ Hierauf trennen sie sich und lassen ihren Geliebten, der Oschige-wakon (Otterherz) heißt, ruhig in seinem hohlen Baume sitzen, wohinein er sich geflüchtet hat.

„Als nun Otterherz hörte, daß ringsherum Alles still geworden war, blickte er zu seinem hohlen Baume heraus, und da er Nichts bemerkte, so stieg er herab und setzte seine Reise fort. Mittlerweile war er aber sehr hungrig geworden, und da er am Nachmittag endlich einen Biberteich entdeckte, so beschloß er, hier zu übernachten und die Biber für sein Abendmahl zu fangen. Er legte seinen Wollenmantel unter einen Baum, der ihm einen hübschen Platz zum Campiren darzubieten schien, und machte sich sogleich daran, den Biberdamm durchzustechen und das Wasser abzulassen. Ein schöner fetter Biber blieb auf dem Trockenen zurück, und er erlegte ihn.

Wie groß aber war sein Erstaunen, als er mit seiner Beute zu seiner Lagerstätte zurückkehrte, und auf dem Fleck, auf dem er seinen Mantel niedergelegt hatte, eine wunderhübsche Birkenrindenhütte gebaut sah. „Ach!“ dachte er sogleich, „da sind wieder die beiden unglückseligen Weiber!“ Er wollte fliehen, doch er war so müde und so hungrig, auch sah die Hütte so freundlich aus, das Feuer schimmerte und flackerte so lockend in die finstere Nacht hinaus. Auch trieb ihn die Neugierde, nachzusehen, ob er sich nicht vielleicht getäuscht habe.

Er ging um die Hütte herum, und indem er durch eine Ritze der Rindenbedachung blickte, sah er nur ein Mädchen, das mit der Aufräumung und Ausschmückung des Innern beschäftigt war.

Vielleicht ist es, dachte er, die gute Oschkikoué. Sie schien ihm hübsch zu sein, aber sehr lang, etwas mager und blaß. Er trat ein als ein Gast und legte seinen Biber vor die Thür. „Ach!“ sagte das Mädchen, „Ihr seid wohl ein Reisender. Gewiß seid Ihr müde und habt Hunger. Ich werde Euch Euern Biber und das Lager zurichten.“

Flink häutete sie das Thier, schnitt es in Stücke und bereitete ihm das Abendmahl. Indem sie aber die Fleischstücke in den Kessel rührte, kostete sie auch davon. Ja, Otterherz bemerkte sogar, daß sie recht viel davon aß und sich die besten Stücke gierig aussuchte, als könne sie doch ihrer bösen Natur nicht widerstehen. Er verlor darüber fast den Appetit und aß nur wenig. Und da er die Lieblingsbissen, die ein indianischer Jäger in der Schüssel seiner Frau zu finden gewohnt ist, nicht fand, so versetzte ihn dies in sehr üble Laune. Er widersetzte sich standhaft ihren gleißnerischen Liebkosungen, hüllte sich in seinen Mantel und zog sich zum Rasten in einen Winkel der Hütte zurück, indem er ihr befahl, in dem entgegengesetzten Winkel zu bleiben.

Am Morgen, als er aufbrechen wollte, fand er nicht die geringste Spur vom Frühstück im Kessel nachgelassen, da es doch bei allen guten indianischen Hausfrauen Sitte ist, daß sie am Abend ein paar gute Bissen im Kessel neben das glimmende Feuer setzen, damit der Jäger, wenn er früh aufsteht und auf die Jagd geht, etwas Ordentliches zur Stärkung vorräthig finde. Seine Frau hatte selbst Alles aufgespeist. Dies empörte ihn ganz und gar, und er schalt sie nun so heftig aus, daß sie erblaßte, — daß ihre Gesichtszüge sich veränderten, ihre lange Figur zusammenschrumpfte, und sich am Ende zu einer rauhhärigen Wölfin verwandelte, die mit ein paar Sätzen zur Hütte hinaussprang und im Walde verschwand, vermuthlich um sich vor dem gerechten Zorne des erboßten Gemahls zu retten.

Als Otterherz dies sah, konnte er sich nun Alles erklären. Es war ganz offenbar die böse Schwester Matschi-koué gewesen. Sie hatte am Abend eine etwas veränderte und anziehende Gestalt angenommen, obgleich sie doch mit all ihrer Zauberkunst, nicht eine gewisse hagere Blässe hatte beseitigen können. Sie hatte ihm gekost und geschmeichelt, obwohl doch ihre unüberwindlich gierige Natur stärker als ihre Liebe gewesen war, und sie dazu verleitet hatte, ihm die besten Stücke von seinem Biber wegzunaschen. Und nun endlich, da er sie jetzt einmal tüchtig angepackt, zeigte sie sich in ihrer wahren Gestalt als Wölfin. Er war nicht wenig froh, daß er keine weitere Verbindung mit ihr eingegangen war, und setzte in aller Eile seine Reise fort.

Am Abend rastete er wieder bei einem Biberteiche und legte seinen Mantel unter einen Baum, der ihm zu einem Lager passend schien; dann ging er, den Damm zu durchstechen und Biber zu fangen. Als das letzte Wasser abfloß, wollten die Biber alle durch das Loch entschlüpfen, allein er paßte ihnen auf und tödtete ihrer drei.

Wie groß war sein Erstaunen, als er, mit seiner Beute auf das hohe Ufer kommend, wiederum an der Stelle seines Mantels eine äußerst freundliche Hütte gebaut sah, aus der Rauch aufstieg und wo er eine weibliche Gestalt sich um das Feuer bewegen sah. „Ach,“ dachte er, „was wird es wohl diesmal sein? Vielleicht ist es Oschki-koué, die Gute? Ich werde in die Hütte gehen und sehen, wohin sie meinen Mantel gelegt hat; finde ich ihn neben ihrem eigenen Lager, dann ist sie es, und dann ist sie mir als Frau bestimmt.“ Er ging hinein, fand Alles ungemein sauber zugerichtet, und sein Mantel lag neben der Rehhaut, die sie für sich ausgebreitet hatte. „Schön,“ murmelte er bei sich, „es ist meine Frau.“

Sie war klein und recht hübsch und zierlich, und sie bewegte sich nicht so hastig und schnell in der Hütte wie die Frau vom vorigen Abend, sondern recht bedächtig und überlegsam, was ihm sehr wohl gefiel. Sie bereitete ihm ein treffliches Abendmahl aus den Bibern, und setzte ihm die besten Stücke vor. Es schmeckte ihm vortrefflich, und er forderte sie auf, doch mit ihm zu essen. „Nein,“ sagte sie bescheiden, „ich habe schon noch Zeit; ich werde nachher essen, was ich gewohnt bin zu genießen.“ — „Aber, Oschki-koué,“ sagte er, „ich möchte nicht gern allein essen, was ich für mich geschossen habe und für — mein Weib.“ — Aber sie blieb bei dem, was sie eben gesagt hatte. — „Ich werde,“ wiederholte sie bescheiden, „nachher essen, was ich gewohnt bin zu genießen.“

Er ließ sie gewähren. In der Nacht aber weckte ihn ein Geräusch, wie wenn Mäuse oder Biber das Holz benagen: „Krsch! krsch! krsch!" so raschelte es in der Hütte. Zu seinem Erstaunen glaubte er beim Schimmer des glimmenden Feuers zu sehen, daß es seine Frau sei, die die Rinde von den kleinen Birkenzweigen abnagte, mit denen er die Biber zusammengebunden hatte. Er glaubte, es sei nur ein Traum und schlief wieder darüber ein bis zum Morgen. Als er erwachte, war sein Frühstück schon fertig und sein kleines Weibchen stand vor ihm und reichte es ihm dar.

Er erzählte ihr seinen Traum. Aber sie lachte nicht so sehr darüber, wie er wohl erwartet hatte. „Halt," dachte er bei sich, „sollte es vielleicht kein Traum, sondern Wahrheit gewesen sein?" — „Höre, Oschki-koué," sagte er, „komme her, sage mir, gestern, als ich Dir die Biber brachte, sahst Du sie so ernst an, und als Du sie zerschnittest, betrachtetest Du sie so genau und untersuchtest jedes Glied. Sprich, warum thatest Du dies?"

„Oh," sprach sie, „habe ich denn nicht Ursache, sie ernst anzusehen? Ich kenne sie ja alle. Es sind meine Verwandten. Das eine war meine Cousine, das andere meine Tante und der dritte mein Großonkel." — „Wie, Du bist aus dem Bibergeschlechte?" — „Ja, das ist meine Familie."

Wer war froher als Otterherz. Denn die Ottern und die Biber sind von jeher verbündete Geschlechter gewesen. Der Charakter und die Weise der Biber gefiel ihm ganz vorzüglich. Und dazu war seine Frau so anspruchslos, bescheiden und aufmerksam für ihn, und daß sie ihm ihre eigene Verwandtschaft zum Opfer gebracht hatte, war ja der eclatanteste Beweis ihrer Liebe. — Doch versprach er ihr, ihr wohlbegründetes Vorurtheil zu schonen, hinfüro Nichts als Rehe und Vögel und andere Thiere zu erlegen, die Biber aber in Ruhe zu lassen, damit sie ihre Mahlzeiten gemeinsam genießen könnten. Und sie ihrerseits ließ hinfüro die Birkenzweige in Ruhe, störte ihn des Nachts nicht mehr mit ihrem Knirschen und Knuppern und gewöhnte sich an Fleischspeise.

So lebten sie den ganzen Winter hindurch äußerst angenehm. Er war ein kühner Jäger und sie eine stille, sorgfältige Hausfrau; emsig und friedfertig nach der Weise der Biber. Sie waren ein glückliches Paar. Als der Frühling kam und mit ihm die muntere Zeit des Zuckermachens, da zogen sie hinaus in's Zuckerlager, und im Zuckerlager gebar sie ihm einen Sohn. Er erfuhr es an dem Abende desselben Tages, an welchem er von der Jagd mit einem großen, von ihm erlegten Bären heimkehrte. Sogleich machte er nun ein großes Fest, wozu er alle seine Nachbarn einlud, und wobei jeder mit einem auserlesenen Stücke des delicaten Wildes beschenkt wurde.

Er nahm es für ein sehr gutes Omen, daß sein Sohn eben an dem Tage, wo er auf der Jagd ein so großes Thier getödtet hatte, geboren war. Und alsbald setzte er sich den andern Tag hin und fing an, für den Kleinen Bogen und Pfeile zu schnitzen. Seine Frau lachte dazu und bemerkte ihm, daß es wohl noch lange dauern würde, bis das Kind die Pfeile und Bogen gebrauchen könnte. — „Du hast wohl Recht," sagte er, und zerbrach sein Product. Aber es dauerte nicht lange, so hatte er schon wieder ein paar Bogen und Pfeile fertig. Er war so ungeduldig, seinen Sohn zu einem tüchtigen Jäger herangebildet zu sehen. Er malte es sich schon aus, wie er einst mit ihm auf die Jagd gehen würde, und wie er seinen Kleinen in allen zur Jagd nöthigen Dingen unterrichten wollte, und wie derselbe dann ein großer und weit und breit berühmter Jäger werden sollte. Er baute Luftschlösser auf Luftschlösser. Aber, aber, wie selten gehen solche schöne Träume in Erfüllung. Wie wenig gehört dazu, um das vollkommenste Glück zu vernichten. Ein Hauch des neidischen Schicksals, das geringste Versehen reicht dazu hin!

Oschige-wakon und Oschki-koué hatten ihre schönsten Tage durchlebt. Das Schicksal erreichte sie schon auf ihrer Heimkehr vom Zuckerlager. Da es nun völlig Frühling geworden war, und alle Gewässer gelöst und alle Flüsse und Quellen voll waren, so hatte die Frau ihren Mann gebeten, auf der Reise doch ja für sie über jeden Fluß und jedes Bächelchen eine Brücke zu bauen, damit sie trockenen Fußes hinüberkommen könnte. Und er hatte ihr dies heilig geloben müssen. „Denn," sagte sie, „sollten meine Füße genetzt werden, so würde Dir dies zu großem Schmerze gereichen."

Otterherz that auch, was er versprochen. Bei jedem Flüßchen, bei jeder rieselnden Quelle baute er eine Brücke für seine Frau. Endlich kam er aber zu einer kleinen Wasserrinne, die nur sechs Zoll breit war. Nun war er entweder des beständigen Brückenbauens müde und überdrüssig oder er war in schönen Gedanken und Plänen verloren. Kurz, er schritt über den geringfügigen Bach hinweg und dachte an keine Brücke. Als er aber eine Strecke weit gegangen war und seine Frau und sein Söhnchen nicht nachkamen, kehrte er zurück zu dem Bache, den er nun zu seinem Schrecken plötzlich zu einem wasserreichen Strom angeschwollen fand. Die Ahnung, was geschehen sei, traf ihn wie ein Blitz, und er bereuete zu spät seine Vergeßlichkeit.

Oschki-koué, ihr Söhnchen auf dem Rücken, war mit kurzen Schritten ihm nachgetrippelt.

An dem sechs Zoll breiten Wässerlein, das sie unbebrückt fand, hatte sie angehalten und ihren Mann um Hilfe angerufen. Da sie aber ungehört blieb, hatte sie in der Angst ihres Herzens den Sprung gewagt. Sie hatte etwas zu kurz getreten, patschte recht mitten in das Wasser hinein, und so wie ihr Fuß naß war, war es um sie geschehen. Sie verwandelte sich sogleich in einen Biber und ihr Söhnchen in ein Biberchen, und beide schwammen mit dem Bache, der auf einmal mächtig anschwoll, zum Biberteiche hinab.

Verzweifelnd folgte Otterherz, der, wie gesagt, sogleich errieth, was geschehen war, dem Ufer des wilden Stromes, und nach drei langen und mühseligen Tagereisen kam er endlich am Biberteich an. Hier wurde er eines „Wisch" oder Biberbaues ansichtig. Er sah dort seine Frau oben auf dem Dache sitzen. Sie flocht aus der Rinde des weißen Holzes (Bois blanc) einen Sack, und hatte ihr Biberchen an einer Schnur von Weißholzrinde neben sich angebunden.

Otterherz war außer sich bei dem Anblick. Er bat sie vom Ufer aus, sie möchte doch wieder zu ihm kommen. Allein sie erwiederte, sie könne nun nicht. — „Ich habe Dir meine Verwandten und Alles geopfert, und ich habe nur von Dir verlangt, daß Du mir Brücken bauetest und mir trockenen Fußes über die Gewässer helfest. Du hast dies grausamer Weise außer Acht gelassen. Jetzt muß ich für immer bei meinen Verwandten bleiben." — Ihr Mann bat sie, sie möchte dann doch wenigstens einmal die Weißholzschnur lösen und seinen kleinen Sohn zu ihm lassen, damit er ihn küsse; allein auch dies glaubte sie ihm verweigern zu müssen. Sie blieb, wo sie war. — Und hiermit endigte plötzlich die Geschichte der Alten.

„Aber was wurde denn zuletzt aus dem armen Otterherz?" fragte ich sie, nicht völlig befriedigt. Verwandelte er sich vielleicht in einen Otter, und lebte er so wenigstens in demselben Gewässer oder am Gestade des Sees, dem seine Frau nun angehörte? Oder kehrte er vielleicht zu seiner Schwester zurück, sie und sich selber in seinen alten Tagen über seinen zerronnenen Glückstraum zu trösten?"

Allein meine Alte wollte sich auf weiter Nichts einlassen. Die verlassene Schwester, mit der die Erzählung angefangen hatte und an die ich sie erinnerte, blieb vergessen. Und der unglückliche Oschige-wakon blieb am Schluß auch unbefriedigt und wie eine Salzsäule dastehen.

Dies sind solche Schlüsse, wie die indianischen Sagen sie oft haben. Sie klingen eine Zeitlang wie die Aeolsharfe fort und kommen dann plötzlich zum Schweigen."

Zur

Charakteristik Tilly's

im dreißigjährigen Kriege.

Von

Onno Klopp.

Die traditionelle Auffassung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges mißt dem Feldherrn Tilly eine ganz besondere, selbst in den damaligen Zeiten ungewöhnliche Grausamkeit zu. Es fragt sich, ob diese Auffassung eine begründete sei. Ein Einblick in fast jedes geschichtliche Buch über jenen Krieg lehrt, daß sehr selten diese Ansicht auf archivalischen oder sonst ursprünglichen Zeugnissen beruht. Es sind in der Regel allgemein gehaltene, völlig unbestimmte Nachrichten, für welche die anscheinend zweifelsfreie Gewißheit und Sicherheit, mit der sie vorgetragen werden, einen Beweis der Wahrheit nicht abzugeben vermag.

Zu solchen Betrachtungen wurde der Verfasser dieses Aufsatzes vor mehreren Jahren gedrängt durch ein eigenthümliches Schriftstück.*) Auf der landschaftlichen Bibliothek zu Aurich fand ich einen Aufsatz eines ostfriesischen Edelmannes aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Der Mann bespricht die Zustände seiner Heimath mit geschichtlichen Rückblicken auf die selbst durchlebten Jahre. Sowohl die elegante Form des lateinischen Stiles, als noch mehr der Inhalt und die Bemerkungen des welterfahrenen Mannes fesselten meine Aufmerksamkeit. Da stieß ich unerwartet auf eine merkwürdige Schilderung der Einlagerung Tilly'scher Truppen in Ostfriesland. Sie war kurz und bündig. „Die wahrhaft vortreffliche, sich gleich bleibende Mannszucht verbürgte einem Jeden den freien und ruhigen Besitz seines Eigenthums. Ackerbau, Handel und Wandel blieben ungestört. So geschah es, daß zwischen den Bewohnern dieses Landes und den Soldaten der Liga sich allmälig eine ungewöhnliche Freundschaft anknüpfte. Die Soldaten gingen mit ihren Wirthen auf den Acker und legten Hand an zur Feldarbeit."

Die kurzen Worte waren bedeutungsvoll. Wie zu erwarten, regte sich zunächst der Zweifel. Allein es fehlte demselben jeglicher Anhalt. Der Edelmann war protestantisch. Er schrieb in einem protestantischen Lande. Er schrieb nicht für die Oeffentlichkeit, sondern er zeichnete seine Gedanken und Bemerkungen auf für sich selber, für seine Familie, höchstens etwa für einige Standesgenossen. Er schrieb

*) Ulrich v. Werdum: Harlingica patria etc. 145. cf. meine Geschichte Ostfrieslands von 1570—1744 S. 625.

endlich, was er als Knabe, als Augen- und Ohrenzeuge selber vernommen. An Gelegenheit zur Beobachtung fehlte es nicht; denn Tilly's Truppen standen über drei Jahre in Ostfriesland, von 1627 bis zu Anfang 1631. Je mehr ich das erwog, desto schwerer fiel das Zeugniß eines solchen Mannes in's Gewicht. Es drängte zu der Frage, ob nicht confessionelle Abneigung mehr als geschichtliche Wahrheit zu dem herkömmlichen Bilde von Tilly die Farben geliefert. Eine solche Frage rief weitere Untersuchungen hervor. Feindlich ist Tilly dort nicht aufgetreten, nur daß er mehr als einmal eine Belagerung der Stadt Emden im Plane gehabt hat. Die Holländer hatten in dieser Stadt auf dem Reichsboden eine starke Besatzung, nicht mit gutem Willen der Bürger, sondern wider denselben, und die Bürger wurden gezwungen, alljährlich den Rath zu erwählen nach dem Befehle der Hochmögenden. Das Archiv der Stadt enthält eine lange Reihe von Briefen des Feldherrn an diesen Rath. Sie sind ernst, wohlmeinend, ohne eine Spur irgend welches confessionellen Gepräges, aber national deutsch gesinnt, voll dringender Mahnung an die Rückkehr zur Treue gegen Kaiser und Reich. Von Uebermuth, von Gewalt, von irgend welcher Bedrohung mit Grausamkeiten ist in diesen Briefen keine Spur.

Es fragte sich weiter, ob sich unter ähnlichen Verhältnissen gleichartige Erfahrungen über Tilly und sein Heer nachweisen ließen. Sie fanden sich, nicht bloß geschrieben, sondern sogar gedruckt. In jenen Jahren, als Wallenstein seinen Mitfeldherrn Tilly in den nordwestlichen Winkel von Deutschland gedrängt hatte, damit er das größere Feld für sich behalte, lagen Tilly's Truppen gleichzeitig auch in Oldenburg. Dort regierte der kluge, umsichtige Graf Anton Günther, der, abgesehen von dieser Einlagerung Tilly's, das Schifflein seines kleinen Staates mit fester, sicherer Hand unverletzt durch die Strudel und Wirbel des unseligen Krieges steuerte. Anton Günther trug seinem Geheimschreiber und Freunde Winckelmann auf, die Geschichte seines Lebens zu verfassen. Hören wir Winckelmann.*) „Es war das Bestreben des Grafen," sagt er, „sein Gewissen gegen Gott unbefleckt, seinen Gehorsam gegen die kaiserliche Majestät aufrichtig zu erhalten. Er hat bei dem General Tilly der Steifhaltung der Disciplin sich versichern, das Kriegsvolk auf das engste zusammenlegen, sie mit richtiger Bezahlung versehen, den Befehlshabern nach gewöhnlicher Freigebigkeit ein Stück Wildes darreichen lassen. Also hat ein Jeder sich mit seinem Solde befriedigen lassen und gute Ordnung erhalten. Die Einwohner sind bei ihrer Nahrung und Hanthierung ruhig und sicher verblieben, so daß auch die Wildbahn in gutem Stande erhalten ist. Dergleichen Exempel würden bei dem unordentlichen Kriegswesen an einem andern Orte schwerlich zu finden sein."

Es darf nicht in Verwunderung setzen, daß Winckelmann hier seinem Grafen das Verdienst um die Kriegszucht beimißt. Dafür war er Historiograph seines Herrn. Wir Andere dagegen haben zu erwägen, daß wenn die Mannszucht der eingelagerten Heere von den Landesherren abgehangen hätte, der Herzog Bogislav von Pommern und Georg Wilhelm von Brandenburg den Wallensteinern gegenüber die Sache anders angefangen haben würden, als 1630 vor dem Kaiser zu Regensburg jene Sündfluth von haarsträubenden Klagen einzubringen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Oldenburger Winckelmann. Indem er später nach dem Ende des Krieges zurückblickt auf den Verlauf desselben, hat er völlig vergessen, oder läßt aus der Acht, daß die Truppen Tilly's im Jahre 1623 dort einen Monat standen, daß sie dann später mehr als drei Jahre lang in diesem Lande lagerten. Es ist ihm, als sei niemals ein Kriegsheer da gewesen, und er, der selber mit seinem Grafen im langen Lebenslaufe Alles mit erfahren, Alles mit angesehen, bricht wie im Jubel in die Worte aus: „Wir saßen wie eine Rose unter den Dornen, wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen. Vor unsern Thüren waren allerlei Früchte, gleich wie in einem Lustgarten. Solches ist vom Herrn geschehen, und ist wunderbarlich vor unsern Augen."

Man wird zugestehen, daß solche Berichte mit der traditionellen Ueberlieferung von dem Walten Tilly's und seines Heeres nicht vereinbar sind.

Tilly hat die längere Zeit seiner Laufbahn als Feldherr sich im nordwestlichen Deutschland bewegt. Nicht nach den herkömmlichen Berichten der mehr oder minder gefärbten Parteischriftsteller, sondern nach ursprünglichen und allein glaubwürdigen Zeugnissen hauptsächlich der Archive in den Gegenden zwischen Elbe und Ems ist ohne Rücksicht auf eine Confession wissenschaftlich zu ermitteln, wie er dort gewaltet hat. Suchen wir die Ergebnisse, zu denen jede Forschung dieser Art gelangen wird, kurz zusammenzudrängen.

Eins der wesentlichsten Uebel des dreißigjährigen Krieges bestand in dem Mangel einer regelmäßig geordneten Verpflegung der Heere. Voran treten hier Mansfeld und Christian von Braunschweig. Die Holländer, deren Interesse es war, Deutschland in beständigem Brande zu erhalten, damit der Kaiser nicht freie Hand bekomme gegen sie, pflegen

*) Winckelmann: Oldenb. Chronik S. 230 ff.

diesen Söldnerführern eine Summe Geldes zum Werben vorzustrecken. Die Fahne wird aufgesteckt, die Trommel wirbelt um durch Stadt und Land, und nicht bloß alle kriegslustigen, erfahrenen Söldner, sondern auch alles nichtsnutzige Gesindel strömt herzu. Je größer die Zahl, desto leichter erhält sie sich durch Brandschatzung und Raub. Der Krieg ernährt den Krieg. Von einer Sorge für regelmäßigen Unterhalt ist keine Spur. Man lebt nach dem damals üblichen Ausdrucke auf Discretion! Die Stadt, das Dorf, das etwa nicht will, wie die Söldner wollen, lodert in Flammen auf. Aber eine solche Art Krieger selbst vergeht rasch, wie Schnee an der Sonne. Der Menschenverbrauch namentlich bei Mansfeld ist entsetzlich. Wozu darum sich viel kümmern? Die Werbetrommel bringt Ersatz.

Tilly ist nicht ein Heerführer, wie jene, ohne bestimmten Kriegsherrn. Mansfeld dient im Sommer 1622 erst dem Pfalzgrafen Friedrich, steht dann in Unterhandlung zugleich mit dem Kaiser, dem Könige von Frankreich, der Infantin in Brüssel, den Generalstaaten. Diese thun das Meistgebot. Mansfeld zieht hin, wird nach zwei Monaten entlassen. Niemand weiß, wem er dann dient. Er selbst behauptet: er diene Frankreich, Venedig und Savoyen; aber er steht mit seinem Heere auf deutschem Boden. Tilly dagegen ist unausgesetzt der Feldherr des katholischen Bundes. Dessen Oberst, der Kurfürst Max von Baiern, ist staatswirthschaftlich der erste Fürst seiner Zeit. Da ist Alles Regel und Ordnung, Sparsamkeit und Fürsorge. Von Max hat Tilly seine Instruction. Dieser gemäß verfährt er. Der Grundsatz des Kurfürsten für das Bundesheer ist, daß die Mittel für dasselbe zur Hälfte aufgebracht werden von den Bundesfürsten, zur andern Hälfte von dem Lande, in welchem es steht. Man ließ den Bewohnern des besetzten Landes die Wahl zwischen Lieferung von Naturalien oder Geldzahlung. Die letztere ward vorgezogen, weil mit derselben alle Nebenforderung der Soldaten abgeschnitten war. Sie mußten Alles kaufen. Und hier nun tritt der charakteristische Unterschied des ligistischen Heeres von andern hervor. Nicht der Feldherr, nicht seine Officiere schrieben die Contribution aus, sondern sie wendeten sich an die gesetzlichen Landesobrigkeiten. Der Grundsatz versteht sich in unserer Zeit so von selbst, daß man erstaunt fragen wird, ob es anders sein könne. Allerdings war es anders. Daß wir es kurz in ein Wort zusammenfassen: von allen Heerführern des grauenvollen Krieges hat allein Tilly den Grundsatz befolgt, mit den Unterthanen der besetzten Länder nur zu verhandeln durch die legalen Obrigkeiten. Und darum ist es von allen Feldherren des dreißigjährigen Krieges lediglich Tilly möglich gewesen, eine solche Mannszucht zu halten, wie diejenige, welche man in Oldenburg und Ostfriesland an ihm rühmte.

Wallenstein betrat 1625 nicht diesen Weg. Schon an sich lastete eine Compagnie seines Heeres doppelt so schwer als eine von Tilly, weil der Kaiser gar Nichts zahlte, die Liga doch die Hälfte. Ferner waren die Besoldungen bei Wallenstein höher, die Zahl der Officiere unverhältnißmäßig groß. Endlich schrieben Wallenstein und seine Officiere selbst die Contributionen aus, erhoben sie und trieben sie ein durch Soldaten. Die unvermeidliche Folge dieser Dinge liegt nahe. Wallensteinische Obersten erhoben so für sich 8000 fl. monatlich und mehr. Man hat in neuerer Zeit den Wallenstein gegen die entsetzlichen Vorwürfe zu Regensburg 1630 zu vertheidigen gesucht durch seine Befehle und Manifeste zur Mannszucht. Aber wie nun, wenn diesen Niemand nachkam? Und ob die Wallensteiner denselben nachkamen, darüber können nur die Deutschen von damals selbst entscheiden, nur die Fürsten und Unterthanen selbst antworten. Ihre Antwort liegt vor uns in dem Meere der Klagen von 1630. Und selbst die ausdrückliche Klage ward dort vorgebracht mit Brief und Siegel, daß die Berufung auf Wallenstein's Befehle die Erpressung nur verschlimmert habe. Torquato Conti, von den ehrlichen Pommern der quade (böse) Cunter genannt, gebot, daß in der Stadt Stargard, deren Rath sich bei dem Kaiser und bei Wallenstein beklagen wollte, sofort alle Reste beigetrieben werden sollten, auch wenn sie sich bis auf's Hemd ausziehen müßten. Warum? Auch den Grund setzt Conti hinzu: „Damit der Rath sich zu beklagen desto bessere Ursache haben möge."*) Und Conti blieb General unter Wallenstein nach wie vor.

Dies ist der Grundsatz, der Alles bedingt, die Achtung der gesetzlichen Obrigkeiten. Tilly vereinbarte mit dem Landesherrn oder den Commissarien desselben, wie viel er fordere. Der Fürst beauftragte seine Beamten mit der Vertheilung, der Erhebung. Es war ein durchgreifendes Mittel, aller Willkür entgegenzutreten. „Ein jeder der Beamten soll bei Einlieferung der Gelder ein Specialverzeichniß übergeben, was ein oder anderer der Officiere, Reiter oder Soldaten in den Aemtern für sich und die Pferde verzehrt, schuldig, weggenommen, oder sonst Schaden gethan. Solches soll von den Herren Commissarien bei der Auszahlung zurückbehalten, und den Leuten, denen es gebührt, eingehändigt werden."**) Die Folge dieser Maßregeln sehen

*) Theatrum Europaeum II. 190.

**) Königl. Archiv zu Hannover.

Tilly

wir 1630 zu Regensburg. Gegen Wallenstein schwillt die Fluth der Klagen himmelan. Wir sehen uns um nach Klagen von gleicher Art über das Heer Tilly's an jenem Orte. Wir suchen vergebens: es ist keine vorhanden.

Es ist nur ein einziger Fall, wo das Heer Tilly's raubend, plündernd, brennend im niedersächsischen Kreise aufgetreten ist, im Sommer des Jahres 1625 beim Beginne des dänischen Krieges. Damals eröffnete der Dänenkönig für holländisches und englisches Geld den Krieg gegen den Kaiser. Nicht der niedersächsische Kreis, wie man gemeinhin annimmt, stand auf seiner Seite, sondern nur die Hälfte der Stimmen desselben, unter denen der Däne selbst zwei- oder dreimal stimmte. Der besonnenste, umsichtigste Fürst, Christian der Aeltere von Celle, mit ihm sein Bruder Georg, der Stammvater des Welfenhauses, waren gegen den Dänen, eben so die freien Städte. Mit demselben waren nur die geistig wenig befähigten Friedrich Ulrich von Braunschweig, die Herzöge von Mecklenburg, der Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg, sämmtlich gegen Wunsch und Bitten der conservativen Corporationen ihrer Länder: der Stände und der Magistrate der Städte. Denn es verdient die höchste Beachtung, die man bislang noch zu wenig darauf gewendet, daß die conservativen Corporationen aller deutschen Länder damals kaiserlich gesinnt sind. Die Anklagen des eifrigen Geschichtschreibers Rommel gegen die Stände in Hessen-Cassel stellen dies Verhältniß sehr auffallend in's Licht. Aus den welfischen Landen liefern die Archive nicht minder starke Beweise. Für den Dänenkönig waren nur die niederen Volksclassen, weil der Däne verkündete, es sei ein Religionskrieg, demgemäß auch die Geistlichen. Nun war Tilly's erste Forderung vor dem Betreten eines Landes: Absendung von Quartiercommissarien zur Ordnung. Friedrich Ulrich weigerte sich. Die Landleute griffen dazu einzelne Soldaten an, nannten sie papistische Bluthunde und dergleichen. Zu Elze ward eine ganze Compagnie ligistischer Truppen nach zugesagtem Accorde von den Bauern schauerlich erschlagen.*) Demgemäß verfuhren auch die Soldaten. Um gerecht zu sein, muß man hinzufügen, wie die Beamten selbst in ihren Berichten ausdrücklich erwähnen, daß es dem Feldherrn nicht gefalle.

Aber hören wir ihn selbst. Er spricht sich in einem Privatbriefe**) über die Vorfälle aus. Er hebt die Ursachen hervor, durch welche die Soldaten zu diesem Gebahren gekommen sind. „Daß aber," fügt Tilly dann hinzu, „irgend eine Unthat mit meinem Wissen, Willen und Gefallen geschehen, dessen wird mich kein Mensch überführen, auch wird kein Vernünftiger dergleichen Verfahren von mir ausgeben können. Mein Gewissen gibt mir ein anderes Zeugniß."

*) v. d. Decken: Herzog Georg I. 384 ff., und weiter das Königl. Archiv zu Hannover.

**) Archiv der Stadt Hannover.

Nach solchen Worten eines Mannes bleibt nur die Wahl: er spricht Wahrheit oder Unwahrheit. Ein Mittelding gibt es da nicht.

Wir haben mehrere Zeugen aus jener Zeit selbst zu fragen. Bis zum Sommer 1626 stehen dänische Truppen in und um Hannover. Der kaiserlich gesinnte Rath dieser Stadt hat, als dem Herzoge Friedrich Ulrich unterthan, wider Willen eine solche Besatzung aufnehmen müssen. Während dieser Zeit ist

Wallenstein.

die Stadt gefüllt mit Adeligen und Landleuten, welche dort mit ihrem Vieh Sicherheit suchen. Tilly naht. Der Rath schafft die dänische Besatzung hinaus, das ganze dänische Heer weicht zurück. Tilly begnügt sich mit der Versicherung des Rathes von Hannover, daß er kaiserlich gesinnt sei und besetzt die Stadt nicht. Alsdann erläßt der Rath von Hannover den Befehl:*) „Da nun durch das Anrücken des Generals Tilly und die Anordnungen desselben die Sicherheit auf dem Lande hergestellt ist, so haben alle Nichtbürger, die in die Stadt geflüchtet sind, mit Weibern, Kindern und Vieh sich aus der Stadt wieder an ihren Wohnort auf dem Lande zu begeben." Wüßten wir nichts Anderes über die Mannszucht und Ordnung der Tilly'schen Truppen im Gegensatze zu derjenigen der Dänen, so würde schon dies Gebot allein uns zeigen, in welchem Lichte urtheilsfähige Corporationen beide Heere betrachteten.

*) Archiv der Stadt Hannover.

In derselben Weise beurtheilte damals der Kurfürst von Sachsen diesen Feldherrn und sein Heer. In einer halbofficiellen Schrift,*) die Johann Georg 1626 ausgehen läßt, vergleicht er die dänische Sache mit der kaiserlichen. Das Recht ist nach seinem Urtheile mit dem Kaiser. „Und dabei," sagt der Kurfürst, „hat der Dänenkönig zu thun mit einem so vorsichtigen, so wohlversuchten, so kundigen, so klugen Feldherrn, daß dessen Gleichen in unsern Tagen in Europa nicht viele zu finden sind. Also haben die letzten fünf Jahre der Laufbahn Tilly's ihn erprobt. Bei seinem Kriegsvolke findet sich ein solcher Gehorsam, bei dem Generale selbst eine solche Freundlichkeit gegen Jedermann, sonst aber ein so scharfes Regiment und eine solche Kriegszucht, daß man ihn loben muß. Darum ist es auch kein Wunder, daß ihm bisher Alles glücklich von Statten geht. Es ist die Frage, es ist fast unmöglich, daß auf der andern Seite eine gleiche Kriegszucht erhalten werden könne."

Aber die Religion? Diese Frage ist wichtig,

*) Londorp: Acta publ. III. 890.

ist gradezu entscheidend. Der Dänenkönig wiederholte unablässig seine Rede, daß sein Krieg die Religion betreffe. Eine lange Reihe von Schriftstücken erhebt immer die Forderung, daß der Religionsfriede gesichert werden müsse. Die Schriften bringen niemals den Beweis einer Verletzung desselben: die düstere, unbestimmte Furcht vor einer solchen sollte die Menge ködern, die mit dem Rufe Religion und Freiheit so oft und leicht sich hat bethören lassen. Demnach antwortete Tilly auf diese allgemeine Forderung mit einer besondern, nämlich derjenigen des Beweises. „Ich fordere," spricht er,*) „alle Pfarrer, Prediger und Geistliche der augsburgischen Confession im niedersächsischen Kreise und anderswo auf. Sie mögen kühnlich auftreten und sagen, ob irgend Jemand aus ihnen vertrieben, ob er sonst in der Verwaltung seines Amtes und Kirchendienstes von mir jemals auch nur die geringste Behinderung erfahren habe. Ich bin gewiß und es ist notorisch, daß Keiner von ihnen mit Grundes Bestand den Mund zur Klage und Beschwerde eröffnen kann, sondern sie werden vielmehr sammt und sonders sich des starken Schutzes und Schirmes zu bedanken wissen, den wider allen Betrug und Bedrang ich ihnen geleistet."

Eine solche Forderung öffentlich durch Schrift und Druck durfte nur ein Mann stellen, der seiner Sache vollkommen sich bewußt und sicher war. Und grade in dieser Achtung vor jedem religiösen Bekenntnisse, so weit auch dasselbe ablag von dem seinigen, ist dieser Mann eine merkwürdige Erscheinung in seiner Zeit. Er wäre berechtigt gewesen, jene Frage zu stellen, wenn er sich um die protestantischen Geistlichen gar nicht bekümmert, wenn er gethan hätte als sähe er sie nicht, als wisse er Nichts von ihnen. Nicht also verfuhr Tilly. Hören wir ihn selbst in einer Proclamation vom 17. December 1626:**)

„Wir Johann Tserklaes Graf von Tilly urkunden und bekennen kraft dieses, daß (da wir in das Gebiet des Herzogs Christian von Lüneburg-Celle einrücken müssen) wir dahin äußersten Fleißes bedacht sein wollen, daß des Herzogs Land und Unterthanen beschützt, vertheidigt und vor allen feindlichen Einfällen gesichert sein und bleiben, insonderheit aber Alles also angestellt werden solle, daß es S. F. Gnaden und den Unterthanen erträglich, sie bei ihren Häusern und Gütern verbleiben u. s. w., die Kirchen, Pastöre, Schuldiener, Küster und andere geistliche Personen, wie denn auch die Vögte mit keinem Kriegsvolke belegt, und zusammt den Mühlen unbenommen bleiben, zuvörderst aber der Gottesdienst, und was dem mit Besuchung der Kranken, Taufen der Kinder und sonst anhängig, unbehindert verrichtet, überhaupt Alles also geordnet und verrichtet werde, daß allenthalben guter Wille und Freundschaft erhalten bleibe. — Wie wir denn, daß dieses also gehalten werde, den Obersten, Befehlshabern, gemeinen Reitern und Soldaten mit höchstem Fleiße in Acht zu nehmen, bei Vermeidung Leibes- und Lebensstrafe befehlen. Alles getreulich und ohne Gefährde."

Man sieht die geflissentliche, wir möchten sagen ängstlich genaue Aufzählung aller geistlichen Personen, damit auch ja nicht eine, die dazu gehören könnte, vergessen werde.

Es ist die Frage, ob dem nachgelebt wurde. Vier Wochen später schreibt Tilly an den Herzog Christian zu Celle: „Wie nun Ewr. Fürstl. Gnaden und die Ihrigen hoffentlich nunmehr zum Oefteren im Werke verspürt haben, daß ich es an nothwendiger Kriegsdisciplin und Ordnung nicht ermangeln lasse: also will ich auch hinfort und sonderlich bei dem in Dero Landen einquartierten Volke mit Anstellung gehöriger Kriegszucht also verfahren, daß hoffentlich, wenn auch die Soldateska eine nothwendige Accommodation haben wird, kein Mangel dabei erscheinen soll."

Tilly verfuhr in dieser Weise nicht bloß gegen die Lutheraner. Ein Officier aus seinem Heere berichtet 1622 über das Verhalten des Feldherrn in der Unterpfalz gegen die Reformirten. Wir müssen dabei festhalten, daß nach der buchstäblichen Fassung des Religionsfriedens von Augsburg die Lutheraner eben so wenig wie die Katholiken, oder vielleicht jene weniger noch als diese die Reformirten jenes Friedens fähig hielten. Nun sagt der Officier*): „Von uns ist seiner Religion halber nicht Einer belästigt worden, keine einzige Kirche violirt, ja um ihre Religion von dem Muthwillen unserer Soldaten zu befreien, hat man an Sonntagen zu ihrer Calvinischen Predigtzeit, damit dieselbe unverhindert gehalten würde, an den vornehmsten Orten Schildwachen an die Kirchthüren gestellt, hat ihnen ihre Prädicanten frei (von Einquartierung) gelassen, ihre Kirchen und ihre Religionsexercitien im Geringsten nicht beleidigt, wie sie denn durch die ganze Unterpfalz in allen Orten, die in unserer Gewalt sind, bis auf den heutigen Tag unmolestirt, wie vor Alters ihre Psalmen singen, ihre Predigten, ihre Kindtaufen, Begräbnisse u. s. w. frei und ungehindert halten, ja in keine ihrer ordentlichen Pfarrkirchen ist einig katholisches Exercitium oder

*) Londorp III. 871. Th. E. II. 1026. Khevenhiller X. 1212.

**) Königl. Archiv zu Hannover.

*) Mansfelder's Ritterthaten S. 119.

auch Predigt eingeführt worden." Dessen ruft der Officier eine lange Reihe Städte und Oerter der Unterpfalz zu Zeugen auf. Seine Worte könnten Bedenken erregen, wenn wir keinen andern Nachweis hätten. Aber im Hinblick auf jene Proclamation Tilly's in Lüneburg, im Hinblick ferner auf das zur Hälfte calvinische Ostfriesland, wo Niemand über Tilly klagte, müssen wir die Erzählung des Officiers als glaubwürdig ansehen.

Der Erfolg, wie man damals in den Ländern zwischen Elbe und Ems über Tilly dachte, liegt nahe. Die Worte jenes Edelmannes in Ostfriesland sind der Ausdruck der allgemeinen Meinung von Tilly's Zeitgenossen im nordwestlichen Deutschland.

Zu dieser Stellung des Heeres den Bewohnern gegenüber trug wesentlich bei die eigenthümliche Persönlichkeit des Greises. v. d. Decken hat aus den hannoverschen Archiven bemerkt, wie die Quartierwirthe Tilly's sein freundliches Betragen gegen sie rühmen. Man darf dies immerhin stärker ausdrücken. Man fühlt aus den trockenen Berichten der Beamten, *) die etwa der Herzog Christian von Celle an Tilly schickt, die Verwunderung hindurch über die Zuvorkommenheit, mit welcher der hochgebietende Feldherr ihnen entgegentritt, der Mann, der im Auftrage des Kaisers seit 1622 handelt nach eigener Discretion. Er ladet solche Gesandte zu sich. Während er selber getreu seine Fasten hält, speisen sie bei ihm. Er begleitet sie an den Wagen. „So viel wir auch baten," melden sie, „er ließ es nicht." Der Feldherr hat die Bedürfnisse eines gewöhnlichen Bürgers. Wallenstein bedarf fünfzig Vierspänner für seine Küche und was dazu gehört. Von den zwei Ochsen täglich bis hinab zum Gewürz ist Alles genau bestimmt, was ihm geliefert werden muß. Tilly verlangt in der Regel Fische, etwas Grün und Bier, und was er verlangt, bezahlt er.

Es ist dies der beständige Grundsatz Tilly's, seine Bedürfnisse für seine Person selbst zu bezahlen. Wo er neben der Contribution, welche die Landbevölkerung entrichtet, von den Städten Etwas fordert, da ist es selten Geld, in der Regel Brot und Korn für seine Soldaten. Das mochte den Städten hin und wieder drückend sein; aber es erwuchs aus solcher Forderung nicht ein Recht der Anklage gegen den Feldherrn. Die Forderung selbst ist vielmehr ein Beweis gegen Habgier und Willkür. Tilly forderte weder Geschenke, noch nahm er die dargebotenen an. Auch wußte man das und wagte selten anzubieten. Als ein nassauischer Graf im Jahre 1623 Erleichterung der Einquartierung bei Tilly zu erwirken ging, wollte er eine schwere goldene Kette mitnehmen. Man rieth ihm, es sei besser, sie dem Feldherrn nicht anzubieten. *) Nur von der Stadt Hamburg hat Tilly einmal eine bedeutende Summe angenommen, aber nur, um sie sofort zu einer kirchlichen Stiftung zu verwenden.

Und dennoch wissen wir von einem Geschenke von ganz besonderer Art. Im April 1627 übersandte ihm die Stadt Hannover 1800 Malter Korn für seine Soldaten. Dies hatte Tilly gefordert. Aber die Ueberbringer brachten noch ein Anderes für Tilly selber mit. Sie überreichten ihm einen Vorrath überaus schöner und wohlschmeckender Aepfel. „Womit," also lautet der Bericht, **) „der General wohl zufrieden war."

Stellen wir uns diese Thatsache lebhaft vor Augen. Eine wohlhabende Stadt, welche der siegreich im Lande stehende Feldherr mit einer Besatzung verschont, weil er dem gegebenen Worte des Rathes für die Treue der Stadt zu Kaiser und Reich vertraut, eine solche Stadt bietet außer dem verlangten Brote dem Feldherrn persönlich ein Geschenk von Aepfeln. Entweder ist dies eine Verhöhnung, und dies kann es nach der ganzen Sachlage nicht sein, oder es birgt sich unter dem Darbieten der unscheinbaren Gabe die volle, die unbedingte Anerkennung der Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit des Mannes, dem man nur mit einer solchen werthlosen Gabe zu nahen wagt. Es ist die Frage, ob jemals ein Feldherr an der Spitze seiner Truppen ein solches Zeugniß empfangen, und zwar in einem Kriege, der unter dem Vorwande der Religion nur auf Raub und Beute abgesehen war.

Erwähnen wir hier zur Charakteristik des Mannes eines bekannten Vorfalles. Die Kurfürsten des Reiches versammelten sich einige Monate später zu Mühlhausen, um über Wallenstein dem Kaiser die schwersten Klagen auszusprechen. Sie legten ihm ferner ihre Ansicht dar über Tilly. Sie hoben hervor, wie die hohe Bescheidenheit und das demüthige Wesen dieses Mannes zu bekannt sei, als daß er in sich selber auch nur den Gedanken aufkommen lasse, nach höhern Dingen zu streben. Deshalb bitten die Kurfürsten und zwar sämmtlich, die protestantischen mit eingerechnet: Der Kaiser wolle dem Feldherrn den fürstlichen Stand antragen lassen. Das würden sie, setzen die Kurfürsten hinzu, nebst dem Grafen Tilly als eine besondere kaiserliche Gnade betrachten. Wie zu erwarten, genehmigte der Kaiser sofort.

*) Königl. Archiv zu Hannover.

*) Keller: Drangsale des nassauischen Volkes S. 48.

**) Archiv der Stadt Hannover.

Und Tilly? Die Kurfürsten waren ihm ohne Zweifel wohl gewogen. Sie meinten es gut. Aber den Sinn dieses Mannes erkannten sie nicht. Derselbe wich ein wenig ab von demjenigen anderer Menschenkinder. Tilly zahlte dem kaiserlichen Secretär Gereon sogleich die Kosten des Diplomes, damit er dasselbe nicht aussertige.

Aber Tilly schlug auch andere Dinge aus. Es ist Jedermann geläufig, wie Wallenstein durch allerlei Mittel und Wege bei dem Kaiser das Herzogthum Mecklenburg erschlich. Nur die Liga wagte es, zu protestiren, weil sie ein Heer besaß. Wallenstein kannte die Stimmung aller Reichsfürsten gegen ihn. Er mußte voraussehen, daß bei einer Wendung der Dinge sie insgesammt einig gegen ihn sich erheben würden. Er wußte, wie im Schooße der Liga mehr als einmal die Frage von Anwendung der Waffengewalt gegen ihn erhoben und erwogen war. Er wußte, daß Tilly's Arm gegen ihn verfügbar war, daß viele Officiere des ligistischen Heeres, erbittert gegen den Uebermuth der Wallensteiner, offenen Bruch wünschten.

Um dem entgegenzutreten, gedachte Wallenstein den Mitfeldherrn in eine ähnliche Stellung zu drängen, wie er selbst sie einnahm. Auch Tilly sollte Reichsfürst werden.*) Daß Tilly aus sich selber keinen Schritt von solcher Art thun würde, wie Wallenstein bei Mecklenburg gethan, sah auch Wallenstein mit Sicherheit voraus. Er selbst mußte diese Schritte für Tilly thun. Er für Tilly mußte den Kaiser bitten, bei diesem die Hebel seiner Partei am kaiserlichen Hofe in Bewegung bringen. Wenn dann der Kaiser selbst Tilly die Gabe darbot, so ließ sich nach Maßgabe menschlicher Berechnung erwarten, daß die weltkundige Ehrlichkeit des alten Mannes dennoch ein kaiserliches Geschenk, und wäre es auch nur aus Gehorsam, nicht ausschlagen würde. Und auch in dieser Beziehung war es für den Plan Wallenstein's vortheilhaft, nicht bloß Tilly zu bedenken, sondern in ähnlicher Weise auch den ersten der Officiere des ligistischen Heeres, den Grafen Pappenheim, zumal da er der Willfährigkeit desselben sicher war. Eben diese Willfährigkeit konnte dazu dienen, durch die Macht des Beispieles eine Art von moralischem Druck auf Tilly auszuüben, den Feldherrn zum Entschlusse zu bringen. Aber nicht allzufrüh durfte diesem die Sache vorgelegt werden. Sie mußte erst vollständig vorbereitet, sie mußte so zur Reife gebracht werden, daß an Tilly keine andere Zumuthung zu machen stand, als nur das Dargebotene doch nicht auszuschlagen.

Zuerst bereitete Wallenstein bei Tilly die Sache vor. Der Kaiser hatte diesem längst ein besonderes Geschenk zugesagt. Wallenstein bewirkte beim Kaiser die Erhöhung der Zusage auf 400,000 Thlr. Tilly wußte es, woher diese Erhöhung kam, und bedankte sich bei Wallenstein, mit dem Hinzufügen, er würde es lieber sehen, wenn ihm dafür ein Besitzthum in Land angewiesen würde. Zur selben Zeit verlangte Wallenstein von Tilly drei Regimenter gegen Stralsund. Tilly schlug die Forderung ab, weil der Angriff Wallenstein's auf Stralsund ungerecht und vom Kaiser selbst mißbilligt war. Wallenstein vergaß sonst keine wahre oder vermeinte Kränkung. Diesmal störte sie ihn nicht. Er und Pappenheim arbeiteten fort.

Als das Opfer für seinen Plan erkor sich Wallenstein auch diesmal einen deutschen Fürsten, dessen geistige Kräfte wie diejenigen der Mecklenburger Herzöge das gewöhnliche Mittelmaß der Menschen nicht erreichten, den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Das Fürstenthum Calenberg desselben sollte an Tilly fallen, Wolfenbüttel an Pappenheim. Zu solchem Zwecke mußte eine Anklage aufgefunden werden. Friedrich Ulrich hatte anfangs mit dem Dänenkönig gehalten, war im Sommer 1626 von demselben abgetreten und hatte auf Tilly's Verwendung von dem Kaiser Amnestie erlangt. Es kam mithin darauf an, die Anklage vorzubringen, daß Friedrich Ulrich dennoch auch nachher mit dem Dänenkönige gehalten, mithin die Amnestie verwirkt habe. Pappenheim war Commandant in Wolfenbüttel. Er schleppte von dort einige der Räthe, die früher sich an Dänemark verkauft hatten, gefangen nach Güstrow zu Wallenstein. Dort wurden sie verhört. Gleichzeitig ward in Wien die Sache betrieben. Die Räthe sagten aus, Dies und Jenes. Es ward ihnen Straflosigkeit zugesichert.

Von Wien erfuhr dies im Februar 1629 zuerst der Herzog Georg, der spätere Stammherr des Welfenhauses, der damals als Oberst beim kaiserlichen Heere in Italien stand. Die Gefahr bedrohte nicht bloß Friedrich Ulrich, der weder Sohn noch Bruder hatte, sondern das ganze Haus. Georg berichtete sofort an seine Brüder und Vettern, es sei der bestimmte Vorschlag Wallenstein's, für die 400,000 Thlr., die der Kaiser an Tilly versprochen, diesem General das Fürstenthum Calenberg anzuweisen. Dann gibt Georg seinen Rath, wie dem entgegenzutreten sei. Und hier ist gleich sein erstes Wort von großer Wichtigkeit. Er bittet seine Verwandten, sich an Tilly zu wenden. Also geschah es. Tilly

*) Mehrere der hierher gehörigen Actenstücke sind bereits durch von der Decken: Herzog Georg, Bd. I. S. 389, an's Licht gezogen. Es fehlt jedoch namentlich der wichtige Brief Tilly's vom 17. Mai 1629.

entgegnete, daß er von der Sache Nichts wisse. Der Kaiser habe ihm eine Belohnung versprochen, wie und wann aber und worin sie bestehe, sei ihm völlig unbekannt. Auf die Klage über Pappenheim gebot Tilly demselben, die Diener des Herzogs Friedrich Ulrich unangetastet zu lassen, und meldete das Benehmen desselben dem Kurfürsten Max. Es stellte sich heraus, daß Pappenheim bei Tilly um Urlaub nach Italien gebeten und diesen Urlaub benutzt hatte, die Braunschweiger Räthe nach Wien zu bringen.

Nach solcher Antwort gingen die welfischen Herzöge bei Tilly einen Schritt weiter. An den prachtliebenden Wallenstein schickten sie ein Mitglied ihres Hauses mit stattlicher Begleitung. Sie erlangten Worte für Worte, Zusicherung von Freundschaft und Redensarten vollauf. Bei Tilly galt das Wesen und nicht die Form. Er weilte auf dem Schlosse zu Winsen an der Luhe. Dort beauftragten die Herzöge den Amtmann, dem Tilly wohlwollte, zu dem Feldherrn zu gehen und sich Audienz zu erbitten. Tilly gewährte das Gesuch, wie er zu thun pflegte, sofort. Es kam hier nicht darauf an, sich der Hauptsache durch Umschweife und im Zickzack zu nähern, wie durch die Laufgräben einer belagerten Festung. Der Amtmann hatte den ganz bestimmten Auftrag, Tilly zu fragen, ob er eine solche Anweisung des Fürstenthums Calenberg, wie Wallenstein und Pappenheim in Wien sie für ihn durchzusetzen suchten, annehmen werde. Es liegt nahe, daß man eine solche Frage nur einem Manne stellen darf, dessen Seele dem Frager vorschwebt, wie ein reiner Spiegel der Ehrenhaftigkeit. In der Möglichkeit einer solchen Frage liegt für den, an welchen sie gestellt wird, das vollwichtige Zeugniß der Anerkennung für ihn. Tilly beantwortete die Frage, wie sie ihm gestellt ward. Er erwiederte, daß er sich zur Annahme der Ueberweisung des Fürstenthums Calenberg nicht verstehen werde. Also am 8. April 1629.

Eine solche Antwort eines solchen Mannes hob den Muth der welfischen Herzöge. Allein eben sie wiederum steigerte ihre Bitten an ihn. Wenn Tilly so offen und entschieden andeutete, was er von der Rechtmäßigkeit des Verfahrens wider Friedrich Ulrich halte: so ließ sich auch erwarten, daß er seine gewichtvolle Stimme dagegen abgeben werde. Man durfte bei ihm auf eine Fürbitte an den Kaiser für das Welfenhaus hoffen. Man durfte es um so mehr, da im Jahre 1626 nach der Schlacht bei Lutter der Feldherr selbst dem Herzoge Friedrich Ulrich, der zu seiner Pflicht zurückkehrte, die kaiserliche Verzeihung zugesichert hatte. Die Herzöge täuschten sich nicht. Tilly gewährte auch diese Bitte. Er wußte nämlich damals zur Genüge, wie hohl und nichtig die Anklagen gegen Friedrich Ulrich seien. Er wußte es mittelbar von Wallenstein selbst. Kurz vorher war er wegen des Friedens mit Dänemark in Güstrow bei Wallenstein gewesen. Hier machte Wallenstein auf Tilly persönlich einen Versuch, was von ihm zu erwarten sei. Wallenstein äußerte sich gesprächsweise: „Der Graf Pappenheim ist bei mir gewesen und hat berichtet, daß sich der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig in viele Wege gegen den Kaiser verlaufen. Wenn dem also, so wäre er wohl einer guten Strafe würdig.“ Tilly entgegnete verwundert, das sei ihm fremd. Er that seine Ansicht über Friedrich Ulrich kund und fügte hinzu: „Ich habe nicht erfahren, daß sich der Herzog so böser Dinge unterstanden. Anfangs allerdings hat er nicht seiner Pflicht gemäß gehandelt; aber dann habe ich selbst im Namen des Kaisers ihm Verzeihung verheißen.“ Tilly verlangte zu wissen, was denn ferner geschehen sei. Wallenstein brach ab. Er ließ den Gegenstand fallen und sprach von etwas Anderm. Damit indessen beruhigte Tilly sich nicht. Er zog bei Wallenstein's Gefolge Erkundigungen ein. Sie lieferten kein Ergebniß. Um so fester stand seine Ansicht, daß ferner Nichts geschehen sei, was Wallenstein zu solchen Worten berechtige.

Demgemäß gewährte er als Mann von Wort die Bitte der welfischen Herzöge. Er gewährte sie sogar auch dann, als zur selben Zeit Friedrich Ulrich den Kaiser ersuchte, daß Tilly seine Besatzung aus Wolfenbüttel abberufe. Tilly mochte dies Gesuch des bedrängten Herzogs mit der Bitte entschuldigen, daß auf diese Weise der gefährliche Pappenheim entfernt werde. Wie vorauszusehen, schlug Tilly diese letztere Bitte ab, weil ihm für die abzuführenden Truppen kein anderes Land offen stand. Dagegen entsprach er der Bitte des Herzogs um Verwendung im vollsten Maße, und zwar so sehr, daß Tilly die Bitte des Herzogs Friedrich Ulrich zu seiner eigenen machte. Den Anklagen, welche Wallenstein und Pappenheim mit den treulosen Räthen des Herzogs Friedrich Ulrich in Wien vorbrachten, stellte derselbe Mann, für welchen jene das Fürstenthum Calenberg als Frucht des Gelingens ihrer Anklagen zu erlangen strebten, sein gewichtiges und vollgiltiges Zeugniß entgegen, daß der Herzog Friedrich Ulrich nach dem einmal abgeschlossenen Vertrage, nach seiner Umkehr zu Recht und Pflicht in dieser Treue und diesem Gehorsam gegen den Kaiser wankellos sich bewährt habe. Und eben darum bat Tilly: der Kaiser wolle den Herzog Friedrich Ulrich seiner Beschwerden entheben. Er werde dafür dem Kaiser dankbar sein, wie für eine Gunst an ihm selbst.

So holperig ungelenk, ja barbarisch die Canzleisprache Tilly's ist, so dürfte doch im Interesse dieses Mannes und seiner Sache es nicht ohne Interesse sein, seine Bitte an den Kaiser in seinen eigenen Worten zu vernehmen. Nachdem er zuerst entwickelt, daß und wie Friedrich Ulrich ihn ersucht, fährt er fort:

„Ob ich nun wohl außer allem Zweifel setze, E. K. M. werden höchstgedachten S. F. G. in solchem ihrem höchstangelegenen Suchen, auch ohne diese meine gehorsamste Vorbitte, allergnädigst zu gratificiren geneigt sein, dieweil aber jedoch S. F. G. in dieser meiner geringfügigen Intercession ein sonderbares, steifes Vertrauen gesetzt: als habe ich dieselbe zu ertheilen, um so viel weniger Bedenken getragen, weil E. K. M. Milde, Clemenz und allergnädigste Affection gegen mehr hochgenannte S. F. G. ich aus höchst ermeldetem an mich ergangenem kaiserlichem Rescripte zu sattem Genügen vernommen, darin Sie S. F. G. für einen gehorsamen, devoten und beständigen Fürsten allergnädigst erkennen, wie denn solche Sr. F. G. kaiserliche Treue und Fidelität sich bis hierher in der That dermaßen sehen und prüfen lassen, daß S. F. G. was sie an Land und Leuten gehabt, bei E. K. M. und deren Armada treuherzig aufgesetzt und mitgetheilt, also daß wohl zu glauben, S. F. G. die Conservation ihres fürstl. Standes nunmehr, da der jetzigen klagenden Beschwerung das suchende kaiserliche Remedium nicht gedeihlich widerfahren sollte, inmaßen sie bei mir ganz bedauerlich erwähnen lassen, zumal schwer fallen thue: Gelangt demnach an E. K. M. meine allerunterthänigste und hochfleißigste Bitte: Sie geruhen, oftgedachte S. F. G. kraft obangezogener bestätigter Accordaten (d. h. der vom Kaiser bestätigten Zusicherung Tilly's vom Jahre 1626) der klagenden hohen Beschwerungen allergnädigst wiederum zu entheben, damit sie sich ihrer bisher in der That erzeigten, beständigen Devotion und dieser meiner wohlmeinlichen allerunterthänigsten Fürbitte fruchtbarlichen Genuß empfunden zu haben, erfreuen mögen."

„Solches wird S. F. G. in ihrer getreuesten Fidelität hoch animiren und bestätigen, und bin es um K. M. ich meines Ortes auf's höchste und äußerste zu verdienen, zeitlebens willig und bereit."

Stade, den 17. Mai 1629.

Johann Grave von Tilly.

Ein solches Gesuch und Fürwort Tilly's durchschnitt alle Pläne und Hoffnungen Wallenstein's und Pappenheim's. Wenn Tilly weniger ehrenhaft gewesen wäre, wenn er nur angenommen hätte, was ihm geboten wurde, ohne sich um die Motive des Nehmens und Gebens zu kümmern, wenn er nur so gehandelt hätte, wie unter uns schwachen Menschen von zehn sicherlich neun handeln würden: so fand dann Norddeutschland eine compacte Macht unter den drei ersten Feldherren, und wer konnte dann ermessen, welche Gestalt das deutsche Reich annehmen würde! —

An seinem Rechte der kaiserlichen Schenkung dagegen hielt Tilly fest. Der Dänenkönig trat damals in dem Frieden zu Lübeck seine Ansprüche auf einige Aemter des Herzogs Friedrich Ulrich ab. Der Kaiser überwies diese Ansprüche an Tilly, und dieses Recht ließ sich der Feldherr nicht nehmen.

Also handelte Tilly. Und auf diesem Manne ruht noch heute der Haß, die Verwünschung so vieler Deutschen! Man hält uns entgegen: alles Andere mag sein; aber Magdeburg ist das Brandmal an seinem Namen, ein unvertilgliches. Dennoch dürfte es die Frage sein, ob dies Brandmal diesem Manne gebührt, oder einem anderen. Man wird uns so viel zugeben, daß die absichtliche grausame Zerstörung der Stadt Magdeburg nach den von uns gebrachten Zeugnissen über das sonstige Verhalten dieses Mannes ein psychologisches Räthsel sein würde. Auch darf diese Meinung wissenschaftlich als längst beseitigt angesehen werden. Vor hundert Jahren schon kam der Magdeburger Geistliche Calvisius ohne bemerkbare Zuneigung für Tilly aus den betreffenden Actenstücken zu der Ansicht: es sei wohl zu glauben, daß Tilly von Anfang an nicht die Absicht gehabt, die Stadt so jämmerlich zurichten zu lassen. Im Wesentlichen sieht sich der letzte Geschichtschreiber von Magdeburg, F. W. Hoffmann, zu derselben Meinung genöthigt: die Zerstörung von Magdeburg lag nicht in Tilly's Plane.

Diese Ansicht löst indessen den Knoten der räthselhaften Zerstörung nicht. Sie macht ihn nur noch verschlungener. Die alte Tradition wälzte Tilly alle Schuld und bösen Willen zu. Immerhin war das unrichtig: es schien doch ein fester Halt, man glaubte zu wissen wo und wie. Die Ansicht dieser Magdeburger Historiker führt auf das Feld der Annahmen und Vermuthungen. Wenn Tilly die Zerstörung nicht wollte: wie konnte sie da geschehen? Wie konnte sie geschehen in solcher Weise? Halten wir uns nur einige unzweifelhafte Thatsachen vor. Erst nach zehn Uhr Morgens ist die Stadt in den Händen der Kaiserlichen. Das Feuer geht an. Es ist da noch windstill. Um 11½ Uhr schon wagen kaiserliche Officiere nicht mehr, in der brennenden Stadt zu bleiben. Nach 12 Uhr, zwei Stunden also nach der Einnahme, muß die Plünderung aufhören wegen Lebensgefahr der Truppen selbst vor dem Feuer. Wer hat das gethan? Der Feldherr Tilly? Er, der bis

zum letzten Augenblicke sich alle ersinnliche Mühe gegeben, die feste, mit reichen Vorräthen wohl versehene Stadt unversehrt in seine Hände zu bekommen, sollte selber da sie opfern, wo er anscheinend dies Ziel erreicht? Es ist undenkbar. Aber die Soldaten? Es war ihr Interesse, die Stadt zu plündern und nicht, sie zu verbrennen. Tilly zog sie nachher nicht zur Rechenschaft, als ob sie seinen Plan, die feste Stadt mit ihren Vorräthen unversehrt zu bekommen, vereitelt hätten. Haben es denn die Bürger gethan, d. h. die ansässige, wohlhabende, die eigentliche Bürgerschaft? Aber der Brand verzehrte nicht bloß die bewegliche Habe, die vor der Gier der Soldaten nicht mehr zu retten war, sondern auch Häuser und Obdach. Wer denn hat es gethan? Wer hat Magdeburg verbrannt?

Die Antwort wird dahin lauten müssen, daß nach Maßgabe der Natur menschlicher Dinge die Brandlegung von Magdeburg nur von einem Solchen ausgehen konnte, der mehr Vortheil als Schaden davon erwarten durfte, daß Magdeburg in Asche lag. Es würde sich dann aber zugleich auch mit Nachdruck die Frage erheben, ob einem solchen Verdachte, der nach dem Satze des cui bono? geltend gemacht würde, auch irgend welche äußere Stützpunkte sich geben ließen. Der Zweck einer solchen Untersuchung erfordert das Aufsteigen zu den ältesten und unmittelbaren Quellen. Die Bäche von daher fließen sehr trüb und schlammig.

Der Raum gestattet uns hier nicht eine solche Untersuchung. Nur eins müssen wir bemerken. Eben so wie eine genauere Besichtigung erweist, daß ein viel geschmähter Mann dort rechtschaffen, mild und duldsam war, wo die irregeleitete Nachwelt ihn für habgierig, grausam und fanatisch hält: so mag vielleicht auch die geschichtliche Forschung, aber freilich auch nur diese, erweisen können, daß andere Personen, welche eine gleichfalls irregeleitete Nachwelt für groß, edel und gut hält, in Wahrheit nicht diese Eigenschaften besaßen, sondern andere.

Die Faustkämpfe in England.

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in England der Gebrauch der strengen Sonntagsfeier aufkam, entwickelte sich daraus in seltsamem Zusammenhange die bekannte Leidenschaft der Engländer für den Faustkampf. Dornford, ein Londoner Bürger und Mitglied des Unterhauses, der sich durch pietistische Reden und Schriften ein gewisses Ansehen erworben hatte, eiferte so lange und unermüdlich mit Wort und Schrift gegen die Entheiligung des Sonntags, bis einige einflußreiche Personen sich ihm anschlossen und die Sache vor den König brachten. Nun erschien eine Proclamation vom Throne, welcher zahllose Verordnungen von allen Corporationen in ihren Districten folgten, die alle darauf hinausgingen, den Sonntag zu einem Tage des Nichtarbeitens und Nichtbelustigens, aber damit noch keineswegs der wahren Gottesverehrung zu machen. Man nahm dabei weder darauf Rücksicht, daß die der englischen Nation ohnehin eigenthümliche Anlage zur Melancholie neue Nahrung erhielt, noch darauf, daß den niedern Volksclassen mit dem Sonntagsvergnügen zugleich alle aufheiternde Unterhaltung genommen war. Der Tanz, die Musik, die Schauspiele, ja selbst das Verkaufen nothwendiger Bedürfnisse waren an diesem Tage schon früher untersagt worden, jetzt wurde dies Verbot in so weit verschärft, daß man die öffentlichen Gärten schloß, alle Musik in Privatwohnungen untersagte und den armen Barbier strafte, der am Sonntage den Bart stutzte. Trotz dieser Verordnungen waren die Kirchen nicht fleißiger besucht als früher, die Andacht des Volkes wurde nicht größer, und die Sitten verbesserten sich nicht durch die neue Strenge. Dagegen griff zur selben Zeit eine Kampfwuth um sich, von welcher alle Stände erfaßt wurden, und wobei besonders das Boxen mit Fäusten, eine rohe, halbverschollene Sitte, auf's Neue aufkam. Diese Belustigung war nämlich in der königlichen Proclamation über die Sonntagsfeier nicht erwähnt worden, konnte daher stattfinden und mußte in natürlicher Folge bald alles andere Vergnügen ersetzen.

Humphries und Mendoza waren damals in England die größten Virtuosen im Faustkampf. Im Januar 1788 hielten diese Beiden ein Hauptgefecht in einem Flecken unweit London, wozu vorher Ankündigungen vertheilt wurden, in welchen die Bedingungen des Kampfes angegeben waren. Fünfzig Pfund Sterling waren als Kampfpreis festgesetzt, und während nach den sonst üblichen Regeln das Niederstürzen nicht als Niederlage betrachtet wurde, sondern nur allein eine Aeußerung des einen Kämpfers, oder das physische Unvermögen, denselben fortzusetzen, den Sieg bestimmte, so sollte hier der Fallende allen Anspruch auf den Preis verlieren. Zum Kampftheater wurde ein Viereck von vierundzwanzig Fuß bestimmt und nur den Schiedsrichtern und Secundanten die Betretung desselben gestattet. Das Eintrittsgeld der Zuschauer sollte zwischen den Kämpfenden vertheilt werden.

Der Kampf fand unter einem ungeheuern Zulauf Statt. Alle Gesellschaftsclassen fan-

den sich unter den Zuschauern vertreten, und die berühmtesten Faustkämpfer waren die Secundanten. Um ein Uhr bestiegen die Kämpfer unter lautem Zuruf das Gerüst, schüttelten sich nach Boxersitte die Hände, als Zeichen freundschaftlicher Gesinnung, und entkleideten sich bis zum Gürtel. Hierauf schlugen sie auf einander los. Anfangs neigte sich der Sieg auf Mendoza's Seite; endlich aber glückte es Humphries nach einem halbstündigen Kampfe seinem Gegner einen Kunstfaustschlag unter dem linken Ohr anzubringen, wodurch der Sieg entschieden wurde. Mendoza stürzte zu Boden und lag in seinem Blute, fast sinnlos und ohne Athem, so daß er auf die Frage des Humphries, ob er nicht mehr kämpfen wollte, nur durch Zeichen eine verneinende Antwort geben konnte. Er war so übel zugerichtet, daß er als halbtodt weggetragen werden mußte; Humphries dagegen wurde von seinen Freunden als Sieger im Triumph auf den Schultern davongetragen. Einige Juden, die auf Mendoza, als ihren Religionsgenossen, gewettet hatten, verloren bei seiner Niederlage 50,000 Pfund Sterling. Mendoza schrieb jedoch seinen Sturz dem Zufall zu und forderte seinen Gegner in öffentlichen Zeitungen auf, den Kampf, sobald er wieder hergestellt sein würde, zu erneuern. Humphries, der trotz seines Sieges der schlechtere Kämpfer war, ging unter gewissen Bedingungen darauf ein, und zwar, wie er sagte, bloß um Mendoza gefällig zu sein. Die Einnahme wurde inzwischen brüderlich getheilt und betrug 200 Pfund Sterling.

Bald nachher eröffneten die beiden Kämpfer öffentliche Schulen in London, wo Faustkämpfer nach Regeln gebildet wurden. Hier lernte man methodisch die Kunst, dem Gegner die Kinnlade auf eine geschickte Art zu zerschmettern, die Augen auszuschlagen und die Rippen zu zerbrechen. Jeder der Beiden hatte seine eigene Manier und seine besondern Anhänger. Endlich erstand auch eine Literatur des Faustkampfs; die Theorie desselben wurde sinnreich entwickelt und die einzelnen Helden nach Schulen geordnet und beurtheilt.

Eines Tages besuchte Humphries in Begleitung vieler seiner Anhänger die Kampfschule des Mendoza. Er wurde dort wie ein Fürst empfangen; man räumte ihm den besten Platz ein und dankte ihm für die Ehre, die er der Akademie durch seine Gegenwart erwies. Humphries blieb nur einige Augenblicke höflich, dann sprang er plötzlich auf das vier Fuß erhöhte und mit einer eisernen Ballustrade umgebene Theater und verlangte, daß der noch nicht wieder hergestellte Mendoza sich mit ihm von Neuem schlagen solle. Mendoza entschuldigte sich mit seinem kraftlosen Zustand und seinen offenen Wunden, versprach aber, wenn seine Gesundheit es gestatte, in sechs Monaten zu boxen. Humphries bestand auf einer bestimmten kurzen Frist, krank oder gesund, und da Mendoza sich weigerte, schieden sie in Feindschaft von einander.

Der Ehrgeiz, die erlernte Geschicklichkeit im Faustkampf auch zu beweisen, nahm bald in London überhand. Männer aus der guten Gesellschaft nahmen keinerlei Bedenken, sich mit dem Auswurf des Pöbels herum zu balgen. Ein Hauptmann von der königlichen Garde befaustete sich am hellen Tage nach den Regeln der Kunst mit einem Straßenkutscher und mußte zuletzt abgebläut und ausgezischt abziehen. Auf einem öffentlichen Marktplatz beleidigte ein Eseltreiber einen Mann von Ansehen und forderte ihn sodann zum Faustkampf heraus. Auf die Frage, für welchen Preis er sich schlagen wolle, erwiederte der Eseltreiber, er habe kein baar Geld, allein sein Esel und dessen Ladung von Gemüse sei anderthalb Guineen werth. Sein Gegner legte anderthalb Guineen nieder und der Kampf begann. Nach zwanzig Minuten unterlag der Eseltreiber, worauf der Sieger auf der Stelle den Esel nebst der Ladung verkaufte und das daraus gelöste Geld unter die Armen vertheilte.

Uebrigens wechselten nicht selten heitere Vorfälle mit sehr ernsten. Ein Lehrling des Faustkampfs schlug einmal seinem Gegner zwei Rippen entzwei und richtete ihn überhaupt so übel zu, daß er den folgenden Tag starb. Vor einer Menge Personen von Rang, worunter sich auch der Prinz von Wales befand, fochten zwei Virtuosen in der Faustkunst: Earl und Tyne, ein Schuster und ein Schneider. Sie fochten dreiviertel Stunden, bis der Schuster todt zu Boden stürzte. Er hinterließ eine arme Frau und vier hilflose Kinder, deren sich der Prinz von Wales annahm. Bei einem andern Kampf bekam einer der Gegner während des Gefechts Convulsionen, wurde jedoch durch das Zujauchzen der Zuschauer aufgemuntert und setzte den Kampf fort, bis er todt niedersank.

Die Faustkämpfe brachten damals fast ganz die Duelle mit Degen und Pistolen aus der Mode, wogegen sie andere seltsame Kampfarten erzeugten. So traten zwei Brauerknechte in London auf und kämpften nur mit dem Kopf, ohne ihre Hände zu brauchen. Sie hatten die Arme kreuzweis vor der Brust über einander geschlagen und stießen sich mit der Stirn in's Gesicht, auf Brust und Magen, bis das Blut floß. Dieser Stoßkampf dauerte über eine Stunde und veranlaßte beträchtliche Wetten unter den zahlreichen Zuschauern.

Friedrich der Große
und sein Verhältniß zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens.
Von K. Biedermann.

Zweiter Artikel.

Einleitung.

Alles, was wir im ersten Hauptabschnitte dieser Betrachtungen von Friedrich's Verhalten gegenüber dem deutschen Geistesleben und insbesondere der deutschen Literatur angeführt, faßt sich zusammen in dem, was man als den negativen oder indirecten Einfluß des großen Königs auf die Entwicklung des geistigen oder literarischen Lebens seiner Nation zu bezeichnen pflegt. Es ist wahr: durch seine Nichtbeachtung der deutschen Literatur zwang er diese, sich auf die eigenen Füße zu stellen und des höhern Schutzes zu entbehren; durch die Strenge seines Urtheils über sie spornte er alle bessern Kräfte an, dieses so ungünstige Urtheil durch bedeutende Leistungen zu entkräften; durch die einseitige Bevorzugung endlich, die er dem französischen Geschmack zu Theil werden ließ, trug er grade dazu bei, die Opposition gegen dieses fremdländische und das Bewußtsein des eigenen, bessern Wesens in den Deutschen wachzurufen.

So faßt man Friedrich's Stellung und Bedeutung gegenüber der deutschen Literatur gewöhnlich auf; so faßte er selbst sie auf in jener Aeußerung gegen Mirabeau: „Welchen größern Vortheil hätte ich der deutschen Literatur bringen können, als daß ich mich nicht um sie kümmerte?“ Aber alles das hier Aufgezählte hat nicht Friedrich allein, haben nahezu die meisten deutschen Fürsten vor ihm und neben ihm gethan. Fast an allen deutschen Höfen war das Ausländische dem Einheimischen vorgezogen, waren die Erzeugnisse deutschen Geistes entweder gar nicht gekannt oder verachtet, wohl gar verspottet, waren deutsche Gelehrte und Schriftsteller über die Achsel angesehen und weder durch Auszeichnungen ermuntert, noch durch Belohnungen in ihrem sauren Geschäfte unterstützt.

Der Unterschied bestand nur darin, daß es hier eben ein Friedrich war, der gleichsam den Geist der Nation zum Wettkampfe mit sich — einem so gewaltigen und ebenbürtigen Gegner — herausforderte; daß man es am Hofe des großen Königs nicht mit jener geistesbankerotten Fürsten- und Höflingswirthschaft zu thun hatte, wie sie Friedrich selbst (in dem früher angeführten Briefe an Voltaire) so treffend gekennzeichnet, sondern mit einem Monarchen, der ein solcher auch im Reiche des Geistes war, und mit einer Tafelrunde, die, mochte sie immerhin andere Wege gehen, als welche der deutsche Genius einzuschlagen gebot, doch als ein höchst beachtenswerther Verein bedeutendster Kräfte sich darstellte, daß also die strebsamen Geister des Inlandes sich hier zugleich angezogen und abgestoßen, jedenfalls aber zu einem Wettstreite der seltensten Art herausgefordert fühlten. Fürwahr, wäre nicht Friedrich in vielen andern Beziehungen so groß gewesen, sein abweisendes und zurückstoßendes Verhalten gegen die deutsche Literatur, seine Verkennung, seine Mißachtung, sein Tadel dieser hätten bei Weitem die Bedeutung nicht gehabt, die sie grade wegen seiner großen Persönlichkeit hatten.

Aber es gibt auch neben jenem negativen und indirecten einen sehr positiven und directen Einfluß Friedrich's auf die Entwicklung des deutschen Geistes, einen Einfluß, den man nach unserer Meinung bisher viel zu wenig erkannt und beachtet hat.

Friedrich's eigene literarische Thätigkeit.

Man könnte versucht sein, hier zunächst an die eigenen literarischen Productionen Friedrich's II. zu denken, deren umfang- und inhaltreiche Sammlung gegenwärtig durch die dankenswerthe Fürsorge und Municicenz eines erlauchten Nachfolgers jenes großen Monarchen und durch den patriotischen Eifer sachkundiger Männer in vollständiger, wohlgeordneter und sorgsam geprüfter Ausgabe der Nachwelt zugänglich gemacht wird. Allein aus leicht begreiflichen Gründen blieb die Wirkung dieser, insgesammt in französischer Sprache abgefaßten Schriften des Königs in literarischer Beziehung damals eine sehr eingeschränkte, im Ganzen kaum nennenswerthe. Seine Poesien, welche er schon frühzeitig (nicht ohne eine gewisse Autorenungeduld) veröffentlichte, — obschon sie nicht ganz so schlecht waren, wie Macaulay sie darstellt, vielmehr manche starke und wahre Empfindung enthalten, die Frucht wirklicher, meist sehr schmerzlicher Erlebnisse des königlichen Dichters — konnten doch in Deutschland, wo man eben damals sich von der französischen Dichtweise, welcher Friedrich noch ganz huldigt, abzuwenden begonnen hatte, nicht wohl einen tiefern Eindruck hervorbringen, begegneten vielmehr sogar in des Königs unmittelbarster Nähe nicht selten einer unumwundenen und scharfen Kritik.*) Seine kleinen satirischen Aufsätze, in denen er die Gebrechen der ihm

*) So z. B. in einem Aufsatze Mendelssohn's in den „Literaturbriefen“ (1760).

feindlichen Höfe — in den Jahren der beginnenden großen Coalition gegen ihn, 1753 ff. — geißelte und manche bittere Wahrheit über die Großen der Erde im Allgemeinen aussprach, erregten zwar Aufmerksamkeit und Interesse, so daß z. B. Lessing sich veranlaßt fand, Einiges davon zu übersetzen, haben aber doch eine bleibende Stelle in der Literatur auch nicht gefunden. Seine Briefe, ein schönes Denkmal eben so wohl der großen und erhabenen, als der liebenswürdigen und wahrhaft menschlichen Seiten dieses seltenen Geistes, blieben natürlich fast immer in den engsten Kreisen seiner Vertrautesten, und zwar meist ausländischer, verschlossen und wurden erst viel später dem größern Publicum bekannt. Dasselbe war mit den meisten seiner bedeutendern wissenschaftlichen Abhandlungen der Fall. Was von diesen in die Oeffentlichkeit gelangte, das interessirte durch seinen Inhalt, d. h. durch die darin ausgesprochenen Ansichten, mehr noch dadurch, daß diese Ansichten die eines solchen Königs waren, regte wohl auch eben darum bald zu Entgegnungen, bald zu bekräftigenden und zustimmenden Aeußerungen an, wie z. B. seine Vorrede zu Fleury's Kirchengeschichte, welche den bekannten Theologen Semler zur Abfassung seiner Capita selecta historiae ecclesiasticae veranlaßte, seine Abhandlung „über die Eigenliebe als Princip der Moral," welche von Steinbart bekämpft, von dem Prediger Schulz vertheidigt wurde u. s. w. Aber im Ganzen war es doch mehr das stoffliche, oder, richtiger gesagt, das persönliche Interesse, was die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Schriften des Königs hinlenkte, als die Neuheit der Ideen oder die Originalität der schriftstellerischen Form, und nur so seine und zugleich dem Geiste des königlichen Schriftstellers — diesem durchaus positiven, praktischen, auf das Reelle und für's Leben Brauchbare gerichteten Geiste — wahlverwandte Denker, wie ein Justus Möser, erkannten und empfanden die bildende und anregende Kraft, welche die Schriften Friedrich's, auch abgesehen von ihrem Stoff, schon ihrer Form und Behandlungsweise nach in sich bargen.

Von Friedrich dem Schriftsteller müssen wir also jedenfalls absehen, wenn wir uns seinen Einfluß auf die Förderung deutschen Geisteslebens deutlich machen wollen.

Friedrich's Thätigkeit für den öffentlichen Unterricht.

Auch das stellen wir noch nicht in die erste Linie dieses Einflusses, was Friedrich als Regent für die Bildung der Nation scheinbar auf directestem Wege, nämlich durch Förderung des öffentlichen Unterrichts, that. Denn auch in dieser Beziehung steht er — wenn schon in mancher einzelnen Leistung groß und bedeutend, doch weder als der Einzige, noch selber schlechthin als der Erste unter seinen Zeitgenossen da. Die preußischen Universitäten hatten sich zwar unter seiner Regierung mancher tüchtigen und einzelner glänzenden Berufungen zu erfreuen, namentlich unter der trefflichen Leitung des Ministers von Zedlitz*), dem der König ein fast unbedingtes Vertrauen und die weitesten Vollmachten in dieser Beziehung gewährte; gleichwohl wurden dieselben in vielen und wichtigen Fächern nicht nur von dem durch die liberale Sorgfalt seiner George und ihres Münchhausen rasch aufblühenden Göttingen, sondern in einer spätern Zeit sogar von dem kleinen Jena, dem unter Karl August von Weimar, Ernst II. von Gotha und Georg von Meiningen eine neue Epoche des Ruhmes aufging, zum Theil überflügelt und verdunkelt. Die freien und aufgeklärten Ideen, welche der König in dem berühmten Briefe über die Erziehung (1770) in Betreff der Verbesserung der Schulen und Universitäten aussprach, indem er namentlich die Anleitung der Jugend zum Selbstdenken, zur geistigen Freiheit und Beweglichkeit anempfahl, werden einigermaßen in den Schatten gestellt durch das von demselben Könige in der Errichtung einer besondern école des nobles befolgte System einer streng abgesonderten und exclusiven Erziehung der vornehmen Jugend auf durchaus französischem Fuße, so zwar, daß den jungen Leuten das Deutschsprechen sogar außer den Lehrstunden verboten war, so wie durch das von ihm, zumeist wohl aus fiscalischen Rücksichten (nach seinem Grundsatze, das baare Geld möglichst im Lande zurückzuhalten), erlassene Verbot des Studirens der Landeskinder auf auswärtigen Universitäten, das erste Beispiel einer derartigen territorialen Einengung der, bis dahin glücklich aufrechterhaltenen geistigen Freizügigkeit durch ganz Deutschland.

Ueberhaupt waltete der fiscalische Gesichtspunkt doch oftmals gar zu sehr bei Friedrich vor — freilich zwang ihn die Noth der Zeiten zum Sparen — und hemmte eine großartigere Förderung geistiger Zwecke. Büsching, der diesen Dingen nahe genug stand, um sie genau zu kennen, klagt, daß der König für die Universitäten nicht sonderlich viel hergegeben habe, einzelne Fälle ausgenommen,

*) Das Wirken dieses ausgezeichneten Staatsmannes hat unlängst eine verdiente Würdigung gefunden in der kleinen Schrift von A. Trendelenburg: „Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr v. Zedlitz. Eine Skizze aus dem preußischen Unterrichtswesen." (Berlin, Bethge.)

wo es ihm darauf ankam, berühmte Gelehrte entweder zu gewinnen oder festzuhalten, von denen er sich die Vermehrung des Glanzes und der Frequenz seiner Universitäten versprach, und Zedlitz sah sich durch eben diese übergroße Sparsamkeit des Königs bisweilen in die peinlichsten Verlegenheiten versetzt und in seinen besten Absichten behindert.

Was die Fürsorge des großen Königs für den niedern Volksunterricht betrifft, so zeigte sich diese in der von ihm wiederholt betriebenen Berufung von Schulmeistern aus dem Sächsischen und Altenburgischen, indem er trotz der gegentheiligen Ansichten seiner sachkundigen Rathgeber davon eine Verbesserung der Schulen auf dem Lande erwartete; allein dicht neben dieser, jedenfalls der löblichen Absicht wegen anerkennenswerthen Maßregel steht als ein abschreckendes Beispiel schädlichster Vermischung ganz ungleichartiger Zwecke die bedenkliche Benutzung der Schuldienste zur Versorgung von Invaliden.

Grade im Bereiche des öffentlichen Unterrichts sind die bedeutendsten Fortschritte unter Friedrich nicht so sehr durch seine eigenen Anordnungen, als durch die allgemeine treibende Kraft des Geistes, der von seinem Throne ausging, in's Leben gerufen oder gezeitigt worden. Wichtige Verbesserungen des Volksschulwesens in Preußen erfolgten zwar unter ihm, aber die wichtigsten doch durch die gemeinnützigen Bestrebungen von Privaten, unter denen vor Allem Resewitz und von Rochow sich bleibende Verdienste erwarben. Die Entwicklung des Realschulwesens ging aus den durch die Francke'schen Anstalten zu Halle gegebenen Impulsen hervor, ward aber allerdings gefördert und ermuthigt durch den unter Friedrich's Regierung beschleunigten Fortschritt der realistischen, insbesondere der gewerblichen Interessen. Eine andere pädagogische Frucht derselben Lebensrichtung, das sogenannte philanthropische System Basedow's, entstand sogar außerhalb der Staaten des Königs und wurde erst in ihren Absenkern von Zedlitz (nicht ganz erfolgreich) nach Halle verpflanzt. Und endlich, um zu dem höchsten wissenschaftlichen Gebiete, der Philosophie, zurückzukehren, für die man die unmittelbarste und einsichtigste Förderung von dem „Philosophen auf dem Throne" erwarten durfte, — so verdient zwar die vielberufene Rehabilitation Wolf's in sein Lehramt zu Halle als eine königliche Sühne begangenen Unrechts und als ein thatsächliches Bekenntniß der Achtung des Königs vor dem freien Denken vollkommen das laute Lob, welches die Mit- und Nachwelt diesem Acte gezollt hat; allein weit wichtiger, als diese Zurückgewinnung einer damals schon von ihrem Höhepunkte herabsteigenden Kraft, wurde für den Aufschwung des philosophischen Geistes in Preußen und Deutschland das still bescheidene, sich im Verborgenen entwickelnde, dem König selbst wohl kaum jemals bekannt gewordene, jedenfalls von keinem Sonnenstrahle seiner besondern Gunst beglänzte Wirken des großen Weisen zu Königsberg, Kant.

Friedrich's Verhalten als Regent gegen die selbständigen Regungen des geistigen Lebens seiner Zeit; seine Freisinnigkeit in Behandlung der Presse, seine religiöse Duldsamkeit und Aufklärung.

Mehr als das, was ein Regent direct für die Bildung seiner Unterthanen durch öffentlichen Unterricht, durch wissenschaftliche oder Kunstanstalten u. dgl. thut, pflegt auf die Entwicklung des Volksgeistes die Art und Weise von Einfluß zu sein, wie die selbsteigenen Regungen dieses letztern von ihm gewürdigt und behandelt werden. Die Regierung Friedrich's des Großen gibt diesem Satze eine eclatante Bestätigung. Durch Nichts steht Friedrich so hoch über fast allen seinen Vorgängern und über den meisten seiner Nachfolger auf größern und kleinern Thronen, durch Nichts scheidet die Culturperiode, welcher er den Stempel seines Geistes und seines Namens aufgedrückt hat — die fridericianische — sich so wesentlich ab von der vorfridericianischen und großentheils auch von der nachfridericianischen, als durch die freie und großartige Auffassung, mit welcher Friedrich die beiden stärksten Hebel einer kräftigen Entwicklung des Volksgeistes — die Freiheit des Denkens und Sprechens und die Freiheit der Gewissen — erkannte und in Bewegung zu setzen verstand.

Er zuerst unter allen Fürsten seiner Zeit verstattete dem Drange freier Forschung und Kritik in Fragen der Wissenschaft und der Religion einen fast unbeschränkten, in den praktischen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wenigstens einen ziemlich weiten Spielraum. Er zuerst schenkte der Presse nicht bloß Freiheit, sondern, was fast noch wichtiger war, Achtung. Bei ihm war es nicht, wie bei so manchem seiner fürstlichen Zeitgenossen, bloß eine Laune, eine vorübergehende Anwandlung von Großmuth und Freisinnigkeit oder der eitle Kitzel der Popularität, was ihn zu dieser Duldung und Werthhaltung des öffentlichen Gedankenausdrucks veranlaßte, sondern eine grundsätzliche, klare, unerschütterliche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Publicität. Während in andern deutschen Ländern die Behandlung der Presse großentheils den Stempel baarster Willkür trug und nicht selten zwischen einzelnen liberalen und vielen despotischen Maßregeln haltlos hin- und her-

schwankte, während selbst ein Joseph II. durch äußere Zeitereignisse und fremde Einflüsterungen sich in seinen freisinnigen Maximen rücksichtlich der Presse später beirren ließ, hielt Friedrich im ganzen Verlaufe seiner langen Regierung die Linie, die er sich in dieser Hinsicht von Anfang an gezogen hatte, unverrückt und ohne die geringste Schwankung fest; ja er schien, je älter er ward, desto weniger Scheu vor einer fast durch gar keine äußern Schranken eingeengten Preßfreiheit zu empfinden. Die Censur, welche er in seinen frühern Regierungsjahren ausdrücklich, obschon nach den freisinnigsten Grundsätzen, angeordnet hatte, hörte später thatsächlich beinahe gänzlich auf, indem die meisten Schriftsteller und Verleger ihre Werke veröffentlichten, ohne sie zuvor dem Censor vorzulegen. Wenn dem Könige derlei Zuwiderhandlungen zu Ohren kamen, so rescribirte er wohl: „Die Uebertreter sollten diesmal mit Strafe verschont bleiben, aber für die Zukunft sei mit Strenge über Anwendung der Gesetze zu wachen," — allein auch im Wiederholungsfalle hatte es meist bei der gleichen Entscheidung sein Bewenden.

Friedrich's Beispiel ward maßgebend für die Behandlung der Presse. Auch wo in andern deutschen Ländern nicht der eigene Drang der Freisinnigkeit dazu trieb, da glaubte man wenigstens solche affectiren zu müssen. Es galt für beschämend, wenn ein kleiner Souverän oder Halbsouverän in diesem Punkte reizbarer sein wollte, als der große Monarch, der ein Pasquill auf sich selbst niedriger hängen ließ, damit alle Vorübergehenden es mit Bequemlichkeit lesen könnten. Und obschon Friedrich der öffentlichen Besprechung von Maßregeln der innern Verwaltung oder von Acten der äußern Politik in seinen eigenen Staaten gewisse Grenzen zog, deren Ueberschreitung er nicht leicht duldete, so blieb doch der Kreis, in welchem die freie Forschung sich ergehen mochte, immer noch ein sehr weiter, und die durch ihn einmal entfesselte Presse durfte ungescheut auch von außen her die Leuchte der Kritik selber in das Bereich seiner Regierung tragen, da der König in seiner großartigen Freisinnigkeit so weit ging, auswärts gedruckte Schriften — weil sie ja doch schon einmal censirt seien — von einer Nachcensur in Preußen zu entbinden.

In Bezug auf die Freiheit des Glaubens hat Friedrich eben so wenig jemals die Grundsätze verleugnet, welche er sogleich beim Antritt seiner Regierung bekannte und bethätigte, die Grundsätze vollkommenster Duldung und Aufklärung. Wie er schon vor seiner Thronbesteigung in seinem „Antimacchiavell" es für das Zeichen und den Vorzug einer „starken Regierung" erklärte, daß sie im Stande sei, „Jedermann Gewissensfreiheit zu gewähren," und für die eines Regenten würdigste Aufgabe: „nur König zu sein und nie den Priester zu machen," — so vertrat er dieselbe Ansicht auch noch in seinen spätern Jahren, indem er dem Herzoge von Braunschweig, welcher den Satz aufstellte: „Die Religion sei doch eine starke Stütze der Autorität," erwiederte: „Mir genügen Ordnung und Gesetze. **Blinder** Gehorsam ist nur für Tyrannen: wahre Fürsten brauchen Nichts als einen vernünftigen und auf Gründen beruhenden Gehorsam." Eine seiner ersten Regierungshandlungen war jener berühmte Bescheid an seine protestantische Oberkirchenbehörde, welche sich darüber beklagt hatte, daß die Katholiken in Berlin durch ihre Schulen manche Proselyten machten: „Die Religionen müssen alle toleriret werden und muß nur der Fiscal das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue," (oder, wie er es ein anderes Mal ausdrückte, „daß sie lernen verträglich sein,") „denn," setzte er hinzu, „in meinen Staaten muß Jeder nach seiner Façon selig werden können." Und ganz eben so dachte und handelte der große König noch mehr als ein volles Menschenalter später, als er die überall, selber aus ganz katholischen Ländern vertriebenen Jesuiten in seinem Schlesien ruhig ihre Anstalten fortsetzen und ihre großen Einkünfte verzehren ließ. Mit Recht durfte er sich rühmen, daß in seinen Staaten nicht bloß die anerkannten christlichen Confessionen, sondern auch alle nur möglichen Secten, Herrnhuter, Schwenkfeldianer, Gichtelianer u. a. m., friedlich neben einander lebten und gleichmäßig zum Staatswohle beitrügen. „Da sie," sagt der König, „in Bezug auf ihre Moralvorschriften fast Alle das Gleiche lehren, so können sie Alle dem Staate gleich genehm sein." Er verlange Nichts, fährt er fort, als daß Jedermann ein guter Bürger sei. Zur Rechtfertigung dieser Regierungsmaxime fügt er den so schönen als wahren Ausspruch bei: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert, die Duldsamkeit ist eine zärtliche Mutter, welche sie gedeihen und blühen macht." Den Juden räumte er einige bürgerliche Rechte, die sie bisher entbehrt hatten, ein, obgleich im Ganzen ihr Zustand auch unter seiner sonst so aufgeklärten Regierung ein ziemlich gedrückter blieb, wie denn z. B. der Philosoph Mendelssohn, um in Berlin geduldet zu werden, sich als Commis bei einem dort seßhaften jüdischen Handelshause einschreiben lassen mußte. Es gab in jener Zeit noch gewisse Vorurtheile, denen selbst ein Friedrich sich nicht zu entziehen vermochte. Und bestehen sie nicht zum Theil noch heute — selbst in sonst hochgebildeten Kreisen?

Man hat es dem König als eine mit seiner freien Denkart schwer vereinbarliche Unduldsamkeit vorgeworfen, daß er Mendelssohn's Namen, den die Akademie zweimal zur Aufnahme in ihre Mitte vorgeschlagen, von der Liste gestrichen habe. Nach Thiébault, einem der französischen Vertrauten Friedrich's, hatte es damit eine besondere Bewandtniß. Kurz vorher war die Kaiserin Katharina von Rußland feierlich in die Akademie aufgenommen worden. Friedrich fürchtete nun, die Kaiserin selbst oder Andere in ihrem Namen möchten etwas Verletzendes für sie darin finden, wenn der zunächst nach ihr Aufgenommene ein Jude wäre.

Als Oberhaupt der protestantischen Landeskirche brachte Friedrich den Grundsatz, daß der Staat das kirchliche Leben und das religiöse Bewußtsein der Gemeinden möglichst frei sich entwickeln lassen müsse, bisweilen in einer Ausdehnung zur Anwendung, welche selbst heut zu Tage Vielen als sehr weitgehend erscheinen wird. Bei der Anstellung von Geistlichen rescribirte er mehr als einmal: Man möge dabei die Wünsche der Gemeinde berücksichtigen: „wenn er (der Pfarrer) den Bauern gefällt, muß man sie nicht chicaniren.“ Auch die Form des Gottesdienstes, die Liturgie, wollte er den einzelnen Gemeinden und ihren Seelsorgern möglichst überlassen wissen. Der Berliner Gemeinde, die gegen die Einführung eines verbesserten Gesangbuchs petitionirte, gab er frei, das alte zu behalten. Nur gegen die Unduldsamkeit der Geistlichen war er unerbittlich. „Den Fasen (Pfaffen) wird man keine Verfolgung gestatten,“ rescribirte er einmal, und er ließ es bei Worten nicht bewenden. Die Verhängung von Kirchenbußen, die eigenmächtige Ausschließung einzelner Gemeindeglieder vom Abendmahl durch die Geistlichen, die Controverspredigten gegen Andersgläubige betrachtete er als nicht zu duldende Ausschreitungen des priesterlichen Amtes und schritt dagegen mit allen Mitteln der Gesetzgebung und der Verwaltung ein. Er theilte überhaupt mit seinem Geistesverwandten Voltaire den unversöhnlichen Haß gegen die Geistlichkeit, welcher er vorwarf, daß sie die einfachen Lehren des Christenthums in Aberglauben, dessen liebevolle Moral in finstern Glaubenseifer und lieblose Verfolgungssucht verkehrt, überhaupt die Religion zu einem Werkzeuge ihrer Herrschsucht gemacht habe. Hier war es, wo der große König bisweilen selbst unduldsam ward, indem er jene Achtung gegen fremde Glaubensansichten, welche von der wahren Toleranz unzertrennlich ist, verleugnete, nicht nur verachtungsvoll von dem sprach, was Andern heilig war, sondern auch religiöse Meinungen, die er von seinem Standpunkte aus für beschränkt ansah, zum Gegenstande einer ganz ähnlichen Verfolgung machte, wie die war, deren er die geistlichen Zeloten anklagte. Das Aergste dieser Art war jener an den Prediger Francke zu Halle, den Sohn Hermann August Francke's, gerichtete Befehl, die Komödie zu besuchen und darüber, daß dies geschehen, ein Zeugniß vom Schauspieldirector beizubringen. Der König wollte dadurch den, wie er meinte, aus falscher Bigotterie hervorgegangenen Eifer strafen, mit welchem Francke die Entfernung der Komödianten aus Halle wegen ihres schädlichen Einflusses auf die Sitten der akademischen Jugend betrieben hatte, und den Studenten, denen derselbe den Besuch der Komödie hatte verboten wissen wollen, eine „Satisfaction“ geben. Die Maßregel war eines Königs und vollends eines so aufgeklärten und toleranten Königs im höchsten Grade unwürdig. Auch fand sich Friedrich durch die dringenden und freimüthigen Vorstellungen von Männern, die er hochschätzte, veranlaßt, zwar nicht direct die Verordnung zurückzunehmen, wohl aber stillschweigend von deren Ausführung abzustehen und sich mit einer kleinen Geldbuße Francke's wegen seines Ungehorsams gegen den königlichen Befehl zu begnügen.

Ueberhaupt ist nicht zu leugnen, daß der Einfluß von Friedrich's religiöser Toleranz auf seine Zeitgenossen und auf sein Volk ein noch weit stärkerer und zugleich ungetrübterer gewesen sein würde, wenn diese Toleranz sich nur als die Frucht einer grundsätzlichen Achtung des großen Monarchen vor dem religiösen Gefühl des Einzelnen und nicht zugleich als die Wirkung einer gewissen Gleichgiltigkeit, wenn nicht Verachtung gegen jede Art von Glauben dargestellt hätte. Die Frage, was Friedrich geglaubt oder nicht geglaubt, kann hier unmöglich eingehend erörtert werden: gewiß ist, daß Friedrich das Bedürfniß irgend einer positiven Form des Glaubens oder des Cultus weder selbst empfand, noch auch bei Andern genugsam respectirte, um nicht seinem freigeisterischen Spott gegen das, was ihm Aberglaube und leeres Formelwesen schien, oftmals auf eine nicht wohl zu rechtfertigende Weise den Zügel schießen zu lassen.*)

*) Sogar in seinen amtlichen Erlassen vermochte Friedrich der Große diesen spöttischen Ton nicht immer zu unterdrücken So rescribirte er in dem schon oben erwähnten Falle wegen des Gesangbuchs: „Wenn die Leute noch länger „Nun ruhen alle Wälder“ und ähnliches dummes und thörichtes Zeug singen wollen, so soll man sie gewähren lassen.“ Als unter der Geistlichkeit in Neufchatel ein Streit wegen des Dogmas von den ewigen Höllenstrafen ausgebrochen war und er veranlaßt ward, deswegen einzuschreiten, resolvirte er: Er habe Nichts dawider.

Die Folge war, daß einestheils sein Beispiel und seine Autorität in weiten Kreisen des Volkes eine Gewöhnung des oberflächlichen Absprechens und Spöttelns über alle Angelegenheiten der Religion großzog, welche ernstere Geister mit Besorgniß erfüllte, anderntheils die strengern Glaubensrichtungen sich nur um so schroffer in sich abschlossen und verhärteten, so daß in demselben Berlin, dessen frivolisirender Ton selber einen Freidenker wie Lessing anwiderte, ein Nicolai durch die Masse von abergläubischer Bornirtheit, Mysticismus und Zelotismus erschreckt ward, welche er an diesem Sitze der Aufklärung zusammengeballt fand.

Gesammteindruck von Friedrich's Persönlichkeit und Denkweise auf die Nation und Rückwirkungen davon auf den Nationalgeist.

Was Friedrich für die Entfesselung der Geister, für die Verbreitung der Aufklärung im Politischen wie im Religiösen that, war jedenfalls von bedeutendstem, nachhaltigstem Einfluß, aber es war weder das Einzige, noch, wenn wir recht sehen, das Größte, was von ihm aus für die Neubelebung und Entwicklung des Nationalgeistes geschah. Große Geister wirken auf ihre Zeit nicht bloß durch das, was sie **thun**, sondern fast mehr noch durch das, was sie **sind**, durch den **Gesammteindruck** einer gewaltigen, anregenden, fortreißenden **Persönlichkeit**. Und niemals war eine Zeit oder ein Volk für solche persönliche Einwirkungen empfänglicher, als das deutsche Volk zu der Zeit, wo Friedrich auftrat. Die Deutschen waren seit dem dreißigjährigen Kriege eine eminent monarchische Nation geworden. Wir meinen damit nicht bloß, daß sie im Politischen jede selbständige Bewegung verlernt und sich gewöhnt hatten, Alles nur von oben zu erwarten, in Allem den von oben ausgehenden Winken blindlings zu gehorchen, sondern daß das ganze Denken und Fühlen der Nation, ihr gesellschaftliches wie ihr sittliches, ja in vieler Beziehung selber ihr geistiges Leben denselben monarchischen Zug der Abhängigkeit und Unselbständigkeit angenommen hatte. In diese an Autoritäten so gläubige Zeit nun trat Friedrich hinein mit einer Persönlichkeit, welche zu Allem, was man bis dahin an solcher Stelle zu erblicken gewohnt gewesen war, den schneidendsten Gegensatz bildete.

Man vergegenwärtige sich nur einmal die Physiognomie der deutschen Höfe, wie sie bis zu Friedrich's Auftreten mit wenigen Ausnahmen die allgemein herrschende war!

Der Fürst in der Regel ein weichlicher, üppiger, verschwenderischer Sultan, oder ein geistesträger, unwissender, bloß seinen persönlichen Launen und den Einflüsterungen seiner Hofleute nachgebender Despot; die Umgebungen des Fürsten meist geistlose, servil schmeichlerische, gemein egoistische Creaturen; das Leben an diesen Höfen ein ewiger Taumel von Ergötzungen, oft der läppischsten, nicht selten der sittenlosesten Art; die öffentlichen Angelegenheiten neben den Privatvergnügungen des Fürsten als bloße Bagatellen oder als lästige Störungen angesehen, leichtfertig in den kurzen Pausen der täglichen Zerstreuungen behandelt, auch wohl gänzlich dem Schalten und Walten der nicht immer gewissenhaften Beamtenschaft und dem Schlendrian eines verrosteten Canzleimechanismus überantwortet; der Staat überhaupt nur als eine Domäne des Fürsten betrachtet, das Volk als ein dienendes Werkzeug seiner Zwecke und seiner Leidenschaften, als eine Schafheerde — wie sich ein Schriftsteller der damaligen Zeit ausdrückt —, die zu scheeren und zu schinden das wohlerworbene Hoheitsrecht des Landesherrn sei; die öffentliche Meinung — dieses zweite Gewissen der Fürsten — entweder gewaltsam unterdrückt oder vornehm gleichgiltig mißachtet: — das war mehr oder weniger das gleichmäßige Bild fast aller, namentlich aber der mittlern und kleinern deutschen Staaten.

Preußen allerdings hatte schon unter dem Vater Friedrich's des Großen eine Ausnahme davon gemacht, allein das Regierungssystem und die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's I. waren wiederum nach der entgegengesetzten Seite hin so exceptioneller und excentrischer Art, standen so sehr mit allen Anforderungen der allgemeinen Zeitbildung im schreiendsten Widerspruch, daß sie namentlich auf die geistigern Elemente der Nation unmöglich einen anregenden oder bildenden Einfluß üben konnten.

Nun aber trat in diesem größten protestantischen Staate Deutschlands ein junger König auf die Bühne, in der vollen Kraft blühender und doch gereifter Jugend, ein König, dem der Ruf eines hochgebildeten, vielseitig strebenden Geistes und eines starken, in der Schule der Leiden gestählten Charakters vorausging. Man wußte, mit welcher Energie dieser Prinz als noch ganz junger Mann die Freiheit selbsteigener Entwicklung und das unveräußerliche Recht eines strebenden Geistes auf die Befriedigung seiner höhern Bildungsbedürfnisse gegen die kurzsichtigen und

---

wenn die „Fasen" ewig verdammt sein wollten. Bekannt ist, wie Ziethen einmal den König, der ihn mit einem frivolen Ausdruck wegen seiner Theilnahme am Genuß des Abendmahls aufzog, sehr ernst zurechtwies und der König beschämt ihn um Verzeihung bat.

rohen Anforderungen eines maßlos herrischen Vaters vertheidigt, wie er aber selbst in diesem Kampfe äußerster Nothwehr dennoch weder die schuldige Pietät des Kindes, noch die Pflichten des einstigen Herrschers aus dem Auge gesetzt hatte. Man wußte, daß er nicht bloß seinem Vater zu Gefallen die Details der Verwaltung und den äußern Mechanismus des Militärreglements bis auf's Kleinste studirt, sondern daß er auch aus selbsteigenem Antriebe und aus einem viel weitern Gesichtspunkte mitten in dem scheinbar leichtfertigen und zerstreuenden Leben von Rheinsberg die höchsten Ideen der Politik, des Staats- und Völkerrechts, der Kriegskunst, der Verwaltung in sich aufgenommen und sich ganz zu eigen gemacht hatte. Man wußte, daß er Künste und Wissenschaften liebte und schätzte, daß er die Schriften Wolf's eifrig las, die freien Ansichten Bayle's und Locke's kannte und verehrte, und mit allen hellsten Geistern des Auslandes, den Vorkämpfern der Toleranz, der Vernunft, der Humanität, des Gemeinwohls und der Achtung vor den allgemeinen Rechten des Menschen, in lebhaftem Verkehr stand. Fast in demselben Augenblicke, wo er den Thron bestieg, erschien, anonym zwar, aber zweifellos ihm zugeschrieben, sein „Antimacchiavell," eine eben so scharfsinnige als von den edelsten Gesinnungen dictirte Widerlegung der vielberufenen Schrift des Florentiners. Darin las man mit Erstaunen und Entzücken Aussprüche wie folgende, die überall und unter allen Umständen Aufsehen hätten erregen müssen, für einen deutschen Prinzen aber und in der damaligen Zeit wahrhaft unerhört erscheinen mußten:

„Der Fürst, weit entfernt, der uneingeschränkte Herr seines Volks zu sein, ist Nichts als der erste Diener (Domestique) desselben."

„Die wahre Politik der Könige ist die Politik des ehrlichen Mannes: — gut und gerecht sein" u. a. m.

Und diesen Worten entsprachen sogleich die ersten Regierungshandlungen des jungen Monarchen: die Zurückberufung des von Friedrich's Vater verbannten Philosophen Wolf — begleitet von der denkwürdigen Erklärung: „Ein Mensch, der die Wahrheit liebt und sucht, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden," — die Verkündigung der ausgedehntesten religiösen Duldung, die Aufhebung der Tortur, die Sicherung des Eigenthums der Unterthanen gegen fiscalische Willkür, die vom Könige persönlich sofort nach seinem Regierungsantritte getroffene Fürsorge für die Herstellung einer gut geleiteten und freisinnigen Presse, sowohl auf dem politischen als auf dem wissenschaftlichen Gebiete, u. a. m. Dieser König, der die Genossen seiner etwas wilden Jugend zu Rheinsberg, von denen Einzelne wohl wie Shakspeare's Fallstaff jetzt recht ihre Zeit gekommen wähnten, mit den Worten in die gebührenden Schranken zurückwies: „Die Narrenspossen haben nun ein Ende!" und alsbald nach seiner Thronbesteigung an Voltaire schrieb:

„Von nun an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein."

der aber auch im gleichen Momente dem alten Dessauer, als dieser ihn um die Fortdauer seiner Stellung und seines Einflusses bat, erwiederte: „Das Erstere sichere er ihm zu, aber einen Einfluß werde unter seiner Regierung Niemand haben," als er selbst, und der dieses stolze Wort sofort bethätigte, indem er die ganze Regierung nach innen und außen, auf den geistigsten wie auf den materiellsten Gebieten, in seine alleinige Hand nahm, den Geringsten im Volke mit seinen Anliegen persönlich anhörte oder seine Eingabe las und eigenhändig beschied, aber auch die verwickeltsten diplomatischen Negociationen ohne Dazwischenkunft eines Ministers von seinem Cabinete aus leitete — dieser König, der die verkörperte Thätigkeit, Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit war, der früh um drei Uhr aufstand, um zu arbeiten, und erst am späten Abend sich Ruhe von den Geschäften gönnte, nicht um müßigen Zerstreuungen oder kostspieligen Lustbarkeiten nachzuhängen, sondern um durch gewählte Lectüre, geistvolles Gespräch oder eigene Productionen in Poesie und Musik seinen Geist fortzubilden und sich frische Kraft und Lust für die Anstrengungen des nächsten Tages zu sammeln; der statt des eiteln Prunkes, womit andere Fürsten sich umgaben, seine Größe in der höchsten Einfachheit suchte — das war ein so ganz einziges, noch gar nicht dagewesenes Phänomen, daß man sich nicht verwundern dürfte, wenn sein Auftreten in den Anschauungen und Ideen, in dem ganzen Denken und Fühlen der Nation eine völlige Revolution hervorgebracht hätte. Wenn Solches nicht sogleich in dem Maße, wie man erwarten sollte, der Fall war (so weit man aus zeitgenössischen Mittheilungen darüber urtheilen kann), so lag der Grund hiervon wohl theils in der Neuheit der Erscheinung selbst, auf die man so gar nicht vorbereitet war und deren ganze Bedeutung man erst allmälig zu fassen vermochte, theils in dem Umstande, daß Friedrich fast unmittelbar nach seiner Thronbesteigung und ehe er noch alle Strahlen seines Geistes in Bezug auf die Regierung seiner Staaten entfalten konnte, durch kriegerische Unternehmungen auf ein anderes Gebiet abgerufen ward. Dieser Krieg selbst, in

den sich Friedrich so plötzlich stürzte, war ein Eroberungskrieg, bei welchem das Recht wenigstens nicht zweifellos auf seiner Seite stand; er ward unternommen gegen eine deutsche Macht, gegen das Kaiserhaus und gegen eine junge, von allen Seiten bedrängte Fürstin, unternommen im Bunde mit dem alten Erbfeinde Deutschlands, Frankreich. Es begreift sich, daß nicht bloß vom Standpunkte des deutschen Nationalgefühls und jener weichern Empfindsamkeit für allgemeines Menschenwohl, welche damals schon in der deutschen Philosophie und Poesie zu herrschen angefangen hatte, ein solcher Krieg nicht eben günstig beurtheilt werden mochte (wir lernten bereits Klopstock's strengen Spruch darüber kennen), sondern daß selber das eigene Volk des Königs, welches bei seiner Thronbesteigung nach dem Bericht eines Augenzeugen „vor Freuden außer sich war," einen Augenblick stutzig ward, ob es nicht statt des erwarteten Philosophen auf dem Throne nur einen ehrgeizigen Eroberer erhalten habe. Dem König selbst entging dieser bedenkliche Eindruck seiner ersten größern Unternehmung nicht. In seinen Briefen aus den schlesischen Feldlagern, namentlich an Jordan, erwähnt er denselben öfter und zeigt sich fast ängstlich bemüht, die öffentliche Meinung eines Bessern von sich zu belehren. Er freut sich daher lebhaft im Voraus der günstigen Wirkung, die seine Mäßigung beim Friedensschlusse hervorbringen müsse: nun werde man doch einsehen, daß er nicht aus tollem Ehrgeiz, sondern um wirklicher, wichtiger Interessen seines Landes willen diesen Krieg unternommen habe!

In dem Zwischenraume zwischen dem Ende der schlesischen und dem Anfange des siebenjährigen Krieges entfaltete sich Friedrich's großartiges Wesen als Herrscher, als Gesetzgeber, als Beschützer des Rechts und Förderer des Gemeinwohls in seinen Staaten, zugleich aber auch als Bannerträger einer neuen Zeit für ganz Deutschland, ja für Europa, immer sichtbarer und großartiger. In diese Zeit fallen seine ersten Vorkehrungen zu der Reform des Rechts und der Gesetzgebung, welche Preußens Vorgang auf diesem Gebiete zu einem tonangebenden für die andern deutschen Staaten und selbst für manche auswärtige machten. In diese Zeit fallen die meisten jener denkwürdigen Entscheidungen, in denen Friedrich mit einem einzigen Federstrich das eine Mal irgend ein Stück mittelalterlicher Intoleranz über den Haufen warf, ein anderes Mal die eigene königliche Prärogative ohne Besinnen unter die höhere Autorität des für Alle gleichen unparteiischen Rechtes beugte. In diese Zeit fällt die Wiederbelebung der unter seinem Vater eingegangenen und — schlimmer als das — zum Spott gewordenen Akademie der Wissenschaften, die unter ihm, obschon leider allzusehr in französischem Geiste eingerichtet und zum großen Theil mit Franzosen besetzt, dennoch auch viele deutsche Berühmtheiten in ihrem Schooße versammelte und den Wissenschaften, namentlich den exacten, manchen wichtigen Vorschub leistete. Jetzt zuerst ward Deutschland inne, was es an diesem Könige besitze, und nannte ihn, den selber das Ausland bis an die fernsten Grenzen der Civilisation bewundernd pries, mit bewußtem Stolze den Seinigen. Jetzt begann allmälig auch in weitern Kreisen die Wirkung der Regierungsweise und der Persönlichkeit Friedrich's sich auszubreiten und zu bethätigen.

Diese Wirkung war ganz von der gleichen Art, wie die wirkende Ursache. Es waren nicht bloß einzelne, bestimmte Richtungen des geistigen Lebens, die sich durch das Walten und Wirken Friedrich's gefördert oder ermuntert fanden (obschon wir auch davon zu berichten haben werden), es war vor Allem das ganze Wesen, der innerste Kern des Volkes selbst, der dadurch eine günstige Umwandlung, eine Anfrischung und Kräftigung erfuhr. Diejenigen zunächst, deren berufsmäßige Thätigkeit sich unmittelbar unter den Augen und der Controle des großen Königs bewegte, die seinen unentfliehbaren, unbestechlichen Blick zu fürchten hatten, fanden sich, halb durch Zwang, halb durch die anfeuernde Macht des von solcher Stelle aus gegebenen Beispiels, zu einer strengern, pflichtgetreuern Führung ihrer Aemter gedrungen, als sonst wohl in diesen Kreisen gewöhnlich war, und doch nicht, wie unter dem allzu einseitigen Regimente Friedrich Wilhelm's I., zu Maschinen eines oft launenhaften, despotischen Willens erniedrigt. Der Richterstand insbesondere gewann unter der Regierung eines Monarchen, der in einem eigenen Rescripte dem höchsten Gerichte des Landes, dem Kammergerichte, zur Pflicht gemacht hatte, allezeit nur nach den Gesetzen und nach seiner richterlichen Ueberzeugung zu verfahren und selbst Befehle von ihm, wenn sie diesem gesetzmäßigen Charakter widersprächen, nicht zu respectiren, eine Unabhängigkeit und Pflichtstrenge der Gesinnung, welche sich auch da nicht verleugnete, wo der König einmal wirklich (wie in dem berüchtigten Processe des Müller Arnold) sich verleiten ließ, den selbständigen Gang der Justiz in fehlgreifender, wenn auch bestgemeinter Absicht zu unterbrechen. Und so ging aus Friedrich's Schule ein Beamtenthum hervor, welches, im Vergleich zu der Bestechlichkeit, dem Schlendrian, der Trägheit und Geistlosigkeit, welche den gleichen Stand in fast allen übrigen Staaten damals kennzeichneten,

ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides von ganz Deutschland war, welches selber die Corruption der folgenden Regierung wenigstens zu einem großen Theil glücklich bestand. und in die spätern Zeiten, zugleich mit den Traditionen einer gewissenhaften, pünktlichen, für das Gemeinwohl thätigen Verwaltung und Rechtspflege, auch einen Fond geistiger Bildung und Tüchtigkeit hinüberrettete, der für die Regeneration des preußischen Staats im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts höchst segensreich wucherte.

Ein solcher Mann aus Friedrich's Schule war z. B., um sogleich den hervorragendsten und mustergiltigsten zu nennen, der Freiherr vom Stein.

Aber der günstige Einfluß des gewaltigen Umschwungs, den Friedrich der Große durch sein Beispiel und sein Regiment in das ganze Leben seiner Zeit und seines Volkes brachte, reichte auch noch weit über jene nächste Sphäre hinaus. Jede Kraft in seinen Staaten und selber in andern deutschen Ländern fühlte sich angespornt durch den Hinblick auf einen Monarchen, der als ein Muster der bewundernswerthesten Energie, Ausdauer und Vielseitigkeit des Thuns und Schaffens dastand, durch den Gedanken, von diesem Monarchen erkannt, gewürdigt, vielleicht zur Mitbetheiligung an seinem erhabenen Wirken berufen zu werden. Ein frischerer Zug ging durch das ganze Volk und machte sich in mancherlei unverkennbaren Zeichen bemerkbar. Es genüge hier, für das Gesagte zwei Zeugnisse anzuführen, die um so gewichtiger sind, als sie von zwei sehr ungleich gearteten Männern ausgehen und doch im Endresultat vollkommen übereinstimmen. Friedrich Nicolai, der bekannte Vertreter einer praktisch-verständigen, bisweilen etwas nüchternen, aber keineswegs, wie man ihn oft ungerechter Weise in Bausch und Bogen tarirt hat, geistlosen Richtung im Leben und in der Wissenschaft (wie hätte sonst ein Lessing sein vertrauter Freund sein und bis an den Tod bleiben können?) — Nicolai also erklärt in dem Vorwort zu seinen „Anekdoten aus Friedrich's II. Leben": wenn er über viele wichtige Gegenstände irgend Etwas wisse, über Glaubensfreiheit, Aufklärung, Sittlichkeit, Thätigkeit, Handel und Gewerbe, über den Charakter der Nationen und dessen Triebkräfte — so habe er es ganz allein seiner beständigen Beobachtung dieses, im Frieden noch mehr als im Kriege thatenreichen Mannes und seiner Aufmerksamkeit auf dessen Verfügungen und deren vor Augen liegende Folgen zu danken. Und Goethe, dem man eine einseitige Voreingenommenheit für Friedrich's II. Denk- und Regierungsweise — trotz einzelner enthusiastischer Aeußerungen über dessen kriegerische Großthaten — schwerlich nachsagen wird, bemerkt in seinem „Leben Hackert's," mit Bezugnahme auf dessen preußische Abstammung: „Als Preuße von Geburt, hatte er sich einen Theil von der Glorie seines Königs angeeignet und ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe und Ausdauer den Besten, die mir aus dieser Nation bekannt geworden."

Daß diese durch Friedrich's Beispiel in weiten Kreisen geweckte Tüchtigkeit und Strebsamkeit sich zuerst und vorzugsweise den positiven, praktischen Lebensgebieten zuwendete, war eben so natürlich, als den gegebenen Verhältnissen nach für den Bildungsfortschritt des deutschen Volks ersprießlich. Die Deutschen waren eben damals auf dem besten Wege, das Gegentheil von dem zu thun, was Friedrich sehr richtig als den natürlichen Gang in der Entwicklung der Nationen bezeichnete. Sie strebten nach den höchsten Zielen in Kunst und Wissenschaft, bevor sie noch das „Nothwendige und Nützliche" zu Stande gebracht, bevor sie im praktischen Leben, auf dem Boden der reellen, positiven Interessen recht festen Fuß gefaßt und sich tüchtig umgethan hatten. Friedrich's Beispiel lenkte die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Nation wenigstens einigermaßen auf diese vernachlässigten Gebiete zurück. Er war eine durch und durch positive und realistische Natur, aber im eminentesten Sinne: mit Recht nennt ihn Carlyle eine „gekrönte Realität." Ohne jede Spur von Romantik oder Sentimentalität ging er immer schnurgrade auf ein Ziel los. Mit den höchsten Ideen der Aufklärung und Humanität seiner Zeit vertraut und befreundet, gab er diesen Ideen immer sogleich Fleisch und Blut, indem er sie den gegebenen Verhältnissen anpaßte und im praktischen Leben realisirte. Die Beobachtung der Wirklichkeit, der Dinge und der Menschen, war von früh an sein Lieblingsstudium gewesen und blieb es sein ganzes Leben hindurch. Das Nützliche — im besten Sinne des Worts, — die Verbesserung der materiellen, bürgerlichen und öffentlichen Zustände des Volks — das war das Gebiet, auf welchem er rastlos und erfolgreich wirkte und welches er, nach der langen Vernachlässigung, die dasselbe so wohl von Seiten der Großen, als von Seiten der Männer von Geist erfahren hatte, gleichsam erst wieder zu Ehren brachte.

Die Wirkung davon auf das geistige Leben der Nation blieb nicht aus. Ermuthigt von der Duldung und Aufmunterung, welche der große König ihnen gewährte, und genährt von dem praktischen Geist, der in allen seinen Regierungshandlungen waltete, erhoben

die politischen Wissenschaften in ihren verschiedenen Zweigen sich zu einer bis dahin in Deutschland noch unbekannten und kaum geahnten Regsamkeit.

Die Statistik, bei Leibnitz und Conring nur erst ein frommer Wunsch und ein wissenschaftliches Postulat, erwuchs, unterstützt durch Friedrich's Regierungsmaßregeln, und gepflegt von Männern wie Achenwall und Schlözer, Süßmilch und Büsching, zu einer nach Grundsätzen verfahrenden und zugleich auf's Engste dem praktischen Leben sich anschließenden Wissenschaft. Staatsrecht und Politik, bis dahin meist nur eine Sache unfruchtbarer Gelehrsamkeit und theoretischer Speculation, erhielten unter den Händen einer jüngern Schule, zu welcher K. F. von Moser, Schlözer, Häberlin u. A. gehörten, eine fruchtbare Anwendung auf die Verhältnisse der gegebenen Wirklichkeit und die Ereignisse des Tages. Von daher datirt jene Publicistik, welche zuerst das öffentliche Leben des deutschen Volkes aus langer Erstarrung erlöste und dadurch dem ganzen Nationalgeiste einen frischern Schwung verlieh. Die Geschichte fühlte sich aufgemuntert, ihre Aufmerksamkeit neben dem Treiben der Fürsten und Höfe auch dem Staats- und Volksleben in höherm Grade zuzuwenden. Die Philosophie, in jener populären Gestalt, in der ein Garve, ein Engel, ein Abbt, ein J. Möser, ein Claudius u. A. sie lehrten, stieg mehr und mehr herab zu der Beobachtung der bestimmten sittlichen und gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen unter einander, zu der Untersuchung der Pflichten wie der Rechte des Menschen und des Bürgers.

Neben diesem Instinkt des Praktischen und Positiven, der ein so nützliches Correctiv für den allzusehr dem Idealistischen zuneigenden Geist der Deutschen ward, war es noch ein zweites Element, welches durch Friedrich's Denk- und Handlungsweise in der Nation geweckt, oder doch, nachdem es bis dahin nur erst in schüchternen Anfängen sich gezeigt hatte, stärker entwickelt und zu lebhafterer Bethätigung ermuntert wurde. Wir meinen jenen echt bürgerlichen Zug des deutschen Geistes, dem wir zu einem großen Theile die Wiederbelebung unserer vaterländischen Kunst, Wissenschaft und Sitte im vorigen Jahrhundert verdanken. Der männliche, ernste, selbstbewußte Sinn, der sich in den bürgerlichen Ständen, den eigentlichen Trägern der nationalen Cultur in Deutschland, unter dem directen und indirecten Einflusse der Persönlichkeit und der Regierungsweise Friedrich's des Großen allmälig entwickelte und jener sclavischen Unterwürfigkeit ein Ende machte, womit diese Stände bis dahin nicht bloß im Politischen, sondern auch im Geselligen und Geistigen sich den Prätentionen der tonangebenden Classen gefügt hatten, äußerte seine günstigen Wirkungen auch auf den idealen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, vor Allem auf jenen höchsten der Philosophie und der Poesie.

Auch hier wollen wir, statt alles Weitern, Namen nennen, und zwar zwei der glänzendsten und erhabensten in der ganzen Geschichte des deutschen Geistes. Es war eine tiefsinnige Idee des genialen Schöpfers von Friedrich's II. Denkmal zu Berlin, zu den Füßen, gleichsam unter den Auspicien des großen Königs Kant und Lessing sich begegnen zu lassen, obgleich beide Männer im Leben niemals einander nahegekommen sind. Aber Beide repräsentiren, Jeder in seiner Sphäre und nach der Eigenthümlichkeit seiner besondern Meisterschaft, den Zug jenes neuen, von Friedrich ausgegangenen Geistes: das Charaktervolle und Männliche des ganzen Strebens, den Ernst und Muth unerbittlicher Wahrheit, den Drang nach Realität, nach fester Gestaltung und Abgrenzung im Wissen wie im künstlerischen Schaffen, sammt der entschiedenen Abneigung gegen alles Ueberschwengliche, Unklare, Unfaßbare. Das ist's, was Lessing weit über Gottsched und die ganze Zunft der conventionellen Dichter erhebt, die den Muth nicht hatten, auf eigenen Füßen zu stehen und mit dem französischen Aftergeschmack, der sich freilich der Gunst und Protection der tonangebenden Classen erfreute, entschieden zu brechen, und das ist es, was ihn auch von Klopstock und dessen Jüngern scheidet — Männern voll der edelsten Begeisterung, die aber vor der Unendlichkeit ihrer Empfindungen und ihrer Intentionen nicht zur festen, plastischen Gestaltung wirklicher Kunstwerke kamen, gleichsam niemals aus der Ueberschwenglichkeit des jugendlichen Alters, welches Alles leisten zu können sich vermißt, hinübergelangten in das Alter männlicher Reife, welches wirklich Etwas leistet, indem es sich beschränkt und an positiven, greifbaren Stoffen seine bildende Kraft erprobt. Und ähnlich verhält es sich mit Kant im Vergleich zu Leibnitz und Wolf. Was Kant's Philosophie vor der seiner beiden Vorgänger auszeichnet, ist nicht ein größeres Maß von Scharfsinn, Subtilität oder geistreicher Combinationsgabe — es ist vielmehr der Charakter, der sich darin ausprägt, es ist der Muth der Wahrheit, der sich nicht scheut, die Grenze des Faßbaren und des Unfaßbaren scharf zu ziehen, es ist das starke Vorwiegen des praktischen Moments vor dem theoretischen und die entschiedene Hinlenkung des ganzen menschlichen Denkens auf die großen Ziele sittlicher, bürgerlicher und politischer Freiheit.

Wie es kam, daß diese so männliche, so

positive und (im besten Sinne) so realistische Richtung, welche Kant und Lessing in Philosophie und Poesie eingeschlagen hatten, in vielen Beziehungen bald nachher wieder verlassen ward, daß also auch der Einfluß des Fridericianischen Geistes sich, wenigstens in dieser Sphäre, nicht als nachhaltig fortwirkend erwies, darüber ließe sich Manches sagen, was für die culturgeschichtliche Beurtheilung jener Zeit vielleicht nicht ohne Bedeutung wäre, jedoch die Grenzen dieses Aufsatzes bei Weitem überschreiten würde.

Friedrich der Held des siebenjährigen Krieges, sein Einfluß als solcher auf das Nationalgefühl und durch dieses auf die Nationalliteratur.

Wenn Etwas noch den starken und weitreichenden Einfluß Friedrich's auf die deutsche Nation zu steigern vermochte, so war es der siebenjährige Krieg. Alle edlern Sympathien der Deutschen wendeten sich in diesem Kriege ihm zu. Es fand hier grade das umgekehrte Verhältniß Statt von dem im ersten schlesischen Kriege. Diesmal war Friedrich der Angegriffene, und zwar der mit Uebermacht und treulos Angegriffene. Diesmal erschien er als der Vorkämpfer deutscher Freiheit, deutschen Protestantismus und deutscher Bildung gegen das mit Franzosen und Russen verbündete Oesterreich. Aus Goethe's Selbstschilderung wissen wir, mit wie lebhaften Sympathien man selber in der alten Kaiserstadt Frankfurt Friedrich's Siege über das Kaiserthum verfolgte. Vollends die Niederlage der Franzosen bei Roßbach erweckte in ganz Deutschland, sogar in den Ländern, die mit dem Kaiser gegen Friedrich im Kriege waren, den ungeheuersten Jubel. Seit unvordenklichen Zeiten war kein ähnlicher Sieg über Ausländer erfochten worden, und nun gar über die verhaßtesten von Allen, diese Welschen, denen man eben so arge Verwüstungen des deutschen Bodens, als Zerstörungen im Bereiche deutscher Sitte, Art und Kunst nachzutragen hatte. Und es war nicht der wenigst stolze Theil dieses Triumphes, daß Friedrich, der von den ersten französischen Geistern Gefeierte, und selber ein Bewunderer französischen Geistes, hier als echter Sohn seines Vaterlandes die Ueberlegenheit deutscher Kraft mit blutigen Zeichen auf die Rücken dieser Welschen gezeichnet hatte. Das war weit mehr als eine preußische, das war eine wahrhaft nationale, deutsche That!

„Der Ruhm Friedrich's," um mit Macaulay zu reden, der wenigstens hier einmal dem großen König gerecht wird, „fing an, bis auf einen gewissen Grad ein Ersatz für eine gemeinsame Regierung und eine gemeinsame Hauptstadt zu werden. Er wurde ein Vereinigungspunkt für alle echten Deutschen, ein Gegenstand wechselseitiger Beglückwünschung für den Baiern und Westphalen, für die Bürger von Frankfurt und die Bürger von Nürnberg. Damals zuerst ward es offenbar, daß die Deutschen wirklich eine Nation seien. Damals zuerst wurde jener vaterländische Geist deutlich erkennbar, der im Jahre 1813 die große Befreiung von Mitteleuropa vollbrachte, und der noch heut, der noch lange die alte Freiheit des Rheinstroms gegen fremden Ehrgeiz vertheidigen wird."

Die nächsten und stärksten Wirkungen dieses erregten Nationalgefühls zeigten sich auf dem Gebiete der Poesie. „Große Empfindungen," sagt treffend J. Möser in der früher erwähnten Entgegnung auf Friedrich's **II.** Schrift über die deutsche Literatur — „große Empfindungen können nur von großen Begebenheiten entstehen." Solche Begebenheiten aber lieferte der siebenjährige Krieg. Und sie verfehlten nicht, „große Empfindungen" zu wecken und die Deutschen zu Dichtungen zu begeistern, welche, direct oder indirect, ihre Motive von dorther ableiteten. Bekannt ist, was Goethe in seinem Leben darüber äußert. „Betrachtet man genau," sagt er," „was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationaler. Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam nun durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen."

Goethe spricht sodann mit großer Auszeichnung von den Kriegsliedern Gleim's, als „mit und in der That entsprungenen," eben so von Ramler's Oden auf den König, welche sich „mit großen, herzerhebenden Gegenständen beschäftigen." Vor Allem aber gedenkt er „eines Werkes, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, der ersten aus dem bedeutenden Leben gegriffenen Theaterproduction, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, indem sie den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und kleinbürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete."

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß Goethe damit Lessing's „Minna von Barnhelm" meint.

Aber der von Friedrich dem Großen durch die Thaten des siebenjährigen Krieges dem Nationalgefühl und dem dichterischen Schöpfungstriebe gegebene Anstoß wirkte auch noch weit über diese nächsten und unmittelbarsten

Aeußerungen hinaus. Auch darüber hat uns Goethe mit seinem wunderbar feinen Verständniß aller Verzweigungen des geistigen Lebens belehrt. „Friedrich," sagt er, „hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form, und die hernach so oft gescholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im Allgemeinen, sodann nach und nach im Besondern hergeben."

Wem fällt hier nicht unwillkürlich aus Schiller's „Fiesco" jene Aeußerung Bourgognino's ein: „Gott sei Dank, ich habe einen Tyrannen!" Und in der That dürfte es nicht zu gewagt sein (wenn man einmal jene Goethe'sche Bemerkung gelten läßt), Dichtungen wie den „Fiesco," die „Räuber" und Aehnliches auf die in den Gemüthern der Deutschen nachzitternde Erregung vom siebenjährigen Kriege her und den dadurch zuerst geweckten Drang des Nationalgefühls nach einer gewissen Expansion zurückzuführen, einen Drang, der, weil er in den gegebenen Verhältnissen nirgends einen sichern Anhalt und Ausgang fand, sich gegen die Grundlagen selbst der bestehenden Staats- und Gesellschaftszustände kehrte und, wie es Goethe eben dort ausdrückt: „alles Obere, sei es monarchisch oder aristokratisch, aufzuheben trachtete."

„Was von jener Sucht (nach Großthaten)," sagt er, „in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im „Götz von Berlichingen" zu befreien!"

So war also, sonderbar! Friedrich der Große selbst der entfernte Urheber jenes Dramas, welches er, wie wir gesehen haben, so ganz „abominabel" fand und mit so viel Abscheu von sich wies!

Schluß.

So hat der große König durch seine Thaten und durch die gewaltig wirkende Kraft seiner Persönlichkeit einen viel entscheidendern und ganz gewiß viel naturgemäßern Einfluß auf das deutsche Geistesleben und insbesondere auch auf die schöne Literatur Deutschlands geübt, als er durch irgend welche Art positiver Förderung zu thun vermocht hätte. Er hat die in Sclaverei, blinde Autoritätssucht und Schlendrian versunkene Nation ermuthigt und angefeuert, selbständig und nach Vernunftgründen zu denken, zu forschen und zu prüfen. Er hat den bürgerlichen Muth großgezogen und dem deutschen Volke das zurückgegeben, was ihm so lange abhanden gekommen war, einen Charakter. Er hat das erstorbene Gemeingefühl der Deutschen wiedererweckt und ihm große Zielpunkte des nationalen Strebens vor Augen gestellt. Er hat, mit einem Worte, den Grund gelegt zu jener Regeneration Deutschlands, welche zwar er selbst zu vollenden nicht im Stande war, weil die Verhältnisse der damaligen Zeit und die eigenen Formen derjenigen Regierungsweise, worin Friedrich das Höchste leistete, einer solchen Vollendung im Wege standen, welche aber doch von ihm datirt und deren allmälige Hinausführung an ein glückliches Ziel nicht anders möglich ist, als auf dem Grunde der von Friedrich zuerst zur Geltung gebrachten großen Staatsprincipien — vollständiger Freiheit des Denkens und der Gewissen und rückhaltloser Hingebung der Regierenden an die Idee des Rechtsstaates und an die Interessen des Volks — und durch das Wiederaufleben seines hohen und kühnen Geistes in seinen erlauchten Nachfolgern.

In dem Fruchtboden dieser sittlichen, politischen und nationalen Wiedergeburt unseres Volkes, welche Friedrich der Große zum Theil in's Leben rief, zum Theil anbahnte und vorbereitete, hat der deutsche Geist bereits viele seiner kräftigsten Keime entwickelt, wird er noch zahlreichere und vielleicht auch noch kräftigere entwickeln. Und wenn der große König, nicht ohne einen gewissen Anflug von Wehmuth, in Bezug auf das geistige Leben Deutschlands, dessen künftige Blüthe er mit vaterländischem Stolze voraussah, von sich sagte, daß er, wie Moses, das gelobte Land nur von fern sehen und die Wege dahin andeuten könne, aber selber es nicht betreten werde — so wird die dankbare Nachwelt nicht unterlassen, ihm auch das höhere Verdienst zuzuerkennen, daß er mit seinem welthistorischen Krückstock, wie mit einem zweiten Mosesstabe, aus dem verdörrten und versteinerten Boden unsers Nationallebens den lebendigen Quell herausgeschlagen, dessen erfrischende und verjüngende Kraft allein das verirrte und schon fast an seiner hohen Sendung verzweifelnde Volk der Deutschen wieder fähig machte, durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse hindurch unverzagt und mit immer gewisserm Schritte nach jenem gelobten Lande vorzudringen.

Zweite Abtheilung.

Aus dem

Tagebuche eines Erdumseglers.

(Dr. K. Scherzer.)

Tahiti unter französischem Protectorate.

Die glanzvollen Schilderungen, welche Reisende seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von den Inseln des großen Oceans und dem reinen und beständigen Glücke ihrer Bewohner entwarfen, haben das Interesse der verfeinerten Welt weit mehr auf diese Gegenden und ihre beneideten Zustände, als auf andere, wenngleich politisch und naturhistorisch wichtigere Erdtheile gelenkt; und wohl dürften wenige Reiseerlebnisse einen größern Leserkreis gefunden und einen lebendigern Eindruck zurückgelassen haben, wie die reizenden Erzählungen des unübertroffenen Cook über seinen Aufenthalt auf Otaheiti.*)

Seither richteten politische Vorgänge der seltsamsten Art neuerdings die Aufmerksamkeit und die Sympathien der civilisirten Welt auf Tahiti und seine Königin, welche von dem Repräsentanten einer europäischen Großmacht in einer Weise und unter Umständen ihres Länderbesitzes beraubt werden sollte, die unwillkürlich an die traurige Zeit der Piratenzüge voriger Jahrhunderte erinnerten. Diese wichtige Katastrophe in der Geschichte Tahiti's machte damals in politischen Kreisen ein so großes Aufsehen, und fand eine so allgemeine Besprechung, daß wir es überflüssig erachten, auf diesen gewaltthätigen Act und seine nächsten Folgen hier näher einzugehen. Weniger allgemein scheinen dagegen die ersten christlichen Bestrebungen von Missionären auf diesem herrlichen Archipel und der Einfluß bekannt zu sein, welchen das seitherige Protectorat Frankreichs auf die sittliche und materielle Wohlfahrt der Bewohner der Gesellschaftsinseln ausübte; und diese beiden, in mehr als einer Beziehung denkwürdigen Erscheinungen sind es, denen wir die nachfolgenden Blätter zu widmen beabsichtigen. —

Die ersten Versuche, das Christenthum auf den Gesellschaftsinseln einzuführen, geschahen im Jahre 1797, ungefähr achtzehn Monate nach der Gründung der Missionary Society in London, wo anfangs März achtzehn Missionäre mit ihren Frauen und Kindern am Bord des Schiffes Duff, Capitän Wilson, auf Tahiti landeten. Die kleine Missionsgemeinde vertheilte sich auf den verschiedenen Inseln und hatte eine Reihe schwerer Prüfungsjahre durchzumachen. Erst um das Jahr 1803 nach dem Tode Pomare I., der sich von einem Häuptling zum König der Insel erhoben hatte,*) begann das Christenthum

*) Diese ursprüngliche Schreibart des Namens der Insel beruhte auf der Unkenntniß der tahitischen Sprache. Auf die Frage „Eaha tera fenua?“ (Wie heißt dieses Land?) antworteten die Eingebornen: „O' Taïti óia.“ Man nahm den Artikel für die erste Silbe und nannte die Insel O'taïti. Die seitherige gründlichere Kenntniß der Sprache hat diesen Irrthum aufgeklärt. Es fehlen nämlich im Tahitischen die Zeitwörter „sein“ und „haben.“ O ist einfach der Nominativ eines Artikels, welcher die Mitte hält zwischen unserm „der und die,“ und sehr häufig eigenen Namen als Emphase oder auch des bloßen Wohllauts wegen vorgesetzt wird. O ersetzt gleichsam das „es ist.“ Eine wörtliche Uebersetzung aus dem Tahitischen in irgend eine europäische Sprache ist in den meisten Fällen unmöglich.

*) Die Entstehung des Namens Pomare, welches seither der Name der tahitischen Dynastie geworden, ist eine rein zufällige. Otu's Vater reiste einmal in den Bergen und campirte über Nacht im Freien. Das üble Wetter zog ihm einen heftigen Husten zu,

Wurzel zu fassen und sich daselbst auszubreiten. Im Jahre 1812 erklärte sich Pomare des Ersten Sohn und Nachfolger Otu, welcher als Pomare II. den tahitischen Herrscherthron bestiegen hatte, zu Gunsten der Christuslehre, und wurde im Jahre 1819 von den Missionären getauft. — Zwei Jahre früher (1817) waren neuerdings eine Anzahl von Missionären in einem Kauffahrer von Neu-Süd-Wallis nach Tahiti gekommen, und hatten unter andern Dingen eine kleine Buchdruckerei mitgebracht. Es war jetzt zum ersten Mal, daß die Eingebornen der Gesellschaftsinseln den Segen der größten Erfindung aller Zeiten kennen lernen sollten. Am 30. Juni desselben Jahres wurde nach vorhergegangener Anweisung der Missionäre durch König Pomare II. der erste Bogen eines Katechismus gedruckt. Noch im selben Jahre gingen 2300 Abdrücke eines ABC-Büchleins aus der Missionspresse von Papeete hervor. Der Eindruck der Erfindung Guttenberg's auf die Eingeborenen war ein ungeheurer und ihr muß vielfach der nachhaltige Einfluß der Missionäre auf die Inselbewohner zugeschrieben werden.

Dasselbe Schiff brachte auch das erste Pferd nach der Insel, — ein Geschenk des Schiffseigners an König Pomare. Die Eingeborenen konnten sich kaum von der Ueberraschung und dem Erstaunen erholen, das sie empfanden, als sie den Capitän das große stattliche Thier reiten sahen. Bezeichnend ist die Bemerkung, welche bei dieser Gelegenheit Pomare II. fallen ließ. „König Georg von England," sagte er, „reitet auf einem Pferd, König Pomare I., ein noch mächtigerer Herr, setzte sich bei öffentlichen Feierlichkeiten auf den Hals eines Menschen!" — —

Die rastlosen Bestrebungen der Missionäre waren von nun an von den erfreulichsten Erfolgen begleitet. Sie haben das Verdienst, die grausame Sitte der Menschenopfer unterdrückt, Ordnung und Gesetz in die einheimische Regierung gebracht und zahlreiche Laster des gesellschaftlichen Lebens abgeschafft zu haben. Durch ihre Vorstellungen ließ sich Pomare II. bewegen, alle Destilliranstalten, in welchen geistige Getränke bereitet wurden, so wie die Cultur und den Gebrauch der Kawa zu verbieten.

Bethäuser und Schulen entstanden, Bibeln und Lehrbücher wurden gedruckt und verbreitet und binnen einem Jahrzehnt bekannten sich nicht nur alle Bewohner der Insel zur Lehre des Erlösers, sondern der größte Theil der jüngern Bevölkerung hatte zugleich auch im Lesen und Schreiben Unterricht erhalten.

Dieser erfreuliche sittigende Einfluß der protestantischen Missionäre auf die Urbewohner des Gesellschaftsarchipels war aber leider nicht auch von einer Besserung und Hebung ihres physischen Zustandes begleitet. In Folge früherer Ausschweifungen und dem Auftreten gewisser Seuchen und Krankheiten, welche die unzertrennlichen Begleiter der Weißen bei ihrem ersten Contact mit primitiven Völkern zu sein scheinen, trat eine merkliche Abnahme der Bevölkerung ein. Es hatte den Anschein, als seien die Tahitier auf dem Gipfelpunkt ihrer Civilisation angelangt und gleich so manchen andern Völkerschaften nach einem dunkeln Naturgesetze verurtheilt, ihre herrlichen Wohnsitze einer thätigern und entwicklungsfähigern Race zu überlassen; ja als seien sie dem erschütternden Loose verfallen, von der Liste der Völker der Erde gestrichen zu werden, und bei der Vollziehung dieses traurigen Geschäfts selbst mitwirken zu müssen! —

Neununddreißig Jahre waren bereits vergangen, seitdem die protestantischen Missionäre ihren Fuß zuerst auf tahitischen Boden gesetzt und das Christenthum daselbst verbreitet hatten, als die ersten katholischen Priester in Oceanien erschienen.

Etienne Rochouse, ein junger Priester der Gesellschaft Picpus (1814 in Paris gegründet), war mit dem Titel eines Bischofs von Nelopolis in partibus zum „Vicaire apostolique de l'Oceanie orientale" ernannt worden und schiffte sich nebst vier Missionären*) zu Ende des Jahres 1833 in Bordeaux nach Valparaiso ein, wo die geistlichen Brüder am 13. Mai 1834 anlangten. Ihr Plan war, den protestantischen Missionären in ihrem Bekehrungseifer bei einigen Stämmen der Südseeinseln womöglich zuvorzukommen, sich von da bei den Nachbarvölkern auszubreiten, und auf diese Weise bis zu den entferntesten Stämmen vorzubringen, in der Hoffnung, „daß alle diejenigen, welche die Ketzerei verführt und gleichsam unter ein eisernes Joch gebracht hatte, sich um so bereitwilliger dem leichten und sanften Joche (joug) der katholischen Doctrine unterwerfen würden."

Im Jahre 1836 wurde der Katechist Co-

---

was einen seiner Begleiter veranlaßte, die unter so peinlichen Umständen zugebrachte Nacht Po-Mare zu nennen, d. h. eine Nacht (po) des Hustens (mare). Dem Häuptling gefiel der Klang dieser Worte so sehr, daß er sich dieselben als Namen beilegte. — Seltsamerweise ist in neuerer Zeit der Husten unter den Eingeborenen eine sehr häufige Erscheinung geworden. Namentlich ist der weibliche Theil der Bevölkerung damit behaftet und hat sehr starke Anlage zur Phtysis. (Vergl. Ellio, Polynesian Researches II. pag. 70.

*) Diese vier Missionäre waren: Chrysostome Liansu, François d'Assisse Caret, Honoré Laval und Columban Murphy, ein irländischer Katechist.

lumban Murphy von Valparaiso nach den Sandwichsinseln gesandt mit dem Auftrage, unterwegs Tahiti zu berühren und an Ort und Stelle über die Möglichkeit der Gründung einer katholischen Missionsstation daselbst nähere Erkundigungen einzuziehen. Es war der erste Repräsentant der römischen Kirche, welcher diese seit neunundbreißig Jahren evangelisirte Insel besuchte, und, hingerissen von jenem blinden religiösen Fanatismus, welcher spanische Mönche in den letzten Jahrhunderten so bedauerliche Irrthümer begehen ließ, glaubte Murphy, die Hölle selbst müsse von diesem Ereigniß bewegt und ergriffen sein. Murphy, oder vielmehr Columban, wie er sich jetzt nannte, reiste in der Eigenschaft eines Zimmermanns, trug einen starken Bart, rauchte ein kurzes Pfeifchen und schien jedem andern Stande eher anzugehören, als dem eines Priesters. Obschon unter den einheimischen Autoritäten ein ernster Verdacht über dessen eigentlichen Charakter herrschte, so erhielt derselbe doch die Erlaubniß, sich auf der Insel aufhalten zu dürfen. Er verweilte zwei Monate lang daselbst und bereitete das Terrain für eine spätere katholische Niederlassung mit großem Eifer vor. Noch im Monat November desselben Jahres kamen zwei katholische Missionäre, Patres Laval und Caret, nach Tahiti. Die Umstände, unter denen sie den Fuß an's Land setzten, erregten den Verdacht der Behörden wie der ganzen Bevölkerung. Sie landeten nämlich nicht im sogenannten Will's Harbour, dem damals einzigen gesetzlich zugängigen Hafen der Insel, sondern heimlich auf der entgegengesetzten Seite. Nach einem Landesgesetze sollte aber kein Capitän oder Schiffseigner einen Passagier ohne vorherige Genehmigung der Königin oder des Gouverneurs auf der Insel landen. Nachdem die beiden katholischen Priester rings um die Insel gegangen und die meisten Dörfer der Eingeborenen entlang der Ufer besucht hatten, erreichten dieselben endlich Will's Harbour (jetzt Papeete), wo sie bei einem daselbst als Kaufmann ansässigen Belgier, Namens Moerenhout, die gastlichste Aufnahme fanden.

Bei einer Unterredung, welche Laval und Caret mit der Königin hatten, bemerkten dieselben, „daß sie bloß gekommen seien, das Wort Gottes zu lehren," und beschenkten die damals noch jugendliche und putzsüchtige Pomare mit einem seidenen Shawl. Die Königin schien jedoch nicht auf ihre Wünsche einzugehen, sondern befahl, daß ihnen die Gesetze des Landes vorgelesen werden sollten. Die Priester aber weigerten diese anzuhören und verabschiedeten sich. —

Ein Bote wurde hierauf unverweilt an die beiden Fremdlinge abgesandt, mit der Weisung, daß ihnen die Königin nicht erlaube, länger auf der Insel zu verweilen, und eine ähnliche Mittheilung wurde W. Moerenhout gemacht. Als der Schooner, welcher Laval und Caret gebracht hatte, sich anschickte, wieder unter Segel zu gehen, wurde die Aufforderung an sie, die Insel zu verlassen, in derselben Weise wiederholt. Diese hatten sich aber inzwischen in ein Haus eingesperrt und verweigerten den Eintritt. Der Schooner wurde vierundzwanzig Stunden länger zurückgehalten und die Beamten der Königin umzingelten das Haus, den Moment erwartend, wo die beiden Missionäre dasselbe verlassen würden. Allein diese kamen nicht. Die Gerichtsbeamten drangen endlich vom Dach aus in das Haus ein und brachten die beiden Fremdlinge nebst ihren Habseligkeiten mit Gewalt an Bord des Schooners, welcher bald darauf unter Segel ging und dieselben nach Gambier Island zurückführte, woher sie zuletzt gekommen waren. Trotz dieses ersten ungünstigen Ausganges kehrte Pater Caret bereits nach sieben Wochen in einer amerikanischen Brig neuerdings nach Tahiti zurück, und zwar diesmal von einem andern Priester, dem Père Maigrat, begleitet. Der Capitän der Brig, Namens Williams, schrieb an die Königin und bat, die beiden Passagiere landen zu dürfen. Die Antwort war eine abschlägige, und blieb es trotz wiederholter Vorstellungen von Seiten des Capitäns sowohl wie des amerikanischen Consuls W. Moerenhout. Der amerikanische Capitän ging hierauf nach echter Yankeemanier so weit, die beiden katholischen Missionäre mit Gewalt an's Land zu setzen, mußte jedoch dem besonnenen aber entschiedenen Widerstande der Einwohner weichen, welche in großer Menge in's Wasser wateten und die Landung des Bootes verhinderten. Als selbst dieser letzte Gewaltstreich erfolglos blieb, ging der Capitän endlich unter Segel und führte die beiden Missionäre wieder mit sich fort.

Die Folgen dieser Vorgänge und ihr nachhaltiger Einfluß auf die Zukunft der Insel sind gleichfalls zu jener Zeit so vielfach besprochen worden, daß uns eine umständliche Aufzählung und Wiederholung jener Thatsachen überflüssig erscheint. Ich führe daher nur die wichtigsten Ereignisse seit jener Epoche an.

Frankreich, obschon nicht mehr, wie unter Louis XIV., den specifischen Charakter eines katholischen Königreichs zur Schau tragend, sondern, dem Rechte nach wenigstens, eine Freistätte für alle Culten, glaubte sich gleichwohl bemüßigt, in dieser Angelegenheit mit dem ganzen Ernst einer europäischen Großmacht einzuschreiten, von welcher zwei Unterthanen angeblich mißhandelt worden

waren. Zu diesem Zweck erschien die französische Fregatte Venus unter den Befehlen des Linienschiffscapitäns Du Petit Thouars im September 1838 vor Tahiti, um für die den beiden französischen Missionären Laval und Caret zugefügten Mißhandlungen Genugthuung und eine Entschädigung von 2000 spanischen Piastern zu verlangen. Zugleich wurde zwischen der Königin Pomare und der französischen Regierung ein Vertrag geschlossen, nach welchem von nun an alle Unterthanen des Königs der Franzosen die Gesellschaftsinseln unbehindert besuchen und bewohnen und gleiche Rechte mit den daselbst angesiedelten Engländern genießen sollten.*)

Diesem Vertrage fügte der französische Commandant La Place, welcher im April 1839 mit der Freggatte „Artémise,“ um Ausbesserungen vorzunehmen, im Hafen von Papeete einlief, noch einen Additionalartikel bei, welchen die Königin und die Hauptchefs der Insel unterzeichneten und in welchem die freie Ausübung der katholischen Religion gestattet wurde.

Hätte es bei diesen Demonstrationen von Seiten Frankreichs im Interesse der katholischen Kirche und französischer Unterthanen sein Bewenden gehabt, so würde die ganze civilisirte Welt einem Acte ihre Anerkennung nicht versagt haben, welcher völlig im Einklange mit dem humanern und aufgeklärtern Geiste unsers Jahrhunderts, für jeden christlichen Cultus und seine Bekenner ein gleiches Recht forderte.

Allein man begnügte sich nicht mit den gemachten Zugeständnissen und den erwirkten Rechten; man wollte unter dem Mantel eines Kämpen der katholischen Kirche politische Zwecke erreichen; und die Ereignisse, die jetzt folgten, sind eine Reihe von Gewaltthätigkeiten und Demüthigungen, welche dermaßen alles Rechtsgrundes entbehrten, daß sich am Ende die französische Regierung selbst genöthigt sah, die Maßnahmen ihres Bevollmächtigten in Oceanien zu mißbilligen und zu widerrufen.

Im September 1842 kam Du Petit Thouars ein zweites Mal nach Tahiti. Derselbe war jetzt zum Range eines Admirals avancirt und zum Obercommandanten der französischen Stationen in den Südseeinseln ernannt worden. Du Petit Thouars hatte bereits von den Marquesasinseln für die Krone Frankreichs Besitz ergriffen und schien nun mit ähnlichen Absichten nach Tahiti gekommen zu sein. Dieser zweite Besuch endete, nachdem die Königin und ihr Volk auf die peinlichste Weise von Du Petit Thouars gedemüthigt worden waren, mit der Herstellung des französischen Protectorats, welches mehrere Häuptlinge in einem an Louis Philipp gerichteten Documente nachsuchten, das selbst die Königin bewogen wurde, zu unterfertigen. Im November 1843 kam Du Petit Thouars neuerdings nach Papeete und nahm jetzt, als er vom Wohnhause der Königin eine Flagge wehen sah, welche er für die englische hielt, unter dem Vorwande, es sei dies eine absichtliche Beleidigung Frankreichs, die ganze Insel in Besitz. Die tahitische Flagge wurde von französischen Soldaten mit Gewalt entfernt, jene Frankreichs dafür gehißt und Tahiti selbst zur französischen Colonie erklärt. — Pomare protestirte gegen diese neue Beschimpfung und Gewaltthat; sie schrieb einen Beschwerdebrief an den König der Franzosen über die Anmaßungen seiner Officiere und sollicitirte in einem einfachen aber würdigen Stile die Sympathien und die Unterstützung der Königin Victoria von England.*)

Das gewaltthätige Verfahren des Admirals wurde allerdings von der französischen Regierung nicht gutgeheißen, Du Petit Thouars zurückberufen, die Inseln Tahiti und Eimeo dem Scepter der Königin Pomare zurückgegeben, aber das Protectorat Frankreichs blieb aufrecht, und so sind die beiden Inseln seither, wenn auch nicht de jure so doch de facto eine französische Colonie.

Die Verwaltung der Insel geschieht unter dem maßgebenden Einfluß französischer Autoritäten; Steuern und Abgaben, Ein- und Ausfuhrzölle werden durch französische Beamte eingehoben, und die Königin selbst empfängt ihre Civilliste (25,000 Francs) aus den Händen des „trésorier et payeur des Etablissements français en Oceanie.“**)

*) „Ich bin nur die Herrscherin,“ schrieb damals Pomare an den König der Franzosen, „über eine kleine, unbedeutende Insel. Möge Weisheit, Ruhm und Macht stets mit Eurer Majestät sein! Lassen Sie Ihren Zorn aufhören, und verzeihen Sie den Irrthum, den ich begangen habe.“

*) Diese beiden Briefe sind aus Waiau auf der Insel Raiatea vom 24. September 1844 datirt, wohin Königin Pomare nach den letzten Ereignissen im November 1848 geflüchtet war, und von wo sie erst 1847 nach Tahiti zurückkehrte. Sie geben ein ziemlich klares Bild von dem Gange der Streitigkeiten und sind für den Geschichtsforscher interessante Documente.

**) Nach den Gesetzen des Landes bezahlt jeder verheirathete Bewohner jährlich 1 Franc zur Civilliste; ein Wittwer mit einem Kind 1 Franc, ein Wittwer ohne Kinder 2 Franc, ein unverheiratheter Erwachsener 2 Franc, ein erwachsenes Mädchen 1 Franc; Knaben unter sechzehn und Mädchen unter vierzehn Jahren sowie Gebrechliche und Arbeitsunfähige bezahlen keine Beiträge zur Civilliste. Dieses ist zugleich die einzige directe Steuer, welche von den Eingebornen von Tahiti entrichtet wird. Die Einnahmen der Insel sind indeß nicht ausreichend, die Ausgaben der französischen Verwaltung zu bestreiten. Das Pro-

Nehmen wir aber auch die Occupation von Tahiti und Eimeo durch die Franzosen als ein fait accompli an, vor dem sich die europäische Diplomatie selbst beugt, so drängt sich gleichwohl dem Politiker wie dem Nationalökonomen die Frage auf, welches sind die Resultate des französischen Einflusses auf die Verwaltung dieser beiden Inseln, was hat die Regierung jenes Volkes, das sich selbst „la grande nation" nennt, während sechzehnjähriger Schutzherrschaft für den landwirthschaftlichen und commerciellen Aufschwung Tahiti's und für die sittliche und geistige Hebung seiner Bevölkerung gethan? —

Um in der Beantwortung dieser Frage nicht ungerecht zu erscheinen, wollen wir vorher einen Blick auf die natürliche Beschaffenheit der Insel, auf ihre Cultur- und Ertragsfähigkeit werfen und den Zustand näher in's Auge fassen, in welchem sich deren Bewohner zur Zeit der ersten Ankunft der Franzosen befanden.

Ich lege der folgenden kurzen Schilderung der Naturverhältnisse und des Productenreichthums der Insel eine Anzahl von Notizen zu Grunde, welche ich der besondern Güte des Herrn Adam Kulczycki (directeur des affaires indigènes) und des Herrn William Howe, Mitglied der Londoner Missionsgesellschaft, verdanke; Männer, von denen sich Letzterer während eines zwanzigjährigen Aufenthalts auf Tahiti durch die Verbreitung des Evangeliums und die Hebung des sittlichen und religiösen Gefühls seiner kleinen Gemeinde eben so große Verdienste erworben, als Ersterer durch seine schönen werthvollen Beiträge zur Kenntniß der physischen Geschichte der Insel.

Tahiti besteht aus zwei durch einen Isthmus getrennten Eilanden, deren größte Länge ungefähr vierzig englische Meilen beträgt. Das Land ist außerordentlich steil und gebirgig; die höchsten Berge erheben sich in der Mitte der Insel und laufen gegen die Küste zu eben aus.*) Ein schmaler Gürtel flachen Landes umsäumt die Insel, aber steht bei Weitem nicht im Verhältniß zur gebirgigen Beschaffenheit derselben.

Fast durchgängig von einem ½ bis 1 Meile vom Ufer entfernten Korallenriff eingeschlossen, besitzt Tahiti nur an zwei oder drei Punkten größere Einfahrten zu den verschiedenen Häfen. Papeete, der Haupthafen der Insel, ist ungefähr sieben englische Meilen von Point Venus entfernt und außer der Faonoapassage auch noch von der Westseite zugänglich.

Bietet die Insel schon ungewöhnliche Reize durch die imposanten und bizarren Formen ihrer Berge und durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit ihrer Vegetation, welche bald an die schimmernde Pracht der Tropen, bald an die stille Majestät unserer Alpenlandschaften erinnern, so wird ihre Herrlichkeit noch erhöht durch einen Reichthum an Wasserfällen, Cascaden und Bergwasser, welche der sie umgebenden Natur das ganze Jahr hindurch eine unvergleichliche Frische und Lebendigkeit verleihen.*)

Die Gesammtoberfläche der Insel ist 117,452 Hectaren (nämlich Tahiti nebst dem Isthmus 79,485 Hectaren und die Halbinsel Taiarapu 24,730 Hectaren).**) Den größten Theil des Areals nehmen die Gebirge ein, während sich nur der bei Weitem geringere Flächenraum zum Anbau eignet. An den Mündungen mehrerer Flüsse befinden sich einige culturfähige Ebenen, deren vorzüglichste die Ebene von Taunoa, in der Nähe von Papeete, von Point Venus, von Pusenauia, Papara, Papuriri und Papeari, so wie das Flußdelta Fautira auf der Halbinsel Taiarapu sind.

Alle diese flachen Terrains zusammengenommen machen aber höchstens 2200 bis 2500 Hectaren (oder 3800 bis 4500 Wiener Joch) aus, während überdies die sumpfige Beschaffenheit eines großen Theils derselben keine andere Cultur als die von Taro und Reis gestattet.

Auf der Tahiti gegenüber liegenden Insel Eimeo oder Morea, welche einen Umfang von 13,237 Hectaren besitzt, befindet sich im Centrum der Insel ein Plateau, umgeben von einer Reihe steiler Berge in Halbmondform, das sich ganz besonders zur Viehzucht eignen soll. Die Cultur des Weinstocks und europäischer Gemüse dürfte dort gleichfalls Aussicht auf guten Erfolg haben.

Das Klima der Insel muß im Allgemeinen

---

tectorat soll der Regierung Frankreichs jährlich an 6—700,000 Francs kosten. Die Unterhaltung der sämmtlichen französischen Besitzungen in Oceanien erfordert jährlich zwei bis drei Millionen Francs.

*) Die höchsten Punkte der Insel sind: Die schroffen Felsspitzen des Aorai (2130 Meter), die beiden Piks des Orohena (2237 und 2232 Meter) und der Pitohiti, im Mittelpunkt der Insel (2060 Meter).

*) Der bedeutendste Wasserfall der Insel ist der von Fatahua, in dessen Nähe die Franzosen in neuester Zeit ein kleines Fort (630 Meter über dem Meeresspiegel) und einen Pavillon (820 Meter) errichtet haben. Der Wasserfall stürzt über eine Höhe von 200 Meter in ein großes Bassin, das sich 420 Meter über das Meer erhebt. Das Wasser in diesem Bassin hat durchschnittlich eine Wärme von 21 Grad Celsius. — Das größte Süßwasserbecken der Insel ist der See Vahairia, fast im Mittelpunkt derselben, 430 Meter über dem Meeresspiegel und 400 Meter Umfang, während die ihn umgebenden Berge eine Höhe von 1800 Meter zeigen.

**) 100 Hectaren = 173,739 Wiener Joch.

als gesund und angenehm bezeichnet werden. Die Temperatur ist eine ziemlich gleichmäßige und wird durch die herrschenden Land- und Seebrisen wesentlich gemildert. Nur in der Mitte des Tages ist zuweilen die Hitze einige Stunden hindurch drückend, aber des Morgens und Abends ist die Luft in der Regel kühl und erfrischend. Das mittlere Maximum während der Regenzeit ist 29 Grad Celsius; das mittlere Minimum 23 Grad 5 Linien; nur kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters tritt oft ein gewaltiger Wechsel im Thermometerstand ein. W. Brousmiche sah einmal das Thermometer während einer Art Typhon von 33 Grad auf 21 Grad Celsius sinken. In der trockenen Jahreszeit ist die mittlere Temperatur 27 Grad Celsius am Tage und 20 Grad des Nachts. Wenn zuweilen im Juli in Papeete die Temperatur bis auf 14 Grad Celsius und am Posten in Fatáhua auf 8 Grad Celsius sinkt, müssen selbst Europäer gewisse Vorsichtsmaßregeln gegen Erkältung gebrauchen, welche die Eingeborenen meistentheils vernachlässigen und sich dadurch häufig Entzündungskrankheiten zuziehen.

Unter den geschilderten Temperaturverhältnissen, gepaart mit jener Fruchtbarkeit, welche vulcanischem Tuffboden eigen, ist es leicht erklärlich, daß der größte Theil tropischer und subtropischer Nutz- und Nahrungspflanzen auf der Insel ohne besondere Mühe gedeihen. Das Zuckerrohr (saccharum officinarum L.), der Kaffeebaum, die Baumwollenstaude, die Vanillepflanze, der Cacaobaum, die Indigostaude, der Sorgho (sorghum saccharatum),*) Reis, Mais, Tabak u. s. w. kommen vortrefflich fort und würden bei verständiger Cultur dem Landwirth reichen Lohn für seine Arbeit liefern.

An Früchten findet man Bananen, Brotfrüchte, Mangos, Anonen, Pagayos, Pandanusfrüchte, Cocosnüsse, Orangen, Citronen, Ananas, Guavas u. s. w.**)

Orangen und Citronen kommen in wildem Zustande in solcher Menge vor, daß sie einen der Hauptausfuhrartikel nach Californien bilden, wohin jährlich fünf bis sechs Schiffsladungen im Werthe von circa 200,000 Fr. gehen.

Die Hauptnahrungspflanzen der Eingeborenen sind:

1. Die Féi oder wilde Banane (Musa Féi oder Musa rubra), welche in fünf Varietäten vorkommt. Sie tritt erst in einer Höhe von 6—800 Fuß auf, gedeiht am üppigsten 1000—1500 Fuß über dem Meere, hat eine eigenthümliche saffrangelbe Farbe und wird bloß in geröstetem oder gekochtem Zustande genossen.

2. Die Haari oder Cocospalme (Cocos nucifera), deren Stamm, Rinde, Blätter und Früchte von den Eingeborenen nutzbringend gemacht werden. Die wichtigste Verwendung aber haben die Früchte, welche zur Nahrung von Menschen und Thieren, zum Getränk und zur Oelgewinnung dienen. Mit feinem Sandelholzstaub und andern aromatischen Substanzen vermischt, ist die aus der Cocosnuß gepreßte ölige Flüssigkeit zugleich ein beliebtes Cosmetique (monoï) der tahitischen Frauen, um ihre schönen, langen, schwarzen Haare zu salben.*) Aus den jüngern zarten, weißen Blätttern verstehen die gefallsüchtigen Tahitierinnen einen ganz besonders zierlichen Kopfputz (Rewarewa) zu bereiten, indem sie mit vieler Geschicklichkeit aus der seidenpapierähnlichen Epidermis einen wunderbar feinen, rauschenden Bänderbüschel verfertigen, mit denen sie an Festtagen in höchst idealer Weise den Kopf schmücken.

3. Der Urú (auch Maiore) oder Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa), nächst der Cocospalme einer der nützlichsten Bäume der Insel. Seine Frucht, im kanakischen Ofen zwischen erhitzten Steinen gebacken, ist für den Tahitier ein Surrogat für das Brot des Europäers. In Zeiten des Krieges oder im

*) Auch hier begegnen wir diesem nützlichen Gewächse, welches 1851 daselbst zum ersten Mal mit Samen aus Paris gepflanzt wurde. Man baute damals fünfundzwanzig Körner, welche binnen drei Monaten genug Samen gaben, um den Anbau des Sorgho auf mehrere Districte ausdehnen zu können. Ein Jahr später, im Herbst 1852, betrug die Ernte bereits 2100 Kilos, wovon das Kilo zu 15 Centimes verkauft wurde.

**) Die ersten Samen des Guavastrauches (Psidium Pyriferum) wurden im Jahre 1815 durch Bicknel aus Brasilien nach Tahiti gebracht, und haben sich seither in einer, ich möchte sagen erschreckenden Weise vermehrt, indem sie keine andere Vegetation neben sich aufkommen lassen. Die Früchte, beim Volke nicht beliebt, noch zur Bereitung von Gelee für den Exporthandel verwendet, sind gleichwohl als Thierfutter von einiger Bedeutung, während das Holz, das sehr rasch nachwächst, zu Feuerungszwecken sehr gute Dienste leistet. Mehrere Gouverneurs haben bereits der französischen Regierung Vorschläge überreicht, wie diese Pflanze, welche durch Excremente von Menschen und Thieren bereits über die ganze Insel verbreitet ist und allen sonstigen Wachsthum unterdrückt, planmäßig ausgerottet werden könnte.

*) Die Cocospalme trägt in Tahiti wie auf den übrigen Südseeinseln erst in sieben oder acht Jahren Früchte, aber dann so reichlich, daß man den Werth der jährlich gewonnenen Nüsse für jeden Baum auf fünf Francs anschlägt. Es bedarf 20—25 Cocosnüsse, um $8^1/_2$—4 Liter Oel zu erhalten. Eine Gallone Cocosöl werthet $1^1/_2$ Francs in Stoffen oder 1 Franc im Baren. Im Handel kostet die Gallone 2—$2^1/_4$ Francs, im Detail $2^1/_2$ Francs. Völlig reines Cocosöl wird bis zu 5 Francs per Gallone verkauft.

Falle einer Mißernte vergraben die Eingeborenen, gleich den Neuseeländern und den Urbewohnern des Carolinenarchipels, die Früchte des Urú in die Erde und verzehren sie später im verfaulten Zustande.*)

4. Der Fara oder Pandanusbaum (Pandanus odoratissimus), dessen Früchte gleich jenen des Urú zur Nahrung und dessen Blätter zur Bedeckung der aus Bambusrohr construirten Hütten der Eingeborenen dienen. Aus den rothen Samenhülsen des Pandanus odoratissimus verfertigen die sinnigen Tahitierinnen äußerst zierliche Kränze und Halsgeschmeide. Von einer andern Species, welche die Eingeborenen Iri nennen, dienen die Blätter zur Umhüllung des Tabacks und zur Anfertigung von Cigaretten, so wie zur Fabrication von Matten für die Hausflur und das nächtliche Lager.

5. Der Taro (Caladium esculentum), ein Knollengewächs, das zu gewissen Zeiten des Jahres den Mangel an Brotfrüchten ersetzt.

6. Pia (Tacca pinnatifida), ein dem Taro ähnliches Knollengewächs, dessen mehlige Substanz zugleich von den tahitischen Frauen statt Stärkmehl verwendet wird.

7. Hui oder Yams (Dioscorea sp.), von welchem nützlichen Knollengewächs auf der Insel mehrere Species in großer Anzahl vorkommen.

8. Umara oder süße Kartoffel (Convolvulus Batata), von den Eingeborenen der europäischen Kartoffel vorgezogen und viel gebaut, obschon dieselbe in Tahiti sehr rasch degenerirt.

9. Fare-rupe (Pteris esculentum), ein Farrenkraut, dessen Wurzel in frühern Zeiten, wie in Neuseeland, häufig gegessen wurde. —

In Bezug auf ökonomische, technische und heilwissenschaftliche Zwecke verdienen noch: Calophyllum inophyllum (Tamanu) auch Ati; Aleurites triloba (Tu-tui); Inocarpus edulis (Mape); Rhus Tahitense (Apape); ficus tinctoria (Mati); ficus prolixa (ora); Arundo bambus (ofé); Gleichenia Hermanni (Eanuhe); Hibiscus tiliaceus (puráu auch fáo); Lagenaria vulgaris (Hue); Pisonia inermis (puna-tehea); Spondias dulcis (Ví); Tanghinia Maughas (Rewa); Morinda citrifolia (Nono); Guettenda speciosa (tafano); Bixa orellana; Ricinus communis etc. angeführt zu werden.**) Eben so scheint es mir von Interesse, zweier Pflanzen hier Erwähnung zu thun, aus deren Wurzeln die Urbewohner Tahiti's vor Ankunft der Europäer hauptsächlich berauschende Getränke bereiteten. Es ist dies die Tipflanze (Cordyline australis Commers.) und die Kawa oder Awa (Piper Methysticum), von welch letzterm Gewächs die Eingeborenen mehrere Varietäten unterscheiden. Die aus der Kawawurzel gewonnene Flüssigkeit hat eine bräunlich-gelbe Farbe, schwarzem Kaffee nicht unähnlich, in den man etwas Milch gegossen hat.*)

Der Kawatrank schmeckt süß und angenehm, erhitzt den Magen und verursacht endlich eine Art von Trunkenheit, die sich jedoch völlig von jener unterscheidet, welche alkoholisirte Getränke zur Folge haben. Leute, welche sich dem Kawagenuß hingeben, taumeln weder wie Betrunkene, noch sprechen sie viel und laut, wenn sie berauscht sind. Ein Zittern ergreift sie am ganzen Körper, ihr Gang ist langsam, aber sie bewahren vollkommen ihr Bewußtsein. Ist die Wirkung der Kawa in ihr letztes Stadium getreten, so fühlen sie eine außerordentliche Schwäche in allen Gelenken; Kopfweh, so wie eine unwiderstehliche Neigung zu schlafen, stellen sich ein und complette Ruhe wird zur unabweisbaren Nothwendigkeit.

In frühern Zeiten hatten die Häuptlinge von Tahiti, welche dem Kawatrinken ergeben waren, eigene Wächter, deren Hauptdienst darin bestand, die Umgebung des schlafenden Häuptlings in der vollkommensten Ruhe zu erhalten. Ein Hund, welcher zu bellen sich unterfing, ein Hahn, der zufällig krähte, wurde sogleich getödtet.

Der Kawatrank wird ähnlich wie die Chicha der südamerikanischen Völker aus der frischen Wurzel bereitet, indem dieselbe in kleine Stücke geschnitten, von den Frauen eine Zeit lang im Munde gekaut und hierauf mit einer gewissen Quantität Wasser vermengt wird.

Ein zu häufiger oder fortgesetzter Genuß dieses Getränkes bringt eine eigenthümliche Art von Hautkrankheit hervor, welche die Tahitier „Arewarewa“ nennen.

Die alten Kawatrinker hatten ein düsteres Aussehen, ihre Augen waren eingefallen, ihre Zähne stark gelb, ihre Haut war trocken und schuppig und der ganze Körper mit Geschwüren und Narben bedeckt. Diejenigen, deren

*) Der Brotfruchtbaum trägt dreimal des Jahres Früchte. Die ersten, die besten und zahlreichsten, reifen im März; die zweiten im Juli; die dritten Ende November. Diese letzte Ernte nennen die Eingeborenen manavahoi.

**) Eine sehr verdienstvolle Zusammenstellung der wichtigsten Nutz- und Nahrungspflanzen Tahiti's hat W. G. Cuzent in seiner eben so anspruchslosen als gediegenen Abhandlung „Etudes sur quelques végetaux de Tahiti“ geliefert. Tahiti 1857.

*) Herr Nöllenberger, ein deutscher Chemiker, welcher auf Tahiti lebt, hat aus der Kawawurzel eine kristallinische Substanz extrahirt, welche derselbe Kawaïn nennt, und dessen dynamische Eigenschaften noch zu untersuchen sind. Ich habe ein Fläschchen davon dem Herrn Corvettenarzt Dr. E. Schwarz zu weitern Untersuchungen übergeben.

Wunden wieder heilten, zeigten mit Stolz die Narben davon. Je mehr ein Kawatrinker deren besaß, desto höher stand er im Ansehen.

Außer der Betäubung hatte der Genuß des Kawatrankes noch eine aphrodisiakische Wirkung und brachte höchst erotische Träume hervor. „Wenn man einen aus Avini-Ute*) bereiteten Kawasaft trinkt," erzählte ein alter Tahitier, Namens Uata, „so denkt man viel an Frauen (wahino); und die Frauen ihrerseits zeigen eine ganz besondere Vorliebe für Kawatrinker, weil diese die raffinirtesten Geliebten sind." —

Dermalen ist der Kawagenuß völlig außer Gebrauch gekommen. Durch den wohlthätigen Einfluß der ersten Missionäre wurde die Cultur der Kawa schon unter König Pomare II. gänzlich verboten, und die Pflanze findet sich gegenwärtig nur mehr in den einsamsten Thälern der Insel. Indeß soll es noch einige alte Tahitier geben, welche niemals fremdländische Spirituosen genießen und sich sogar vielfachen Entbehrungen unterziehen, um an gewissen Festtagen Awawurzeln kaufen zu können, die gegenwärtig oft bis zu fünf Fr. das Stück kosten sollen.

Leider trat jetzt an die Stelle des Kawatrankes der Genuß von Branntwein und andern europäischen Spirituosen, welche rasch einen nicht weniger schädlichen Einfluß auf den physischen und sittlichen Zustand der Eingeborenen zu üben begannen. — —

Wenden wir uns von den Vegetationsverhältnissen der Insel zu den Bewohnern derselben, so begegnen wir einem schönen stattlichen Menschenschlage. Sowohl Männer als Frauen sind hohe, schlanke, wohlproportionirte Gestalten. Das Gesicht ist bei den Meisten nicht unschön, mit intelligentem Ausdruck, der Nasenrücken ist gut ausgesprochen, die Lippen sind fleischig, der Teint ist gelblich-braun, aber im Durchschnitt lichter, wie bei den Neuseeländern; das Hinterhaupt ist künstlich flach zusammengedrückt, die Stirn ist gut geformt, Kinn- und Unterbackenknochen sind breit. — Die Frauen namentlich haben sehr schöne schwarze Haare und auffallend kleine Hände und Füße. Sie sind durchschnittlich höher als die mittlere Größe der Europäerinnen. Ihr Anzug ist ungemein reinlich und nett und in dieser Beziehung übertreffen sie alle halbwilden Völker, mit denen ich während meiner Wanderungen in den verschiedensten Theilen der Erde zusammengetroffen bin. Sie hüllen sich gewöhnlich in ein langes, weites Kleid und tragen einen zierlichen Blumenkranz auf dem Kopf oder schmücken das wallende Haar mit den feurigen Blüthen des Hibiscus rosa sinensis, was einzelnen Gestalten ein vestalisches Ansehen gibt. Die Männer sind theils europäisch gekleidet, theils tragen sie ein Stück blauen Calico (paréu), das bis zu den Knien reicht, um die Lenden gewunden. Sie sind intelligent und arbeitsam, aber letzteres nur so lange, als ihnen die Mittel zur Befriedigung irgend eines Bedürfnisses fehlen. Haben sie sich diese durch Fleiß verschafft, so leben sie wieder Wochen lang bloß der Unterhaltung, bis sie ein neues Bedürfniß neuerdings zur Thätigkeit treibt!

Die Gesammtbevölkerung der Insel Tahiti beträgt nach der letzten, zu Ende des Jahres 1858 vorgenommenen Zählung 5988 Seelen (3225 männliche und 2763 weibliche), jene von Morea oder Eimeo 1045 Seelen (562 männliche und 483 weibliche), also auf beiden Inseln zusammen 7033 Seelen. Nach der nämlichen officiellen Quelle ereigneten sich im Laufe desselben Jahres 78 Geburten (37 männliche und 41 weibliche), 73 Todesfälle (41 männliche und 32 weibliche) und 32 Trauungen. Dieses Resultat ist gleichwohl nicht sehr verläßlich, weil die Zählung durch die Eingeborenen geschah und die wenig scrupulöse Art und Weise, wie dabei vorgegangen wurde, zu manchem Zweifel in Bezug auf Genauigkeit berechtigen soll. Jedenfalls aber steht die Thatsache einer bedeutenden Abnahme der Bevölkerung fest. Der Missionär Wilson schätzte die Bevölkerung Tahiti's im Jahre 1797 auf 16,000 Seelen.

Im Jahre 1829 ergab der damals von englischen Missionären vorgenommene Census für Tahiti allein 8568 Seelen, also um 2580 Seelen mehr als dreißig Jahre später!! —

Im Jahre 1848, wo die französische Administration die erste Zählung vorzunehmen versuchte, betrug die eingeborene Bevölkerung Tahiti's noch 8082 Seelen (4466 männliche und 3616 weibliche). Die europäische 475 Seelen (428 männliche und 47 weibliche).

Die eingeborene Bevölkerung zerfällt in drei Gesellschaftsclassen:

1. In Arii oder Häuptlinge, von denen der Rang des Arii-Rahi (dermalen Königin Pomare) ungefähr mit dem eines modernen Königs correspondirt. 2. In Raatiras oder Grundbesitzer, von welchen die bedeutendsten in jedem Districte den Namen Tatóui führen. Endlich 3. In Manahune oder dienende Classe; zu diesen letztern gehörten in ältern Zeiten auch die im Kriege gemachten Sclaven. Teuteu werden die Diener der Arii genannt, was immer für einer Gesellschaftsclasse sie angehören mögen. In neuester Zeit wird für Arii häufig das Wort „Tavana" gebraucht, was jedoch nichts weiter ist, als eine Corruption des englischen „Governor." —

---

*) Der aus der Species Avini-Uté bereitete Trank soll nämlich eine ganz besonders stimulirende Wirkung hervorbringen.

Die Tahitier besaßen bereits vor Ankunft der Franzosen einen Codex oder eine Charte. Letztere wurde im Jahre 1823 durch protestantische Missionäre nach jener Englands entworfen, und im Jahre 1826 revidirt. Nach derselben ist die Krone sowohl für männliche als für weibliche Nachkommen des herrschenden Stammes erblich. —

Die Insel war danach in sieben Districte eingetheilt. Die gesetzgebende Macht ruhte in einer Versammlung, welche aus vierzehn Mitgliedern oder zwei aus jedem District bestand und alle drei Jahre vom Volke gewählt wurde.

Diese Constitution hat unter der französischen Schutzherrschaft wesentliche Abänderungen erfahren, und hat ihre ganze Bedeutung verloren. —

Der Bedürfnisse der Eingeborenen sind so wenige, daß ein geringer Aufwand von Thätigkeit hinreicht, dieselben zu befriedigen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in der Féi oder wilden Banane, in Cocosnüssen, Brotfrucht, Taro, Vi-Apfel (spondias), Zuckerrohr, Orangen, Guava und Fische und zuweilen Hühner oder Schweinfleisch. Sie genossen in frühern Zeiten kein Salz, sondern gebrauchten statt dessen eine Art Muß, das sie aus Seewasser, Cocosmilch und der geriebenen Wurzel der Tipflanze (Dracaena australis) bereiteten.

Ihr Hauptverkehr bestand mit den benachbarten Eilanden, namentlich mit der Paumutugruppe, während sie mit entferntern Inseln und Continenten erst seitdem sich protestantische Missionäre unter ihnen niedergelassen und den Segen menschlichen Fleißes gelehrt hatten, einigen Handel anknüpften. Sie bauten selbst Schiffe bis zu mehrern hundert Tonnen, auf denen sie Braunzucker, Cocosnußöl und Pfeilwurzel (Arrow-root) nach Neu-Süd-Wallis führten, um von dort Eisen, Werkzeuge, Wollwaaren, Tücher und Calicos u. s. w. zurückzubringen. Der Werth der ausgetauschten Producte betrug aber kaum mehr als 25,000 Dollars jährlich; oder an Ein- und Ausfuhrartikeln zusammen 50,000 Dollars. Viel wichtiger für das Gedeihen der Insel war der regelmäßige Besuch derselben von englischen und nordamerikanischen Walfischfängern, von welchen manches Jahr über sechzig das so vortheilhaft gelegene Tahiti berührten, um daselbst nöthig gewordene Ausbesserungen vorzunehmen, für die Weiterreise sich zu verproviantiren, oder auch bloß einer kurzen Ausruhe zu pflegen.

Endlich hatte die Perlmuschelfischerei der Paumutugruppe in Tahiti ihr Centrum, wohin der ganze Ertrag gebracht wurde, um von dort aus nach Valparaiso oder direct nach Europa verschifft zu werden. — —

Dies waren ungefähr die ökonomischen, socialen und commerciellen Verhältnisse der Insel, als die Regierung derselben aus den Händen der schwachen eingeborenen Königin in jene eines französischen Marineofficiers glitt, welcher nun unter dem weniger vexatorischen Titel eines Protecteurgouverneur mit despotischer Gewalt zu herrschen begann. — Und jetzt scheint es uns an der Zeit zu sein, die Frage zu beantworten: Was haben die Franzosen seit ihrer sechzehnjährigen Schutzherrschaft für den ökonomischen und commerciellen Aufschwung Tahiti's, für die sittliche und geistige Hebung seiner Bewohner gethan? Was hat die katholische Kirche, was hat die Civilisation im Allgemeinen, was hat Frankreich und sein Handel insbesondere durch die französische Herrschaft auf Tahiti gewonnen? — —

Die Cultur des Landes ist wesentlich zurückgegangen, theils aus Mangel an Händen, theils wegen nicht hinreichender Aufmunterung. Gegenwärtig besteht auf Tahiti eine einzige große Zuckerpflanzung (jene des Herrn Le Rouge und Johnson, deren Ertrag man auf circa 2000 Centner schätzt),*) und eine einzige Kaffeepflanzung, jene des Herrn Boanefin, von welcher man dieses Jahr (1859) einen Ertrag von achtzig Centnern trockener Kaffeebohnen erwartet! Die übrige Production der Insel ist kaum hinreichend für den Bedarf derselben. Nur an Orangen, welche auf der Insel in großer Menge wild wachsen und bloß eingesammelt zu werden brauchen, gehen noch jährlich einige Schiffsladungen nach Californien, wo 1000 Stück Orangen zu vierzig bis sechzig Dollars verkauft werden.

Sowohl das Cocosöl wie die Pfeilwurzel (arrow-root) und die Perlmuschel, welche von hier ausgeführt werden und den Haupthandel bilden, sind Producte der Nachbarinseln, welche bloß als Durchfuhrartikel betrachtet werden können. — Die unter französischer, englischer, nordamerikanischer oder chinesischer Flagge (nations assimilées) eingeführten Waaren zahlen fünf Procent, alle andern zehn Procent eines tarifmäßig festgesetzten Werthes. Geistige Getränke zahlen zwanzig bis dreißig Procent Zoll. — Das Zollamt in Papeete, welches über den jährlichen Handelsverkehr ziemlich genaue Aufzeichnungen besitzt, gestattet Niemanden, in dieselben Einsicht nehmen zu dürfen.

Man kann annehmen, daß gegenwärtig nicht mehr als sechzig bis achtzig Schiffe jähr-

---

*) Einer der Eigenthümer dieser Musterwirthschaft, der alte würdige W. Johnson, der seit fast einem Vierteljahrhundert auf Tahiti lebt, erzählte mir, daß er sich noch erinnere, wie die Thäler und Hügel in der Umgebung seiner Pflanzung dicht bevölkert waren, während sie jetzt öde und verlassen sind.

lich die Insel Tahiti besuchen und daß der Gesammtumsatz ungefähr einen Werth von 1,600,000 Francs beträgt, wovon jährlich eine Million Francs auf die Ausfuhrartikel*) gerechnet werden müssen. Die Mauthvorschriften sind außerordentlich vexatorisch und nichts weniger als geeignet, den Handel zu heben. —

Am allerauffallendsten aber ist die geringe Zahl von Walfängern, welche seit der französischen Occupation diese Insel besuchen. Im Jahre 1836 kamen noch zweiundfünfzig Walfänger mit zusammen 18,090 Tonnen Gehalt nach Tahiti. Gegenwärtig beläuft sich deren Zahl auf kaum mehr als fünf oder sechs des Jahres.

Die folgende allerdings höchst mangelhafte Tabelle dürfte das Verhältniß der Abnahme zwischen frühern Jahren und der Gegenwart etwas deutlicher zeigen:

Es besuchten die Insel Tahiti:

	Walfänger	Tonnen Gehalt	Mannsch.
1836	52	18,090	—
1837	57	20,500	—
1838	42	15,000	—
1847	19	5695	435
1848	14	3672	261
1854	30	10,720	—

In officiellen französischen Berichten wird als Ursache des geringern Besuchs von Walfängern die Abnahme des Walfisches in diesen Gegenden, und als Grund der Stagnation des Handels im Allgemeinen die Reduction der französischen Besatzung auf Tahiti, so wie der riesige Aufschwung der Sandwichsinseln und Californiens bezeichnet. —

Wie in der Agricultur und im Handel, so hat sich auch im sittlichen und geistigen Zustande der Eingeborenen seit der Schutzherrschaft der Franzosen keine erfreuliche Hebung bemerkbar gemacht. Vielmehr haben die Einführung gewisser leichtfertiger Sitten und noch mehr die völlig freie Einfuhr so wie der Verkauf aller Arten alkoholisirter Getränke beigetragen, den Samen der Ordnung und Zucht, den die Missionäre mühevoll unter den Eingeborenen gesäet, wieder zu zerstören.**)

Dieselben Unsittlichkeiten, welche französische Marineofficiere bei ihren ersten Besuchen von Tahiti auf ihren Schiffen duldeten und belächelten,*) geschehen dermalen vor den Augen der Protectoratsbehörden auf der Insel selbst! Keine andere civilisirte Nation, als die Franzosen, würde Scenen der Unsittlichkeit dulden, wie sie auf Tahiti fast jede Stunde sich ereignen. Ja, gegen die bestehenden Landesgesetze erlauben, daß ein über alle Beschreibung ausgelassener Tanz, wie der Upa-Upa, am Sabbathtage dicht vor dem Palais des Gouverneurs und in dessen Gegenwart von halbtrunkenen Mädchen ausgeführt werden darf, heißt dem Anstande und der guten Sitte am hellen Tage mit geballter Faust in's Gesicht schlagen! —

Man muß den Upa-Upa von Tahitierinnen mit der ganzen sinnlichen Leidenschaftlichkeit einer verderbten Natur haben aufführen sehen, um die Indignation und Beschämung des fremden Zuschauers zu begreifen. Sonderbarerweise hat der Upa-Upa eine frappante Aehnlichkeit mit dem französischen Cancan, wie dieser (wenigstens in frühern Jahren) im Quartier Latin in der berühmten Chaumière von übermüthigen Studenten und ihren leichtfertigen Grisetten getanzt wurde, nur mit dem Unterschied, daß beim Upa-Upa die Grazie der Pariser Tänzer gänzlich wegfällt und bloß eine Anzahl unanständiger Gesten und Articulationen in der verletzendsten Form zur Schau gestellt werden.

Mit diesen frivolen Sitten geht Trunksucht und Liederlichkeit Hand in Hand. Die öffentlichen Weinschenken in Papeete sind den ganzen Tag von halbbetäubten Dirnen umlagert, welche der „europäischen Cocosmilch,“ wie man in Tahiti alle fremdländischen Spirituosen nennt, über die Gebühr zusprechen.**) Ein Gesetz ver-

---

*) An dieser Ausfuhr betheiligte sich die Insel Ana (Paumutugruppe) allein mit 4—500,000 Francs an Cocosöl.

**) Es versteht sich indeß wohl von selbst, daß der Aufenthalt einer so unterrichteten und empfänglichen Nation wie die der Franzosen auf Tahiti nicht ganz ohne Vortheile für die Wissenschaft bleiben konnte, und die schönen Studien des Dr. Cuzent über die Nutzpflanzungen der Insel, die botanischen Forschungen und Sammlungen des Dr. Nadeaud, so wie die geodätischen und hydrographischen Arbeiten des Herrn Adam Kulczycki werden stets den tröstlichen Beweis liefern, was Kenntniß, Energie und Ausdauer selbst unter ungünstigen äußern Verhältnissen zu leisten im Stande sind.

*) „Plus de cent femmes,“ schreibt Dumont D'Urville in einem am Bord der Reine blanche am 10. October 1842 geschriebenen und am 27. März 1843 in den Pariser Journalen veröffentlichten Brief: „étaient venues sur la frégate; il y en avait au carré (logement des officiers), il y en avait au poste (chambre des Elèves), il y en avait partout à bord. — Tous les soirs, vers 3 heures une foule de belles venaient pour entendre la musique. A l'heure du diner, les officiers et les élèves les invitaient galamment à partager leur tables; et les repas, qui furent très gais, se prolongaient assez avant dans la nuit, pour que la pour retint à bord celles des Tahitiennes, qui redoutaient de naviguer à la clarté douteuse des étoiles.

**) Völlig Betrunkene oder Ruhestörer werden indeß nach dem Carabuß, einem äußerst schmutzigen Gefängniß gebracht, das im Leben der Tahitier eine große Rolle zu spielen scheint, und müssen am nächsten Morgen ein Löse- oder Strafgeld von zehn Francs bezahlen. Diese Strafgelder, welche bei den

bietet zwar den Verkauf von Branntwein an Eingeborene. Allein in Tahiti scheinen die Gesetze gegeben zu sein, um nicht gehalten zu werden. Vor der Ankunft der Franzosen war der Import und Verkauf geistiger Getränke durch den Einfluß der Missionäre so sehr beschränkt, daß derselbe fast einem Verbote gleichkam. Aber das Interesse des französischen Handels forderte, daß man Spirituosen einführen und sowohl an Europäer wie an Eingeborene anstandslos verkaufen dürfe. Im Jahre 1852 wurde in der legislativen Versammlung von Tahiti ein Gesetz eingebracht (loi sur les boissons), welches den ungehinderten Verkauf von Bier und französischen Weinen sowohl an Tahitier wie an fremde Residenten ungehindert zu gestatten bezweckte.

Die Debatten über dieses Gesetz sind in mehrfacher Beziehung höchst merkwürdig, sie beurkunden eine Begabung einzelner Sprecher, welche selbst in ähnlichen Versammlungen in Europa Aufsehen erregen würden. So z. B. äußerte ein Redner zu Gunsten des Gesetzes: „Wenn Ihr den Verkauf von Branntwein in Tahiti ernstlich und mit Erfolg verbieten wollt, so beginnt damit, den großen Nationen, welche damit Handel treiben, zu verbieten, den Branntwein auf ihren Schiffen in's Land zu bringen! Aber Eure Lungen sind zu schwach, arme Tahitier, um daß Eure Stimmen gehört würden in Spanien, in Amerika, in England, in Frankreich! Wohlan denn, so entsagt, so ergebt Euch!" —

Das Gesetz ging mit fünfundneunzig gegen dreizehn Stimmen durch und es werden in Folge dessen nicht nur französische Weine und Biere, sondern auch alle andern Gattungen von Spirituosen ungehindert an Tahitier wie an Fremde verkauft. — —

--

Unter solchen Umständen kann wohl eben so wenig von einer Hebung des religiösen Gefühls der Eingeborenen durch französischen Einfluß die Rede sein. Die protestantischen Missionäre erfuhren durch die Einsetzung des Protectorats viele schmerzliche Unterdrückungen, aber weder die katholische Kirche noch die Moral im Allgemeinen scheint dadurch etwas gewonnen zu haben. Zwar lastet auf dem damaligen Leiter der protestantischen Mission, W. Pritchard, die schwere Anklage, durch sein Benehmen in der Angelegenheit der beiden katholischen Priester Laval und Caret die Hauptveranlassung zur französischen Einmischung gegeben zu haben; allein es war gleichwohl wenig gerecht, das Vergehen eines Einzelnen der ganzen protestantischen Gemeinde Tahiti's, gegen 8000 Seelen, büßen zu lassen! Alle protestantischen Missionäre, bis auf einen einzigen, mußten die Insel verlassen, und selbst dieser durfte von nun an bloß in englischer Sprache und zwar nur in dem Orte predigen, wo er lebte. Im Lande herumzureisen, war ihm untersagt. Die viele Jahre bestandene Anstalt zur Heranbildung protestantischer Lehrer und Missionäre mußte aufgelöst, die damit verbundene Buchdruckerei geschlossen, die öffentlichen Schulen beschränkt werden. In den einzelnen Districten versahen freilich eingeborene Missionäre nach wie vor den protestantischen Gottesdienst, allein der politische Umschwung der Dinge hatte auch einen sittlichen zur Folge. Viele leichtsinnige Naturen, denen der Ernst und die Strenge der protestantischen Kirche längst lästig geworden war, fanden eine günstige Gelegenheit, sich der Controle ihres geistlichen Seelsorgers zu entziehen und in der verlockenden Hafenstadt ihrem Vergnügen und ihrer Laune zu leben. Namentlich war es das weibliche Geschlecht, welches sich durch die neuen Verhältnisse angezogen fühlte.

Indeß gibt es trotz der Lockerung der religiösen Bande noch immer eine große Anzahl von Eingeborenen, die Königin Pomare und ihre Familie an der Spitze, welche den Geboten der evangelischen Kirche mit ganzer Hingebung gehorchen und sich durch sittlichen, tadellosen Wandel auszeichnen. — Die protestantische Mission verzeichnet an 1600 Eingeborene, welche im Laufe eines Jahres das Abendmahl nehmen (Communicants).

Ungeachtet des Schutzes und der vielfachen Begünstigungen, welche die katholische Kirche seit dem Tage der Einsetzung des französischen Protectorats im protestantischen Tahiti genießt, ist es derselben bisher nicht gelungen, unter den Eingeborenen großen Einfluß und Verbreitung zu gewinnen.

Es gibt dermalen auf der ganzen Insel nicht mehr als achtzig bis hundert Katholiken. Der Bischof, welcher in Papeete residirt, ist gleichzeitig der einzige katholische Priester und Lehrer dieser Ansiedlung. Es besteht keine öffentliche katholische Schule; ein Mangel, der um so fühlbarer und bedauernswerther, als die meisten protestantischen Schulen geschlossen werden mußten, und nun ein großer Theil der jungen Generation in vollkommener Unwissenheit aufwächst. —

Außerdem befinden sich im Innern der Insel in vier Districten (unter dreiunddreißig) zwei oder drei katholische Missionäre, welche gleichzeitig die französische Sprache lehren.

fteten Orgien der Eingeborenen ziemlich bedeutend sind, bilden zugleich eine Einnahmequelle des Chefs der französischen Administration, welcher sich in dieselben zur Hälfte mit den Districtsvorständen und den Polizeisoldaten theilt.

Es fehlt diesen glaubenseifrigen Männern weder an Thätigkeit noch an den nöthigen Fonds, um die Mission auszubreiten. Die Erhaltungskosten der katholischen Missionen im östlichen Oceanien haben im verflossenen Jahre gegen 100,000 Francs betragen.*) Außerdem sind noch 8000 Francs jährlich von der französischen Verwaltung zur Herstellung einer katholischen Kirche in Papeete bestimmt. Wenn also die katholische Mission in Tahiti keine Fortschritte macht und nach zwanzig Jahren kaum hundert Gläubige zählt, so muß die Erklärung dieser Erscheinung in Umständen gesucht werden, welche weder der hingebende Eifer katholischer Missionäre noch materielle Unterstützung zu bewältigen im Stande sind.

Betrachten wir endlich die Vortheile, welche das französische Protectorat dem Staate gebracht, so sind auch diese bis zur Stunde noch weniger als problematisch.

Während die Gründung der französischen Stationen in Oceanien eine Summe von sechs Millionen Francs in Anspruch nahm, haben die jährlichen Unterhaltungskosten seither kein Jahr weniger als 2½—3 Millionen Francs betragen. Davon kommen auf das Protectorat in Tahiti 6—700,000 Francs.**) Diese Summe wird keineswegs durch die Erzielung commercieller oder industrieller Vortheile aufgewogen; denn kaum kommen mehr als zwei Schiffe jährlich direct aus Frankreich nach Tahiti, während die meisten daselbst verkauften Waaren englische Fabricate sind, die aus Valparaiso bezogen werden, mit welchem Hafen Tahiti allein eine ziemlich regelmäßige, directe Verbindung unterhält.

Die Station auf der Insel Nukahiwa im Marquesasarchipel ist seit 1. Januar 1859 der zu großen Auslagen wegen wieder aufgelassen worden. Dagegen werden große Anstrengungen gemacht, um die Besitzung von Neucaledonien, welche bis jetzt jährlich dem Staate sehr bedeutende Summen kostete, in der Folge einigermaßen ertragsfähig zu machen.

Die französischen Besitzungen in Oceanien sollen in östliche und westliche, mit völlig unabhängigen Administrationen getheilt werden. Der Gouverneur der „Etablissements français dans l'Oceanie orientale" soll in Papeete, jener der Etablissements français dans l'Oceanie occidentale in Port de france (Neucaledonien) seinen Sitz haben. Diese Trennung der Administration wird jedenfalls die Unterhaltungskosten wesentlich vermehren, ohne gleichwohl die Aussicht auf bedeutende Einnahmen wahrscheinlich zu machen.

Die Franzosen haben überhaupt kein Glück mit ihren Colonisationsversuchen; sie sind keine praktischen Colonisten. Diese Wahrnehmung wird doppelt augenfällig in der südlichen Hemisphäre, wo sie von englischen Colonien umgeben sind. Es ist wahr, auch die Engländer haben ihre Besitzungen in Oceanien, Australien, Asien u. s. w. meist nur durch Acte roher Gewalt an sich gerissen und wir sind viel zu wenig Anglomane, um die Mittel, wodurch sie sich zu den Herren der herrlichsten und fruchtbarsten Länder der Erde machten, zu billigen. Was waren aber die versöhnenden Resultate dieser Gewaltacte, dieser politischen fait accomplis? England hat jene naturbevorzugten Inseln und Continente mit ihren thatlosen, hinsterbenden Menschenracen dem unbeschränkten Verkehr aller Handel treibenden Nationen der Welt geöffnet; es hat durch freie, humane Institutionen arbeitsfähige Colonisten anzuziehen verstanden; es hat die Naturschätze der besetzten Länder an der Hand der Wissenschaft und Forschung zu heben und zum Nutzen der ganzen großen Menschenfamilie ausgebeutet; es hat den Samen christlicher Cultur bis in die entferntesten Theile der Erde getragen und selbst den wildesten Völkern durch Energie, Arbeitstüchtigkeit und sittlichen Ernst ein Gefühl der Achtung und Bewunderung aufzudringen gewußt für die geistige Ueberlegenheit, für die Macht und Größe der weißen Race! —

Unter freien und liberalen, aber sittlich strengen Gesetzen würde Tahiti bei seiner äußerst günstigen geographischen Lage und dem Vegetationsreichthum der benachbarten Inselgruppen sich bald zu einem Generaldepot für die Producte Polynesiens und die Fabricate Europa's emporgeschwungen haben, ein „St. Thomas Oceaniens" geworden sein!

Unter französischem Protectorate dagegen ist das von jeher zur Frivolität und Sinnlichkeit geneigte Tahiti in der That geworden, was es einmal ein französischer Seefahrer scherzweise nannte: „La nouvelle Cythère!"

---

*) Die Societé de la Propagation de la foi gibt jährlich für katholische Missionäre unter heidnischen Völkern drei bis vier Millionen Francs aus. Davon kommen auf Oceanien und Australien 4- bis 500,000 Francs.

**) Die französische Besatzung auf Tahiti und Eimeo (Morea) beträgt einschließlich der Administrationsbeamten circa 400 Mann. Der Gouverneur bezieht nebst Zuschüssen einen Gehalt von 30,000 Francs; dessen Stellvertreter (Commandant particulier) hat einen Gehalt von 20,000 Francs.

Die Gauchos.

Von W. Reinhold.

Die mächtige Halbinsel von Südamerika hatte nicht immer ihre gegenwärtige Gestalt. Sie ist von der ewig wechselnden Natur im Laufe der Jahrtausende gewaltigen Veränderungen unterworfen, und wo jetzt unermeßliche Urwälder und die üppige Vegetation der Pampas viele Tausende von Quadratmeilen in dem Ländergebiete Bolivia's und der argentinischen Staaten bedecken, wallten einst die Wogen des Atlantischen Oceans.

Die blauen Fluthen einer Meeresbucht, größer als die heutige mexikanische, bespülten damals den Fuß der Andeskette, und der gigantische Laplatastrom, dessen Mündungsbreite 15—20 deutsche Meilen beträgt, wälzte in jenen Zeiten seine schlammigen Wassermassen einige Hundert Meilen nördlicher in das Meer.

Jetzt hat das Land die Woge verdrängt. Die von den Cordilleren heruntergespülten Sedimente sind von den Zuflüssen des Laplata südlich geführt, haben sich auf dem Meeresboden abgelagert und jene endlosen Strecken geschaffen, die unter dem Namen der südamerikanischen Steppen oder **Pampas** bekannt, von Tausenden großer Ströme und kleiner Flüsse durchschnitten und befruchtet und mit einer Flora bedeckt sind, die ihnen während des größten Theils vom Jahre das Aussehen eines einzigen unbegrenzten Blumenteppichs verleiht. Der Gegenwart verkünden nur noch die Muschellager und Verkalkungen von Meeresconchylien, welche der Forscher tief unter den Alluvialschichten der Steppen findet, daß einst der Ocean diese Flächen überfluthete. Die Pampas sind das zu Land gewordene Meer; flach, eben, baumlos, sucht auf ihnen das ermüdete Auge vergebens nach einem Ruhepunkte. Kein Berg, kein Hügel, keine Waldung gewährt eine Abwechslung, überall dehnt sich die weglose, ewig grüne und im Winde wallende Prairie, und der Horizont verschwimmt unsicher in der weitesten Ferne.

Die Pampas liegen jedoch nicht todt da, wie die öden Steppen des asiatischen Reiches. In ihnen regt sich ein gewaltiges animalisches Leben, und außer den Heerden von Straußen, Guanacos, Armadillen und den übrigen Species der so reichen südamerikanischen Fauna, sind sie von Millionen Stieren, Kühen, Pferden und Schafen bedeckt. Diese Thiere wurden von den spanischen Eroberern herübergebracht und haben sich im Laufe der Zeit auf eine solche Weise vermehrt, daß man den Stand des Hornviehs in den argentinischen Staaten allein auf achtzig Millionen Stück schätzt. Sie bilden den unerschöpflichen Reichthum dieser von der Natur so überaus gesegneten Länder, und die Pampas liefern ihnen die fettesten und nimmer versiegenden Weiden.

An menschlichen Wesen sind die Pampas desto ärmer. Auf den 30,000 Quadratmeilen, welche diese Steppen im Stromgebiete des Laplata einnehmen, wohnen kaum eine Million Seelen. Davon kommt allein ein Viertheil auf Stadt und Staat Buenos-Ayres, während sich der schwache Rest auf die übrigen dreizehn Provinzen der argentinischen Conföderation vertheilt. Städte und Dörfer gibt es in diesen Steppen nicht, nur einzelne Gehöfte, Estancias, liegen in den weiten Ebenen zerstreut, oft fünf bis sechs Meilen von einander entfernt.

Die Bewohner dieser einsamen Gehöfte, auf denen nur Viehzucht im ausgedehntesten Maßstabe getrieben wird, bilden eine besondere halbcivilisirte Menschenclasse, die, obwohl von Europäern abstammend, in Sitten, Charakter und Lebensweise nicht mehr die mindeste Aehnlichkeit mit ihren Vorfahren besitzt, sondern sich in den wilden Einöden Südamerika's zu einem ganz eigenen Typus gestaltet hat.

Dies sind die Gauchos oder Viehzüchter der Pampas, eine wilde ungebändigte Race, die aus der Vermischung der Spanier mit den Eingeborenen hervorgegangen sind, von ihren Vätern jedoch nur noch die Sprache besitzen und nur dem Namen nach Christen sind. Jeden Druck und jede gesetzliche Herrschaft hassend, fliehen sie die Civilisation mit Allem, was sie daran erinnert, und leben einsam, aber vollständig frei und selbständig in ihren Steppen.

Bei den so ganz abweichenden Verhältnissen des Pampaslebens konnte es nicht fehlen, daß der Charakter der Bewohner ein ganz eigenthümliches Gepräge erhielt, das außerhalb aller europäischen Begriffe und Anschauungen liegt und oft die grellsten Widersprüche in sich vereint.

Das Hirtenleben ist hier nicht nomadisch, wenigstens nicht in dem Sinne, wie bei den Steppenvölkern Asiens und Afrika's. Dort ziehen die Hirten, zu Stämmen oder Völkerschaften verbunden, mit ihren Heerden Hunderte Meilen von Ort zu Ort über den Weidegrund, an den sie jedoch kein persönliches Anrecht haben. Der argentinische Viehzüchter dagegen lebt auf seinem Eigenthum, das er oder seine Väter sich erkämpft und an das er gebunden ist. Zwar dehnt sich ein solches Besitzthum bisweilen über zehn bis fünfzehn Quadratmeilen aus; allein, wenn auch unsicher, ist es doch immer begrenzt und gehört unbestritten einem Herrn.

Dieser Umstand bedingt aber hauptsächlich die Eigenthümlichkeiten im Charakter der Gauchos und greift entscheidend in ihr sociales Leben ein. Während bei den asiatischen und afrikanischen Hirtenvölkern eine, wenn auch noch so lose staatliche Verbindung existirt, sie ein Oberhaupt besitzen, dessen Autorität sie gehorchen, und gemeinsame Traditionen, Gesetze, Herkommen und Sitte ein geselliges Band um sie schlingen, lebt der Gaucho isolirt in den Pampas auf seiner Estancia, stolz auf seine Unabhängigkeit und persönliche Freiheit. Er will Niemand gezwungen unterthan sein, beugt sich wohl vorübergehend der Gewalt, ist aber jeden Augenblick wieder bereit, die ihm auferlegten Fesseln zu brechen und sich in ungezähmter Leidenschaftlichkeit zu erheben. Gesetze existiren für ihn keine, als die, welche er sich selbst gibt; er will nur befehlen, aber nie gehorchen, und schaltet deshalb vollständig nach Gutdünken auf seinem Besitz, als dessen unumschränkten Souverän er sich betrachtet.

Die Zerstreuung der Estancias über so weite Flächen macht jedes Zusammenleben unmöglich; an Gemeinschaft der Interessen ist unter solchen Verhältnissen nicht zu denken, Gemeinden nach unsern Begriffen kann es nicht geben, und Schule und Kirche sind in den Pampas unbekannte Dinge. Wo sollten auch die Besucher herkommen, wenn die Wohnungen vier, fünf Meilen von einander entfernt liegen? Die Gauchos wachsen daher ohne allen Unterricht auf, und was von der christlichen Religion bei ihnen haften geblieben, beschränkt sich auf Aberglauben und Traditionen, welche von ihnen eben so verstümmelt sind, als das Spanische, das sie sprechen. Dann und wann besucht ein herumziehender Priester einzelne Estancias, und traut Paare, welche bereits erwachsene Kinder besitzen, oder tauft und firmelt Knaben, die schon gelernt haben, wilde Pferde zu bändigen.

Der Gaucho hegt eine Abneigung gegen den Ackerbau, und das bequeme Viehzüchten entspricht allein seinen Neigungen, weil es ihm reichliche Nahrung gibt, ohne ihn zu einer körperlichen Anstrengung zu zwingen, die er nicht liebt, und da er nie Mangel gelitten, empfindet er auch kein Bedürfniß nach einer Aenderung seiner Lage.

Da die Estancias gewöhnlich mehrere Quadratmeilen groß sind, die Zahl des auf ihnen gehaltenen Viehes nicht selten hunderttausend Stück erreicht, letzteres in fast wildem Zustande Jahre lang im Freien zubringt und nie in Ställe getrieben wird, ist es natürlich, daß die Hirten dasselbe nicht zu Fuß innerhalb der Grenzen des Besitzthums zu halten oder es einzufangen vermögen. Jeder Gaucho ist deshalb beritten und sein Pferd gleichsam die zweite Hälfte seines Ichs, ohne die er sich nur als ein unvollkommenes Wesen betrachtet. Sein Pferd ist des Gaucho Augapfel, sein höchstes Gut auf Erden, und dennoch sieht man ihn dies geliebte Thier, auf dessen Erziehung er so unendliche Sorgfalt verwandt, der augenblicklichen Aufwallung seines leidenschaftlichen Gemüths, der Regung eines ungerechtfertigten, plötzlich erwachenden Zornes opfern, ohne ihm später auch nur ein Bedauern zu zollen.

So reitet er z. B. in gestrecktem Galopp einen widerspenstigen Stier über den Haufen, wenn dieser nicht gutwillig dem Zuge der um seine Hörner geschlungenen Fangschnur folgt und in seiner Hartnäckigkeit sich mit allen Vieren gegen die Erde stemmt. Die Wuth über diese Widersetzlichkeit eines unvernünftigen Thieres bringt den Gaucho außer sich; er ist gewohnt, jedes Hinderniß seines Willens zu besiegen und Nichts kann ihn davon abhalten, es aus dem Wege zu räumen, müßte es selbst auf Kosten seines Lieblingspferdes geschehen, mit dem er wie rasend gegen die Flanken des ungehorsamen Stieres sprengt. Selten hält das Pferd einen solchen furchtbaren Anprall aus; fast immer wird es buglahm oder zerschmettert sich die Brust und wird dann kalt von seinem Herrn erstochen, um den Geiern als Beute zu dienen.

Was schadet es? Der Gaucho hat seinen Willen durchgesetzt; der Stier ist übergeritten, sein Widerstand gebrochen, und erschreckt aufspringend, folgt er jetzt dem Zuge des Lazo.

Sein Besieger geht indessen zu Fuß auf die Weide und nähert sich in dem langen Grase ungesehen und mit unhörbaren Schritten einer Heerde der halbwilden Pferde. Er kennt jedes derselben genau und keine ihrer guten oder schlechten Eigenschaften ist ihm fremd geblieben. Längst hat er für solche Fälle sein Auge auf das schönste geworfen, weiß genau, wo es zu finden, und beschleicht mit der Gewandtheit eines Raubthiers die Nichts ahnende Heerde. Plötzlich erhebt er sich aus dem verbergenden Grün und vor der auftauchenden Gestalt sprengen die erschreckten Thiere nach allen Seiten über die weite Ebene. Doch die Bolas, die nie fehlende Kugelschnur ist schneller wie sie. Mit nervigem Arm und untrüglicher Geschicklichkeit geworfen, schwirrt sie durch die Lüfte, umschlingt unlösbar die Füße des auserwählten Thieres und reißt es zu Boden. Ehe es sich wieder aufzurichten vermag, sind ihm von dem herbeigeeilten Gaucho bereits die Hinterfüße geknebelt; die Freude über das Gelingen seines Unternehmens röthet sein Gesicht, die Augen blitzen triumphirend und er löst die Fangschnur, da sein Opfer sich jetzt zwar aufzurichten, aber nicht zu fliehen vermag.

Er holt Sattel und Zaum und legt es dem erbeuteten Thiere auf. Dies hat noch nie einem Herrn gehorcht, es sträubt sich und schnaubt, seine Nüstern blähen sich und sein Athem glüht. Die Fesseln erlauben ihm nicht zu schlagen, aber es beißt und geberdet sich wie rasend. Es hilft ihm Nichts; mit staunenerregender Gewandtheit weiß der Gaucho seinen Angriffen zu entgehen, mit beispielloser Kaltblütigkeit ihm den Zügel anzulegen und den Sattelgurt zu befestigen. Das Pferd steht endlich zitternd und schaumbedeckt und gehalten von der kräftigen Hand seines kühnen Bändigers.

Jetzt durchschneidet das scharfe Messer des Gaucho die Fesseln, das Thier fühlt sich frei und nimmt einen gewaltigen Satz, um sich den Händen seines Peinigers zu entziehen. Doch es wird ihn nicht los, er hat sich bereits in den Sattel geschwungen, seine mächtigen Sporen stacheln die empfindlichen Flanken und das geängstigte Pferd stürmt über die Ebene dahin in wilder Flucht, als trüge es einen Dämon. Mit eisernen Muskeln umklammern die Schenkel des entsetzlichen Reiters die Weichen des Renners; kein Bäumen, kein Seitensprung vermag ihn abzuschütteln, er sitzt unbeweglich, und wie ein Centaur scheint er mit dem Pferde nur einen Leib zu bilden. Mehrere Meilen sind wie der Blitz zurückgelegt, da ermatten die Kräfte des gequälten Thieres. Sein Lauf wird unsicher, der Schweiß fliegt in weißen Flocken von seinem schaumbedeckten Leibe und Blutstropfen sickern aus den Wunden, die die Sporen ihm geschlagen.

Der Gaucho sieht den Moment nahen, wo das entkräftete Thier stürzen muß. Er ist darauf vorbereitet, und gewandt und ungefährdet springt er in demselben Augenblicke aus dem Sattel, in welchem ersteres zusammenbricht.

Sein dunkles Auge strahlt in Triumph und ruht mit Wohlgefallen auf seiner Beute; seine wilde Natur hat einen neuen Sieg errungen, wie der Pampasbewohner ihn liebt und ihn täglich in allen möglichen gefahrvollen Kämpfen aufsucht. Das wilde Pferd ist gebändigt. Es hat in dem furchtbaren Reiter seinen Herrn erkannt, und als das Messer zum zweiten Male die Fesseln löst, steht es zitternd aber ruhig, bis jener sich in den Sattel schwingt, und folgt jetzt willig dem leisesten Zügel- oder Schenkeldrucke.

Die Gauchos sind aus der Vermischung spanischen und indianischen Blutes hervorgegangen. Von ihren weißen Vätern haben sie den hochfahrenden unbändigen Stolz, von den Indianern die wilde Liebe zur Freiheit und zu der Einöde, die sie geboren. Dabei verachten sie jedoch die Spanier, wie überhaupt alle Europäer auf's Tiefste, wie sie auch gegen Alles, was Civilisation heißt oder daran erinnert, einen unüberwindlichen Abscheu hegen.

Gegen die Indianer hegt der Gaucho dagegen nicht allein Verachtung; diese haßt er von Grund seiner Seele und unauslöschlich. Wir finden hier dieselbe merkwürdige Erscheinung, wie bei allen Mischlingen, wie bei Mulatten, Mestizen und Lipplappen. Alle hassen sowohl die weiße Race ihrer Väter, als die farbige ihrer Mütter und werden selbst von beiden gehaßt; nur tritt diese Abneigung bei Gauchos und Indianern in Folge ihrer wilden Naturen greller hervor. Sie ist in einen gegenseitigen blutigen Vernichtungskampf ausgeartet und hat die entsetzlichsten Gräuelscenen in ihrem Gefolge. Schon das bloße Hören des Wortes „Indianer" verzerrt das Gesicht des Gaucho zu einer widerlichen, zornigen Grimasse und die Unmenschlichkeit dieser Nichts schonenden mordgierigen Pampasindianer ist weltbekannt.

Meile für Meile seines Weidegrundes hat der Gaucho dem Indianer abgekämpft, und erst die furchtbare Energie des ehemaligen Dictator Rosas setzte diesem täglichen Schlachten einigermaßen ein Ziel, indem er in den Jahren 1832—33 mit beträchtlichen Streitkräften einen Vertilgungskrieg gegen die Pampasindianer unternahm, einen großen Theil derselben tödtete und den Rest über die Grenzen der argentinischen Staaten trieb.

Die Gauchos sind eine schöne Race. Ihr Wuchs ist schlank, ihr Gliederbau ungemein kräftig und wohlproportionirt, der Ausdruck ihrer Züge von wilder aber edler Schönheit. Langes schwarzes Haar wallt über ihre Schultern und ein reicher Bart von gleicher Farbe ziert Kinn und Wange. Eine hohe kühne Stirn, Adlernase, dunkle blitzende Augen, markirte Züge, ein schön geformter Mund mit einer Doppelreihe blendend weißer Zähne und eine mehr oder minder gebräunte Hautfarbe kennzeichnen diese Bewohner der Pampas.

Die beständigen Kämpfe und Gefahren, welche sie zu bestehen haben, die täglichen körperlichen Uebungen haben ihre Nerven abgehärtet, ihre Muskeln gestählt. Sie sind ausdauernd, unempfindlich gegen Entbehrungen und Schmerzen jeder Art, oft neunzehn Stunden hintereinander zu Rosse und dann fünf Stunden in Ruhe unter dem Bauch ihres Pferdes auf dem grünen Teppich der Natur, ohne Schutz gegen Sturm, Regen und Kälte, als den ihr Poncho und eine wollene Decke ihnen gewährt, die sie beständig am Sattel mit sich führen. Ihr Leben schätzen sie gering und den Tod verachten sie. „Jeder Mensch muß einmal sterben," sagen sie sich; das Wie und Wann ist ihnen gleich-

giltig. Ihre Tracht ist dem Klima und dem Leben, das sie führen, angemessen, malerisch und paßt ganz zu ihrem Aussehen. Sie schützt gegen den Wechsel der Witterung und dient sowohl gegen Hitze als Kälte. Das Charakteristische an ihr ist der Poncho, ein viereckiges, sehr dicht gewebtes Stück Wollenzeug mit einer Oeffnung für den Kopf und zwei dergleichen für die Arme. Dies Kleidungsstück ist ungemein praktisch. Es wird wie ein Mantel übergeworfen, und da es nur bis an die Hüften reicht und keine Aermel hat, gestattet es jede freie Bewegung des Oberkörpers und der Arme. Sein fast wasserdichter Stoff hält Regen und Kälte ab, gewährt Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen und dient Nachts als Bettdecke. Der Poncho ist so allgemein, daß ihn auch die meisten Städter tragen, und fast alle europäischen Einwanderer nehmen ihn seiner Zweckmäßigkeit wegen sogleich an.

Baumwollene Beinkleider, über den Hüften durch einen Knopf festgehalten, decken Unterleib und Beine bis über die Wade. Oberhalb eng anschließend, werden sie vom Knie nach unten trichterförmig weit und sind meistens mit Franzen oder Zacken besetzt. Als Bund wird um die Hüften ein wollener Gürtel geschlungen, in dem das große Messer steckt, das der Gaucho nie ablegt. Sehr häufig ist dieser Gürtel mit silbernen Zierrathen, meistens spanischen Thalern besetzt. Ein gleicher Schmuck ziert bei Wohlhabenden die wollene Jacke, welche über dem Hemde eng anschließend getragen, jedoch meistens vom Poncho bedeckt wird.

Gaucho zu Pferde

Ein hoher, spitz zulaufender Strohhut mit schmalem Rande oder eine sackähnliche wollene Mütze bildet die Kopfbedeckung, und ersterer verleiht der Gestalt ein groteskes Aussehen. Das originellste ist jedoch die Schuh und Strümpfe vertretende Fußbekleidung. Sie besteht aus dem Beinfell junger Pferde vom Knie abwärts, wird frisch über Fuß und Wade gezogen, schmiegt sich beim Trocknen eng an deren Form und bleibt oft Jahre lang sitzen, bis sie abgenutzt durch eine neue ersetzt wird. Die Hufsöffnung läßt die Zehen unbedeckt, und diese bleiben auch stets so. Ein Paar kolossale stählerne Sporen mit Rädern, deren Zacken oft einen Zoll lang sind, dürfen nie fehlen und vervollständigen den

Anzug, der kaum in der Wahl der Farbe abweichend, in Schnitt, Stoff und Form fast bei allen Pampasbewohnern gleich ist.

Der unzertrennliche Begleiter des berittenen Gaucho ist der Lazo oder die Bolas, einfache aber furchtbare Instrumente in seinen Händen, deren er sich mit unglaublicher Gewandtheit und Geschicklichkeit bedient, um den wüthendsten Stier zu bezwingen, den flüchtigsten Renner einzufangen, den Strauß und den Hirsch zu jagen oder seinen Feind zu tödten. Beide hat er von den Indianern angenommen und wetteifert mit ihnen in deren Handhabung.

Der Lazo ist ein aus ungegerbter Ochsenhaut geflochtener Strick von fünfzig bis sechzig Fuß Länge, dessen eines Ende am Sattelgurt befestigt ist. Am andern Ende befindet sich ein eiserner Ring, mit dem eine Schlinge gebildet wird, die sich nicht vergrößern, sondern nur zusammenschnüren kann. Der Gaucho schwenkt diese ein Paarmal um den Kopf und schleudert sie auf vierzig bis fünfzig Fuß mit einer Präcision, die ihn selten das Ziel verfehlen läßt. Ist das Thier, dem er nachstellt, in Ruhe oder hat er es mit einem Menschen zu thun, so setzt er sofort nach dem Wurfe sein Pferd in Galopp; die Schlinge schließt sich und macht den getroffenen Gegenstand völlig widerstandslos. Ist das geschlungene Thier jedoch selbst in der Flucht, so wird das Pferd angehalten und ersteres durch das plötzliche Straffwerden des Lazo zum Sturze gebracht.

Die Bolas oder Kugelschleuder endigt statt der Schlinge in drei bis vier lederne Riemen, an deren Spitze runde mit Leder überzogene Kiesel oder bleierne Kugeln befestigt sind. Bei ihrem Gebrauche faßt der Gaucho eine der Kugeln mit der Hand, gibt den übrigen durch Umschwenken die erforderliche Schnelligkeit und schleudert sie alsdann nach dem beabsichtigten Gegenstande, den sie mit großer Heftigkeit umschlingen und dessen Bewegungen sie hindern. Die Bolas werden hauptsächlich zum Einfangen der wilden Pferde so wie zur Jagd auf Strauße, Hirsche und Rehe gebraucht, denen man sie um die Füße wirft, seltener gegen Menschen oder Ochsen. Hierzu dient der Lazo, der erstern über den Kopf, letztern über die Hörner geworfen wird.

Ein aufregendes Schauspiel und zugleich eine große Festlichkeit für den Gaucho ist das Brandmarken des Viehes. An einem solchen Tage kann er seine Geschicklichkeit im Gebrauche des Lazo oder des Bolas nach Wunsch ausbeuten, seine Kaltblütigkeit und seinen Muth in dem Bändigen der wildesten Thiere auf das glänzendste beweisen.

Dies Brandmarken findet jährlich auf den Estancias Statt, um das Eigenthumsrecht des Besitzers constatiren zu können, wenn sich das Vieh auf fremde Weiden verläuft, wie dies sehr häufig vorkommt. Die einzelnen Heerden werden in die Nähe der Estancias und in eine große Umzäunung getrieben, welche ein Coral heißt. Innerhalb derselben sind an verschiedenen Punkten der Peripherie zwei starke Pfahlreihen in den Boden geschlagen, die eine Gasse bilden, deren inneres Ende sich trichterförmig öffnet und die sich allmälig verengern, bis sie schließlich einem Pferde oder Stiere wohl den Durchgang, aber kein Umdrehen oder heftige Bewegung gestatten. Sie dienen als Nothstall für das eingefangene Vieh, das hier gebrandmarkt wird.

Nachdem die bestimmte Stückzahl des letztern in den Coral getrieben, begeben sich die Peons oder die als Viehhüter im Dienste des Estanciero stehenden Gauchos gleichfalls hinein und die Thore werden geschlossen. Jeder von ihnen sucht sich ein Ziel, die Männer die Stiere, die Knaben Kühe und Kälber; die Pferde sprengen an, der Lazo saust durch die Lüfte und schlingt sich um die Hörner der in wilder Flucht aus einander stiebenden Thiere. In demselben Moment steht das Pferd wie angewurzelt. Das kluge Thier weiß, was erfolgen wird und bietet alle seine Kräfte auf, um dem ihn erwartenden Stoße zu widerstehen. Man sieht alle seine Muskeln hervortreten, es spreizt die Beine aus, stemmt sie gegen die Erde und neigt den Körper nach der dem Lazo entgegengesetzten Seite. Jetzt wird der Lazo plötzlich straff, aber das Pferd hält den furchtbaren Ruck aus und der flüchtige Stier stürzt zu Boden. Nun setzt der Peon sein Roß nach der Richtung der Pfähle zu in Bewegung. Der aufspringende Stier folgt unwillkürlich dem Zuge des stets straff gehaltenen Lazo und wird auf diese Weise zwischen die Pfähle getrieben, bis er die bestimmte enge Stelle erreicht, wo das Brennen vollzogen wird. Ein Fallgatter schließt sich vor und hinter ihm, der Lazo wird von den Hörnern gelöst, das Thier gebrannt und dann durch die äußere Thür auf die Weide gelassen, durch welche bereits der Peon sich entfernt hat.

Dies ist der gewöhnliche Verlauf der Procedur; jedoch darf man nicht denken, daß Alles so ruhig dabei abgeht und sich die gefangenen Thiere ohne Weiteres fortschleppen lassen. Im Gegentheil macht grade der Umstand, daß in dem verhältnißmäßig engen Raume des Coral nicht eines, sondern zwanzig bis dreißig der letztern zu gleicher Zeit gelazot werden, die Sache höchst gefährlich, und der Europäer, der zum ersten Mal diesem Schauspiel beiwohnt, schließt unwillkürlich die Augen, weil er jeden Augenblick ein Unglück befürchtet. Doch darin liegt der haupt-

Schlachten eines Stieres.

sächliche Reiz für den Gaucho, er sucht Gefahren, und bei dem Brandmarken bietet sich die schönste Gelegenheit. Nur die vollendetste Geschicklichkeit in der Behandlung des Pferdes, die größte Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart kann ihn vor einem sichern Tode retten, und man weiß nicht, soll man mehr die entsetzliche Kühnheit dieser Menschen oder ihre Gewandtheit bewundern, die uns Europäern unglaublich erscheint.

Auf ähnliche Weise wird verfahren, wenn das Vieh zum Schlachten eingefangen wird, nur geht es dabei ungleich blutiger und grausamer zu. Die Schlächtereien oder Saladeras sind eben so eingerichtet wie die Corals zum Brennen, und das zwischen die Pfähle getriebene Thier wird durch Einschlagen eines eisernen Nagels in das Gehirn getödtet. Doch nur bei den williger folgenden Kühen befolgt man dies System, während man die widerspenstigen Stiere, um keine Zeit zu verlieren, im offenen Coral auf eine andere das menschliche Gefühl empörende Weise niedermetzelt.

Während ein berittener Gaucho den Lazo, mit dem das Opfer gefangen, beständig straff hält und dadurch dessen willkürliche Bewegungen sehr hemmt, nähert sich von hinten ein anderer Peon zu Fuß, der sogenannte Matador oder Tödter, der mit einem langen haarscharfen Messer bewaffnet ist. Er benutzt ein augenblickliches Stillstehen des Stieres, um ihm mit einem Hiebe die Hacksehne eines Hinterfußes zu durchschneiden, ein Manöver, das fast nie mißlingt. Der Fuß klappt sofort wie ein Taschenmesser zusammen und das durch den Schmerz gestachelte Thier rast brüllend auf den drei Beinen umher. Wegen des stets straff gehaltenen Lazo kann es sich jedoch nur im Kreise bewegen und macht es dem Matador möglich, ihm unverwandt zu folgen und ihm im nächsten günstigen Moment den zweiten Hinterfuß zu lähmen. Gewöhnlich liegt das Opfer dann still, um den Todesstreich zu empfangen; bisweilen bietet sich jedoch das gräßliche Schauspiel, daß der gequälte Stier mit schäumendem Maul, heraushängender Zunge und markerschütterndem Schmerzensgebrüll auf den verstümmelten Beinen umher galoppirt, und ich habe ein solches Thier über eine Viertelstunde so laufen sehen, ehe es getödtet werden konnte. Bricht es endlich zusammen, so nähert sich der Matador seitwärts von vorn und sucht ihm mit seinem Messer den Hals zu durchschneiden. Meistens gelingt dies beim ersten Versuche und ein einziger kräftiger Schnitt endet dann die Qualen des unglücklichen Thieres. Oefter jedoch springt es auch plötzlich auf den sich nähernden Peiniger los, ohne daß der Lazo diese unvermuthete Bewegung zu hindern vermag, und das Leben des Matadors hängt in solchen Augenblicken von seiner Gewandtheit ab. Doch diese ist beispiellos, wie ein Blitz springt er zur Seite und kaum ist der Stier wieder in die Knie gesunken, sitzt ihm auch die scharfe Klinge im Halse und seine Kehle ist durchschnitten.

Den todten Körper läßt man liegen, wo

er gefallen, bis die bestimmte Zahl geschlachtet ist. Danach schreitet man zum Abhäuten, ein Geschäft, in dem die Peons so bewandert sind, daß es kaum fünf Minuten beansprucht. Da in den Saladeras, die weiter im Innern liegen, das Vieh lediglich der Häute wegen geschlachtet wird, so bleiben die Kadaver auf dem Felde liegen, und tausende von Geiern, an denen die Pampas so reich sind, senken sich nach vollendeter Blutarbeit wie eine Wolke auf das Leichenfeld nieder, um sich mit den Hunden und Präriewölfen um die fette Beute zu streiten.

Nächst dem Lazo und der Bolas spielt im Leben des Gaucho das Messer eine Hauptrolle. Ohne Messer kann er Nichts beginnen, es ist ihm so nöthig wie Hände und Arme, und er weiß sich desselben mit der größten Geschicklichkeit zu bedienen. Er gebraucht es als einziges Werkzeug zur Anfertigung seiner rohen Hausgeräthschaften, seines Lazos, seines Sattels und Riemenzeugs; er tödtet damit den Stier und durchbohrt das Herz des Jaguars; es ist seine blanke Waffe im Kampfe, er scalpirt mit ihm den Indianer, versetzt seinen übrigen Feinden Schnitte in das Gesicht oder schneidet ihnen die Kehle ab. Wenn er mit den Genossen Karte spielt, stößt er das Messer in den Tisch, um jeden Streit schnell und blutig zu enden, und Messerkämpfe sind in den Pampas eben so sehr an der Tagesordnung, wie die Duelle unter Studenten. Anstatt daß bei uns die Knaben mit Ball oder Kreisel spielen, üben sie sich dort im Messerfechten, und wie auf deutschen Universitäten bei den „Paukereien" existirt gleichfalls bei den Gauchos ein Comment, der die Regeln des Kampfes festsetzt und jeden „Sauhieb" verpönt. Das Gesicht des Gegners ist der einzige erlaubte Spielraum für das Messer, und Schnitte über die Backen vertreten die regelrechten Hiebe.

Eine beliebte Art von Zeitvertreib, in der besonders der frühere Dictator Rosas, bekanntlich selbst ein Gaucho, excellirte und unübertroffen dastand, ist in der beifolgenden Zeichnung dargestellt. Ein frisch eingefangenes Pferd wird, ungesattelt und ungezäumt am Ende einer aus Pfählen gebildeten engen Gasse freigelassen und in vollem Carriere durch dieselbe gejagt. Auf den beiden letzten Pfählen steht ein Gaucho, dessen Aufgabe es ist, auf den Rücken des unter ihm durchfliegenden potro (wildes Pferd) zu springen, ohne abgeworfen zu werden, eine halbe Meile weit darauf sitzen zu bleiben und sodann unverletzt wieder abzuspringen.

Fang eines Pferdes.

Sind die Pampasbewohner von solchen Beschäftigungen ermüdet, so suchen sie Erholung beim Spiel. Es gibt kaum einen Gaucho, der nicht ein Spiel schmutziger Karten in seinem Gürtel oder Zipfel des Poncho mit sich führte. Oft galoppiren sie Stunden lang über die Steppen dahin, und wo ihrer zwei einander begegnen, stellen sie im Schatten eines Ombubusches ihre Pferde mit den Köpfen gegen einander, breiten eine Decke darüber aus und spielen im Sattel sitzend so lange, bis Einer Alles verloren hat, was er sein Eigenthum nannte.

Der Gaucho ist im Allgemeinen nüchtern und Spirituosen nicht sehr ergeben. Sein vorzüglichstes Getränk ist Matteh, ein Aufguß von kochendem Wasser auf ein Kraut, das am schönsten in Paraguay wächst und daher auch den Namen Yerba Paraguay führt. Es hat Aehnlichkeit mit unserm Thee, wird so heiß wie möglich und zwar nicht aus Tassen oder Gläsern, sondern aus Kalebassen mittelst einer kleinen Röhre geschlürft. Dieses Mattehtrinken steht bei den Argentinern, Städtern sowohl wie Landbewohnern, in so hoher Gunst, daß man Männer, Frauen und Kinder zu jeder Tageszeit die Kalebasse vor sich haben sieht. Wie bei den Orientalen dem Frembling bei seinem Eintritt der Kaffee und Tschibuk dargereicht werden, bietet man ihm hier den Mattehtopf, der bei den Gauchos aus einem einfach ausgehöhlten Kürbis, in den Städten jedoch oft aus kostbar silberner Schale besteht.

Eben so allgemein ist auf dem Lande das Rauchen. Der Cigaretto oder die Papiercigarre kommt kaum aus dem Munde, und die Beschäftigung des Cigarrenfertigens beansprucht geraume Zeit im Leben des Gaucho.

Seine Nahrung besteht fast nur aus Fleisch und Wasser, ersteres sogar oft in rohem Zustande und nur wie bei den Tartaren unter dem Sattel mürbe geritten. Hat er Holz zum Feueranmachen und fühlt er Appetit, so fängt er sich ein Rind, schneidet die Stücke über den Rippen oder vor der Brust mit der Haut heraus, schlägt sie nach Außen zusammen und bratet sie. Entweder wird das Fleisch so auf das Feuer geworfen oder an drei über dasselbe zusammengestellten Holzstäben aufgehängt. Ein solcher asado con cuero, Braten mit der Haut, ist für den Gaucho der köstlichste Leckerbissen und soll sehr zart und saftig schmecken, obwohl ich mich nicht habe überwinden können, davon zu kosten.

Ihre Wohnungen sind im Allgemeinen jämmerlich und kaum mit diesem Namen zu bezeichnen. Auf einzelnen großen Estancias findet man zwar europäisch gebaute Häuser und auch eine ziemlich bequeme Einrichtung, d. h. hölzerne Tische, Stühle, ja bisweilen sogar ein Sopha. Diese bilden jedoch Ausnahmen und gewöhnlich bestehen die Wohnsitze nur aus Hütten von Rohr, Schilf und Häuten construirt. Eine Rindshaut verschließt den Eingang, als Tisch dient die Erde, als Stühle Pferde- oder Ochsenschädel. An den Wänden sind statt der Nägel spitze Knochen eingeschlagen, an denen Sattel, Riemenzeug und Lazo hängen — das macht den ganzen Zimmerschmuck aus.

Die Frauen sind im Allgemeinen nicht so hübsch wie die Männer und ziemlich schmutzig. Sie müssen, wie die Indianerweiber, alle schweren Arbeiten verrichten, das Hauswesen besorgen und alle Kleidungsstücke selbst anfertigen. Der Mann kümmert sich um Nichts weiter als sein Pferd und sein Vergnügen. Die Moral der Gauchofrauen ist äußerst lax, wie es bei einem solchen Leben kaum anders erwartet werden darf, und sie sind eben so herzlos wie die Männer. Fragt man ein Gauchomädchen nach dem Vater seines Kindes, so hört man häufig die Antwort: Quien sabe? Wer weiß?

Die meisten Ehen sind wild und die Kinder wachsen eben so auf. Wenn sie die aus einer Ochsenhaut gefertigte und an vier Riemen von der Decke herabhängende Wiege verlassen und gehen gelernt haben, kümmern sich die Eltern wenig mehr darum und überlassen sie sich selbst. Tagelang treiben sich die Knaben in den offenen Pampas umher, ohne nach Hause zurückzukehren. Sie üben sich an Kälbern, Füllen und Schafen im Werfen des Lazo und der Bolas, kundschaften die Schlupfwinkel des Tigers und Jaguar aus, um die Männer davon zu benachrichtigen, verfolgen auf flüchtigen Pferden den Strauß und das Guanaco und lernen durch ihr unausgesetztes Umherstreifen die Pampas auf Schritt und Tritt kennen und sich überall in diesen weglosen Steppen zurechtzufinden. Ein solches Leben schärft die Sinne auf das höchste und entwickelt Fähigkeiten, von denen wir Europäer uns keine Vorstellung zu machen vermögen. Wir sehen den verirrten Gaucho Kräuter aus der Erde reißen, die Blätter kauen und die Wurzeln und Erde beriechen. Daran erkennt er die Nähe süßer oder salziger Gewässer und findet danach den richtigen Weg.

Der Pampasbewohner verachtet den Städtebewohner, weil dieser nicht versteht, ein wildes Pferd zu bändigen. Er will keinem von ihnen gehorchen, aber er ordnet sich willig dem Stammesgenossen unter, der ihm im Kampfe, auf der Jagd und in der Behandlung des Pferdes überlegen ist, und so sehen wir einzelne Gauchohäuptlinge über Tausende dieser freiheitsliebenden, zügellosen Halbwilden eine Gewalt ausüben, die der unumschränk-

testen Despotie gleichkommt und willkürlich über Leben und Tod entscheidet.

Die vielen Bürgerkriege, welche fast ein halbes Jahrhundert lang die schönen argentinischen Lande verheerten und entvölkerten, waren größtentheils das Werk einzelner ehrgeiziger Parteiführer, die im Vertrauen auf ihre Macht über die Gauchos auch nach der Herrschaft der Städte strebten.

Fast alle Präsidenten der Republik seit Abschüttelung des spanischen Joches stammten aus den Pampas, und der kühnste Sohn derselben, aber auch der blutigste und grausamste, der Dictator Rosas, wußte sich zwanzig Jahre lang an der Spitze zu behaupten, weil die Gauchos ihn vergötterten. Sein Nachfolger, der jetzige Präsident Urquisa, unter dessen weiser Regierung sich das erschöpfte Land endlich friedlich erholt, ist gleichfalls ein Gaucho, der jedoch seine besondern Geistesgaben und seine Macht nur zum Guten verwendet, sein Vaterland durch den Sturz des Dictators vom Rande des Verderbens rettete und ihm deshalb noch lange erhalten bleiben möge.

Für solche Leute ist es ungemein leicht, zur Verfolgung ihrer selbstsüchtigen Zwecke eine bedeutende Truppenzahl zu gewinnen. Der Gaucho sieht im Kriege kein Unglück; er ist in dem blutigen Handwerk des Viehschlachtens auferzogen und gegen Leiden und Qualen seiner Mitmenschen unempfindlich. Für ihn ist der Krieg ein aufregendes Vergnügen, ein Menschenleben gilt in den Pampas nicht viel und an Hab und Gut hat er Nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen. Er folgt deshalb gern dem Rufe seiner Führer, obwohl er von denselben weder verpflegt, noch besoldet wird; die unzähligen Viehheerden der Pampas liefern ihm stets Nahrung, und er macht sich von der Plünderung bezahlt. Seine Waffen sind der Lazo und das Messer, dem er noch die furchtbare Indianerlanze hinzufügt, um als fertiger Soldat dazustehen. Einzelne Truppen werden auch wohl mit Säbel und Karabiner bewaffnet; ja bei der letzten Belagerung von Buenos-Ayres durch Urquisa im Jahre 1853 konnte man ganze Schwadronen damit ausgerüstet sehen; allein die Gauchos wissen nicht damit umzugehen und sie sind in ihrer Hand fast nutzlos.

Argentinische Cürassiere.

Ich hielt mich zu jener Zeit in Buenos-Ayres auf und hatte als Fremder, den der Gaucho zwar verachtet, trotzdem aber sehr zuvorkommend behandelt, die Erlaubniß erhalten, aus der belagerten Stadt eine Spazierfahrt nach Palermo, dem ehemaligen Sommerpalais Rosas, zu machen, das etwa zwei Meilen nördlich von Buenos-Ayres liegt. Bei unserer Zurückkunft waren wir auf halbem Wege gezwungen, auf einer Anhöhe zu halten, weil in der Ebene vor uns sich ein lebhaftes Cavalleriegefecht zwischen Städtern und Belagerern entwickelt hatte und uns den Weg abschnitt. Es befanden sich auf jeder Seite etwa 600 Mann, die auf obige Weise

bewaffnet waren. Das Gefecht dauerte drei Stunden und es wurden etwa 10,000 Schüsse abgefeuert, wobei Freund und Feind einander so nahe fochten, daß man sie nicht von ein-einander unterscheiden konnte. Trotzdem war das Resultat sehr unblutig; Urquisa's Truppen ließen sechs Todte auf dem Platze und die Städtischen hatten achtzehn Verwundete. Dies Ergebniß wird jedoch weniger merkwürdig erscheinen, wenn man erfährt, daß die Gauchos die Kolben beim Abschießen ihrer Karabiner nicht an die Backe, sondern an die Hüfte legten, weil sie sich vor den ihnen fremden Dingern fürchteten. Die Säbel wurden nicht gebraucht, wenigstens habe ich keinen einzigen gezogen gesehen, obwohl ich kaum tausend Schritt vom Kampfplatz entfernt Augenzeuge des ganzen Gefechts war, und zwei Drittheile der Verwundungen rührten von Messern her, die den ungewohnten Säbeln vorgezogen waren. Von militärischer Ordnung und Commando war keine Rede, Jeder focht auf eigene Faust und die Kämpfer glichen einem verworrenen Knäuel, das wie ein Bienenschwarm hin und herwogte und das eine Compagnie deutscher Infanterie in zehn Minuten wie Spreu aus einander gejagt hätte.

Nur eine Truppe von Gauchomilitär verdient diesen Namen. Dies ist die Veteranencavallerie, ein stehendes Corps von drei Regimentern Cürassiere. Sie sind auf europäische Weise organisirt, haben militärisch gebildete Führer, sind vortrefflich geschult und wahre Elitetruppen, die in keiner Beziehung einen Vergleich mit unserer besten Cavallerie zu scheuen haben. Sie bilden den Stamm des argentischen Bundesheeres und die Garnison der Stadt, in der die Bundesregierung ihren Sitz hat, gegenwärtig Santa-Fé. Im Frieden versehen sie die Dienste der Landgensd'armerie und sind die gefürchtetsten Gegner der Gauchos, welche Ursache haben, sich vor einem Begegniß mit der Justiz zu hüten. Urquisa beabsichtigt, die Zahl der Regimenter auf zwanzig zu erhöhen und jedenfalls sind diese verwegenen Reiter und kühnen Männer die geeigneten Kräfte, um jeden Feind in den Pampas zu Paaren zu treiben.

Zum Schlusse dieser Charakteristik mag hier noch eine Bemerkung Platz finden, die nach der gegebenen Schilderung vielleicht befremdend klingt, aber einen fernern Beleg für die sonderbaren Gegensätze in dem Charakter dieser interessanten Race bietet.

Sie betrifft die große Vorliebe der Gauchos für Poesie und Musik. Die Pampas haben, wie das poetische Mittelalter, ihre Dichter und Sänger, ihre Barden und Troubadours, die von Estancia zu Estancia ziehen, überall willkommen und die Lieblinge von Alt und Jung sind. Die Ankunft eines solchen fahrenden Sängers lockt Besucher auf viele Meilen herbei, Alles schaart sich um sie und lauscht mit andächtiger Stille ihren Gesängen, deren Gegenstand meistens das Leben und die Thaten ihrer eigenen berühmten Männer und Helden sind.

Die dichterischen Vorträge, wie auch die musikalische Composition sind fast immer eigenes Product des Sängers, oft einförmig und unregelmäßig und doch selbst für den Fremden nicht ohne Reiz. Die Ausdrucksweise ist dem beschränkten Ideenkreise der Pampasbewohner angemessen, Bild und Vergleich ihrem täglichen Leben entnommen und selten schwungvoll. Trotzdem üben sie jedoch einen förmlichen Zauber auf diese Naturkinder aus und besänftigen ihre wilden Gefühle.

Der Ruf, ein Dichter oder Musiker zu sein, verschafft jedem Gaste bei ihnen eine ausgezeichnete Aufnahme, und selbst der Haß, den sie gegen den Städtebewohner hegen, weicht sofort einem freundschaftlichen Entgegenkommen, wenn dieser sich als Dichter oder Musiker zu erkennen gibt.

Die Guitarre ist das Lieblingsinstrument der Argentiner. In den Städten spielt sie fast jeder junge Mann und auch in den einsamen Ranchos der Prairien hängt neben dem Lazo die Guitarre. Wenn dann die Sonne sich gesenkt, die Nacht ihren dunkeln sternbesäeten Mantel über die weiten Einöden gebreitet, der laue Abendwind in den Halmen flüstert und allein die Stille der Nacht unterbricht, hört man oft die Klänge einer Guitarre durch die Lüfte zittern und ein Kreis von Zuhörern hat sich versammelt, die lautlos den Accorden lauschen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, diese wilden Gestalten, an deren Händen vielleicht noch das eben vergossene Blut eines Mitmenschen klebt, von der Macht der Musik so gefesselt und alle unedeln Gefühle aus ihrem Herzen durch die Harmonie der Töne verbannt zu sehen. Es beweist, daß das Herz des Gaucho auch sanftern Empfindungen zugänglich ist, daß ein edler Kern sich unter der rauhen Hülle birgt, und harmonirt mit so manchen andern Anzeichen eines nobeln Charakters, welche unter den Schlacken der Verwilderung hervorschimmern, wenn man längere Zeit unter den Gauchos lebt. Das Urtheil eines englischen Reisenden ist daher eben so wahr als gerecht, wenn er über den Gaucho sagt: „Sein Leben besteht aus Entbehrungen, aber sein Luxus ist die Freiheit. Er ist stolz auf seine Unabhängigkeit, die keine Schranken kennt; wild wie seine Gefühle ist sein ganzes Leben, aber im Grunde ist er gut und edel."

Die Höhlen und Erdfälle
im Allgemeinen und insbesondere diejenigen des
Karstgebirges.

Von

Dr. Jacob Nöggerath.

Der Besuch von unterirdischen Höhlen hat etwas Einladendes, Anziehendes, und selbst das zartere Geschlecht scheut meist nicht die ungewöhnlichen Anstrengungen und Mühen, wenn es gilt, solche Räume in der Erde zu besuchen. Die Befahrung einer natürlichen Höhle wird leicht derjenigen eines durch Menschenhand künstlich angelegten Bergwerks vorgezogen, wenn nicht das bergmännische Interesse von wissenschaftlicher oder technischer Seite dabei besonders in's Spiel kommt. Der Begriff des Großartigen und Fremdartigen verbindet sich näher mit einer Höhle, als mit einem Bergwerke. Jeder Mensch ist Naturforscher, wenn auch sich selbst kaum bewußt; die Ergründung der Natur der Dinge ist ihm angeboren, und je ungewöhnlicher die letztern sind, um so mehr Reiz bietet ihre Aufklärung dar. Bei den Höhlen wird dieser Impuls lebhaft gesteigert durch die Phantasie, welche gern ihre Nahrung aus der Jugendzeit hernimmt; die Erinnerung der Märchen von Höhlen, denen Jeder in der Kindheit gerne lauschte, drängen mit dahin, die Selbstüberzeugung dessen zu gewinnen, was unter der Oberfläche in jenen natürlichen Räumen zu schauen ist. Das Licht der Sonne und der blaue Himmel sind etwas Alltägliches, aber Höhlen, vielartig gestaltet und in mäandrischen Krümmungen in der Erde sich hinziehend, bald zu hohen Domen sich wölbend, bald wieder enge und schlauchartig zusammenschrumpfend, oder gar unterirdische Ströme und Bäche, die in solchen Räumen wie auf der Oberfläche fließen, sind Erscheinungen ungewöhnlicher Art.

Es möge mir gestattet sein, das naturwissenschaftlich Denkwürdige von den Höhlen in ein allgemeines Bild zu fassen und daran mehr Specielles über die merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art auf dem europäischen Continent anzuschließen; ich meine damit die Höhlen und Erdfälle des ausgedehnten Karstgebirges. Die meisten wichtigen Höhlen des deutschen Vaterlandes habe ich selbst besucht, auch meine autoptischen Studien auf den Karst ausgedehnt; hier ist aber das bezügliche Gebiet so groß und mannigfaltig, daß eigene Forschung dasselbe nur zu berühren, und bei Weitem nicht ausreichend zu erforschen vermochte. Es kommt uns indeß eine interessante literarische Quelle aus der jüngern Zeit zu Statten, welche die Lücke vortrefflich ausfüllt, nämlich das wichtige Buch von Dr. Adolf Schmidl: „Zur Höhlenkunde des Karstes," Wien, 1854, welches auch den Separattitel führt: „Die Grotten und Höhlen von Adelsberg, Lueg, Planina und Laas," und auf Kosten der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien erschienen ist. Dieselbe hatte diese Untersuchungen besonders gefördert. Die Geldmittel zu den sehr mühsamen und keineswegs einfachen Forschungen waren zum Theil von dem Director der k. k. geologischen Reichsanstalt, Herrn Sectionsrath Haidinger vermittelt worden, und von dem österreichischen Finanzministerium hatte jener unermüdliche Höhlenforscher ausreichende bergmännische Beihilfe zu seiner Verfügung erhalten: aber die Thatkraft der Durchführung bis zu dem Ergebniß jenes Werkes ist den Anstrengungen und der Ausdauer des Herrn Schmidl allein zu danken. Die Untersuchungen sind noch nicht geschlossen, und in dem Werke ist die Fortsetzung versprochen, auf welche auch schon sein Separattitel hindeutet. Es werden sich diese fortgesetzten Forschungen namentlich auch auf die Höhlensysteme des berühmten Zirknitzer Sees beziehen, die daher vorliegend noch nicht zur Mitberücksichtigung kommen.

Ausgezeichnete Höhlen finden sich vorzugsweise in Kalkstein-, Dolomit- und Gips-, seltener in andern Felsmassen. Die Erscheinung der Höhlen ist nicht an Gebirgsbildungen bestimmter geologischer Epochen gebunden, sie kommen in den Kalksteinen von jedem relativen Alter vor, sowohl in sogenannten Urkalken (körnigem Kalk), als in Kalksteinen der devonischen, Steinkohlen-, Zechstein-, Muschelkalk-, Jura-, Kreide- und tertiären Grobkalkformationen. Die Gesteine müssen nur fest, nicht erdig und bröckelig sein, denn in lockern Gebilden würden sich die Räume nicht offen erhalten können, ihre Gewölbe würden zusammenbrechen und einstürzen.

Größere Höhlen fehlen aber in solchen Gebirgsbildungen, welche in horizontalen Schichten erscheinen, d. h. welche noch so gelagert sind, wie sie ursprünglich gebildet wurden. Sind dagegen die Schichten mehr oder weniger geneigt, gebogen und gebrochen und haben sie überhaupt Veränderungen ihrer primären Ablagerung erlitten, so kann man mehr oder minder ausgebildete Höhlen erwarten.

Die spätere gewaltsame Veränderung in der Lage der Schichten ist nämlich die Grundursache der meisten Höhlenbildungen, namentlich in den Kalksteingebirgen.

Bei den Hebungen, Zerreißungen, Senkungen und Durchbrüchen der Schichten, wie sie in verschiedenen Epochen von unten herauf durch plutonische und vulkanische Kräfte ver-

anlaßt worden sind, wurden die Schichten mannigfach gebogen, zur Seite geschoben, rundlich oder eckig gefaltet, und es entstanden dadurch sogenannte Sattel und Mulden, wie der Geognost und der Bergmann dergleichen Schichtenbiegungen zu nennen pflegt. Vielfache Lücken zwischen den auf einander liegenden Schichten waren davon die weitere nothwendige Folge. Eine Anschauung von solchen Wirkungen gewährt einigermaßen ein Buch, wenn man eine dickere Lage seiner Blätter bogenförmig zusammenbiegt, wobei sich dann zwischen den einzelnen Blättern leere gewölbte Räume bilden. Wenn wir die Buchblätter mit den Gebirgsschichten vergleichen, so wären jene leeren Räume die entstandenen Höhlen. Aber die starren, nur sehr wenig elastischen Gebirgsschichten konnten auch nicht gleich den Papierblättern stark gebogen werden, ohne Brüche und Spalten zu erhalten, und diese blieben oft klaffend im Innern der Erde offen, und gaben ebenfalls Veranlassung zur Entstehung der leeren Räume. Die durch die Contraction der Massen bei dem Eintrocknen der Gebirgsschichten gebildeten Spalten spielten ebenfalls bei jenen Dislocationen eine wesentliche Rolle, öffneten sich theilweise in einem größern Maße und begünstigten dadurch die Durcheinanderwerfungen der Massen und die Entstehung von Lücken (Höhlen) zwischen ihnen. Alle diese Hergänge sind in vielfachen Abweichungen verbunden vorgekommen und haben die Höhlen und ganze Höhlensysteme im Erdinnern gebildet, welche daher bald zwischen den Biegungen und Falten über den Gesteinschichten liegen, sich bald aber in den noch offenen Spaltenräumen ausdehnen. Die vielfachen Verschiebungen, Zerreißungen, Uebereinanderwerfungen und Einstürzungen der Schichten, welche man in den Höhlen häufig genug beobachten kann, liefern reichliche Beweise dieser Wirkungen. Durch die mechanische Gewalt unterirdisch fließender Wasser, durch Auswaschungen, Erdbeben u. s. w. haben aber die Höhlen in ihrer ursprünglichen Gestalt noch mannigfaltige Veränderungen erlitten, sie sind bald mehr erweitert, bald mehr verengt worden.

Die Höhlen des Kalkstein- und Dolomitgebirges sind daher mehr oder minder ausgedehnte leere unterirdische Räume, welche meist größere zusammenhängende Systeme bilden, die sich bald nur enge, schlauch- oder spaltenartig fortziehen, bald wieder großartig in Kammern, Hallen und gleich hohen gewölbten Domen erweitern: Alles in unendlicher Mannigfaltigkeit der Gestaltung. Sie haben die verschiedensten Windungen in ihrer Erstreckung, theilen sich in Aeste und Zweige, welche zuweilen gar in einen der Hauptgänge des ganzen Systems wieder zurückkehren. Nicht minder groß ist die Abwechslung in der Höhenlage der einzelnen Theile eines und desselben Höhlensystems; die Höhlen laufen streckenweise horizontal, steigen in die Höhe, senken sich wieder, zuweilen jähe Abstürze und Vertiefungen bildend, und dehnen sich sehr verschiedenartig weiter aus. Kurz, die größern Höhlen sind oft wahre Labyrinthe, in welchen man Ariadne's Faden nöthig haben könnte, um sich zurecht zu finden. Die Karsthöhlen sind schon sehr ausgedehnt, aber selbst sie müssen gegen die Mammuthhöhle (Mammoth cave Kentuky, Erdmonson-County), welche in den Vereinigten amerikanischen Staaten südöstlich von Louisville nahe dem Green-River liegt, noch als klein betrachtet werden. Diese Riesenhöhle soll neun englische Meilen lang sein und sogar mit allen Seitengängen und Verzweigungen 160 englische Meilen Ausdehnung besitzen. Schon im hohen Alterthum berühmt war das Labyrinth auf Kreta oder Candia, dessen verschlungene Gänge zu manchen Sagen Veranlassung gegeben haben. Es ist eine lange Reihe unter einander verbundener Höhlen im Kalksteingebirge, aber wohl ist es möglich, daß dabei durch Kunst nachgeholfen worden ist.

Man hat die Höhlen unterschieden in Spaltenhöhlen, schmale, zuweilen sehr lange und tiefe Räume mit ziemlich parallelen Wänden; gewölbte Höhlen, meist unregelmäßige, Säle und Dome enthaltend, die man auch Grotten nennt, wenn sie von ihrem Eingange nicht sehr tief in die Berge gehen (am Karst heißen alle Höhlen Grotten); und Schlauchhöhlen, enge gewundene Kanäle. Im Allgemeinen stehen zwar diese oft verbunden auftretenden Formen in einer Beziehung zu den verschiedenen Entstehungsweisen, aber scharf kann die Bildungsart aus der Gestalt allein nicht erkannt werden; die Lagerungsverhältnisse der Gebirgsmassen müssen zugleich berücksichtigt werden, und meist haben die verschiedenen Ursachen der Höhlenbildungen in mannigfachen Combinationen zusammengewirkt. Die Höhlen sind zuweilen mit Eingängen versehen, viele waren ursprünglich gar nicht zugänglich und sind erst später künstlich geöffnet worden.

Die Höhlen in den Kalkstein- und Dolomitgebirgen gewinnen besonders an Interesse durch die Kalksinter- oder Tropfsteinbildungen, welche ihre Wände in der seltsamsten Weise auskleiden und überhaupt in ihrem Innern in sehr phantastischen Gestalten auftreten. Wo Wasserfäden an den Wänden oder aus Spalten der Gewölbe herabträufeln, entstehen die Tropfsteine. Die atmosphärischen Wasser enthalten Kohlensäure und nehmen einen noch

größern Gehalt davon auf, wenn sie durch Dammerdeschichten, mit Vegetation bedeckt, zwischen den Gesteinspalten in das Innere der Höhlen gelangen. Dadurch werden diese Wasser geeignet, geringe Theile des Kalksteins von den Klüften, welche sie durchrinnen, aufzulösen, und diesen Gehalt an kohlensaurem Kalk wieder in fester Gestalt fallen zu lassen, wenn sie in den Höhlen ankommen und sich hier durch die Verdunstung die überschüssige Kohlensäure verflüchtigt. Dieser Niederschlag ist der Kalksinter oder Tropfstein. Er bildet Ueberzüge der Decken, Wände und des Bodens der Höhlen, erzeugt an ersteren herabhängende Zapfen von der mannigfaltigsten Form, ähnlich fortwährend herunterträufelndem und zu Eis gefrierendem Wasser. Auch der Boden trägt solche Zapfen in umgekehrter Lage, Kegeln oder Pyramiden gleichend. Die Zapfen, welche von oben herabhängen, nennt man Stalaktiten, die umgekehrten Gebilde auf dem Boden heißen dagegen Stalagmiten. Letztere sind das Product des auf den Boden träufelnden Tropfsteinwassers; sie haben daher oft an ihrem obern Theile eine schüsselförmige Vertiefung. Nicht selten hat örtlich die Tropfsteinbildung schon so zugenommen, daß die Stalaktiten mit den in ihrer Lage entsprechenden Stalagmiten zu schönen und dicken, oft in der Mitte mit einem Wulst versehenen Säulen vereinigt sind, welche einzeln oder zu vielen die natürlichen Gewölbe der Grotte zu tragen scheinen. Der Wulst in der Mitte der Säulen deutet die Verbindung der Stalaktiten mit den Stalagmiten an. An Stellen, wo die Massenbildung des Kalksinters sehr begünstigt ist, sind auch wohl die Säulen und Pfeiler seitlich ganz zusammengewachsen, die Höhlengänge dadurch versperrt, welche erst aufgebrochen werden müssen, wenn man ihre weitere Fortsetzung durchforschen will. Wo die Wasser nicht in einzelnen Fäden, sondern aus längern Spalten herunterrinnen, gestaltet der Kalksinter mitunter Formen, welche faltenreichen Draperien mit Fransen und Quasten ähnlich sind. Es ist unmöglich, die zahlreichen Variationen der Gestaltungen des Kalksinters zu beschreiben, sie erinnern bald an gothische Architektonik, bald sind sie blumenkohl- und schwammähnlich und geben das Bild einer fremdartigen steinernen Vegetation.

In den berühmtesten Höhlen, welche viel von Reisenden besucht werden, haben die Führer und Besuchenden mancherlei Namen zur Bezeichnung der vorhandenen ausgezeichneten Tropfsteingestalten erfunden, welche sich auf Vergleichungen mit andern Gegenständen gründen; sie sind zum Theil recht passend, manchmal aber auch so gesucht, daß die lebhafteste Phantasie zur Auffindung der Aehnlichkeit nicht ausreicht. Der Kalksinter ist meist schneeweiß, nur in einzelnen Fällen gelblich, bräunlich, selbst roth von fremdartigen Beimischungen.

Aeltere Naturforscher haben sogar vegetative Bildungen in den Tropfsteinen erkennen wollen; dahin gehört vorzüglich Tournefort, welcher sich in diesem Sinne bei Gelegenheit seiner Beschreibung der ganz ausgezeichneten Tropfsteinhöhle auf Antiparos ausgesprochen hat. Spätere Forscher, welche die mineralische Entstehung und Fortbildung erkannten, glaubten aus der jährlichen Zunahme des Volums der Stalaktiten das Alter derselben berechnen zu können. Die Kalksinter können in keiner Weise einen Chronometer für das Alter der Höhlen oder der Tropfsteinbildung abgeben. Ihre Vergrößerung ist von vielen Umständen abhängig, welche sehr veränderlich, daher nicht zu taxiren sind; z. B. von der Quantität des Tropfsteinwassers, von derjenigen seines Kalkgehalts, von der raschen Verdunstung des Wassers u. s. w. Jedenfalls geht die Bildung der Tropfsteine sehr langsam vor sich, und Säulen von dem Umfang der stärksten Bäume, wie man deren wirklich in den Höhlen antrifft, müssen ein Alter haben, welches demjenigen Methusalem's mit dem sehr Vielfachen multiplicirt, gleichzuschätzen ist.

Viele Kalksteinhöhlen bieten die ganz besondere Merkwürdigkeit dar, daß sie sehr zahlreich und oft in großen Haufwerken Knochen von vorweltlichen Thieren enthalten. Diese rühren von ausgestorbenen Arten von Bären, Hyänen, Löwen oder Tigern, Hunden, Vielfraßen u. s. w. her, zwischen welchen auch Gebeine und Zähne von vorweltlichen pflanzenfressenden Säugethieren, diese doch mehr vereinzelt, von Mammuthen, Rhinocerossen, Hippopotamen, Pferden, Schweinen, Hirschen u. s. w. liegen. Alle diese Thierspecies weichen in dem Baue ihrer Knochen wesentlich von ihren noch lebenden Analogien ab. Buckland glaubt aus der Masse der Knochenerde im Kuhloch — eine Höhle in Franken — die Zahl der hier vergrabenen Bären auf 5500 berechnen zu können, und in der Gailenreuther Höhle, ebenfalls in Franken, wurden seit etwa neunzig Jahren Ueberbleibsel von wenigstens 800 Bären gefunden. Die osteologische Untersuchung der vorweltlichen Höhlenthiere ziehen wir nicht in das Gebiet dieser Mittheilung, begnügen uns nur mit der Anführung, daß das große Werk von Cuvier: „Recherches sur les ossemens fossiles" noch immer die Hauptquelle der bezüglichen Kenntnisse ist.

Deutschland hat viele solcher Knochenhöhlen, und zu den am längsten bekannten gehören diejenigen am Harz, die berühmte Baumannshöhle, die Bielshöhle, die Scharzfelder

Höhle u. s. w. Ferner sind die vielen Höhlen im Fränkischen Dolomit, in der Gegend von Muggendorf, durch die zahlreichen dort vorfindlichen Knochen ganz besonders ausgezeichnet, hierher zu rechnen: die Gailenreuther Höhle, die Höhle bei Mokas u. s. w.; dann die Höhlen im Bergkalk in Westphalen, bei Sundwig, die Grürmannshöhle bei Lethmate, die Höhle bei Balve, die Hyänenhöhle (der hohle Stein) zu Rösenbeck bei Briton u. s. w.; mehrere Höhlen des Karstgebirges, namentlich diejenige von Abelsberg.

Sonst befinden sich noch viele Knochenhöhlen in der belgischen Provinz Lüttich, andere in Frankreich, England, Spanien, Italien, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. Die amerikanischen Höhlen, besonders die brasilianischen, enthalten Knochen von andern erloschenen Thierarten, als die europäischen. Es sind Formen, welche den jetzt dort lebenden Thieren verwandt, aber ebenfalls nicht damit identisch sind.

Um die Knochen der vorweltlichen Thiere zu finden, muß man meist den Boden der Höhlen aufbrechen. Gewöhnlich liegt unter der Kalksinterdecke ein Haufwerk von Bruchstücken desselben Kalksteins, worin die Höhle sich ausdehnt; es sind von der Decke und den Wänden in Folge ihrer vielartigen Zerspaltung heruntergefallene Fragmente. Unter ihnen befindet sich eine Lage von lehmartiger, oft schwärzlich gefärbter Erde, welche beim Ausbrechen meist einen aasartigen Geruch verbreitet, und in ihr liegen die merkwürdigen Gebeine. Auch gibt es Höhlen oder einzelne vertiefte Abtheilungen in solchen, welche ganz mit Kalksinter, Lehmerde und Knochen erfüllt sind, und eine mehr oder weniger feste Knochenbreccie bilden. Fast immer enthält die Knochenbreccie abgerollte Geschiebe und andere fremde Gesteinsbruchstücke, welche nur von Außen in die Höhlen eingeschwemmt sein können.

Die Knochen sind offenbar in verschiedener Weise in die Höhlen gekommen. In manchen Höhlen haben die Raubthiere wirklich gelebt und waren ihre Bewohner in vielen auf einander gefolgten Generationen; sie sind in denselben gestorben, und der endliche Untergang ihrer Geschlechter ist durch eingedrungene Wasserfluthen herbeigeführt worden. In andern Höhlen sind hingegen die Knochen von Außen eingeschwemmt; für viele Knochenhöhlen läßt sich jenes, für andere dieses beweisen.

Als Knochenhöhlen, für welche die erste Erklärung giltig ist, führe ich unter vielen andern die berühmte Höhle von Kirkdale in Yorkshire, diejenige von Lunel-Vieil bei Montpellier, die Höhlen zu Sundwig und zu Rösenbeck in Westphalen an. Ein nicht zu bestreitendes Argument für diese Ansicht ist das Vorkommen ganzer Zusammenhäufungen von festem Hyänenkoth, sogenanntem Album graecum, in den beiden erstgenannten und in andern Höhlen, welcher noch so gut erhalten ist, daß er nicht allein von Menageriewärtern als solcher auf den ersten Anblick erkannt wurde, sondern auch in den Bestandtheilen bei der chemischen Analyse diesem entsprechend befunden worden ist. Der bei dem Ausbrechen der Kalksinterkruste aus der Lehmerde sich verbreitende Geruch nach faulen Thierkörpern spricht eben so sehr dafür, daß die fleischigen Weichgebilde an den Knochen verfault sind, als die chemische Untersuchung dieser Erde, welche darin bedeutende Quantitäten thierischer Substanz erkannt hat. In dem Höhlenlehm der Grürmannshöhle bei Lethmate fand von der Mark 2,67 Procent phosphorsaure Kalkerde, und in der Höhle bei Balve sogar 21,3 Procent phosphorsaure Kalkerde nebst 0,7 Procent phosphorsaure Magnesia. Von jenem aasartigen Geruche habe ich mich selbst bei Ausgrabungen in der Rösenbecker Höhle überzeugt, die ich in meinem Beisein vornehmen ließ.

Die Knochen der pflanzenfressenden Säugethiere, welche sich oft in den Höhlen, jedoch meist in untergeordneter Quantität gegen die Raubthiergebeine vorfinden, sind nicht selten benagt, zerbissen und mit rinnenartigen Eindrücken der Zähne der Raubthiere versehen, und es können solche Knochen nur als die übrig gebliebenen Reste der Beute angesehen werden, welche die Hyänen, Bären u. s. w. in ihre unterirdischen Lager eingeschleppt haben. Die Knochen dieser Raubthiere selbst finden sich auch mitunter in einem solchen benagten Zustande, und geben Zeugniß, daß diese Thiere unter einander heftige Kämpfe hatten und ihre Verwandten auffraßen. Der berühmte Anatom Sömmering hat in einer classischen Abhandlung über die geheilte Verletzung eines fossilen Hyänenschädels sehr wahrscheinlich gemacht, daß dieser merkwürdige Knochenbruch durch den Biß einer andern Hyäne entstanden sei, und Philipp von Walther wies an den Gebeinen der Höhlenbären aus der Sundwiger Höhle sehr verschiedenartige Knochenkrankheiten nach, welche nur durch äußere Verletzungen entstanden sein konnten, erkannte daran aber auch noch andere Knochenübel als Folge langwieriger eigenthümlicher Dyskrasien. Gehört auch das letztere nicht zu der hier beabsichtigten Beweisführung, so ist doch der daraus zu ziehende Schluß, daß die Höhlenbären schon an Gicht, Scropheln und dergleichen gelitten haben, zuverlässig, wenn auch nicht unerwartet.

Es ist nicht anzunehmen, daß Hyänen, Bären, tigerartige Thiere u. s. w. gleichzeitig

zusammen in einer und derselben Höhle gelebt haben, aber wohl können die Höhlen längere Zeit hindurch von Thieren einer Art, und während einer folgenden Epoche von solchen einer andern Art bewohnt gewesen sein. Manche Höhlen enthalten sehr vorwaltend Hyänenknochen (z. B. Rösenbeck in Westphalen, Kirkdale in England), während in andern fast nur Reste von Bären vorhanden sind (z. B. Sundwig). In mehrern Höhlen sind die engern Durchgänge an den Wänden geglättet, oft wie polirt, und es hat den Anschein, als wäre dieses durch das öftere Anreiben und Durchschlüpfen der Thiere geschehen, welche die Höhlen bewohnten. Ausgezeichnet ist dieses in der Sundwiger Höhle zu beobachten.

Es ist nachweisbar, daß auch Einschwemmungen fester Körper in die Höhlen stattgefunden haben, daß also auch Wasserfluthen darin eingebrochen sind, welche die letzte Generation ihrer Bewohner vernichteten. Der Höhlenlehm und die Geschiebe in ihm sind unverkennbare Zeugen solcher Hergänge. Die ertrunkenen Hyänen, Bären u. s. w. mochten lange Zeit dem Processe der Fäulniß preisgegeben gewesen sein, die Fluthen zerrissen die Knochenbänder der faulenden Thiere und verbreiteten ihre einzelnen Knochen in die verzweigten auf- und absteigenden Kammern der Höhlen, worin wir sie jetzt finden.

In andern Höhlen dagegen können die Knochen nur eingeschwemmt sein. Eine solche Höhle ist unter andern diejenige bei Balve im Regierungsbezirk Arnsberg, welche sogar die Knochen in verschiedenen über einander gelagerten ziemlich horizontalen Schichten enthält. Die erste, oberste derselben ist nur einen Fuß dick, die zweite vier bis fünf Fuß, die dritte zwei Fuß und die vierte, welche sich gegen die Mündung der Höhle senkt, vier bis acht Fuß. Die oberste Schicht besteht aus einer feinen schwärzlich-grauen Erde, einer fetten Gartenerde ähnlich. Sie ist mit vermoderten Weichtheilen von Thieren vermischt, und wurde von den Bewohnern der Gegend als Düngmittel benutzt. Darin kamen viele Knochen vor, aber, wie es scheint, keine von ausgestorbenen Thieren; es sind Knochen und Geweihe von Ochsen, Hirschen und Rehen, und mehrere Fragmente sind eingeschnitten, gebohrt und theilweise polirt. Man fand auch früher Menschenschädel, Gefäße von Thon und viele alte Münzen in dieser Schicht; Beweise genug für den Aufenthalt von Menschen in der Höhle und für die Umwühlung der obersten Schicht. Diese enthält auch, wie ebenfalls die drei tiefern Schichten, Gesteinsstücken in Menge, welche theils aus dem Kalkstein der Höhle selbst bestehen, theils aber fremdartige von Außen in die Höhle gekommene sind. Die drei untern Schichten bilden die Lagerstätten von Knochen bloß vorweltlicher Thiere. Sie liegen in der zweiten Schicht in einer lehmartigen Erde, in der dritten wieder in einer dunkeln Erdmasse, derjenigen der obersten Schicht ähnlich. Die Knochen sind selten ganz, meist abgerollt, ganze Schädel haben sich gar nicht gefunden. Die Gebeine waren meist vom Höhlenbären, auch vom vorweltlichen Rhinoceros, von einer kleinen Hippopotamusart, von vorweltlichen Pferden und Hirschen, und darunter auch sehr häufig Backenzähne vom Mammuth.

Wie die angeführte Höhle von Balve lehrt, so sind die Höhlen überhaupt häufig in ältern Zeiten von Menschen nicht bloß betreten, sondern selbst oft bewohnt gewesen, und Menschen haben sogar ihren Inhalt umgewühlt. Manche Höhlen sind selbst in frühern Zeiten zu Grabstätten benutzt worden. In vielen Höhlen fand man Kunstproducte der verschiedensten Art und aus sehr abweichenden Zuständen der Cultur: Topfscherben, Steinwaffen und Messer, Pfeile, Schmucksachen, römische Schreibgriffel u. s. w. Viele derselben waren sehr alt, andere reichten bis in die letzten Jahrhunderte. Knochen und ganze Skelette von Menschen, und Thierknochen von noch lebenden Arten sind in den Höhlen ebenfalls keine große Seltenheit. Diese Thiere waren ihre spätern Bewohner oder haben sich in dieselben verkrochen und ihren Tod gefunden. Da die Kalksinterbildung in den Tropfsteinhöhlen noch immer fortgeht, so kann es nicht befremden, wenn man auch Knochen von Thieren der Jetztzeit und selbst von Menschen durch Kalksinter verbunden und damit überzogen, antrifft. Viel Aufsehen haben unter andern die Menschengebeine gemacht, welche conglomeratartig durch Kalksinter mit Knochen von Höhlenbären vereinigt, in den Höhlen der Provinz Lüttich gefunden worden sind. Man hat daraus den Beweis führen wollen, daß das Menschengeschlecht gleichzeitig schon mit jenen vorweltlichen Raubthieren existirt habe. Da aber die Höhlen, wie erwähnt, oft in frühern Zeiten durchwühlt worden sind, so konnte es sich leicht ereignen, daß vorweltliche Thierknochen mit einem Menschenknochen zufällig zusammengekommen und durch den Kalksinter zu einer zusammenhängenden Masse verkittet worden sind. Solche Zufälligkeiten können kein Zeugniß geben für die Gleichzeitigkeit des Menschengeschlechts mit den vorweltlichen Thieren, da alle sonstigen Erfahrungen im Gebiete der Geognosie in jener Hinsicht für die Negative sprechen. Ein sehr verdienstvoller Naturforscher sagt mit Recht: „Der Mensch, die Krone der Schöpfung auf unserer Erde, war das späteste ihrer Werke. Ihm gingen die

Uebertreibungen der Vorwelt voraus, bis sich die Mißtöne der Bildungen in der Harmonie seiner Gestalt auflösten."

Die Höhlen im Gips (Gipsschlotten, gewöhnlich aber unrichtig Kalkschlotten genannt) sind nicht mit den Kalksteinhöhlen von durchaus gleicher Entstehungsweise. Bei ihnen hat vorzüglich die auflösende und die mechanische Kraft des Wassers ihre Wirkungen ausgeübt. Gipsschlotten sind besonders in dem Gebiete des Bergamtsbezirks Eisleben durch den dortigen Bergbau auf Kupferschiefer bekannt, und hier in der großartigsten Weise aufgeschlossen und zugänglich. Es sind Höhlen von der größten Mannigfaltigkeit in Form, Größe und Zusammenhang. Sie bilden gewöhnlich große Züge, welche sich meilenweit unterirdisch fortziehen. Hohe domartige Wölbungen wechseln mit engen Schlünden, und schlauchartige Canäle steigen zuweilen von der Kuppel des Gewölbes, Schornsteinen ähnlich, vierzig bis achtzig Fuß hoch aufwärts. Selbst liegen mitunter zwei Schlottenräume über einander und sind durch mehr verticale Canäle verbunden. Sie sind oft mit Wasser theilweise erfüllt und communiciren mit Ausgängen am Tage in Thälern, Seen und andern Wasseransammlungen. Zum Zwecke des Bergbaues setzt man oft die Schlotten mit Stollen in Verbindung und bewirkt dadurch die Wasserentziehung des Gebirges.

Verticaldurchschnitt der Gailenreuther Höhle in Franken. Untere Hälfte. Nach W. Buckland.

Die größten Schlottenzüge finden sich bei Wimmelburg und Helbra bei Eisleben, aber auch sind deren bei Sangerhausen, Leinungen, Ellrich, Wickerode, Questenberg und am Kyffhäuser vorhanden.

Es dürfte ein zwischen dem Zechstein (ein dolomitischer Kalkstein) und dem Gips gelagertes Flötz von sogenannter Asche (erdigem Mergel) die nächste Veranlassung zu Auswaschungen durch Wasserströme und dadurch

Verticaldurchschnitt der Gailenreuther Höhle in Franken. Obere Hälfte. Nach W. Buckland.

zur Bildung der Schlotten gegeben haben. Wo der Zechstein in unmittelbarer Berührung mit dem Gips steht, sind keine Schlotten vorhanden; wo aber Asche, wenn auch nur

Verticaldurchschnitt der Scharzfelder Höhle am Harz. Nach W. Buckland

stellenweise vorhanden, fehlen niemals größere oder kleinere Schlotten, so daß dieselben in unverkennbarer Beziehung zur Asche stehen. Andere Forscher, namentlich Freiesleben, waren der Meinung, daß die erste Bildung der Gipsschlotten durch Nester und Stöcke von Steinsalz bedingt gewesen seien, welche leicht aufgelöst werden, und nach deren Entfernung das Wasser freien Spielraum zur weitern Auflösung und Erosion des Gipses gewonnen habe. In jedem Falle ist auch die zerreibliche lockere Asche mit fortgeführt worden. Plümicke stellt dagegen die unwahrscheinliche Meinung auf, daß die Schlotten ursprüngliche blasenähnliche Austreibungen wären, deren Wände später vom Wasser aufgelöst und ausgenagt seien. Es beruht diese Ansicht auf der Annahme der plutonischen Entstehung des Gipses, welche die neuere Geologie wohl gänzlich fallen gelassen hat. Die Auskleidung einiger Verzweigungen oder Nebenkammern der Schlotten oder kleinern Abtheilungen größerer Gewölbe, mit schönen Gipsspathkrystallen entstand als secundäre Bildung durch die Krystallisirung der wässerigen Gipslösungen, welche in den Schlotten gestanden haben. Das Thatsächliche über die Mansfeld'schen und Thüringischen Gipsschlotten ist in „T. C. Freiesleben's geognostischen Arbeiten," zweiter Band, am vollständigsten enthalten.

Die mechanische Wirkung des Wellenschlages (die Brandung) hat hin und wieder an Meeresküsten ebenfalls Höhlen gebildet. Dahin gehört z. B. die prachtvolle Fingalshöhle auf der hebridischen Insel Staffa, auf welchem Eilande sich noch mehrere kleinere Höhlen von ähnlicher Entstehung vorfinden. Sie liegt in einem Basaltfelsen, welcher aus lothrecht aufragenden großen und in Abständen horizontal getheilten (gegliederten) Säulen besteht. Tobende Wogen brechen sich, Schaumfluthen bildend, an der steilen Küste. Durch sie sind nach und nach die Basaltsäulen aus ihrem geringen natürlichen Verbande aus dem Felsen herausgeschlagen worden, und haben die schöne Höhle gebildet, welche bei ruhigem Wetter nur vom Meere aus mit einem Kahn in ihrem Innern beschifft werden kann. Sie ist 250 Fuß tief, am Eingange 53 Fuß, am hintern Ende 20 Fuß breit, dort hat sie 117 Fuß Höhe, hier aber 70 Fuß. Von verschiedenen Schriftstellern werden die Dimensionen nicht ganz übereinstimmend angegeben. Die vielfach beschriebene durch ihre optische Erscheinung berühmte blaue Grotte zu Capri verdankt ihre Entstehung ebenfalls der Meeresbrandung. Russegger schildert auch Höhlen auf Thermia und Polinos, im Glimmerschiefer, die durch Meeresbrandungen ausgewaschen sind.

Die in manchen vulcanischen Gesteinen, in Laven und Trachyten vorkommenden Höhlen sind meist nur kolossale Blasenräume, entstanden durch die Entwicklung von Wasserdämpfen und Gasen bei dem ursprünglichen Hervordrängen der geschmolzenen Massen aus dem Erdinnern. Dahin gehört die Surthöhle auf Island und eine andere Lavahöhle auf St. Michael. Letztere besteht aus drei ge-

Insel Staffa mit Eingang in die Fingalshöhle. Nach Breislack.

räumigen Hallen, deren Höhe so bedeutend ist, daß die obere Wölbung durch das Licht der Fackeln nicht erhellt wird. In den engen Verbindungsgängen hängt eine Menge Zapfen von Lava von der Decke herab. Aehnliche Höhlen finden sich unter andern in Peru.

Endlich sind noch die sogenannten Krystallhöhlen oder Krystallkeller im Granit der Alpen, in der Dauphiné, in Savoyen, in der Schweiz u. s. w. zu erwähnen. Sie erscheinen mit prächtigen Bergkrystallen ausgekleidet. Es sind ebenfalls Blasenräume im Gestein, meist von gerundeter oder ellipsoidischer Gestalt, in welchen sich die reine Kieselmasse als Bergkrystalle auskrystallisirt hat: Drusenhöhlen, wie sie in kleinern Dimensionen häufig in den Erzgängen vorkommen. Besonders berühmt ist die Krystallhöhle des Zinkenstockes im Berner Oberland, sie ist 120 Fuß tief und 18 Fuß breit; einzelne Bergkrystalle in derselben wogen acht Centner, mehrere vier bis fünf Centner, viele einen Centner; ferner ähnliche Höhlen des Wiepferthales und von Natters in Oberwallis, welche Bergkrystalle von mehr als drei Fuß Durchmesser geliefert haben.

Manche Höhlen, sogenannte Eishöhlen, enthalten selbst in mittlern Klimaten das ganze Jahr hindurch Eis in größern oder kleinern Massen. Das Ursachliche davon habe ich schon früher im dritten Bande dieser Zeitschrift in meinem Aufsatze: „Der Topfstein“ (Seite 508 ff.) besprochen, und nehme ich daher hier auf diese Mittheilung Bezug. Die durch Steingewinnungen und Ausgrabungen entstandenen Höhlen (wie z. B. die berühmten großartigen Gänge im Petersberg zu Mastricht) können hier nicht berücksichtigt werden, da unser Zweck lediglich auf natürliche Höhlen beschränkt ist.

Erdfälle sind Phänomen, welche sich meist unmittelbar an die Höhlen und Schlotten anschließen und als Folge von diesen erscheinen. Es sind Vertiefungen auf der Oberfläche, dadurch entstanden, daß die Gewölbe der unterirdischen Räume zusammenbrachen und einstürzten und trichterförmige Einsenkungen bildeten, welche oft mit Wasser erfüllt sind, Sümpfe und Seen enthalten. Die Wasser enthaltenden Erdfälle nennt man auch Seelöcher. Der Zusammensturz der Gewölbedecke kann einfach durch Mangel an Zusammenhalt oder durch fortgesetzte Auflösungen und Wegwaschungen im Innern der Höhlen, besonders aber der Schlotten, oder auch durch Erdbebenerschütterungen veranlaßt worden sein. Die ausgezeichnetern Erscheinungen dieser Art bietet wieder die Oberfläche des Karstes in den sogenannten Dollinen dar, welche noch besonders berücksichtigt werden sollen. Im schlottenführenden Gipsgebirge sind die Erdfälle ziemlich häufige Erscheinungen, und selbst die Mansfelder größern Seen gehören unzweifelhaft in diese Kategorie; ferner die Seelöcher bei Zabenstädt, tiefe Bassins von 40 bis 70 Fuß Durchmesser, und eben so der Hungersee bei Questenberg, und noch viele andere solcher trichterförmigen Vertiefungen finden sich in den Umgebungen des Harzes verbreitet; z. B. zwischen Osterode und Harzburg (die Teufelsbäder), zwischen Scharzfeld und Pöhlda (der Weinsee, das schwarze Loch u. a.), zwischen Osterode und Dorste u. s. w. Auch sind hier die drei trichterförmigen mit Wasser erfüllten Vertiefungen nördlich von Pyrmont zu nennen. Sie heißen in der Gegend „die Meere.“ Das große Meer hat einen Durchmesser von 260 Fuß, das sogenannte mittlere einen solchen von 140 Fuß, und das dritte ist noch kleiner. Von diesem weiß man, daß es im Jahre 1645 entstanden ist.

So vorbereitet wenden wir uns noch besonders zu den Höhlen und damit verwandten Erscheinungen im Karstgebirge. Ich werde dabei, außer den schon erwähnten Forschungen von Schmidl, Einiges von demjenigen benutzen, welches ich unmittelbar nach meiner eigenen Untersuchung des Karstes im Jahre 1853 in den Feuilletons der „Cölnischen Zeitung“ niedergelegt hatte (wieder abgedruckt in der Oesterr. Kaiserl. Wiener Zeitung 1853, No. 245 und 246), so wie auch einen sich weniger auf dem geologischen Gebiete bewegenden, aber sonst sehr lesenswerthen Aufsatz über den Karst von F. G. K. (Kohl), welchen die „Deutsche Vierteljahrsschrift“ (Juli bis September, 1851) gebracht hat. Die jetzt vollendete Eisenbahn über den Karst, wodurch seine Zugänglichkeit so sehr erleichtert wird, macht seine Besprechung besonders zeitgemäß.

Das Kalkgebirge, welches das nördliche Ende des adriatischen Meeres begrenzt, führt bekanntlich im Deutschen den Namen „Karst;“ die anwohnenden Völker, Slawen und Italiener, nennen es, bloß mit geringen Abweichungen, eben so, diese „il Carso,“ die Slawen aber „Karst.“ Der griechische Name „Okra,“ womit es Strabo bezeichnet, scheint gleicher Abstammung zu sein. Wie überhaupt die Namen von Gebirgsgegenden nicht immer scharf bezeichnend sind, sondern bald für eine größere, bald für eine kleinere Gebietsausdehnung gebraucht werden, so verhält es sich auch mit dem Karst. Im engern und wohl im eigentlichsten Sinne nennt man den öden, unwirthlichen Gebirgszug von zwölf Meilen Länge von dem Isonza Delta bis zu dem Fiumaner Meerbusen (dem Quarnero) den Karst; Fiume liegt an seiner Südgrenze, wie

Görz und Gradiska an seinem nördlichen Abhange. Der Rücken, über welchen die große Straße und jetzt auch die Eisenbahn von Triest führt, theilt diesen Gebirgszug ziemlich nach der Mitte. Die Slawen bezeichnen insbesondere den Theil dieser Strecke von Triest nach Adelsberg mit dem Namen „Gabrek." Im weitern Sinne erhält das gleichartige Kalkgebirge von Italien bis zur Save und auf der andern Seite weit nach Italien hin ebenfalls den Namen Karst, so daß man wohl meinen kann, derselbe diene allgemein zur Bezeichnung jener bestimmten natürlichen Beschaffenheit des Gebirges. Man möchte den Karst in der engern Bedeutung wegen seiner großen Ausdehnung in die Breite ein Gebirgsplateau nennen, obgleich dasselbe viele flache Thäler trägt und nicht selten höhere Gebirgskuppen daraus hervorragen.

Der eigentliche Karstkalkstein, welcher bei weitem den größten Theil der Oberfläche bildet, ist meist dicht, äußerst spröde und enthält sehr selten Versteinerungen. Er dürfte zur Kreideformation gehören. Dieser Kalkstein ist örtlich mit einem andern dichten, hellfarbigen, ebenfalls spröden, beim Anschlagen bituminös riechenden Kalkstein bedeckt, welcher viele Fossilien, namentlich Nummuliten (Nummulitenkalkstein, eine tertiäre Bildung) bedeckt. Aus dem eigentlichen Karstkalke ragen einige ziemlich weit verbreitete inselartige Gebiete hervor, welche aus den darunter liegenden sandigen und mergeligen Schichten mit untergeordneten Sandsteinlagen bestehen: sie scheinen der Keuperbildung anzugehören.

Meist treten nicht bloß die nackten Kalksteinfelsen frei zu Tage, sondern in zahlreichen und ausgedehnten Gegenden erscheint die Oberfläche als ein ungeheures Steinmeer von größern und kleinern eckigen Kalksteinblöcken bedeckt, welche im wirrsten Durcheinander umher und auf einander liegen, und selbst größere Hügel bilden, gleich als wäre es das Kampffeld der Giganten. Der Karst im weitesten Sinne, so wie er die julischen Alpen, den Birnbaumerwald, die istrischen und dalmatinischen Kalkgebirge umfaßt, hat das Gemeinsame und sehr Charakteristische, daß er äußerst zerklüftet, zerrissen und voll großer und kleiner Höhlen und Erdfälle ist, so daß er dadurch dem Wasser nur an wenigen Punkten eine Ansammlung, es sei als Quelle, Bach oder Fluß, an der Oberfläche gestattet. Die atmosphärischen Niederschläge verlieren sich bald in allen diesen Höhlungen in der Tiefe und können sich meist nur in den Thälern außerhalb des Gebirges wieder an die Oberfläche ergießen. Nicht minder tragen die heftigen Nordostwinde, die Bora, welche mit wüthender Gewalt häufig den Karst bestreichen, wesentlich dazu bei, den Boden zu ertrocknen, und selbst die geringe Dammerde, welche sich noch auf den Höhen erzeugen, einige Feuchtigkeit in sich aufnehmen und zum Bedürfnisse der Vegetation in sich bewahren könnte, wird das Spiel der mechanischen Gewalt der Winde und durch diese dem Boden entführt. Nach dem adriatischen Meere, nach dem Süden, ist es die kräftig brennende Sonne, welche die letzte Spur von Feuchtigkeit dem armen Boden entzieht. Nur an der nördlichen Seite helfen noch die Wolken, der Thau, der Nebel, die Steinwände zu befeuchten und den Pflanzen einige Erquickung zu gewähren. Die Porosität des Karstes, wenn es gestattet sein kann, diesen Ausdruck im ausgedehntesten Sinne für die größte Mannigfaltigkeit der Aushöhlungen in dem Boden dieses Gebirges zu gebrauchen, ist die Grundursache eben so wohl aller seiner national-ökonomischen als seiner auffallenden landschaftlichen Eigenthümlichkeiten. Der Karst stellt daher in seiner ganzen Physiognomik ein so höchst fremdartiges Gebirge dar, daß sich damit kaum in Europa irgend ein anderes vergleichen läßt.

Zunächst fallen die Oberflächenverhältnisse auf. Bei der Bereisung des Karstes erblickt man zahlreiche trichterförmige Vertiefungen oder Einsenkungen im Boden, mit welchen, wie der Verfasser des citirten Aufsatzes in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" sich ausdrückt, der ganze Rücken des Karstes, wie das Fell des Leoparden, mit großen und kleinen Flecken besät ist und die dem Kalkplateau das Ansehen geben, als wenn die Riesenfinger der Weltbaumeister, die dasselbe zimmerten, Alles betupfelt und überall ihre Eindrücke zurückgelassen hätten. Diese trichterförmigen Vertiefungen, oft völlig zirkelrund, häufig aber auch elliptisch, in den Verhältnissen des Durchmessers zu der Tiefe sehr abweichend und eben so in dem Abfall ihrer Wände, sind bald nur einige Klaftern tief und weit, und von solcher Art in der That unzählig, bald halten sie 800, 1000 und selbst viele Tausend Fuß im Durchmesser, sehen bald wie kleine Kesselthäler aus, gehen aber in seltnern Fällen bis auf eine Tiefe von 300 bis 400 Fuß nieder, z. B. St. Kanzian bei Corgnale. Wenn diese Trichter sich ausnahmsweise sehr vergrößern und zu runden oder länglichen Thälern werden, so beherbergen sie wohl Dörfer und größere Ackergefilde, wie z. B. die von der Bora geschützte Oase von Lipizza, einige Stunden oberhalb Triest; auch die Mulde von Planina, von Crepl, von Altenmarkt sind solche fruchtbare Oasen.

Die trichterförmigen Vertiefungen heißen

im Slawischen „Dollina.“ Im Istrischen werden sie nach jenem Ausdruck „Dol“ oder „Do“ genannt. Sind sie aber im Innern angebaut, so heißen sie „Ograda“ (d. i. Einzäunung oder Garten).

In den Dollinen besteht fast lediglich die ganze Bodencultur auf dem Karst, und daher werden sie von den Eigenthümern zum Schutze nach Innen und Außen mit einem Ringwalle von großen Kalksteinbrocken umzogen. Der Acker- und Wiesenbau des armen „Carsolino“ (so nennen die Italiener den Karstbewohner) ist allein auf diese Löcher beschränkt, darin allein kann er seinen Bedarf an Vegetabilien erzielen. Sogar wird in einigen ein edler Wein gezogen, und überhaupt grünt es meist lustig in den nicht zu tiefen Trichtern; nicht selten ragen in ihnen die Zweige der darin gepflanzten Bäume über den Steinbamm hervor. Die geneigten innern Wände sind indeß meist kahl und zeigen den Wirrwar der zerbrochenen Felsschichten. Wo die Wände terrassenförmig absetzen, sind oft diese Stufen auch noch angebaut. Es ist natürlich, daß in den Dollinen der verwitterte, zur Dammerde geeignete Boden, und ebenfalls die Reste der ärmlichen Vegetation von den Felsen und Steinblöcken eingeschwemmt und vom Winde zusammengeweht werden, und daher der Boden eine gute Ackerkrume bilden kann. Auf solchem Grunde sind selbst hin und wieder kleine Lachen anzutreffen, was für die nächstliegenden Häuser und Dörfer eine große Wohlthat ist, da sonst die Wasser überall in den zerklüfteten Boden einsickern. Häufig sind auch die Dollinen wahre Sauglöcher, in welchen das Wasser gleich versinkt. Manche Dollinen stehen nachweisbar mit großen Höhlensystemen in Verbindung; in einigen der erstern befinden sich sogar die Eingänge zu letztern.

Man unterscheidet auf dem Karst von den Dollinen noch andere enge senkrechte oder fast senkrechte Löcher, welche daher mehr schacht- oder brunnenartig sind; sie haben selten einen Durchmesser von wenigen Klaftern und setzen mit schroffen Wänden nieder. Sie werden „Jama“ genannt, und gehen in einem Falle (bei Brißhiak) sogar bis auf eine Tiefe von 384 Fuß. Die weitern Abgründe dieser Art sind vorzugsweise eben so das Asyl von Hunderten von wilden Tauben, wie die Hasen ihren Winterschutz gern in den Dollinen suchen. Jene nennt man daher Taubenlöcher (Buso del Colombi, Golubina) oder auch Boccas (Mäuler). Das oft ganz unerwartete Auftreten dieser Karstmäuler hat schon manchem Fußgänger das Leben gekostet, besonders in früherer Zeit bei minderer Sorge für den polizeilichen Schutz gegen diese Abgründe.

Die Dollinen und die schachtartigen Löcher, welche letztere in einigen Gegenden zahlreich in kurzen Entfernungen von einander vorhanden sind, dürften in den Formen in einander übergehen und ursachlich gar nicht verschieden sein. Es sind sämmtlich Erdfälle, und selbst lebt die Entstehung von einigen noch in der Erinnerung. Der Karst ist eine Gegend, welche ziemlich häufig Erderschütterungen ausgesetzt ist, und diese mögen wesentlich zur Ausbildung der Dollinen beigetragen haben, und wirken vielleicht noch zeitweilig in gleicher Weise.

Die bisher bekannte Länge der zugänglichen eigentlichen Höhlen des Karstes ist nach Schmidl's Angabe folgende:

	Klafter
Die Adelsberger Höhle mit allen ihren Verzweigungen	3080
Die Magdalenagrotte	260
Die Piuka-Jama	500
Die Lueger Höhlen	570
Die Höhlen von Planina	2980
Die Höhlen von Haasberg und Jacobowitz circa	220
Die Maunitzer Rakhöhlen	1035
Die Laaser Kreuzberghöhle	600
Die Trebichgrotte	190
Die Reccahöhlen von St. Kanzian	480
Die Grotte von Corgnale	175
	10,090

Also mehr als 10,000 Klaftern, d. i. 2½ Meile Länge. Nimmt man die durchschnittliche Breite der Höhlengänge zu 20 Fuß an, was gering gerechnet ist, so ergeben sich mehr als zwei Quadratmeilen solcher unterirdischer Räume unter einer Gesammtoberfläche von etwa sechs Quadratmeilen, welche nur einen Theil des Karstes bilden.

Die Adelsberger Höhle ist nicht allein die großartigste, sondern auch die schönste des Karstes und zur Befahrung am bequemsten vorgerichtet, und es haben viele Arbeiten ausgeführt werden müssen, um den letzten Zweck so vollkommen zu erreichen.

Das Höhlensystem von Adelsberg ist ein Eigenthum der Staatsherrschaft Adelsberg und steht unter einer eigenen Grottenverwaltung, welche für die gehörige Fahrbarhaltung sorgt und die Aufsicht über die Grottenführer und Beleuchter führt. Jeder Besucher bezahlt in Adelsberg für den Eingang zu den Höhlen 30 Kr., welche Einnahme für die Instandhaltung der Höhlen bestimmt ist. Es vertheilt sich dann ferner die Bezahlung der Führer und der Beleuchtung auf die ganze Gesellschaft, welche zusammen die unterirdische Fahrt macht. Der Besuch der Höhlen von Reisenden ist so frequent, daß sich meist an jedem Tage mehrmals eine größere Gesellschaft zusammenfindet. Für die Be-

leuchtung mit Kerzen der interessanteten Stellen wird 1 Fl. 36 Kr. bezahlt und drei Führer und zwei Beleuchter erhalten zusammen 2 Fl. 30 Kr. Nach Wunsch wird gegen Mehrbezahlung auch reichlicher beleuchtet.

Der Eingang zu den Höhlen liegt eine halbe Stunde von Adelsberg entfernt; eine Lindenallee führt bergaufwärts zu ihm. Unten, etwa 60 Fuß tiefer, befindet sich der Poikfluß (Piuka) der eine Mühle treibt; er stürzt sich aus einer besondern Höhle. Das nachstehende Bild zeigt oben am Berge den

Adelsberger Höhle. Eingang. Nach A. Schmidl.

Eingang zu den Adelsberger Höhlen, welcher im Innern mit einem eisernen Gitterthor verschlossen wird; unten ergießt sich aus einer andern Höhle die Poik.

In der Höhle etwas herabsteigend kommt man bald an eine natürliche Kalksteinbrücke, an deren Seite man in jene untere Höhle schaut, in welcher die Poik in dunkler Tiefe unter der Brücke hinrauscht. Noch tiefer hinabschreitend geht der Weg über ein zweites Felsengewölbe und kommt sodann in den großen Dom; es ist die größte Partie des ganzen zugänglichen Systems, 70 Fuß hoch, 144 Fuß breit; so geht es dann weiter, auf und ab durch hohe und niedrige, enge und weite Höhlengänge und Kammern, keineswegs immer gradlinig an einander gereiht, sondern häufig in Bogen und Krümmungen und mit Verzweigungen, welche an manchen Punkten ablaufen. Bloß so weit das System bequem zugänglich gemacht ist, braucht man für die Befahrung hin und zurück bei gehöriger Beschauung alles Sehenswürdigen 2½ bis 3 und selbst 4 Stunden. Die Fülle der Tropfsteinbildungen ist unendlich; ich unterlasse ihre Einzelschilderung und führe nur einige der oft sonderbaren Namen an, welche man auf dem Wege der gewöhnlichen Führung den Einzelgestalten der Tropfsteine oder ihren Gruppen gegeben hat.

So zeigt man in dem Höhlensysteme nach der Reihe der Führung: die Canzel, die Fleischbank, die Speckschwarten, die heilige Maria mit dem Kinde, die Vereinigung zweier Herzen, den kleinen Wasserfall, den Tanzsaal (er ist 15 Klafter breit, 25 Klafter lang, 42 Fuß hoch; jährlich am Pfingstmontage wird hier ein Fest gefeiert, wirklich getanzt, und es versammeln sich dann hier über tausend Personen; in dem Boden des Tanzsaals hat man Knochen von Höhlenbären gefunden; urweltliche Knochenfunde sind in den Karsthöhlen überhaupt ziemlich selten*)), den heiligen Antonius von Padua, das Marienbild von Mariazell, den Becher mit Gefrorenem, den Seekrebs, den Türkensäbel, die Landkarte, das Fuchsbild, die Säulenallee, die englische Küche, die Doctorküche, die Pforte des Cal-

*) In der Mocrizahöhle auf der Kreuzeralp in Oberbaiern hat man indeß eine sehr große Menge Höhlenbärenknochen gefunden. Professor Zippe erhielt nach bloß zweimaligem Besuche jener Höhle so viel Material, daß er daraus ein beinahe vollständiges Höhlenbärenskelet im Laibacher Museum zusammenstellen konnte.

varienberges und endlich den Calvarienberg selbst. Letzterer steigt in der Mitte eines sehr weiten domartigen Höhlenraumes 30 Klafter hoch auf, und bietet hunderte von Stalagmiten in den verschiedensten, zum Theil kollossalen Dimensionen dar. In diesem Säulenwalde erblicken die Führer den zu Stein erstarrten Zug des Volkes auf den Golgatha: daher der Name. Der Berg in der weiten Höhle ist ganz unverkennbar durch Einstürze von der Decke herab entstanden, und hat sich darauf mit dem Kalksinter und seinen aufragenden Stalagmiten überzogen. Ich verfolge nicht weiter die Wege der Haupt- und der Nebenhöhlen; gewöhnlich bildet der Calvarienberg das Ende der Führung.

Von der gothischen Halle gibt Schmidl folgende Schilderung: „Sie ist eine der schönsten Partien in der Grotte (Höhle), ja der krainischen Höhlenwelt überhaupt. Die Halle ist fast kreisrund; den Mittelpunkt bildet ein gewaltiger Stalagmit, mantelförmig auf einen Säulenstrunk herabreichend, von zahlreichen kleinern Stalagmiten umgeben. Einzelne unförmliche Stämme stehen umher. Die Wände sind reich mit weißen, grauen und gelblichen Tropfsteinen bedeckt, in runden gewölbten Massen an der Decke weit hervorquellend, in zahllosen Röhren und Zapfen bis zum Boden herabreichend. Von der Decke selbst hängt gewissermaßen eine Anzahl von Stalaktiten herab und bildet mit den ausspringenden Winkeln der Wände zahlreiche Nischen, deren Decorationen in der That an all' die architektonischen Reize des Spitzbogenstils erinnern."

Die besondere Höhle bei Adelsberg, aus welcher der Poikfluß kommt, hat Schmidl verfolgt, zum Theil mit einem Kahn, und ähnlich in den Gestaltungen befunden, wie die fahrbaren Höhlen; nur enthalten die flüssefführenden Canäle in der Regel weniger Tropfsteine, da diese der Zerstörung durch das Wasser zu sehr ausgesetzt sind. Im Bereiche der Adelsberger Höhle kennt man die Erstreckung des Flusses auf eine Länge von 400 Klaftern, ihre Fortsetzung kommt aber eine Stunde nördlich von Adelsberg nahe bei einer andern Höhle (der Magdalenahöhle) vorbei. Noch eine Viertelstunde weiter hört man sie in einer tiefen Dolline rauschen. Schmidl ist in ihr mit großer Mühe heruntergedrungen und in die eigentliche Poikhöhle (Piuka-Jama) gelangt. In der Höhle kann

Adelsberger Höhle. Calvarienberg. Der Mailänder Dom. Nach A. Schmidl.

Adelsberger Höhle. Erzherzog-Johann's-Grotte. Die gothische Halle. Nach A. Schmidl.

man bei kleinem Wasserstande sowohl stromabwärts als aufwärts weiter vordringen, und zwar aufwärts bis zu einem Felsenthore, aus welchem die Poik herausströmt. Unterirdische Arme von ihr kennt man ferner in der Planinahöhle, und ihr ganzer unterirdischer Lauf hat eine Länge von 2580 Klaftern. Die natürliche Wasserwirthschaft des Karstes ist überhaupt höchst mannigfaltig, und über sie ließe sich noch Vieles mittheilen, und eben so über andere denkwürdige Höhlen dieses Gebirges, wenn es angemessen sein könnte, eine Zeitschrift, welche sehr viele Zwecke zu erstreben hat, mit weitgreifendem Detail zu füllen. Wer mehr über diese Gegenstände erfahren will, den müssen wir auf Schmidl's Buch verweisen. Ich erwähne hier bloß noch den berühmten in diesem Gebiete liegenden Zirknitzer See, mit seinen unterirdischen Zu- und Abflüssen, durch welche er sich temporär füllt und eben so wieder ausleert, ertrocknet, so daß man seinen Boden cultiviren kann. Jede Geographie spricht von ihm. Der Unzfluß (die Poik, wie sie auf ihrem unterirdischen Lauf genannt wird) erfüllt wenigstens einmal in jedem Decennium das Planinathal, wenn die vorhandenen Sauglöcher die Wasser nicht rasch genug aufnehmen können. Die Unz, welche in der Mulde von Planina verschwindet, soll als Laibachfluß bei Oberlaibach wieder zu Tage treten. Ungeheure Wassermassen müssen sich in der Gegend von Laibach unter der Erde befinden, daß hier unmittelbar aus ein paar Quellen ein schiffbarer Fluß entstehen kann.

Das Werk von Schmidl bespricht auch die zum Theil ganz eigenthümliche lebendige Flora und Fauna der Höhlen des Karstgebirges, jene, welche aus kryptogamischen Pflanzen besteht, in einer Bearbeitung von Dr. A. Pokorny, diese durch J. R. Schiner.

Unter den verschiedenen in den Karsthöhlen lebenden Thieren, welche vorzüglich den Classen der Reptilien, Insecten, Brachiopoden, Miriopoden, Crustaceen und Mollusken angehören, erwähne ich nur das merkwürdige Reptil, Olm genannt, welches den systematischen Namen Hypochton Laurentii Fitz., früher Proteus anguineus Laur., und Siren anguinea Schr. führt. Es lebt vorzugsweise in unterirdischen Höhlen und kommt nur selten in Wassertümpeln auf der Oberfläche vor. Es ist schmutzig fleischfarben mit sehr kleinen graulichen Punkten dicht übersät, neun Zoll lang, steht auf einer tiefen Stufe der Entwicklung, hat noch Kiemen, einen aalartigen Leib, vier Füße und einen zusammengedrückten Schwanz mit einer horizontalstehenden häutigen Flosse, der Kopf ist dreieckig, mit breiter abgestutzter Schnauze, die Augen ganz klein, unter der Haut liegend, daher man früher das Thier für absolut augenlos gehalten hat. Der Olm zeigt wenig Reizbarkeit, kann im Zim-

mer aufbewahrt, mehrere Jahre bloß von Wasser leben, frißt aber auch Schnecken (Paludina viridis). Durch das Auffammeln der Exemplare des Olms von den Naturforschern und Anatomen sind sie in den Karsthöhlen ziemlich selten geworden. Bei der Adelsberger und der Magdalenahöhle bezahlt man gewöhnlich ein lebendes Exemplar mit zwei Gulden.

Seltsam genug stilisirt, aber wahr ist die folgende Stelle von Valvasor in dem Werke: „Die Ehre des Herzogthums Crain" (1689), mit welcher Schmidl sein Höhlenbuch beschließt: „Man liest von vielen seltsamen Höhlen; aber gewiß nicht von übrigvielen, darin ein schaulüsternes Auge so ergetzet wird, als wie in dem unterirdischen Crain; dessen Höhlen die Gegenstellung der allerruhmbekanndtesten Spelunken in der Welt keines Wegs hat zu scheuen, und sich gar nicht schämen darf, wenn ihre inwendige Geheimnissen den Menschen zu Augen und in Erfahrung kommen."

Ayan und das Amurgebiet.

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Ringgold und Comm. Rodgers, und die Erforschung des Amurgebiets durch Dr. P. Collins, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Originalausgabe von W. Heine. Dritter oder Supplem.-Band. Zugleich Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan. Leipzig. H. Costenoble.

Der rege Handelsgeist der Nordamerikaner hat in neuerer Zeit mehrere wichtige und erfolgreiche Expeditionen nach China, Japan und verschiedenen nordasiatischen Gebieten veranlaßt, und diese großartigen Erforschungsreisen kommen auch der Wissenschaft vorzüglich zu Statten, wenngleich der erste Zweck derselben nur dahin geht, Verbindungen anzuknüpfen und Wege ausfindig zu machen, um die Producte jener Länder schneller zu den großen Handelsplätzen der Union zu befördern. Jede dieser Expeditionen ist begleitet von einigen Künstlern und Schriftstellern, denen dadurch Gelegenheit geboten wird, die Eigenthümlichkeiten der Gegenden und die charakteristischen Züge ihrer Bewohner kennen zu lernen und später ihre Beobachtungen für die Oeffentlichkeit zu verwerthen. Wir haben bereits wiederholt Gelegenheit gehabt, unsere Leser auf die trefflichen Schilderungen aufmerksam zu machen, in welchen Wilhelm Heine, unser deutscher Landsmann, der an einer solchen großen Expedition Theil genommen, über diese berichtet hat, und wir weisen mit um so viel größerer Freude auf die von ihm veröffentlichten Mittheilungen hin, da er neuerdings von der preußischen Regierung aufgefordert ist, an der von derselben zu unternehmenden Expedition nach China und Japan, welche den Abschluß von Verträgen zum Zweck hat, theilzunehmen, um später ebenfalls darüber zu berichten. Wir kommen hiermit auf den letzten Band seines großen Werkes zurück, indem wir von der Expedition, welche unter dem Commodore Ringgold in die Seen von Ochotsk ausgeführt wurde, sowie aus den Berichten von der Erforschung des Amurgebietes durch Dr. P. Collins, welche dem Heine'schen Werke beigegeben sind, Einiges mittheilen.

Ayan, eine russische Hafenstadt in der ochotskischen See, liegt ungefähr 56 Grad nördlicher Breite und 138 Grad östlicher Länge, folglich etwa in der Mitte zwischen Ochotsk und der Mündung des Amur. Sie besteht aus etwa dreißig oder vierzig zerstreuten Häusern, einer griechischen Kirche, einer Art von Schiffswerft, ist von etwa vierhundert Russen, Deutschen, Kosaken und Tungusen bewohnt, und bildet das Hauptdepot der russischen Pelzwaarencompagnie in jenen Regionen. Der dortige Hafen wird häufig von Walfischfängern, einmal des Jahres von einem Schiffe der Compagnie, das die geringeren Pelze nach Europa führt, und nie von andern Schiffen besucht. Die kostbaren Pelze werden wasserdicht verpackt und über Land nach St. Petersburg versandt.

Bei der Ankunft der Expedition in Ayan fanden sich die Mitglieder anfänglich arg enttäuscht. Man hatte ihnen mitgetheilt, daß die Stadt groß und blühend sei, die Straßen daselbst mit Gas erleuchtet und die schönen Paläste von gastfreundlichen Russen bewohnt. Das Gerücht hatte hinzugefügt, daß ein russischer Graf, der mit Instructionen vom Kaiser versehen sei, die Ankunft der Expedition erwarte, um die Gesellschaft in ihren Arbeiten zu unterstützen und derselben den Aufenthalt zu Ayan möglichst angenehm zu machen.

Als nun die Schiffe die letzte Landspitze umfuhren und in eine mühlteichartige Bucht hineinschossen, von deren flachem Ufer sich eine zerstreute Ortschaft ohne Straßen und Thore, etwa eine halbe Meile weit zurückerstreckte, machten sie ihren getäuschten Erwartungen durch herzhafte Ausbrüche des Unwillens Luft.

Nachdem das Boot das Ufer erreicht hatte, redete ein corpulenter Herr die Ankömmlinge in sehr reinem Englisch an, gab sich als den Agenten der russischen Pelzcompagnie, Herrn Freiburg, zu erkennen und stellte zugleich einen seiner Begleiter als den Arzt der Pelzcom-

pagnie vor. Die beiden andern Herren waren, wie W. Heine sagt, Glieder jenes unermeßlichen Schwarmes rastloser Amerikaner, die in allen Theilen der Erde leben, ihre glatten Schillinge umsetzen, oder versuchen, verfallenden Staaten neues Leben einzuflößen. Diese sagten aus, daß die Russen sie sehr freundlich aufgenommen und ihnen ein gewaltiges Blockhaus zum Gebrauch angewiesen hätten. — Folgen wir indeß über die ersten Erlebnisse in Ayan W. Heine's Erzählung:

„Gibts Kohlen in Ayan, Herr Freiburg?“ fragte Einer von der Gesellschaft, als der joviale alte Bursche zwei beim Arme nahm und Alle nach seinem Hause hinführte.

„Gibts Rindvieh in Ayan, Herr Freiburg?“ fragte der Zahlmeister; „wir haben so lange von Fischen gelebt, daß wir anfangen schuppig zu werden.“

„Rindvieh ja! Kohlen nein! Allein wir haben Schnaps und Wein die Hülle und Fülle. Wir wollen erst in meine Wohnung gehen und dort „zwanzig Tropfen“ nehmen, und dann können wir weiter von Rindvieh und Kohlen sprechen. Ich glaube, daß die Walfischfänger Kohlen genug haben.“

Herr Freiburg war ein großer, gewaltiger Mann, das vollkommenste Bild eines starken Mannes; er wog sicher dreihundert Pfund, oder vielleicht mehr, und sah aus, als ob er ganz aus Fleisch bestände, allein wenn man ihn berührte, war er wie aus Eisen gemacht, und dabei ging er mit leichten, festen Schritten dahin, während ihm der Schweiß von der Stirn rieselte. Als sie längs einem ausgetrockneten Bache hinwandelten, fächelte er sich mit seinem breitrandigen Strohhute, während Heine zum Schutz gegen die kühle Abendluft seinen Ueberrock zuknöpfte.

„Wie, mein lieber Herr, Sie knöpfen Ihren Rock zu? Friert Sie? Wir halten dies für einen sehr warmen Tag.“ Und in der That, als sein Haus erreicht war, fanden sich alle Thüren und Fenster offen, obschon an Bord des Schiffes der Thermometer nur 40 Grad Fahrenheit zeigte.

„Allerdings, Herr Freiburg, ist es für uns ziemlich kühl,“ bemerkte einer von der Gesellschaft, „wir finden unsere Ueberröcke ganz angenehm.“

„Wirklich? Nun, so kommen Sie! Hier, versuchen Sie meine „Zwanzig Tropfen!“ Das wird Sie erwärmen.“

Mit diesen Worten brachte er eine mächtige Flasche Genever herbei, füllte ein Dutzend oder mehr große Weingläser, trank eines davon aus, „um es zu kosten,“ wie er bemerkte, und ein anderes in die Hand nehmend und die Gäste einladend, ein Gleiches zu thun, fuhr er fort: „Nun denn, auf das Wohl Amerika's und Rußlands! Auf gute Freundschaft!“

Nach dieser Einleitung besahen die Gäste die Wohnung des abwesenden Gouverneurs, woselbst sie viel Comfort, einen Flügel und ein Billard antrafen. „Der Gouverneur legt großen Werth auf sein Billard,“ sagte Herr Freiburg, — „denn sobald es anfängt zu schneien, sind wir gar zu sehr auf unsere Häuser beschränkt und müssen Etwas haben, um uns zu unterhalten. Bedeckt sich der Schnee aber erst mit einer gefrorenen Kruste, so sind wir wieder frei. Dann schaufeln wir Straßen von Haus zu Haus und werden wiederum gesellschaftlich. Allein kommen Sie, gehen wir ein wenig weiter, dann werden uns unsere „zwanzig Tropfen“ um so besser schmecken.“

Hierauf besahen sie die kleine, nett aussehende griechische Kirche, und als sie zurück kamen, nahmen sie vor allen Dingen wiederum „zwanzig Tropfen,“ wozu Pfeifen mit Weichselrohr und köstlicher türkischer Tabak gereicht wurden.

Am folgenden Tage lud Herr Freiburg die ganze Gesellschaft zum Mittagessen und sie verfügten sich Alle, wie gewöhnlich mit Ausnahme des Deck-Officiers und des wachthabenden Maschinisten, in zwei Booten an's Ufer. Diesmal wurden sie von Hunderten von Hunden empfangen, die, da sie im Winter zum Ziehen der Schlitten sehr nöthig sind, im Sommer wohl gepflegt und gefüttert werden, um in gutem Stande zu bleiben. Um die zahllosen Schaaren dieser Thiere, welche in der warmen Sonne um ein großes Blockhaus lagen und faullenzten, näher zu sehen, schritten die Reisenden quer durch das Bett eines ausgetrockneten Flusses. Derartige Flüsse sind nur im Frühjahr mit Wasser gefüllt. Der tiefe Schnee und das Eis, das den ganzen Winter über das Land bedeckt, schmilzt in den ersten warmen Tagen und stürzt dann in mächtigen Strömen der See zu, Bäume entwurzelnd, mächtige Felsstücke mit sich fortwälzend und alles Reisen unmöglich machend, bis endlich das junge Wiesengrün wieder auf den Seiten der Hügel erscheint, die brausenden Ströme allmälig abnehmen und zuletzt ganz verschwinden, nur ihre ausgetrockneten Betten mit einzelnen Tümpeln stehenden Wassers als Zeichen ihres kurzen Daseins zurücklassend. Es war eines dieser unebenen, mit großen Felsbrocken besäeten Flußbetten, das Jene jetzt passirten, und als sie, das entgegengesetzte Ufer erklimmend, plötzlich auf die verschiedenen Gruppen von Hunden zukamen, erhoben diese ihre zottigen Köpfe und stießen ein klägliches Geheul aus. Allein hierbei ließen sie es auch bewenden; da war kein Wedeln des Schwanzes, kein Sträuben der Haare auf dem Rücken, noch Zähnefletschen, selbst kein Bellen und Verkriechen hinter Stall-

ecken, Nichts als ein langes klägliches Geheul, sonst die vollkommenste Gleichgiltigkeit. Diese Thiere bewiesen hiermit die dieser speciellen Race nachgesagte Gutmüthigkeit. Für die Besitzer sind sie durch ihre große Ausdauer von unschätzbarem Werthe. Als die Amerikaner die Hunde wieder verließen, schickten ihnen diese ein langes melancholisches Geheul nach.

Wir übergehen die Beschreibung des splendiden Gastmahls bei Herrn Freiburg, nach welchem ein Spazierritt unternommen wurde, auf den „zwanzig Tropfen" folgten.

Herr Freiburg erzählte auch unter Anderem, daß ihre Jäger manchmal eine gewisse Art von Bibern fingen (jedoch nie mehr als zwei oder drei in einem Winter), deren Pelze in St. Petersburg für die ungeheure Summe von tausend Silberrubeln verkauft würden, und andere vom Silberfuchs oft für dreihundert.

Die Amerikaner drückten ihre Verwunderung aus, daß ein Biberfell einen so hohen Werth haben könne, und bemerkten, daß in den nordwestlichen Theilen der Vereinigten Staaten dieselben sehr häufig, und ihre Pelze verhältnißmäßig billig wären. Herr Freiburg erklärte darauf, daß man dort nicht jene Art von Biber habe. Der Pelz dieser außerordentlichen Art sei eben groß genug, um einen hohen Kragen für einen Winterrock abzugeben, und die russischen Edelleute, die solche Kragen tragen wollten, müßten ihre tausend Rubel dafür bezahlen oder sich ohne dieselben behelfen.

Vierundzwanzig Stunden später saßen die Reisenden wieder in Freiburg's Hause, die beliebten türkischen Pfeifen in der Hand, und von Zeit zu Zeit nach Vorschrift „zwanzig Tropfen" nehmend; da entspann sich folgende Unterhaltung:

„Sie haben von Rindvieh gesprochen," sagte Freiburg, als er seine große Pfeife von Neuem füllte und in Brand setzte, „und wünschen einige Ochsen mit an Bord zu nehmen. Die Eingeborenen werden heute Abend drei hereinbringen, denn als die Engländer kamen, mußten wir sie alle in's Innere treiben. — Sie sprachen," fuhr er fort, „von unserm Essen und Trinken, als ob wir darin so erstaunlich viel leisteten; Sie sollten einen unserer Tungusen Butter trinken sehen, da würden Sie einen Begriff bekommen, wie viel ein an ein kälteres Klima gewöhnter Mann trinken kann."

„Butter trinken?" rief Einer, „warum essen sie sie denn nicht?"

„Weil das Trinken bequemer ist," lautete die Antwort. „Ich habe Einen gesehen vierzig Pfund Butter trinken und sich dann schlafen legen."

„Ist er jemals wieder aufgewacht?" rief Einer voll Ueberraschung.

„Keine Münchhausiaden, alter Herr," bemerkte ein Anderer.

„Oh, Herr Freiburg, vierzig Pfund?" rief ein Dritter.

„Vierzig Pfund, jawohl! Und jeder der Tungusen, die Sie hier sehen, kann jeden Tag zwanzig Pfund trinken, allein ein gewisser Bursche trank einst vierzig Pfund und legte sich dann schlafen. Auf Ehre! Ich will Ihnen erzählen, wie es zuging. Einer meiner Freunde war grade ein solcher Zweifler als Sie, und so sagte ich denn zu ihm: Herr Henry, ich sehe, daß Sie nicht glauben, was ich Ihnen sage. — Durchaus nicht, antwortete er. — Nun, sagte ich, Sie sollen vierzig Pfund Butter aus dem Vorrathshaus der Compagnie bezahlen und es ihm geben, und wenn er nicht Alles vor Mittag trinkt (es war eben neun Uhr des Morgens), dann will ich Ihnen Ihr Geld wiedergeben. — Einverstanden, rief er und wollte bereits sein Taschenbuch hervorholen; allein ich sagte ihm, das habe Zeit, und schickte meinen Diener, um den Tungusen zu holen.

Nach einer Weile kam dieser und als er hörte, worum es sich handelte, und die Butter sah, funkelten seine Augen, und er rieb sich den Magen, als ob er sie schon darin hätte. Er wärmte die Butter, um sie flüssig zu machen, und begann seine Arbeit. Um Mittag hatte er seine gemessene Portion getrunken und lag schlafend in der Sonne, während ihm die Butter in Gestalt von Schweiß aus allen Poren strömte." —

„Abscheulich!" rief Einer im vollsten Ekel. „Was für brutale Kerle das sein müssen! Taugen sie denn auch zu etwas Anderem, als Butter zu saufen und zu schlafen?"

„Oh ja; sie trinken Thran beinahe mit derselben Virtuosität, und bekämpfen Bären viel besser, als Sie oder ich es könnten. Sie sprachen neulich von einem Abenteuer, das Sie mit einem Bären an der Küste hatten; wäre ein einziger unserer Tungusen dort gewesen statt jener Drei mit ihren Flintenkolben, der Bär wäre nicht davon gekommen. Die Drei haben sich Glück zu wünschen, denn wäre der Bär durch den Lärm, den Sie beim Landen verursachten, erschreckt worden, er würde kurze Umstände mit Ihnen gemacht haben. Sie konnten eben so gut erwarten, einen Walfisch mit einem Bootshaken niederzuschlagen, als einen Bären mit dem Flintenkolben. Da müßten Sie einen Tungusen sehen; die wissen nicht, was Furcht ist. Sie greifen den Bären ganz allein mit einem langen Messer als einzige Waffe an und gewinnen die Schlacht jedesmal, wenn er nämlich nicht davonläuft. Sie sind dabei eben

so großmüthig als muthig, und Sie würden ihre Weise zu jagen vielleicht als thöricht betrachten. Sie jagen stets mit einem Messer, das mit dem Griff drei bis vier Fuß lang ist, und wenn sie den Bären schlafend antreffen, so zerren sie ihn beim Felle, um ihn aufzuwecken, worauf sie zurücktreten, um seinen Angriff ruhig zu erwarten. Läuft er davon, so werfen sie ihm Steine nach, um ihn ärgerlich zu machen, und stürzt er auf sie zu, so empfangen sie ihn auf einem Knie, mit dem Griffe des Messers gegen die Erde gestemmt und die Spitze gegen sein Herz gerichtet. Das klingt befremdlich, ist aber nichts desto weniger wahr."

Die amerikanischen Gäste verwunderten sich nicht wenig über das viele Seltsame, was ihnen der dicke Herr Freiburg erzählte; ihre Unterhaltung ward plötzlich durch einen Herrn unterbrochen, der direct von St. Petersburg kam. Auf die allgemein an ihn gerichtete Frage, wie lange er unterwegs gewesen sei, erklärte er: „Etwas länger als gewöhnlich; morgen werden es neun Monate, daß ich abreiste, allein ich habe mich nicht wohl befunden, und deshalb war ich genöthigt, kurze Tagereisen zu machen, heute bin ich nur vierzig englische Meilen geritten, allein selbst das ist ziemlich viel für mich."

„Bilden Sie sich nicht ein, meine Herren, daß dies eine so gar entsetzliche Reise ist!" rief Freiburg aus. „Die Regierungspost legt sie in sechzig Tagen zurück, und die Nachricht vom Ausbruch des Krieges langte in achtundfünfzig Tagen hier an. Sie können für fünfhundert Dollars die Reise in achtzig Tagen sehr leicht zurücklegen; in der That, es ist Nichts als eine lange Spaziertour. Von hier zu Pferde etwa sechshundert Meilen, dann einige hundert Meilen im Boot, darauf wieder zu Lande im leichten Wagen oder zu Pferde, über Berg und Thal und viele Flüsse, so sehen Sie auf diesem Theil der Reise ein herrliches Land und sonderbare Leute. Dann erreichen Sie die cultivirten Regionen, sehen Zeichen von Civilisation und in einer Woche oder mehr sind Sie in St. Petersburg."

Hier wurde Herr Freiburg abgerufen, und im nächsten Augenblicke rief er seine Gäste, um ihnen zu zeigen, wie die Tungusen auf Rennthieren reisen. Zwei Tungusen waren nämlich auf ihren Rennthieren siebzig englische Meilen weit gekommen und sahen dabei noch ganz frisch aus. Die Sättel waren sehr nach vorn gegürtet, so daß sie beinahe auf dem Halse saßen, und ein einziger Riemen diente als Zügel. Einer der Gäste versuchte eines derselben wie ein Pferd zu besteigen, allein das Thier widersetzte sich der ungewohnten Procedur. Der Tunguse stieg nun auf, indem er über den Hals emporkletterte, und das Thier stand ruhig und fest, als ob nur eine Feder gegen dasselbe geblasen worden wäre. Sie scheinen in den Schultern sehr stark, dagegen im Rücken und Kreuze sehr schwach zu sein. Auch der andere Tunguse stieg nun auf und Beide hielten einen kurzen Wettlauf, bei dem die Thiere indessen weder so schnell noch so graziös erschienen, als viele unserer gewöhnlichsten Pferde; allerdings war zu berücksichtigen, daß sie bereits siebzig Meilen zurückgelegt hatten.

Nachdem die Mitglieder der Expedition drei Tage zu Ayan verbracht hatten, beschlossen sie, nach dem Amurflusse vorzurücken. Sie hatten während dieser drei Tage fleißig mit dem Sextanten und dem Senkblei gearbeitet, und während der drei Nächte mit noch größerm Fleiß an des Gouverneurs Tafel mit Messer und Gabeln. Die Russen zeigten einen ungeheuern Appetit. Sie konnten vor jeder Mahlzeit drei bis vier große Weingläser voll Genever trinken, die sie stehend mit dem bescheidenen Titel von „zwanzig Tropfen" bezeichneten. Sie nahmen unmittelbar vor dem Diner oder Souper eine gewöhnliche Mahlzeit zu sich und nannten dies „sich fertig machen;" und wenn ihre Gäste ein wenig mit dem Essen inne hielten, weil sie bereits so viel als zwei gewöhnliche Menschen gegessen hatten, bevor es zur Tafel ging, so beklagten sie sich sofort, daß ihnen dieses oder jenes Gericht nicht schmecke. Die Gäste beschlossen daher, den letzten Tag an Bord zu bleiben, um den angerichteten Schaden wieder herzustellen und sich von den Wirkungen der übermäßigen Gastfreundschaft zu erholen. Am Morgen dieses letzten Tages sollten sie jedoch noch ein höchst interessantes Ereigniß erleben. Es erhob sich nämlich plötzlich das Geschrei, daß Walfische in den Hafen kämen und sogleich ließen alle Walfischfänger ihre Boote in's Wasser, um die Arbeit zu beginnen. Diese Jagd schildert Heine sehr anziehend etwa folgendermaßen: „Es war außerordentlich interessant, die List der Walfischbullen und Kühe zu beobachten, als sie die jungen Kälber in seichtes Wasser trieben, um dort ungestört zu weiden, während sie selbst durch das Bedürfniß tiefern Wassers gezwungen waren, in der Nähe des Hafeneinganges hin und her zu schwimmen, wo sie bald unter Schiffe tauchten, bald regungslos und scheinbar schlafend auf der Oberfläche lagen, und dann wieder, gleich einem Bleiklumpen senkrecht in die Tiefe sinkend, sich aus dem Bereich der heranschleichenden Boote entfernten, grade wenn diese so nahe kamen, daß der Harpunier sich zum Werfen seines Geschosses fertig machte.

Da der Hafen klein, das Wasser völlig ruhig, und der Tag herrlich und klar war, so konnten wir den meisten Bewegungen der

Thiere unter dem Wasser eben so gut als über demselben folgen, und die Art und Weise, wie sie manchmal der Gefahr entschlüpften, war in der That überraschend. In ihren plötzlichen Wendungen erinnerten sie manchmal an den Fuchs. Namentlich zeichnete sich ein alter Bursche mit grauem Rücken aus, der, während er langsam von einem verfolgenden Boote wegschwamm, plötzlich einen tiefen Purzelbaum schlug, ohne die Oberfläche des Wassers zu bewegen, und wenige Augenblicke später drei- oder vierhundert Schritte hinter dem Boote wieder zum Vorschein kam. Zwei Boote, die sich ihm, jedes von einer andern Seite, näherten, hatten ihn jedenfalls zu dieser schwierigen Evolution veranlaßt. Nicht so bald war der ungeheure Körper wieder sichtbar geworden, als auch schon wieder drei Boote, die ihm ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen schienen, leise herangerudert kamen; allein ehe sie sich noch genügend genähert hatten, schien sein Körper, der bis dahin bewegungslos auf der Oberfläche geschwommen hatte, plötzlich schwer wie Blei zu werden; er sank senkrecht unter, keine Spur von seinem Dasein als einige wirbelnde Strudel zurücklassend. Als er wieder sichtbar wurde, war er mehr als eine halbe Meile von seiner frühern Stelle. Die Boote, die mit bewunderungswürdiger Genauigkeit seinen unterseeischen Gang berechnet hatten, waren ihm so sicher gefolgt, daß sie sich nicht weit von ihm befanden, als er, einen Wasserstrahl mit der Stärke einer Dampfmaschine emporspritzend, seine bewegungslose Lage auf der Oberfläche wieder annahm.

Mittlerweile hatten sich die übrigen fünfzehn oder zwanzig Boote in ähnlicher Weise beschäftigt, und da nun ziemlich eine Stunde vergangen, ohne daß ein Wechsel eingetreten war, so verminderte sich die Hoffnung auf eine ergötzliche Jagd, als plötzlich der alte Graurücken, der sich wiederum geraume Zeit unter Wasser befunden, grade vor einem der bewegungslos harrenden Boote auftauchte, und ehe er noch seine gefährliche Nachbarschaft deutlich gewahr geworden, saß ihm eine Harpune im Speck.

Er sprang wenigstens um seinen ganzen Durchmesser aus dem Wasser heraus und mehrere Secunden lang war sein ungeheurer Körper nur von Luft umgeben. Dann fiel er mit einem so furchtbaren Platsch in's Wasser zurück, daß es über die ganze Rhede dröhnte und Wellen schlug, auf denen das Boot tanzte, als ob es sich im heftigsten Sturme auf offener See befände.

„Alle rückwärts!" tönte die laute Stimme des Bootsteuerers fast in demselben Augenblicke, als kaum das Eisen durch die Luft geschwirrt war.

In der That war es die höchste Zeit für

Der alte Graurücken

dies Commando gewesen; denn obgleich das leichte Boot wie ein lebendes Wesen fast um seine ganze Länge zurücksprang, so hatte es dennoch nicht viel Platz übrig, denn der mächtige Fisch berührte das Wasser wenige Fuß von demselben und schwamm dann mit entsetzlicher Schnelligkeit dem tiefen Wasser zu. Zuerst „gaben sie ihm Schnur," dann „hemmten" sie ihn langsam, und endlich folgten sie ihm in seinem schäumenden Fahrwasser, indem das Boot, von dem gewaltigen Ruder des Steuerers wie auf einem Zapfen gedreht, seinen Curs regulirte.

Im Anfang bewegte sich das Boot gewiß mit keiner geringeren Schnelligkeit, als dreißig englische Meilen die Stunde, durch's Wasser; die Wellen wurden durch die große Schnelligkeit der Bewegung in schäumenden Massen vom Bord zurückgedrängt und färbten das Fahrwasser weiß, als ob ein kleines Dampfboot dahinführe.

Der alte Graurücken, der jetzt wieder etwas zur Besinnung gekommen war, schien entschlossen, sich nur so weit anzustrengen, als nöthig war, um weiterm Ungemach zu entgehen, und ergötzte sich nur von Zeit zu Zeit in angenehmen Capriolen auf der Oberfläche, wie um anzudeuten, daß er noch gutes Muthes sei. Nachdem er noch mehrere Meilen seewärts geschwommen, kehrte er wieder um, bis etwa eine halbe Meile von der Stelle, wo er zuerst harpunirt worden war.

Plötzlich wendete er sich mit einem entsetzlichen Ruck, einem kühnen Aufbieten seiner bisher gesparten Kraft, und jagte in entgegengesetzter Richtung weiter, allein das schnelle Auge des steuernden Bootführers hatte die Bewegung beobachtet, und drehte mit einem mächtigen Schlage seines Ruders das Boot grade in dem Augenblicke, als sich die Schnur wieder anspannte, und von Neuem begann der tolle Wettlauf.

Ein langes Riff erstreckte sich jetzt vor ihnen, allein der alte Graurücken hatte augenscheinlich wieder seine Geistesgegenwart verloren, denn er stürzte wild auf dasselbe zu. Noch eine Secunde, und er mußte entweder eine schroffe rechtwinklige Wendung machen, oder sich unfehlbar den Schädel einrennen. Er wählte noch eben zur rechten Zeit das Erstere und schien mit erneuerter Geschwindigkeit dahinzufliegen. Als er bei dieser Flucht dicht bei einem andern Boote vorüberkam, nahm der Harpunier desselben die Gelegenheit wahr, eine zweite Harpune, jedoch vergeblich, nach ihm auszuwerfen. Dieser unerwartete Angriff versetzte das Thier in die tollste Wuth. Heftig vom Riff hinwegspringend, riß er die erste Harpune aus ihrem festen Halt los und setzte seine Flucht, einen blutigen Streifen hinter sich lassend, mit so gewaltiger Schnelligkeit fort, daß jeder Gedanke weiterer Verfolgung wegfiel. Auf diese Weise rettete der alte Bursche seinen Speck und die „Sally Ann" war um zweihundert Faß Thran gebracht."

Kurz nach diesem interessanten Erlebniß nahmen die Mitglieder der Expedition von ihren freundlichen Wirthen Abschied. Herr Freiburg war sehr bewegt. „Ihr Burschen wißt nicht," sagte er, „was Ihr zu thun im Begriff steht. Ihr verlaßt uns hier in unserer Einsamkeit, grade jetzt, wo der Winter hereinbricht. Ihr kehrt zu Euren Freunden und Eurer Heimath zurück, während wir hier in unserer traurigen Einsamkeit mit den von San Francisco gebrachten Vorräthen erfrieren werden. Begreift Ihr nun, daß Pelze theuer sein müssen, wenn Christenmenschen zu solch einem Leben genöthigt sind, um sie zu bekommen? Ich wollte, die Pelze wären noch einmal so theuer, dann erhielte ich doppelt so viel Bezahlung und brauchte nur halb so lange hier zu bleiben."

Somit sagten die Gäste Lebewohl. — —

Die auf Befehl der Regierung der Vereinigten Staaten veröffentlichten Briefe des Dr. P. Collins, welcher in den Jahren 1856 und 1857 in der Eigenschaft als commercieller Agent der Vereinigten Staaten das Amurgebiet durchforschte, sind, ihrem ursprünglichen Zwecke entsprechend, in ruhigem Tone und mit scharfer Beobachtung verfaßt.

Der Amur oder Saghalienstrom, heißt es in der Einleitung, mündet in den tartarischen Golf oder die De Castrie-Bai, in einer geographischen Breite von ungefähr 50 Grad nördlicher Breite, und indem er einen großen Bogen nach Südwest macht, geht er durch das Centrum des chinesischen Staates oder der Provinz Mandschurei. Seine südlicheren Arme greifen in diejenigen Ströme ein, welche die südlicheren Theile von China in der Richtung nach Peking und Korea durchschneiden; dann sucht er, indem er sich in seinem Hauptcanal nach Norden und Westen biegt, die vereinzelten Gewässer jenes gigantischen Flußsystems auf, das seinen Weg nach dem Eismeere nimmt. Eine Insel von beträchtlichem Umfange erstreckt sich in paralleler Richtung mit dem Festlande der chinesischen Küste, nördlich von der japanischen Insel Yesso; sie heißt Soghalien und bildet den tartarischen Golf am Nordende des japanischen Meeres. Mit China auf der einen, Japan und Soghalien auf der andern Seite, bildet diese Strecke keinen gering zu schätzenden Theil unserer Erde. Indem man die Linie des Amurstromes nach Westen zu verfolgt, gelangt man auf die Straße des großen russischen, überländischen, innern Handels, die sich von der Mündung dieses Flusses bis zu den

kaiserlichen Märkten von Moskau und St. Petersburg erstreckt, welche aus den umfangreichen mongolisch-chinesischen Provinzen und aus dem Innern von Sibirien beständig neue Hilfsquellen und Zufuhr erhalten, wodurch von russischer Seite her die Absichten der britisch-ostindischen Compagnie, das Monopol des indischen Handels zu behalten, vereitelt werden.

Westlich von der Quelle des Amur beschützt eine Kette befestigter Posten und Städte den Handel des Landes und die Orte, wo die Producte der umfangreichen Provinzen gesammelt und zu bestimmten Zeiten auf die Märkte gebracht, oder von Karavanen weitergeführt werden. Die verschiedenen Hauptstädte der sibirischen Provinzen sind, wie folgt: Tobolsk, Omsk, Tomsk, Irkutsk, Kiachta, Ochotsk.

Durch einen im Jahre 1728 zwischen Rußland und China abgeschlossenen Vertrag wurden zwei Städte — Kiachta in Rußland, nahe an der chinesischen Grenze, und Maimatschin in China, nahe der russischen Grenze — gewählt und zu Depots und Stapelplätzen für den Handel zwischen beiden Nationen bestimmt.

Dr. Collins erhielt auf das vom Präsidenten der Vereinigten Staaten gestellte Ansuchen von der russischen Regierung die Erlaubniß zur Durchforschung des Amurgebietes. Er reiste dieserhalb von St. Petersburg über Moskau, Nischni-Nowgorod, Kasan, Jekaterienberg nach Irkutsk. Die Entfernung von Moskau bis nach Irkutsk beträgt 5138 Werst oder 3426 englische Meilen, eine Strecke, die unter gewöhnlichen Verhältnissen in fünfundzwanzig bis dreißig Tagen, von Regierungscourieren in einem Zeitraume von fünfzehn bis zwanzig Tagen, gewöhnlich in sechzehn bis achtzehn Tagen zurückgelegt wird. Es sind zweihundertundzehn Stationen zum Wechseln der Pferde, wodurch auf jede Station eine Durchschnittssumme von fünfundzwanzig Werst kommt, — die Pferde also jedesmal sechzehn und zwei Drittel Meilen zu durchlaufen haben. Die Regierung bezahlt den Contrahenten 300 Silberrubel für jede Troika, also erhält jede Station für den Postdienst 1800 Rubel; dies auf die zweihundert Stationen berechnet, so kostet die Postverbindung von Moskau nach Irkutsk 378,000 Rubel. Was die Couriere anbelangt, so reisen dieselben so schnell, als es nur immer möglich, und es kommt vor, daß auf einer Reise achtundzwanzig Pferde todt gehetzt werden; die Regierung bezahlt für jedes todte Pferd eine Summe von fünfundzwanzig Rubeln. Von Irkutsk aus besuchte Dr. Collins auch Kiachta und Maimatschin. Die Kaufleute zu Kiachta nahmen ihn sehr freundlich auf und gaben ihm zu Ehren ein großes Diner; in Maimatschin wohnte er dem „Laternenfest" der Chinesen bei, welches er folgendermaßen beschreibt:

„Als wir vor dem Eingange des Hofes angekommen waren, welcher zu der Wohnung des Zar-gots-tschai (der Oberst der Stadt) führte, sprangen wir aus unserm Wagen und begaben uns unter dem Quietschen der Geigen, dem Rasseln der Trommeln und dem Getöse der Gongs, durch Höfe und Gänge nach dem Speisesaal oder „Festzimmer." Hier fanden wir den Würdenträger, einen betagten Mann aus dem Stamme der Mandschuren, Namens Pahloiah, der uns mit Herzlichkeit empfing. Bald darauf hatten wir unsere Plätze eingenommen, und das „Fest" begann, indem Thee und Zuckerwerk servirt wurde. Ich saß als der Zweitnächste zur Rechten des Wirthes. Als Wein umhergereicht wurde, forderte er uns durch eine Handbewegung auf, davon zu trinken. Ein sehr feuriges geistiges Getränk wurde ebenfalls in kleinen Bechern umhergetragen, und die Zahl, Art und Beschaffenheit der Schüsseln oder vielmehr der ungeheuren Terrinen, welche fortwährend aufgetragen wurden, machte jede Berechnung gradezu unmöglich. Ein jeder Gast wurde mit einem Napf versehen, welcher zur Hälfte mit einer Art von Soya oder gemischtem Essig gefüllt war, in welche Flüssigkeit man die köstlichen Bissen, die man mit einem Löffel oder einem Fleischstäbchen genommen hatte, eintauchte. Der Zar-gots-tschai nahm mit seinen eigenen Stäbchen sehr häufig die delicatesten Stückchen und legte sie mit einer sehr verbindlichen Gönnermiene in mein fast überfließendes Soyanäpfchen.

Nach zahllosen Gängen wurde der Tisch gesäubert, und von dem obern Ende des Saales her kamen Diener, welche Tische trugen, auf denen mehrere nach allen Regeln der Kunst geröstete Ferkel lagen; die Diener schritten mit ihrer Last vor, bis sie dem Herrn gegenüber standen, und zeigten den Gästen diese Krone des „Festes." Der Gastgeber nickte dem Koche beifällig zu, worauf die Ferkel durch eine Seitenthür wieder verschwanden. Hierauf brachte man reine Näpfchen, frische Soya, und bald folgten denselben wohlgefüllte Schüsseln, in denen die vorerwähnten Ferkel, in feine Stückchen zerlegt, sowie kleine viereckige Stücke der scharfgebratenen Haut lagen. Endlich wurden kleine Schüsseln mit einfachem ganz trockenen Reis servirt, und das Fest schloß, den russischen Gästen zu Ehren, mit perlendem Champagner.

Einige Minuten bevor wir uns zum Essen setzten, wurden wir eingeladen, uns in den vor der Halle liegenden Hof zu begeben, um die Künste einer Schauspielertruppe zu bewundern, unter welcher mehrere Männer in Frauenkleidern waren, und welche einen mon-

golischen Tanz aufführten. Während des Mahles pfiff und kratzte die Musikbande ihre Tafelmusik, und die Gaukler machten ihre Possen zur großen Belustigung der außen stehenden Menge. Nach dem reichlichen Genusse des Champagners lud Pahloiah seine Gäste zum Besuche des Theaters ein. Wir begaben uns zu Fuß dorthin, und es bot sich uns nun ein Anblick dar, welcher des Malens wohl werth gewesen wäre. Pahloiah, dem einige mongolische Garden vorausgingen, um durch die dichtgedrängte Menge einen Weg zu bahnen, führte uns nach einem offenen, dem Theater gegenübergelegenen Pavillon, wo wir auf hölzernen Bänken um einen Tisch Platz nahmen. Das Theater bestand nur in einer vorn und an den Seiten offenen Bühne mit Wandschirmen, hinter welche sich die Schauspieler zurückzogen. Das Publicum stand im Freien. Als wir ankamen, befanden sich die Schauspieler bereits mitten in einer großartigen Scene.

Die mongolischen Garden räumten und bewachten den Platz vor der Loge ihres Gebieters. Während der Aufführung wurde Thee, Backwerk und getrocknetes Obst herumgereicht. Die Menge der Zuschauer wogte ab und zu, gleich der Brandung des Meeres. Der gesammte Athem der Menge erhob sich gleich dem Dampf aus einem kochenden Kessel in die freie Luft, bei einer Kälte von 20 Grad Réaumur.

Wir brachten einige Zeit dort zu und besuchten dann die große Pagode. Indessen war die Nacht hereingebrochen, und die Illumination mit Laternen hatte im vollen Ernst begonnen. Indem wir durch einen dem Theater unmittelbar gegenübergelegenen Hof gingen, führte uns der Zar-gots-tschai in den Tempel, dessen weitere Beschreibung ich mir erspare, indem ich sage, daß er allen andern, so oft beschriebenen chinesischen Tempeln glich. Den Götzenbildern gegenüber standen Tische mit einer großen Anzahl Schüsseln, auf denen ganze Lammsgerippe, als ein Mahl für die Gottheiten, standen. In der Nacht werden diese Schüsseln von den Priestern weggenommen und in den abgeschlossenen Räumen des Tempels verspeist. Die Schafe gehen den Weg alles Fleisches und versorgen den Mittagstisch der Priester.

Aus dem Tempel kehrten wir nach dem Speisezimmer zurück, wo eine Gesellschaft von russischen Damen aus Kiachta und Irkutsk erwartet wurde, die man eingeladen hatte, mit uns Thee zu trinken und an dem Laternenfeste Theil zu nehmen. Sie ließen nicht lange auf sich warten, und es wurde nun nochmals Thee, Backwerk und Obst herumgereicht. Der gutmüthige, alte Pahloiah ließ es sich nicht nehmen, einige Kinder, welche ebenfalls mitgekommen waren, mit allerhand Süßigkeiten zu beladen. Bald darauf machten wir uns auf den Weg, um das eigentliche Laternenfest zu sehen und uns den Feiernden zuzugesellen. Allein wie soll ich das Unbeschreibliche schildern? Der Zar-gots-tschai führte uns umher, voraus ging die ganze Bande der Musiker, Schauspieler und Marktschreier, nebst zwei Laternenträgern, welche mit großen runden Laternen unmittelbar vor unserer alten Hoheit hermarschirten, und von allen Seiten von einer Masse wirklicher, leibhafter Tartaren umdrängt, begannen wir unsere Abendpromenade.

Auf diese Weise geleitet, von der Volksmenge gedrängt, beim Klange der unharmonischen mongolischen Musik, schritten wir durch eine der Hauptstraßen nach der Wohnung des ersten Kaufmannes, dessen „Fest" wir besuchen sollten, und dies wiederholte sich nun a c h t m a l in verschiedenen Theilen der Stadt, in eben so vielen Häusern. Es würde nicht angehen, die acht Feste oder Abendessen einzeln zu beschreiben; sie unterschieden sich in ihrer ganzen Art und Weise wenig oder gar nicht von dem Mittagsmahle. Natürlich konnte dabei vom Essen, als von einer Unmöglichkeit, keine Rede sein; allein das Kosten und Trinken unzähliger Tassen Thees und heißen chinesischen Weines war unerläßlich nothwendig, um den dringenden Einladungen der verschiedenen Wirthe, welche sehr häufig auch noch Madeira und Champagner auftragen ließen, nur einigermaßen Genüge zu leisten.

Bei unserm jedesmaligen Eintreten in ein Haus stellten sich die Musikanten reihenweise auf, fiedelten und trommelten und trugen während des Mahles wesentlich zum Ergötzen der außen stehenden Menge bei. Wenn wir uns entfernten, stellten sie sich an die Spitze des Zuges, die Laternenträger nahmen ihre Plätze ein, unter Feuerwerk, Raketen, Musik und Laternen ging es wieder vorwärts zum nächsten Feste, und so fort, bis der letzte Schritt unseres Prüfungsweges gethan war."

Nach vielen eingehenden und interessanten Berichten über die Haupthandelsplätze, die Handelsartikel und die Verkehrsweise der Bewohner des Gebietes langte Dr. Collins zu Chetah an, einem Orte, der, wie er glaubte, halbwegs von St. Petersburg nach S. Francisco liegt. Der Handel von St. Petersburg, berichtet er, muß den sechs Monate langen, kostspieligen Landweg, oder die noch langweiligere, aber billigere Route zu Wasser und zu Lande zurücklegen, wobei ein Theil von zwei Jahren verloren geht und die Kosten acht bis zehn Cents auf das Pfund, oder 180 bis 224 Dollars auf die Tonne betragen. Wenn die Reise von San Francisco nach dem Amur in Segelschiffen auf

Passage eines Flusses in Sibirien.

vierzig Tage geschätzt wird und die Kosten auf 20 Dollars die Tonne, und von dort bis nach diesem Punkte (Chetah) zwanzig Tage, die Tonne zu 30 Dollars, so ergibt sich daraus eine bedeutende Differenz an Zeit und von 130 bis 170 Dollars auf die Tonne an Kosten.

Sehr wichtige Nachrichten über die mineralogischen Schätze Sibiriens, über den geologischen Charakter des Amurlandes u. A. folgen hierauf, und diesen schließt sich der Vorschlag zu einem Handelssystem für das nördliche Asien und zur Errichtung einer Amurhandel-Gesellschaft an.

Mehrere Karten und treffliche Illustrationen sind dem Werke beigegeben. Von den letztern haben wir die beiden, welche dem dritten Bande angehören, eingeschaltet. Der Uebergang eines Flusses in Sibirien vergegenwärtigt eines der kühnsten und gefährlichsten Abenteuer Heine's, welches er bei einem Jagdausfluge erlebte und wobei ihm die scheinbar gefahrlose Ueberschreitung eines Bergwassers fast das Leben kostete.

Das eigenthümliche Sausen der elektro-magnetischen Telegraphendrähte.

Im Juliheſte dieser Zeitschrift findet sich unter obiger Ueberschrift ein Versuch zur Beantwortung der Frage, ob das Tönen der Telegraphendrähte durch den elektrischen Strom hervorgerufen werde oder durch äußere Erschütterungen entstehe. Die Frage wird dahin entschieden, daß der galvanische Strom nicht der Erzeuger dieser Töne sei und ich bin derselben Ansicht. Was aber den Beweis anbetrifft, so stützt sich derselbe auf eine rein theoretische Erörterung, gegen welche sich Manches einwenden läßt. Es führt jedoch zu Nichts, eine theoretische Schlußfolge durch eine andere anzugreifen, und es sei mir deshalb nur gestattet, durch einige Facta zu berichtigen.

Zuerst sucht Herr Uhde zu beweisen, daß Querschwingungen des Leitungsdrahtes nicht zuläſſig seien. Er sagt: „Der elektrische Strom pflanzt sich unbestreitbar im Leitungsdrahte der Länge nach fort. Er kann also wohl unmöglich zu Querschwingungen rechtwinklig auf seine eigene Axe Anlaß geben u. s. w.“ Nun kann man aber sehr wohl die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit von Querschwingungen sich denken, welche die in rascher Folge den Draht durchfliegenden Ströme hervorbringen müssen. Jeder galvanische Strom erwärmt den Leiter, den er durchfließt, und vermindert, wie Wertheim bewiesen, vorübergehend seine Elasticität; beides hat aber nothwendig eine Verlängerung des in flachen Bogen

zwischen je zwei Stangen ausgespannten Drahtes zur Folge, die Verlängerung verstärkt die Krümmung der Drahtenden, während beim Aufhören des Stromes der Normalzustand wieder eintritt, und so wechselsweise weiter. Die Querschwingungen sind also möglich, aber sie können nicht rascher sein als die Handbewegung des Telegraphisten, bei der man, wenn auch der Mann sehr geübt ist, jedes einzelne Ausschlagen des Schlüssels deutlich unterscheidet. Ein Ton kann deshalb nicht entstehen, denn dazu müßten sich die Schwingungen so rasch folgen, daß das Ohr sie nicht mehr von einander trennen könnte, was allerdings der Fall ist.

Ganz anders verhält es sich nun aber mit den Längenschwingungen und den daraus entstehenden Tönen eines Leitungsdrahtes für den galvanischen Strom.

Im Jahre 1845 haben die Physiker De la Rive und Beatson, jeder für sich, die Entdeckung gemacht, daß ein elektrischer Strom, der einen Eisendraht durchläuft, in demselben einen Ton erzeugt. De la Rive und besonders Wertheim haben die Sache einer sehr eingehenden genauen Prüfung unterworfen; ihren Abhandlungen über diesen Gegenstand entnehme ich Folgendes:

Der fragliche Ton läßt sich sowohl in starren Stäben als auch in gespannten Drähten von Eisen hervorrufen. Soll ein Stab dazu benutzt werden, so spannt man ihn in der Mitte in einen Schraubstock ein, wickelt um seine beiden Enden dünne Messingdrähte, deren Spitze man in Quecksilbernäpfchen tauchen läßt; taucht man nun die Zuleitungsdrähte einer galvanischen Säule in dieselben Näpfchen, so wird dadurch die Säule geschlossen, der Strom durchläuft den Eisenstab und bringt in demselben im Momente seines Entstehens einen Ton hervor, den man zum zweiten Male vernimmt, wenn man die Säule öffnet. Durch Schließen und Oeffnen in rasch folgender Wiederholung wird selbstverständlich der Ton anhaltend. Wenn man nun in demselben Stabe durch Reiben seinen Quer- und seinen Längston erregt, so findet sich, daß der letztere vollkommen mit dem durch Elektricität erregten übereinstimmt. Wertheim hat aber auch direct nachgewiesen, daß der elektrische Ton in Längsschwingungen bestehe, indem er dieselben sichtbar machte. Unter eine am Ende des Stabes (außer der schon früher erwähnten in Quecksilber tauchenden) befestigte feine Spitze stellte er nämlich eine mit Kienruß überzogene Glasplatte und ließ sie, im Momente, wo der durchgehende Strom den Ton erregte, sanft an dieser Spitze fortgleiten. Die longitudinalen Vibrationen zeichneten sich nun in Form einer gezackten Linie so deutlich ab, daß man sie mittelst des Mikroskopes sehen konnte. — Mit Eisen- oder Stahldrähten erhält man den Ton sehr rein, wenn sie auf dem Monochord stark ausgespannt werden und man dann den Strom durchleitet. Wenn der Stab, von dem die Rede war, nicht fest eingeklemmt wird, sondern auf Rollen ruht, oder wenn der leitende Eisendraht nicht gespannt wird, so bringt der Stoß, welchen der Durchgang des Stromes in beiden erregt, keinen Ton hervor, sondern nur ein trockenes, knisterndes, klirrendes Geräusch.

Welcher Art nun aber dieser Stoß sei, den der elektrische Strom im Eisenleiter ausübt, ob er in einer Fortführung von materiellen Theilen, ob er in Vibrationen, ähnlich denen des Aethers, wenn ihn der Lichtstrahl durchzuckt, bestehe oder andere Ursachen habe, darüber schwebt noch Dunkel.

Sehr merkwürdig ist es, daß nur im Eisen diese Töne entstehen, wenigstens dann, wenn man verfährt wie beschrieben wurde. De la Rive hat aber gefunden, daß auch alle übrigen Metalle, wenn sie dem Einflusse eines starken Magneten ausgesetzt sind, im Moment des Durchganges eines elektrischen Stromes einen sehr deutlichen Ton hören lassen. Der Einfluß des Magnetismus auf die nicht magnetischen Metalle scheint darin zu bestehen, daß er ihnen, so lange er dauert, eine ähnliche Beschaffenheit einprägt, wie diejenige, welche das Eisen von Natur schon besitzt. — Doch es ist Zeit, daß wir zu unsern Telegraphendrähten zurückkehren.

Da dieselben gegenwärtig meist Eisen sind, so ist es möglich, daß durch das Telegraphiren Töne in ihnen erregt werden, das wird nach Obigem wohl Jeder zugeben; ob aber diese Töne die oft gehörten sind, ist wohl in Zweifel zu ziehen, denn schwerlich werden die elektrischen Längstöne so stark sein als die, welche man, besonders in der Nähe der Stangen, oder noch besser dann, wenn man das Ohr an die Stangen legt, vernimmt. Schlägt man, während Alles ruhig ist, mit der Hand gegen eine Stange und legt dann das Ohr daran, so hat man sogleich dieselben Töne, die sich auch sonst hören lassen; das spricht natürlich gegen ihren elektrischen Ursprung. Wenn nun die fraglichen Töne auch dort zu vernehmen sind, wo statt der Eisen- eine Kupferdrahtleitung ist, so werden sie dort sicher nicht durch den elektrischen Strom veranlaßt sein, wie aus De la Rive's oben angeführter Beobachtung folgt. Ob aber in dem Tongewirre der Eisenleitung der elektrische Längston mit enthalten sei, oder ob wir in ihm nur das Spiel einer gigantischen Aeolsharfe hören, das dürfte schwer zu entscheiden sein.

Dr. Rollmann.

Dritte Abtheilung.

Ueber die historische Tragödie.

Von

Rudolf Gottschall.

Wenn die Blüthe der Poesie das Drama ist: so ist der Gipfelpunkt der dramatischen Poesie wieder die historische Tragödie. Eine schläfrige Zeit, welcher der Glauben an das Ideal abhanden gekommen, welche nur kleinlichen Interessen nachgeht und durch keine großen, weltgeschichtlichen Ereignisse aus dem vereinzelten Treiben des Egoismus zu höherer Gemeinsamkeit geweckt wird, mag dies verkennen; aber wenn der Blick wieder gewöhnt wird, zu geschichtlicher Größe emporzustaunen, das Herz wieder warm zu schlagen für die höchsten Güter der Nation und der Menschheit: da tritt auch die geschichtliche Tragödie von Neuem in ihre Rechte, als Erweckerin einer das ganze Volk erfassenden Begeisterung, als Löserin jener großen Fragen des zugleich erhebenden und zermalmenden Weltgeschicks und verdrängt von den Brettern, welche die Welt zu bedeuten das Recht haben, die kleinliche Mission des Familienlebens, die raffinirten Hinterlisten wohlgeschürzter Intrigue und das unglückliche Geschick jener blasirten Ehecandidaten, welche fünf Acte hindurch zwischen zwei Neigungen zu schwanken verdammt sind. Der Name, der in so vielen würdigen Bestrebungen der Neuzeit gefeiert wird, der Name Friedrich Schiller's ist mit der Hoheit und idealen Bedeutung der historischen Tragödie für alle Zeiten verschwistert. Er hat sie geschaffen in jener Weise, die wir für mustergiltig halten und welche dem deutschen Theater bei jedem neuen Aufschwung vorschweben wird, ohne kleinliche Nachahmung des Unnachahmlichen, das auf der Eigenheit seines Genius beruht. Ja wie verschiedenartig auch die Talente und Genien der Zukunft sein mögen, auf welche zu hoffen, bei aller Ehrfurcht vor den classischen Meisterwerken der Vergangenheit, das gute Recht unserer Nation ist — die Basis unserer „geschichtlichen Tragödie" ist für immer von Schiller gelegt worden und nur auf dieser idealen Grundlage, welche dem Genius unserer Nation entspricht, ist bei uns eine weitere Fortentwicklung dieser höchsten Dichtgattung möglich.

Die Tragödie beginnt da, wo das Tragische aufhört, ein Gesetz des Universums und der Naturnothwendigkeit zu sein. Denn die Nothwendigkeit der Natur offenbart sich in jedem einzelnen Fall dem strebenden Menschen gegenüber als Zufall. Es ist Zufall, welch' ein Leben der Schlachtengott dahinrafft, welchen Seefahrer der Sturm in die Klippen schleudert. Wohl ist der Untergang des heldenmüthigen Kriegers durch den Feind, des kühnen Schiffers durch die Elemente tragisch; aber dies Tragische ist nicht dramatisch. Das Epos verwerthet dies Heldenthum der kämpfenden Massen oder des Einzelnen im Kampf mit der Naturgewalt; für das Epos gilt dies unmeßbare Verhängniß, an welchem die ringende Kraft zerschellt; das Epos führt die Schere der Parzen, welche den Lebensfaden durchschneidet, wo es ihr beliebt, und im Untergang des Einzelnen nur das allgemeine Naturgesetz triumphiren läßt. Da fällt der edle Hektor und seine Leiche wird um Iliums Mauern geschleift; da gelten die Verse des Dichters:

> Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
> Ohne Billigkeit das Glück;
> Denn Patroklus liegt begraben,
> Und Thersites kommt zurück.

Ganz anders im Drama, wo das Geschick des Helden nicht unmeßbar ist, sondern an seiner Schuld gemessen wird, wo er nicht mit der Nothwendigkeit der Natur kämpft, sondern mit sittlichen Mächten, wo der Zufall ausgeschlossen ist oder ein ästhetischer Fehler wird. Schiller durfte seinen Helden Fiesco nicht auf dem Brette ausgleiten und in das Meer stürzen lassen; es gehörte die That des Republicaners Verrina dazu. Gegenüber dem Epos heißt es im Drama:

In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne!

Die Tragödie beginnt, wo das Tragische der Naturgewalten ausgeschlossen wird und das Reich der freien Selbstbestimmung seine Pforten erschließt. Es bedarf in ihr einer bestimmten That, welche zur Schuld des Helden wird und seinen Untergang zur Folge hat. Diese That darf nicht ein gemeinsames Handeln sein; die tragische Situation ist niemals eine Gruppe in einem Massentableau. Die That des dramatischen Helden ist nicht nur isolirt, sie ist einzig. Sie ist ein scharf unterschiedener Act des Willens, der aus den aufgewühlten Tiefen der Seele hervorgeht und die bestehende Weltordnung aus ihren Fugen wirft. Sie ist der Blitz, zu dem sich die elektrische Spannung der ganzen Atmosphäre zusammenrafft. Und diese That, die sich auch zu mehrern Thaten gliedern kann, wenn ihnen die innere Einheit des Strebens nicht fehlt, ist die Axe der Tragödie, um welche sie vom Anfange bis zum Schlusse rotirt. Denn die tragische Kunst besteht darin, uns die Genesis dieser That zu offenbaren und ihre Folgen nach dem Gesetze der sittlichen Nothwendigkeit. Die Schuld des Helden kann aber doppelter Art sein. Entweder ist sie in den Ueberhebungen und Ueberstürzungen der Leidenschaft begründet, welche dem Charakter eigenthümlich und sein inneres Verhängniß ist. Dieser Act ist die tragische Schuld der Shakspeare'schen Helden, eines Macbeth und Hamlet, Lear, Romeo und Othello. Oder die Schuld des Helden ist gleichsam eine unpersönliche und geht aus der nothwendigen Einseitigkeit des menschlichen Strebens hervor. Indem der Held durch seine That der einen sittlichen Macht huldigt, verletzt er eine andere gleichberechtigte und fällt dieser Collision der Pflichten zum Opfer. So Antigone, welche der Pflicht der Pietät gehorchend, gegen das Gesetz des Staates sündigt. Wir können daher Tragödien des einfachen Conflicts und Tragödien der sittlichen Collision unterscheiden; jene sind vorzugsweise Charakter-, diese vorzugsweise Situationstragödien. Da diese Unterschiede auch auf dem Gebiete des geschichtlichen Drama zur Geltung kommen, so war es nöthig, sie in's Auge zu fassen, ehe wir zur Charakterisirung der historischen Tragödie selbst übergehen.

Die Geschichte ist die Chronik des Geschehenen. Sie verzeichnet nicht nur die großen weltbewegenden Thaten, sondern, in weitester Fassung des Begriffs, jede Bethätigung des menschlichen Willens, welche der Aufzeichnung werth ist. Sie bleibt daher die Hauptstoffquelle für das Drama. Neben ihr kommt nur die Mythe und die freie Erfindung des Dichters in Betracht. Beide sind indeß niemals ganz losgetrennt von dem geschichtlichen Boden. Der Kern der Mythe ist in der Regel historisch und eben so wählt die freie Erfindung entweder einen historischen Hintergrund oder sie schließt sich an irgend eine Thatsache des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens an. Die Geschichte der Dichtung beweist, daß das Reich der freien Erfindungen keineswegs so unbegrenzt, so gänzlich in den Lüften schwebend und ohne Wurzeln im geschichtlichen Leben ist, wie man anzunehmen geneigt scheint; sie beweist uns, daß die italienische Novelle, aus deren Kern der Riesenbaum einer Shakspeare'schen Dichtung emporwächst, selbst aus dem Zauberreiche der orientalischen Phantasie an die Küsten des mittelländischen Binnenmeers verpflanzt worden! Und wollte man sie bis zu ihrem letzten Ursprunge verfolgen: so würde man auf irgend ein Ereigniß des östlichen Lebens stoßen, welches vom ersten Erzähler vielleicht noch mit aller Naivetät des unmittelbaren Eindrucks wiedergegeben wurde und später immer neue phantastische Ringe um seinen Kern ansetzte. Einen wie reichlichen Stoff haben die Acten der Criminaljustiz, von den zahlreichen chinesischen Criminaldramen bis zu den nicht minder zahlreichen französischen, der Phantasie der dramatischen Dichter an die Hand gegeben! Doch wir sprechen hier nicht von der Historie in dieser weitesten Bedeutung; wir sprechen nur von dem weltgeschichtlichen Trauerspiel, welches seine Helden den Ueberlieferungen der Staaten- und Völkergeschichte entnimmt und jene großen Conflicte wählt, in denen das ideale Leben der Menschheit gipfelt. Ehe wir indeß die Bedeutung dieser Tragödie für die Gegenwart feststellen und die Kunstform bestimmen, welche sowohl in ihrem Wesen begründet ist, als auch dem Genius unserer Zeit entspricht, wollen wir einen flüchtigen Blick auf die bisherige dramatische Behandlungsweise geschichtlicher Stoffe werfen. Denn in letzter Instanz ist es doch immer der dichterische Genius, welcher aus sich heraus und im Einklang mit seinem Jahrhundert der Poesie das höchste Gesetz gibt. Die Poetik hat dies Gesetz nur zu deuten und zum Bewußtsein zu bringen. Aus den

Bestrebungen der Vergangenheit aber wird uns die Aufgabe der Gegenwart klar.

Wie nahe die Wahl historischer Stoffe selbst einer noch kindlichen Dramatik liegt: das beweist die dramatische Literatur der Chinesen, welche bereits ein ausgebildetes historisches Trauerspiel besitzen. In der classischen Blüthezeit ihres Drama, in der Epoche der Youendynastie, aus welcher noch die große Sammlung von hundert Dramen existirt, haben sie mit Vorliebe die Ueberlieferungen ihrer geschichtlichen Vergangenheit benutzt. Durch die treue Haltung und Wahrung des Costüms, durch die quellenmäßige Gediegenheit der Sittenschilderung in verschiedenen Zeiträumen und unter verschiedenen Dynastien ergänzen diese Dichtungen, auf das Vortheilhafteste für den Forscher, die Geschichtswerke der Chinesen. Die Physiognomie der Jahrhunderte spiegelt sich klar in dieser naiven, episodenreichen und mit einer Fülle von Details ausgestatteten Darstellung. Auch darf man nicht glauben, daß die Stoffe des dramatischen Interesses entbehren und ohne einen Conflict von allgemeiner Geltung seien. Es handelt sich entweder um den Kampf zweier ehrgeizigen Prinzen und ihrer Feldherrn, wie in der „Straße von Maling“ oder um den Kampf eines Vasallen gegen den Kaiser, wie im Drama: „Sié-jin-koueï,“ wo der König von Korea die Waffen gegen seinen Oberherrn ergreift, oder um die Rache, die ein Sohn seinem gemordeten Vater schuldet, wie in dem chinesischen Hamletsdrama: „Die Pagode des heitern Himmels,“ wo Yangking sich, trotz der Mahnungen des der Unterwelt entstiegenen Schattens, nur passiv verhält und auch die Katastrophe, wie im Hamlet, durch einen Zufall herbeigeführt wird. Am interessantesten und von der größten historischen Tragweite ist der Conflict in der Tragödie: „Die Sorgen im Palast von Ham.“ Hier wird uns das Gemälde einer verweichlichten, dem Untergang entgegengehenden Dynastie entrollt, welche bereits den Tartarenkhanen tributpflichtig geworden. Den Mittelpunkt des Dramas bildet das Loos der schönen Prinzessin Cherukuun, welche der Kaiser liebt, die aber der Khan als schuldigen Tribut verlangt. Die ausgelieferte Prinzessin stürzt sich verzweifelt in den Amurstrom. Der Sage nach aber bewahrt das Grab der Aufgefundenen und Beerdigten ewig das frische Grün des Frühlings, wenn auch die Sommersonne rings die Steppen ausgetrocknet hat. So wenig es dieser Tragödie an vollkommener Einheit der Handlung fehlt: so macht doch der marionettenhaft sentimentale Stil das Werk für unsern Geschmack fast ungenießbar. Dennoch finden wir hier die kindlichen Anfänge dramatischer Chronik, nicht ohne Instinkt für das Rührende und Ergreifende.

Während das nüchterne, prosaische Volk der Chinesen seinen archivarischen Sinn für die Geschicke des Reichs der Mitte auch im Drama bewahrt, hat das poetisch und philosophisch tiefe Volk der Hindu kein historisches Drama aufzuweisen. Die unsterblichen Meisterwerke des Kalidasa, die „Sakuntala“ und „Vikrama und Urvasi,“ welches letztere Stück zu den schönsten Perlen der romantischen Poesie aller Zeiten und Zonen gehört, ruhen, wie die Mehrzahl der indischen Dramen, auf mythischem Grunde und verherrlichen die Geschicke des Herzens auf dem farbenüppigen Hintergrunde einer von allen Mächten des Himmels und der Erde belebten Phantasie- und Naturwelt. Daneben gedieh in Indien nur die Burleske und das humoristische Sittenlustspiel. Dem träumerischen in das All versenkten Geist des Hindu, der in allen Ueberschwenglichkeiten der Phantasie zu schwelgen liebte und alle Erscheinungen des Lebens, den ganzen Gestaltenwechsel der Götter und Menschen immer auf den einen mythischen Urgrund zurückbezog, fehlte in seiner lyrischen Passivität der Sinn für die Energie des Handelns und für jene organische Gliederung der Wirklichkeit, ohne die es auf dem Boden der Geschichte weder dramatische Charaktere noch dramatische Situationen gibt. Die classische Tragödie der Griechen aber, an welche sich die römischen und später die französischen Nachdichtungen anschlossen, wählte zwar ihre Helden aus dem Kreise der vorzeitlichen Geschichte, aus den Ueberlieferungen großer Völker- und Bürgerkriege, des trojanischen und thebanischen; aber sie erfaßte nicht den Nerv der geschichtlichen Thaten und konnte ihn nicht erfassen, weil die dunkle Macht des Fatums noch wie eine unheimlich lauernde Gewalt die freie sittliche Kraft des Menschen lähmte. So glänzend die Großthaten der Griechen zur Zeit der Perserkriege und der Blüthe ihrer dramatischen Poesie waren: ihre Tragödie blieb immer nur ein höheres Familiendrama, dessen Helden die Gestalten der Vorzeit waren, ausgezeichnet durch die Einheit und Klarheit der Conflicte und ihrer Behandlung, unsterblich durch das Genie des attischen Dreigestirns, wie durch den harmonischen Genius des Volkes, dessen schönster Ausdruck sie war; aber die tiefern Conflicte des geschichtlichen Lebens lagen ihr fern, weil der griechische Geist die Geschichte nicht als ein Product des menschlichen Willens und diesen nicht in seiner Freiheit erfaßte. Nur ein einziger Tragiker hat ein historisches, ja mehr ein politisches Zeitdrama geschaffen, ein Tragiker, dessen geniale Anläufe dem griechischen Theater eine vielseitigere Entwickelung verhießen, als es nach-

her gefunden, und der, mit einer unfertigen Bühnenform ringend, doch mit Bezug auf ideale Dimensionen das größte geleistet — Aeschylos, der Dichter eines frisch aus dem Leben seiner Gegenwart gegriffenen Trauerspiels, der Perser, und eines titanischen Gedankendrama, des Prometheus.

Ueber das mittelalterliche Passionsschauspiel, die Mysterien und Autos können wir, obschon sie die biblische Geschichte behandeln, rascher hinweggehen, da ihr Kunstwerth noch tief unter dem der chinesischen Dramen steht. Dagegen zeigt uns die Blüthe des spanischen, englischen und deutschen Schauspiels eine dreifache Behandlungsweise der geschichtlichen Tragödie, von denen bald die eine, bald die andere wieder im Parteigewühl und den Reformversuchen der Gegenwart auftaucht und die deshalb von dauernder Bedeutung auch für die Bestrebungen unserer Epoche sind.

Die erste Behandlungsweise ist die romantische, wie wir sie in den historischen Dramen von Calderon und Lope de Vega finden. Hier wird das historische Factum aus alten und neuen Zeiten unterschiedslos ausgewählt, dabei mit den buntesten Blumenarabesken überhangen. Eine Reihe von Abenteuern läuft neben ihm her, wie eine Reihe von Bildern neben dem Gedanken, den kein einzelnes schlagend auszudrücken die Macht besitzt. Möge Semiramis oder Zenobia, die Jüdin von Toledo oder Anna Boleyn, Nero oder Lopes Zeitgenosse, der Marquis von Santa Cruz, König Ottokar oder Alexander der Große die Helden dieser Dramen sein: alle sind in dieselbe Gluth eines hin und her wogenden Phantasiespiels getaucht; bei allen wird die historische That in das Bereich des Abenteuers hinabgezogen, zum vorübergleitenden Bild einer laterna magica gemacht, weil wir nicht den innern Schöpfungsact, ihr Werden und Wachsen sehen. Das dürre Skelet der Hof- und Staatsactionen bleibt in seiner Lebens- und Blutlosigkeit und wird nur durch die mannigfachsten Guirlanden der Phantasie verdeckt. Die Geschichte gibt gleichsam das hölzerne Gerüst, auf welchem die Brillantfeuerwerke der Romantik abgebrannt werden. So haben wir auf der einen Seite die Unfähigkeit der Poesie, die Geschichte als ein Werk des schöpferischen Weltgeistes darzustellen; auf der andern eine selbstgenügsame Fülle von Bildern, Reimen, Rhythmen, in denen die selbständig entbundene Lyrik nach Art der indischen schwelgt. Hierzu kommt die oft legendenhafte Motivirung, welche den Knoten durch einen deus ex machina aus den Wolken nicht nur löst, sondern auch schürzt. So waren die großen Genien des spanischen Theaters dem unhistorischen Geist ihrer Epoche verfallen und indem sie das treue Bild ihres Zeitalters der Nachwelt überlieferten, doch unfähig, die Aufgaben der echten geschichtlichen Tragödie zu lösen. Die Weltgeschichte im spanischen Trochäus spukte indeß neben den Schicksalsgespenstern, welche ihre antik larvenhafte Häßlichkeit in ein prunkendes spanisches Gewand hüllten, bis in die neueste Zeit auch auf der deutschen Bühne. Und noch heutigen Tags werden Tragödien gedichtet, in denen das Wunder als dramatisches Motiv benutzt wird.

Die Behandlung geschichtlicher Stoffe in geschichtlichem Geiste beginnt erst mit dem altenglischen Drama und erreicht alsbald in Shakspeare einen dichterischen Höhepunkt. Eine ruhige, lebensfrische Nation, die sich in allen Meeren tummelte, ein glänzendes und kunstsinniges Königthum, eine zu heitern Spielen der Phantasie und des Witzes geneigte Zeit, vor allem aber die Weltanschauung des Protestantismus, welcher den Schwerpunkt der That in das Gewissen des Menschen legte: das waren die günstigen Mächte, unter deren Constellation das Drama, besonders das historische, zu überraschender Bedeutung erblühte. Diese frische und freudige Hingabe an das geschichtliche Leben und seine ganze Fülle führte indeß zunächst zu einem Ueberwiegen des stoffartigen Elements. Nehmen wir als die bedeutendsten Schöpfungen dieser Epoche die historischen Königsdramen Shakspeare's: so tritt uns eine Behandlungsweise entgegen, die wir nur als die chronikartige bezeichnen können. Eine Fülle lebenskräftiger Gestalten mit scharf markirten Zügen, mit dem Pathos der Ideen, für welche sie kämpfen und doch voll markiger Eigenthümlichkeit, tritt uns in diesen dramatischen Conflicten der Krone und des Vasallenthums entgegen. Jeder Charakter hat hier seine eigene Tiefe, welche von den kühnsten Reflexen eines großartigen Welthumors erleuchtet wird; das Geschichtliche selbst, die eigentliche Staatsaction ist Kern und Wesen des Drama und die That geht aus der freien Selbstbestimmung des Einzelnen hervor. Dennoch überwiegt die historische Reihenfolge der Ereignisse, das äußerliche Nacheinander, über die künstlerische Behandlung, welche aus einem organischen Mittelpunkte heraus die Gestaltung des Drama schafft. Schon Grabbe hat mit Recht hervorgehoben, daß diesen Dramen die neutrale Einheit fehlt. Der Stil der Chronik kann nie der Stil der künstlerisch vollendeten Tragödie sein. Die Tragödie braucht nicht nur ein ideales Centrum für ihre Gestalten, sie braucht auch ein ideales Centrum für das ganze Werk. Die Shakspeare'schen Königsdramen sind unorganisch, episch-dramatisch und deshalb skizzenhaft. Nur

wo der Stoff selbst dramatischen Zusammenhalt, Entwicklung und Steigerung hatte, wie in Richard II. und etwa noch in Richard III.: da nähert sich die Tragödie ihrem künstlerischen Ideal, welches nur zwei historische Trauerspiele Shakspeare's ganz erreichen: Coriolanus mit seinem meisterhaften Glücksumschwung und Macbeth, eine Tragödie, welche trotz ihres sagenhaften Hintergrundes und phantastischen Beiwerkes doch auf historischem Boden steht und von echt historischem Geiste durchdrungen ist.

Diese zweite, die chronikartige Behandlungsweise, hat bis in die neueste Zeit sehr eifrige Advocaten gefunden, mochte nun das großartige Vorbild Shakspeare's hierin verführerisch wirken, oder die Fortschritte der pragmatischen Geschichtsdarstellung der dramatischen Muse allzusehr imponiren. Wozu, hieß es, die Geschichte, dies Werk des Weltgeistes, umdichten? Der Poet soll sich ganz in ihre lebensvolle Wirklichkeit versenken, Nichts zuthun, Nichts fortnehmen, frisch hinein- und herausgreifen:

Wo ihr sie packt, da ist sie int'ressant!

Also lassen wir Alles dort, wo es der Weltgeist hingedichtet! Wo aber zeigt er sich gewaltiger, als in den großen Bewegungen der Massen! Das Volk ist das Gefäß des Herrn, ist der wahre Held der neuen Tragödie! Mögen die Bretter unter dem Kothurn der Wirklichkeit erdonnern! Der dramatische Dichter soll nach dieser Ansicht der treue Copist der historischen Wirklichkeit sein und einer Theorie huldigen, welche das alte Axiom der Naturwahrheit auch auf die Geschichte überträgt. In dieser Weise sind mehrere neue Dramen, besonders Revolutionsdramen gedichtet. Doch glauben wir, daß hier der Stoff den Dichter beherrscht und nicht der Dichter den Stoff. Es gilt, in den Stoff die Kunstform hineinzusehen und hineinzuarbeiten. Dazu bedarf es zunächst der Sichtung und Scheidung, der Abstoßung des Widerstrebenden, der Läuterung nach dem innern Bild, das vor der Seele des Genius schwebt. Die dramatische Muse bedarf, um große und echte Wirkungen zu erzielen, eines einheitlichen Conflictes, der auf der schärfsten Spitze der Persönlichkeit balancirt. Es ist eine eben so erhabene, wie regelmäßige Curve, die sie beschreiben muß. Wenn man aber die Geschichte in Bausch und Bogen in die dramatische Kanone ladet — da kann die Handlung nur in grader Linie blind darauf losgefeuert werden oder sich in ein Spiel überflüssiger Ricochetschüsse verwandeln. Die Bewegung der Massen aber ist nie dramatisch, immer episch und für das Drama nur als Hintergrund zu benutzen. So erscheint uns auch die chronikartige Behandlung nicht geeignet, die höchsten Zwecke des geschichtlichen Trauerspiels zu erfüllen.

Wohl aber die dritte Art und Weise, die wir die ideale nennen möchten und die in Schiller's Dramen ihre classische Verwendung gefunden. Der geschichtliche Stoff wird aus der Seele des Dichters und nach ihren Idealen wiedergeboren. Der Stoff als solcher hat keine künstlerischen Hoheitsrechte — nur die Majestät des dichterischen Genius ist damit ausgestattet. Wohl sind es die großen Krisen der Weltgeschichte selbst, welche der Dichter darstellt; aber sie sind als erschütternder Kampf in die Brust seines Helden verlegt. Jedes einzelne Drama ist nicht ein losgerissenes Stück Geschichte, welches reptilartig sein eigenes Leben fortführt; es hat eine centrale Einheit, einen von Hause aus selbständigen Herzschlag. Und nur solche Stoffe werden gewählt, deren historischer Inhalt ein Spiegel der Gegenwart ist und das Herz der Zeitgenossen zu ergreifen vermag oder die ein allgemeines menschliches Interesse haben. Das Pathos einer großen Seele, die ebenbürtig ist den bewegenden Geistern der Weltgeschichte, trägt und durchdringt das ganze Kunstwerk und eine schwunghafte Begeisterung, voll Kraft, Würde und Adel des Ausdrucks, der unsterbliche Gedanken prägt, reißt die Hörer unwiderstehlich fort und wirkt für alle Zeiten als eine geistige Macht der Nation. Das ist die ideale Behandlungsweise der historischen Tragödie durch Schiller, die wir für classisch und maßgebend halten, um so mehr, als sie in die rechte Mitte zwischen der antiken Tragödie nnd Shakspeare fällt, in welcher allein das dramatische Kunstwerk unserer Gegenwart und Zukunft zu suchen ist. Nicht als ob diese Mitte durch Schiller ausschließlich eingenommen würde und nur noch Raum wäre für schillernde Nachahmung! Nein, es werden andere Genien kommen, vielleicht mit noch reicherer Fülle der Charakteristik, mit noch größerer psychologischer Vertiefung, mit noch schärferem dramatischem Kunstverstand; aber auch ihre Werke werden die Mitte halten müssen zwischen dem plastischen Gepräge des griechischen Trauerspiels und dem üppigen Naturwuchs Shakspeare'scher Lebensfülle und Gedankentiefe.

Wenn wir die ideale Tragödie als die höchste Form der historischen hinstellen: so kommt es zunächst darauf an, ihr Wesen zu bestimmen. Es gehört zu ihrer idealen Fassung, daß das Historische zum Politischen erhoben werde. Wir verstehen hier nicht das Politische im Sinne der Tagestendenzen und sind weit davon entfernt, Parteistichwörter und auf den augenblicklichen Effect berechnete Phrasen als zeitgemäßes Axom der

Tragödie zu billigen. Dagegen erklären wir uns gegen alles Historische, welches abgelebt und vom Weltgeiste bei Seite geworfen, ohne erwärmenden und belebenden Inhalt für die Gegenwart ist. Wenn eine Staatsaction zum Mittelpunkte der Tragödie gemacht wird: so muß diesem Kern des Werkes noch eine geistige Triebkraft für unser eigenes Staatsleben beiwohnen; die Conflicte müssen nicht bloß dem gelehrten Verständniß, sondern dem Verständniß der ganzen Nation naheliegen; mit einem Worte, die Vergangenheit muß in irgend einer Weise ein Spiegelbild der Gegenwart sein. Das dürre Holz der Geschichte aufzulesen und zu einem dramatischen Bündel zu sammeln, ist eine undankbare Arbeit, der sich leider! so viele Autoren der Neuzeit unterziehen. Der Dichter muß auf der Höhe seiner eigenen Zeit stehen, das gehört nothwendig mit zu seinem Genius. Der glückliche Instinkt und Griff für das Bleibende und Bedeutende in der Geschichte ist seine wesentliche Mitgift. Die Conflicte eines Fiesco, Wallenstein, Tell werden zu allen Zeiten verstanden werden: unsere Gegenwart ist reich an Analogien. Ein Republicaner, der nach der Krone strebt, ein glorreicher Feldherr, der sich fürstliche Selbständigkeit erkämpfen will, ein Volksmann, der sich gegen den Druck der Tyrannei mannhaft zur Wehr setzt — das sind Helden, denen unsere Sympathien nicht fehlen können. Nachdem Schiller seinen „Fiesco" gedichtet, dichtete der Weltgeist den 18. Brumaire, und dem „Wallenstein" folgte bald das nach Weltherrschaft strebende Soldatenthum, dessen übermüthiger Pulsschlag die großartige Dichtung belebt. Dem politischen Testament des Dichters aber, dem Tell, folgten die großen europäischen Freiheits- und Unabhängigkeitskriege. Hat nicht das Pathos des nach Kronen dürstenden Ehrgeizes in jenem Monolog des „Fiesco" einen unsterblichen Ausdruck gefunden? Löst er nicht das geheime Siegel eines 18. Brumaire? Könnte er nicht über Paris gesprochen sein, wie über Genua?

„Diese majestätische Stadt! — Mein! Und darüber emporzuflammen, gleich dem königlichen Tag und darüber zu brüten mit Monarchenkraft — all die kochenden Begierden — all die nimmersatten Wünsche in diesem grundlosen Ocean unterzutauchen. Gewiß, wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Es ist schimpflich, eine volle Börse zu leeren — es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen."

Und war es nicht Napoleon, den im Prolog zum Wallenstein der Dichter prophetisch schilderte:

> Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
> Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
> Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
> Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
> Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
> Und ungesättigt immer weiter strebend
> Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Und als der Druck des glücklichen gekrönten Soldaten, dessen Name wie ein Kriegsgott durch die Welt ging, Europa in ein unerträgliches Joch gespannt: da ertönte in die Begeisterung der kampfgerüsteten Völker, die sich für die höchsten Güter erhoben, vom morgenrothen Rütli des Schiller'schen „Tell" die weihevolle Losung:

> Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last — greift er
> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
> Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
> Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.
> Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
> Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.
> Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
> Gegen Gewalt. — Wir steh'n für unser Land,
> Wir steh'n für uns're Weiber, uns're Kinder.

Das ist der ungesuchte geheime Zusammenhang des dichterischen Genius mit seiner Zeit; das ist das echte Gepräge der idealen Tragödie, welche sich auf keinen todten Arm der Geschichte verirrt, sondern nur den vollen frischen Strom des geschichtlichen Lebens befährt; das sind Züge des historischen Trauerspieles, das zum politischen geadelt ist! Wenn man uns dagegen dynastische Kämpfe der Capetinger und Carolinger oder beliebige deutsche Reichsfehden dramatisirt, wenn man aus jedem General einen Helden und aus jeder Bataille ein Drama macht; wenn man sich gar Stoffe aus dem Cornelius Nepos wählt und in Zeiten von ganz verschiedener Weltanschauung, zu deren Verständniß wir ganze Bibliotheken durchstudiren müssen, die dramatische Handlung verlegt: so entsteht daraus ein Drama, welches für Gegenwart und Zukunft todtgeboren ist und nur als eine mit größerem oder geringerem Geschick dialogisirte geschichtliche Abhandlung betrachtet werden kann. Selbst ein Conflict, der an und für sich dramatisch ist, bleibt ohne Interesse für uns, wenn seine geschichtlichen Voraussetzungen ohne Zusammenhang mit unserem ganzen Culturstandpunkte sind. So glauben wir im Recht zu sein, wenn wir vorzugsweise die Wahl geschichtlicher Stoffe aus der neuen Zeit seit der Reformation empfehlen, weil hier die Bedingungen der geschichtlichen Handlung ganz im Einklang mit unserer Denkweise, unsern Lebens- und Culturverhältnissen

sind. Es kommt im Drama ja weniger auf die Handlung an, als auf ihre innere Motivirung. Wo aber die Motive der Handlung einer uns fremden Weltanschauung und Empfindungsweise entnommen werden, wie sollen wir da jene Sympathie empfinden, welche die großen Wirkungen der Tragödie möglich macht? Ist dies nicht ein Verstoß gegen die Gleichartigkeit, welche schon der große Stagirit von den dramatischen Charakteren verlangt? Shakespeare hat im „Coriolan" und „Julius Cäsar" gezeigt, daß sich Stoffe der alten Geschichte allerdings in einer, für alle Zeiten giltigen Weise behandeln lassen. Er hat mit glücklichem Griffe Conflicte der Parteien und Verfassungsformen gewählt, welche sich in den verschiedensten Epochen der Geschichte wiederholen. Dennoch können solche Tragödien nur im großen, strengen Stil der Geschichte, mit einer gewissen politischen Nüchternheit geschrieben sein; denn wollten sie einen größern Reichthum des Culturlebens entfalten, so würden uns bald fremdartige Elemente entgegentreten, wie sie z. B. schon in der Empfindungsweise der römischen Frauen enthalten sind. In Bezug hierauf sagt schon Schiller mit Recht: „Für den Römer hat der Richterspruch des ersten Brutus, der Selbstmord des Cato subjective Wahrheit. Die Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieser beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus der besonders bestimmten menschlichen Natur. Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römische Gesinnung besitzen oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig sein." Aehnlich verhält es sich mit mittelalterlichen Stoffen, bei denen statt der Strenge und Einfachheit der Linien uns eine arabeskenartige Fülle entgegentritt. Die feudale Zersplitterung des Staates und des ganzen Lebens läßt schon an und für sich keine echte scharf markirte Einheit des Strebens aufkommen, ohne welche der Tragödie ihr innerer Schwerpunkt fehlt. Wie episch sind diese Hohenstaufen, wie zerpflückt sich der eine große Conflict zwischen Staat und Kirche in eine Menge von Streitigkeiten über ganz Europa und bis nach Asien! Und nach wie vielen verschiedenen Seiten wendet sich die Kampflust der gefeiertsten Reichsritter! Darum ist das Mittelalter keine reichhaltige Fundgrube für dramatische Stoffe. Was aber die Streitfrage in Bezug auf Stoffe der nahe liegenden neuesten Geschichte betrifft: so muß man sie zu Gunsten der letztern nicht nur im Hinblick auf den Vorgang bedeutender Dichter, eines Aeschylos in den „Persern," eines Shakespeare in „Heinrich VIII.," eines Lope de Vega im „Sieg des Marquis von Santa Cruz" entscheiden, sondern auch mit Rücksicht auf die Nähe des Interesses, welche unmittelbare Sympathien weckt, ohne die freie Thätigkeit der Phantasie zu beschränken. Denn wenn auch dem Dichter die Unbeugsamkeit so naher historischer Daten seine Aufgabe erschwert — die Phantasie des Zuschauers folgt ungehindert seinem Werke, da sie das gleichzeitige Ereigniß sogar, nur das selbsterlebte ausgenommen, eben so frei aus sich gestalten muß, wie das vorweltliche.

Was die Arten der geschichtlichen Tragödie betrifft: so wird hier wieder der vorhin erwähnte Unterschied von Charakter- und Situationstragödie von Wichtigkeit, je nachdem das eine oder andere Element, die beide gleich unerläßlich sind, vorwiegt. In jener wird der Charakter und sein Fehl, wie es Aristoteles nennt, das Verhängniß des Helden. Macbeth's düsterer Ehrgeiz, Egmont's vertrauensvolle Leichtgläubigkeit, die dämonische Herrschsucht Richard's III. erläutern von selbst das Wesen der geschichtlichen Charaktertragödie. Die Collision der Pflichten dagegen, aus welcher die Situationstragödie hervorgeht, gewinnt auf historischem Gebiet eine eigenthümliche Bedeutung. Wohl tritt sie auch hier in ihrer reinen Gestalt auf, wie z. B. im tragischen Kampf eines Brutus zwischen Patriotismus und Kindesliebe; in der Regel bezieht sie sich aber auf jenen tiefern Conflict zwischen der heiligen Macht des Bestehenden und der umgestaltenden Kraft des Menschengeistes, ein Conflict, welcher zugleich die treibende Energie und die fortwährende Tragödie der Weltgeschichte ist. Das ausharrende und fortstürmende Princip, das Alte und Neue, Paläophron und Neoterpe sind die gleichberechtigten sittlichen Mächte der Geschichte. Indem der Held dem nothwendigen Fortschritte dient, verletzt er die eben so nothwendige Autorität des Bestehenden und fällt als echt tragisches Opfer zur edeln Sühne für edle Schuld. Solche Helden sind alle Reformatoren der Menschheit, ein Sokrates, ein Huß, ein Arnold von Brescia, ein Savonarola, alle Bewegungsmänner, welche die Begeisterung für ein ideales Ziel anstürmen läßt gegen die träge Beharrlichkeit des Bestehenden. Nur muß der Dramatiker sich hüten, den Helden ohne Rest in ihrer Idee aufgehen zu lassen. Grade hier sind die echt menschlichen Handhaben des Charakters unerläßlich, um nicht den lebensvollen dramatischen Kampf in einen Streit abstracter Mächte zu verwandeln. Niemals darf im Drama das individuelle Leben verblassen! Ob es aber zu jener selbstgenügsamen Mannigfaltigkeit des Charakteristischen erblühen darf, wie in Shakespeare, zu jener behaglichen Breite humoristischer Episoden:

das muß in der That fraglich erscheinen, weil hiermit immer eine Lockerung der centralen Einheit der Handlung stattfindet. Humoristische Charaktere, die in die Handlung eingreifen, werden den Kothurn der modernen Tragödie nie verunzieren, wenn nur der Humor die nöthige Tiefe und Bedeutung hat. Der Bastard in „König Johann“ ist eine vollkommen berechtigte Gestalt des geschichtlichen Drama's; aber Capitän Fluellen in „Heinrich V.“ ist ein überflüssiges humoristisches Zwischenspiel, welches sich als Selbstzweck einschiebt und nur in eine ziellos ergossene Dramenchronik paßt, wie es die Shakespeareschen Historien sind. Welch' einen Unfug die Shakespearomanie bis in die neueste Zeit mit ihren sogenannten humoristischen Volksscenen in unserm geschichtlichen Drama angerichtet, welche Rolle hier eine meist überflüssige Sittenmalerei, Witzhascherei und genrebildliche Mosaik spielt, und wie oft die Harmonie bedeutender Scenen durch diese krausen Schnörkel der janusköpfigen Shakespearomanie getrübt wird: das ist allzu bekannt, um nicht gegen diese Verirrungen einer, noch dazu copirenden Stillosigkeit mit Erfolg protestiren zu dürfen. Wir verlangen vom Stile der Tragödie Einheit und Harmonie, nicht im Sinne der bloßen Correctheit des classischen französischen Drama's, nicht einmal im Sinne der antiken plastischen Strenge, selbst noch freier, beweglicher, individueller, als die Schiller'sche Dichtweise, aber doch so, daß die Elemente des Stils nicht aus einander fallen, daß auch der freieste Humor an die Situation gebunden bleibt und sich nirgends in das Possenhafte und Burleske verirrt. Eben so erfordert die Würde und Getragenheit der historischen Tragödie den Vers. In richtiger charakteristischer Behandlung empfiehlt sich noch immer der fünffüßige Jambus für die Zwecke des Trauerspieles. Was aber die dramatische Diction betrifft; so gilt als Axiom, daß der Stil der Dichter ist. Einseitige Vorliebe hat hierin vergebliche Recepte gemacht; denn wo das unwägbare und unmeßbare Wesen des Genies beginnt, da bescheide sich der lehrhafte Ton der Kritik zu deuten und nicht zu predigen. „Ohne Frage,“ heißt es in meiner Poetik, „lassen sich die höchsten Zwecke der Tragödie eben so gut in Shakespeare's bilderreicher Diction, wie in der antithesenreichen Schiller's, in Goethe's plastisch klarer, wie in Lessing's verstandesscharfer Sprache, in Hebbel's parador kühner, Gutzkow's sinnvoll verschlungener, Laube's sinnlich frischer Redeweise erreichen — wenn nur die Begeisterung des Dichters die Diction mit innerer, schöpferischer Nothwendigkeit hervorbringt! Dagegen ist die Gewalt des tragischen Pathos, das sich in mächtigen Feuerströmen ergießt, allen großen Dramatikern, Aeschylos und Sophokles, Calderon und Shakespeare, Corneille und Schiller, eigenthümlich — eine unerläßliche Bedingung der tragischen Wirkung. Nicht Goethe's sinnige Grazie, nicht Lessing's geistvolle Schärfe können den Mangel an dieser hinreißenden Energie des Ausdruckes ersetzen, ohne welche der Dramatiker die großartige Majestät der Leidenschaft und den Enthusiasmus, aus dem die weltgeschichtliche That hervorgeht, nur mit Aquarellfarben darzustellen vermag.“ Hierin liegt auch zugleich die Bedeutung des „Rhetorischen“ für das geschichtliche Trauerspiel. Wie viele Anklagen hat man auf die Rhetorik im Drama gehäuft, und nur vergessen, daß sie grade die größten Dramatiker Shakespeare und Schiller vorzugsweise treffen! Alles öffentliche Leben bedarf der Rhetorik — wie sollte das Drama ihrer entbehren, welches uns Bilder des öffentlichen Lebens entrollt? Die Könige und Feldherren Shakespeare's, die ihre Truppen zum Kampfe begeistern, ein Mark Anton, der durch Cäsar's Leichenrede das Volk elektrisirt, ein Fiesco, der die Mitverschworenen zum kühnen Unternehmen hinreißt, ein Wallenstein, der seine Cürassiere zum Abfalle verlockt, die Staatsmänner im Rathe der Elisabeth — wie sollen sie denn anders wirken, als durch eine großartige, zu dichterischem Schwung gesteigerte Rhetorik? Man mag das Rhetorische dem Poetischen gegenüberstellen, indem jenes äußere Zwecke verfolgt, dies selbstgenugsam seinen Zweck in sich allein trägt — — die Charaktere des Drama verfolgen ja bestimmte Zwecke, aus deren Collision die Handlung hervorgeht. Innerhalb des poetischen Ganzen ist daher das Rhetorische ein nothwendiges Element der dramatischen Bewegung. Aehnlich verhält es sich mit den Sentenzen, über deren Häufung bei Schiller die Gegner dieses Dichters so reichlichen Tadel ergossen! Als wenn die attischen Tragiker, als wenn Calderon und Shakspeare nicht eben so reich, ja noch reicher an Sentenzen wären! Sentenzen sind die kleinen Gedankenmünzen, auf welche der Genius in allen Zeiten sein Bild geprägt. Der Dramatiker hat die Pflicht, uns in die geheime Werkstatt des Geistes und der Seele einzuführen, in der die That geboren wird. Grade die gedankenvolle Besinnung, die in die Tiefen des Lebens herabsteigt, unterscheidet den Meister vom Stümper. Diese Besinnung aber, diese geistvolle Bewegung des innern Lebens, wirft Sentenzen aus, wie das bewegte Meer Perlen an den Strand wirft. Sind diese Sentenzen der Situation und dem Charakter angemessen, was freilich selbst bei Shakspeare nicht immer der Fall ist, da der Tiefsinn

dieses Dichters in genialen Offenbarungen über Welt und Leben oft zur Unzeit zu schwelgen liebt — so sind sie tadellos. Der Dramatiker muß, wie Hegel mit Recht verlangt, sein Pathos expliciren, und grade die Sentenz gibt dem einzelnen Fall eine allgemeine tiefere Bedeutung und prägt sich, wenn sie ein echter Dichter schuf, mit schöner Unvergeßlichkeit in das Herz der Nation. Die Composition der geschichtlichen Tragödie aber muß die fortgehende Linie der Weltgeschichte zu einem Kreis mit centraler Einheit umbiegen. Wir verlangen für jedes Drama, auch für das geschichtliche, den Mittelpunkt der Idee, die, wie eine geheime Bildnerin, aus sich heraus alle Glieder des schönen Organismus schafft. Die Geschichte selbst gibt nur den Stoff, und damit ist ihr Recht erloschen. Wie gekränkter Stolz zum Verrath am Vaterlande führt und dann wieder der Genius der Heimath in Weib und Kind über den Sieger siegt — das ist der Grundgedanke, dessen geschichtlichen Stoff Shakspeare im Coriolanus vorgefunden. Wenn hier die Geschichte bereits dem Dichter mit scharfen Umrissen vorgearbeitet: so verhält es sich z. B. anders mit der „Jungfrau von Orleans." Hier fand Schiller in der Geschichte nur das gegen die Engländer kämpfende französische Heldenweib. Er schuf erst den tragischen Conflict, den Kampf zwischen dem himmlischen Beruf der Heldin und ihrer irdischen Neigung; er gab erst den Ereignissen, die Shakspeare in dürftiger chronikartiger Aeußerlichkeit erfaßt, die künstlerische Seele. An dieser Stelle erweist sich auch die geschichtliche Treue als ein untergeordnetes Erforderniß. In letzter Instanz entscheidet hierüber nur der dichterische Tact. Weltgeschichtlich bedeutsame Daten müssen freilich feststehen — Cäsar muß über den Rubicon gehen, Napoleon in St. Helena sterben. Auch Egmont muß hingerichtet werden, weil sich an diese geschichtliche Thatsache der Abfall der vereinigten Niederlande knüpft. Doch ob die Jungfrau von Orleans verbrannt wird oder im Kampfe stirbt — das ist gleichgiltig für die Bedeutung ihres Wirkens, darauf ruht kein historischer Nachdruck. Eben so ist es gleichgiltig, ob Egmont Weib und Kinder hat oder nicht, gleichgiltig in Bezug auf sein geschichtliches Wirken, keineswegs aber in Bezug auf die Idee des Dichters. Hier war eine Abweichung von der Geschichte geboten; denn zu Goethes leichtblütigem Egmont paßt nicht Weib und Kind, nur ein frei sich hingebendes Clärchen.

Je mehr die geschichtliche Tragödie in ihrer Ausführung der dramatischen Technik gerecht wird und ihre Kunstgesetze beobachtet: desto mehr sichert sie sich den Erfolg. Der Höhepunkt der Krisis im dritten Act, der Glücksumschwung im vierten, die Schlußkatastrophe im fünften geben dem Drama die echte Steigerung, den einzelnen Acten die wahre Bedeutung. So sehen wir am Schluß des dritten Acts Coriolan aus Rom verbannt, in der Brust der Jungfrau durch das Begegnen mit Lionel den Kampf zwischen der himmlischen Sendung und irdischen Liebe zu verhängnißvoller Schonung des Feindes entbrannt; im vierten Act des Coriolan die großartige Peripetie, die Umkehr des durch die Macht der Penaten gebrochenen Stolzes zum sichern Untergang, im vierten Act der Jungfrau den Sturz von der gefeierten Heldin der Nation zur verstoßenen Zauberin, im fünften Acte die Katastrophe. Je mehr sich der geschichtliche Stoff vereinfachen läßt, daß er in dies Schema paßt: desto kunstgerechter und ergreifender wird die Behandlung. Außerdem muß der historische Tragiker verstehen, die Massen zu beherrschen und zu gruppiren, alle Uebereilungen des scenischen Wechsels zu vermeiden und uns auch äußerlich die Handlung in klarer Folge vorzuführen.

Die historische Tragödie ist die idealste Form der Poesie; ihr Schöpfer ein Genius, in welchem der Weltgeist lebendig, ihr Boden ein frisches nationales Bewußtsein! Je mehr sich dies wieder in unserm Volke regt, je energischer ein großer Sinn und die alte Kraft erwacht, wenn der Ernst der Geschichte an die Pforten dieses schönen Landes klopft: desto günstiger ist das Horoskop, welches wir dem geschichtlichen Trauerspiel stellen dürfen. Neue große Probleme stellt jedes Jahrhundert seinem Geschlecht! Frisch das Ziel im Auge, die Bahn ist offen — nicht alle Lorbeern sind dem Dichter der Gegenwart vorweggenommen! Ewig jung ist die Dichtkunst und in immer neuen Formen erwacht die unsterbliche Schönheit zum Leben! Keiner Zeit gehört ihr Monopol, allen Zeiten ihr Segen! Wie viele Wolken auch über der deutschen Bühne schweben noch außer den Soffiten des Theaterhimmels — verzagen wir nicht! Denn die Sonne Homer's, siehe, sie lächelt auch uns!

Literarisches.

Neue Romane.

Die Bibliothek deutscher Originalromane, welche J. L. Kober in Prag herausgibt, hat neuerdings einige sehr anziehende Beiträge gebracht. Wir nennen davon „Die Rheider Burg" von Levin Schücking, eine geist-

volle und anziehend geschriebene Erzählung aus der Zeit der französischen Herrschaft am Rhein und im Bergischen. Schücking hat bereits in seinem „Paul Bronkhorst“ die Gegensätze französischer und deutscher Weltanschauung und Empfindungsweise in den verschiedenartigsten Erscheinungen aus jener Zeit charakterisirt; wir finden dies in der vorliegenden Erzählung, die eine Episode aus dem genannten Romane weiterführt, einfacher, aber nicht minder treffend und wirksam festgehalten. — Ein bereits früher in derselben Sammlung ausgegebener Roman, „Der beseelte Schatten“ von Gustav Höcker, verräth einzelne Spuren eines nicht unbedeutenden Talentes, dem jedoch die Gebrechen einer forcirten Romantik allzu sehr ankleben. Die Verwechslung der beiden gleichnamigen Mädchen und die Ermordung des ältern sind zwei eben so unwahrscheinliche wie gesuchte Vorkommnisse.

Der dreibändige Roman „Ein neuer Glaube“ von Edmund Lobedanz (Frankfurt a. M. Meidinger Sohn u. Comp.) leidet an dem großen Fehler, daß der Mittelpunkt und Held aller darin geschilderten Vorgänge fast noch ein Knabe ist, der dem Verfasser allerdings durch seine jugendliche Unselbständigkeit den Vortheil gewährte, ihn aus einer Hand in die andere übergehen lassen und den Leser auf diese Weise überallhin, wo er eben eine sociale Schilderung geben wollte, führen zu können, der jedoch auf der andern Seite unfähig ist, das Interesse hinlänglich für sich zu gewinnen, um dem ganzen Roman als alle Strahlen einigender Mittelpunkt zu dienen. Unwillkürlich steigt dem Leser die Frage auf, ob dem sechzehnjährigen Gerhard Scheteling zwischen seinen Liebschaften und Abenteuern Zeit bleiben wird, die großen Anlagen, die ihm der Verfasser des Romans zuspricht, auch zur gehörigen Entfaltung zu bringen. Indessen enthält das Buch sehr viel Gelungenes und die Charakteristik ist größtentheils treffend ausgeführt. Die verschiedenen nationalen Elemente, sowie die historische Grundlage, fesseln unser Interesse in hohem Grade. — Dem Roman „Advocat Schnobbeles“ von Julius Gundling, 3 Bände (Leipzig bei Herbig) mangelt an vielen Stellen der geschlossene Gang der Handlung, während andere Theile wieder sich vortrefflich lesen lassen. So z. B. ist die Episode der alten Jüdin Effeles in ihrer Leihbibliothek ein charakteristisch wirksames Bild. Leider kommt der Humor in diesem Roman nicht recht zum Durchbruch. In demselben Verlage erschien „Aus böser Zeit,“ vaterländischer Roman von Luise Pichler, 3 Bände, der zwar eine theilweise kräftige Schilderung verschiedener Vorgänge während des dreißigjährigen Krieges gibt, von dem man jedoch nicht sagen kann, daß der Stoff darin völlig verarbeitet wäre. Einzelne Schilderungen sind anziehend durchgeführt, die historischen Persönlichkeiten treten recht klar hervor, das Ganze macht jedoch keine befriedigende Wirkung. — Aehnlich war der Eindruck, den wir von dem Roman „Der letzte Kurfürst von Mainz“ von Paul Stein, der ebenfalls bei Herbig in Leipzig erschienen ist, empfingen. Auch hier sind einzelne Scenen, selbst einzelne historische Episoden, ganz wirksam gegeben, während das Ganze uns nicht recht befriedigte. Das tragische Pathos, welches mehrere Gestalten darin erfüllt, mag an sich nicht ohne Wirkung sein, es paßt jedoch oft nur wenig zu den sonstigen Vorgängen und zu der allgemeinen Stimmung der Zeit. — Ein sehr anziehendes Werk ist „Ein Sohn des Südens“ von Sophie Verena, Leipzig bei Costenoble. Die dämonische Macht der Leidenschaft, wie sie in einem von Natur nicht unedlen, aber in seiner Kraft ungebändigten, sich selbst überlassenen Menschen wühlt, um ihn selbst und mit ihm den Gegenstand seiner Leidenschaft zu vernichten, ohne doch dem eisernen Gange des Schicksals sein Recht zu nehmen, ist vortrefflich dargestellt. Streng genommen fällt nur allein Matteo selbst als Opfer seiner Leidenschaft, denn Helene trug bereits den Keim des Todes in sich und Richard mußte erst durch die Verwickelungen, welche Matteo hervorbringt, das Glück seines Lebens finden; wir sehen somit ein meisterhaft entworfenes Bild menschlicher Verirrung, welches durch den Umstand, daß es aus socialen Verhältnissen entspringt, um so ergreifender wird. An dem oft hinreißenden Stil ließen sich manche Ueberschwenglichkeiten tadeln. — Wir erwähnen auch ein Werk, welches zwar seiner eigentlichen Anlage nach nicht hierher gehört, da es, wie schon der Titel sagt, Naturbeschreibung zum Zweck hat, aus dem Grunde, weil es eine reizende Dorfgeschichte enthält, die voll Einfachheit und Wahrheit so recht mit den geschilderten Gegenden übereinstimmt. „Vom Steinschleifer Joseph und der Annemarie“ heißt diese Erzählung, welche in dem Buche „Aus dem Bregenzer Wald“ von Heinrich Oppermann, Breslau bei Trewendt, sich findet und durch die drastische Ausführung und die recht aus dem Leben gegriffene Charakterzeichnung ausgezeichnet ist. — Für Frauen wird das Büchlein „Aus der Frauen- und Märchenwelt“ von Luise Esche, Barmen, W. Langewiesche, manches Anziehende enthalten, insofern darin die sinnige Anschauungsweise eines reinen Frauengemüthes vorwaltet und dadurch der Mangel an Originalität einigermaßen ersetzt wird. — Eine gemüthvolle und von wahrhaft religiösem Sinne durchdrungene Dorfgeschichte ist endlich noch „Onkel Martin“ von Katharine Dietz, Stuttgart, Gebr. Scheitlin.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Ueber die Bedeutung
des

Torfes als Brennmaterial.

Von

August Vogel jun.

Erst in der neuern Zeit ist der Torf durch die von Jahr zu Jahr gesteigerten Holzpreise als Heizmaterial wieder zu Ehren gekommen. Seine ersten Vertreter hatten, wie in allen ähnlichen Fällen, einen harten Stand und konnten sich nur mit großer Mühe im Kampfe gegen Spott und Verdächtigungen aller Art einige Beachtung und gütige Berücksichtigung erringen.

Wollen wir übrigens gerecht sein, so ist wohl anzuerkennen, daß in der Natur des Torfes selbst der Widerstand, der ihm als Brennmaterial widerfahren, wohl begründet ist. Denn es darf nicht in Abrede gestellt werden, daß der gewöhnliche Torf in dem Grade mangelhafter Trocknung, wie solcher an der Luft erreicht werden kann, nicht eben geeignet ist, sich besonders zu empfehlen, im Gegentheil vereinigt er im rohen Zustande so ziemlich alle Mißstände in sich, die ein Brennmaterial nur immer haben kann. Er ist voluminös, daher schwierig zu transportiren; zerbrödlich und gibt deswegen viel Abfall und Staub; beim Verbrennen entwickelt er übeln Geruch, sehr dichten und unangenehmen Rauch, erzeugt viel Ruß und hinterläßt endlich in der Regel sehr viel Asche, welche lange nicht den Werth der Holzasche hat. Das laufende Jahrzehnt hat sich nothgedrungen die Aufgabe gestellt, dieses unbequeme Brennmaterial weiter zu verarbeiten, zu veredeln. Zur vollständigen Lösung dieser Aufgabe sind aber bis jetzt kaum die ersten Anfänge gemacht; wir befinden uns hier noch im Stadium der Versuche, und wie es uns vergönnt sein werde, aus einer reichen Sammlung von Versuchen, Beobachtungen und Erfahrungen den wirklichen Erfolg zu constatiren, muß die Zeit lehren.

Die mangelhafte Kenntniß des Verbrennungsprocesses im Allgemeinen ist eines der Hauptmomente, welche dazu beigetragen haben, den Mißcredit des Torfes zu erhöhen und überhaupt die Erforschung seines Werthes zu erschweren. Bedenkt man, daß schon bei mittelgutem Holze die mehr oder minder zweckmäßige Anlage der Feuerung einen Unterschied von dreißig Procent und darüber im Heizeffecte bedingt, so ist es begreiflich, daß dies noch viel mehr bei einem unvollkommnern Brennmaterial der Fall sein muß. Der Unterschied im Heizeffecte zwischen einer guten und schlechten Feuerungsconstruction beträgt beim Torfe über fünfzig Procent.

Zur Vermeidung aller Mißverständnisse bemerke ich ausdrücklich, daß alle weiter folgenden Angaben über den Heizwerth verschiedener Torfsorten sich auf Feuerungsapparate beziehen, deren Construction so zweckmäßig, zugleich aber auch so einfach war, als dies nach dem heutigen Zustande der Pyrotechnik erreichbar erschien. Frühern Versuchen zufolge nimmt man im Durchschnitt an, daß Torf mittlerer Güte dem Gewichte nach dem gewöhnlichen Holze nahezu gleichsteht,

daß also zwanzig Centner Torf in der Feuerung ungefähr eben so viel leisten, wie eine Klafter Fichtenholz, und dreißig Centner Torf so viel, als eine Klafter Buchenholz. Diese Angabe ist indeß nicht sicher genug, als daß nicht weitere Versuche wünschenswerth erscheinen mußten, um festere Anhaltspunkte für die Bestimmung des Torfwerthes zu gewinnen.

Nach unsern eigenen Versuchen ergeben:

1) lufttrockener Stichtorf (Fasertorf), wie er gewöhnlich in der Umgegend von München vorkommt, in einer vorzüglichen Kesselfeuerung mit fast vollständiger Rauchverbrennung

bei einem Wassergehalt von	ein Verdampfungsresultat von
25—30%	3,00—3,50
20 „	4,00—4,50
künstlich getrocknet 5—10 „	5,00—5,50

2) gut gearbeiteter Maschinentorf lufttrocken 4,5
vollkommen getrocknet 5,00
von derselben Sorte, aber ohne Wasserzusatz bereitet
vollkommen getrocknet 6,50—7

3) hart gepreßter Torf
bei einem Wassergehalt von
10—15% 5,80—6,00

4) oberbaierische Braunkohlen
bei einem Wassergehalt von
10—25% 5,00—5,25.

Wenn es auch vollkommen unmöglich ist, den Brennwerth des Torfes im Allgemeinen zu bestimmen, sondern dies immer nur für jede einzelne Torfsorte und meist nur für einen bestimmten Zustand derselben geschehen kann, so lassen sich aus diesen verschiedenen Angaben schon einige interessante Schlüsse über die Bedeutung des Torfes als Brennmaterial ziehen.

Im Allgemeinen sehen wir durch obige genauere Versuche den Satz constatirt, daß alle bessern Torfsorten, selbst bei fünfundzwanzig Procent Wassergehalt, dem gewöhnlichen, lufttrockenen Brennholze an Heizkraft nicht bloß gleichstehen, sondern dasselbe auch noch übertreffen. Es ergibt sich das auch aus der chemischen Zusammensetzung des Torfes bei einer Vergleichung derselben mit jener des Holzes. Muspratt (II, 10. Lief.) gibt eine große Reihe von Torf- und Holzanalysen, und zieht aus denselben den Schluß, daß, wenn man den Torf eben so wie das Holz als eine Verbindung von gleichen Theilen Kohlenstoff und Wasser betrachtet, also den Sauerstoff und Wasserstoff zu Wasser vereinigt denkt, sich im Vergleich zum Holz ein Ueberschuß von zehn Procent Kohlenstoff und zwei Procent Wasserstoff ergebe, während der Wassergehalt um zehn Procent verringert sei. Diese Verschiedenheit werde durch die Zersetzung der Holzsubstanz und die dabei stattfindende Abscheidung des Kohlenstoffs hinreichend erklärt. Bei gleichem hygroskopischen Zustande, d. h. gleicher Sättigung mit Wasser und gleichem Aschengehalte werde daher ein Torf zehn Procent mehr Brennstoff enthalten als das Holz.

Wenn gleichwohl eine Differenz von dieser Höhe nicht immer hervortritt, so liegt der Grund hievon offenbar in dem Aggregatzustande des Torfes, besonders der leichtesten Sorten, der einer vollkommnen Verbrennung nicht besonders günstig ist. Eben daher rührt auch der starke Rauch, den der Torf gewöhnlich entwickelt. Darum ergibt der Torf in gut construirten Feuerungen, die eine vollkommene Rauchverbrennung gestatten, einen verhältnißmäßig bessern Heizeffect als Holz, weil alsdann die zehn Procent Mehrgehalt an Kohlenstoff, die in ordinären Feuerungen als Rauch entweichen, wirksam gemacht werden.

Wir finden in diesen Beobachtungen zugleich eine Erklärung der auffallend günstigen Wirkung, welche eine zweckmäßige Bearbeitung des Torfes auf seine Heizkraft ausübt. Es zeigt sich hiebei eine Erhöhung der letztern so lange, bis durch mechanische Pressung das specifische Gewicht des Torfes so sehr erhöht wird, daß es dem Gewicht der Braunkohle oder Steinkohle nahe kommt. Es tritt alsdann dieselbe Erscheinung wie bei zu lockerm Torfe ein; die Rauchentwicklung mehrt sich, wodurch ein Theil des Kohlenstoffs nutzlos verloren geht.

Noch wichtiger sind die Differenzen, welche der verschiedene Wassergehalt hervorbringt, oder die Resultate der künstlichen Trocknung im Vergleich zur Lufttrocknung. Wie man aus obigen Angaben ersieht, steigt der Brennwerth in viel höherm Grade, als die Abnahme des Wassergehaltes beträgt. Die Differenz erhebt sich auf zwanzig bis dreißig Procent. Dies ist gewiß für die Torfindustrie ein äußerst wichtiger Fingerzeig dessen, was sie zu erstreben hat.

Am bedeutendsten erscheinen diese Resultate, wenn man neben dem Heizwerth zugleich die Kosten in Betracht zieht; es ergibt sich dann, daß gehörig bearbeiteter und getrockneter Torf die Concurrenz mit allen übrigen Heizmaterialien selbst dann noch auszuhalten vermag, wenn auch seine Productionskosten das Doppelte der bisherigen Angaben erreichen würden.

Ich will es versuchen, diesen Satz durch eine Vergleichung der Preise für einen bestimmten Platz, zunächst für München, anschaulich zu machen, und nehme dabei folgende Preise als Grundlage der Vergleichung an:

für eine Klafter Buchenholz 13 fl. — Kr.
für eine Klafter Fichtenholz 8 „ — „

für einen Centner oberbaierische Braunkohle — „ 36 „
für einen Centner ordinären Torfes — „ 15 „

Unter Annahme dieser für das Holz überaus niedrig gestellten Preise ergibt sich bei Verwendung von Torf im Vergleiche zum Buchenholz eine Ersparniß von zweiundvierzig Procent, oder bei einem jährlichen Verbrauche von fünfzig Klafter Buchenholz von 275 fl., im Vergleich zu Fichtenholz eine Ersparniß von 37,5 Procent, oder bei einem jährlichen Gebrauche von fünfzig Klafter Fichtenholz (75 Klafter Fichtenholz gleich 50 Klafter Buchenholz gerechnet) eine Ersparniß von 225 fl.

Nimmt man jedoch statt des ordinären Stichtorfes einen Maschinentorf besserer Sorte zu einem Preise von 20 Kreuzer per Centner, so ergeben sich, um einen Heizeffect von 50 Klafter Buchenholz jährlich zu erzielen, an Ersparniß:

gegen Buchenholz	358 fl.	oder	56%
„ Fichtenholz	308 „	„	51 „
„ Braunkohle	280 „	„	49 „
„ ordin. Stichtorf	83 „	„	23 „

Hieraus folgt, daß Maschinentorf besserer Qualität selbst bei einem Preise von 24 Kr. per Centner noch mit Vortheil gegen gewöhnlichen Torf, gegen die andern Brennmaterialien aber noch bei einem Preise von 40 Kr. per Centner mit Vortheil in Concurrenz treten könne.

Wäre es eben so leicht, diese an und für sich unwiderlegbaren Nachweisungen im größern Publicum zur praktischen Anwendung zu bringen und die entgegenstehenden Vorurtheile zu beseitigen, so würden gute Torfwerke in nächster Zeit wohl schon zu den lucrativsten Unternehmungen gehören. Noch ist aber die Zahl derjenigen, die ohne alle nähere Prüfung und Kenntniß entschiedene Gegner des Torfes sind, nicht grade gering, und es dürfte wohl noch einige Zeit dauern, bis sich der Torf neben den übrigen Heizmaterialien den Platz erkämpft haben wird, den ihm die Natur angewiesen und bestimmt hat.*)

Die deutsche Feldordnung.

Von

G. Landau.

Mit dem regsten Eifer ist man bemüht Alles zu sammeln, was zur Erhellung unserer ältesten Volksgeschichte zu dienen verspricht. Sagen, Sitten und Gebräuche werden aufgesucht, die Sprache der Geschichte dienstbar gemacht und selbst die Ruhe der Todten nicht geschont, indem man in die Gräber hinabsteigt, um Zeugnisse eines lange verschwundenen Lebens heraufzubefördern. Nur Eins ist seither beinahe unberührt geblieben, obwohl dies Eine allem andern an Bedeutung mindestens nicht nachsteht und jedenfalls lauter und klarer redet, als die wenn auch zahllosen, immer aber doch stummen Zeugen, welche man dem Schooße der Erde enthebt. Ich meine unsere Feldflur und vornämlich die Ordnung, in welcher die Aecker in derselben vertheilt sind. Unser Volk ist von jeher ein ackerbautreibendes gewesen, und der Ackerbau darum als die Hauptgrundlage seines Lebens zu betrachten. Schon deshalb ist eine genauere Kenntniß derselben von dem wesentlichsten Interesse. Doch nicht das ist es bloß, in der Feldordnung liegt zugleich eine historische Urkunde von einem so hohen Alter, wie keine andere in ähnlicher Weise sich darbietet.

Ueberblicken wir eine Feldflur, so sehen wir zahllose Ackerstücke beinahe durchaus in der Form länglicher Vierecke. Diese Ackerstücke sind nun aber weder nach Willtür noch durch Zufall entstanden; sie stehen vielmehr in einem gegenseitigen Verhältnisse und einem engen Zusammenhange, und ihr gesammter Verband beruht auf eben so einfachen als weisen uralten Gesetzen.

Das Princip dieser Gesetze liegt lediglich in der Forderung einer gleichen Betheiligung aller Genossen, sowohl quantitativ, als qualitativ.

Quantitativ hatte jeder Betheiligte ein gleiches Loos zu empfangen, eine gleiche Zahl von Morgen, und diese Zahl war durch ganz Deutschland dieselbe, nämlich dreißig Morgen, und nur bei den Slawen bestand sie in der Hälfte. Es war dies die Hufe, die stets ein Ackergut darstellt, welches eine Familie ernähren und mit einem Gespann bestellt werden kann. Die Gleichheit war indeß nur nominell. Das Maß des Morgens bezeichnet nämlich eine Ackerfläche, welche in einem Tage, d. h. in einem Vormittage, umgepflügt werden kann, und da dies je nach der Beschaffenheit des Bodens ungleich ist, so waren oder sind die Morgen je nach den Gegenden bald größer, bald kleiner, und danach ist auch die Hufe von mannigfach wechselnder geometrischer Größe, ungeachtet diese, wie schon bemerkt, immer dreißig Morgen Land in sich schließt.

Die Hauptaufgabe der Flureintheilung bestand nun darin, die einzelnen Hufen derselben Flur so zu vertheilen, daß auch die qualitative Verschiedenheit ausgeglichen, oder mit andern Worten, daß jede Hufe am guten wie

*) Vergl. das in Westermann's Verlage erschienene Werk: A. Vogel, Ueber den Torf rc.

am schlechten Boden gleichmäßig betheiligt wurde.

Zu diesem Zwecke wurde der gesammte zur Feldfrucht bestimmte Boden noch vor der Urbarmachung in eben so viele Vierecke geschieden, als dessen natürliche Beschaffenheit und die Lage an den Bergen eine gleichmäßige Ertragsfähigkeit versprach, und diese Vierecke darauf in eben so viele Ackerstücke zerschnitten, als Niederlassungen begründet werden sollten, wodurch jede Hufe in allen Feldlagen in gleichem Maße betheiligt wurde. Es sind dies jene großen Vierecke, welche in jeder Feldflur uns dadurch sofort in die Augen treten, daß sie sämmtlich aus parallel an einander gelegten Ackerstücken bestehen und sich um so mehr als Ganze hervorheben, als sie in der Regel so zerschnitten sind, daß die Furchen ihrer Aecker auf die der anstoßenden Vierecke in einen rechten Winkel fallen. Doch nicht alle Ackerstücke dieser Gewanne oder Gewende, wie man diese Vierecke nennt, liegen parallel neben einander. Es bedurfte eines Ackerstücks, auf dem man mit dem Pfluge wenden konnte, und zu diesem Zwecke legte man einen Acker, den sogenannten Anwender, auf der einen Seite vor die auslaufenden Furchen, so daß dieser mit den Aeckern des anstoßenden Gewendes parallel zu liegen kam, während die Furchen des Gewendes, zu welchen er gehört, sämmtlich auf seine lange Seite stoßen. Dieser Anwender hat die Verpflichtung, die Pflüge auf sich wenden zu lassen und deshalb, um ihn für diese Last zu entschädigen, auch einen größern Flächenraum, denn zu seiner Bestellung kann nur erst dann geschritten werden, wenn die sämmtlicher übrigen Aecker des Gewendes vollendet ist. Auf ebenem Boden sind natürlich die Gewende stets größer, als auf gebirgigem, weil die Qualität des Bodens dort weniger wechselt als hier.

Solchergestalt bildet jede Flur ein in sich abgeschlossenes Ganzes, und alles Land, was durch spätere Rodungen noch dazugefügt wird, liegt außer derselben und bleibt auch seiner rechtlichen Natur nach davon getrennt.

Zu einer leichtern Veranschaulichung möge das nachstehende Bild dienen.

1 / 2 / 3 / 4 / 5 — 6	6 — 1 2 3 4 5
1 2 3 4 5 — 6	1 / 2 / 3 / 4 / 5 — 6
1 / 2 / 3 / 4 / 5 — 6	1 2 3 4 5 — 6

Wie die Feldflur vor uns liegt, läßt sich noch heute genau der Gang ihrer Anlage nachweisen.

Denken wir uns ein Dorf mit einer mehrere Stunden weit sich ausstreckenden, meist aus Wald und Trieschern bestehenden, also größtentheils noch uncultivirten Gemarkung. Ein Theil der nachgeborenen Söhne desselben oder auch aus der Fremde gekommene Einwanderer entschließen sich darin niederzulassen. Sie gehen darum hinaus und suchen sich eine mit einer Quelle oder einem Bache versehene Gegend aus, welche sie sich dann von der alten Gemeinde überweisen lassen. Ist dies geschehen, so ist das nächste Geschäft, sich darüber zu einigen, welche Räume zur Auftheilung des Feldes und zur Anlage der Wiesen verwendet, und wohin die Höfe des Dorfes gebaut werden sollen. Für das letztere wird entweder eine besondere Stätte ausgewählt oder eines von den Gewenden bestimmt. Geschieht das letztere, so gehört die Hofreithe mit in die Hufe, während im ersten Falle dieselbe nicht dazu gezählt wird. Aehnlich ist es mit den Wiesen, welche gleichfalls bald ganz, bald nur theilweise in die Hufen eingeschlossen werden. Hiernächst wurde zu einer vollständigen Bonitirung des zum Ackerfelde bestimmten Bodens geschritten, d. h. man stellte dessen verschiedenartige Natur nach der Beschaffenheit der Ackerkrume und nach der Lage an den Bergen fest, und steckte die gleichartigen Theile je nach den sich ergebenden Resultaten der Untersuchung in bald größere bald kleinere Vierecke (Gewende) ab. Zeigte die hiernach folgende Messung, daß der abgesteckte Raum ausreichte, so schied man die einzelnen Vierecke in gleich große Ackerflächen bis auf den Anwender, welcher, wie schon bemerkt, größer als die übrigen Stücke ausgelegt wurde. So stand das Dorf in seinen Grundzügen fertig, gewissermaßen in seinem Plane, der nur nicht auf dem Papiere, sondern in der Natur selbst gezeichnet vor Augen lag. Abgesteckt lagen die Höfe mit den Dorfwegen, die zu den Wiesen bestimmten Flächen, welche man gleichfalls nach ihrer

Qualität geschieden hatte, und endlich auch das Feld. Alles war bis dahin noch Gemeingut, und erst eine Verlosung entschied über den Antheil, welchen jeder Ansiedler für sich empfangen hatte. Es war dies die Hufe, welche schon als Einheit angesehen wurde. So gehörte der erste Acker durch alle Gewende zu ein und derselben Hufe, und dasselbe war der Fall mit dem zweiten, dem dritten ꝛc. Man findet dies noch heute allenthalben, wo der Hufenbestand noch ungestört in seiner ursprünglichen Verfassung besteht. Alle Besitzstreitigkeiten waren darum auch leicht auszugleichen, denn wie alle Ackerstücke eines Gewendes gleich waren, eben so konnte es nicht zweifelhaft sein, welche Ackerstücke zu einer bestimmten Hufe gehörten. Die Verlosung geschah also nach den ganzen Hufen, weshalb auch die Hufen selbst häufig als Lose bezeichnet werden. Erst durch die Verlosung wurden die Hufen Privatbesitz und nun erst wurde auch mit dem Baue der Häuser und der Urbarmachung des Ackerbodens begonnen. Ich will indeß nicht behaupten, daß dies immer erst jetzt geschah, es ist möglich, daß zuweilen der Umbruch des Bodens auch schon vor der Vermessung, dann aber, wie sich von selbst versteht, gemeinsam vorgenommen worden ist.

Diese Entstehungsgeschichte der Feldfluren ergibt sich einfach und von selbst aus deren innerer Verfassung, wird aber auch durch geschichtliche Quellen bestätigt.

Ueberblicken wir noch einmal das Ganze, so wie ich es geschildert habe, so wird auch das klar werden, was Tacitus in dieser Hinsicht berichtet. Derselbe zeichnet nämlich, allerdings in seiner gewöhnlichen Weise, in einigen großen aber ganz unverkennbaren Zügen das von mir gegebene Bild. Die Felder — sagt er — werden nach der Zahl der Anbauer von allen in Wechseln eingenommen, d. h., wie wir oben gesehen haben, Keiner hat sein Land zusammen, sondern in jedem Gewende hat ein jedes Ackerstück einen andern Besitzer, und dieser Wechsel geht durch die ganze Flur. Tacitus fügt dann noch hinzu, daß die Vertheilung nach der Würde geschehen sei. Auch dies läßt sich noch heute nachweisen. Bei jedem Dorfe wurden einige Hufen ganz besonders, und zwar so aufgetheilt, daß sie mit den übrigen Hufen keinen nähern Verband hatten, und gewissermaßen eine Feldflur für sich bildeten. Diese Hufen dienten zur Ausstattung des Amts des Ortsvorstandes. Auf diese Amtsdotation kann ich mich jedoch hier nicht tiefer einlassen, komme aber wohl ein andermal darauf zu sprechen.

Wie Tacitus in seinen, wenn auch spärlichen Worten, uns unverkenntlich die Feldflur zeichnet, wie wir dieselbe noch heute sehen, eben so unzweifelhaft zeigt er uns auch die noch heute fortdauernde Bebauung nach drei Feldern. Die ganze Flur wird nämlich in drei ziemlich gleich große Felder geschieden, in welchen alljährlich ein Wechsel in der Benutzung eintritt. Dasselbe Feld, welches in diesem Jahre Winterfrüchte trägt, wird im zweiten mit Sommerfrüchten bestellt, und ruhet im dritten Jahre, oder bleibt, wie man, obwohl nicht ganz richtig, sagt, „brach“ liegen, so daß ein fortwährender dreijähriger Wechsel stattfindet. In dem Brachjahre verliert das betreffende Feld aber stets seinen privativen Charakter und wird Gemeingut, indem es den Gemeindeheerden als Hute dient.

Aller Boden, welcher nicht in Privatbesitz übergegangen ist, bleibt Gemeingut oder Allmende (von Allgemein). Dahin gehören namentlich Wasser und Weide, Triescher und Wald. Dieselben gehören aber nicht etwa dem neuangelegten Dorfe für sich, dies tritt vielmehr nur in das Gemeingut des ältern Dorfes mit ein, es wird Genosse desselben und zwar nur zu einem ideellen Antheile.

In Bezug auf die Bildung der Hufen oder die Auftheilung des Feldes habe ich nur die allgemeine Regel geschildert; es finden jedoch auch manche Abweichungen Statt, deren nähere Darstellung mich indeß hier zu weit führen würde.

Indeß ist diese Bildung der Fluren doch nicht aller Orten dieselbe. Schon in den Marschen findet sich eine andere. Der dort nothwendig zu erlangende Abzug der Wasser gebot eine andere Form, und diese fand man darin, daß man Hufen aus einem Stücke bildete und diese nach der Abdachung des Bodens legte, so daß die zwischen den einzelnen Hufen gezogenen Gräben im Stande waren, das überflüssige Wasser zu sammeln und abzuführen.

Diese Marschhufenbildung wurde später auch in das innere Land übertragen. Auch hier schuf man lange Vierecke und zwar so, daß dieselben alles in sich vereinigten. Unten liegen die Wiesen, höher die Hofreithe, dann folgt das Land und endlich der Wald.

Von diesen Hagenhufen, wie sie gewöhnlich genannt werden, läßt es sich historisch nachweisen, daß ihre Urbarmachung stets erst nach ihrer Auslosung und auch dann nur nach und nach, wie es die Kraft des Ansiedlers erlaubte und dessen Bedürfniß es erheischte, in Ausführung gekommen ist.

Durchaus von allen Hufen verschieden ist der Einzelhof, wie man ihn in Westphalen nördlich der Lippe, in den ehemaligen Bisthümern Münster und Osnabrück findet. Jeder Hof bildet hier ein für sich abgeschlossenes Ganzes. Rings um den Hof liegt Garten und Wiese, Feld und Wald, und das Feld

ist in Kämpe geschieden, welche aus unregelmäßigen Stücken bestehen und mit Wällen und Hecken umschlossen sind.

Die Hagenhufe wird auch die westphälische, die flämische und deutsche Hufe genannt, vorzüglich in den slawischen Ländern, und sie und die Königshufe liegt allen Ansiedlungen zu Grunde, welche seit mindestens dem neunten Jahrhundert entstanden sind. Es ist dies wenigstens als allgemeine Regel anzunehmen. Man findet sie darum nicht nur auf altgermanischem Boden, sondern ebenso und noch viel häufiger in den zahlreichen deutschen Niederlassungen, welche während des Mittelalters in den östlichen Ländern gegründet worden sind, und wodurch vorzugsweise deren gänzliche Germanisirung bewirkt wurde. Wir finden sie selbst bei den deutschen Colonien Siebenbürgens. Viele dieser Ansiedlungen erkennt man schon an ihrem Namen, dessen zweite Hälfte in der Regel aus dem Worte „Hain“ oder „Hagen“ besteht, nicht weniger aber auch an ihrer Form, welche gewöhnlich eine lange Gasse bildet.

Während so diese Hufen als Ausnahmen zu betrachten sind, tritt dagegen jene zuerst geschilderte als Regel hin, und diese ist es auch, aus welcher sich die wichtigsten historischen Resultate ergeben.

Vor Allem ergibt sich daraus, daß von Uranfang Dörfer bestanden haben. Bekanntlich nahm man früher, auf die von Tacitus gegebene Schilderung der deutschen Wohnsitze sich stützend, allgemein an und auch heute können Viele von dieser Ansicht sich noch nicht losreißen, daß die Germanen auf zerstreut gelegenen Höfen, wie sie noch heute im nördlichen Westphalen bestehen, gewohnt hätten und daß diese Höfe erst nachher zu Dörfern zusammengebaut worden seien. Doch schon die Grundlage dieser Anschauung beruht auf einem Mißverständnisse, denn Tacitus spricht augenscheinlich nicht von solchen Höfen, sondern er schildert in der That nur Dörfer, wie wir diese auch jetzt noch haben. Wir dürfen nur nicht übersehen, daß die alten Hofreithen durch vielfache Theilungen dergestalt zerrissen worden sind, daß da, wo ursprünglich nur ein Bauerngehöfte stand, jetzt deren vier, sechs und noch mehr bestehen, so daß deren Zwischenräume natürlich enger geworden sind. Man würde auch nicht auf die Annahme einer solchen Zusammenziehung gekommen sein, wenn man sich nur gefragt hätte, ob eine solche Zusammenlegung von Einzelhöfen zu Dörfern überhaupt möglich sei, denn es würde sich dabei nicht bloß um die Versetzung der Gebäude, sondern auch um eine gänzliche Umgestaltung der Besitzverhältnisse, also um eine der großartigsten und tiefgreifendsten Revolutionen gehandelt haben.

Wer die Möglichkeit einer solchen Zusammenlegung von Einzelhöfen zu Dörfern unterstellt, der hat sicher niemals darüber nachgedacht, wie dieselbe bewerkstelligt werden könne, er kennt wenigstens nicht das Dorf und eben so wenig den westphälischen Einzelhof, den man als den Urtypus der ältesten Ansiedlungen zu betrachten sich gewöhnt hat. Ich bin überzeugt, daß Jeder, der diese Einzelhöfe geschaut und sich dabei zugleich die Frage nach dem Wie? und allenfalls auch nach dem Wozu? gestellt hat, sofort von jedem derartigen Gedanken abstehen wird. Man darf natürlich dabei nicht vergessen, daß es sich nicht, wie ich schon angedeutet habe, um die Durchführung einer derartigen Maßnahme an einzelnen Orten, sondern um deren gleichmäßige Durchführung über weite Länderstrecken handelt. Und wie wäre es dann gekommen, daß nur das nördlich der Lippe gelegene Westphalen die Einzelhöfe beibehalten habe, während doch das übrige Sachsenland und namentlich das links der Lippe liegende Westphalen nur Dörfer kennt?

Doch alle diese Betrachtungen sind nicht nöthig, indem ein Einblick in die Construction der Feldflur schon zu der vollsten Ueberzeugung genügt, daß an ein solches Zusammenbauen gar nicht gedacht werden kann. Die Feldflur bildet ein in sich abgeschlossenes, in allen Theilen eng verbundenes Ganzes, neben dem oder vielmehr in dem das Dorf als solches, nämlich als eine zusammengehörige Gruppe neben einander gebauter Höfe, eben so nothwendig erscheint als der Kopf bei einem Körper. Genug, Dorf und Flur sind mit einander und mit einem Male gegründet und jede Möglichkeit eines allmäligen Zusammenwuchses ist ganz und gar ausgeschlossen.

Indem nun die Hufenordnung und die damit eng verbundene Dreifelderwirthschaft sich als uranfänglich zeigt, ergibt sich einfach und von selbst daraus, daß auch schon unsere ältesten Vorfahren den Ackerbau in der jetzigen Weise betrieben haben. Die Germanen waren also von jeher ein Ackerbau treibendes Volk, welches, wie die Anordnung der Hufen schlagend zeigt, auch schon in seiner frühesten Zeit eine genaue Kenntniß der Bodenverhältnisse und der Meßkunst besaß, und demnach eine weit höhere Culturstufe einnahm, als demselben bis jetzt zugestanden worden ist. Dies ergibt sich auch weiter noch aus dem Hausbaue. Die mir anvertraute Untersuchung darüber zeigt schon jetzt, daß jeder größere Volksstamm seinen eigenthümlichen Hausbau hat, welcher auf der Grenze sich noch heute scharf von dem des angrenzenden Nachbarvolkes scheidet, so daß sogar das Bauernhaus in seiner Wesentlichkeit als national und primitiv betrachtet werden muß.

Weiter gewährt die Hufenordnung die einfache Lösung einer der wichtigsten rechtsgeschichtlichen Fragen, über die schon unendlich viel hin und her gestritten worden ist. Ich meine die Frage: Kannten die Germanen wirklichen Privatbesitz? Unmöglich kann man auch nur einen Augenblick über die Antwort zweifelhaft sein. Schon die unveränderlich bleibende Hofstätte gibt diese Antwort, nicht weniger aber auch die Anlage der Hufen und insbesondere die erstrebte Gleichmäßigkeit derselben, so wie ihre Verlosung. Alles das weist auf ein vollständig individuelles Eigenthumsrecht des Bauern an seiner Hufe, vorausgesetzt, daß dieselbe sein echtes und nicht das Eigen eines Dritten ist.

Und endlich, dies alles zusammengenommen, gelangen wir weiter zu der nothwendigen Folgerung, daß der Deutsche schon als Culturmensch in seine heutige Heimath eingezogen sein muß. Nirgends zeigt sich auch nur die Möglichkeit eines Ueberganges aus einem Jäger- und Nomadenleben, er tritt vielmehr als erfahrener Ackerbauer, vertraut sogar mit der Kunst des Feldmessens, mit einem festen Hause und mit den Rechtsbegriffen des Privatbesitzes ein, und muß demnach alles dies aus seiner Urheimath mitgebracht haben.

Das sind die wichtigen Resultate, welche sich aus der Hufenordnung ergeben, um so gewichtiger, als hier nirgends von Hypothesen die Rede sein kann. Es beruhen dieselben vielmehr sämmtlich auf einfachen Schlüssen, aus eben so einfachen vor Aller Augen liegenden Thatsachen, so daß sie mit einer gewissermaßen mathematischen Sicherheit hintreten können.*)

Literarisches.

Skizzen aus Piemont und Rom. Von Theodor Mundt. Berlin, bei Janke. 1859. Erster Theil.

Wenn ein Literat nach Italien reist, so ist die Bereicherung der deutschen Literatur durch ein Buch über Italien unvermeidlich. Mundt nennt sein Buch eine Sammlung von Skizzen. Er schreibt sie mit gewohnter Gewandtheit, leicht, gefällig, vor allen Dingen pikant. Er erzählt uns von der Gräfin Giustiniani, mit welcher er gereist ist, oder sein will, von Carlo Alberto, von Cavour, von Victor Emanuel Anekdoten und Anekdötchen, Alles im feinsten modernen Geschmacke, von Bildwerken, von Gemälden, von den Genueserinnen, ihren Favoritos und Patitos. Er spricht vom Papste Pius IX. und dem Dogma der unbefleckten Empfängniß, vom Papste Gregor VII. und der Markgräfin Mathilde, von der Idee der katholischen Kirche, vom St. Petersdome, kurzum er spricht de omnibus rebus et quibusdam aliis, immer salonmäßig, und, wir wiederholen es, immer pikant. Allein indem man das Buch aus der Hand legt, hat man über Piemont und Rom grade eben so viel an Kenntnissen gewonnen, wie man etwa über die Kraft des Pulvers durch das Anschauen eines brillanten Feuerwerks gewinnt. Um des Effectes willen sind manche Behauptungen derartig übertrieben, daß sie etwas in's Gegentheil umschlagen, z. B. Seite 281: „Das Lotteriespiel ist die einzige Freiheit, die den Italienern noch übrig geblieben ist, und der einzige Glaube, von dem sie noch Vortheil und eine Verbesserung ihrer Lage zu erwarten scheinen." Dieser Satz wird nicht bloß mit zweifelloser Sicherheit ausgesprochen: er dient dann zu einer allgemeinen Reflexion, die wiederum in gleichem Sinne geistreich ist. „Ein politisch und kirchlich verkommenes Volk kann zuletzt nichts Besseres thun, als sein Heil in der Lotterie auszuspielen, und seine Chancen, die ihm anderswo gänzlich abgeschnitten, in dem Herauskommen einiger elenden Zahlen zu suchen." Wie in aller Welt soll man in einem Buche, das doch für vernünftige Leser geschrieben sein will, derartige Sätze benennen? Der Verfasser gibt uns dann eine solche Schilderung der Ziehung des Lotto, der er beigewohnt haben will, daß Jedem, der aus seinen Gymnasialjahren einen leisen Anklang dessen bewahrt hat, was die Mathematiker die Lehre von den Combinationen nennen, dabei Hören und Sehen vergeht. z. B. S. 282. Es regnet Amben, Ternen, Quaternen. Es handelt sich endlich um die Tombola selbst, d. h. fünfzehn Zahlen, die auf einen Zettel geschrieben sind, müssen Alle herauskommen. Daß dies Wunder vor den Augen des Berichterstatters geschieht, der, wie sich von selbst versteht, dabei anwesend ist, fällt ihm gar nicht auf. Es ist ein französischer Soldat, natürlich hier nicht ohne das Epitheton ornans der Rothhosigkeit, welcher unter dem Jubel seiner Kameraden die Tombola erringt. Leider müssen wir bedauern, daß diese Schilderung des Herrn Mundt und darum vielleicht auch die pikanten Nebenskizzen nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit nicht stattgehabt haben können. Wenn es so mit dem Lotto stünde: so würden die Lottospieler weniger unglücklich sein.

Indessen, wie dem auch sei, das Buch hat Anspruch auf Salonfähigkeit.

*) Das Nähere ergibt mein Werk: „Die Territorien in Bezug auf ihre Bildung und Entwicklung." Gotha 1854.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Die Novaraexpedition.

Wie wir unsern Lesern im vorigen Hefte mittheilten, hatte die Novara, nachdem sie am 17. April in Valparaiso angekommen war, die Weisung erhalten, von der Fortsetzung der Expedition nach ihrem ursprünglichen Plan abzustehen und direct nach Triest zu segeln. Sie ist nun am 11. Mai nach Valparaiso abgegangen, um via Cap Hoorn Gibraltar und sodann Triest zu erreichen, wo sie in dem Augenblicke, wo das vorliegende Heft in die Hände unserer Leser kommt, wohl schon angekommen sein wird. Dr. Scherzer wurde auf sein Ansuchen gestattet, die Reise von Valparaiso nach Europa über den Isthmus von Panama machen zu dürfen, um sich zu wissenschaftlichen Zwecken in Lima vierzehn Tage aufzuhalten, unter der Bedingung, daß er sich nach seiner Ankunft in Europa, resp. Southampton, sogleich nach Gibraltar begibt, um daselbst die Ankunft der „Novara“ abzuwarten und mit der Expedition zugleich in Triest einzutreffen.

Obgleich uns über die jedenfalls umfangreichen Arbeiten, Beobachtungen und Forschungen der Novaraexpedition derzeit noch keine eingehenden officiellen Berichte vorliegen, so läßt sich doch mit einiger Bestimmtheit annehmen, daß wir hier mannigfache Bereicherungen der geographischen Wissenschaften zu begrüßen haben werden. Nach dem, was bis jetzt bekannt geworden, beziehen sich die interessantesten Untersuchungen der Expedition auf die im indischen Ocean gelegenen Inseln St. Paul und Neu-Amsterdam und auf Neuseeland, über dessen geologische Durchforschung durch Dr. Hochstetter wir im Junihefte S. 339 berichtet haben. Die übrigen von der Expedition berührten Punkte sind schon anderweitig vielfach besucht und beschrieben worden und dürften wir über sie verhältnißmäßig nur wenig geographisch Neues erwarten; über die auf offener See angestellten Beobachtungen, als Tiefenmessungen, meteorologische Observationen u. s. w., ist noch nichts Eingehendes bekannt geworden. — Was die Beobachtungen auf den Inseln St. Paul und Neu-Amsterdam betrifft, so wurde als Position der erstern gefunden: 38 Grad 42 Min. 55 Sec. südlicher Breite und 77 Grad 34 Min. 9 Sec. östlicher Länge von Greenwich; die Position von Neu-Amsterdam wurde zu 37 Grad 38 Min. 30 Sec. südlicher Breite und 77 Grad 34 Min. 40 Sec. östlicher Länge gefunden. Auf der Insel St. Paul verweilte die Expedition vom 20. November bis 6. December vorigen Jahres und führte daselbst eine geodätische Vermessung mit detaillirter kartographischer Aufnahme nebst astronomischen, meteorologischen und magnetischen Untersuchungen aus.

Reisen nach Spitzbergen im Sommer 1858.

Zwei Reiseunternehmungen wurden im Sommer vorigen Jahres nach Spitzbergen dirigirt, welche für die geographische, namentlich geologische Kenntniß dieses weit nach dem Pole vorgestreckten, eigenthümlichen Eilandes von großer Wichtigkeit sind. Die eine der beiden Expeditionen, bestehend aus den Herren Torell, Quennerstedt und Nordenskiöld, hatte ursprünglich den Zweck, „durch Erforschung der arktischen Gletscher und durch eine vergleichende Untersuchung der subfossilen Molluskschichten im südlichen Schweden mit der noch lebenden hocharktischen Molluskfauna sichere

Data zur Erklärung der erratischen Erscheinungen Scandinaviens zu erhalten." Sie brachte eine Zeit von etwas mehr als zwei Monaten an der Westküste von Spitzbergen zu, wo sie die meisten Fjorden zwischen Hornsund und Amsterdam-Eiland besuchte. In einem Schreiben Dr. Nordenskiöld's an Dr. Petermann bemerkt der erstere unter Anderm, nachdem er die an der Westküste Spitzbergens vorkommenden Gesteinsarten (Granit, Kalk, Kieselschiefer, Sandstein) der Reihe nach aufgeführt: „Diese Bildungen waren wenig Versteinerung führend, so daß man nicht ohne ein besonderes Studium der selten in denselben vorkommenden Petrefacten mit Sicherheit ihr Alter angeben kann. Sie scheinen jedoch einer sehr jungen geologischen Periode anzugehören und nehmen wahrscheinlich den größten Theil des Innern südlich von der Kingsbai ein. Ein besonderes Interesse gewähren sie dadurch, daß in ihnen Braunkohle, fossiles Holz und ganz deutliche Abdrücke von Laub angetroffen werden."

Eine andere, gleichzeitige, aber von der erwähnten unabhängige Expedition ist die Lamont's. Auch sein Bericht, der vorläufig von ihm in der Londoner geologischen Gesellschaft vorgetragen wurde, ist höchst interessant. Lamont's Untersuchungen erstrecken sich auf die nächsten Umgebungen des Stour-Fjord, der nach der Ansicht des Reisenden ein die Insel theilender Sund, nicht aber ein Golf ist. Von seiner Einfahrt ungefähr dreißig Meilen in's Innere zeigt derselbe eine fast nur aus den steilen Abfällen von zwei oder drei ungeheuern Gletschern bestehende Küste, während das Wasser im Sunde selbst seicht und selten bis zu sechzehn Faden tief ist. Im obern Theile des Sundes wird viel Treibholz, so wie Wrackstücke angetroffen; eben so Knochen und Skelete von Walfischen. Selbst an dreißig Fuß über der Hochwassermarke und mehrere Meilen landeinwärts hat der Reisende Treibholz und Walfischknochen vorgefunden, während auch auf den „Tausendinseln" hoch über dem Wasserstande Skelete jener Thiere gesehen wurden. Aus diesen und andern Umständen, so namentlich aus der Thatsache, daß das Meer an den Küsten sehr seicht ist, glaubt Lamont schließen zu müssen, daß Spitzbergen und die benachbarten Inseln in einer steten Emporhebung begriffen seien und zwar, daß diese Emporhebung selbst mit größerer Geschwindigkeit vor sich gehe, als dies für einzelne Punkte Norwegens bewiesen worden ist.

Goldlager in den Rocky-Mountains.

Während vom Fraserflusse in British-Columbia immer noch die glänzendsten Berichte über die im vorigen Jahre entdeckten Goldlager einlaufen, soll auch, wie einem deutschen Blatte aus New-York berichtet wird, in dem Goldlande des Felsengebirges mit dem Beginne dieses Sommers ein ganz unerwarteter Wechsel eingetreten sein. Während noch Tausende enttäuschter und verzweifelter Goldsucher sich durch die Wüsten von Kansas hungernd, ja zum Theile verhungernd, nach Hause zurückzuschleppen suchten, fanden die Zurückgebliebenen — si fabula vera — plötzlich im Gebirge goldhaltiges Quarzgestein, dessen Reichthum an Metall Alles, was bisher in Californien oder Australien dagewesen ist, in den Schatten stellen soll. Es wird versichert, daß einzelne Arbeiter für zwanzig bis hundert Dollars Gold in einem Tage gewinnen könnten. Diesmal werden die märchenhaften Berichte — was bei den ersten nicht der Fall war — auch durch Goldrimessen nach dem Osten beglaubigt, und kommen diese auch noch nicht in solcher Menge, daß sie den an's Fabelhafte grenzenden Berichten über das massenhafte Vorhandensein des edeln Metalls einigermaßen entsprächen, so findet man in ihnen doch die Gewähr für einen mindestens auskömmlichen Bergwerksbetrieb. Alle die kühnen Phantasien, welche sich an die ersten Berichte knüpften, beleben sich jetzt von Neuem. Man schwärmt wieder von einer ganzen Kette neuer Staaten zwischen dem Missouri und dem Stillen Ocean, von der Vorschiebung des politischen und commerciellen Schwerpunktes des Landes nach St. Louis und was dergleichen mehr ist. Eine ferne Zukunft in den nächsten Vordergrund zu rücken, versteht der Amerikaner meisterlich. Seine Schwärmereien für die Zukunft seines Landes oder dieser und jener Gegend desselben erinnern oft unwillkürlich an Hogarth's Caricatur der Perspective.

Reisebriefe aus Rußland.

Geschrieben zur Zeit der Kaiserkrönung, Herbst 1856,

von einem Augenzeugen.*)

Den 19. August 1856.

Wir fuhren heute nach Kronstadt, und ein Officier von hohem Rang machte unsern Führer, was unendlich interessant und lehrreich war, denn, einmal verstand er die Sache, und dann war er vollkommen offenherzig. Man macht wohl überhaupt kein Geheimniß mit dieser Festung. Admiral Napier hat so eben volle acht Tage dort zugebracht, und man hat ihm Alles gezeigt. Daran thut man sehr wohl, denn diese imposanten, thurmartigen Werke lassen sich auch von außen

*) S. Monatshefte VI. S. 226.

sehr leicht recognosciren, und außerdem — gewinnen sie bei näherer Bekanntschaft. Man hat viel von plattirten Mauern gesprochen, von Casematten, die beim Schießen der eigenen Geschütze zusammenfallen. Wie weit das in Sebastopol der Fall gewesen sein mag, weiß ich nicht. Ich fand die Frontmauern des noch im Bau begriffenen Kronslot 10 Fuß dick; sie sind aus reinem Granit vom Onegasee, der weniger Glimmer hat und noch härter ist als der finnische. Die Gewölbe sind aus Quadern sehr schön aufgemauert. Das Fahrwasser wird, je näher an Petersburg, immer enger. Bei der Insel Kronstadt bildet es einen nur etwa 1000 Schritt breiten Canal. Zu beiden Seiten desselben erheben sich nun die gewaltigen Werke, rechts Risbaseck und Kronslot, links Alexander, Peter der Große, Mentschikoff und andere kleinere. Sie haben bis zu drei Etagen Casematten, und darüber die Plattformen, und kehren allein nach der Seite der Durchfahrt 50 bis 60 Geschütze, alle vom schwersten Caliber. Da liegen die gewaltigen Paixhans, welche Hohlkugeln von über 1 Fuß Durchmesser mit größter Präcision schießen, Löcher anrichten, welche gar nicht mehr gestopft werden können, und die, wenn sie im Innern des Schiffes crepiren, unendliche Verwüstung bewirken. Hier zwischen durch auf Petersburg zu segeln, ist rein unmöglich, wie sollte man auch zurückkommen. Es werden überdies noch zwei Linienschiffe quer vorgelegt, und schwimmende Floßbalken eingeschoben. — Wie imposant nun auch diese Riesenschlösser aussehen, so wäre es unstreitig besser gewesen, dieselbe Zahl an Geschützen auf niedrigen Batterien zu placiren. Theils fand man aber den Bau schon vor, theils hätte man dann sehr ausgedehnte Linien erhalten. Nun hat man schon jetzt, bei einer Wassertiefe von 19 Fuß, im morastigen Grunde die Fundamente legen müssen, und diese Arbeit soweit auszudehnen, wäre unendlich kostbar und mühsam geworden. So bieten freilich die hohen, breiten Mauerflächen dem Schiffsgeschütz ein nicht zu fehlendes Ziel, und es fragt sich, ob man sie nicht aus sehr großer Ferne in Bresche legen kann. Großfürst Constantin hat gegen Risbaseck auf nahe Entfernung (140 Klafter) mit schwerem Geschütz feuern lassen. Am tiefsten drang der lange Sechsunddreißigpfünder ein, aber doch nur 8 Zoll; die Kugel fiel in Splitter. Man müßte daher lange schießen, um auch nur einen Theil der Festungswerke unbrauchbar zu machen. Auch haben die Russen die Erfahrung von Sweaborg nicht ungenutzt gelassen. Ich fand eine große Zahl neuer Sechzigpfünder, von solcher Metallstärke, daß sie eine Ladung von 18 bis 20 Pfund Pulver vertragen, und dann die ungeheure Tragweite von über 4 Werst oder beinahe 3/4 deutsche Meile haben.

Schon früher hatte man die Umgehung der Festung durch Fahrzeuge von geringem Tiefgang dadurch unmöglich gemacht, daß man eine Reihe von Steinkisten, bis 3 Fuß unter der Oberfläche des Meeres, von Kronstadt bis zur finnischen Küste versenkte. Da diese Linie aber zu weit zurückliegt, und es möglich war, die Stadt aus flachen Fahrzeugen zu bombardiren, hat man die Arbeit nicht gescheut, eine neue Linie weiter vorwärts anzulegen, und auch südlich bis Oranienbaum und bis zur Ingermann'schen Küste fortzuführen. Diese über drei Meilen lange Sperre ist in der Breite von einer Werst mit Pfählen dergestalt verrammelt, daß kein Schiff, auch das kleinste nicht, mehr durch kann. Eine Landung an der Westspitze der Insel könnte nur unter dem Feuer der großen Forts bewerkstelligt werden. Sie würde dann auf zwei Linien von Feldwerken, und schließlich auf die sehr starke, casemattirte Fronte der Festung Kronstadt stoßen. — Ich würde den Angriff auf diesen wichtigen Punkt für unmöglich halten, wenn nicht ein neuer Feind erstanden wäre, gegen den man bis jetzt ein sicheres Mittel nicht hat. Dies sind die Bombardierschiffe, große Dampfschraubenfahrzeuge mit Geschützen des allerschwersten Calibers, die vorn eine Brustwehr haben, welche mit 4 Zoll dickem Schmiedeeisen belegt ist. Selbst die schwerste Kugel bringt da bei 600 Schritt Entfernung nicht mehr durch, man mag feuern so viel man will. Wurfgeschoß ist zu unsicher, und submarine Minen desgleichen.

Wenn es den vereinten Kräften der größten Seemächte nach unendlichen Opfern gelungen ist, Sebastopol zu zerstören, so ist das Rußland sehr schmerzlich gewesen, mehr noch in moralischer als materieller Hinsicht. Wenn aber eine Flotte Kronstadt passirte und Petersburg abbrennte, so wäre das ein tödtlicher Streich. Unermeßliche Reichthümer, fast der ganze Handel würden zerstört, und es wäre denkbar, daß der Sitz der Regierung noch einmal nach Moskau zurückgedrängt würde. Kein Preis kann zu hoch sein, um das zu hindern.

Petersburg, den 20. August.

Es war ein kalter, windiger Regentag und unser Dampfschiff brauchte zwei Stunden, um zwischen den unzähligen schwarzen und weißen Tonnen hindurch, welche das gewundene, enge Fahrwasser bezeichnen, bis zur Mündung der Neva zu gelangen. Da der starke Ostwind das Wasser aus dem finnischen Meerbusen hinaustreibt, so sah man rechts und links große Sandbänke und Schlammflächen. Auch

das Einlaufen in den gewaltigen Nevastrom bietet nichts Schönes dar, bis man sich der Isaaksbrücke nähert, wo das Dampfschiff anlegte. Die dort aufgestellten Equipagen brachten uns durch den prachtvollsten Theil der Stadt, über den Admiralitätsplatz, am Winterpalais vorüber, längs der englischen Quays nach dem sogenannten Francuski Dwor. Es ist dies das frühere französische Botschafterhotel, welches aber seit 1838 eingezogen, und mit der Eremitage dem ungeheuern Winterpalast als kaiserliche Wohnung hinzugefügt ist.

Das üble Wetter mag wohl viel dazu beigetragen haben, daß Petersburg auf den ersten Anblick weit hinter meinen, allerdings hochgespannten, Erwartungen zurückgeblieben ist. Man fand bei Gründung der Stadt solchen Ueberfluß an Raum, daß man dabei mit der größten Verschwendung zu Werke ging. Die Straßen sind fast doppelt so breit wie in Berlin, sie erscheinen daher öde, und die Häuser, obwohl meist dreistöckig, doch niedrig; dies wird sich nie ausgleichen, wenn auch überall noch ein Stockwerk aufgesetzt würde, was kaum geschehen dürfte, da man sich überall noch in Länge und Breite ausdehnen kann. Eine andere Consequenz dieser weiten Straßen ist, daß sie schlecht erleuchtet und besonders schlecht gepflastert sind. Was gehört nicht dazu, allein die Fläche des Admiralitätsplatzes zu pflastern! — Dazu kommt die sumpfige Natur des Untergrundes, welche der Pflasterung keinen festen Halt gibt, und dieselbe ist denn auch in der That, selbst in den vornehmsten Theilen der Residenz, so schlecht wie in einer Provinzstadt. Endlich stört mich das Material, aus welchem man baut, nicht sowohl, daß in den entfernteren Theilen der Stadt noch manches Haus aus Holz gefügt ist, sondern daß durchgehend der Ziegelbau angewendet werden muß. Die Russen haben eine Vorliebe für Balcons, und besonders für Säulen, die beide in diesem rauhen Klima gradezu widersinnig sind. Eine runde Säule aus Ziegelstein, mit Kalk abgeputzt, ist an sich ein unglücklicher Gedanke. Auch an den Häusern erkennt man bei der beständigen Feuchtigkeit die stete Reparaturbedürftigkeit des Materials. Die Fenster sind eng, und neben dem attischen Peristil und den flachen Giebeln herrscht der reine Casernenstil.

Ich richtete mich zunächst in meiner Wohnung ein, welche, hochgelegen, einen prachtvollen Blick über die Neva und ihre Inseln gewährt. Es fehlt hier nur ein Hintergrund und Sonne. Nach dem Frühstück fuhren wir sogleich nach der Isaakskirche, deren reich vergoldete Kuppeln wir schon von Peterhof und Kronstadt erblickt hatten. Dies ist in der That ein prachtvoller Bau. In Widerspruch mit Allem, was ich bisher gesagt habe, ist dieser Gottestempel aus dem solidesten, kostbarsten Material errichtet, welches man irgendwo, Rom und Egypten nicht ausgenommen, nur finden kann, nämlich nur Granit, Marmor und Erz. Die Isaakskirche liegt auf dem schönsten, freien Platze der Stadt. — Ganze Wälder von Masten sind in die Erde gerammt, um ihr eine feste Unterlage zu gewähren. Breite Granitstufen führen zu der Plattform empor, auf welcher sie sich erhebt. Die Figur ist im Grundriß ein Kreuz, dessen Arme von Ost nach West doppelt so lang sind, als von Süd nach Nord, wo die Haupteingänge sich befinden. Der Altar steht in dem langen, östlichen Arm, und ist durch die Ikonostase oder Bilderwand von dem übrigen Theil der Kirche abgetrennt. Die Eingänge von Nord und Süd werden gebildet durch zwei von Säulen getragene Peristile, welche genau dem des Pantheon nachgebildet sind, und gewiß auch keine kleinern Dimensionen haben. Denn diese Säulen sind 56 Fuß hoch, 7 Fuß dick, jede aus einem einzigen Granitblocke. Sie haben genau die Ausmessungen der berühmten Säulen von Baalbeck in Syrien, nur daß diese aus drei Stücken bestehen, während die finnischen Sümpfe solche zusammenhängende Felsmassen geliefert haben, wie man sie nur noch in Oberegypten gefunden. Etwas Aehnliches erinnere ich mich nur in Rom gesehen zu haben, in der Kirche Maria degli Angeli, wo die vier Säulenmonolithen von Granit aus den diocletianischen Bädern stehen. Das Feld des Frontispices ist ausgefüllt mit Alti-relief von Bronze; es mögen Hunderte von eroberten Geschützen darin stecken. Mächtige Thürme von demselben Material mit wunderbar schöner Sculptur führen in das Innere der Kirche. Dort nun erinnert die ganze Anordnung an St. Peter. Es sind dieselben gewaltigen, viereckigen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, aber diese hat nur 60 Fuß Durchmesser, während das Pantheon, St. Peter, die Kuppel des Doms von Florenz, St. Sophia in Constantinopel und selbst St. Paul's in London eine mehr als doppelt so große Spannung haben. Das Innere der Isaakskirche macht daher lange nicht den überraschenden und schönen Eindruck, wie wenn man in das Pantheon tritt, wo man auf einen Blick 2000 Quadratfuß Raum überblickt, welcher von einer einzigen Wölbung überdacht ist. Die byzantinischen Kuppeln sind alle eng und hoch, oft thurmartig, wie im Mainzer Dom. Die der Isaakskirche wird von 24 Säulen getragen, wie die Kuppel der Johanniskirche in Potsdam. Auch diese sind sämmtlich Granitmonolithen, mit Bronzecapital, und darüber erst wölbt sich das reich

vergoldete Dach, in Form, nicht eines Segments, sondern einer Halbkugel. Die ebenfalls vergoldete Laterne überragt das Ganze, über ihr das Kreuz; sie ist eine Wiederholung der Kuppel im Kleinen. Durch die allerdings hohen Fenster der Kuppel kommt nun alles Licht in das Innere, welches daher ein mystisches Halbdunkel zeigt, wie man es in russischen Kirchen liebt, was aber hindert, die ganze Pracht des verwendeten Materials zu bewundern. In der Ikonostase stehen, zunächst der Kaiserpforte, zwei kolossale Säulen, ganz von Lapis-lazuli, dann sechs von Malachit. Natürlich sind diese Säulen nur incrustirt, da man von diesen kostbaren Steinen nie große Stücke findet. Die Höhe der Kuppel beträgt über 300 Fuß, zur Spitze des Kreuzes 340 Fuß, etwa die Höhe der Magdeburger Thürme.

Mit den russisch-griechischen Kirchen dürfte etwas Großartigeres nicht zu erreichen sein. Sie schließt die heitere Pracht der römisch-katholischen Kirche, wie sie vom heidnischen Alterthum überkommen ist, eben so aus, wie das himmelanstrebende, lange Schiff und den Thurmbau des germanischen Stils. Die unerläßliche Nothwendigkeit, das Allerheiligste durch die Bilderwand abzuschließen, gestattet ohnehin nicht den freien Ueberblick des Ganzen. Die schweren Pfeiler nehmen einen sehr großen Raum ein, und sind durch die, weniger Seitendruck ausübenden, engen Kuppeln kaum motivirt. Was unter solchen Bedingungen zu leisten ist, hat die Isaakskirche gelöst, und Niemand wird sie ohne Bewunderung verlassen. Auch haben zwei Anordnungen gestört. Die Sculptur ist von der russischen Kirche streng ausgeschlossen, und selbst das Bilderwerk der riesenhaften Bronzethüren ist schon eine Ausnahme. Man hat hier aber kolossale Engelfiguren von Erz und vergoldet zwischen die Fenster der Kuppel gestellt, welche nach meinem Gefühl das Ganze drücken und kleiner erscheinen lassen, als es wirklich ist. Dann erblickt man durch die Kaiserthür der Ikonostase das vorliegende Fenster, durch einen Christus in Glasmalerei ausgefüllt, die in München verfertigt, an sich außerordentlich schön ist. Aber die Farben der Glasmalerei sind so intensiv, daß sie mit der ganzen übrigen Pracht der ohnehin aus der Kuppel nur schwach beleuchteten Ausschmückung in Mißklang stehen und diese ertödten. Empfinge die Kirche überhaupt ihr Licht durch Fenster, so möchte es gehen. Aber in den matten Dämmerschein der Kuppel schreit dies Glasgemälde hinein, so daß da, wo man es sieht, selbst Lapis-lazuli und Malachit erbleichen. — Der ganze riesenhafte Prachtbau ist durch Kaiser Nikolaus ausgeführt, der überhaupt für Petersburgs Verschönerung mehr als irgend einer seiner Vorgänger gethan hat. Fertig hat er sein Werk nicht gesehen, man arbeitet noch an dem Innern.

Nach Tisch fuhren wir eine Tour durch die Newskyperspective. Peter der Große setzte nicht das Schloß, sondern die hohe, vergoldete Spitze des Admiralitätsthurms zum Mittelpunkt seiner Stadt, die vor Allem durch die Schifffahrt zur Verbindung mit Europa werden sollte. Von diesem Punkt aus ziehen sich radienförmig die drei Hauptstraßen, die Newskyperspective, die Erbsen- und die Himmelfahrtsstraße gegen Süd und Südost. Die übrigen Straßen wurden danach regulirt. —

Correspondenz.

B. L., O.-L in Erfurt. Die von Ihnen beschriebenen, in den größeren Thälern vorkommenden Ablagerungen von Gebirgsschutt und ähnlichem Trümmergestein nennt Naumann (siehe dessen Lehrbuch der Geognosie, Bd. 1. S. 363) „Schwemmkegel;" Deluc (Lettres sur l'histoire de la terre, t. 2. p. 67) benannte sie einfach mit „Cônes," Yates (in Edinburg new philos. journ. T. 11. 1831. pag. 1) mit „obtuse cones," Elie de Beaumont mit „talus d'entrainement" und Martins mit „deltas inclinées" oder „cônes d'éboulement." Ihre Entstehung ist leicht zu erklären, denn sie sind nichts Anderes als Massen von Gebirgsschutt, welche aus dem Seitenthale durch das Wasser herabgeschwemmt und in der Sohle des Hauptthals abgesetzt und ausgebreitet wurden.

B. E. in Dessau. Aus der neuesten Literatur der Entdeckungsgeschichte Amerika's nennen wir Ihnen neben Peschel's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" namentlich Dr. Kunstmann's „Entdeckungsgeschichte von Amerika" in den „Monumenta Saecularia" der baierischen Akademie der Wissenschaften. Vor Allem ist aber das classische Werk A. von Humboldt's „Examen critique de l'histoire des connaissances du Nouveau Monde" rühmlichst zu erwähnen. Eine treffliche Uebertragung dieses Werkes ist von Ideler besorgt worden.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.